Auslesungen
in
vermischten Erzählungen.

Herausgegeben
von
Karl Borromäus Freih.
von Müllitz.

(Erstes Bändchen)

Erfurt, 1819.
G. A. Keyser's Buchhandlung.

19 A 451

Zueignung

an

meinen Freund

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Dem Kinde gleich, in eines Gartens Mitte,
Darinnen Flora's ſchönſte Gaben prangen,
Die duft'gen Kelche ihm entgegen hangen,
Als wär', gepflückt zu ſeyn, die ſtille Bitte:

So wandelte ich mit unſicher'm Tritte
Im Reich der Dichtkunſt, das mir aufgegangen;
Mir Straus und Kranz zu winden voll Verlangen,
Doch kannt' ich Neuling, weder Brauch noch Sitte.

Da trateſt Du herbei mit güt'gen Mienen,
— Wie dort der Gärtner zu dem Kind
getreten —
Und lehrteſt mich die vollen Kränze winden.

Mag ich nun einſt mir manch ein Lob
verdienen,
Viel Schönes pflückend von den duft'gen
Beeten —
Du biſt's, von dem ich lernte Sträußer binden!

Inhalt.

Zur Unmöglichkeit. Eine Erzählung. Seite 1

Das Mädchen aus den Apenninen. Eine Erzählung . . . . . — 83

Polybius. Eine Erzählung. . . — 109

Mac-Elean und Knudson. Eine norwegische Geschichte. . . . . — 161

Das Gleichgewicht von Europa. — 235

Zur Unmöglichkeit.

Eine Erzählung.

Der dicke Kammerjunker von Altenſtein ſaß behaglich in der Ecke des weich gepolſterten Sopha's, auf dem er ſeine gewöhnliche Sieſte gehalten. Indem er, faſt gedankenlos, die Papiere und Bücher anſah, die halb zwiſchen, halb hinter den Kiſſen hervor guckten, fiel ihm die diesjährige Karlsbader Liſte der Brunnengäſte in die Augen. Mechaniſch nahm er ſie auf, und durchlief die Namen der Fremden, die Schilder der Häuſer, innerlich lächelnd, wenn er fand: daß hier ein Pater Kapuziner bei der türkiſchen Kaiſerin, ein bekannter Spieler und Erzgauner im guten Hirten, dort ein Accisbeamter im Auge Gottes, und eine der erſten Eleganten in den drei Bauern wohne. Aber ſein Lächeln ward lautes Gelächter, als er bei dem Namen eines Frem-

den das Hausſchild „Zur Unmöglichkeit“ beigeſetzt fand. „Nun wahrhaftig — rief er lachend — das iſt der tollſte Einfall, den es gibt. Einem Hauſe, das man gern vermiethen will, ein ſolch verwünſchtes Schild zu geben! Das muß ja jeden abſchrecken, der etwa, hinein zu ziehen, Luſt gehabt hätte! Und wie ſinnreich mag der berühmte Künſtler erſt die gemalte Unmöglichkeit vorgeſtellt haben! Ha ha ha! Wahrhaftig, wenn ich je wieder nach Karlsbad reiſte, in dem Hauſe müßte ich wohnen!“

„Du biſt ja entſetzlich vergnügt, Herr Bruder! — ſagte eintretend der Obriſt Graf Hallwyl — und ſprichſt und lachſt ſo laut mit dir ſelbſt? Man pflegt wohl ſonſt zu ſagen, wer mit ſich ſelbſt ſpricht“ —

„Schon gut, ſchon gut — fiel der Kammerjunker ihm in die Rede — ich weiß eben ſowohl, was man zu ſagen pflegt, als warum du ſeit einiger Zeit deine Galle gegen mich ergießeſt. Du kannſt mir's immer noch nicht vergeben, daß ich meinen Neffen nicht deine Tochter heirathen laſſen will!“

„Ja — fuhr der Obriſte heraus — das werd' ich dir auch nicht vergeben, ſo lange mir die Augen offen ſtehen. Zwanzig Jahre

lang

lang war das unſer gemeinſchaftlicher Lieblingsplan. Auf ein Mal weht's dich wie ein Schnupfen an, daß Franz Roſalien nicht heirathen ſoll, weil —"

„Weil du deiner Tochter kein Vermögen mitgeben kannſt; weil Franz ein heilloſer Verſchwender iſt, was ich freilich vor zwanzig Jahren nicht voraus ſehen konnte!"

„Meine Familie iſt älter, als die des Mädchens, das du ihm beſtimmſt!"

„Wer läugnet das?"

„Dazu liebt dein Neffe das Fräulein Eßlinger gar nicht."

„Mein Neffe liebt Niemanden als meinen Beutel, Herr Bruder; und ſo darf ich nicht fürchten, durch meine abſchlägige Antwort der liebenswürdigen Roſalie das Herz zu brechen. Was weiß ſo ein junger Sauſewind von Liebe! Fräulein Eßlinger iſt eine reiche und beſonnene Dame von ruhigen Jahren, die wird ihn ſchon zahm machen. Auch deiner Liebe iſt er nicht werth. Sieh', Bruder Obriſt! du weißt, ich hielt ihm ſonſt immer noch die Stange: aber ſeit den letzten Berichten vom Regimente, nein! es iſt zu toll, glaub' mir, es iſt ein wüſter Menſch!"

Nun dann, ſo gib mir ihn, um ihn zu

retten

retten — sagte der Obrist. Ich will nicht länger hinterm Berge halten, ich habe Nachrichten von ihm. Er ist nicht auf Schloß Ehrenberg, beim alten Esling, wie du glaubst: sondern in Karlsbad, wo er mit einer Schauspielerin lebt!"

„Mit einer Schauspielerin — fragte der Kammerjunker entsetzt — in Karlsbad?"

„In Karlsbad, wie ich dir sage. Er wohnt in der Unmöglichkeit!"

Ha ha ha! — lachte Altenstein aus vollem Halse, mit der rechten Hand auf die goldstoffene Weste schlagend — Ha ha ha!

„Nun was lachst du denn auf ein Mal wie toll?"

„Ha ha ha, zur Unmöglichkeit! Ha ha ha!"

„Bruder Kammerjunker! — sagte der Obrist empfindlich — bald werde ich glauben, daß mein vorhin angeführtes Sprichwort Recht hat. Erst sitzest du ganz allein im Zimmer, und sprichst laut mit dir selbst, dann erzähle ich dir von einem Streiche deines Neffen, der dich in die Grube bringt; und statt aller Antwort lachst du wie ein Kobold!"

„Vergib, lieber Hallwyl — sagte der Kammerjunker, sich die Augen trocknend — das närrische

närrische Haus, zur Unmöglichkeit genannt, hat mich heut' schon viel lachen machen. Nun willst du wieder wissen, daß Franz in Karlsbad seyn, und in dem Hause wohnen soll; und ich weiß gewiß, daß das wieder eine neue Unmöglichkeit ist. Ha ha ha! Da — er reichte ihm die Badeliste — da stehen alle Fremde nebst ihren Wohnungen aufgezeichnet; findest du meinen Neffen drunter, so verschlinge ich das Buch auf der Stelle!"

Der Obrist antwortete nichts, und suchte nur ämsig in der Badeliste. „Da steht's ja klar! — rief er auf ein Mal — und nur deine gute Laune konnte es übersehen?"

„Was steht da — unterbrach ihn Altenstein — wo steht's?"

„Dahier! „„Am 3. Jun., Hr. Doberling und Mad. Wellenrodt, Schauspieler, wohnen zur Unmöglichkeit.""

„Nun?" fragte der Kammerjunker.

„Nun? — erwiederte Hallwyl — merkst du noch nichts? Sieh nur dem Herrn Doberling recht in's Gesicht. Do-ber-ling; heißt denn das nicht ganz klar, wenn man die versetzten Buchstaben wieder an Ort und Stelle bringt, Berolding, und ist denn

das

das nicht der Name deines Schweſterſoh-nes?“

Der Kammerjunker buchſtabirte noch immer. „Und dennoch — brach er endlich aus — dennoch ſag' ich, es iſt unmöglich, und bleibt unmöglich! Der Chef ſeines Regimentes; der alte würdige General Wether, mein Jugendfreund, der Erzieher unſers Fürſten — mon frére, überleg' was das ſagen will — hat mir verſprochen, ihm nirgends als nach Ehrenſtein Urlaub zu geben. Iſt es nun alſo wahr, daß er nicht in ſeiner Garniſon iſt, ſo kann er nirgends anders, als in Ehrenſtein ſeyn!“

Gott ſich mir bei — ſagte der Obriſt — das heißt raiſonnirt, wie ein Kammerjunker.

„Hallwyl, ich verbitte mir.“

Nun, bei des großen Moguls Bart! begreifſt du denn die Möglichkeit nicht, daß ein junger, loſerer Gardelieutenant an einen andern Ort reiſt, als wohin er Urlaub genommen? Dein alter, caduker General wird ihm nicht nachreiſen. Ja, was noch mehr iſt — ſetzte der Obriſt, ſeiner Jugendjahre gedenkend und ſich erhitzend, hinzu — es iſt ſogar ſehr denkbar, daß ihn der General begleitet, und durch des jungen Menſchen

Liſt, wider ſeinen Willen, ſelbſt nach Karls-bad muß!

„Es wird gewaltig windig hier, Herr Bruder!“ — ſagte der Kammerjunker achſelzuckend.

„Schon gut, ſchon gut; ſpotte du nur. Weil ſo eines Kammerjunkers unſchuldiger Lebenslauf darin beſteht, der Prinzeſſin Fächer zu ſchultern, und ſich in einer Polonoiſe mit einer alten cacheltiſchen Obriſthofmeiſterin im Kreiſe herum zu drehrn: ſo begreift er freilich den kecken Muthwillen eines jungen Soldaten nicht!“

„Ho ho Bruder! ich war Page — entgegnete der Kammerjunker im ſtillen Selbſtgefühl — das will was heißen, und ich hoffe ſo viel tolle Streiche gemacht zu haben, als ein anderer!“

„Euer Höchſtes war doch nur, einen Teller mit Deviſen zu unterſchlagen; oder einem unſchuldigen Hofbedienten ein Loch in die Rocktaſche zu ſchneiden, ſo daß er Paſteten, Backwerk, Sauce und Confituren, kurz alle ſein geſtohlenes Gut nach und nach verlor, und ſo unwiſſend ſeine Spur ſelbſt bezeichnend, ſein eigner Ankläger beim lauernden erſten Hofmarſchall werden mußte!“

„Nun,

„Nun, nun — erinnerte Altenſtein — wir haben auch Liebesaffären gehabt!“

„Nur du nicht — lachte Hallwyl — dein guter Appetit beim Schweitzerbäcker, und beim Reſtaurateur in der Oper, ließ dich immer die Stunde des Rendezvous verſäumen Ich vergeſſe es nie, wie du mir dein Abentheuer mit der hübſchen Paſtetenbäckerstochter erzählt haſt.

Das Rendezvous war dies Mal die Kuchenkammer des Vaters im fünften Stocke. Schlank und in völliger Livrée, weil ihr Pagen ſpäter noch Dienſt hattet, ſchlüpfteſt du ſehnſüchtiger Liebhaber eine Stunde früher hinauf. Da ſtanden Stollen, Wecke, Striezel, Gugelhopfe, und wie die herrlichen Gebäcke alle heißen, ſüß duftend um dich her. Am allermeiſten aber reizte dich ein koloſaler Kuchen, eine ſogenannte Bábe, die, ihrer Größe nach zu urtheilen, für ein ganzes Offizierkorps gebacken ſchien. Vergeſſen waren Hannchens Reize und die verſprochenen ſüßen Küſſe. Du konnteſt nicht widerſtehen — —

„Alte Geſchichte! — murmelte der Kammerjunker verdrießlich. Nun ja, ich aß —

Ja ja, du verzehrteſt die ganze, vielleicht

zwölf

zwölf Pfund ſchwere Bäbe. Hätte nur der ſchwere Stoff den leichten Pagen nicht an die gemeine Erde gekettet! Denn als nun Hannchen endlich kam, da kauerteſt du wie ein Froſch am Boden, dein Geſicht war kirſchbraun, die ſilberbeſetzte Weſte drohte zu platzen, und du ſchrieſt ſo kläglich „„Bäbe, Bäbe!““ daß Hannchen in der Angſt das von rannte, und den Altgeſellen des Vaters holte, der gegen eine billige Vergütung ſchwieg, und dich, der nicht gehen konnte, wie einen gefangenen Vogel an den gelben Fittichen über die Straße trug, und dem menſchenfreundlichen Pagenhofmeiſter einhändigte, von dem du, zu allmählichem Verflüchtigungsproceß, auf acht Tage in die Speckkammer*) logirt wurdeſt. Nein! da haben wir bei der Garde du Corps doch viel nobiere Streiche gemacht.“

„Sehr nobel — fiel der Kammerjunker ein — in der engen Allee, die alle ehrliche Menſchen nach der Oper paſſiren mußten, im härteſten Winter, ſchwache Dräthe von einem Baume quer über den Weg zum andern zu ſpannen: ſo daß die erfrornen Fußgänger

*) Speckkammer. An manchen Höfen der Pagenkerker.

gänger sich wie die Krammetsvögel bald mit den Füßen, bald mit den Köpfen fingen, darüber hinschossen, und ein Schnurren von den gewaltsam zersprengten Saiten entstand, als ob die Maikäfer summten.“

„Mein schönster Streich — lachte der Obrist — war doch, wie ich mich auf dem Balle an der alten Hexe rächte, die nicht leiden wollte, daß ich ihrer schönen Pflegebefohlnen die Cour machte. Eine Portechaise, eine Portechaise! quäckte die alte Katze, als die Fete zu End' war, und es wie mit Kannen goß. Schnell trabte mein Kammerad Wildstein und ich, im Portechaisenträgercostüm, mit unserm theuer bezahlten Kasten vor. Die Alte setzte sich wohlgemuth ein. Aber kaum war sie darin, so erhob sie ein fürchterliches Geschrei; was man freilich beim Rollen der Wagen nicht sonderlich hörte, und worauf wir keinesweges Acht gaben. Wir hatten nämlich den Fußboden herausgeschlagen, und blos locker wieder eingelegt; so daß die holde Dame, als wir die Chaise aufhoben und davon liefen, keineswegs getragen wurde, sondern zu Fuß im raschesten Geschwindschritt mit uns über Brücken und Straßen, durch Stadt und Vorstadt im

ent-

entſetzlichſten Schmutz rennen mußte. Gegen vier Uhr des Morgens kamen wir endlich vor ihrem Hauſe an, ſetzten nieder und warteten natürlich nicht auf die Bezahlung. Die alte durch und durch gebadete Lobendahl mag gut geſprudelt haben, als ſie endlich von ihren Leuten erlöſt ward!“

„Frau von Lobendahl! — ſagte der Kammerjunker. Charmant, davon haſt du mir nie etwas erzählt. Das war meine Tante.“

„Pardon, Bruder Altenſtein! aber es war doch eine häßliche Meerkatze!“

„Freilich, weder ſo hübſch noch ſo leichtſinnig, als eine gewiſſe junge Gräfin Hallwyl!“

„Meine Schweſter war luſtig, ausgelaſſen — verſetzte der Obriſt — aber nicht leichtſinnig. Niemand kann ihr einen Liebeshandel nachſagen.“

„Einen freilich nicht!“ meinte der Kammerjunker ſpitz.

„Herr von Altenſtein — fuhr der Obriſt hitzig auf — das fordert Genugthuung! Ich erwarte Sie morgen um vier Uhr am Niederauer Walde auf Piſtolen!“

„Mein Gott, Graf Hallwyl, wie ſoll

ich

ich dahin kommen? Reiten und gehen kann ich nicht ſo weit, und die Wege ſind ſo grundböſe zum Fahren, daß ich todt auf den Wahlplatz komme?

„Meinethalben ſpünden ſie ſich in ein Faß Materialwaaren, und ſenden ſich mit der Poſt dahin ab.“

„Vom General Weiher, durch Expreſſen — ſagte Altenſteins eintretender Kammerdiener, der einen Brief brachte. Eilig riß Altenſtein den Brief auf, und überflog ihn. Verflucht — rief er aus — mein Neffe iſt fort, ſchon ſeit zehn Tagen.“

„Nach Ehrenſtein ganz gewiß!“ ſagte der Obriſt ironiſch.

„Nein! kein Menſch weiß, wohin. Weiher ſchreibt, er habe Urlaub nach Ehrenſtein gefordert und erhalten, und einen Reitknecht mit einem Felleiſen voraus geſchickt. Da man dieſen aber denſelben Abend in der Garniſon geſehen, Beroldingen dagegen nicht zu finden geweſen, und auch erhaltener Nachricht zufolge, er nicht nach Ehrenſtein gekommen: ſo ſey zu vermuthen: daß er, entweder einer Schlägerei oder eines Liebeshandels wegen, in ſeines Reitknechts Livrée die Garniſon verlaſſen, und ſo die Aufpaſſer

irre

irre leitend, eine ganz andere Richtung eingeschlagen habe.“

„Hab' ichs nicht gesagt? — lachte Hallwyl. Ja lerne mich einer die Gardeoffiziers kennen.“

„Was thu' ich nun? — frug Altenstein bestürzt. Herr Obrist, mit unserm Duell muß es einstweilen Anstand haben!“

„Bruder! — erwiederte Hallwyl, ihm die Hand reichend — wir sind wohl ein Paar alte Thoren gewesen, uns zu streiten, wer die tollsten Streiche gemacht! Deine Tante ist todt; meine Schwester ebenfalls. Kümmern wir uns um die Lebenden! Es ist die höchste Wahrscheinlichkeit, daß Herr Doberling in der Unmöglichkeit zu Karlsbad Niemand anders ist, als dein Neffe. Ich rathe dir, reis' hin, sieh' selbst wie alles steht. Vielleicht kannst du durch Nachgiebigkeit und Geld gröſſer Uebel verhüten.“

„Du hast Recht, Bruder Obrist. Das will ich thun. Morgen früh will ich fort.“

Hallwyl hatte es dem Kammerjunker verschwiegen, daß Rosalie eine alte Verwandte nach Karlsbad begleitet hatte. Er hoffte:

die

die jungen Leute, die ſich noch nicht kannten, ſollten durch die Ungezwungenheit des Tons an einem Badeorte einander leicht bekannt und wohl auch lieb werden. Hatte der junge Berolding nur erſt für Roſalien Feuer gefangen: ſo mußte Altenſteins Plan mit Fräulein Eßlinger wohl von ſelbſt ſcheitern. Unmöglich konnte Berolding Roſalien ſehen, ohne ſie zu lieben: denn war ſie nicht eben ſo ſchön als gut, nicht eben ſo klug als liebenswürdig? „Und er? — freilich — ſeufzte Hallwyl — ein Wüſtling iſt er; aber dabei ein braver, ſchöner, tapferer Junge. Ein weiches Herz, Verſtand wie ein Teufel; aber freilich, locker, locker! Nun! Roſalie kennt meine Wünſche, und iſt ja ein Mädchen!“

So ſichere Hoffnungen der Obriſt auch auf die Schönheit ſeiner Tochter, auf die Entzündbarkeit des jungen Mannes gründete: ſo war ihm doch die ausgekundſchaftete Verbindung deſſelben mit der Schauſpielerin Wellenrodt ein ſo unerwarteter und unerwünſchter Vorfall, daß er, das Schlimmſte befürchtend, es vorzog, dem alten Kammerjunker Nachricht davon zu geben, und ihn zur Verhütung einer unſinnigen Heirath,

wo

wo möglich ſelbſt nach Karlsbad zu ſpediren. Wir wiſſen, daß dies Vorhaben gelang, und der dicke Herr von Altenſtein bereits unter Weges iſt.

Der junge Freiherr von Berolding, der in der That eben ſo brav und liebenswürdig, als leichtſinnig und locker war, befand ſich indeß wirklich in Karlsbad, und wohnte Zur Unmöglichkeit, wo auch die ſchöne Clara Wellenrodt Quartier genommen hatte. So gut ihm des Onkels Anſchläge, früher auf Hallwyls Tochter, jetzt auf Fräulein Eßlinger bekannt waren: ſo lachte er doch herzlich der Pläne, welche beide alte Herrn ſchmiedeten, und war feſt entſchloſſen, Jugend und Freiheit aus allen Kräften zu genieſſen. Clara Wellenrodt ſchien ihm eines ſolchen Opfers würdig, und da er, als gut unterrichteter Soldat, die Schwäche ſeines Gegners bald ausgeforſcht hatte, ſo ließ er es an einem ernſtlichen Angriffe nicht fehlen, der ihn auch den erwünſchten Zweck erreichen ließ. Eine Zeitlang ward er Klara's unzertrennlicher Begleiter; allein die Schöne bemerkte nicht ſobald, daß die koſtbaren Geſchenke ihres Anbeters ins Stocken kamen, und daß überhaupt Reichthum nicht zu ſei-

nen Vorzügen gehöre, als ſie auch ſchon anfing, ihr Netz anderweit auszuwerfen. Beroldinq hatte, als Mann von Erfahrung, ein ſolches Ende der Intrigue voraus geſehen, und zog ſich nun um einige Hundert Ducaten und alle ſeine etwanigen Pretioſen, alſo eigentlich um ſeine ganze Habe, ärmer zurück.

Mißmuthig, unbeſchäftigt, von ſeinem erwachenden beſſeren Selbſt mit Vorwürfen gequält, durchſtrich er in einſamen Spaziergangen die nähern und entfernten ſchönen Umgebungen des Orts. An einem herrlichen Abende — die Dämmerung fing ſchon an die Thalwieſen mit dem Silber des Thaues, die Berghöhen mit roſenfarbenem Schimmer zu verzieren — ſtieg er in einer der unwegſamſten, romantiſchen Waldſchluchten herab, die das reizende Karlsbad umgeben. Am Fuße des Felſens begegnete er Roſalien und ihrer Verwandtin, ihm beide völlig fremd, die ſich verirrt, und dem Anſcheine nach, nicht den Muth haben, zu Erſparung eines ungeheuren Umwegs, den etwas hohen Steg zu paſſiren, der über die raſch hinſtrömende Töpel gelegt war. Beroldinq ſah die Verlegenheit der Pilgerinnen, und bot ſich zum

Führer

Führer an. Ein Vorſchlag, den die alte Dame mit Freuden ergriff, und ſich ſogleich feſt in ſeinen Arm einhing, indeß Roſalie nebenher wandelte. Berolding konnte den Blick nicht von der höchſt reizenden Mädchengeſtalt, von den über Alles lieblichen Zügen wenden. Unbegreiflich war es ihm, wo er die Augen gehabt; und er verwünſchte im Stillen ſich, Clara und ſeine Blindheit von ganzem Herzen. Roſalie, die ihren Führer wohl kannte, ihn oft genug zu ihrem Schrecken an Madam Wellenrodts Seite geſehen, konnte ſich die kleine Freude nicht verſagen: ſich ihm, dem ſie — ſie wußte es wohl — völlig fremd war, im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen. Ein Paar Worte der alten Dame in's Ohr geflüſtert, unterrichteten dieſe von Roſalien's Plane, und Julie, wie ſie ſich nun nennen ließ, konnte ihr neckendes Spiel mit ungeſtörter Sicherheit treiben. Ihr Witz war blendend, doch nicht verletzend: ihre Unterhaltung flog zwanglos, wie Schmetterlinge unter Blüthen umher. Ihre Sprache war edel, gut gewählt, und doch ganz frei von jener widrigen Prätenſion, die ſogleich Abſicht verräth, und anſtatt anzuziehen, Langeweile macht. Berol-

ding ſeiner Seits blieb nichts ſchuldig, und Roſalie mochte ſchon einige Mal die Bemerkung gemacht haben, daß es um den intereſſanten, wohlgebildeten, geiſtvollen Wüſtling doch recht Jammer und Schade ſey. Ihre Unterhaltung ward einſylbiger, und gewann unvermerkt ein ernſtes Colorit. Jetzt war man in der Stadt.

„Wem danken wir denn eigentlich unſere Rettung?“ fragte die Alte mit verbindlicher Neugierde.

„Ich heiße Doberling — antwortete der Jüngling — darf auch ich fragen, wem ich das Glück hatte, nützlich ſeyn zu können?“

Ein Kniff Julien's, in der Alten ſtoffenes Kleid, hieß dieſe ſchweigen, die ſchon den Mund geöffnet hatte.

„Fräulein von Kronenfels — fiel Julie präſentirend ein — und ihre Dienerin hier, Julie Berg, Schauſpielerin, und für einige Wochen Geſellſchafterin dieſer verehrungswürdigen Dame.“

„Schauſpielerin? — wollte Berolding fragen — aber Julie bog, unter der Bemerkung, daß es ſehr kühl werde, ſo ſchnell mit der alten Dame um eine Ecke, rief ihm ſo eilig zu: „nochmals vielen Dank für ihre

Be-

Begleitung," daß, als der Jüngling ordentlich zu ſich kam, die beiden Damen verſchwunden waren."

Er war wie bezaubert. Träumend ging er nach Hauſe, träumend warf er ſich auf ſein heuf' ſchlafloſes Lager. Verſchwunden war, vor Julien's ſiegendem Liebreize, jede andere Erinnerung. Er dachte nur ſie, ſah noch immer ihre Geſtalt vor ſeinen Augen, hörte noch immer den Zauberton ihrer Stimme. Für dieß höchſt liebenswürdige Geſchöpf ausſchließlich zu leben, ihr die beſten Fähigkeiten ſeines Geiſtes, die heißeſten Gefühle ſeines Herzens zu weihen, das ſchien ihm ſein unverkennbarer Beruf. Tief ekelte ihn ſeine bisherige Lebensart an, und er fühlte mit Wonneſchauer: er liebe zum erſten Male, wahrhaft.

Kaum bemerkt er in ſolcher Stimmung die wiederholten Zeichen, die ihm Madam Wellenrodt am andern Morgen auf der Promenade gab, ſich ihr zu nähern. Endlich rief ſie ihn bei ſeinem Namen, und er konnte es nun nicht umgehen, ſie völlig gleichgültig zu fragen, was ſie verlange.

„Mein Gott! — redete ſie ihn kokettirend an — Sie ſehen ja ganz abſcheulich präoccupirt

occupirt aus. Sind Sie verliebt? Nun, Ihre Stelle bei mir iſt erſetzt, wiſſen ſie das?"

„Gratulire!"

„Pfui, wie indolent! Aber um Sie recht zu ärgern, ſollen Sie das Original kennen lernen. S'iſt ein alter, dicker unförmlicher, gewaltig reicher Herr. Ein Kammerjunker von Altenſtein."

„Altenſtein? — fiel ihr Verolding in's Wort — nicht möglich!"

„Nichts gewiſſer als das — fuhr Klara fort. Der alte Seladon lorgnirte mich geſtern im Poſthofe *) mit einem Tubus, der ſo groß war, als ob er einen Planeten entdecken wolle. Wahrhaftig! er muß toll verliebt ſeyn, wenn ich ihm in dieſer rieſenhaften Vergrößerung noch gefalle. Ich ſah, daß er mit ſeiner Geſellſchaft ſprach, dann wieder herſah, u. ſ. w. Da mir Equipage und Livree einen reichen Mann verriethen: ſo ließ ich meine Miene ſpringen, und nicht vergebens. Ehe der dicke Herr ſich zum Abſchiede erhob, ließ er mir — freilich originell genug — durch einen Bedienten ſeine Viſitenkarte einhändigen, und mich um eine Stunde bitten,

*) Ein ſehr beſuchter Vergnügungsort in Karlsbad.

bitten, er habe nothwendig mit mir zu ſprechen.“

„Und Sie?“ fragte Berolding haſtig.

„Nun ich warf ihm noch ein Paar zärtliche Blicke zu, lächelte hold, und beſtellte ihn heute Mittag zwölf Uhr. Bin auch entſchloſſen, den reichen Kauz feſt zu halten, nach Befinden zu heirathen.

„S'iſt noch nicht zehn Uhr,“ ſagte Berolding vor ſich hin, und die Uhr heraus reißend.

„Mein Gott! — rief Klara ängſtlich — ſind Sie toll, ſind Sie eiferſüchtig, wollen Sie mir meinen Geliebten todt ſtechen?“

„Behüte — antwortete Berolding ſich beſinnend — er lebe für Sie, mit Ihnen. Nein, mir fiel ein, daß auch ich ein entferntes Rendezvous um dieſe Zeit habe; vergeben Sie daher“ er empfahl ſich.

Sans vous gêner — lächelte Klara gleichgültig — gehen Sie, wohin Sie die Liebe ruft!“

„Das fehlte noch — ſagte Berolding im lauten Selbſtgeſpräche, als er ſich allein ſah — das fehlte noch, daß der ohnehin ſo ſparſame Goldfluß aus des Oheims Taſche durch die liebenswürdige Klara eine neue Ab-

leitung

leitung bekäme. Was macht aber mein Oheim hier? Am Ende hat er Wind von mir bekommen? Recht gut, er sieht mich entschlossen, der wackerste Ehemann unter der Sonne zu werden, wenn er mir Julien verschafft. Aber wenn er selbst heirathen will? unmöglich! Und entsetzlich, wenn Julie erführe, daß Onkel und Neffe einerlei — abscheulich, unglaublich! Und doch? Alter schützt für Thorheit nicht! Aber ich will hin, will kräftig, wahr, eindringlich mit ihm sprechen. Durch mich soll er die Wellenrodt, ihre unsinnige Verschwendung kennen lernen. Ihn will ich retten, und so mir Julien erwerben."

Er rannte nach allen Brunnenplätzen, um den Oheim zu finden, dessen Wohnung er natürlich nicht wußte. Endlich, es fing schon an menschenleer zu werden, traf er ihn gegen Mittags am Sprudel; wo er wahrscheinlich im Meditiren über diese Naturerscheinung auf einer Bank eingeschlafen war.

„Oheim, lieber Oheim! — redete er ihn an — erwachen Sie doch!"

Der Kammerjunker fuhr in die Höhe, starrete den vor ihm stehenden Jüngling an; dann, sich besinnend, sagte er: „Mein Gott! Neffe, du bist's? Wahrlich! ich möchte fragen, bist

biſt du's wirklich? Was machſt du hier? Weiſt du wohl — er beſann ſich, daß er ſchelten wollte — daß ich ſehr ſchlecht auf dich zu ſprechen bin? Du häufſt tolle Streiche auf tolle Streiche; und am Ende werden wohl gar ſchlechte daraus.“

„Herr Oheim! ſagte der Jüngling verletzt — doch ich will Alles vergeſſen, da ich, um Sie zu retten, hier bin.“

Mich zu retten?

„Ja, Sie zu retten, zu warnen vor einem Schritte, den Sie zu thun im Begriffe ſtehn.“

„Du, mich warnen? Ha ha, laß es gut ſeyn, Neffe!

„Nein, beſter Oheim, ich ruhe und raſte nicht, ich gebe Sie nicht auf. O verſchließen Sie Ihr Herz nicht! Schämen Sie ſich nicht einer Schwäche, vor der man auch in Ihrem Alter nicht ganz ſicher iſt. Aber ermannen Sie ſich; denken Sie an ihre grauen Haare, die Sie mit Ehren tragen; friſchen Sie in Ihrer Seele das Andenken an Ihre Schweſter, meine ſelige Mutter auf; entſagen Sie einer Verbindung.“

„Curios! — meinte der Oheim, ſich die Augen reibend — Ich habe zwar ein bischen

genickt

genickt über dem Surren da von der Sprudelmaſchine: aber geträumt habe ich doch nicht. Wie iſt mir denn? — (Er drehte den Jüngling gegen die Sonne.) Biſt du denn nicht mein Neffe, Franz von Berolding?"

„Ja wohl, beſter Oheim!"

„Der lockerſte Zeiſig unter der Sonne?"

Berolding zuckte ſchweigend die Achſeln.

Ein Erzwindbeutel — fuhr der Onkel fort — ein Hauptſchuldenmacher, ein ſüßer Geck, der jeder Schürze nachläuft, der jetzt wieder wie ein blinder Narr in den Schlingen einer Kreatur liegt, die —"

Die Sie im Begriffe ſtehen, zu heirathen? Herr Oheim!

„Was? ich? heirathen? Die Perſon?"

„Klara Wellenrodt?"

Zezabel, ſag' ich, Athelia, Delia, oder wie ſonſt ſo ein altes Laſter aus der Mythologie heißt. Potz Stern, ich —"

Mäßigen Sie ſich, beſter Onkel, wir ſind nicht ganz unbemerkt. Haben Sie die Gnade, und machen mit mir einen Gang über die Wieſe. Was ich Ihnen ſage, weiß ich von Madam Wellenrodt ſelbſt. O, wie glücklich, wenn ſtatt Sie retten zu müſſen, ich —"

„Neffe

„Neffe — unterbrach ihn der Kammerjunker — mit meiner Rettung brauchst du dich nicht zu bemühen. Vielmehr bin ich hier, um dir den Text tüchtig zu lesen, und dich aus dem Verderben zu reißen!“ Er zog die Uhr. „'s ist gerade noch Zeit, wir können's zusammen abmachen.“

„Oheim, also doch noch jenes unselige Rendezvous? O brechen Sie doch jene schändlichen Fesseln. Seyn Sie ein Mann.“

„Junge! mach mich nicht toll mit deinem unsinnigen Geschwätze. Gib mir den Arm, und erzähle mir, was die saubere Madam gesagt hat: dann will ich dir und ihr den Kopf zurecht setzen. O, ich weiß recht gut, weshalb ich den Mordweg über's Gebirge hier herein gemacht habe, und du sollst dich über meinen Entschluß wundern!“

„Er sey, welcher er wolle; er kömmt aus Ihrem Herzen, ich brauche ihn nicht zu fürchten!“

„Larifari! Ist schon da gewesen, die Phrase, thut gar keine Wirkung mehr. Aber wie bist du denn angezogen, so ärmlich, so schofel; und wo ist denn die goldene Uhr und Kette hin, die ich dir schenkte?“

„Klara hat mich, bester Oheim —“

„Und

„Und die brillantene Halstuchnadel?“

„Madam Wellburg wünſchte —“

„Ha ha, ich verſteh' ſchon!“ (Er blies über die flache Hand) „Sie ſind hops! Und die hundert Dukaten, die ich dir vor zwei Monaten ſchenkte, logiren die auch in der Unmöglichkeit?“

„Ich kann's nicht läugnen!“

„Menſch! du haſt das theuerſte Quartier in ganz Karlsbad! Aber komm nur jetzt und beichte; aber, das rathe ich dir, ſprich die Wahrheit!“

Berolding erzählte nun ohne Rückhalt ſein Zuſammentreffen mit Klara Wellenrodt, die er auf der Durchreiſe durch ſeine Garniſon erblickt, und ſogleich ihr hierher nachzureiſen beſchloſſen hatte. Die Möglichkeit, nach Ehrenſtein Urlaub zu bekommen, habe er ohne Zaudern hierzu benutzt. Anfangs habe ihn theils Klara's Schönheit, theils die Abneigung vor Fräulein Eſslinger hier feſt gehalten. Nun er aber in der Erſten die leichtſinnige Abentheurerin und eine unerſättliche Habſucht entdeckt, ſey er ihrer von Herzen überdrüſſig, und bereits aus aller Verbindung getreten. Nach ihren eignen Worten ſey der Oheim in ſie verliebt, habe ſie

unver-

unverwandt angeſehen, und ſie ſey entſchloſſen, ihn zur Verbindung mit ihr zu disponiren.

„Ei du Satanskind — fuhr der Kammerjunker hier auf — ja freilich habe ich ſie angeſehen, wie man ein Ungeheuer anſieht, um ſich deſſen Geſtalt zu inprimiren. Und ein Rendezvous habe ich von ihr begehrt, um ſie zu fragen: ob ſie dich gutwillig frei geben, oder die Vermittelung der Polizey abwarten will? Sie heirathen? ja komm an; ſo ein — Aber Neffe, da die Sachen ſo ſtehen, ſo brauchen wir ja gar nicht zu der Madam Zezabel hinauf zu ſteigen. Du ſcheinſt mir aufrichtig geſprochen zu haben. So geh' doch ein Mal in dich, werde doch ein Mal klug. Du weißt, daß trotz deiner Tollheiten, ich dich doch herzlich liebe. Ich will dir ja auch gern behülflich ſeyn!“

„Oheim! — rief Berolding, voll Hoffnung für ſeine Liebe, voll Rührung über des Alten Güte — Oheim, Sie allein können mich retten. Ich ſchwöre einen hochtheuren Eid, ſchwöre bei der Aſche meiner unausſprechlich geliebten Mutter, nie will ich wieder eine Karte anrühren, keinen Groſchen unnütz ausgeben, kurz ein Muſter

eines

eines junges Mannes werden, wenn Sie mich das Mal nicht sinken lassen!“

„Mein Gott! — sagte der leicht bewegte Alte — was soll ich denn thun? Ich will's ja gern, wenn's nur möglich ist!“

„Verschaffen Sie mir das Mädchen, das ich seit einigen Tagen kenne, zur Gattin, und ich bin der Glücklichste aller Menschen!“

„Also eine Heirath? Ih nun — Zwar, ich hatte andere Pläne; indeß um aus dir einen gesetzten Menschen zu machen — Wer ist sie denn?“

„Ein Engel, Oheim, ein himmlisch liebenswürdiges Wesen, reizend, klug, gut, mild.“

„Schon gut, aber wie heißt sie denn?“

„Ihr Name ist unbedeutend, ist das Schlechteste an ihr. Mein Gott, wie können Sie darnach fragen, wenn ich Ihnen sage, sie ist ein Engel!“

„Nun aber, sie wird doch einen christlichen Namen haben, zumal wenn sie ein Engel ist. Und ich frage gewaltig stark darnach. Nun wie heißt sie denn?

„Julie Berg!“

„Fräulein Julie Berg, oder so schlechtweg Julie Berg?“

„Julie

„Julie Berg!“

„Hm, hm. Wo iſt ſie denn her?“

„Ich weiß nicht, Onkel.“

„Wer ſind ihre Aeltern?“

„Sie hat keine!“

„Was? Erſt hat ſie keinen Namen, dann keine Aeltern; du weißt nicht, woher ſie iſt? Neffe, Neffe! Die Liebſchaft ſcheint mir verwünſcht apokryphiſch. Und dann der Name ſo kurz ab, Julie Berg. Ich weiß nicht, das klingt mir ſo komödiantenartig!“

„Sie iſt eine Schauſpielerin,“ ſetzte Berolding leiſer hinzu.

„Hebe dich weg Satan! — ſchrie der Oheim, drei Schritte bei Seite tretend. Dacht' ich's doch, daß der hinkende Bote nachkommen würde. Sag' Junge, haſt du denn mit dem Böſen einen Bund gemacht, immer deine Liebſchaften auf dem Theater zu ſuchen? Nein, das ſchlage dir aus dem Sinne!“

„Beſter Onkel, ich glaubte Sie weniger von Vorurtheilen befangen, und oft ſah' ich Künſtler in ihrem Hauſe!“

„O ja, ich liebe die Kunſt, und ehre die wahrhaften Künſtler; dagegen wird es Niemand übel nehmen, wenn ich meinem Univerſalerben die Erfüllung eines Lieblings-

wunſches

wunſches zur Pflicht mache: nämlich ein Mädchen aus ſeinem Stande zu heirathen. Endlich ſcheint mir auch eine Mamſell Julie Berg, die allein ins Bad reiſt, die weder Namen noch Aeltern hat, und nirgends her iſt, keine große Künſtlerin, und der Ehre nicht würdig, meine Schwiegertochter zu werden."

„O wenn Sie ſie nur ſähen, nur hörten — fiel Berolding begeiſtert ein. Halt! eben beſinne ich mich, daß mir Julie erzählte, ſie pflegte täglich um dieſe Zeit mit ihrer Verwandtin den Hirſchenſprung hinan zu gehen. Wir haben Alle Zeit, bequem hinauf zu kommen."

„Ihre Verwandte? Wer iſt denn das wieder?"

„Eine alte Stiftsdame von Kronenthal oder Kronenfels."

„Kronenthal? Stiftsdame? Das eine Verwandte der Mamſell Julie Berg?"

„Verwandte oder Bekannte; kurz, ſie iſt jetzt bei ihr."

„Höre Neffe, das Kronenfels oder Kronenthal macht einen gewaltigen Unterſchied. Die Kronenthals, muß ich dir ſagen, (er hing ſich an Beroldingens Arm, der

rüſtig

rüſtig zu ſteigen anfing) die Kronenthals — hoho, nur langſam, junger Menſch, der Berg iſt hoch — die Kronenthals alſo —"

Der Oheim begann nun eine lange Aufzählung von dem uralten Adel und den mancherlei Verdienſten dieſes Geſchlechtes um den Staat. Der alte Hofmann kannte nämlich ſehr genau die Genealogie der meiſten adelichen Familien; wußte folglich, daß namentlich die Stiftsdame v. Kronenthal mit dem Grafen v. Hallwyl nahe verwandt war. Nicht minder war ihm des Obriſten hartnäckiges Beharren auf ſeinem Lieblingsplane bekannt. Augenblicklich fuhr ihm daher der Gedanke durch den Kopf, ob der Obriſt nicht die Anweſenheit der Stiftsdame benutzt haben könne, theils um Nachrichten von Berolding einzuziehen, theils auch um Roſalien ſelbſt ihr zur Begleitung mitzugeben, und ſo doch die Verbindung wenigſtens einzuleiten. Er konnte es, trotz der dabei geſpielten Heimlichkeit, dem unbegüterten Vater einer ſchönen Tochter nicht verdenken, daß er eine ſo vortheilhafte Verbindung wünſchte. Näheres heraus zu bekommen — das merkte er wohl — war nichts von dem Neffen, der blos für Roſalien Augen gehabt hatte; indeß beſchloß er

doch, in ſeinem Urtheile über die angebliche Julie Berg höchſt behutſam aufzutreten.

Man hatte jetzt die Höhe des Berges erreicht; der Kammerjunker ſaß gemächlich auf einer breiten Felsplatte, indeß Berolding ſeine Augen rundum auf Kundſchaft ſchickte. Man wartete ein Viertelſtündchen, dann noch eins. Spaziergänger kamen und gingen; Julie kam nicht. Auf ein Mal rief Berolding, über das Thal hinüber zeigend: „O mein Gott, Oheim, dort ſind ſie, dort auf dem Dreykreuzberge; ich erkenne Juliens rothen Shawl, ihre ſchlanke Geſtalt! O geſchwind, kommen Sie, hinunter fliegen wir wie die Pfeile!“ Er faßte den Oheim an, und da dieſer nicht podagriſch war, ſo ging es, langſam für des Jünglings Herz, aber raſch genug für des Alten Füße, den bequemen Bergweg wieder hinab.

„Geſteh' — ſagte der Alte, als ſie jetzt durch die Stadt ſchritten — daß ich gut auf den Beinen bin, und daß der ſchlecht ſpeculirt, der auf meinen baldigen Tod rechnet.“

„Möchten Sie hundert Jahre werden! — verſetzte Berolding, immer vergebens bemüht, den Oheim in ſchnellern Schritt zu brin-

bringen. Und gewiß, Sie wandern trefflich für Ihr Alter!“

Aber die Lobpreiſungen des Neffen, die Freude des Oheims über ſein rüſtiges Alter verminderten ſich, als man jetzt den beſchwerlichen Weg nach dem Dreykreuzberge hinauf zu ſteigen begann. In der Mitte des Berges etwa waren dieſe, wie jene, zu Ende. Die Mittagsſonne ſtach heiß.

„Ich kann nicht mehr!“ ächzte der alte Herr, und ſuchte ſich einen breiten Stein zur Ruhebank.

„Himmel! — ſeufzte der Jüngling. Wenn Sie weggehn, ehe wir ſie erreichen! Erlauben Sie mir, während Sie ruhen, den Gipfel zu erſteigen und mich umzuſehen!“

„Dem Chimborasſo, wenn du Luſt haſt. Ich bleibe hier.“

Der Jüngling ſtürmte hinan. Mit Schrecken ſah er, daß er ſich geirrt haben müſſe. Ein ſehr hübſches Mädchen, mit carmoiſinem Shawl über dem weißen Kleide, ſtand mahleriſch am mittleren Kreuze; aber Julie war es nicht. Falkenſchnell überflog ſein Auge alle Berggipfel des unter ihm rauchenden Thalkeſſels; endlich — ja dies Mal irrte er nicht — endlich gewahrte er Julien, die mit

der alten Verwandtin vor der Lorenzokapelle herab zu ſteigen ſchien. In gewaltigen Sätzen ſtürmte er zum Oheim hinab.

„Ich habe ſie gefunden!“ rief er im Triumphe.

„Wirklich? — entgegnete der Onkel gähnend. Wo ſind ſie denn?

„Dort ſteigen ſie eben von der Lorenzokapelle herab. O wenn wir nur etwas eilen, hier den Dreykreuzberg vollends hinauf und dort am Hange hin: ſo fallen wir ihnen in den Rücken. Geſchwind Onkel, geſchwind!“

„Biſt du raſend, Junge? — rief der Oheim, der indeß die ungeheure Diſtanz mit dem Auge gemeſſen hatte. Erſtlich laufe ich bis zum Sprudel, dann mit ihm auf der Wieſe auf und nieder, von da ſchleppt er mich den Hirſchenſprung hinauf und in einem Athem wieder herunter: dann bei funfzig Grad Hitze über das glühende Pflaſter, daß mir der Angſtſchweiß ausbricht, den Dreykreuzberg hinan; und nun ſoll ich noch hier, über das Thal hinüber, eine Stunde lang nach der Lorenzokapelle wie eine Gems klettern, um einer Schauſpielerin in den Rücken zu fallen? Nein, mein Söhnchen! Fall du auf die Naſe, wenn du Luſt haſt; ich

ich bleibe hier ſitzen, bis ich ausgeruht habe, und ſteige dann gemächlich herunter.“

„Aber Oheim —“

„Aber Neffe, ein Poſtpferd müßte ja liegen bleiben bei der Hitze. Wie geſagt, ich gehe nicht von der Stelle, und wenn deine Geliebte eine der Eilftauſend Jungfrauen wäre. Aber laß dich das nicht abhalten. Geh, lauf', renne; ich wandere nach Hauſe. Du weißt mich zu finden; und je ausführlichere Nachricht du mir bringſt, je lieber ſoll mir's ſeyn!“

Der liebende Jüngling ließ ſich das nicht zwei Mal ſagen und eilte davon. Nach ein Paar Stunden erhob ſich der Oheim und wankte den Berg herab, langſam ſeiner Wohnung zu. Er mußte beim Theatergebäude vorüber, in welchem man Probe zu halten beſchäftigt war. Ein verworrenes muſikaliſches Getöſe ſchallte ihm entgegen. Eben war ein Akt geendigt, und die Sänger ſtrömten heraus, friſche Luft zu ſchöpfen.

„Was geben Sie denn heut gutes Neues?“ fragte der Kammerjunker.

„D' Zauberleuten!“ kam die Antwort.

„Potz Tauſend! rief Altenſtein verwundert. Das iſt eine ſchwere Muſik. Und wer

macht die Königin der Nacht?“ ſetzte er ironiſch hinzu.

„Mamſell Berg?“

„Was? — fiel der Kammerjunker betroffen ein. Haben Sie denn eine Mamſell Berg bei ihrer Ban — Geſellſchaft? wollte ich fragen; welche iſt's denn?“

„Dorten ſteht ſie — erwiederte der Schauſpieler. Eben ſpricht ſie mit dem Lampenſchneuzer!“

Altenſtein näherte ſich, und erblickte ein groſes, faſt koloſſales Frauenzimmer, das mit männlicher Keckheit auf und nieder ſchritt, und ſich mit dem vor ihr ſtehenden kleinen bucklichen Leichtträger im tiefſten Contraalt unterhielt.

Kopfſchüttelnd zog ſich Altenſtein nach beendigter Forſchung zurück. „Alſo doch eine wahrhafte Komödiantin der niedrigſten Klaſſe? — ſagte er zu ſich ſelbſt. Und welch Aeußeres? — Wo nur der Junge die Augen gehabt haben muß? — Dagegen iſt Fräulein Eſtmaer eine Göttin! — Gott behüte mich, daß ich je in eine ſolche Verbindung willige! — Aber welche Verbindung kann zwiſchen der ſtolzen Stiftsdame Kreuzthal und dieſem Weſen Statt finden?“ Brummend

und

und überlegend hatte Altenſtein ſeine Wohnung erreicht, wo er ſich in tiefes Nachſinnen über die Stumpfſinnigkeit der heutigen jungen Leute verlor.

„Ich bin untröſtlich, bin außer mir!“ Mit dieſen Worten ſtürzte der Neffe Tages darauf in des Oheims Zimmer. „Nicht nur, daß ich das himmliſche Mädchen nicht eingeholt habe, weil ich in der Eile, durch einen Garten laufend, mit dem Beſitzer Händel bekam, und ſo Funken aus den Augen verlor; nein, auch heute den ganzen Morgen habe ich mich wohl zwanzig Mal am Sprudel, am Neubrunn, und Gott weiß wo alles, durch die dichteſte Menſchenmaſſe durchgedrängt, um ihr zu begegnen. Alles vergebens. Und was das Tollſte iſt, kein Menſch glaubt mir, daß eine Mamſell Berg exiſtirt, und Niemand will ſie am Brunnen bemerkt haben. Aber ich ruhe nicht, ich muß ſie finden, Sie müſſen ſie ſehen!“

„Ich habe ſie bereits geſehen,“ ſeufzte der Oheim.

„Wie? Sie haben ſie geſehen? — rief der freudetrunkene Jüngling, ſeines Sieges gewiß — nun, wie finden Sie ſie?“

„O!

„O! 'ne recht gesunde Constitution; rechte Muskeln, ein Paar Arme, so dick!“

„Lieber Onkel, nicht mehr als recht ist für ihren zarten Wuchs, für ihre Taille!“

„Für ihre Taille? Mag seyn. Aber mit dem zarten Wuchs ists so so!“

„Und ihr Organ? Ach so metallen, so volltönend!“ —

„Ja, das ist wahr, 'ne rechte Stimme hat das Mädel, 'nen wahren Kantorbaß!“

„Das Mädel? — Kantorbaß? Oheim, von wem sprechen Sie denn?“

„Nun von deiner Liebschaft, von der Mamsell Berg, der ich begegnete, wie sie aus dem Theater kam, wo sie Probe hielten!“

„Aus dem hiesigen Theater? Julie?“

„Ja, ja, sie spielt in d'r Zauberflouten. Sie macht die Königin der Nacht. Dazu past sie denn auch. Wie gesagt, eine barbarische Figur!“

Berolding traute seinen Ohren nicht. „Oheim — sagte er — hier liegt ein Mißverstaandniß. Trauen Sie mir denn zu, daß das Mädchen meiner Wahl der Beschreibung gleichen könne, die Sie entwarfen?“

„Hm — meinte der Onkel achselzuckend — die

die Liebe iſt blind. Sie ſetzt ſich, wie der Schmetterling, bald auf ein Roſenblatt, bald —"

„Auf einen Kothhaufen! — fiel der Neffe ein. Richtig, ſo ſagt das Sprichwort, und bei der Perſon, die Sie geſehen haben, mag das vollkommen paſſen. Mein ſey nun die Sorge, Juliens Ehre zu retten, und meine Wahl zu rechtfertigen!" Er verließ erhitzt das Zimmer.

„Thue, was du willſt — rief ihm der Oheim nach — nur gegen die Königin der Nacht, als präſumtive Schwiegertochter, proteſtire ich!"

Der Zufall hatte hier ein Mal eine ſeiner tollſten Launen geübt. Roſalie, die, wie jedes zartfühlende Mädchen, ſich um keinen Preiß dem ihr früher beſtimmten und ach! ſo wüſten Jüngling zu erkennen geben mochte, hatte in der Verlegenheit die Fräulein von Kronenthal in Kronenfeld umgetauft, und ſich ſelbſt den erſten beſten Namen und Beruf angemaßt, der ihr einfiel, und gefährlicher Erläuterungen ſie überhob. Freilich ahnete ſie nicht, daß es hier wirklich

lich eine Schauspielerin gleiches Namens gebe, denn schwerlich würde sie sich am Quid pro quo sehr erfreut haben.

Berolding rannte indeß wie ein brüllender Löwe, voller Zornswuth, nach der Pseudo-Mamsell Berg umher, die sich dem Onkel, so glaubte er, als seine Geliebte aufgeführt hatte. Nichts in der Welt ist ja verletzender, als wenn der Andere an der vergötterten Person unserer Geliebten Rohheit, Plumpheit, kurz Dinge sieht, von denen unser Auge gerade das Gegentheil erblickt.

Er fand das Personal des Theaters eben wieder versammelt. Mamsell Berg ließ er vor die Thür des Hauses citiren. Ihr Anblick empörte ihn. „Wie können Sie sich unterstehen — schnoll er sie an — sich Mamsell Berg zu nennen?“

Die colossale Künstlerin würdigte ihn keiner Antwort. Nach einem kurzen Ueberblick seines ziemlich unscheinbaren Anzugs, sagte sie geringschätzig, indem sie wieder in's Haus zurück trat: „der Kerl ist halt a' Narr!“

„Nein — schrie Berolding sie unsanft erfassend — ich bin kein Narr, aber Sie

sind

ſind eine Betrügerin, eine Beutelſchneiderin, die ich entlarven werde. Kommen Sie ſogleich zum Polizei-Kommiſſair!“

„Recht gern — meinte Mamſell Berg phlegmatiſch — der wird ihm den Kopf wohl zurecht ſetzen.“

Raſch trabten die Schweigenden nach der Wohnung des oberſten Juſtiz-Beamten. Bald ſtanden ſie vor dem Richter.

„Was wünſchen Sie?“ fragte der artige Mann das Frauenzimmer.

„Haben's nur die Gnad', und fragen den jungen Herrn — antwortete Mamſell Berg — ich kann ſchon warten!“

Berolding ordnete ſchnell ſeine Anklagepunkte. „Dieſe Betrügerin!“ hob er an.

„Spitzbub' er ſelbſt“ ſchrie die Dame dazwiſchen.

„Enthalten Sie ſich beiderſeits ſo genauer Bezeichnungen — lächelte der Juriſt — die Umſtände werden alles klar machen!“

„Dieſe Perſon — nahm Berolding beſchämt das Wort — nennt ſich Mamſell Julie Berg, gibt ſich für meine Geliebte aus, und thut mir durch dieſe unverſchämte Lüge den gröſten Schaden bei Perſonen, von denen mein Glück abhängt.“

„Was

„Was erwiedern Sie, Mamſell?“ fragte der Richter.

„Ich heiße nit Julie, ſondern Frenzerl. Ihre Gnaden der Herr Polizei-Kommiſſair wiſſen, daß ich die Berg bin von der hieſigen Schauſpieler-Geſellſchaft. Den Herrn da ſah ich zum erſten Mal. Meinen Geliebten hab' ich ſchon beim Kaiſerl. Königl. Fuhrweſens-Korps, und brauch' ihm gar nit!“

„In der That — nahm der Polizei-Kommiſſair das Wort — kann ich amtlich verſichern und bezeugen, daß dies Frauenzimmer hier Mamſell Berg heißt, und ich begreife nicht, wie Sie, mein Herr, ihr dieſen Namen ſtreitig machen wollen. Aber wer ſind Sie denn, wie iſt Ihr Name?“

„Doberling!“

„Charmant! da laufen Sie mir ja gerade in die Hände; Sie ſind hier denuncirt, oder vielmehr von Madam Klara Wellenrodt ihren Gläubigern als derjenige angegeben worden, der ihre Schulden bezahlen wird.“

„Was Madam Wellenrodt ſagt, beweiſt nichts, da ſie mich unter einem mir nicht zugehörigen Namen kennt!“

„Deſto ſchlimmer, mein Herr! Das macht

Sie

Sie um deſto verdächtiger! Sie, Mademoiſelle Berg, können abtreten, ich verſpreche Ihnen völlige Genugthuung von dieſem Herrn, mit dem ich noch mehr zu thun bekomme.“

Als man allein war, und der Juſtiziar eben ſein Verhör beginnen wollte, bat ihn Berolding nur um die Beantwortung einer einzigen Frage: ob er nämlich den hier anweſenden Kammerjunker Altenſtein kenne, der mehrere Jahre hinter einander in Karlsbad geweſen?

Der Polizei-Kommiſſair beantwortete die Frage mit Betheurung ſeiner Verehrung für den alten Herrn.

„Wohl mir denn! — rief Berolding — ich bin ſein Neffe, Freiherr von Berolding, Gardelieutnant in ....ſchen Dienſten. Was Sie thun können, um Aufſehen zu vermeiden, das thun Sie meinem Onkel zu Liebe. Mit Madam Wellenrodt werde ich leicht Spiel haben: denn es iſt offenbar eine Betrügerei dahinter.“

Der Polizei-Kommiſſair ſtutzte. „Ich traue Ihnen — ſagte er nach einigen Secunden — obſchon Ihr doppelter Name mich nicht dazu berechtigt. Ihr angeblicher Herr

Onkel

Onkel iſt mein vieljähriger guter Bekannter. Ihm zu Gefallen gehe ich von der gerichtlich ſtrengen Form ab, und erſuche Sie, mich zu Madam Wellenrodt zu begleiten, die bis zu Ihrer Erlangung von den Gläubigern mit Hausarreſt belegt worden. Vorher aber haben Sie die Güte, durch ein Paar in meiner Gegenwart und Einſicht geſchriebener Zeilen Ihren Herrn Onkel ebenfalls zur Madam Wellenrodt zu citiren.“

Beroldinq, das Großmüthige eines ſolchen Verfahrens mit dem lebhafteſten Danke erkennend, that, was man von ihm verlangte. Man verfügte ſich in Klara's Wohnung, allwo der Kammerjunker kurz darauf anlangte. „Phu! — rief er, mit dem Tuche wedelnd — ich habe ein Dutzend Becher heiß Waſſer im Leibe; drei Stunden bin ich herum gerannt, bin hungrig wie ein Wolf, und muß in dem Augenblicke, wo ich mich zu Tiſche ſetzen will, hierher citirt werden! Und was ſoll ich hier, alter Freund? — Er reichte dem Polizei-Kommiſſar die Hand — etwa die dummen Streiche dieſes jungen Herrn gut machen? Nicht ſo?“

„Nur ſagen, ob Sie denſelben kennen.“

„Sichſt

„Siehſt du, Neffe — lächelte der gutsmüthige Oheim — jetzt könnte ich dir einen verwünſchten Streich ſpielen, wenn ich ſagte, daß ich nichts von dir wüßte, dich gar nicht kennte.“

„Das wär' eben ſo grauſam, als unnütz, beſter Onkel — fiel Verolding ein — da Sie mich ſo eben Ihren Neffen nannten.“

„Eſel ich — ſagte der Kammerjunker, ſich auf den Mund ſchlagend. Nun ja, lieber Polizei-Kommiſſair, 's iſt mein ungerathener Neffe, der Freiherr von Verolding.“

„Das genügt mir! antwortete der Juſtiz-Beamte, indem er ſich an Madam Wellenrodt wendete. Sie ſehen — ſprach er — daß der Herr Doberling, von dem Sie ein Dokument beſitzen wollen, eine nicht exiſtirende Perſon iſt, wodurch der Verſilberung jener Obligation ſchon an ſich bedeutende Weitläufigkeiten im Wege ſtehen. Allein es iſt auch noch nöthig, daß der Ausſteller erſt ſeine Handſchrift anerkenne. Legen Sie daher das Papier vor!“

Klara that es blaß und zitternd. Verolding warf nur einen Blick hinein: ſo rief

er

er: „das iſt nicht meine Hand! Zwar gut nachgeahmt, aber dennoch iſt ſie es nicht!“

„Können Sie das beſchwören? fragte der Polizei-Kommiſſair.“

„Ich kann und werde es!“

„Halt! — rief der Kammerjunker — laß ſehen, ob der Bettel einen Schwur werth iſt. Wie viel ſind Sie ſchuldig, Madam?“

„Sechshundert Gulden,“ erwiederte Klara demüthig.

„Wie viel beſagt das angebliche Dokument?“

„Vierhundert!“

„Ich zahle Ihnen die tauſend Gulden noch heute, wenn ſie aufrichtig bekennen, ob das Dokument ächt iſt, und im entgegengeſetzten Falle es vernichten. Wollen Sie das nicht, ſo gehe die Sache den Weg des Rechts!“

„Dann können Sie noch lange hier im Arreſte bleiben — ſagte der Polizei-Kommiſſair — auch duldet Sie der Hausbeſitzer nicht länger im Quartiere!“

Klara ſchlug die Augen nieder, und zerriß das Papier. „Die Forderung iſt caſſirt,“ ſagte ſie beſchämt mit hervorſtürzenden Thränen.

„Bravo

„Bravo — rief der Kammerjunker, und warf der schönen Verfälscherin seine Börse in den Schooß. Weibchen, bessere dich! Die zwanzig Dukaten schenke ich Ihnen als Reisegeld, die tausend Gulden bezahle ich, wie versprochen. Und nun, adjeu! Sie, lieber Polizei-Kommissair, sind mein Gast!“

Der Wein und die fröhliche Wendung der Begebenheit entsiegelten die Lippen. Der Kammerjunker ward so heiter, daß er seinem alten Freunde die ganzen Begebenheiten der letzten Tage erklärte. Die Art, wie der Polizei-Kommissair diese Mittheilung aufnahm, bewies, daß er eines solchen Vertrauens würdig sey, und gab Berolding den Muth: ihn um seine Mitwirkung zu Auffindung der ächten Julie Berg zu bitten.

„Mit tausend Freuden — antwortete der Justiziar — aber ich versichere Ihnen auf mein Ehrenwort, daß es weder unter den Einwohnern, noch unter den Badegästen eine Person dieses Namens gibt! Haben Sie denn gar keine andere Spur oder Notiz Ihres Aeußern, Ihres Aufenthalts?“

„Pah! — lachte der Onkel — er hat sie ein einzig Mal im Dunkeln gesehen. Dann hat er mir sie vom Hirschensprung ge-

zeigt, als ſie auf dem Dreykreuzberge ſtand. Und als ich den im Schweiße meines Angeſichtes erklommen hatte, war ſie wieder an der Lorenzokapelle. Sie bemerkten alſo, daß er ihr nie nähet, als in einer reſpektiven Bombenſchußweite von circa fünftauſend Schritte gekommen iſt."

„Sie ſcherzen bitter — ſeufzte Berolding. Hätte ich nur wenigſtens die alte verwünſchte Stiftsdame Kronenfels wieder zu Geſichte bekommen."

„Ah — rief der Polizei-Kommiſſair erfreut — nun will ich Ihnen das Räthſel löſen. Fräulein von Kronenthal wohnt allerdings an der Lorenzokapelle, und iſt ſeit einigen Tagen unwohl, deßhalb haben Sie ihr nicht begegnet. Ich kenne ſie ſehr genau, und auch ihre reizende Begleiterin."

„Nun, wie heißt die junge Dame?" riefen Oheim und Neffe wie aus Einem Munde.

„Gräfin Roſalie Hallwyl!"

„Alter Fuchs von Obriſten! — lächelte der Kammerjunker — dacht ich's doch!"

Berolding war wie toll aufgeſprungen küßte den Onkel, daß er um Hülfe ſchrie würgte

würgte eben ſo zärtlich den Polizei-Kommiſſair, und ſprang ausgelaſſen im Zimmer herum. „Nun gleich zu ihr!“ rief er in Einem fort.

„Neffe, Neffe — erinnerte der Oheim — glaubſt du denn, ein Mädchen wie Gräfin Roſalie, werde einem Abentheurer ihre Hand ohne weiteres reichen, der bald ſo, bald ſo heißt, den ſie alle Tage mit Klara Wellenrodt am Arme geſehen hat? Und ſie kennt dich ja nicht ein Mal!“

„Sie haben Recht — ſeufzte Berolding — o wie hart werde ich für mein wüſtes Leben geſtraft!“

„Nun, nun, hänge nur den Kopf nicht gleich. In etlichen Tagen werde ich wohl aus dieſer interimiſtiſchen Hühnerſteige heraus können, und ein anſtändiges Quartier finden. Dann bitte ich die Damen zu mir, und ſtelle dich ihnen vor. Denn das ſehe ich ſchon voraus, einige Wochen muß ich ſchon noch hier bleiben.“

„Ich weiß Rath zu ſchaffen — meinte der Polizei-Kommiſſair. Das ſchöne Quartier der Madame Wellenrodt in der Unmöglichkeit iſt morgen frei. Ich erbiete

mich, sogleich es für Sie in Beschlag zu nehmen.“

Berolding jubelte. „Ich sehe wohl — sagte der Kammerjunker — ich habe nicht umsonst gespaßt, und muß nun schon in dem vertrackten Hause wohnen. So sey's denn!“

Tages darauf zogen Oheim und Neffe ein. „Ein Schiff, das mit vollen Segeln einen Berg hinan fährt! — sagte der Kammerjunker betrachtend, als er beim Eintreten das Schild über der Thür erblickte. Nun das kann man wohl mit Recht die Unmöglichkeit nennen!“

Nach einigen Tagen gab der Herr von Altenstein einen Thee, zu dem außer den beiden Damen auch noch der wackere Polizei-Kommissair gebeten ward. Die Erkennungsscene ward um so interessanter, als der Kammerjunker den Herrn Doberling und sein Begegnen mit Mamsell Julie Berg gar nicht zu kennen schien. Als aber, abgeredeter Maßen, der Polizei-Kommissair die Stiftsdame in einem Fenster angelegentlich unterhielt, benutzte der Kammerjunker den Moment, trat mit den beiden Leutchen in ein anderes Fenster, und setzte bald die ganze Sache

Sache ins Klare. Das Resultat war, daß Rosalie dem doppelnamigen Wüstling verzieh, ihm die Hand zum Kusse reichte, und ihm erlaubte, bei ihrem Vater um sie anzuhalten, wohin Berolding am andern Tage reiste. Dem wüthenden Weiher warf er — wie Daniel dem Bel zu Babel, Pechkugeln — einen Erklärungsbrief des Oheims, ein demüthiges Anklageschreiben und zugleich sein Abschiedsgesuch, in den blutgierigen Rachen.

Als er aber nun mit Rosaliens entzücktem Vater die Garnison passirte, verlangte der alte General doch sein Recht, ließ ihm den Degen abfordern, und behielt ihn nebst dem Obristen drei Tage in seinem Hause in Arrest; wobei freilich das ganze Offizierkorps dem armen Gefangenen Gesellschaft leistete, und der doppelte Verlust seiner militairischen und bürgerlichen Freiheit, mit unaufhörlichem Jubel und Bankettiren gefeiert ward.

Endlich setzten die Beiden ihre Reise fort, und nach einigen Wochen kehrten die alten Freunde als frohe Väter in Hoffnung, und Franz und Rosalie als selige Brautleute nach ihrem Wohnorte zurück, wo sie bald die deutungsvollen Ringe wechselten.

Am

Am Hochzeitstage ward unter den Gesundheiten Mamsell Julie Berg nicht vergessen. Das größte Glas aber füllte der Kammerjunker, und leerte es mit dem Ausrufe: „Es lebe die Unmöglichkeit!“

Das Mädchen aus den Apenninen.

Eine Erzählung.

Schon einige Jahre hatte Wahrenfried im geräuſchvollen Rom verlebt, ohne daß er, dem alle Anmaßung und Zudringlichkeit fremd war, außerhalb des Kreiſes ſeiner Landsleute ſehr bekannt geworden wäre. Ihm genügte es völlig, daß dieſe Freunde und noch ein oder ein Paar tüchtige Meiſter in ihm den künftigen großen Maler erkannten, und mit freudiger Ueberraſchung vor ſeinen neueſten Arbeiten ſtehen blieben, dann dem Künſtler mit herzlichem Händedruck lohnten, und im vertrauten Abendkreiſe einen Becher italiſchen Feuerweines auf ſein Wohl leerten. Des andern Tages ſtand er durch ſolche Anerkennung nur noch gewaltiger entzündet gewiß ſchon mit Sonnenaufgang an der Staffelei.

Noch niemand hatte ihm in Rom ſeine Bilder abgekauft: eben weil er bis jetzt ſo unbe-

unberühmt war; obſchon manche grell gefärbte Tafel eines modegewordenen Pinslers theuer genug bezahlt wurde. Es lachte keiner herzlicher darüber, als der Künſtler ſelbſt; dagegen konnte er ordentlich wehmüthig werden, wenn ein heiterer Landsmann, der ihn oft beſuchte, ihm voraus ſagte: es werde und müſſe noch bei Wahrenfrieds Leben eine Zeit kommen, wo den Blinden die Augen aufgehen, und man ſich um ſeine Bilder ordentlich reißen werde. „Ach! — ſeufzte unſer Maler — unausſprechlich leid ſollte es mir dennoch thun, wenn ich mich von euch tiefempfundenen und eben ſo glühend dargeſtellten Bildern — von dir, du hoher Evangeliſt; von dir, göttliche Mutter; oder von dir, ehrwürdiger, deutſcher Ritter — trennen ſollte: um euch an Menſchen zu überlaſſen, die nichts dabei empfinden, als wie viel ſie für jedes von euch gezahlt haben! Nein, lieber will ich, wie bisher, mich knapp behelfen, und meine Arbeiten nur an ächte Verehrer der göttlichen Kunſt ablaſſen.“

Der gefürchtete, vom Freunde verkündigte Zeitpunkt ſchien indeß näher zu ſeyn, als Wahrenfried und jener Prophet wohl ſelbſt geglaubt hatten. Jene bekannte böſe

Luſt

Luft (aria cattiva), welche angeblich ſeit der verwüſtenden Peſt im ſechzehnten Jahrhunderte von Zeit zu Zeit die Hauptſtadt der Welt heimſucht, war damals gerade von ſo bösartiger Beſchaffenheit, daß ſie auch unſern Maler aus ſeiner Wohnung, und einer höher liegenden Gegend der Stadt zugetrieben hatte. Beim Ausräumen und Transportiren der Gemälde zeigte ſich beſonders jener ſchon früher erwähnte Landsmann geſchäftig: ſo daß er, um nur ſeine Lieblinge ja nicht beſchädigt zu ſehen, ſich ſelbſt damit belud. An einer Straſſenecke ausruhend, begegnete ihm ein Mönch, der von der Schönheit des Bildes ergriffen, den Jüngling beſchwor, ihm zu ſagen, ob er der Verfertiger deſſelben ſey.

„Nein, geiſtlicher Herr — antwortete der treuherzige Deutſche — aber ich möchte Euch gleich um den Hals fallen, daß Ihr in Eurer traurig ſchwarzen Kutte, die von allen Lebensfreuden zurück draut, Euch noch ſo viel regen Sinn für die unvergleichliche Schönheit dieſer Magdalene erhalten habt.“

„Der Stifter unſers Ordens — erwiederte der Geiſtliche — wollte uns zu beſſeren, himmelan gerichteten Menſchen, nicht

zu

zu Barbaren bilden. Die Künſte ſind uns in ihrer religiöſen Anwendung erlaubt; und ihr könntet eben ſowohl köſtliche Bilder in unſerm Kloſter ſehen, als an allen hohen Feſten treffliche Muſik in unſerer Kirche hören.“

„Euer Stifter war offenbar ein Ehrenmann — rief der Deutſche, eine Flaſche hervorziehend, die er zur Stärkung auf dem langen Wege mitgenommen — er ſoll leben!“ Damit that er einen tüchtigen Zug, und bot dem Geiſtlichen die Flaſche. Dieſer dankte freundlich, indem er die zuerſt gethane Frage wiederholte.

„Nein — erwiederte jener — ich bin ein Tonkünſtler und heiße Lothar; jener Maler aber iſt mein Landsmann, und heißt Wahrenfried.“

„Niemals hörte ich dieſen Namen,“ ſagte der Geiſtliche nachſinnend.

„Nicht wahr — fuhr Lothar auf — o verfluchtes Rom — bitt' Euch um Vergebung, lieber Herr! ich wollte ſagen — verfluchte Liebhaberei alles Modiſchgewordenen, auch im herrlichen Rom! Wollt Ihr mehr ſehen? Kommt hin zu meinem Freunde!“

„Aller-

„Allerdings will ich das — erwiederte der Mönch, Lothar's Heftigkeit belächelnd — ja, ich will mehr noch. Ein reiches Kloſter, entſchloſſen, ein großes Altarbild malen zu laſſen, übertrug mir durch ſeinen ſinnvollen Abt, einen tüchtigen Künſtler auszuſuchen; und mich dünkt, ich habe ihn gefunden.“

„Nun ſeht ein Mal — hob Lothar an, die Flaſche wieder hervorziehend — da muß ich nun gewiß und wahrhaftig Eure, des hochwürdigen Herrn Abtes, ja des ganzen vortrefflichen Kloſters Geſundheit trinken!“

Der Mönch ſah ihn beſorgt an. „Wollt tet Ihr nicht lieber erſt —“

„Ho, ho, Herr Pater! — lachte Lothar — was denkt Ihr denn von mir? Wißt ihr nicht das alte Lied: lanze, lanze, trinche, trinche, das Eure Landsleute Kaiſer Friedrich Rothbarts Lanzknechten nachſangen? Bin ich nun auch eben kein Lanzknecht, ſo bin ich doch ein Deutſcher, und eine Flaſche italiſchen Weines thut's mir noch nicht. Aber kommt, ich habe ausgetrunken und ausgeruht, und nun führ' ich Euch ſchnurgerad zum Wahrenfried, der dort oben wohnt.“

Mit dieſen Worten lud der heitere Jüngling ſeine theuere Bürde auf, und ſchritt rüſtig

rüſtig zu. Sie traten bald in des Künſtlers Zimmer, den ſie beſchäftigt fanden, ſeine Arbeiten zu ordnen.

Pater Franceſco war entzückt. Er brachte ſein Anliegen vor; und Wahrenfried, der bald in ihm den ächten Kenner entdeckte, ward leicht über die Bedingungen einig, ſo daß er die Arbeit in wenig Tagen anzufangen verſprach. Der muntere Lothar, der indeß friſchen Wein und Gläſer herbei geſchafft, ließ nicht nach, bis man zu Ehren des glücklich und ſchnell beſchloſſenen Geſchäftes einander auf deutſche Weiſe Beſcheid gethan hatte.

Wahrenfried hielt Wort; und zwar um ſo lieber, als der Auftrag, ein Altarbild zu malen, alſo recht unmittelbar etwas zur irdiſchen Verherrlichung des Höchſten beitragen zu dürfen, ſeinem frommen Sinne das alleredelſte Ziel dünkte. Seine Wohnung war zu klein zu Aufſtellung eines ſolchen Bildes, daher ward ihm der Convictſaal eines leer ſtehenden Kloſters dazu angewieſen; an Höhe und Beleuchtung recht ſo, wie er ihn wünſchen konnte. Die Ausſicht ging vom hochgelegenen Gebäude weit über die Stadt hinab, eben ſo reizend als erha-

ben.

ben. Am frühen Morgen war der Künſtler bei ſeinem Geſchäfte, das einen überaus glücklichen Fortgang gewann; und ſo lange die Sonne nur nicht gar zu tief ſank, fand man ihn, entweder noch den Pinſel in der Hand, oder mindeſtens die Geräthſchaften auf den folgenden Tag ordnend, in ſeinem Convictſaale. Pater Francesco beſuchte ihn hier oft, und die beiden Männer gewannen eine unbeſchreiblich herzliche und zutrauensvolle Liebe zu einander. Auch der ſtets heitere Lothar blieb nicht aus, bald mit ſeinen nie verrinnenden Scherzen, bald mit lieblichen Liedern, die er zur mitgebrachten Guitarre ſang, ſeinem Freunde die Arbeit erleichternd. Nach einigen Monaten, als ſchon die Hauptfiguren faſt vollendet da ſtanden, trat Lothar ſingend und ſpielend herein, und verkündete mit triumphirendem Lachen: ſo wie Amphion die Meer-Ungeheuer zahm gemacht, und Apollo die Steine durch den Klang ſeiner Leier bezaubert, ſo ſey es jetzt Wahrenfried gelungen, die ſogenannte feine Welt, die nicht uneben mit fühlloſen Delphinen und tauben Steinen verglichen werden könne, zur Neugier nach dem Werke ſeines Pinſels zu entzünden. Mehrere angeſehene

geſehene Familien, denen er Muſik-Unterricht gebe, plagten ihn mit Bitten, ſie doch ins Refectorium der Benediktiner zu führen; die Ungeduld erlaube ihnen nicht, bis zur Aufſtellung des Gemäldes in der Kirche zu warten, woſelbſt auch, wegen Andrang des Volkes, keine ruhige Anſchauung zu erwarten ſey. Indeß habe er ohne Wahrenfrieds Erlaubniß nichts zuſagen dürfen. Das aber könne er ihm verſprechen, manch ſchönes Auge und manch reizender Mund werde ihm dafür danken.

„Ei, ei — lächelte Wahrenfried — welche herrliche Ausſicht eröffneſt Du mir da! Und was für ein fühlloſes Herz müßte ich haben, härter als jene Steine, wenn ich's vermöchte, ſolchen Lockungen zu widerſtehen. Nein, mein Lothar, öffne alle Thüren, und laß den vornehmen Pöbel einſtrömen, damit er ſehe und beurtheile, was er doch nicht verſteht.

„Ihr ſolltet doch — erinnerte Pater Francesco kopfſchüttelnd — nicht jedermann ſo ohne Unterſchied herein laſſen. Des Staubes zu geſchweigen, der dadurch erregt wird, ſo ſehe ich intereſſanten Bekanntſchaften und daraus entſtehendem Zeitverluſte entgegen.“

„Nun,

„Nun, nun, lieber Vater — lachte der Maler — noch wiſſen wir ja nicht ein Mal, ob außer den Paar Bekannten Lothar's jemand kommen wird. Die Römer kenne ich, und die Römerinnen — nun die will ich wenigſtens kennen lernen.“

„Spottet nicht — entgegnete Francesco. Obſchon unſer unglückliches Land lange an den Wunden der franzöſiſchen Schutzherrſchaft bluten wird: ſo dürfte man vielleicht nicht in Abrede ſeyn, daß unſere Frauen an Gewandtheit und Liebenswürdigkeit durch den Umgang mit den leichtfüßigen Galliern gewonnen haben.“

„Der heilige Mann iſt verliebt — ſchrie Lothar — das iſt ja ſonnenklar, und fürchtet bei der Begegnung ſich zu verrathen! Geſchwind Wein und Gläſer her, daß ich des Engels Geſundheit trinke. Iſt ſie blond, braun oder grau? Mädchen, Frau, Wittwe? Heißt ſie Agatha, Felicia, Perpetua? —“

„Ich möchte den Umſtand kennen — verſetzte ruhig Francesco — der Euch loſen Vogel nicht zum Spott oder zum Trinken Veranlaſſung gäbe!“

Unter ähnlichen Scherzreden verstrich die Zeit; und Lothar eilte nun, den Harrenden seines Freundes beifällige Antwort zu bringen.

Anfangs war dieser nicht recht einig mit sich selbst, ob er bleiben oder davon gehen sollte. Da es inzwischen denn doch nicht unmöglich war, daß unter der Menge der Besuchenden nicht auch hin und wieder einer sich finden könne, dessen Bekanntschaft gemacht zu haben angenehm oder vortheilhaft seyn dürfe: so beschloß er zu bleiben. Nebenher freute er sich wohl auch auf die künstlerischen Bemerkungen, die der eleganten Welt, elektrischen Funken gleich, entströmen würden. Inzwischen kam auch hier manches anders als erwartet. Er wurde nicht selten von einem kunstgerechten Lobe erfreut; nicht selten von stummer Rührung entzückt, und durch eine stille Thräne im schönen Auge belohnt: so daß er die allerdings auch oft ertönenden faden Urtheile, nichtssagenden Ausrufungen und lauen Entzückungen gern, gegen jene aufhebend, vergaß.

Es war nun so Mode geworden, des jungen Deutschen Kreuzabnahme für die Benediktiner zu besuchen, daß der überaus große Zulauf dem Verfertiger nach gerade lästig zu

werden

werden begann. Deshalb beschloß er bekannt zu machen, das Bild sey vollendet, und werde in den nächsten Tagen zu seiner Bestimmung abgehen.

Die Sonne wollte eben ins Meer sinken, das ihre schrägen Strahlen weit hin vergoldete, als er beim Eintritt ins Refektorium, das er jeden Abend selbst zu verschließen pflegte, zwei Damen daselbst antraf, deren die Eingang im Anschauen des Gemäldes versunken schien.

„Sie haben einen ungünstigen Zeitpunkt gewählt, Madonna — sagte er in einer Anwandlung von Spott — und müßte es schon ein Extrem seyn, so wäre Sonnenaufgang dem Bilde wenigstens vortheilhafter, als Sonnenuntergang.“

Die hohe Gestalt vor dem Gemälde wendete sich langsam und schweigend um, den Sprecher einige Sekunden lang ins Auge fassend. Ist's Dir je, fühlender Leser, begegnet, daß Dir ein bitteres Wort über die Lippen glitt, und das edle Wesen, das Du damit verletztest, wandte sich, und zeigte Dir einen ganzen Himmel voll Liebe, Wehmuth und Güte, der lautlos die Frage an Dich richtete: „Mir das?“ Ist Dir dergleichen je be-

gegnet: ſo weißt Du auch ganz klar, wie unſerm Maler zu Muthe wurde, als er ein engelſanftes, engelſchönes Geſicht erblickte, deſſen dunkel leuchtende Augenſterne ſeine Frage ausſprachen. — „Ich verdiene Ihren Spott nicht — tönte es endlich von ihren Lippen. Geſtern erſt von Neapel hier wieder angekommen, war es unmöglich, früher dies Meiſterwerk zu betrachten. Morgen ſoll es, der Bekanntmachung zufolge, ſchon transportirt werden. Mir blieb daher nur der Abend, und da bin ich wohl eher zu bedauern, daß der umwölkte Himmel meinen Wünſchen ſo ungünſtig iſt.“

„Madonna! — ſtammelte der hoch überraſchte Künſtler — der ſicherſte Beweis, daß Alles, was nur von ferne wie Spott ausſah, aus meiner Seele entfloh, ſey Ihnen meine Bitte, morgen, übermorgen, ja, ſo oft Sie wollen, wieder zu kommen. Für Sie allein ſoll das Gemälde noch acht Tage ſichtbar ſeyn. Für's Publikum bleibt es bei der Bekanntmachung.“

„Ei, wie galant — ſagte die Kleinere der beiden Geſtalten — hörten Sie es wohl, Donna Giulia?“

„Iſt's

„Iſt's Ihr Ernſt, darf ich wieder kommen?" fragte die ſchöne Römerin, noch ein Mal alle Strahlen ihrer Feueraugen in einen Brennpunkt ſammelnd, und auf den Maler richtend.

Dieſer hatte keinen Willen mehr, kaum die Sprache noch, und glich einem Blatte, das vom Feuer ergriffen, ſich nach allen Richtungen aufrollt und bald in Aſche zerfälle.

„Ich werde Sie erwarten — ſeufzte er leiſe. Nur Ihren Namen bitte ich — damit keine Verwechſelung —"

„Donna Giulia Mareſcalchi" — ſagte die Begleiterin. — „Auf morgen," flüſterte mild grüßend die hohe Geſtalt, und verſchwand. —

Längſt war die Sonne hinunter, und Wahrenfried ſaß noch immer vor dem Bilde auf dem Seſſel, in dem Giulia geruhet hatte. Der Balſamhauch, den jetzt die laue Luft zum offnen Fenſter herein trug, ſchien ihm der Blüthenduft ihres Mundes — die zärtlichen Klagen einer nahen Nachtigall der Wiederhall ihrer Stimme zu ſeyn. Zündend, ja verzehrend war der Funke der Leidenſchaft in ſein unbewachtes Herz gefallen,

und

und mit fürchterlicher Heftigkeit griff die Gluth um ſich.

Francesco's Blicken, der ihn am andern Tage beſuchte, entging die plötzliche Veränderung in des Jünglings Weſen keinen Augenblick. Dieſer wollte ſich ihm entdecken, aber der Geiſtliche lehnte es ab. „Thut das nicht — rief er ihm zu — laſſet mein Urtheil unbeſtochen, deſto kräftiger werden meine Tröſtungen ſeyn!“

„Werd' ich Troſt bedürfen? —“ ſagte der Künſtler betroffen. — Gibt es kein Beiſpiel glücklicher Liebe zwiſchen einem Deutſchen und einer Römerin?“

„Es gibt deren — erwiederte Pater Francesco — und gebe der Himmel, daß auch Ihr ein ſolches aufſtellet.“ — „Beim heiligen Mopſus — ſtürmte Lothar herein — wo haſt Du denn den Abend und die Nacht zugebracht? Geſtern, ganz ſpät, war ich in Deiner Wohnung, Du warſt nicht da geweſen; heut früh fragte ich nach Dir, Du warſt nicht nach Haus gekommen. Ein unerhörter Fall! Ich wette eine Flaſche des beſten Cypriers, Du biſt von all' dem Beifall, den Rom Dir ſpendet, berauſcht vor Deinem Bilde eingeſchlafen. Der Thürſteher

erzählte

erzählte mir heute früh: gestern Abend noch ganz spät seyen vornehme Damen hier gewesen. Aber wahrhaftig, Dich muß eine Emsuse angehaucht haben, Du siehst ganz angegriffen aus. Komm, laß uns ein Paar Fläschchen Wein ausstechen, darauf wird Dir besser werden. Ich habe eben noch Zeit."

„Nicht also! — erwiederte Wahrenfried — mir thut es Noth, den Kopf frei zu halten, weil ich heute Vormittag noch eine gute Uebersiegung und Berechnung wegen der Aufstellung meines Bildes machen muß."

„Nun, wenn Du mir es abschlägst, mit mir zu trinken, so verweigert mir der geistliche Herr doch nicht, mich zu einem hübschen Mädchen zu begleiten, auf das ich verliebte Absichten habe."

„Weltkind! — warnte der Mönch mit freundlichen Mienen — wagt Euch nur nicht zu weit in's klippenvolle Meer der Vergnügungen. Eine Welle kann Euer Schifflein umstürzen, und Euch an ein sehr freudenloses Ufer treiben."

„Das heißt — lachte Lothar — Ihr meint unmaßgeblich, meine nächste Station nach diesem Leben sey ganz unfehlbar die Hölle. Großen Dank, Herr! Seht nur,

um ein Mal in meinem letzten Stündlein gar nicht von Weltgedanken moleſtirt zu werden, will ich erſt genießen, was zu genießen iſt, und dann das Buch zumachen. — Nein, nein, Ehrwürdiger! ſeufzt nur nicht ſo tief über mich, 's war ja nur Scherz! Das Mädchen, zu dem Ihr in der That mich begleiten ſollt, iſt die kleine Agathe Ventivoglio; ein allerliebſtes Silberſtimmchen. Ich habe eine Aufführung meines Oratoriums bei unſerm Geſandten verſprochen, und da ſollt Ihr mir ſie bitten helfen. So einem Fürſprecher in der Kapuze widerſteht nun ein Mal keine Italiänerin."

„Dacht' ich's doch — meinte Patit Francesco — daß Eure Worte wieder ein Mal viel ſchlimmer wären, als Eure Werke. Nun, Agathens Einwilligung verſprach ich Euch im Voraus — 's iſt meiner Schweſter Kind."

„Peh Venus und Cypripor! — rief Lothar — da thut's mir ja bitterlich leid, daß meine ruchloſe Rede nur Scherz war. Denkt Euch ſelbſt, Ehrwürdiger, was das für eine Luſt wäre: wenn Ihr nun, wie der heilige Antonius in der Wüſte, ſo in Eurer Nichte Zimmerlein ſäßet, und Agathchen und ich ſpielten

ten derweil Versuchung um Euch her mit allerhand süßem Liebesgetändel. Gesteht — er drängte ihn scherzhaft vor sich her zur Thür hinaus — o Preis der Prälaten, das müßte eine wahre Götterlust seyn!“

Wahrenfrieds angebliches Geschäft bestand darin, Donna Giulia zu erwarten. Längst schon hatte er seine Geräthschaften bei Seite gebracht; einen Sessel vor'm Bilde in's vortheilhafteste Licht gestellt, und ging nun ahnungsvoll im Saale auf und nieder. Sein Herz pochte schmerzlich; Fieberfrost überflog ihn eben so schnell, von Fiebergluth verdrängt; seine Augen brannten; die Ungeduld der Erwartung steigerte sich zur Qual. Er konnte es nicht länger ertragen, als er Giulia's Flötenlaute vernahm, und Fieber und Ungeduld wichen vor der Seligkeit der Erfüllung.

Inzwischen hätte seine selige Miene bei Juliens Eintritt sich beinahe zum Mißmuth verdüstert, als hinter ihr eine alte Dame und ein noch älterer Herr eintraten, denen die Freundin folgte. Julie beg inzwischen allem vor, indem sie die beiden bejahrten Per-

Personen als ihre Aeltern aufführte. Obgleich Don Mareschalchi sehr viel Freundlichkeit in sein Benehmen legte, so trug diese doch so sehr das Gepräge vornehmer Herablassung, daß aus Wahrenfrieds Augen manch eine Flamme beleidigten Selbstgefühls zuckte. Zum Glücke erinnerte er sich des vor einigen Tagen empfangenen Besuchs mehrerer römischen Großen, ja selbst eines Kardinals, an welchen allen keine Spur solches Aberwitzes sichtbar gewesen. Er tröstete sich mit dieser Reflexion, und der Auftritt ging ruhig vorüber. Beim Abschiede fragte ihn der alte Herr: ob er es wohl wagen würde, seine Tochter in Lebensgröße zu malen? Es sey dies — setzte er mit Kennermiene hinzu — ein ganz ander Ding, als so eine Göttin von Gips.

„Gewiß — fiel Wahrenfried ein — Eure Excellenz hat Recht, und ich habe noch nie eine lebende Göttin gemalt!“

„Bravo, bravo! — fiel der Alte mit freundlichem Blinzeln ein — der Jüngling ist gut erzogen!“ Auch Juliens Augen wandten sich freundlich nach Wahrenfried, und o, welch ein Himmel lag in ihnen!“

„Nicht

„Nicht wahr, ich habe Recht? — nahm der alte Herr das Wort — mich freut, daß Sie das einsehen, und deshalb soll niemand als Sie meine Tochter malen. Aber es hat Eile; können Sie wohl morgen schon anfangen?“

„Solchem Auftrage — erwiederte der freudeglühende Künstler — muß jede, auch die dringendste Arbeit nachstehn.“

„Da seht man — fiel Juliens Mutter mit bedeutendem Lächeln ein — was ein schönes Vorbild auf einen Maler für Wirkung thut. Seht nur, Signor, den Malvesalchi, welch Feuer aus seinen Augen sprüht!“ „Per Bacco — erwiederte der Alte — was reden Sie da, meine Gemahlin? Die Ehre, die Ehre färbt des jungen Mannes Wangen. Denken Sie selbst, ein's der vornehmsten Mädchen Roms!“

Julie küßte lächelnd seine Hand. — „Sagen Sie lieber die glücklichste Tochter Roms!“

Man trennte sich; Wahrenfried mehr als bezaubert von des Mädchens Reiz und Liebenswürdigkeit.

Noch wußte er nur, daß er Julien anbete. Keine Miene, kein Blick, keins ihrer

Worte

Worte hatte ihm bisher mehr, als freundliches Wohlwollen verrathen. Die ersten Sitzungen, bei denen Vater und Mutter abwechselnd zugegen waren, verstrichen unter heitern Gesprächen; dienten aber nur, die Empfindung der Liebe in ihm zu einer Kraft hinauf zu treiben, die seine Brust zu zersprengen drohte. Seine Bewunderung Juliens stieg täglich mehr. Ohne Gelehrsamkeit war sie ungemein unterrichtet und mehrerer Sprachen mächtig. Stimme und Harfenspiel entzückten; noch entzückender war die himmlische Güte und Sanftmuth, mit der sie die oft grillenhafte Mutter, den oft lächerlich stolzen Vater behandelte. Wahrenfried glaubte manchmal zu begreifen: daß er eines solchen Engels nicht würdig sey, wenn auch ihre Verhältnisse gleich wären. Dagegen durchzuckte ihn beim Gedanken an die Möglichkeit, von ihr geliebt zu werden, alle Seligkeit des Himmels; während Schmerz und Verzweiflung gleich einer Hölle in ihm tobten, wenn er sie als ein Opfer der Convenienz verhandelt dachte.

Ein solcher gewaltsamer Kampf mit einer unbezwingbaren Leidenschaft, täglich fruchtlos erneut, mußte auch eine athletische Con-

stitution

ſtitution erſchüttern. Wahrenfrieds Anſehen ward immer bedenklicher; ſein Kränkeln immer bedeutender. Vergebens predigte Pater Francesco, vergebens warnte Lothar. In ſeiner Seele ſetzte ſich der Gedanke feſt: Giulia's Bild ſey ſeine letzte Arbeit, ſeine eigne Todtenfeier.

Die Arbeit ſchritt raſch vorwärts, denn er glaubte ſchon mit Himmelsfarben zu malen. Eines Nachmittags — man hatte ſie allein gelaſſen — übermannte ihn ſein ſtiller Gram. Er mußte einhalten und das Geſicht verbergen. Julie ſprang auf, nahm, was ſie nie gethan, ſeine Hand, redete ihn deutſch an, das er nie von ihr gehört. „Mein ſehr lieber Freund — fragte ſie mit rührender Innigkeit — Sie leiden, kann Julie helfen?“ Dieſe einfachen Worte der Theilnahme im unaustilgbaren Zauberlaute der Mutterſprache überwältigten Wahrenfrieds Entſchluß zu ſchweigen.

„Ja, Madonna! — rief er, zu Juliens Füßen ſtürzend — ja, ich leide unausſprechlich, leide durch Sie; Sie brechen mir das Herz, und geben mir zugleich das Leben durch Ihre Theilnahme wieder. Hören Sie alles — ich bin ein Wahnſinniger — verdammen,

dammen, vernichten Sie mich — Sie können es, aber hören Sie.“

Vergebens nöthigte ihn Julie aufzustehn.

„Vergällen Sie mir — rief er im Tone der Verzweiflung — vergällen Sie einem Sterbenden nicht seinen lichtesten Augenblick durch leere Convenienz. Mein Leben, meine Seele ist nur ein Gluthhauch der verzehrendsten Liebe zu Ihnen; der Gedanke an Sie, meine Andacht zu Ihnen sprechen, mein Gebet. Sie sind engelsmild, aber Sie lieben mich nicht. — Ihr Vater stolz — voller Vorurtheil — ich muß Ihnen entsagen — ich weiß es — aber es bricht mir das Herz; dies Bild ist meine eigne Todtenfeier.“ — Die Stimme versagte ihm.

Julie war in fürchterlicher Angst. „Mein Freund, mein theurer Freund, fassen Sie sich! O wie leide ich um Sie. Aber was soll, was kann ich thun, Sie zu retten?“

Wahrenfried blickte empor — sagen Sie ein Wort — daß Sie mich lieben — a dies eine Wort gießt Lebensbalsam in mein vertrocknetes Herz.“ —

„Und zieht — fiel Julie schnell ein — Vater und Mutter, die mich anbeten, in's Grab; ihren Fluch über mein Haupt. Nein,

Wahren-

„Wahrenfried?! und wenn ich Sie liebte, ich vermöcht' es nicht!"

„Ja, dann iſt's aus, denn" — die Thüren flogen auf. Don Mareſcalchi und ſeine Gemahlin traten herein. Julie ſtürzte in ihre Arme, mit Thränen Alles erklärend. Wahrenfried ſtand gefaßt, des Alten Losbrechen erwartend.

— Aber der Aeltern Zorn milderte ſich, als Julie mit Schluchzen ſie auf des Jünglings vor kurzem noch ſo blühendes, jetzt ſo verfallenes Ausſehen aufmerkſam machte, und hinzufügte „dies Bild ſey ſeine letzte Arbeit. „O Gott — rief ſie mit Thränen — er ſtirbt, er ſtirbt durch mich, und dennoch kann ich nicht anders!" Die Mutter weinte ſtille. Der Alte wandte ſich gegen den todtbleichen Jüngling; mit mildem Tone ſagte er: „Junger Mann, ich liebe und achte, ich bedaure Sie! Wären Sie von Adel und liebte Sie Julie, mit Vergnügen gäb' ich ſie Ihnen, hätten Sie auch keinen Soldo im Vermögen" —

„O Don Mareſcalchi! — fiel der Jüngling ihm ins Wort — adelt denn nur das Wappen, das Pergament, nicht das Herz, die Handlungsweiſe?"

„Alles

„Alles wahr, in der metaphysischen Welt, nicht in der wirklichen. Oder könnten Sie, ein Deutscher, auf Ihr Ehrenwort — ich weiß, was das bei Ihrem Volke heißt — mir versichern: daß Sie in Ihrem Vaterlande für einen ächten Edelmann, nach Stammbaum und Ahnen, gelten?“

„Um keinen Preiß eine Lüge auf deutscher Erde — antwortete der Künstler stolz — Nein, ich bin kein Edelmann!“

„Dann“ erwiederte Maréscalchi die Achseln zuckend — „Ich bedaure — rief Wahrenfried — leben Sie wohl, Donna Giulia!“

„Noch eins — setzte der Vater hinzu — damit Sie sehen mögen, wie sehr ich Sie hochachte. Ich biete Ihnen kein Gold für Ihre Arbeit; dies, hoffe ich, wird Ihr Lohn seyn.“ Er zog ein Medaillon hervor, und hielt es ihm hin.

„Himmel! Giulia's Bild? — rief der bestürzte Jüngling, als er die angebeteten Züge trefflich dargestellt erblickte. — O Don Maréscalchi, Sie brechen mir das Herz, aber Sie verdienen ein Edelmann zu heißen!“

Er drückte einen stummen Kuß auf Julens Hand, und stürzte aus dem Zimmer.

Giulia's

Giulia's Bild war in ſo fern Wahrenfrieds letztes, als er, von einer ſchweren, hitzigen Krankheit niedergeworfen, mehrere Monden lang keinen Pinſel anrühren konnte. Lothar, Pater Franceſco und ein trefflicher Arzt wichen nicht von ſeinem Lager. Die Krankheit wüthete fürchterlich. Mehrmals glaubte man ihn verloren. Dennoch ſiegte Jugend und ungeſchwächte Körperkraft; aber eine verzehrende Schwermuth lag unheilbar auf ſeinem Geiſte. „Nur ein Mal — ſagte der Arzt — möchte ich ihn weinen ſehen, dann glaubt' ich ihn gerettet. Aber dieſem dumpfen Schmerze, dieſem lautloſen Jammer muß er unterliegen."

„Vielleicht vermag ich es — erwiederte Pater Franz — dieſe Wirkung hervorzubringen. Wenn es mir ſonſt gelingt, ihn zu bewegen, daß er von der Urſache ſeines Kummers ſpricht — was er freilich ſeit Monden nicht gethan — ſo habe ich eine Nachricht —" Wahrenfried trat ein und unterbrach das Geſpräch.

„Lieber Herr — redete ihn der Arzt an — Euer Zuſtand verlangt durchaus Entfernung von Rom, geſunde, heitre Luft, Stille des Landlebens. Am liebſten ſäh' ich Euch in

den Appenninen. Dort kenne ich eine wackere Hirten-Familie —“

„Schon genug — antwortete der Kranke bitter — die Gebirgsluft sey so gut sie wolle, mir taugt sie nicht. So lange als ich noch lebe, will ich dieselbe Luft athmen; die — Doch genug davon — kurz und gut, menschliche Gewalt bringt mich nicht von hier.“

Der Arzt entfernte sich achselzuckend und Lothar zu sich winkend.

„Mein sehr lieber Vater — redete Wahrenfried den Geistlichen an — Ihr müßt wohl ein recht trostbringender, zu meinem Heile bestimmter Bote seyn: weil ich Euch immer mit gleicher Freude kommen sehe, indeß mir jener Quacksalber ganz verhaßt ist, und selbst meines so lieben Lothars Heiterkeit mich tief verletzen kann!“

„Schmähe deinen wackeren Arzt nicht, mein Sohn! so wenig als den lebensfrohen Lothar. Glaub' mir, Dein krankes Gemüth ist der erblindete Spiegel, der Dir jene Gestalten so verzerrt. Was mein Botenamt betrifft, so bringe ich Dir ja schon lange keine fröhliche Nachricht mehr, ja heute sogar eine sehr trübe.“

„Mich

„Mich erſchreckt nichts, mein Vater; ich bin gefaßt!“

„Wohl denn. Aber vorher beantworte mir eine Frage. Wie geht es zu, daß Du Giulia's gar nicht mehr erwähnſt?“

„O mein Vater — ſeufzte Wahrenfried, dem eine glühende Röthe die blaſſen Wangen färbte — ſo kann wohl nur der Mönch fragen, der nie wußte, was Liebe war. Wie? ich ſollte das tiefſte Heiligthum meiner Bruſt dreiſt ausſprechen? Sollte den Namen, den nur Engel zu hören verdienen, hier nennen, darüber ſprechen, wohl gar kritteln hören? Nein, nie könnte ſie mir das verzeihen, und fern ſey es“ —

„Giulia verzeiht es Dir wohl am erſten — fiel ihm Franceſco in die Rede — denn ſie liebt Dich ja nicht!“

„Pater — erwiederte Wahrenfried mit Stolz — Donna Giulia iſt eine ſchwärmeriſch-zärtliche Tochter; ſie opfert mich ihrem Pflichtgefühl auf — ſo weiß es die Welt. Was in ihrem Herzen vorgeht, kann nur ich, kein Dritter, entſcheiden.“

„Mein Sohn, mein Sohn, ich fürchte, Du täuſcheſt Dich bitter!“

„Ha! — rief Wahrenfried, plötzlich noch tiefer erbleichend und des Geistlichen Hand ungestüm erfassend — mir ahnet etwas Entsetzliches — Vater, deine neue Bothschaft" — Seine Brust arbeitete gewaltsam, indeß Francesco ein Papier entfaltete. „Donna Giulia Mareſcalchi — las er langsam — ist Braut, sobald ihr Verlobter, ein französischer Obrist, von der Armee zurück kömmt. In einigen Wochen spätestens ist die Vermählung. Ja, mein theurer Jüngling — fuhr Francesco mit sanfter Miene und der eindringlichsten Beredtsamkeit fort — Du hast Dich getäuscht. Mit Deinem warmen, deutschen Herzen kamst Du her, glühend für Kunst und Liebe. Du glaubtest, selbst liebenswürdig, müßtest Du auch einige Anhänglichkeit in einem weiblichen Herzen entzünden können — ja, wenn jene Vornehmen Seelen hätten! Dennoch pflegtest Du mit Deinen edelsten Kräften das Feuer, das Dich verzehrte, indeß jenes Marmorbild kaum warm geworden war. Armer, getäuschter Jüngling!"

Wahrenfrieds krampfhaft geschlossenen Hände falteten sich wie zum Gebete; große Tropfen funkelten in seinen Augen. Der Geistliche,

dies willkommene Zeichen nicht übersehend, bemühte sich, seine Rührung zu steigern. „Kehre zurück — fuhr er fort — armer Betrogener! in Dein Vaterland, wo noch treue Liebe wohnet; zurück in die Arme deiner Aeltern!“

„Ach, ich habe ja keine mehr! — erwiederte der Jüngling mit überfließenden Augen. — Den Vater, der mich und die Mutter schändlich verließ, habe ich nicht gekannt. Sie starb bald vor Gram. Ein treuer Diener, der mich von ihr, nebst einem kleinen Kapitale erbte und mich erzog, hat mir dies entdeckt.“

„Du dreifach Bewein enswerther! O wem das Schicksal nie Mutterliebe, Mutterpflege empfinden ließ, dem knickte es den Glückseligkeitskeim im Entstehen; den schleuderte es, wie der Sturm ein abgerissenes Blatt in den Ocean, hinaus ins Leben! So liebt Dich denn daheim Niemand?“

„Niemand“ schluchzte der Arme.

„Nun, dann bleib bei mir. Geh' in die Apenninen, erhole Dich am Balsamathem, am ewig neuen Anblicke der Natur; und wenn Du geheilt bist, dann komm' als Kostgänger in mein Kloster; vergib denen, die

so

ſo bitter Dich gekränkt; wende Deine Kräfte an zum Dienſte des Ewigen, in Andacht und Kunſt, und erwarte Deine Erlöſung in Freundesarmen. Willſt Du das?

„Ich will,“ antwortete der Jüngling kaum hörbar, indeß ein Strom ſtiller Thränen über ſein bleiches Geſicht herab rann.

Der wackere Arzt erſchien nicht wieder, aber durch ſeine Vorſorge konnte Wahrenfried mit Pater Francesco in den nächſten Tagen die kleine Reiſe antreten, und im ſtillſten der apenninischen Waldesthäler bei dem gutmüthigen Arno, einem Hirten, eine reinliche und bequeme Wohnung beziehen.

Hier, in tiefer ungeſtörter Einſamkeit, obſchon nur einige Tagereiſen vom geräuſchvollen Rom, ſchien, im vertrauten Umgange mit der Natur, Wahrenfrieds Geſundheit ſich wieder zu befeſtigen. Lothar beſuchte ihn bisweilen, brachte ihm Nachricht von abgegangenen und angekommenen Landsleuten, und erzählte dann dem ehrwürdigen Francesco bei ſeiner Rückkehr: der Kranke ſey über den Berg, bald werde er nach Rom zurück kommen, und dann ſo heiter als vorher ihr Künſtlerkränzchen beſuchen.

Fran-

Francesco, durch Standespflichten bisher verhindert, machte sich nach einigen Wochen auf den Weg, seinen Liebling selbst mit eigenen Augen zu betrachten. Ihr Wiedersehen war innig, aber sehr ernst. Wahrenfried tränkte eben im kleinen Gärtchen seine durstigen Pflanzen, als der Mönch vor ihn trat. Ein Blick in des Jünglings düsteres Auge verrieth ihm den wahren Zustand seiner Seele, der dem heitern Lothar vor der bisweilen wiederkehrenden Farbe der Wangen verborgen geblieben war. Und als er in dessen Zimmer auch keine Spur von den Geräthschaften einer Kunst wahrnahm, deren Uebung ihm sonst so nöthig als die Luft zum Odemholen gewesen: da sah er wohl, daß die sogenannte Verbesserung seines kranken Freundes nur ein übertünchtes Grab sey.

„Während ich jetzt die mir so nöthige Sieste halte — sagte der Jüngling — könntet Ihr, ehrwürdiger Vater, unter den hohen, schattigen Laubgängen mit meinem guten Engel lustwandeln. Habt Ihr Lust?“

Pater Francesco, eine Geistesverwirrung fürchtend, wußte nicht, was er antworten sollte. Da rief der Jüngling: „Elena!“ Die Thür flog auf, und ein bildschönes, hoch-

hochschlankes Hirtenmädchen trat ein, und küßte des Geistlichen und Wahrenfrieds Hand, welcher Letztere seine Lippen auf ihre weiße Stirn drückte.

„Das ist Elena, meines Wirthes Tochter — lächelte Wahrenfried dem überraschten Geistlichen zu — ihre Gestalt ist schön, ihr Herz unendlich mehr. Der Zustand, in dem Ihr mich findet, so vorübergehend auch sein Aufleuchten sey, er ist ihr Werk, der Lohn ihrer aufopfernden, unbeschreiblich treuen Sorgfalt und Pflege. Um ihretwillen bedaure ich, daß mir nicht zu helfen ist."

„Ums Himmels Willen — fiel Elena bewegt ihm ins Wort — lieber Herr, sprecht doch nicht so traurige Worte!"

„Täusche Dich nicht, meine Theuere — erwiederte der Jüngling sehr ernst. — Ich kann nicht leben, Du weißt das so gut als ich. Dieses kurze Aufblühen ist das Aufflackern der Lampe vor völligem Verlöschen. Dir bleibt nicht minder das Verdienst, dem matten Funken genährt zu haben."

„O könnte ich das mit meinem letzten Hauche — rief Elena begeistert — mit meinem Herzblute, mit dem Besten, was ich vermag, wie gerne theilt ich's!"

Der

Der Jüngling winkte die Beiden hinaus, um zu ruhen, und Francesco verließ mit Elenen das Zimmer.

Im zwanglosen Gespräche mit dieser Tochter der Natur, jeder Verstellung unfähig, sah Pater Franz wohl, daß Elena wahrhaftig ein Engel an Herz und Gemüthe, daß sie wahrhaftig Wahrenfrieds Schutzgeist sey. Aber er sah auch, und mit Schrecken machte er die Entdeckung, daß Elenens ganzes Leben und Wirken, der Gegenstand aller ihrer Wünsche und Gedanken der leidende Jüngling, und sie, ohne es zu wissen, von der glühendsten Liebe zu demselben ergriffen sey. Einen Augenblick überlegte der Mönch, ob er der reizenden Schwärmerin den Abgrund entdecken sollte, an dem sie sorglos wandelte; aber da dies nicht geschehen konnte, ohne ihr Herz zu brechen: so beschloß er, lieber zu schweigen, und dem Himmel die Lösung dieses Knotens zu überlassen. Tages darauf schied er, mit doppelt belastetem Herzen, von seinem Freunde.

Donna Julia's Vermählungsfeier war indeß von Woche zu Woche verschoben worden, weil der Bräutigam zu kommen zögerte. Im Publikum liefen hierüber mancherlei Gerüchte

rüchte um, welche sich jedoch Pater Franz seinem Freunde mitzutheilen wohl hütete, um ihn nicht mit trüglichen Hoffnungen zu täuschen.

Eines Tages ward er zu einem vornehmen Sterbenden gerufen. Beim Eintritte in das prächtige Zimmer bedeutete ihn der Arzt zu eilen, indem der Kranke, dem eine schwere Last auf dem Herzen zu liegen scheint, nur noch Stunden leben könne. Nähere Erörterungen verbot die Zeit, dann aber winkte ein Diener den Mönch an das Sterbebette. Pater Franz erblickte einen in völliger Kleidung auf die seidenen Polster hingestreckten sehr stattlichen Mann von angehendem Alter, der sein Ende mit einer an Trotz gränzenden Fassung zu erwarten schien. Der mit starken Schritten herannahende Tod hatte dennoch weder diesen Zug, noch das Gepräge des Ausländers in dem bleichen Gesichte verlöschen können. Er winkte den Geistlichen an sein Ohr, und sprach, nur selten von Schwäche unterbrochen, Folgendes:

„Ehrwürdiger, Ihr seht einen Mann, der, von höchst edlem ausländischen Geschlechte geboren, seine Jugend im Kriegsdienste verlebte, und mit mancher ruhmwürdigen Narbe,

manch

manch edlem Siegeszeichen geſchmückt, die Rauhheit ſeines Naturells, durchs Soldatenleben verdoppelt, unglücklich genug in den Eheſtand übertrug. Ich hatte nie geliebt; auch beſtimmte mich nichts als die Neugier, auch dieſes Verhältniß kennen zu lernen. Mathilden, ein edles, aber unbegütertes Fräulein, wählte ich. Die geſchmeichelten Aeltern gaben ſie dem reichen, vornehmen Obriſten gern; ihr Herz befragte ich nicht, und eben ſo wenig kümmerte mich das Gerücht einer früheren Herzensverbindung. Mathildens Sanftmuth langweilte mich indeß bald; ich vernachläſſigte ſie für die Geſellſchaft meiner wüſten Kampfgenoſſen; ihre Empfindlichkeit hierüber erzürnte mich aufs Aeußerſte. Meine Ehe war, was ſie bei ſo widerſprechenden Gemüthern ſeyn mußte, höchſt unglücklich. Ein böſes Schickſal machte mich mit Mathildens früherem Liebhaber bekannt. Er beſuchte mein Haus. Ich entdeckte bald ein wiederaufflebendes Verhältniß, und überraſchte die Beiden. Mathildens Hand lag in der ihres Freundes. Genug für mich, ein Band zu löſen, das mir läſtig war. Ich forderte den Jüngling; er ſtellte und ſchlug ſich wie ein Ehrenmann; allein

meine

meine Klinge fand dennoch den Weg zu seinem Herzen. Mathilden verließ ich sofort, ohne auf ihre Gesundheitsumstände die geringste Rücksicht zu nehmen. Nie sah ich sie wieder. Ein kleiner Jahrgehalt, den ich ihr aussetzte, ward unmenschlicher Weise bald von mir zu entrichten vergessen. Ich trug meinen Lebensüberdruß hierher. Mathilde starb in Dürftigkeit. Ihr Kind — vor Gott bezeug' ich, daß es mein Sohn ist — ward von fremder Milde erzogen. — Seit einigen Monaten — so hörte ich — macht hier ein deutscher Maler — Wahrenfried genannt, durch seine Kunst Aufsehen. Kennt Ihr ihn vielleicht?"

„Ob ich ihn kenne? — entgegnete Pater Franz — meine ganze Seele hängt an dem trefflichen Jünglinge!"

„Euer Zeugniß thut mir wohl. Wißt — meine Nachforschungen lassen mir keinen Zweifel übrig — dieser Jüngling ist mein Sohn!"

„O dann — rief der Geistliche entzückt — dann eile ich, ihn herbei zu holen!"

„Bleibt — gebot strengen Blickes der Sterbende — nie in meinem Leben mochte ich Komödien-Scenen leiden, und werde wahrlich

wahrlich nicht auf meinem Todbette damit anfangen. Dazu, ich habe Strafe verdient für meine doppelte Unthat, und ich will sie leiden. Dies Herz soll brechen, ohne den Sohn umarmt zu haben.“

„Entsetzlicher Mann!“ seufzte Francesco.

„Ich heiße Graf Otto von Wahrenfried. Nach langem Umherirren ließ ich hier mich nieder, und übersetzte, um weniger aufzufallen, meinen Namen in den weichtönenden Conte di Pacevera. So kennt und fürchtet man mich hier seit vielen Jahren als einen halbzahmen Bär. Ein Diener, den ich einst ins Vaterland schickte, brachte mir die Nachricht von Mathildens Tode. Alle Papiere, die nöthig sind, um des Jünglings untadeliche Abkunft zu beweisen, sind in meinen Händen. Mein letzter, mit Bedacht aufgesetzter Wille ernennt ihn zum Erben meiner Schätze. Um alle Unterschlagung zu verhüten, ließ ich Euch rufen, da Ihr für einen würdigen Geistlichen bekannt seyd. Er ward im Elend geboren, in Dürftigkeit erzogen, um so würdiger wird er sein Glück genießen; benachrichtigt ihn.“ — Der Graf verschied bei diesen Worten, indem er ein Papier in des Geistlichen Hand drückte, welches

welches einige Anordnungen über ſeine Beſtattung enthielt. Der wackere Geiſtliche befolgte ſie genau, und ließ indeß durch einen ihm bekannten Rechtsfreund, in des Abweſenden Namen, von der Erbſchaft Beſitz nehmen. Zugleich ſandte er an dieſen einen Boten mit der wichtigen Nachricht. Lothar, dem er dies erfreuliche Botenamt gern übertragen hätte, war eben nicht in Rom zugegen.

Der Brief langte bei Wahrenfried an, als dieſer matt auf ein Ruhebett hingeſtreckt, mit halb geſchloſſenen Augen, zwiſchen Schlaf und Wachen ſchwebte. Elene öffnete ihn auf ſein Verlangen, und durchlief ihn flüchtig. „Himmel! — rief ſie in freudiger Aufwallung — o geliebter Herr, Ihr habt einen Vater wiedergefunden! Pater Franceſco meldet dies Euch, und legt die Beweiſe bei.“

Wahrenfried that einen Blick in das Papier. „Ha! — rief er — der Mörder meiner engelguten Mutter? Mir ſchlägt kein Herz für ihn im Buſen!“

„Er ſtarb — nahm Elene das Wort — nachdem er Euch für ſeinen Sohn, Graf Ludwig Wahrenfried, anerkannt, und zum Erben aller ſeiner Reichthümer eingeſetzt hatte.“

„Was

„Was helfen mir Schätze und vornehme Geburt — lächelte der Kranke — jetzt, wo mein einziger Wunsch ist, in Deinen Armen einzuschlummern.“

Elene hatte indeß das Postscript des Briefes gelesen, und die hohe Röthe ihrer Wangen war zur Blässe geworden; Thränen, die sie zu unterdrücken strebte, hemmten ihre Stimme; stürmisch wogte ihr Busen. Endlich erkämpfte sie mit übermenschlicher Gewalt sich Fassung. „Der Pater schreibt noch etwas — sagte sie leise — das Ihr durchaus hören müßt.“

„Nun so lies denn, gute Elene!“

„Beim Abgange dieses Briefes — meldete Francesco — erfahre ich aus untrüglicher Hand, daß Donna Giulia's Verbindung noch immer, wegen ungewisser Ankunft des Bräutigams, nicht vollzogen wird, und die stolzen Aeltern darüber aufs höchste entrüstet sind. Nur Giulia, die als ein Opfer der musterhaftesten Kindestreue sich ohne Murren den väterlichen Wünschen gefügt hatte, fühlt sich durch diese Verzögerung beglückt. Bei diesen Umständen, bei der unerwarteten Wendung Deines Schicksals, mein Wahrenfried, glaube ich Dir den Rath geben zu müssen:

nutze

nutze den Augenblick, schreibe an Donna Giulia, an ihren Vater. Und wenn der Himmel Dich wirklich abrufen sollte: so hättest Du doch wenigstens die Seligkeit genossen, deren Entbehrung Dein Leben untergrub — die Gewißheit von Giulia's Liebe!"

„Wie?" — rief der Jüngling mit glänzenden Augen und hochgerötheten Wangen, in erneueter Jugendkraft vom Lager springend — Himmel, ist's möglich? Die verhaßte Verbindung wäre noch nicht vollzogen? Giulia noch frei? Ich der gesetzliche Sohn eines deutschen Grafen? O Vater der Allmacht und Liebe! wie lässest du aus langem Leide deinem kleinmüthigen Kinde die schönste Freude erblühen! Nur so viel Athem gönne mir noch, als ich bedarf, um zu ihren Füßen zu fliegen, von ihren Lippen das himmlische Geständniß ihrer Liebe zu hören! — Schnell, Elene, Dein Vater soll mir sogleich ein Maulthier besorgen; um Gottes willen schnell, denn ich muß heute Abend in Rom seyn."

„Wo denkt Ihr hin, bester Herr! — entgegnete Elene, die ihrer ganz mächtig war — auch in gesunden Tagen wäre das unmöglich. Bei Euren jetzigen Umständen erlägt Ihr ja unfehlbar einer solchen entsetzlichen

lichen Anſtrengung. Schont Euch; erhaltet Euch doch für Donna Giulia! Schreibt ihr; der Bote nimmt die Antwort mit, dann iſt ſie unterrichtet, und Ihr könnt ruhig ſeyn.“

„Ja — ſeufzte der Jüngling, matt auf das Lager zurückſinkend — ja ich fühl's, ich kann nicht zu ihr. Aber ich will ihr ſchreiben — glühende Worte der Liebe will ich ihr ſchreiben!“

Elene brachte alles Nöthige herbei. Wahrenfried hatte bald vollendet, und verlangte den Boten zu ſprechen. Er trat ein.

„Zwanzig Scudi — redete er den Mann an — ſind Dein, wenn dieſer Brief morgen Abend in Rom iſt!“

„Morgen Abend? — fragte der Bote — da müßte ich ja die ganze Nacht durch laufen? Nein, Signor, nicht um funfzig Scudi!“

„Narr, wenn Du Dich vor der Nacht fürchteſt, ſo nimm Laternen mit. Ich bezahle alles!“

„Ich kenne keine Furcht — erwiederte der Mann kaltblütig — aber Ihr kennt unſer Land nicht. In dieſem Monate liegt Nachts auf der Campagna di Roma ein giftiger Nebel, der Menſchen und Vieh lähmt

und tödtet. *) Ich habe meinen Bruder durch so eine Nachtreise eingebüßt, und noch nicht Lust ins Gras zu beißen. Fragt nur den alten Arno, fragt Elenen, die werden die Wahrheit meiner Rede bezeugen.“

Der Jüngling sah Elenen mit fragendem Blicke an; diese zuckte die Achseln.

„Ich gebe Dir das Doppelte — nahm Wahrenfried das Wort — das Dreifache, wenn Du geh'st.

„Glaubt Ihr, daß ich mit meinem Leben wie ein Jude handle? — entgegnete der stolze Römer. — Seit acht Tagen habe ich eine junge Frau, die mir lieber ist als all' Euer Geld. Dazu brauche ich nicht vom Botenlaufen zu leben, und habe es überhaupt nur dem Ehrwürdigen zu Gefallen gethan. Muß Euer Brief morgen Abend in Rom seyn: so sucht Euch einen andern Boten, denn ich gehe nicht. Damit drehte er ihm den Rücken, und verließ das Zimmer.

„O Gott!

*) Siehe über die giftigen Nebel in der Landschaft um Rom während der Nacht *Dr. Koreff's de regionibus Italiae aëre perniciose contaminatis* und die Recension in der Jen. Aug. Lit. Zeit. Jan. Nr. 11. 1818.

„O Gott! — rief Wahrenfried vor Schmerz außer ſich — wie leicht möglich, daß mein Nebenbuhler, der Schändliche, ſeines Zögerns einſehend, in wenig Tagen, ja vielleicht morgen ſchon in Rom anlangt; dann geben die leichtverſöhnten Aeltern ihm der Tochter Hand; Julie gehorcht ungewarnt, und ich werde an der Schwelle des Glückes vom ſchadenfrohen Schickſal zerſchmettert!“

Elene beſchwor ihn mit Thränen, ſich zu beruhigen, und ſeines Zuſtandes eingedenk zu ſeyn. „Gebt mir das Blatt — ſetzte ſie hinzu — ich verzweifle gar nicht, unter den rüſtigen Jünglingen unſerer Gebirge einen Boten zu finden, der den hohen Lohn ſich verdient, ohne ihn mit dem Leben zu erkaufen.“ Sie eilte davon.

Nach einiger Zeit trat der alte Arno herein. „Herr — ſagte er kopfſchüttelnd — ich zweifle, daß Elene glücklich in ihrem Vorhaben ſeyn wird. Schon ſah ich ſie aus mehrern Hütten unverrichteter Sache heraustreten. Noch ein Paar Anfragen, und dann iſt ſie durch unſere kleine Gemeinde durch!“

Wahrenfried bebte. „Und iſt denn wirklich — fragte er zagend — die Gefahr ſo groß?“

Arno bejahte dies, und setzte hinzu: der Bote habe keine Unwahrheit gesagt; eine schleichende Auszehrung sey das unvermeidliche Loos aller derer, die eine Nacht in dieser Jahreszeit im Freien auf der Ebne um Rom zubringen. „Ich selbst — setzte er hinzu — habe etwas davon erfahren, als ich, um Korn zu schneiden, vor zwanzig Jahren von den Apenninen nach der Hauptstadt hinabstieg. Wir hatten eine kleine Heerde mit uns, von deren Ertrag wir lebten. Meine selige Frau, Gianina, könnte es bezeugen, wär' sie noch auf Erden! daß in den schlimmsten Wochen unsere Ziegen, war die Sonne erst untergegangen, unaufhaltsam der Stadt zueilten, wo sie unter den Bogen alter Wasserleitungen, unter den Trümmern verfallener Tempel, eine Ruhestätte suchten. Wir folgten diesen klugen Thieren stets, und ein einziges Mal, wo mich der leidige Handelsgeist ein Paar Stunden später in die Stadt führte, hätte ich es beinah' mit dem Leben gebüßt. Dicht, ja fast undurchsichtig, lag ein gelblicher, feuchter, schwefeldunstiger Nebel auf der weit verbreiteten Fläche. Kaum vernahm ich Eilender noch den dumpfen Ton der Glocken,

und

und doch mußte ich auf jeden Schlag lauschen, weil ich bei immer tiefer einbrechender Dunkelheit die Richtung sonst wohl ganz verfehlt haben würde. Endlich langte ich, vom Schwefelbrodem durchnäßt, steif und gelähmt, matt zum Hinsinken, vom Fieberfroste geschüttelt, von Kopfschmerz und Schauder durchzuckt, von ängstender Beklemmung gepeinigt, in den Vorstädten an. Bekanntlich dringt der Nebel nicht in die bewohnten Gegenden, der Blick war mir daher frei, und ich fand bald meine Frau und meine Heerde wieder; aber Monden lang lag es mir wie Blei in den Gliedern, und Gianina betheuerte: eben so lange habe ich den Todtenzug nicht aus dem Gesichte verloren. Sonderbar ist es dabei, daß die böse Luft jungen Leuten weit gefährlicher ist als alten, und freilich war ich damals ein gut Theil jünger.“ — Nach dieser Erzählung ging der Alte zu seiner Heerde, und ließ den Jüngling in banger Unruhe über das Schicksal seines Briefes zurück.

Gegen Abend erhob sich lautes Wehklagen in der niedern Wohnung. Wahrenfried rief nach Elenen — keine Antwort — nach

Arno

Arno — vergebens. Eilig trat er in's Nebengemach, da lag der Alte mit ein Paar Hirtenmädchen, Elenens Gespielinnen, vor einem Muttergottesbilde auf den Knien, die überströmenden Augen, die bittend gefalteten Hände mit Schluchzen zu demselben erhoben.

„Um Gotteswillen, Vater Arno — rief der ahnende Jüngling — wo ist Elene?"

„Ach Herr! sie liebte Euch so schwesterlich; als sie Eure Angst gesehen, und weder um Geld noch Bitten einen Boten für Euren Brief bekommen konnte, da —"

„Ging sie selbst? — fragte Wahrenfried vor Angst zermalmt — Ging des Nachts durch die Ebenen?"

Arno nicht weinend, seufzte statt der Antwort. „O mir! — rief der Jüngling aufs tiefste erschüttert — so muß ich der Mörder dieses himmlischen Geschöpfes seyn? Ich muß das Engelsherz brechen, das mit der aufopfernsten Liebe sich an mich kettete, für mein Glück in den Tod ging?" Er sank in eine Schwäche, die mit Fieberanfällen wechselte, und den Greis die ganze Nacht an des Kranken Ruhestatt zu bleiben zwang.

Gegen

Gegen Mittag sprengte ein Reiter vor die Hütte. Es war Lothar. Hoch hielt er einen Brief empor, und rief triumphirend: „von Julien!“ — Aber in Wahrenfrieds edler Seele verdrängte die Sorge um die Freundin den Gedanken an die Geliebte. Aufs Schlimmste gefaßt, frug er: „und Elene?“

„Sie lebt — entgegnete Lothar — aber freilich sehr krank ist sie dennoch. Sie war es, die Julien Deinen Brief brachte, und diese dringend bat: mich, weil ich wieder anwesend sey, mit der Antwort hierher zu senden. Nun sie hatte gut gewählt; her mir aus des alten Marescalchi Ställen vorgeführte Neapolitaner dampft. Julie nahm sich Elenens auf schwesterliche Weise an. Sie liegt in ihrem Zimmer, Francesco und der Arzt, der noch Hoffnung gibt, verlassen sie nicht; allein sie sehnt sich nach Dir und ihrem Vater. Mir folgt deßhalb ein Wagen, der in wenigen Stunden hier seyn wird. Wir brechen dann sogleich auf, erreichen ein gutes Nachtlager, und sodann die Hauptstadt zu schicklicher Zeit. Fühlst Du Dich denn aber stark genug?“

„O nur

„O nur schnell in den Wagen! — rief der Jüngling von Lieb' und Angst bestürmt — schnell zu Julien und Elenen, dort wohnt Gesundheit und Ruh! — Kommt, Vater!"

Der Alte übertrug indeß die Sorge für die kleine Wirthschaft einem wackern Nachbar, und führte bald mit Lothar den ungeduldigen Kranken zu dem Wagen, der bereits angekommen war. Wahrenfried hatte nun Juliens Brief gelesen. Sie schrieb Folgendes:

„Mein theurer Freund! Mit Entzükken vernehme ich eine Nachricht, die meinen heißesten Wünschen sich frei zu äußern gestattet. Mein Vater erlaubt mir, Ihnen zu sagen, daß er Ihnen meine Hand nicht verweigert. Mit Sehnsucht erwartet Sie

Ihre Julie."

„O menschliches Herz, bist du zu tadeln, daß du nur einer Empfindung auf ein Mal ganz angehören kannst?" Diese Frage that Wahrenfried jetzt an sich selbst, als er vom seligen Rausche des Entzückens zur Besonnenheit zurückkehrte. „Und o — setzte er hinzu — wie grausam, wenn das plötzlich auf uns einströmende Glück auch nur auf einen Augenblick die Erinnerung an das Wesen weg-

wegschwemmt, das mit seinem Untergange jene Seligkeit uns erkaufte?"

Die Reise ging glücklich von statten. Laut klopfte Wahrenfrieds Herz, als der Wagen in den Pallast Marescalchi hinein rollte. In einigen Augenblicken war er bei Elenen. Ein erschütternder Auftritt! Der Arzt und der Geistliche konnten kaum ihrer Rührung Meister werden. Arno weinte still am Bette seiner Tochter. Endlich mußte man doch, um der beiden Kranken willen, den Herzensergießungen Einhalt thun.

Giulia's Vater begriff, daß Wahrenfried jetzt nicht vermögend sey, ein Geschäft, wie das der Auseinandersetzung mit seiner Tochter, nun auch angekommenem Verlobten zu beendigen, und übertrug es Lotharen, mit dem er zu diesem Ende eine lange Unterredung pflog. Aus dieser und den mitgetheilten Papieren ging hervor, daß der angebliche Obrist ein namenloser Landstreicher, ein unverschämter Glücksritter sey, der nur in so unruhvollen Zeiten, als der Krieg über Italien gebracht, sein Wesen ungestraft hatte treiben können. Er war überdies auch noch der Verfälschung von D. Marescalchi's Unterschrift

terschrift schuldig befunden worden, und sonach der Obrigkeit verfallen. Inzwischen ließ ihn Juliens Vater, um nur aus der Sache zu kommen, gegen Herausgabe seiner Briefe und augenblickliche Entfernung von Rom auf Lebenszeit, ein reiches Geldgeschenk anbieten.

Lothar ging Tages darauf zu ihm, und beendigte den verdrießlichen Handel auf eben so glückliche, als geschickte Art. Der entlarvte Betrüger, froh, der verdienten Strafe zu entgehn, nahm den gethanen Vorschlag mit Freuden an, und verpflichtete sich schriftlich: wenn er je sich in Rom wieder erblicken ließe, die empfangene Summe zurück zu zahlen, oder bis zu deren Abtragung ins Gefängniß zu wandern.

Nach glücklich beendigtem Auftrage kehrte Lothar in den Pallast Marescalchi zurück, woselbst er alles in Bewegung fand. Elene hatte darauf bestanden, in ihre Gebirge zurück gebracht zu werden, weil sie überzeugt sey, nur dort gesunden zu können. Sie reiste mit ihrem Vater in Giulia's Wagen unter den zartesten Vorsichtsmaaßregeln dahin ab. In der That schien sie sich zu erholen, und so wagten es Julie und Wahrenfried, sich ohne Reue ihrem Entzücken

zu

zu überlassen. Er lebte hier Stunden, wie sie selten einem Sterblichen zu Theil werden. Zu ihnen gehörten die, welche er mit der Geliebten vor seinem in der Benediktiner-Kirche aufgestellten Altargemälde zubrachte. Da kein Hinderniß ihrem Glücke entgegen stand, so ward die Vermählung zu Ende des Trauerhalbjahres für Wahrenfrieds Vater festgesetzt.

Während dieser Zeit besuchte er mit Julien seine Freundin und deren reich beschenkten Vater oft. Zwar kränkelte sie noch, allein sowohl sie selbst, als der, auf Wahrenfrieds Befehl sie öfters besuchende Arzt, gaben die besten Hoffnungen. Lothar und Pater Franz blieben ihrem Freunde, der seine Kunst nun wieder mit Leidenschaft trieb, im Glücke nicht minder treu, als sie es im Unglücke gewesen waren.

Endlich war der Tag erschienen, der Wahrenfrieds heißeste Wünsche krönen, ihm Julien ganz und auf immer geben sollte. Die feierliche Handlung ward auf einem reizenden Landhause der Mareschalchi's vollzogen. Einige Tage nach der Ceremonie brachte ein Hirtenknabe aus den Apenninen einen Kranz von unverwelklichen Gebirgsblumen,

an dem eine sehr schöne blonde Locke befestiget war. Man hatte, um sie zu schonen, Elenen nicht zu der Feier eingeladen, und war daher befremdet, als der Knabe erzählte, daß der Kranz von ihr gewunden sey. „Sie wäre gern selbst gekommen — setzte das Kind unschuldig lächelnd hinzu — aber sie konnte freilich nicht!“

„Warum denn?“ — fragte Wahrenfried hastig.

„Sie ist eben vorgestern um eilf Uhr Mittags gestorben!“

Die glücklichen Gatten schauderten zusammen. Es war gerade die Stunde, in der sie getraut worden. Eine Thräne der innigsten Rührung glänzte in ihren Augen, und die schmerzliche Erinnerung an das Mädchen aus den Apenninen, war vielleicht der einzige Wermuthetropfen in dem überschäumenden Kelche ihrer Seligkeit.

Polybius.

Eine Erzählung.

„'s geht doch nichts über die Alten" — ſagte der Rector Behrnauer zu ſeiner Nichte, der blonden, reizenden Agathe, die ihm gegenüber am Nähtiſch arbeitete — „nichts über die Griechen und Römer," und damit klappte er ein groſſes Buch zu, das vor ihm lag.

Agathe ſchwieg. Von früh bis Abends muſte ſie dieſen Ausruf des alten Oheims hören, und pflegte ihm gewöhnlich mit einem gleichgültig freundlichen „ja, ja, lieber Onkel" Recht zu geben. „Wie ihr albernen Dinger doch ſeyd," hob der lebhafte Mann verdrießlich an. „Ad altiora könnt ihr euch durchaus nicht erheben, und was nicht gebacken, geſalzen, genäht oder gewaſchen werden kann, das iſt für euch ein Nonens, und geht euch nicht zu Herzen!"

Agathe

Agathe seufzte; sie dachte gerade an einen Gegenstand, der ihr sehr zu Herzen ging, und dennoch sich weder backen, noch salzen, weder waschen, noch nähen ließ.

„Ich muß Dir wirklich den Fall erzählen — hob der Rector an, das große Buch wieder aufschlagend. „Hör' nur! Aristides — „der Gerechte genannt — fiel Agathe ein — ach, lieber Onkel, die Geschichte haben Sie mir tausendmal erzählt, die weiß ich auswendig!"

„Auswendig? Tausendmal erzählt? So, Mamsell Naseweis! Nun, wie lautet denn die Geschichte, die man tausendmal hörte, und die man auswendig weiß?" — „Aristides, der Gerechte genannt — plapperte Agathe im Schulknabentone herunter — ward bei einer Volksversammlung, die ihn aus dem Vaterlande vertrieb, von einem aus dem Pöbel ersucht, ihm den Namen Aristides auf sein Täfelchen zu schreiben, weil er nicht schreiben könne. Aristides that's und fragte: was that Euch der Mann? Nichts, antwortete der Kerl, aber es verdrießt mich, ihn den Gerechten nennen zu hören."

„Male — brummte der Rector — miserabel erzählt, ohne Kraft und Saft, wie ein

ein Quartaner. Nun aber, findet man es denn nicht der Mühe werth, ein Volk kennen zu lernen, dem die Stimme der Freiheit so heilig ist, daß auch der Verdienstvollste sich ihr unterwerfen muß?"

„Ich weiß nicht — sagte Agathe ärgerlich — was Sie daran so schön finden, daß ein Mann, der seiner allgemein verehrten Tugend wegen bei Lebzeiten der Gerechte genannt wurde, dem blinden Haß des rohen Pöbels weichen muß. Mir scheint das vielmehr die allerabscheulichste Willkühr!"

Da hatte es aber die arme Agathe übel getroffen. „Ne sutor — Schuster bleib bei deinem Leisten. Si tacuisses — hätt'st Du geschwiegen, so hätteſt Du keine Albernheit gesagt." Mit diesen Worten stand der Rector zornentbrannt auf, rahm sein Buch unter den Arm, und ging.

In der Thüre drehte er sich noch einmal um. „Man bilde sich nur nicht ein, daß wir nicht wissen, warum die Griechen und Römer uns heute so geringfügig vorkommen. Wir haben Allotria im Kopfe. Wir denken an den Taugnichts, an den weggelaufenen Ladendiener, den Wilhelm, dessen Geburtstag heute ist. Sonst ließ man das so hin-

gehn, aber jetzt, nach des Vaters Tode, sind die Verhältnisse anders. Der Wilhelm ist ein Lump, ein homo nequam et nullius frugis. Dazu ist er ein Ignorant in litteris, und ein unverschämter Bengel, der sich an uns schwer vergangen hat. Das sind die puncta diaereseos, die Ursachen, weshalb sein Name und der meinige nie zusammen ausgesprochen werden können. Er wird es zweifelsohne auch im Auslande nicht hoch bringen. Käme er aber auch einst als General wieder, so ist und bleibt er doch für mich civiliter todt. Man merke sich das, Jungfer!" Damit schlug er die Thüre zornig zu, und stieg brummend nach seinem Studirzimmer hinauf.

Agathe legte ihr schönes Lockenköpfchen auf das Nähkissen, und weinte sanft. Der Oheim hatte sehr Recht. Wilhelm, der geliebte Wilhelm war es, dessen Geburtsfest sie heut still feierte, und vor dem keine Bewunderung der Griechen und Römer in ihrem Herzen aufkommen konnte. „Das hätte Er auch gethan!" flüsterte ihr die Liebe bei jedem erhabenen Zuge aus der Vorwelt ins Ohr; und sie war fest überzeugt, bei vorkommender Gelegenheit würde Wilhelm wie

Leonidas

Leonidas gekämpft, wie Decius sich in die feindlichen Speere gestürzt, oder wie Regulus sich im Stachelfaß haben wälzen lassen.

Der Rektor dachte nicht so, und er mochte nach seiner Weise nicht Unrecht haben. Wilhelm Heydt, der Sohn eines Rathsmannes, war ein schöner, aber unbändiger Bursch, der im Vertrauen auf seinen herrlichen Kopf, in der Schule nichts lernen mochte. Griechisch und Latein, womit ihn der Rektor unablässig plagte, waren ihm in den Tod zuwider; wodurch er sich freilich diesem schlecht empfahl. Weil er durchaus keine Lust zum Studiren bezeigte, so that ihn sein Vater bei einem Kaufmann in die Lehre.

Bisher war Wilhelm Agathens täglicher Gespiele gewesen, und er hing an dem kleinen Mädchen mit einer unbeschreiblichen Innigkeit. Als er jetzt die Schule verließ, ging sein Vater mit ihm zum Rector, mit dem er in freundlichem Verkehr stand, um ihn von demselben Abschied nehmen zu lassen.

Obgleich nun der gute Behrnauer nicht begriff, wie man einen andern Stand, als den des Gelehrten oder Schulmannes aus Wahl ergreifen könne, so äußerte er sich

doch ziemlich freundlich gegen den Vater über diese Veränderung in seines Sohnes Lebensplan. Der junge Mensch, meinte er, könne dereinst, als reisender Faktor, nach Griechenland kommen, mit den Neugriechen Geschäfte anknüpfen, und so wenigstens eine ziemliche Kenntniß der neugriechischen Mundart erwerben, indem die herrliche, alte, ächte hellenische Sprache daselbst nicht mehr zu finden sey.

„Behüt' mich Gott vor den Griechen, fuhr Wilhelm unbesonnen heraus. Mein Lehrherr, der lange in Frankreich war, sagte, dort nenne man einen, der im Spiele betrüge, un grec, und die Neugriechen wären im Handel die größten Spitzbuben die man finden könne. Da denke ich immer, das werden sie wohl von ihren Vorfahren ererbt haben; denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Sie selbst, Herr Rector, sagten einmal in der Classe, man habe im Sprüchworte sonst alle Spitzbubenstreiche graecus fides genannt!"

Aber wer schildert hier des tiefgekränkten Rectors Zorn! „Punica fides, verdreifachte er — punica fides habe ich gesagt!" und damit streckte er die lange knö-

cherne

rechte Hand aus, und packte den Sünder beim Kragen. Allein der gewandte Bursch unterlief den steifgewordenen Bundsgenossen der Griechen, und schob ihn, ehe der zuspringende Vater es hindern konnte, so kräftig in eine Ecke des Sopha's, daß ein dichter Nebel aus der entpuderten Achsel des Besiegten den Wahlplatz verdüsterte.

Wilhelm entfloh, und alle Vorstellungen des Freundes überhörend, saß der ehrwürdige Rector ohne ein Wort zu sagen, die Perücke zu seinen Füßen, zehn Minuten lang in der Ecke fest, in die ihn die Faust des Antigriechen niedergedrückt hatte. Endlich ermannte er sich, und schwur, so lange ihm seine beiden Augen offen ständen, solle der Gulielmus Heydt nicht wieder über seine Schwelle kommen. „Und solch eine Schandthat, solch ein indigno facinus, setzte er hinzu, werden auch die Unsterblichen nicht ungestraft lassen!“

Fast schien es, als sollte der alte Schulmann Recht behalten. Wilhelm wollte auch als Kaufmann nicht gut thun, und weil er durch einige höchst muthwillige Neckereien, die er an angesehenen Personen verübte, die öffentliche Ruhe antastete, so ward ihm von

Rath&

Rathswegen vier Wochen Gefängnißstrafe bei magerer Kost zuerkannt. Um indessen seinen Vater zu schonen, den man achtete, ward ihm nachgelassen, die Strafe nicht im Stadtgefängniß, sondern im Schulcarcer abzusitzen, und er zu diesem Ende dem Rector Behrnauer übergeben.

Da war er nun gut berathen. Er hatte sich bei seiner Strafe Glück gewünscht, sie an einem Orte aushalten zu dürfen, wo er nicht leicht von jemand aus der Stadt gesehen werden würde — denn er war eben so ehrgeizig, als wild und ausgelassen. Der Rector dagegen glaubte es der verletzten Ehre der Griechen und Römer schuldig zu seyn, den Verbrecher, den die Strafe so bald ereilt hatte, gleichsam als warnendes Beispiel zur Schau zu stellen. Täglich zog er daher an der Spitze der ganzen Schule vor das Gitterfenster des Gefangenen, und ließ jeden Schüler, vom Primaner bis zum jüngsten Quartaner, hinein sehen, so daß Wilhelm eine halbe Stunde lang täglich wie ein wildes Thier im Käfig betrachtet wurde.

Dazu rief der Rector pathetisch aus: „discite Juvenes; seht, das kommt heraus wenn man die Lehrer verachtet, und weder Latein

Latein noch Griechisch lernt.“ Der Gesangene hätte vergehn mögen, wenn der Schwarm mit lautem Geschrei und klappernden Pennalen heranzog, und des Rectors weiße Perücke als Wolkensäule vor dem nach der Finsterniß des Carcers wandelndem Völklein sichtbar ward.

Der kleinen sanften Agathe kostete die Strafe und Erniedrigung des geliebten Wilhelms heiße Thränen. Sie suchte ihm sein Unglück zu erleichtern, so gut sie es vermochte, indem sie ihm bald ein Paar freundliche Worte zurief, bald eine Näscherei in das Gefängniß fallen ließ. Einst aber überraschte sie der Oheim bei einem solchen Liebeswerke, und indem er alle Götter der Ober- und Unterwelt anrufte, faßte er das arme Kind am Arme, und führte sie wie im Sturm davon. Nie hat Agathe sagen wollen, was ihr begegnet sey; allein ihre niedergeschlagenen Augen und die Röthe ihrer Wangen, so oft Wilhelm davon sprach, verriethen ihm, daß der Oheim bei Bestrafung seiner Mündel dießmal den modernen Züchtigungen vor den antiken den Vorzug gegeben habe. Als Wilhelm seiner Haft entlassen, wieder zu seinem Lehrherrn zurückkehren

wollte,

wollte, ward sein Vater schwer krank. Um der Mutter die Pflege zu erleichtern, mußte er ins Haus ziehen. Täglich las er hier die verschiedenartigsten Bücher vor, wodurch der niedergeschlagene Kranke ekheitert und zerstreut werden sollte. Diese Lectüre entschied Wilhelms Hang, sich in der Welt umzusehen. Die Gelegenheit kam nur zu bald. Der siechende Vater erholte sich nicht wieder, und da Wilhelms Mutter nicht im Stande war, den Sohn ausdauernd zu unterstützen, so wendete sie wenig dagegen ein, da er ihr seinen Entschluß eröffnete, als Schreiber oder Secretair sich sein Brod zu suchen. Sie gab ihm ihren Segen, ermahnte ihn: stets rechtschaffen zu seyn, drückte ihm ein Paar harte Thaler in die Hand, und der lebenslustige angehende Jüngling zog, mit einem ziemlich magern Ränzlein auf dem Rücken, wohlgemuth aus der Stadt, nachdem er vorher von der zärtlichen Agathe insgeheim Abschied genommen, und sie einander versprochen hatten, sich ihre Kinderherzen zu bewahren.

Mehrere Jahre vernahm man nichts von ihm. So oft auch Agathe sich bei seiner Mutter nach ihm erkundigte, so antwortete

ihr

ihr die wackere Alte stets mit Thränen: sie wisse nichts. Vergessen könne sie ihren Wilhelm nicht, dazu sey er bei aller seiner Wildheit zu brav, aber gestorben möge er wohl seyn. Oeffentliche Nachfragen wollte die Matrone nicht unternehmen, aus Besorgniß, herzzerreißende Nachrichten zu erhalten.

Die immer schöner aufblühende Agathe erregte indessen große Theilnahme, wozu der Umstand, daß sie die muthmaßliche Erbin des reichen Onkels war, nicht wenig beitrug.

Ein junger, höchst pedantischer Schulmann, Pfündlein genannt, als Collaborator an der Stadtschule angestellt, erhob seine Augen zu ihr, und hielt förmlich um sie an. Ob nun gleich der alte Behrnauer den Herrn Pfündlein als einen guten Philologen nicht ungern sah, so war ihm, dem lebhaften, thätigen Manne, dessen Feuer mit dem herannahenden Greisenalter nur kräftiger aufzulodern schien, doch das ängstlich-demüthige, unmännliche und kriechende Wesen des Collaborators zuwider. Des Mannes bekannter Geiz und seine eben so entschiedene Häßlichkeit, hatten übrigens so vortheilhafte Gesinnungen in Agathens Herzen für ihn geweckt, daß der Rector Herrn Pfündlein den Bescheid

ſcheid gab, er ſolle ſich nach ein Paar Jahren wieder melden. Vor der Hand ſey Agathe noch zu jung. Was hätte das Mädchen nicht darum gegeben, ihrem abweſenden Freunde von Herrn Pfändleins liebreichen Abſichten auf ihre Perſon Nachricht zu geben. Leider ließ aber Wilhelm nichts von ſich ſehen und hören. Ein Monat verging nach dem andern, ein Frühling nach dem andern. Agathe war nun völlig erwachſen, die Zeit der Erwartung für Herrn Pfändlein nahte ihrem Ablauf. Er hatte ſich bis zum Tertius emporgeſchwungen, eine nicht unbedeutende Erbſchaft gethan, und ſchien dem alten Behrnauer durch das kollegialiſche Verhältniß erträglicher geworden zu ſeyn. Auch verfehlte er nicht das ungeſtaltete Haupt ſeiner fadenförmigen Geſtalt zu erheben, und ſich wieder als Competent zu Agathens Jugendreiz zu melden.

Gerade in dieſem kritiſchen Augenblicke liefen Nachrichten von Wilhelm ein. Auf dem Kirchwege holte die gute alte Mutter Heydt Agathen eines Sonntags ein, ihr mit Freudenthränen einen Brief und einen Beutel mit Gold hinhaltend, und dazu ſtammelnd: „von meinem Wilhelm!“

Agathe

Agathe ſtimmte in Wilhelms Lob ein, und weinte recht herzlich mit, obſchon die Nachrichten nichts weniger als weinerlich klangen. An des Rectors Wohnung trennten ſich die beiden Glücklichen unter lautem Schluchzen, und ſetzten ein Abendſtündchen feſt, in dem ſie den inhaltſchweren Brief ſo recht nach Weiberart durchleſen und auskoſten wollten.

Ihre Seligkeit dem Oheim ganz unverhüllt zu zeigen, ſchien Agathen doch nicht räthlich. Sie temperirte daher die hellleuchtende Farbe ihrer Freude, ſo viel ſie vermochte, durch einen niedergeſchlagenen Blick, und einen höchſt ſittigen Schritt. Allein dennoch ſpielte das ſüßeſte Lächeln der hoffenden Liebe zauberiſch um das weiße Kinn und die purpurnen Lippen; ihr Gang ward zum jugendlichen Tanz, und in den azurblauen Augen zitterte die Kryſtallthräne der heiligſten Sehnſucht, die den jugendlichen Buſen der Glut der Wangen entgegen trieb, gleich dem Frühlings-Wehen, das bei Sonnenuntergang des Weihers ſilberne Spiegelfläche zu leiſen Wellen aufhaucht.

„Was hat man denn? rief der Rector, dem die Herrlichkeit des Mädchens gar zu ſiegreich entgegen ſtrahlte. Man iſt ja ganz

bewegt,

bewegt, ganz auſser dem Häuschen! Was treibt man denn?"

„Ich, lieber Onkel?" fragte Agathe leis lächelnd.

Nun ja, wer sonst? Ich meines Orts befinde mich in dem Zustande einer völligen Passivität.

Ach, lieber Onkel, 's ist ein Brief gekommen —

Nun, wenn man bei allen ankommenden Briefen sein philosophisches Gleichgewicht also verlieren will —

Ja, lieber Oheim, der Brief ist von Wilhelm!

Von Wil —, hm, hm! So, so; nun was schreibt denn der Landstreicher?

Nein, gar nicht — fiel Agathe heftig ein — er schickt seiner Mutter Geld.

Und schreibt gar nicht dazu? Da sieht man den Leichtsinn!

Nein doch, nein, lieber Oheim — er schreibt ja, er schreibt griechisch —

Was? der Wilhelm? an seine Mutter?

Aus Griechenland, verbesserte Agathe, oder wie der Ort heiſst.

Der Ort? O Agatha, bedenke deine Rede; nun, wie heiſst denn der Ort?

Ach

Ach ich weiß nicht mehr, aber griechiſch klang es, das iſt doch wahr. Er ſchreibt, daß er recht viel Unglück ausgeſtanden hat —

Der Oheim ſagte kein Wort.

Krankheit, Kummer und Sorge hat er tragen müſſen —

Der Rector ſchwieg noch immer.

Manchen lieben Tag hat er nichts zu eſſen gehabt, als ganz trockenes Brod!

Nur weiter! ſagte der Rector, den Kopf auf die Hand gelegt.

Weiter? frug Agathe empört. Sollte er etwa verhungern?

Bene dixisti! Verhungern, das hätte ihn vielleicht zur Vernunft gebracht. Aber dann hätte er ſeiner Mutter nicht ſchreiben können.

Agathe putzte eben an dem blinden Flecke, den eine fallende Thräne auf das ſtählerne Beſteck brannte, das ſie in der Hand hielt.

„Zwanzig Goldſtücke ſchickt er ſeiner Mutter," hob ſie jetzt wieder an.

Hm! nachdem er ihr mehr als doppelt ſo viel gekoſtet!

Jetzt iſt er Major in öſtreichiſchen Dienſten.

Ma — Major? fuhr der Rector erſchrok-

ken

ken heraus. Major! Nun — ist ein schö-ner Gradus. Und steht in Griechenland?

Ja, in Griechenland, versicherte Agathe, Muth schöpfend.

Hm, hm. Ist mir doch nicht bekannt, daß das Erzhaus Oestreich in Griechenland acquisitiones gemacht habe. Möchte doch den Brief sehen.

O den hol' ich gleich — rief Agathe aufspringend.

Nicht doch, nicht doch, sagte der Rector; man setze sich, und genieße sein Mittags-mahl. Es hat damit ganz keine Eil! Interessirt uns gar nicht so sehr.

Der gute Augenblick war vorüber. Aber gegen Abend kam er wieder. Agathe hüpfte, sobald der Oheim wieder in der Classe war, zu Wilhelms Mutter, die hocherfreut, ihres Sohnes Glück verkündigen zu dürfen, den Brief sogleich hergab. „Was macht denn Agathchen, ist sie mir noch treu, und liebt sie noch ihren Wilhelm?" Diese Worte hatte die Mutter noch an dem Rande des Briefes gekritzelt gefunden, und Agathe eilte entzückt nach Haus, wo sie die goldenen Worte noch recht lange ansehen wollte. Ihre Einbildungs-kraft schloß ihr dabei so herrliche rosenfarbene

Fernen

Fernen auf, daß ſie darüber den Brief zu leſen vergaß. Jetzt klingelte es. Schnell verbarg ſie das Blatt. Es war der Oheim geweſen.

„Hier iſt der Brief!“ rief ſie dem Eintretenden entgegen.

„Was Brief!“ brummte er verdrießlich, indem er Hut und Stock ablegte, und ſich im Lehnſtuhl niederließ. „Man reiche Platonis symposion her!“

Ach, lieber Oheim, mit ihren alten Juden — Griechen wollte ich ſagen; nun ſprechen ſie wieder den ganzen Abend kein Wort.

Des Rectors Stutzperücke wanderte jetzt von einem Ohr zum andern, wie er es bei erwachendem Zorn in der Art hatte.

Agathe — ſagte er jetzt — man iſt eine Gans. Man gebe mir das Buch, und ſchweige ſofort.

Agathe gab das Buch, und ſaß hoffnungslos hinter dem Nähtiſch.

Nach einer halben Stunde warf der Oheim das Buch zu, indem er mit triumphirender Miene ſagte: „Da ſteht's ja; ich wußte wohl, was ich ſagte. Der Rector Bernauerus irrt ſich ſo leicht nicht! Nun

man

man communicire jetzt den Brief quaestionis!"

Hier ist er, lieber Oheim, rief Agathe, das Blatt aus dem Busen ziehend.

Hm, hm! lächelte der Alte sarcastisch. „Man hat ja das Blättlein ganz vortrefflich wohl verwahret!"

Jetzt las er den Brief. Wilhelm meldete seiner Mutter, wie er, nachdem er mannichfache Noth ausgestanden, endlich in Militairdienste getreten sey. Durch seine schöne Handschrift und gute Aufführung habe er sich dem Commandeur so sehr empfohlen, daß er nach einem Jahr Offizier geworden. Nun habe er Tag und Nacht studirt, um das Versäumte nachzuholen. Im Kriege sey ihm das Glück auf eine auffallende Weise hold gewesen, so daß er bis zum Hauptmann gestiegen, in den Generalstab versetzt, und nach einiger Zeit daselbst wieder zum Major avancirt worden. Jetzt stehe er in Theresiopol, wo er trigonometrische Aufnahmen dirigire. Früher habe er der Mutter nicht geschrieben, um ihre Sorge nicht zu vermehren, oder sie glauben zu machen, er verlange von ihrer Armuth Unterstützung; dann sey der Türken-Krieg dazwischen gekommen.

Nun

Nun aber hoffe er künftiges Jahr, wenn Ruhe bleibe, sie besuchen zu können.

Theresiopol? sagte der Rector. Hm, hm! das klingt allerdings wie was rechts. Wollen doch einmal Hübneri Zeitungslexicon consultiren.

„Bulgarisch also," sagte er geringschätzig, nachdem er den Artikel durchgelesen. „Dacht' ich's doch!" Mit diesen Worten faltete er den Brief zusammen, und Agathe sah an des Oheims Miene Wilhelms Actien um die Hälfte fallen. Schnell beschloß sie noch einen Sturm auf des Rectors Herz.

Mich hat er auch recht freundlich grüßen lassen, sagte sie erwartungsvoll.

So? antwortete der Oheim horchend.

Ja, er fragt, ob ich ihm noch gut wäre, und manchmal an ihn dächte!

Siehmal, siehmal — sagte der Rector, Verdacht schöpfend — ei der Tausend, das müssen wir doch selbst lesen. Damit nahm er den Brief wieder, setzte die Brille auf, und las nun sehr achtsam, indeß Agathe aus seinen Blicken Tod oder Leben heraus zu lesen bemüht war.

Ja — es steht am untern Rande ganz

 fein

fein geschrieben — fügte sie noch im Muth, den ihr die Angst eingab, hinzu.

Hättest du doch geschwiegen, armes Mädchen, oder den Brief vorher durchgelesen, oder hätte die unbesonnene Alte dir nur wenigstens ein Wort gesagt. So aber ziehst du selbst das Ungewitter über dir zusammen. Der Rector hatte nämlich kaum ein Weilchen gelesen, so fing er an Gesichter zu schneiden, die Perücke spazierte schnell hin und her, er trommelte mit den Fingern auf der Dose — alles Vorboten eines nahen Sturms. Er stößt schnell hinter einander ein verdächtiges Hm, hm! aus, sein Gesicht wird immer mehr dunkelroth, er stampft mit dem Fuße. „Taugenichts, Landstreicher!" hört Agathe vernehmlich accentuiren, und ihrer zitternden Hand entfällt die Arbeit. Jetzt bricht der Sturm los. Mit beiden Händen packt sich der ergrimmte Rector an zwei goldnen Knöpfen seines zimmetbraunen Kleides, dicht am Halse. So läuft er im hastigen Schritte einigemal im Zimmer auf und nieder, ohne ein Wort zu sprechen, nur bisweilen sich selbst so kräftig schüttelnd, als habe er den feindlichen Major unter den Händen. Auf Agathens Stirn stehn Angsttropfen. Ganz

nahe

nahe tritt der Erzürnte, immer noch in derſelben Stellung, dem erſchrockenen Mädchen, und mit vor Grimm bebender Stimme bricht er los: „Der verehrteſte Herr Obriſtwachtmeiſter, Wilhelm Heydt, hegen, wie dieſes Brieflein zeigt, keine ganz avantageuſe Meinung von uns. Wir vergelten das denenſelben, ihrer frühern Ruchloſigkeiten eingedenk, von ganzem Herzen. Da es uns inzwiſchen bedünken will, als habe gedachter Herr Obriſtwachtmeiſter ein Abſehen auf unſere Mündel Agatham, und erwähnte Agatha hinwiederum auf nur gedachten Wilhelm Heydt, ſo befehlen wir hiermit von dato an bis in alle Ewigkeit, des Taugenichts, Wilhelm Heydt genannt, bei Strafe unſerer väterlichen Ungnade, mit keiner Sylbe mehr zu erwähnen. Dagegen halte man ſich fertig, binnen vier Wochen dem Tertio an hieſiger Stadtſchule, Herrn Pfündlein, als Eheconſortin die Hand zu reichen.

„Um keinen Preis der Welt — rief Agathe — und koſtete es mein Leben.“

Im Nu bewegte ſich des Oheims dürre Hand ſo gewaltſam gegen Agathens ſammtne Wange, daß dem armen Kinde die Thränen aus den Augen ſtürzten.

„Man gehorcht — schrie der Rector mit Löwenstimme — und heirathet Pfündleinium binnen vierzehn Tagen, oder man packt sich zum Hause hinaus.“ Damit nahm er ein Licht vom Tische, und verließ das Zimmer. Agathe brach in laute Klagen aus. „Nun ist alles verloren, und mein Wilhelm für mich so gut als todt! O ich armes, unglückliches Mädchen! Was soll nun aus mir werden? Pfündlein heirathe ich nicht, und sollte ich das Haus verlassen, und von meiner Hände Arbeit leben müssen. Alles in der Welt, nur nicht Pfündleins Frau!“

Nachdem sich das arme Mädchen satt geweint und geklagt hatte, fiel ihr ein, nachzusehen, was denn eigentlich den alten Onkel so bös gemacht habe. Denn so schnell auch sonst seine Hitze auffoderte, so liebte er doch Agathen zärtlich, und hatte ihr seit der Execution, wegen des gefangenen Wilhelms, keinen Schlag gegeben. Es mußte also wohl etwas sehr bedeutendes seyn, was ihn zu einer solchen Härte gegen seine achtzehnjährige Mündel verleiten konnte.

Sie las nun den Brief aufmerksam durch; da stand am Rande der innern Seite ganz deutlich: „lebt denn der alte gepuderte Pavian,

vian, Agathens Onkel, noch? Gern ſpielte ich dem alten griechiſchen Pickelhäring noch einmal einen loſen Streich für die Quaalen, die er mir in der Schule angethan hat!“ Jetzt ſeufzte Agathe eben ſo ſehr über ihre Unbeſonnenheit, als über die von Wilhelms Mutter. Leider war nichts mehr zu ändern. Es blieb ihr nichts übrig, als zu ſchweigen, und den Oheim durch Liebe und Sanftmuth ſich wieder geneigt zu machen.

Dieſer hatte inzwiſchen nicht blos gedroht. Nach einigen Tagen erſchien Herr Pfündlein einmal, als der Rector in der Claſſe war, und kauderwälſchte viel von Hoffnungen und Liebesfeuer her, worauf Agathe kurz erwiederte: ſie werde nur aus Liebe oder nie heirathen; er aber habe ihr bis jetzt noch nichts eingeflößt, was einer ſolchen Empfindung ähnlich ſähe.

„Wird ſchon kommen — meinte der verliebte Pfündlein — wird ſchon kommen, ſehr venerirte Demoiſelle. Kommt bisweilen erſt nach der Hochzeit!“

Agathe würdigte ihn keiner Antwort. Die angekündigte Liebe kam nun zwar nicht, der Tertius dagegen deſto öfterer, blieb nicht ſelten zum Abendeſſen, und wo das magere

Männ-

Männlein nur konnte, haſchte es mit ſeinen immer feuchten, kalten Händen nach Agathens warmen Sammetfingern. Der Oheim kehrte ſich an nichts, ſondern beſtimmte unzart genug, in Pfündleins Gegenwart, Agathen den Tag ihrer Hochzeit, die nun nach Verlauf von drei Wochen gefeiert werden ſollte. „Nicht wahr, Herr Collega Tertius, ſo iſt's Ihnen recht! Heut über drei Wochen heirathen ſie meine Mündel?“

Wenn ich mich unterſtehen darf —

Ein Mann muß ſich alles unterſtehen dürfen. Wiſſen Sie denn nicht: fortes fortuna etc. und nun gar die große Kühnheit, Hochzeit zu machen! Ha, ha!

Erlauben Sie, Verehrteſter, ich meinte es nicht alſo — entgegnete Pfündlein. Ich meinte, ob ich mich unterſtehen dürfe, zu fragen, wie es mit dem dotalitio, der Mitgift beſchaffen ſey, maßen doch Dero Reichthum in der ganzen Stadt —

Ey, ey, Herr Collega — ſagte der Rector, unwillig das Haupt ſchüttelnd — das war nicht fein. Heirathen Sie denn Agatham blos des Geldes wegen?

I nun doch ſo vel quasi. Der venerirten Demoiſelle liebwertheſtes Aeußeres iſt ſodann

ſodann eine reſpektable Zugabe. Wollen daher der Herr Rector gefälligſt beſtimmen —

Ich beſtimme gar nichts — ſagte der Rector immer verdrießlicher. „Das muß ſich finden, je nachdem es meine Kinder um mich verdienen!“ Agathe, ſieh einmal hinaus. Es klingelt.

Agathe ging, und brachte die Zeitungen zurück.

„Recht gut — meinte der Rector, ſo kömmt was geſcheuters aufs Tapet!“

Die Männer griffen nach den Blättern, und Agathe ſchob, mit wahrer Schadenfreude, dem nach ihren Fingern fiſchenden Pfündlein, die Lichtſcheere in die Hand. Nach einer Weile rief dieſer plötzlich aus: „Ach, du mein Gott, das verhüte doch der Himmel!“ — „Nun, was iſts denn wieder?“ frug der Rector.

Da leſen Sie, Verehrter, leſen Sie ſelbſt — antwortete Pfündlein. Der Rector las: „Die Bemühungen der Geſandten, die Irrungen zwiſchen den beiden Höfen auszugleichen, ſind fruchtlos geblieben. Es ſind deshalb an den reſpectiven Gränzen bedeutende Truppencorps zuſammengezogen worden.

den. Sonach dürfte man wohl ernſthaften Auftritten entgegenſehen.“

Sonderbar — ſagte er jetzt — die vor letzten Blätter ſprachen noch von Vermittlung.

Ich bin außer mir — rief Pfändlein — wenn der Landesherr Krieg anfängt. Nein, ſagen Sie, verehrter Herr Collega, unſer gnädiger König wird doch nicht —

„Ohne Noth gewiß nicht,“ tröſtete der Rector. Pfändlein aber war ſo verſtört, daß er ſich eilig davonmachte, ohne von Agathen den gewohnten zärtlichen Abſchied zu nehmen.

Des andern Tages ward das Städtchen vom früheſten Morgen an in Allarm geſetzt. Es kamen Eilboten aus der Reſidenz, die Vorſpannpferde, zum ſchnellen Fortſchaffen aller Kriegsbedürfniſſe, anbefohlen, auch auf den Poſten allen Verkehr mit dem Auslande unterſagten.

Bald war es kein Geheimniß mehr, daß der Krieg gegen den nachbarlichen Fürſten unvermeidlich ſey. Die nächſten Zeitungsblätter enthielten die Kriegserklärung, die Armeen ſtanden an den Gränzen, und man

ſah

ſah täglich dem Ausbruch der Feindſeligkeiten entgegen.

Es wurde viel von Zuſammenziehung der Landwehren geſprochen. Pfündlein bebte. Ein Oberſter rückte mit Truppen ein, um den bedeutenden Gränzort vor einem Ueberfall zu ſichern, und zum ſchnellern Ausrükken der Aufgebote behülflich zu ſeyn.

So ſchrecklich Agathen die Vorſtellung eines Krieges in ihrem Vaterlande war, ſo freudig jäſilig doch ihr Herz bei dem Gedanken, Wilhelm als Sieger hier einziehen zu ſehen.

Nach ein Paar Tagen kam Pfündlein eines Mittags athemlos und leichenblaß gelaufen, als Agathe eben allein zu Hauſe war. Seine Knie ſchlotterten, ſeine Lippen zitterten, er konnte kein Glied ſtill halten. „Ach, das Unglück, beſte Jungfer Agathe; erbarme ſich Gott unſer Aller!“ Mit dieſen Worten warf er ſich in einen Lehnſtuhl.

Jeſus, mein Oheim! ſchrie Agathe. Was fehlt ihm? wo iſt er?

Was Oheim — antwortete Pfündlein ſtotternd. Die ganze Stadt voll Ar — Artilleriſten und Haubitzen! — Hier, da, ſehen Sie, die La — Landwehr muß fort.

Ach

Ach jetzt verstehe ich Sie erst, rief Agathe lachend. Ja freilich, für Ihre Nase ist der Pulverdampf nicht, und Sie werden wohl nie ein Held seyn; ausgenommen bei Tische.

Ich mag nicht zu Tisch — ächzte Pfündlein — Mir ist — ach, so schlimm, so schlimm!

Agathe lachte, daß ihr die Augen thränten. Sie riß ihm das gedruckte Blatt aus der Hand, und las „Landwehraufgebot!“

Ja, sehen Sie — hob Pfündlein wieder an — Alles muß zu den Wa — Waffen greifen. Ich muß auch fort!

Sie armer Mann! Nun, da kömmt mein Oheim!

Rasch trat der Rector ein. „Du, mein Schutzgeist, mein Panier!“ rief Pfündlein weinerlich, dicht hinter den Rector tretend. „Ach, ist es denn wahr, verehrter Herr Rector?“

Behrnauer sah ihn groß an.

Der Herr Tertius, erklärte Agathe, ist außer aller Fassung über das Landwehraufgebot und über die Artilleristen, die seit ein Paar Stunden mit Geschütz in der Stadt sind.

Courage, Pfündlein. Küssen Sie ihre Braut,

Braut, und dann rasch zu den Waffen. Denn es ist wahr, die ganze Landwehr rückt aus.

Nichts Braut, nichts Küssen — schrie Pfündlein — ich mag niemand küssen, niemand heirathen, ich will zu meinen Thalern!

Elender Geizhals — rief der Rector im edeln Zorn. Pfui, daß ich einem solchen Wicht mein Mädchen geben wollte! Mit uns ist's aus. Aber daß Sie mir öffentlich in der Schule ihre schändliche Zaghaftigkeit nicht laut werden lassen, sonst —

Brr — bum!! gings jetzt auf der Strasse.

Alles stürzte ans Fenster. Ein Trommelschläger rührte dicht vor des Rectors Hause sein Spiel, und las dann eine Verordnung ab, wonach sich sämmtliche Bürger und Honoratioren wegen der Landwehrpflichtigkeit sofort auf dem Rathhause zu versammeln hätten. Pfündlein mußte mit dem Rector sogleich fort, und Agathe dankte dem Himmel inbrünstig für die wunderbare Errettung aus den Klauen ihres versprochenen Bräutigams.

Spät Abends kam Behrnauer zurück. Hell glühte der alte Mann wie ein Jüngling voll Kriegsfreudigkeit. „Der Monarch,

sagte

ſagte er, hat ein weiſes Wort geſprochen. Außer den ſchon früher exercirten Landwehren, die morgen die Stadt verlaſſen, ſoll eine Schaar Freiwilliger aus den erwachſenen Gymnaſiaſten unſers Landes gebildet werden. Der Landesherr hofft, daß das unabläſſige Studium der Alten, in Lehrern und Schülern auch die patriotiſchen Tugenden der claſſiſchen Vorwelt genährt haben wird. Und bei den Unſterblichen, er ſoll ſich in dieſer Vorausſetzung nicht irren. Ich ſelbſt will bei der Ausbildung dieſer Tyronen gegenwärtig ſeyn, ja ich ſelbſt will ſie dem Feinde entgegen führen. Ha, wie will ich arbeiten. Aber die jungen Leute müſſen vor allen Dingen Blut ſehen lernen. Es muß ſogleich eine Cryptie eingerichtet werden. In unſern Gefängniſſen fehlt es nicht an Heloten; und ſollte der Krieg länger dauern, ſo ſollte man auch die ſpartaniſchen Partheniae wieder herſtellen.

Was iſt denn das, lieber Oheim? fragte Agathe.

Cryptia, mein Kind — antwortete der Rector mit großem Eifer, hieß die Einrichtung in Sparta, kraft der, den muthigſten Jünglingen ein Dolch gegeben, und dieſelben

ben, nur mit dem nöthigſten Unterhalt verſehen, auf das Land geſchickt wurden. Dort lagen ſie am Tage im Hinterhalte, und des Nachts ſtießen ſie alle Sclaven nieder, deren ſie habhaft werden, und die ſie bezwingen konnten, wodurch ſie ſich an kriegeriſche Unerſchrockenheit gewöhnten.

Das war ja ſchrecklich! ſeufzte Agathe.

Partheniae, zu deutſch Jungfernkinder — fuhr der Rector fort — „Es klingelt!“ rief Agathe, die keine Luſt hatte, die Anſtalten der claſſiſchen Vorwelt näher kennen zu lernen, und floh wie ein gejagtes Reh zur Thür hinaus.

Indeß ward der Gang des Krieges immer ernſter und lauter, die Uebungen der freiwilligen Gymnaſiaſten immer kräftiger, präciſer. Am frühen Morgen ſah man den Rector auf dem Marktplatze dem Exerciren beiwohnen, das unter der Aufſicht mehrerer Ober- und Unteroffiziere der Linientruppen mit größtem Eifer betrieben ward. Es war in der That zu bewundern, wie der alte Mann dieſe ihm fremde Lebensart, bloß von der Idee beſeelt, es den Spartanern gleich zu thun, aushielt. Während die erſte Abtheilung marſchirte, Schwenkungen machte,

und

und nach dem Ziele schoß, hielt er der andern ausruhenden Hälfte höchst energische Reden; worin er den jungen Leuten die erhabensten Beispiele der Vorwelt erzählte, und sie bei Vaterland und Ehre beschwor, nur stets frontem gegen den Feind zu machen, gladium nie wegzuwerfen, und Tod und Wunden für das Vaterland empfangen, für ein Glück und die höchste Zierde zu halten. Ja er verlangte selbst eine Anstellung bei der Schaar, die ihm aber, in Hinsicht seines Alters, abgeschlagen ward. Dagegen erhielt er auf den Bericht des Magistrats, der seinen wahrhaft ehrwürdigen Eifer lobte, von der Regierung den Grad eines Hauptmanns bei den Freiwilligen, nebst dem Ritterkreuze des Civilordens. Als ihm die Ehrenzeichen öffentlich überreicht wurden, traten dem ehrwürdigen Greise die Thränen der Rührung und Dankbarkeit in die Augen. Statt des zimmetbraunen Rockes trug er sofort die grüne Uniform der Freiwilligen, mit den ihm gebührenden Unterscheidungszeichen. Dazu seine fingerbreite weiße Halsbinde, schwarzseidne Strümpfe, und Schuh mit kleinen runden silbernen Schnallen. Ein langer spanischer Stoßdegen hing an einem breiten leder-

ledernen Gurt wagerecht an seiner Linken, und fällte als bewegliche Diagonale, das Quadrat der steifen Rockschöße in zwei gleichschenkliche Dreiecke. Hoch auf der sehr weißen, ziegenhärnen Perücke hielt sich mit vieler Gewandtheit ein kleiner dreieckiger Hut mit ungeheuerem Feldzeichen. In der Magengegend prangte das Civilverdienstkreuz. So ausstaffirt kam er den ganzen Tag nicht vom Platze, und wäre bei seiner vielfachen Gelehrsamkeit und seinem rastlosen Feuereifer von unschätzbarem Nutzen gewesen, hätte er nur nicht alles, was sich ereignete, oder was ausgeführt werden sollte, der Sitte Athen's und Sparta's anpassen wollen. So mußte man ihm das zugetheilte, sogenannte Botenamt wieder abnehmen, weil er die unter ihm stehenden Boten, in denen er die Hemerodromen der Alten wieder erkannte, zur Verzweiflung brachte. Iphicles, der über die Waizenähren lief, ohne sie zu zerknicken; Ladas, der so schnell war, daß seine Füße keine Spur hinterließen, waren seine Vorbilder, und er glaubte sehr billig zu seyn, wenn er verlangte, daß die Landleute seiner Gegend in einem Tage zehn Meilen hin und zurücklaufen sollten. Es kam zu

Wider-

Widersetzlichkeiten. Die Väter der Stadt sahen einander mit fragenden Mienen an, als sich Behrnauer auf Philonidem und Anystim von Elis berufte, die auch Menschen gewesen, und in einem Tage 1200 Stadien, also fast dreißig deutsche Meilen zurückgelegt hätten. Man fand das Factum höchst merkwürdig, mußte aber dennoch, wegen dringender Suppliken von Seiten der Botenläufer, dem guten Rector das Amt abnehmen. Eben so wenig konnte man, wie er es verlangte, die braune lacedämonische Suppe einführen, zu der er das Recept beibrachte. Ein Edler Rath versuchte sie zwar selbst, befand sich aber so übel darnach, daß die Sitzungen acht Tag lang suspendirt werden mußten, und man, trotz der bedeutenden Ersparniß, die die Einrichtung versprach, doch nicht den Muth hatte, sie der Garnison anzubieten.

Der kommandirende Offizier, der den alten, wackern Behrnauer sehr hochschätzte, erwähnte einmal gesprächsweise, man habe erfahren, daß in einem, wenig Stunden von der Gränze gelegenen feindlichen Orte Kriegsbedürfnisse aller Art unter sehr schwacher

Besatzung

Besatzung aufgehäuft worden wären. So unwahrscheinlich es ihm dünke, so sey es doch der Mühe werth, nähere Erkundigungen einzuziehen, und er suche deshalb einen Menschen, der dazu tauge, auf eine geschickte Weise sich in den Ort hinein und wieder heraus zu stehlen. Behrnauer stutzte einen Augenblick, dann umarmte er den Obristen und rief εὕρηκα. „ich hab's!" und nun kramte er den abentheuerlichsten Vorschlag von der Welt aus, den jener unter vielem Lachen verwarf. Es sollte nämlich ein Mensch, den man — nach Behrnauers Angabe — um ein bedeutendes an Nase und Ohren verkürzt hätte, sich blutend an das Thor des feindlichen Ortes begeben, und daselbst mit lauter, klagender Stimme auf seine ruchlosen Landsleute schimpfen. Unbezweifelt würden jene nun, von Mitleid und Neugier bewegt, den Fremdling in ihre Stadt aufnehmen, wo denn dieser sich gehörig unterrichten, und bei schicklicher Gelegenheit wieder entwischen sollte. Das zu so hohen Ehren ausersehene Werkzeug war niemand anders, als der arme Pfündlein, den Behrnauer von ganzer Seele verabscheute, weil er als ein lediger Mann von 40 Jahren sich durch vorgeschützte

Schwächlichkeit von der Landwehr losgemacht hatte. Man kann denken, wie willkommen Herrn Pfändlein ein solcher Auftrag gewesen wäre. —

Der Oberst bemühte sich dem wackern Behrnauer das Abentheuerliche und Ungewisse eines solchen Stratagems zu zeigen, und bat ihn, nicht weiter daran zu denken. Allein Behrnauer war der Mann nicht, der eine Lieblingsidee so leicht aufgab. Er hatte sich nun einmal in den Kopf gesetzt, dem Obersten zu zeigen, wie sich ein ächter Gelehrter, ein wahrer Verehrer der Griechen und Römer da zeige, wo es Ernst und Unerschrockenheit gilt.

Erst Erkundigungen einziehen, dann durch Ueberrumpelung mit gewaffneter Hand den kleinen Platz nehmen — das war seine Ideenfolge. Er nahm deshalb wieder zu der Vorwelt seine Zuflucht, und spazierte, den Polybius in der Tasche, zum Thor hinaus, in ein lustiges, etwa eine Stunde entlegenes Wäldchen, um die Sache sich ganz rein auszudenken.

Unglücklicher Weise hatte ein kleines feindliches Husarenkommando dasselbe Wäldchen zu seinem Sammelplatz ersehen. Auch sie wollten

wollten ſich ſo nahe an das Städtchen ſchleichen, als möglich, wollten ſuchen irgend jemand aufzuheben, und ſo den Ihrigen Nachrichten bringen. Im dichteſten Tännigt ſteckten ſie verborgen, auf einen ihrer ausgeſandten Kammeraden wartend, als ſie durch das Geſtripp hindurch, auf dem ſchmalen Fußſteige einen Mann gehen ſahen, der halb militairiſch, halb bürgerlich gekleidet, laut aus einem Buche in einer ihnen völlig fremden Sprache las. Schnell ließ der gewandte Anführer die Pferde ein Stück tiefer in den Wald hinab ziehen, beorderte zwei Huſaren zu Pferde, den Ausgang des Fußweges zu beſetzen, und erwartete nun, was der Einzelne thun würde. Behrnauer ſchritt raſch vorwärts. Auf einmal blieb er überlegend ſtehen; und begann, etwa funfzig Schritt von den Lauſchern, denen er den Rücken zukehrte, folgendes Selbſtgeſpräch. „Der Obriſt hat Recht, mit dem Pfündlein war es nichts, er iſt zu dumm zum Spion — Polyb hat gut reden, zu ſeiner Zeit hatte man keine Kanonen! — Poſſen, ſie werden auch keine haben. — Und wenn auch — mit den Tyrolibus in einer dunkeln Nacht aufgebrochen, raſch herangeſtürzt, mit tollem Kriegsgeſchrei

geschrei das Thor gesprengt, hinein dann, ein panisches Schrecken zerstreut die Besatzung, was uns in den Weg kömmt, stoßen wir nieder, und bei den Unsterblichen, der Sieg ist —

„Unser!“ sagte der Husarenoffizier, dem Rector freundlich in den erhobenen Arm fallend. „Ha, Verrath — schrie der Rector — schändlicher, punischer Verrath!“ Aber die Husaren warfen ihm einen Mantel über die Augen, banden ihm die Hände, setzten ihn hinter einen aus ihrer Mitte aufs Pferd, und jagten nun im vollen Laufe dem Ende des Waldes zu, wo sie ihre Kameraden aufnahmen. In ein paar Stunden war man an Ort und Stelle, und Behrnauer nebst Polybius, welcher von den Husaren für ein Zauberbuch gehalten wurde, vor dem Befehlshaber. Dieser, der von der Pike auf gedient hatte, getraute sich nicht so kurz weg über einen Mann abzuurtheln, der ihm sowohl des fremden Buches, als seines ruhigen Betragens und der gemischten Sprache halber höchst wichtig und verdächtig war. Er sandte ihn daher mit der kräftig kurzen Bezeichnung: „ein Hauptspion“ in das Hauptquartier

quartier des Corps-Commandanten. Kaum hätte dieser Behrnauers Namen, Wohnort und Beruf erfahren, so befahl er, sogleich den Obersten seines Generalstabes herbei zu holen. „Rathe einmal, liebster Heydt,“ rief er dem Eintretenden entgegen, als sie wieder allein waren — was meine Husaren heut für einen Fang gethan haben?

„Ich hörte schon davon — antwortete jener. Einen Hauptspion!“

Ja, aber wie heißt er?

Wie soll ich das rathen, lieber Bruder?

Samuel Behrnauer, Rector an dem Gymnasio . . .

Um Gotteswillen! und was beschließen Ew. Excellenz?

Ja was anders, Herr Oberst, als ihn erschießen zu lassen?

Hier sehen Sie mich zu Ihren Füßen — rief Heydt — Gnade, Gnade für den Greis.

„Heydt,“ sagte der General mit Empfindlichkeit, indem er den Knieenden aufhob — glaubst Du wirklich, ich könnte einen Augenblick vergessen, daß Du der Retter meines Lebens und meiner Ehre bist? Ich könnte die Gelegenheit vorbei lassen, Dir nun einmal den tausendsten Theil meiner

Danks

Dankbarkeit zu bezeigen? Laß daher das fremde Sie und die alberne Excellenz bei Seite, und freue Dich mit mir, denn ich sehe einem köstlichen Spaße und sehr reizenden Aussichten für Dich entgegen!'

Vergib mir, Freund meiner Seele — sprach Heydt — aber wenn Behrnauer wirklich schuldig —

Wäre Behrnauer wirklich schuldig, so würde ich — entgegnete der General — dir die Vollstreckung des Urtheils nicht auftragen, und überhaupt — traue mir es zu — die Sache auf eine schonende, und doch ehrenvolle Weise für Dich beendigt haben. So aber ist er es nicht. Er ward spazierengehend und von Kriegsthaten und Ueberfällen mit sich allein schwatzend, selbst überfallen und aufgehoben. Der Polybius und die Landwehruniform, wovon er eine Hälfte anhat, zeigen, so wie das Verdienstkreuz, daß er sich bei Organisirung der Nationalbewaffnung thätig bewies, und insofern ist er unser Feind und Gefangener, weiter aber läßt sich durchaus nichts auf ihn bringen. Die neusten Nachrichten aus dem Hauptquartier des Fürsten kündigen übrigens den Frieden als sehr nah an. Sonach darf ich mir schon

einen

einen Scherz mit dem Manne vergönnen, und Du sollst mir dabei behülflich seyn. Geh' jetzt; verstelle Dich so gut als möglich, damit Dich der Alte nicht erkennt. Dann komm' zu mir, wo Du ihn finden wirst. Du bittest dann für ihn, ich schlage hartnäckig ab, und ergebe mich endlich auf Bedingungen. So unmilitairisch das ganze Verfahren ist, so denke ich doch, der gräcisirende Schulmann und Landwehrist soll uns den Verstoß wohl verzeihen.

Heydt ging, und Behrnauer ward vor den General gebracht, der ihn in sehr bündigen Ausdrücken erklärte, er sey des Spionirens überführt, und habe sonach das Schlimmste zu gewarten.

Behrnauer hielt gute Fassung, und berief sich auf seine Unschuld.

Aber dies höchst verdächtige Buch — frug der General — das unfehlbar den Schlüssel zu einer geheimen Correspondenz enthält.

Ich betheuere Ew. Excellenz — entgegnete der Rector, daß dieses höchst unschuldige Buch der berühmte griechische Schriftsteller Polybius ist, der Ihnen gewiß so bekannt ist, als mir!

Er

Ei was; Herr — warf der General ein — sie können mir allerhand angeben, was in dem Buche stehen soll, ich weiß nicht, ob es persisch oder arabisch ist. Wäre der Oberst von meinem Generalstabe hier, so wäre es etwas anders. Der kennt alle Sprachen.

Ach Gott — seufzte Behrnauer herzlich — wenn doch der würdige Mann zugegen wäre.

Jetzt öffnete sich die Thüre des Zimmers. Ein Offizier mit starkem schwarzen Knebelbart, einer sehr breiten schwarzen Binde über dem linken Auge, und einer Krücke hinkte herein.

Ah, lieber Oberst — ging ihm der General entgegen — gut, daß Sie kommen. Hier ist der gestern eingebrachte Rector Behrnauer. Er ist zwar schon des Sptonirens überführt, hat aber zum Ueberflusse noch ein höchst verdächtiges Buch bei sich, das seine Sache ganz verzweifelt macht. Sagen Sie ihre Meinung.

Ich kann nur bedauern — hob Heydt mit verstellter Stimme an — daß ein Mann von so allbekannter philologischer Gelehrsamkeit, als der Herr Rector, sich zu einem solchen mißlichen Unternehmen gebrauchen

lassen

laſſen konnten. Uebrigens — er zuckte die Achſeln.

Ich verſtehe — nahm der General das Wort — und will dem Recht ſeinen Gang laſſen. Mein Herr, machen Sie ſich auf das Schlimmſte gefaßt. Alles was ich aus Achtung für Ihre Gelehrſamkeit thun kann, iſt, die gewöhnliche militäriſche Strafe — in den Giftbecher zu verwandeln. So enden ſie wenigſtens claſſiſch!

Ew. Excellenz — fiel Heydt, dem vor der Wirkung des Schreckens bang ward, ſchnell ein — werden ja wohl Gnade für Recht ergehen laſſen!

Alſo ſterben? ſagte Behrnauer ſichtlich erſchüttert. Zwar einen ſchönen Tod, fürs Vaterland; ſo gut als der edelſten Griechen und Römer einer! Nun — ich bin alt — ohnehin nicht weit mehr vom Ziele. Aber meine Agatha! — Seine Stimme zitterte. Ew. Excellenz — bat er in ſehr beweglichem Tone — ich bin unſchuldig, ich habe eine achtzehnjährige Nichte, der ich Vater bin, erbarmen Sie ſich, laſſen Sie mir Gnade angedeihen!

Heydt zitterte vor Angſt. Er nahm das Buch, das neben dem General lag. „Iſt

dies

dies das berüchtigte Buch?“ fragte er schnell.

Es ist es, und Ihr Ausspruch soll entscheiden.

Heydt riß das Buch auf. „Es ist Polyb, ein griechischer Schriftsteller, über die Kriegskunst der Alten. Heut zu Tage in der Praxis ganz unbrauchbar! Das krümmt ihm kein Haar!

Im Ernst? frug der General.

Nun sehen Ew. Excellenz! rief der Rector mit wieder belebtem Muthe. O mein hochverehrter Herr Obrist, Ihnen dank ich vielleicht mein Leben.

Wenn Ew. Excellenz — nahm Heydt das Wort — auf meine Vorbitte einigen Werth legen wollten, so würde ich wagen, für Behrnauer zu intercediren. Der Schade, den er uns aus diesem Buche zufügen konnte, ist rein imaginair. Seine Aussage beweißt übrigens durchaus nichts gegen ihn, er scheint daher auch nicht einmal den Willen dazu gehabt zu haben. Der Verlust aber, den alte Literatur und Sprachen durch seinen Tod erlitten, wäre unersetzlich. Lassen daher Ew. Excellenz doch die angeborne Milde sprechen, und begnadigen Sie den ehrwürdigen Alten.

Der

Der General ſchien ſich zu beſinnen. „Nun, es ſey — rief er endlich — um Ihretwillen. Er lebe, und ſey frei, aber — machen Sie, daß Sie über die Gränze kommen" — Ein Ordonanz-Offizier trat ein mit einer Depeſche — Heydt drehte ſich nach dem Fenſter.

Der General riß das Packet auf. „Der Friede — rief er aus — iſt unterzeichnet! Nun gehen Sie, alter Herr, in Gottes Nahmen, und vergeſſen Sie nie, daß Sie dem Oberſten hier einzig und allein ihr Leben danken!"

Noch eine Gnade! rief Behrnauer — mein Retter begleite mich, damit auch Agatha ihm danken könne!

Mit Vergnügen. Leben Sie wohl.

In einer Viertelſtunde rollte ein Wagen mit dem verſtellten Heydt und Behrnauer raſch über die Gränze. Des Rectors Dankbarkeit ſtrömte unaufhaltſam. Wohl zehnmal fragte er Heydt, ob er verheirathet ſey, worauf dieſer auf ſeine Krücke und ſein verbundenes Auge zeigte. „Poſſen, Poſſen! rief Behrnauer entzückt, und heimlich ſetzte er hinzu, nun ich hoffe, man ſoll Agatham

und

und funfzigtausend Thaler Mitgift annehmlich finden.

Jetzt hielt der Wagen vor Behrnauers Hause. Agathe stürzte herunter. Sie schwamm in Freudenthränen, sie erstickte den Alten fast mit Umarmungen. „Still, Agatha — lächelte der Alte — man mäßige sich, man besinne sich. Wo ist man denn? in Platea. Auf der Straße. Sieht man denn den verehrten Herrn Obristen nicht?“

Vergeben Sie, Herr Obrist, sagte Agathe mit der süßesten Stimme — vergeben Sie der Tochter die Freude über den wiedergefundenen Vater! Der Herr Obrist aber hätten beim Klange dieser Stimme beinahe ihre Krücke vergessen, und wären über den Schlag zum Wagen hinausgesprungen. Zum Glück besann er sich noch.

Jetzt war man im Zimmer, wo sich Agathe für die Pflege des lahmen Obersten sehr thätig bewies. Sie führte ihn nach dem Sopha. „Jetzt, Agatha — rief der Rector sehr ernsthaft, indem er sein schwarzes Käppchen abnahm — jetzt danken wir vor allen Dingen dem grundgütigen Gott, dessen allerhöchste Clementia und weiseste Providentia uns wieder hieher führt!“ —

Es

Es war ein feierlicher Augenblick; der alte ſilberhaarige Mann mit gefaltenen Händen knieend, neben ihm das blühende Mädchen. Heydt glaubte am Herzpochen zu erſticken. Jetzt erſt konnte er Agathen ungeſtört anſehen. Sie glich der ſchwellenden Roſenknospe, die mit Sehnſucht die laue Sommernacht erwartet, deren balſamiſcher Hauch ſie zur Blume zeitigen ſoll. Die zweite Jugend der Jungfrau ſchien die erſte des Kindes, wie der glänzende Schmetterling die beſchränkende Puppenhülle, abgeſtreift zu haben. „Jetzt umarme man den verehrten Herrn Obriſt. Dieſer erſte Kuß dem liberatori. Ohne ihn wäre ich todt, weg, egressus e vita.“ — „Wie gern danke ich dem Retter meines geliebten Oheims,“ lispelte Agathe, und bot dem Kriegsmann verſchämt die Wange. „Den zweiten Kuß — fuhr der Rector fort — gebe man desgleichen dem verehrten Herrn Obriſten, als ſeinem künftigen Ehegemahl — praepositis praeponendis — daß heißt, wenn er uns will.“

Wie

Wie, ich dürfte hoffen? fragte Heydt entzückt.

Lieber Oheim, jetzt? — Ich kenne den Herrn Obriſt ja gar nicht, ſtammelte die betroffene Agathe.

Ein Wort, verehrter Mann — fiel Heydt ein. Ich nehme Ihr Anerbieten mit tauſend Freuden an, ja ich bin der glücklichſte aller Menſchen, hält mich Ihrer Nichte ihrer Freundſchaft nicht für unwerth. Aber vor allen Dingen habe ich eine Freundſchaftspflicht zu erfüllen, zu der ich Ihrer Beiſtimmung bedarf.

Ich ſtimme allem bei, verehrteſter Freund und Schwiegerſohn in Spe. Was iſt's?

Ihre Vergebung für Wilhelm Heydt in unſern Dienſten!

Hm, hm! räuſperte ſich der Rector — der Maleficient, der Heydt!

Ich habe Ihr Wort, lieber Behrnauer —

Vergebung dem unglücklichen Heydt — bat mit Thränen Agathe.

Nun, nun, meinte der Rector — man ist ja nicht der Tarpejische Felsen. Man hat ein Herz. Wir vergeben dem Guilielmo, und wäre Er hier —

Er ist hier — rief Wilhelm, Knebelbart und Binde abwerfend. Weit ab flogen Krücke und Ueberrock, und männlich schön stand Wilhelm in Oberstens Uniform vor der Geliebten.

Agathe und der Rector trauten ihren Augen nicht. „Fili, Fili! drohte der Rector, man hat tolle Streiche gemacht, man hat anzügliche libellos gegen uns in lucem edirt, weswegen man von uns acerrime gehaßt worden. Aber man hat uns das Leben gerettet, man achtet und versteht die alten autores. Also — veniam dabimus petimusque vicissim.“ Damit warf er Agathen in Wilhelms Arme, die dem Geliebten zuflog, wie Eisen dem verwandten Magnet.

Wilhelm

Wilhelms Mutter, Agathens Pflegerin und theilnehmende Freundin während des schrecklichen Tage der Angst um Behrnauers Schicksal, ward herbei geholt, und noch am Abend desselben Tages feierten die Glücklichen das Fest der Verlobung.

Mac-Clean und Knudson.

Eine

norwegische Geschichte.

In Drontheims hohen, erleuchteten Sälen, in seinen glänzenden Gesellschaften zog seit einiger Zeit ein junger schottischer Obrist, Eduard Mac-Clean genannt, die Augen vieler Menschen, und fast aller Frauen und Mädchen auf sich. Wer weiß es nicht, daß der Blick dieser Letztern so leicht, ja fast vorzugsweise, auf das Glänzende fällt, obgleich ihnen so mancher Mitschwester bittere Erfahrung hierüber zur Warnung dienen könnte; obgleich ihr eigener, oft so heller Geist ihnen die Bemerkung — man sollte es denken — aufdringen müßte, „daß das ächt Vorzügliche so selten mit dem Glänzenden gepaart ist.“ Dies Letztere war wenigstens bei dem jungen Schotten-Obrist nur zu sehr der Fall. Seine schöne Gestalt deckte ein schlechtes Herz, das, nur dem Genusse huldigend, alle Mittel zu diesem

Zwecke für erlaubt hielt. Es widerfuhr ihm nun wohl auch bisweilen, von irgend einem hellen Frauenauge, das der Glanz nicht blendete, durchschauet und verachtet zu werden; aber das geschah doch erst, nachdem sich der Angel der Liebe in manchen von ihm angeködderten Herzen so fest gesetzt hatte, daß sie beim Ausreißen sich zu verbluten drohte. Herrn Eduard Mac-Clean kümmerte das indessen wenig; und sobald trüb geweinte Augen, blasse Wangen und der Ausdruck innigen Harmes in einem weiblichen Gesichte ihm merken ließen, daß man seiner Treulosigkeit auf die Spur gekommen, und bemüht sey, das unwürdige Bild aus dem Herzen zu reißen: so that er, als kenne er die Leidende gar nicht, und schwärmte vergnügt um eine andere Schönheit. Rauhe Männer nannten eine solche Aufführung schändlich, ihn selbst einen Pflicht- und Ehrvergessenen Wüstling, dem sie den Tod schwuren, würde er je Miene machen, solchen Jammer über die Ihrigen zu bringen. Aber Mac-Clean war klug, und hing sich nicht an Mädchen, deren Väter oder Brüder er als solche Eiferer hatte nennen hören. Seine Gesellschaft bestand aus jungen Schwelgern, deren erschöpfte

Börsen

Börsen sein Geld füllte, und die ihm dafür zu allen Diensten verpflichtet waren. Durch sie erfuhr er, in welchen Häusern sein berühmter Name, seine schöne Gestalt, sein großer Reichthum Hoffnungen und Wünsche erregt hatten.

Dennoch wäre seines Bleibens auf die Länge in Drontheim nicht gewesen: denn es wurde nach und nach ruchbar, „daß ihm sein Obristen-Patent als Pathengeschenk in der Wiege eingebunden worden, und er sich bei dem einzigen Feldzuge, den er mitgemacht, so feig erwiesen: daß es nur dem großen Ansehen seiner Familie gelungen war, ihn einer öffentlichen Beschimpfung zu entziehen;" weßhalb er sogleich ins Ausland auf Reisen gesendet worden. Sonderbar war es nun, daß ihm — dem gewissenlosen Wüstlinge, der so manches reizenden Mädchens Ruhe auf dem Herzen haben mochte — der Anfang seines Mißgeschickes gerade in Drontheim von der Hand eines Mädchens kommen sollte, das er, vielleicht das Erste Mal in seinem Leben, wirklich zu lieben glaubte.

Fräulein Ingeburg nämlich, des Statthalters zu Drontheim Tochter, kehrte eben von einer Besuchsreise in Kopenhagen zu

ihrem

ihrem Vater zurück, als dieser, von den ehrenrührigen Gerüchten über den jungen Schotten in Kenntniß gesetzt, bei sich selbst erwog, was in der Sache zu thun sey. Er kannte dessen Aeltern und Vermögensumstände gar wohl; die Briefe aus Paris, wo Mac-Clean erzogen war; und auch während seines Exils sich aufgehalten, lagen vor ihm; Höflichkeit gegen den ihm Empfohlnen, und tiefe Verachtung gegen einen Ausreißer im Kriege, kämpften einige Augenblicke in dem wackern Manne; dennoch behielt der Nordlandssinn die Oberhand; und es war nur noch davon die Rede, auf welche Weise man Mac-Clean verabschieden wollte. Ingeburg, der den Statthalter von seinen Bedenklichkeiten gesprochen, nahm es über sich, den Handel zu Ende zu führen. Vertraute Briefe einer Freundin hatten ihr längst des jungen Schotten glänzende Erscheinung, sein Benehmen, die Gerüchte, die über ihn umliefen, so wie die beispiellose Keckheit gemeldet, mit der er öffentlich erzählte, er erwarte das schöne und reiche Fräulein nur, um sie zu erobern, und ihre Huldigung zu empfangen; was dann noch zu thun, der Mühe lohne, müsse sich zeigen. Von Herzen verachtete sie

den

den Prahler, und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ihm dieſe Empfindung deutlich zu erkennen zu geben, und ihn dadurch auf immer zu entfernen.

Bei einer Abendgeſellſchaft in des Statthalters Hauſe hatte Mac-Clean, der die reizende Ingeburg ſeit ihrer Rückkehr keinen Augenblick verließ, ſich ein Mal wieder zu den lächerlichſten Prahlereien hinreißen laſſen. Hörte man ihn, ſo gab es in allen Nordlanden keinen dreiſtern Jäger, keinen tapferern Soldaten; ja überall keinen gewandtern, kräftigern und unerſchrocknern Mann, als ihn. Mehr als funfzig grimmige Bären hatte er allein erlegt, mehr als hundert feindlichen Soldaten das Garaus gemacht; in allen Schlägereien war er Sieger geweſen, ohne daß ihn je eine Kugel getroffen, oder ein Klingenhieb erreicht hatte. Es lag tiefe Stille auf der Geſellſchaft; in manches Mädchens Buſen mochten ſich doch Zweifel, in mancher Jünglingsbruſt Verachtung und Unmuth regen, während Mac-Clean, hinter Ingeburgs Spinnrade ſtehend, ſüße Liebesworte in ihr Ohr flüſterte. Da erhob das Fräulein — recht, als habe ſie die tiefe Stille abgepaßt, damit ja keines ihrer Worte ver-

verloren gehe — die Stimme „Herr Obriſt — redete ſie ihn an — Ihr mögt es mir nicht übel deuten, wenn ich Eure ſo oft wiederholten Erzählungen, in denen Ihr immer Sieger ſeyd, immer mit heiler Haut davon kommt, ſo lange für eitel Lug und Trug und grundloſe Erdichtung halte, bis Ihr mir das Gegentheil meiner Behauptung erwieſen habt. Wäret Ihr wirklich, was Ihr ſaget: ſo müßtet Ihr von Eurer Stärke und Tapferkeit, eben im Vollgefühl derſelben, kein Wörtlein verlauten laſſen. Je dreiſter und zuverſichtlicher Ihr davon ſprecht, je lächerlicher und auffallender erſcheint mir der Abſtich zwiſchen dem, was Ihr ſeyd, und dem was Ihr ſcheinen wollt. Betrachtet Euch — Ihr thut es ja ſo gern — einmal in dieſem Pfeilerſpiegel. Ihr tragt koſtbare ſeidene Kleider, ſo weit und faltenreich, als der modigſte Stutzer; Eure Wangen ſehen wie Milch und Blut; Euer Haar und Stutzbärtlein duften von wohlriechenden Salben und Wäſſern; eure Hände ſind weicher und weißer, als eines Mädchens; die Wehr an Eurer Seite ſchwankt biegſamer, als die Gerte eines Knaben, oder der Schweif eines freundlichen Hündleins von einer Seite

zur

zur andern. Fragt alle hier anwesende edle norwegische Frauen und Männer, ob ein tüchtiger Jäger oder Soldat je so aussah. Vielleicht irre ich mich; man kann so aussehen, wie Ihr, und doch tapfer und mannhaft seyn. Möglich! Aber damit wir hierüber Gewißheit erhalten: so hört, was ich Euch zu thun befehle. Von hier bis auf das Gebirge Kölen sind etwa drei bis vier Tagereisen; von da nach Dofrefield und Guldebrandsdalen, wo die Bärenjagd zu Hause ist, noch zehn Meilen; die jetzige Jahreszeit — ich hörte es oft von meinem Vater — der Jagd am günstigsten. Reiset hin und bringt mir anstatt der vielen Bären, die Ihr erlegt haben wollt, nur einen Bärenkopf zusammt den Tatzen, den Ihr mir auf Euer adeliches Ehrenwort versichern müßt, nicht mit der Büchse, sondern nach nordischer Sitte mit dem Messer erlegt zu haben. Bringt ihn mir: dann will ich Euern Erzählungen glauben. Bis dies geschehen, verschont mich mit Euern Zudringlichkeiten; denn als ein ächtes Nordlandsmädchen würde ich mich schwer an den tapfern Jünglingen meines Vaterlandes versündigen, wenn ich einem ausländischen Schwätzer mehr Aufmerksamkeit schenkte, als Ihnen.“

„Eure

„Eure Rede, schönes Fräulein — versetzte der betroffene Schotte — ist eben so beleidigend als ungerecht. Wäret Ihr ein Mann, bei Gott! ich dürfte es nicht dulden, daß binnen jetzt und zehn Minuten ein Glied Eures Leibes eine andere Farbe als die des durch mich empfangenen Todes trüge; so aber seyd Ihr ein Mädchen, und ein edler Schotte lächelt über die ohnmächtigen Stiche, mit denen Ihr seine Löwenhaut zu verwunden strebt. Ich reise sofort nach der bezeichneten Gegend, und bringe Euch statt einem Bärenkopfe deren ein ganzes Dutzend.“

„Reiset glücklich! — lächelte spöttisch Fräulein Ingeburg. Ich verspreche Euch frischem Meth zum Bärenschinken, den Ihr mitzubringen nicht vergessen wollt.“

Ingeburgs Ausfall war zu stark, und der Zeugen zu viele gewesen, als daß Mac Clean es hätte wagen können, sich der Erfüllung seines Versprechens zu entziehen. Er begriff das selbst; und obgleich die Nachrichten, die er über die vorhabende Reise einzog, nicht eben sehr einladend klangen, und ihm die Bärenjagd aufs Messer als eine der gefährlichsten Unternehmungen geschildert ward:

ward: so nahm er dennoch am nächsten Tage auf eine feierliche Weise vom Statthalter und seiner Tochter, so wie von allen seinen Bekannten Abschied, wobei er nicht vergaß, Bestellungen auf Pelzwerk, Baumrindenbrod anzunehmen, und was derlei Lächerlichkeiten mehr waren. Innerlich bangte ihm von Herzen vor Erfüllung seines Versprechens. Der einzige Trost, der ihn aufrichtete, war, daß er reich sey. „Das Volk da oben — sagte er sich — ist arm und bettelhaft. Es wäre nicht gut, wenn man für eine Handvoll Gold nicht ein Dutzend Bärenköpfe bekommen sollte.“

Einige Wochen vor Weihnachten war es, als er, das beschriebene Gebirge Kölen, ganz oben in Finmarken, verfolgend, eines Abends in der wildesten Gegend desselben bei Listra ankam. Die harte Winterkälte, die unabsehlichen traurigen Schneefelder, die kurzen Tage und langen Nächte, deren Düsterheit Ulven (der Wolf) und Ugle (die Eule) durch ihren Klaglaut noch vermehrten, hatten den weichlichen Jüngling schon unzählige Mal die schöne Ingeburg und seine Ruhmredigkeit verwünschen lassen. Ach! wie sehnte

er

er ſich in Drontheims warme und kerzenhelle Zimmer zurück, zu den zarten goldhaarigen Frauen und Jungfrauen, die ihm für ſein Harfenſpiel und ſeine Liebeslieder doch hier und da mit freundlichem Lächeln gelohnt haben würden. Statt Harfenlaut und Liebesklang pfiff hier der Nord auf hoher Ebene mit biſſiger Schärfe ihm entgegen, während ein dichtes Schneegeſtöber beim ſinkenden Tage Gegend und Weg unkenntlich machten. Es war Nacht geworden, die Straße verloren, und die Wandrer tappten noch immer in der Schneewüſte umher.

„Haltet, um Gotteswillen, haltet ſtill! — ſchrie jetzt der voran reitende Diener. Einen Schritt weiter, und wir ſind des Todes. Vor uns liegt ein entſetzlicher Abgrund. Weiß Gott, wie wir die Straße wieder finden werden; hier iſt der Welt Ende!“

Troſtlos, bald verzagend, hielten die Beiden in der Finſterniß neben einander, da wehte der Wind die Wolken vom Himmel, das Schneegeſtöber hörte auf, und die Mondesſcheibe trat hellglänzend hervor, in milder Klarheit die Schreckniſſe der Gegend beleuchtend. Mit Grauſen ſahen die Wanderer, daß ſie an einem fürchterlichen Abgrunde ſtanden,

den, deſſen ungemeſſene Tiefe ſich aus dem dumpfen Rauſchen des Stromes unten in der Kluft abnehmen ließ.

Bange berathſchlagten ſie, was zu thun ſey, um hier nicht von Wölfen und Bären aufgefreſſen zu werden, oder in der langen Winternacht zu erfrieren: da ſchlug dumpfes Geheul aus der Tiefe an ihr lauſchendes Ohr. „Hu, wie geht der Wind ſo hohl! — ſeufzte der Reitknecht. Bald werden wir aufs Neue vor Schneegeſtöber die Hand vor den Augen nicht ſehen können.“

Immer deutlicher vernahmen ſie das Brüllen, das ſie jetzt einem Raub ſuchenden Bären zuzuſchreiben Luſt hatten: da erkannten ſie mit Schauder, daß das, was ſie für Sturmsgeheul und Thiergebrüll hielten, Geſang ſey. Was hier, um dieſe Stunde ſingen, ſo gräßlich ſingen konnte, das war unmöglich ein den Menſchen befreundetes Weſen; und es ſtand ſehr zu befürchten, daß die kurzen Piſtolen und leichten Klingen, mit denen die Wanderer verſehen waren, von keinem großen Nutzen ſeyn würden. Statt dem immer näher und gewaltiger dröhnenden Geſang herzhaft entgegen zu gehn, ergriffen ſie den Entſchluß aller Feiglinge — ſie warteten,

teten, was geschehen würde. Langsam entwickelte sich aus dem Nebel eine riesige Mannsgestalt, die die wundersamen Klänge vor sich her schickte, und auf die zitternden Wanderer losschritt, mit kräftiger Baßstimme folgende Worte dazu singend:

„Hei, wie gewaltig,
Eisengepanzert,
Schreit' ich einher doch!
Mancherlei Künste,
Helden geziemend,
Ueb' ich, ein Spiel mir.

Siegreich im Kampfe
Schwing' ich mein Silberschwert
Sausenden Zugs.
Auch junger Rosse
Stäubenden Wettlauf
Weiß ich zu hemmen mit Armeskraft!

Kühn über's Felsriff
Schwimm' ich im Wogensturz,
Spotte der donnernden Brandungswuth!
Schnell gleit' auf Skieren
Ich über Berg und Thal;
Rudre und schleudere, wie's Keiner kann! *)

„Steh Ungetüm! — rief Mac-Clean mit furchtsamen Trotze. „Mensch oder Geist, gib Rede und Antwort!" Die Gestalt war indessen heran gekommen; und man sah nun, daß es ein in Felle gekleideter Mensch war; freilich

*) Ein Gesang König Harald Haarklad's.

freilich ein viel größerer und kräftiger, als man sie zu unserer Zeit kennt, und als sie wohl auch die beiden Schotten zu sehen gewohnt waren.

„Was machst Du hier?“ rief Mac-Clean mit einer Stimme, die gar nicht wie die Schlachtenstimme eines braven Kriegsmannes klang.

„Deß möchte ich Euch fragen! — lachte der Mann. Denn so wie Eure Sprache Euch als Fremde kund gibt: so verräth Eure Frage ein furchtsames Gemüth. Seyd Ihr nicht blind, so mußtet Ihr mich längst bemerkt haben; und nun ich vor Euch stehe, seht Ihr wohl, daß ich kein Gespenst bin. Oder gehen bei Euch Gespenster auf die Bärenjagd?“ Er lachte, daß es den Abgrund hinunter schallte.

„Scherze nur nicht so dreist — erwiederte Mac-Clean. Wir haben noch Degen und Pistolen, und können Dich Ungeschliffenen Sitte lehren!“.

„Ho, ho, nur gemach! Da Eure blöden Augen mich auf zwanzig Schritte nicht einmal für einen Menschen erkennen wollten: so möchten die von Euch abgeschossenen Kugeln mir wohl nicht viel Schaden zufügen.“

„Bin

„Bin keine Katze — brummte Mac-Clean — die bei Nacht ſieht!“

„Ja, ja — lachte der Nordmann — und auch kein Adler! Nun ſchlaft wohl!“ Damit ſchritt er vorüber.

„Um Gotteswillen Herr — bat der Reitknecht — laſſt den Mann nicht vorüber gehen, oder wir ſind verloren!“

Der wackere Obriſt ließ ſich das nicht zweimal ſagen.

„He! Landsmann! — rief er dem ſchon im Nebel wandelnden Jäger nach — guter Freund!“

„Was ſoll's?“ kam die Antwort.

„Seyd doch ſo gut und wartet ein wenig!“

„Recht gern!“ In ein Paar Minuten ſtand er neben den Reitern, und frug ruhig: „Was wollt Ihr denn?“

„Seht nur lieber Herr — hob der Reitknecht demüthig an — wir ſind verirrte Reiſende. Dies der Obriſt Mac-Clean, ein edler Schotte, ich ſein Diener. Wir haben viel von der nordiſchen Gaſtfreundſchaft gehört; ſeyd doch ſo gütig und führt uns auf den rechten Weg, wenn Ihr nicht gar zu viel verſäumt!“

„Ei, was viele Worte! — entgegnete

der

der Nordmann freundlich. Kommt nur mit. Ihr habt nur eine Stunde bis zur nächsten Berastube. *) Aber wo wollet Ihr da hinunter?"

„Nach Guldbrandsdalen!" — antwortete der Obriſt mürriſch.

„Ha, ha, ha! — lachte der Jäger — da hinunter nach Guldbrandsdalen?"

„Nun Ihr hört ja, daß wir verirrt waren!"

„Ja wohl, ja wohl, gewaltig verirrt! Nach Doſrefield habt Ihr zwei Meilen, nach Guldbrandsdalen fünf, und das liegt dort hinaus. Aber mit Euren großen engliſchen Pferden kommt Ihr dort nicht fort. Die brachen Hals und Beine, und Ihr mit."

„So ſollen wir den Weg zu Fuß machen?"

„Zu Fuße, oder auf norwegiſchen Pferden, die ich Euch gern leihen will. Freilich ein anderer Schlag, als Eure Ligthorſes!"

„Was wiſt Ihr von Ligthorſes?" fragte der Obriſt verwundert.

„Nun, nun! — war des Nordmanns Antwort — In meiner Jugend war ich in Enaland

*) Berastuben. Hölzerne Gebäude auf den höhern Gebirgen Norwegens, zur Erholung der Reisenden, auf gemeine Kosten unterhalten.

England, und habe genug solcher Pferde in Eurer Reiterei gesehen.“

Es spann sich ein Gespräch an, in dessen Verfolg der Obrist es nicht unterlassen konnte, den Jägersmann zur Rede zu stellen, warum er anfangs so barsch gewesen, da man ihnen die Höflichkeit der Nordländer und ihr freundliches Wesen so sehr gerühmt hätte.

„Ihr werdet das auch in der That überall so finden — entgegnete jener — wenn Ihr selbst so seyd. Mit Gewalt oder harten Worten erhält man nichts vom Nordländer; ich bin ein Odelsmann, der seine Schatzungen entrichtet, und besitze meinen Hof mit so viel Ehrlichkeit und Ansehen, als der Edelmann sein Gut!“

Mac-Clean schwieg. Unterdessen war man in der Herberge angekommen. Der Jäger nahm sich der Rosse an.

„Seyd ohne Sorgen — sprach er. Wenn den Thieren etwas geschieht, sollt Ihr meinen Hof dafür nehmen. Geht nur hinein, Beide, Herr und Diener, und wärmt Euch!“

Der Wirth bemühte sich, es den Reisenden so bequem als möglich zu machen. Er erzählte ihnen, welcher Gefahr sie entgangen seyen;

ſeyen; indem der Felsabſturz anbei Litra mehr als tauſend Klafter tief ſich hinunter ſpalte. Auch zu dem Führer wünſchte er den Obriſten Glück. „Freundlicher und gefälliger findet Ihr in allen Nordlanden keinen, als den ehrwürdigen Knudſon; dazu ſtammt er aus königlichem Geblüte, von Olaff Tryggeſen ab; und wahrlich, ſeines Ahnherrn Geiſt ruht auf ihm. Er iſt der beſte Schütze, der kühnſte Kletterer, der verwegenſte Bärenjäger der ganzen Gegend; und doch iſt er ſchon achtzig Jahre alt, oder drüber. Singen ſollter Ihr ihn hören; ſo ſingt Keiner!“

„Ja, ja! — lächelte Mac-Clean ſpöttiſch — ich hörte es, und hielt es für Auerochſen-Gebrüll.“

„Ihr habt Recht — bejahte der Wirth gutmeinend ſeine Stimme klingt bald ſo ſtark, aber freilich unendlich lieblicher.“

Knudſon trat herein. Kaum mochte der Schotte ſeinen Augen trauen. Was er für täuſchende Vergröſſerung der Nacht gehalten, ſah er in der Wirklichkeit vor ſich. Mac-Clean galt in ſeinem Vaterlande für groß, Knudſon war mehr als Kopfes-Länge höher; Bruſt und Schultern waren ungeheuer breit, die Augen blau, klar und blitzend. Der

Greis hatte kräftig-schöne und edle Züge; er trug eine, das Haupt dicht umschließende lederne Kappe, die er nie ablegte, dazu ein Wamms von Wolfspelz. Knebel- und Kinnbart waren silberweiß, und flossen in glänzenden Wellen zum Gürtel hinab; auf der Schulter hing die Büchse, im Gürtelstak eine scharfe Art, an der Seite ein langes Messer dessen Scheide an einer Kette befestiget war.

„Grüß' Euch Gott, Herr Obrist!" — sagte er eintretend, und des Jünglings zarte Hand so pressend, daß dieser das Gesicht verzog. Schon drängte es ihn, ihm seine derbe Weise vorzuhalten; aber wollte er nicht den gerühmten Führer verlieren, so mußte er schweigen. Man setzte sich zum Abendessen.

„Wißt Ihr denn, Vater Knudson — hob der Wirth an — daß Erik Tallach, in Guldbrandsdalen, zu Weihnachten ein großes Fest gibt mit Büchsenschießen, Stierlaufen, Ringen und Klettern?"

„Warum thut er denn das?" fragte Knudson.

„Ei! der schönen Ingri, seiner Tochter, halber. Die ist sechzehn Jahre alt, und soll unter ihren Freiern wählen. So wackere Jünglinge nun darunter sind, so spricht dennoch

noch ihr Herz für Keinen aus ihnen; weil aber Erik Tallach gern Enkel wiegen möchte: so hat sie festgesetzt: daß sie der Preis desjenigen seyn will, der nächst einer unbescholtenen Aufführung in allen nordischen Kampfübungen als Sieger hervorgeht."

„Hm! das ist klug gesprochen," versetzte der Alte.

„Ist sie denn so gar schön?" fragte Mac-Clean.

„Wie der junge Tag, Herr!" entgegnete der Wirth.

„Ich möchte sie wohl sehen!"

„Das ist gar leicht — sagte Knudson — da Euer Weg Euch so ins Gränzthal führt. Den alten Erik kenne ich recht gut; es wird ihm lieb seyn, Euch aufzunehmen."

Nach Mitternacht brachen die Reisenden wieder auf. Vom Nordlicht erhellt, lagen Himmel und Schneefelder im rosenfarbnen Wiederscheine. Die Luft war still, tiefes Schweigen ringsum; kaum daß, vom Rossestritte aus der nächtlichen Ruhe aufgescheucht, ein weißer Hase neben ihnen vorbei fuhr, oder ein Schneehuhn aus dürrem Gesträuche empor rauschte. Knudson schritt flugend voraus, die Büchse auf der Schulter, munter

zu den steifgefrornen Reitern sprechend. Sein Hemd war offen; seine rauhe Brust lag voll Schnee, Eiszacken hingen an seinem Barte; anstatt der Handschuh trug er um die Vorderarme breite wollene Bänder gewunden, von den Nordleuten Wöflenger geheißen, die die Gelenke warm halten, und die natürlichen Kräfte vermehren. Von Zeit zu Zeit that er einen Zug aus dem Büffelhorne, das um seinen Hals hing, und mit Wachholder-Branntwein gefüllt war; auch den Wanderern bot er davon an. Der Reitknecht kostete; Mac Clean aber war schon der Geruch des braunen Getränkes zuwider.

Gegen Morgen war man in Dofrefield. Nach einer kurzen Erholung brachte der Alte zwei nicht große, aber runde, starke, gelbe Pferde geführt. „Entschließet Euch jetzt — redete er jetzt den Obristen an — was mit Euren Pferden geschehen soll. Der böse Weg geht nun an, deßhalb trieb ich Euch, um Mitternacht aufzubrechen, damit wir noch bei hohem Tage die schlimmern Stellen zurücklegen können. Mac-Clean betrachtete die beiden kleinen Falben mißtrauisch. Der Alte schien ihn zu errathen.

„Nun

„Nun ſo beſteigt nur — ſagte er lächelnd — Eure hochbeinigen Thiere wieder; ich ſehe Ihr habt kein Vertrauen zu den meinigen; ein Paar Hundert Schritte von hier werdet Ihr ſchon anders ſprechen!“ Mit dieſen Worten ſchwang er ſich auf eins der mitgebrachten Roſſe, das ſogleich hurtig mit ihm davon lief. Anfangs freilich thaten es die großen Thiere dem kleinen Renner zuvor; bald aber ſenkte ſich der Pfad thalein; und nun ging es über ſo ſchräg liegende Felsplatten und ſo lockere Rollſteine, daß weder Sporn noch Zureden der beiden Schotten ihre Gäule auch nur einen Schritt weiter vorwärts trieb. Dagegen zog Knudſons Gelber die Hinterfüße an ſich, ſetzte ſich auf die Kroupe nieder, und trat ſo, halb gleitend, halb ſchreitend, die gefährliche Wanderung an. Mac-Clean ſah nun wohl die Unmöglichkeit vor Augen, auf eine andere Weiſe fortzukommen. Er bat daher den Alten, zu verziehen, und ſandte auf deſſen Anrathen den Diener mit deſſen Roſſen nach Doſrefield, um dort im Wirthshauſe ſeiner Rückkehr zu warten. Des Obriſten Gepäck nahm der Alte auf ſein Pferd; und nun ging es ohne Aufenthalt über Klippen und Granitblöcke, Schneeflächen

flächen und Eisfelder den tiefen Grund hinab, der Nordfield von Süderfield trennt, und in dessen verborgenster, waldigster Krümmung Guldbrandsdalen liegt. Oft mußte Knudson dem schwindelnden Mac-Clean die Augen verbinden, und ihm einschärfen, seinem Rosse den Zügel zu lassen, und sich nur fest an den Sattelknopf zu halten. Die drohende Gefahr verdrängte zwar bald die Beschämung, sich in Geistesgegenwart, Gewandtheit und Herzhaftigkeit so weit von einem achtzigjährigen Greise übertroffen zu sehen; auch nur sie war es, die das unedle Gefühl der Eifersucht auszubrechen verhinderte. Bald ging es über Moräste, über welche Zimmerhölzer queer gelegt, eine Straße bildeten, die unter den Hufen der Rosse zusammen bog; bald über Brücken aus zwei oder drei neben einander ruhenden Mastbäumen, die am hintern Ende in den Felsen befestiget, am andern Ende keinen Halt fanden, als ähnliche Mastbäume, die, den erstern entgegen kommend, von den entgegen gesetzten Ufern herüber reichten. Da, wo die Stämme über einander griffen, waren sie mit Ketten umspannt, und bebten bei jedem Tritte. Kein Geländer, keine schwache Stange nur sicherte vor

dem

dem Sturze in die ſchäumenden Wellen, aus denen ſchroffe Klippenzacken furchtbar herauf ſtarrten. Je lauter der Waldſtrom zürnte, deſto lauter ſang Knudſon, wie ſpottend, Heldenlieder in die donnernde Fluth hinunter, indeß er furchtlos über die unſichere Straße trabte. Sein ganzes keckes und ruhiges Weſen, ſein edler Mannestrotz wurden dem ſchweigend nachfolgenden Jünglinge auf die Länge unerträglich. Sie hatten daher kaum die Gefahr überſtanden, und wieder feſten Boden unter den Füßen: ſo wollte er den Alten mit ſeinem Feldherrnblicke und ſeinen taktiſchen Kenntniſſen zu Boden werfen. Er blieb halten, überſchaute, wie prüfend, die Gegend, ſprach von Kreuzfeuern, die man anbringen, von Flügeln, die man aufrollen, Maſſen, die man, wäre man Meiſter des Gebirges, in der Thalebene entwickeln könnte, und was er Aehnliches aufgerafft haben mochte. Knudſon hörte lange zu; endlich ſagte er kopfſchüttelnd: „Ihr möget mit Eurer Weiſe Krieg zu führen im platten Lande nicht Unrecht haben; hier iſt aber dergleichen nicht anzuwenden. Das unaufhörliche Klippengewinde verbietet einen freien Ueberblick. Wer überflügeln will, iſt

hier,

hier, wo unterirrdiſche Felſenpfade bis in ſeine Stellung hinein greifen, ſelbſt überflüſſig gelt, ehe er es verſteht. Der nordiſche Krieger erklimmt die ſteilrechten Felſen, vor dem Jeder Ungeübte wie vor einer Unmöglichkeit zurückbebt. Auf den höchſten Tannengipfeln, auf den ſchroffſten Felshörnern verbergen ſich unſere Schützen mit ihren gezogenen Büchſen; und Ihr müßt ihnen jeden Schritt mit einem Todten bezahlen. Wie wolltet Ihr kreuzendes Geſchützfeuer anbringen, da ſich Kanonen weder ſo hoch noch ſo tief richten laſſen, als man hier Stellungen nehmen kann? Nein, dieſe Felshöhen ſind das Land des kleinen Krieges. Zwar verſtand ich nicht, was Ihr da mit fremden Worten über die Kriegskunſt ſprachet; aber ſo viel lehrte mich Erfahrung während einer langen Dienſtzeit, daß künſtliche Bewegungen und vieles Gukken in Karten und Pläne, ſo gut dergleichen bisweilen ſeyn mag, doch am Schlachttage den Ausſchlag nicht gibt. Sind Anführer und Mannſchaft auf beiden Seiten gleich tüchtig: ſo wird der Sieger, der ſich im entſcheidenden Augenblicke mit überlegener Anzahl auf des Gegners ſchwächſte Seite zu werfen vermag. Ueberraſchung und Schrecken helfen

ihm

ihm hier sowohl, als Tapferkeit und Uebers zahl. Meinet Ihr nicht, Herr?"

„Ja, ja, bisweilen, wenn es gerade glückt!" antwortete Mac-Clean mit sichtbas rem Verdruß, seinen Begleiter auch hier sattelfest zu finden; und mit wahrer Freude vernahm er, daß die hinter dem Tannen-walde aufglühende Spitze die Kirche von Guldbrandsdalen sey.

Im raschen Trabe ritt man den Berg-hang unter hundertjährigen Waldbäumen hin-unter, in das Dorf ein, das einförmig um einen großen freien Platz lag, der, wie Knudson erzählte, zur Uebung und Sonn-tagsergötzlichkeit für Jung und Alt, in man-nichfachen Kämpferspielen bestimmt war. „Dort wohnt Erik Tallach — sagte der Alte, indem er nach einem seitabliegenden, von ungeheuren Tannen überdachten Hof zeigte — und die schöne Ingri!" „Ha, ha — dachte Mac-Clean — dort wenigstens hoffe ich, alter Prahler, dir den Rang abzulau-fen. Schön Ingri müßte ja kein Mädchen seyn, wenn sie den glänzenden Schottenbrü-sten nicht lieber sähe, als dich alten, rauch-grauen Bärenjäger; meinen süßen Liedern nicht freudiger und achtsamer zuhorchte, als

deinem

deinem unſchönen Gebrüll!“ Knudſon, von Mac-Cleans Selbſtgeſpräch nichts ahnend, rief ſcherzend: „Nun Obriſt, raſch zu der ſchönen Eriktochter!“ Und donnernd ſprengten die Reiter vors Thor.

Nach dreimaligem Klopfen öffnete ſich das Gehöft, und man ſah in einen weitläuftigen Raum, der ganz zu ländlichen Geſchäften beſtimmt, mit den dazu gehörigen Geräthſchaften angefüllt war. Knechte und Mägde waren darin beſchäftigt. Der Beſitzer trat vor die Thür. Ein Mann von ſchon heranahendem Alter, nicht ſo groß wie Knudſon, aber gedrungen und feſt. Willkommen, willkommen Vater Knudſon! — rief er mit freudiger Miene dem Greis entgegen, indem er demſelben ehrerbietig die Hand ſchüttelte. Ey, Ihr rüſtiger Bärenjäger, was hat Euch wohl einmal aus wildem Walde zu menſchlichen Wohnungen gelockt.“

„Dieſer Fremde, wackerer Tallach, den ich dir als einen Gaſt zuführe, und der unſre Nordlandsgegenden kennen lernen will!“

„Obriſt Mac-Clean, aus altſchottiſchem Geblüt — ſagte der Jüngling vornehm — eben ſo reich, als edel, und wohl im Stande, Euch

Euch die Bewirthung von ein Paar Wochen fürſtlich zu vergüten.“

„Hölle und Teufel! — murmelte Knudſon in den Bart — über das verdammte Großthun! ſteckt ja doch nichts dahinter.“

„Herr! — nahm Tallach das Wort — möget Ihr ſeyn, wer Ihr wollt, Ihr hättet bei mir ein Unterkommen gefunden; aber freilich, da Vater Knudſon, der Hochverehrte, Euch bei mir einführt, ſeyd Ihr mir ein um ſo lieberer Gaſt. „Switha! — rufte er ins Haus — komm eilig heraus; Knudſon iſt bei uns!“

Die Hausfrau kam; und nun gingen die Hochachtungs- und Freudenbezeugungen gegen den Alten wieder auf eine ſo ausſchweifende Weiſe an, daß Mac-Clean unwillig indeß auf dem beſchneiten Hofe hin- und herſchritt. Das Einzige war ihm bemerkenswerth: die alternde Switha trug unverkennbare Spuren hoher Schönheit an ſich — was mußte man da von Ingri erwarten?

Man trat endlich ins niedere Zimmer. Die Sonne blickte mild durch die kleinen Fenſter von Marienglas, und erhellte das etwas rauchige Gemach. Der Fußboden war, der herannahenden Feiertage halber, mit

Wach-

Wachholderzweigen bestreuet, die Wände mit Fichtenreisern bekleidet, aus denen Bären- und Auerochsenköpfe mit weit vorgreifendem Gehörne seltsamlich heraus schauten. Treffliche Gewehre hingen umher, und zierliche Spinnräder standen in den Winkeln. Die Sitze um den langen, mit Speisen aller Art reichlich besetzten Tisch waren mit weichen Bärenwammen belegt. Man bot erst Knudson, dann Mac-Clean Meth, Wachholderbranntwein, Kuchen und Tabak an, und hieß die Gäste Platz nehmen. Der Schotte setzte sich oben an, indeß Switha ihren Mann fragend betrachtete. „Herr! — nahm dieser das Wort — verzeiht, daß ich Euch aufstehen heiße. Der Platz da ist der vornehmste, und heißet deßwegen „Hoch-Sätte" (Hochsitz), kömmt auch dem Herrn vom Hause allein zu. Ihr werdet daher nicht wollen, daß ich von einer altnordischen, gut hergebrachten Sitte zum Erstenmale in meinem Leben abweiche."

„Mir ist's gleich, wo ich sitze — antwortete Mac-Clean geringschätzig. Warum sagtet Ihr das nicht gleich." Er stand auf und nahm neben Switha Platz, die bemüht war,

war, ihm die zierlichſten Gerichte vorzulegen.

„Wo iſt denn ſchön Ingri, Eure Tochter?“ frug Knudſon mit den hellen Augen umherblickend.

„O — antwortete Switha — hätte ſie erwarten können, daß Ihr ehrwürdiger Greis uns heimſuchtet, ſie wäre nicht die Paar Stunden zu der kranken Verwandten gegangen. Noch nie hat ſie Euch geſehen, und iſt voll Sehnſucht nach Eurem Anblick, und nach den herrlichen Geſängen von Euren Altvordern, den Königen dieſes Landes!“

„Wir hörten unterwegs — fuhr Knudſon fort — daß Ihr, um einen Mann für das Mädchen zu finden, ein großes Feſt geben wollet, und Ingri ſey der Preiß des Sieges beim Kampfſpiel!“

„O Vater, denkt nicht etwa von uns, wie es faſt das Anſehen hat, als gedächten wir das Mägdlein los zu werden, oder wollten, Geld und Gut zu erhaſchen, unſer Kind ordentlich ausbieten. Das Erſte kömmt nicht in unſer Herz, und das Zweite verachten wir über alles, auch brauchen wir dergleichen nicht. Aber da wir einmal darauf zu ſprechen kommen: ſo laßt Euch von Erik

Tallach

Tallach erzählen, was es damit für eine Bewandniß hat. Denn wahr ist es, wir gedenken in vier Wochen ein Fest zu geben, nach altnordischer Sitte, mit Kampfspielen angerichtet, und Ingri hat sich selbst zum Preiß dessen gesetzt, der über alle Sieger wird."

„Mich verlangt die Ursache zu hören — sagte Knudson. Aber reicht uns erst ein Paar Trinkhörner voll Meth herunter."

Mac-Clean wies das ihm dargebotene Horn mit dem Bedenken von sich: „er sey kein Trinker!"

„Ich auch nicht — lächelte der Alte. Aber gebt mir nur die Gottesgabe her, ich denke dennoch mit fertig zu werden."

Es sind nun etwa zwei Monate — hob Tallach an — da kehrte ich einmal von der Bärenjagd zurück, die mich länger als gewöhnlich vom Hause entfernt gehalten. Eine Tagreise etwa war ich noch von Guldbrandsdalen, da erhob sich solch ein Stürmen, Schneien und Schlackern auf der hohen Gebirgsebene, die ich überschritt, daß mir nichts anders übrig blieb, als in einer Felsenspalte Zuflucht zu suchen. Ihr kennt mich, wißt, daß ich, wie jeder ächte Nordländer, aus

einem

einem Unwetter mir ſo leicht nichts mache, ſollte mich auch der Sturm ein Paarmal zu Boden reißen. Diesmal aber war es ſo toll, daß man hätte glauben ſollen, der Alte habe ſeine Gansliege *) ausgeſchickt.“

„Du haſt Recht, wackerer Erik!“ — lächelte Knudſon — auch ich war damals gerade unterwegs, und geſtehe gern, daß mich das Unwetter zu einem Bären in die Höhle führte. Der Sturm trieb mich hinein, und ich den Bewohner heraus, nur daß er mir vor's erſte ſeinen Pelz zur Decke zurück laſſen mußte.“

Tallach und Switha lächelten Knudſon beifällig zu. „Erzählt nur weiter fiel Mac-Clean verdrießlich ein — da iſt nun eben nichts Beſonderes daran!“

„Ihr habt Recht, Herr! — entgegnete der Greis — nun es geſchehen iſt, iſt's nichts Beſonderes. Fahr' fort, Erik!“

„Ich fand alſo — hob Tallach wieder an — eine Felſenſchlucht; der Wind hatte trocknes Laub hinabgeworfen, und ſo konnte ich es wohl bis zum Morgen aushalten.

Bald

*) Die Norweger glauben bei Unwetter und allerlei Unglücksfällen, ein böſer Zauberer ſchicke die Gansliege aus, um die Menſchen zu quälen.

Bald ſchlief ich ein, und wunderliche Träume begonnen ihr buntes Spiel. Zuweilen war es, als ſängen mir die Elfen ſüße Melodien zu; dann hörte ich wieder ein verdrießliches Summen, wie wenn in heißen Sommernächten eine Mücke einem ihr eintöniges Lied ins Ohr räunt.

Endlich bekam das wüſte Gewirr Form und Geſtaltung. Ich ſah Ingri, um ſie her viele Freier. Sie wies alle ab. Vergebens bat ich ſie, meines Alters zu gedenken, und daß ich der Letzte meines Namens ſey. Mit Thränen antwortete ſie mir: „Ach, Vater! ich darf mich ja nicht entſcheiden! Siehſt du denn nicht die weiße Frau dort? ſie hat's mir verboten!“

Beim Umblicken gewahrte ich Switha, mein Weib, neben ihr eine hohe königliche Frauengeſtalt in langen weißen Schleiern, im Arme hielt ſie eine goldene Harfe; und wenn die Schleier, vom Winde wallend, über die Saiten ſtrichen, ſo gab es himmliſche Klänge. So oft ein Freier vor Ingri vorüberſchritt, ſo ſchüttelte die weiße Frau das Haupt, ſo hob die Luft das weiße Gewebe, dies berührte tönend die Goldſaiten, und ich verſtand, was die Klänge ſagten:

„der

„der nicht, der nicht, der auch nicht!“ Unmuthig rief ich aus: „Soll denn mein einziges Kind für eine hochmüthige Närrin ausgeschrien werden, der kein Mann im ganzen Gebirge gut genug ist?“ Da antwortete die Frau — das heißt, die Schleier flogen höher, die Saiten rauschten gewaltiger — „habt Geduld!“ nun raffte sie eine Hand voll Schnee vom Boden. „Diesen Schnee lege ich dem aufs Haupt, den ich zu Ingri's Gemahl bestimme: seht Ihr Einen, der dies Kennzeichen trägt, der ist's — dem sollt Ihr das Mägdlein geben!“ Damit verschwand sie klingend, und mit den Schleiern fächelnd; ich aber erwachte, die Sterne funkelten hell, der Sturm schlief; ich machte mich auf den Weg, und stand bei Sonnenaufgang vor meiner Wohnung.

„Sonderbar! sagte der Greis, das Haupt in der Hand wiegend.

„Nicht wahr? — fragte Tallach. Ja seht, im Traume da hatte mir Alles ganz vernünftig und zusammenhängend geschienen, als mich aber die kalte Luft anwehte, das Tageslicht mich die Gegenstände deutlicher unterscheiden ließ: da kam mir es mit Einemmale gar lächerlich vor, und ich strafte mich fast

einen Thoren, daß ich das Glück meiner Tochter auf einen Traum wollte ankommen lassen. Aber hört weiter. Als ich in meine Wohnung trat, hingen freilich Switha und Ingri, wie gewöhnlich, an meinem Halse; aber das Mädchen hatte geweint, und war nicht so unbefangen, als sonst. Ich erfuhr bald, daß während meiner Entfernung mehrere junge Leute, wackerer Nachbarn Söhne aus dem Gebirge hier gewesen, und um Ingri, auf die sie schon längst ein Auge gehabt, förmliche Werbung gethan. Switha hatte sie Alle auf meine Heimkehr verwiesen. Ingri aber wollte von keinem Freier wissen, und das so folgsame Mädchen vermaß sich hoch: sie wolle keinem andern Manne die Hand reichen, als dem, der ihr im Traume verheißen worden. Nur mit diesem sey ihr Glück beschieden. Denkt Euch meine Verwunderung, als ich auf Befragen in Ingri's Traume den meinigen bis auf die kleinsten Umstände wieder erkannte. Auch ihr war dasselbe Erkennungszeichen angegeben worden. So wunderbar mir dies Zusammentreffen erschien: so war ich doch geneigt, Alles für Spott neckender Kobolde, oder hochmüthige Eingebungen eines noch schlimmern Geistes

zu

zu halten. Ich befahl Ingri, des tollen Traumes nicht weiter zu gedenken, und hätte die Sache auf ſich beruhen laſſen können; allein Ihr wißt, Knudſon, was wir Nordländer auf die Fortführung unſerer Geſchlechtsnamen halten. Ich ſprach daher mit Ingri recht väterlich, und bat ſie, wobei auch Switha mit einſtimmte, mir doch die Freude, noch Enkel zu ſehen, nicht durch thörichtes Beharren auf einem Traumverſprechen zu verderben. Da gab es denn einige recht trübe Tage unter uns ſonſt ſo heitern Menſchen. Ingri weinte, Switha zur Geſellſchaft mit; und ich ging mit gebrochenem Herzen umher. Denn Ihr ſollt wiſſen: das Mädchen war von Jugend auf ein folgſames, ſanftes Kind; und es kam mir hart an, ihr ſo durch den Sinn zu fahren. Aber ihr Ruf und meine ſüßeſten Hoffnungen ließen keinen Ausweg zu. Endlich wendete Gott ihr Herz. Sie bat mich, auf den heiligen Dreikönigstag alle ihre Freier nebſt deren Aeltern zu einem großen Feſte zu laden; dabei ſollten die jungen Leute ſich in allen den Geſchicklichkeiten, die wir Nordländer von einem recht tüchtigen Manne fordern, ſehen laſſen. Demjenigen, welcher in allen

Uebun-

Uebungen Sieger, und dabei, wie sich von selbst versteht, unbescholtenen Wandels wäre, wollte sie, als Kampfpreis, die Hand reichen; vorausgesetzt, daß der vom Traume Bezeichnete nicht erschiene: denn in diesem Falle halte sie sich ihres Versprechens für quitt und ledig. Mit Freuden nahm ich den Vorschlag an, und machte ihn den jungen Leuten, so wie ihren Familien bekannt. Alle gingen die Bedingungen ein; und ich habe nun die trefliche Aussicht, meine Tochter mit dem Würdigsten aus unsern Thälern verbunden zu sehen. Denn käme auch der Mann aus dem Traume wirklich: so bin ich fest überzeugt, Ingri reichte ihm ihre Hand dennoch nicht, wenn sie ihn an Kraft und Geschick unter den andern fände. Dazu ist sie zu sehr Nordländerin. In ein Paar Wochen halten wir das Fest, dem die Hochzeit sogleich folgt."

„Wer also die stärksten Hände und Beine hat — fragte Mac-Lean — wer am besten läuft, klettert, schießt und ringt, wird Ingri's Gemahl?"

„Richtig — versetzte Tallach. Vorausgesetzt, daß er sonst ein unbescholtener Mann ist."

„Ob

„Ob er dem Mädchen gefällt oder nicht, ist ganz gleichgültig, nicht wahr?“

„Ihr fragt sonderbar, Herr Obrist! — nahm Switha das Wort. Der in seinem Lebenswandel fleckenlos, dabei in allem männlichen Thun der beste ist, muß ja wohl ganz von selbst auch dem Mädchen am besten gefallen. Ist's denn bei Euch in Schottland nicht so?“

„Keineswegs, — sagte Mac-Clean. Der bravste Soldat, der ringfertigste Mann ist deßhalb nicht immer der liebenswürdigste. Hat er dabei ein häßliches Aeußeres: so macht er dennoch kein Glück bei den Weibern.“

„Das heißt — fragte Switha — er bekömmt keine Frau?“

„Nicht doch! Wer spricht denn immer von Heirathen? Ich meine, er gefällt nicht, bekömmt kein Liebesverständniß, weder mit Mädchen, noch mit Frauen.“

„Die wackern Nordländer sahen sich einander groß an. Da muß denn freilich — hob Switha furchtsam an — bei Euch eine ganz und gar andere Landessitte, als bei uns herrschen. Vater Knudson, Ihr war't ja in Schottland; war's denn zur damaligen Zeit auch schon so?“

„Mit-

„Mitunter wohl — entgegnete dieser — und seyn wir froh, daß es bei uns anders ist. Aber Vater Tallach frage doch deinen Gast, ob du ihm bei seiner fernern Reise nützlich seyn könnst? Denn ich gehe morgen von Euch.“

„Wie, Vater, Ihr wolltet nicht warten, bis Inari Eure Hand geküßt, Euch ein Lied gesungen, und dafür wieder eins von Euch vernommen hat?“

„Ich kann nicht, wackerer Tallach. Im dicksten Forste hinter Dofrefield steht mir ein feister Bär. Schon hat er meinem Nachbar, und mir, bald einen Bienenstock geleert, bald ein Schaaf geholt. Dafür will ich ihm nun sein Fell abnehmen, und mit seinem Fette meine Lampe nähren, den langen Winter hindurch. Vielleicht komme ich indeß zur Hochzeit wieder!“

„O thut doch das! Nun Herr — wandte Tallach sich an den Obristen — was ist denn der Zweck Eurer Reise? Und womit kann ich Euch dienen?“

„Geleitet mich auf die Jagd — antwortete Mac-Clean — ich habe meiner Braut in Drontheim zwölf Bärenköpfe versprochen,

ſprochen, und bin nun hier, um mein Wort zu löſen.“

„Hm — meinte Tallach — zwölf Bärenköpfe? Da gehört nun wohl einige Zeit dazu, obſchon es dergleichen Beſtien genug in unſern Wäldern gibt. Aber dennoch — ſeyd Ihr nicht ein ſehr geübter Schütze — ſo rathe ich Euch, lieber von dem Vorhaben abzuſtehen.“

„Ich habe viel in meinem Leben geſchoſſen — entgegnete Mac-Clean ſtolz. Aber es iſt gar nicht meine Abſicht, ſie mit der Büchſe zu erlegen, ſondern mit dem Meſſer will ich ſie abfangen.“

„Ha, ha, ha! — lachte Knudſon munter — nun da könnte Eure Braut doch wohl ein alt Mütterchen werden, bevor Ihr heimkehrt! Mein lieber Herr, das laßt Euch nur ganz und gar vergehn. Hier, Erik Tallach iſt auch ein tüchtiger Jäger, der kann Euch ſagen, was es damit auf ſich hat. Zudem ſeht Ihr mir mit Euren zarten Händen und Eurem ſchmächtigen Wuchſe nicht aus, als ob Ihr dem Anlaufe einer ſolchen erzürnten Beſtie gewachſen wäret!“

„Und Ihr — verſetzte Mac-Clean — ſeht mir juſt ſo aus, als wäret Ihr alt

genug,

genug, zu wiſſen, daß nur Kinder den Vogel nach den Federn beurtheilen.“

„Nun, nun — begütigte Knudſon — werdet mir nur nicht böſe; es ſoll mich freuen, wenn ich zu voreilig ſchloß.“

„Herr! — nahm Tallach das Wort — Vater Knudſon hat wahrlich Recht; vergönnet mir Euch zu berichten, wie es hier in Finnmarken mit der Bärenjagd gehalten wird; dann wißt Ihr doch — falls Ihr noch darauf beſteht — was Euch erwartet.“

„Thut, wie Ihr ſagt!“ gebot der Obriſt.

„Wenn wir Norweger — hob Tallach an — einen Bären ausgekundſchaftet haben, ſo verabreden ſich unſerer zwei oder drei, ihm nachzuſtellen, damit, wenn einer ja einen Fehlſchuß thun ſollte, die andern ihm zu helfen bereit ſind. Von mehreren kleinen Hunden geängſtet und gezwickt — denn große ergreift und zerreißt er gleich — ſtellt ſich Bamſee *) endlich mit dem Rücken an einen Baum oder Felſen, reißt Steine heraus, und wirft damit auf das Geſchickteſte bald auf eine, bald auf die andere Seite, um

*) Bamſee in der Jägerſprache das Bärenmännchen, Bingſee das Weibchen.

um ſich gegen die unermüdlichen Kläffer zu vertheidigen. In dieſer Stellung gibt ihm der Schütze aus ſeiner gerüſſelten Büchſe eine Kugel oder ein Paar zu koſten. Trifft er ihn damit unterm Vorderbug oder beim Ohre, ſo ſtürzt er ſogleich; ſonſt macht ihn jede andere Wunde deſto grimmiger, und er verfolgt alsdann den Schützen, der ſich mit ſeiner leeren Büchſe vertheidigen, oder Gelegenheit ſuchen muß, ſein Kneev *) dem Unthier in den offenen Rachen zu ſtoßen. Mißlingt dies, ſo muß der Schütze ſein Leben laſſen; denn der Bär erlitet ihn alsbald, wirft ihn zu Boden, reißt ihm mit ſeinen ſcharfen Klauen den Nacken auf, und nimmt ihm Haut, Haar und Fleiſch über den Kopf und übers Geſicht, bis an den Hals auf einmal hinweg. Wird aber der Jäger Meiſter, wie es denn bey geübten Männern ordentlich zu geſchehen pflegt, ſo zieht er dem Bären die Haut ab, und heftet den Kopf mit einem Nagel als Siegeszeichen in ſeinem Hauſe an, welches für eine groſſe Ehre geachtet wird: denn wir Norweger legen dem Bären zweier

*) Kneev, ein langes Meſſer, das ſtets an einer Kette getragen wird.

zweier Männer Witz, und sieben Männer Stärke bei."

Mac-Clean schauderte bei dieser Erzählung; aber ihm fiel bei, daß es ja nicht ausgemacht sey, daß der Bär auf ihn kommen werde; und erlege ihn ein Anderer: so könne er dann ihm die Bestie abkaufen. Fräulein Ingeburg werde es ja wohl mit seinem, in der Urkunde gegebenen Versprechen, zwölf Köpfe zu liefern, nicht so genau nehmen.

Darin hatte er Recht; Ingeburg würde es damit nicht so genau genommen haben; aber desto schlimmer war es, daß Herr Mac-Clean es mit dem gegebenen Ehrenworte, den Bär *selbst* zu erlegen, nicht genauer nahm; und das würde ihm wohl weder des Statthalters Tochter, noch irgend eine andere edle Frau nachgelassen haben.

Er entschloß sich dennoch, eine Bärenjagd anstellen zu lassen; verlangte aber ausdrücklich, daß Tallach in seiner Nähe bleibe. Dieser versprach es, und forderte Knudson als den ältesten und erfahrensten Bärenjäger auf, derselben beizuwohnen, und sie zu leiten. Dieser willigte mit großer Freundlichkeit ein, was dem Obristen wieder nicht gelegen war: weil er einsahe, mit dem alten

Eisen-

Eisenfresser werde kein Abkommen in Gelde zu treffen seyn. Inzwischen wollte er nicht alles Ansehen in dieser Gegend verlieren! so durfte er gegen des Greises Begleitung durchaus nichts einwenden.

Am andern Morgen, bei Anbruch des Tages, machten sich die Drei, mit Büchsen und Kneeven wohlgerüstet, auf. Unfern von Guldbrandsdalen öffnete ein dichter Tannenwald den Jägern seine dunkeln Hallen. Glänzende Eiskrystalle zitterten wie Demantstropfen an den grünen stachlichten Zweigen, und der scharfe Lufthauch überzog bald der Wanderer Bärte und Pelzkleider mit weißem Reife.

„Halt! — rief Knudson, als man an einem der geschlossensten Dickichte stand — wir sind an Ort und Stelle.“ Damit löste er die Schaar kleiner Hunde, die wie Pfeile in das Dunkel hinein schossen. Man erwartete ihren Laut, um die Richtung der Jagd zu bestimmen. Nach kurzem Verweilen ließ sich eifriges Gebell hören. Knudson legte sich mit dem Ohre auf die Erde. „Dort, im Dickicht, rechts! — rief er — jetzt haben sie ihn gestellt. Vorwärts! Ich treibe das Dickicht durch, und den Bären auf

Euch

Euch zu. Du, Tallach! trittst oben an eine Ecke; Ihr, Herr! an die andere. So muß Einer zum Schuß kommen; und Ihr könnt einander helfen!“ Kaum hatten die Beiden Posto gefaßt: so erhob sich der Lärm im Gehölze. Bärengebell, Hundsgebelle, dazwischen Knudsons Schlachtenstimme, der laut sang: „Bamsen, Bingsen komm heraus!“ Jetzt trat ein Bär bei Tallach aus dem Dickichte; dieser schoß, das Thier stürzte. Mac-Clean, zu sehr damit beschäftiget, wird es nicht gewahr, daß dicht vor ihm ein noch grimmigeres sich hinter einem breiten Stamme birgt. Mit Eins stürzt die Bestie, von den Hunden verfolgt, hervor, und auf Mac-Clean zu; der sie nur erblickt, als sie ihm schon ganz nahe ist. Schnell feuert er sein Gewehr los, die Kugel verletzte den Feind nur leicht; mit verdoppelter Wuth schlägt er dem, sich ohnmächtig wehrenden Jünglinge das Gewehr aus der Hand, und reißt ihn zu Boden. Tallach sieht es; aber ehe er von der entfernten Ecke herbei springt, kann der Jüngling schon den gräßlichsten Tod erlitten haben. Verzweifelt schreit der um Hülfe, da knallt es plötzlich, und ein Blutstrom aus des Bären Brust überströmt das

bleiche

bleiche Jünglingsantlitz. Jetzt reißt ſich das Unthier empor, erblickt Knudſon, deſſen Kugel ihn verwundet, und ſtürzt nun auf dieſen los. Schnell die Büchſe wegwerfend, und die nervichte Rechte mit dem haarſcharfen Kneev bewaffnet, erwartet der den Feind mit kühlem Muthe; und eben, als dieſer weit mit der zottigen Tatze zum gewaltigen Schlage ausholt, ſtößt ihm Knudſon das lange und ſtarke Meſſer ſo tief in den weit aufgeriſſenen Schlund, daß er unter Schmerzgebrüll zu Boden ſtürzt. Nun eilt der Greis zu Mac-Clean, der beſinnungslos in Tallach's Armen liegt. Man reibt ſeine Schläfe mit Wachholderbranntwein, flößt ihm einige Tropfen ein, und wäſcht ſein Geſicht mit Schnee, um die Wunden zu beſichtigen. Aber auſer einer Schramme über der Stirn findet ſich keine Verletzung, und der Jüngling erholt ſich.

„Seht Herr! — lächelte Knudſon freundlich — ſo ein Ding iſt's um die Bärenjagd. Ihr könnt Gott danken, daß Ihr ſo davon gekommen. Warum ſchlugt Ihr denn der Beſtie nicht mit dem Kolben den Schädel ein? Bei ſolcher Gelegenheit muß man das

Gewehr

Gewehr nicht schonen. Aber freilich die Büchse ist Euch zu schwer!"

Schreck und Mißbehagen, dem ohnehin so gefeierten Alten nun gar als Lebensretter verpflichtet zu seyn, lähmten des Obristen Zunge, so, daß er nur wenig Worte des Dankes hervorbringen konnte. Knudson schien auch diese nicht erwartet zu haben, und schied in unbefangener Heiterkeit, nachdem er versprochen, bald wieder zu kommen.

„Ein großes Glück — sagte Erik Tallach im Nachhausegehen — daß der herrliche Knudson da war, Ihr lägt sonst todt und zerfleischt am Boden!"

„Der herrliche Mann — höhnte Mac Clean — nun ja, er hat mir, wenn Ihr so wollt, das Leben gerettet; übrigens stand er dicht genug dabei, um den Bären nicht zu fehlen. Aber immer seyd Ihr und Euer Weib in der Anbetung vor dem alten Knaben begriffen; und ich bin überzeugt, daß Ingri mein Ohr auch mit den ewigen Lobpreisungen ermüden wird."

„Indem Ihr Knudsons That herabsetzen wollt — sagte Tallach — erhebt Ihr sie; der Greis hatte das Thier im Dickicht natürlich früher gesehen, und seiner Meister-

hand

hand wäre es ein Leichtes gewesen, demselben von hinten die Kugel durch den Kopf zu jagen. Aber er wollte Euch die Ehre des Sieges lassen, da er Euch, nach Eurer eigenen Aussage, für einen sichern Schützen halten mußte. Als ihr erst am Boden laget, konnte seine Kugel nicht des Bären Haupt treffen, ohne das Eurige zu verletzen. Deßhalb verwundete er ihn in der Seite, und bestand so um Euch zu retten, dann den doppelt gefährlichen Kampf. Ihr sagt, wir beten Knudson an. Nein, als Christen beten wir nur Gott an; aber nächst ihm weiß ich Niemand, der mehr Verehrung verdiente, als jener Greis. In der harten Zeit, da Mißwachs unser Land drückte, und die Aermsten unter uns dem Hungertode nahe waren, da verkaufte Knudson die güldnen Helme und die kostbaren Rüstungen, die er beim Grundgraben seines Hauses einst gefunden, und die höchst wahrscheinlich seinen herrlichen Altvordern gehört haben mochten; dafür vertheilte er Brod und Branntwein unter die Nothleidenden, indem er mit thränenden Augen sagte: wie sollte ich heiter auf meinen oft gefährlichen Berufswegen wandeln, wenn irgend ein wackerer Landsmann um mich

her Noth litte, und ich hätte helfen können, und hätte fühllos zugesehen? — Wüßtet Ihr, welche Anhänglichkeit wir Nordländer zu allen Ueberresten unserer glorreichen Vorfahren tragen: so könntet Ihr ermessen, was Knudson empfunden haben mag, als er mit den herrlichen Waffen und Rüstungen nach Drontheim zog, und sie dort verkaufte. Ein schwacher Trost war es, daß sie der König für die Schatzkammer erhandeln ließ, und dem edlen Greise erlaubte, sich eine Gnade auszubitten. Aber dieser antwortete: er sey selbst von königlichem Geblüte, dazu ein Christ; ihm dünke Geben seliger als Nehmen, deßhalb sey er für das gebrachte Opfer durch die Zufriedenheit seines Fürsten, und die Liebe seiner Landsleute reichlich belohnt. — Seht, das that Knudson, und dabei ist er fromm, mild, tapfer und bescheiden!"

„Nun, nun — meinte Mac-Clean — ich werde wohl auch noch sein Verehrer werden müssen!"

„Ihr könnt nichts Besseres thun, Herr!"

„Schade, daß mir der Einfall nicht von Herzen ging."

„Desto schlimmer für Euch."

Schwei-

Schweigend schritten die beiden neben einander her, und es ward dem Scholtenjüngling klar, daß Tallach so wenig als Knudson der Mann sey, ihm ein Ehrenzeichen, wie das Haupt eines Bären, für Gold zu verkaufen. Er beschloß daher, sich weiter im Gebürge nach ärmeren und weniger stolzen Jägern umzusehen.

Man trat in die Wohnung. Switha war mit der Wirthschaft beschäftigt; Tallach ging, seine ermüdeten Hunde zu versorgen. Gesang tönte Mat's Ciean entgegen, als er sich der Stubenthür näherte. „Ho, ho — dachte er bei sich — Ingri, das Wunderkind, wird wohl angekommen seyn! Er trat ein, und ward zur regungslosen Bildsäule. Alle seine Gewandtheit verließ ihn, die bittersüße Anrede, die er, mit scharfem Spötte über den Alten gewürzt, dem Mädchen zugedacht hatte, erstarb auf seinen Lippen. Es war nur Ingri, die schlank und hoch am Spinnrade saß, und den Kopf, schwermüthig in die Hand gelegt, gleichgültig nach dem Eintretenden umblickte: aber wäre es Dännemarks Königin in schönster Blüthe der Jugend und des Liebreizes gewesen, der glatte Hofmann hätte nicht betretener vor ihr stehen

können, als hier vor des nordischen Jägermädchens schwärmerisch dunkelm Angesichte. „Schöne Ingri! — stammelte er — seyd willkommen, oder vielmehr, mag ich ich Euch nicht unwillkommen erscheinen, ich bin" —

„Der schottische Obrist, den meine Aeltern beherbergen — ergänzte Ingri mit einer Stimme, die voller und weicher klang, als der Nachtigall zärtlichste Liebesklage. Schmerzlich süß berührte der Ton sein Herz. „Seyd willkommen in unserm Thale!" setzte sie hinzu, indem sie aufstand, und ihm die Hand bot. Zögernd berührte er die warmen Finger. Er wünschte, sie möchte weiter sprechen, um länger ihrer Stimme flötenklang zu hören; aber sie verließ das Gemach.

„Heiliger Gott! — rief Mac-Clean — das Ingri? O, wie schwindet Ingeburg, wie alle Mädchens Drontheims und Edinburghs vor dieser Gestalt, diesen Zügen!? Sie trat mit einem gefüllten Trinkhorne wieder herein, das sie an die Lippen brachte, dem Obristen reichte, und sich dann wieder an ihr Spinnrad setzte. Fest sogen sich Mac-Cleans Lippen an der Stelle, die ihr Mund berührt hatte, indeß seine Augen die herrliche Gestalt anstaunten. Das schwarztuchene

tuchene durchaus enge gefaltete Leibchen umschloß knapp den vollen Busen, der breite schwarzlederne, mit Silber eingelegte Gürtel schlang sich dicht um die hohe Gestalt, an der Schlankheit und Fülle, Adel und Reiz sich bewunderungswürdig mischten. Unersättlich lief sein Blick an den schönen Wellenlinien auf und nieder, ohne daß ein Wort über seine Lippen gewollt hätte.

So wie heute saß er täglich Stunden lang im Mondglanze ihrer sanften Schönheit, und wandte Alles an, sich das holde Mädchen geneigt zu machen. Switha versorgte mit ihren Mägden die äußere Wirthschaft; Ingri war das Spinnen und Weben für's Haus übertragen. So konnte sie fast den ganzen Tag am Rade sitzen, feine lange Fäden ziehen, die ihren Haaren glichen, und künstliche Schilbereien in zierliche Teppiche weben. Dann saß Mac-Clean neben ihr — an nichts weniger, als an Drontheim, an Ingeburg und sein Versprechen denkend — ihr Mährchen erzählend, Lieder singend zur Harfe, die er meisterlich schlug. Einst kam Tallach, und fragte den Obristen: „ob er Lust habe, noch einmal mit auf die Bärenjagd zu gehen. Der lehnte es aber ab, und

gestand

geſtand unverhohlen, daß ihm ſein Leben zu lieb ſey, und er verzieh, bei dem Mädchen ſitzen zu bleiben. Tallach verließ kopfſchüttelnd das Gemach, indem er vor ſich hin ſagte: „der iſt es wohl doch nicht!“

Ueber Ingri's Wangen flog eine hohe Röthe, und ſie wollte ihre Empfindlichkeit nicht unterdrücken. Vergebens ſcherzte und ſang er ſeine heiterſten Lieder; ſie blieb verſtimmt. Da entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen ihnen.

Mac-Clean. Seyd Ihr mir bös, ſchöne Ingri! Daß Ihr heute gar nicht lächelt? Oder wünſcht Ihr allein zu ſeyn, und ich bin Euch läſtig?

Ingri. Ihr ſeht, Herr, daß Eure Gegenwart meine Arbeit weder fördert, noch verzögert. Bös bin ich Euch nicht, denn Ihr habt mir nichts gethan; aber in Eure Seele ſchäme ich mich, daß Ihr meinem Vater abſchlugt, auf die Jagd mitzugehen, um müßig neben dem Spinnrade eines Mädchens zu ſitzen.

Mac-Clean. Eines Mädchen! Nur an Eurem Spinnrade, ſchöne Ingri!

Ingri. Deſto ſchlimmer für mich, wenn

wenn meine Nähe Euch zu nichts Beſſerm begeiſtert.

Mac-Clean. Kann man denn in Euren Augen nichts Verdienſtlicheres thun, als Fiſche fangen, Wölfe und Bären todt ſchlagen; und hat denn Singen und Harfe ſpielen gar keinen Werth?

Ingri. O ja! Allein Ihr ſeyd kein Dichter. Ihr ſingt nur matt nach, was Andere heiß empfanden; und ſollen Geſang und Harfenſpiel den Mann recht erquicken: ſo iſt's doch nur nach einer wackern That auf der Jagd oder im Felde.

Mac-Clean. Wir haben jetzt keinen Krieg; an der Jagd finde ich keinen Gefallen. Dazu iſt's in meinem Vaterlande nicht gewöhnlich, daß Söhne edler Väter, wie gemeine Jäger, dem Wilde nachrennen.

Ingri. So ſeyd Ihr von ſo hoch edlem Stamme?

Mac-Clean. Meine Vorfahren trugen Kronen.

Ingri ließ ihr Gewebe ruhen, ihre Hände ſanken in den Schooß; ſie betrachtete den Jüngling gedankenvoll.

„Gewiß! — fuhr Mac-Clean eifrig fort — Die Grafen Carrik und Anandale, aus

aus dem Geschlechte meiner Mutter, haben Schottland Könige gegeben.

„Wär's möglich! sagte Ingri — sollte dieser es seyn?“ setzte sie halblaut hinzu.

„Zweifelt nicht, schönes Mädchen! — entgegnete Mac-Clean, ihre Worte überhörend. Und wer kann wissen, was mir noch beschieden ist?“

„Nein, nein! — sagte Ingri, sich wieder sammelnd — Es kann nicht seyn. Wäret Ihr aus so hohem Stamme: so müßte ja schon irgend etwas recht Herrliches durch Euch geschehen seyn; so könntet Ihr nicht so müßig neben mir sitzen.“

„Sonderbares Mädchen! Ich sitze hier, weil ich liebe!“

„Wißt Ihr denn, was lieben heißt?“

„Gleich will ich Euch zeigen, daß ich es weiß,“ rief der hoffnungstrunkene Jüngling, indem er das Mädchen dreist liebkosend umschlang. Aber mit fast männlicher Kraft warf Ingri ihn auf seinen Sitz zurück. „Nimmer hätte ich geglaubt — sprach sie stolz — daß ein königlicher Abkömmling Unverschämtheit mit Liebe verwechseln könne. Verlaßt mich, und seyd überzeugt, daß Ihr mich zum letztenmal allein getroffen, und daß

daß ich mich meiner Leichtgläubigkeit von Herzen schäme.

Nach einer Pause, in der die Gluth der Beschämung und des Verdrusses Mac-Cleans Wangen höher färbte, verließ er das Mädchen.

Es lag nur noch ein Tag zwischen dem Feste, und Ingri's Freier hatten mit den Ihrigen in den Nachbarhäusern Unterkommen gefunden. Der glänzendste und gewandteste unter ihnen war Högh, der in den Vorübungen Allen den Preis abgewonnen hatte. Im fröhlichen Scherze forderte er auch Mac-Clean zu einem Ringkampfe vor Ingri auf. Dieser durfte es nicht abschlagen, und er that daher sein Möglichstes. Aber was vermochte ein in Paris gebildeter Stutzer gegen einen in Norwegs Wäldern aufgewachsenen Riesenjüngling! Vergebens stemmte sich der Schotte; nach kurzem Kampfe flog er, von Högh's gewaltigem Arme geschleudert, hart vor Ingri's Füßen nieder, und ein lautes Gelächter bewillkommte den Ueberwundenen, der dem harmlosen Sieger heimlich bittere Rache schwur.

Der Abend verging froh; aber ahnungsvoll für Ingri, die in Högh den Sieger erkannte, und des Traumes nicht mehr zu

denken

denken wagte. Dem wackern Jünglinge glänzte hohes Entzücken im Auge, indeß die Andern entschlossen waren, ihm morgen den Sieg so schwer, als möglich zu machen, und auf diese Weise sich wenigstens Ingri's Achtung zu erwerben, da doch nur Einer der Glückliche seyn konnte.

Nicht so ruhig war es in Mäe-Cleans Brust. Er liebte Ingri zu wenig, und dünkte sich zu vornehm, um ihr seine Hand anzubieten: dennoch betrachtete er Högh mit bitterm Neide. Mitkämpfen konnte und wollte er nicht, und nach Ingri's letzten Worten sahe er wohl, was er zu erwarten hatte; daher entschloß er sich kurz und gut, gleich nach dem Feste Guldbrandsdalen zu verlassen. Er war hierin durch Briefe bestimmt, die man ihm aus Drontheim nach Dofrefeld nachgeschickt. Daraus erfuhr er, daß seine Familie seine Rückkehr wünsche, weil sich glänzende Aussichten für ihn am Hofe zu eröffnen schienen. Zugleich meldeten ihm seine lockern Gesellschafter aus Drontheim: daß Fräulein Ingeburg, vermuthlich aus Mißtrauen in die Erfüllung seiner Versprechungen sich mit einem der angesehensten jun-

gen

gen Männern — Mac-Cleans entschiedensten Gegner — verlobt habe, und daß beim Verlobungsmahle spottend auf glückliche Rückkehr des irrenden Ritters Mac-Clean getrunken worden sey. Das war zu viel für sein stolzes Herz; er, der immer glückliche Wüstling, gerade von den beiden Mädchen verachtet und verspottet, an die er mit dem größten Ernste gedacht, dessen er fähig war. Thränen unmännlichen Grimms rollten über seine Wangen; er schwur, dem ganzen Geschlechte auf's Neue die kälteste Geringschätzung zu beweisen, und sie durchaus nur als Gegenstände des Vergnügens zu behandeln. Früher, denn nach dem Feste, war kein Guldbrandsdaler zur Begleitung und zum Wegweiser zu bekommen; er mußte deßhalb schon noch bis dahin Geduld haben. Unmuthig streckte er sich auf sein Lager, auf dem er sich lange umher warf, bevor er die gewünschte Ruhe finden konnte.

Vor Tages Anbruch weckte ihn wildes Getön. Er schaute in den Hof hinab, und konnte nur eben erkennen, daß ein Trupp Menschen versammelt sey, die auf Lurhörnern *) blies

*) Lur. Große Hörner von Baumrinde, oder von Birken, deren dröhnender Schall die Wölfe verscheucht.

bliesen, und nach Ingri's Fenstern hinauf die gewaltigen Klänge sandten. „Was macht Ihr da?“ rief er hinab.

„Wir begrüßen den Tag — antwortete Högh — der Einem von uns schön Ingri schenken wird. Kommt nur herunter, Herr Mac-Clean! Ihr sollt gleich auch ein Horn bekommen!“

Aber dieser wies des treuherzigen Högh Vorschlag zurück, und hüllte sich aufs Neue in seine Bärenfelle. Dafür erschien jedoch Ingri an ihrem Fenster, und dankte für die bewiesene Aufmerksamkeit. Ein lauter Jubel war die Antwort.

Es war indeß hell auf dem Hofe, und lebendig im Hause geworden. Tallach und Switha luden die Anwesenden zum gemeinschaftlichen Frühstücke, bei dem Ingri die Becher kredenzte. Mac-Clean entschuldigte sich mit einem kleinen Uebelbefinden, weßhalb er bat, ihm noch ein Paar Stunden Ruhe zu gewähren. Man ließ ihm seinen Willen, und zog, die Alten voran, Paarweise nach der Kirche, wo der Pfarrer die Gäste erwartete, um für das vorhabende

Werk

Werk. Segen und Gedeihen vom Himmel zu erflehen. Unterweges trat ein Kind, das unter allen des Thales Ingri's Lieblinn war, die Jungfrau an, ihr einen Kranz von frischgrünem Moos an den Arm hängend. „Vom Hünengrabe hinter Eures Vaters Garten, schöne Jungfrau, wo die Mittagssonne gestern den Schnee weggeleckt hatte.“ Ingri nahm den Kranz dankend, und seufzte still. „Von dort her Kränze? Ist das wohl ein gutes Vorbedeuten?“ Ihre Aeltern suchten der ernsten Gabe eine fröhliche Bedeutung unterzulegen. „Schade doch — sagte Erich Tallach, als man aus der Kirche zurück kehrte — daß Vater Knudson nicht bei unserm Feste ist!“

„Ja wohl Schade! — setzte Ingri hinzu — und ich werde nun wohl den herrlichen Greis nicht mehr zu sehen bekommen. Sein wildes Jägerleben treibt ihn kaum einmal in unser Thal; und wer weiß, an welch Ende des Gebirges mich der Sieger führt!“

„Da ist unser Herr Prediger — rief Tallach ihr zu — der dich geleiten will!“ Sie ging dem Ehrwürdigen entgegen, und schritt sittig an dessen Seite dem Kampfplatze

zu,

zu, der in Tallachs Garten geebnet, von Schnee gesäubert und mit klarem Sandt bestreuet worden war. Dort nahm sie auf dem für sie erhöheten, unter zwei uralten Tannen errichteten, mit Bärenfellen belegten Sitze zwischen ihren Aeltern Platz. Dann kamen der Prediger und Mac-Clean. Vergebens suchte dieser Ingri's Augen; sie schien in so tiefe Gedanken versenkt, daß sie ihn gar nicht bemerkte. Zu beiden Seiten setzten sich die Verwandten der jungen Leute, und die Nachbarn, von denen die Frauen jede ein Pakt schwarze Mannskleider neben sich legte. Mac-Clean erkundigte sich nach der Ursache, und erfuhr: daß nach altem Herkommen jede Frau, die mit ihrem Manne ein Fest besucht, dessen Todtenkleidung mit sich nehme, weil es bei solchen Gelagen nicht ohne Händel unter den erhitzten Nordländern abzugehen pflege, wo der Kneevgang *) dann den Ausschlag geben müsse. Dabei sey die allgemeine Meinung: „daß, wenn eine Frau ihres Mannes Todtenkleider mit sich führe: so entwaffne diese freiwillige Ergebung

*) Kneevgang. Die beiden Erzürnten spannen sich mit ihren Gürteln zusammen, ziehen ihre Kneeve (lange Messer) und stoßen auf einander los, bis Einer fällt.

gebung nicht selten das Schicksal; die es aber aus vermessener Zuversicht auf des Mannes Kräfte unterlasse, werde dafür mit dessen Tode bestraft.

Der Prediger erhob sich, und verkündete der Versammlung mit kurzen Worten die Veranlassung des Festes, Ingri's Entschluß, und forderte die Preisbewerber auf, in seine Hand den Eid abzulegen: daß kein Versprechen auf ihnen hafte: „So geht denn und kämpft! — rief er mit erhöhter Stimme, als er ihren Handschlag empfangen — und höre es Jeder: „wer nach diesem Kampfe erscheint, soll mit seinen Ansprüchen abgewiesen werden!“

„Halt!“ scholl es auf einmal außerhalb des Kreises, und gewaltigen Sprunges flog eine wunderliche Gestalt über die Vermachung. Hoch und schlank, fast ganz in Wolfspelze gekleidet, als Sturmhaube einen ausgehöhlten Wolfsschädel auf dem Kopfe, dessen Rachen und Augenhöhlen das ganze Gesicht verhüllten, trat der Fremde vor den Priester und sprach mit dumpfer Stimme: „auch ich bin ein Mitwerber um schön Ingri. Fleckenlos ist mein Wandel, so wie mein Herkommen, das schwöre ich beim Allmächtigen.

Aber

Aber ein Sturz ins Klippenthal hinab richtete mich so übel zu, daß ich mein Gesicht zu verhüllen gezwungen bin.“

Es ließ sich nichts gegen sein Anbringen einwenden; der Geistliche empfing daher seinen Schwur. „Ein Berserker!“ *) lief es durch die Versammlung, und scheu betrachteten die Jünglinge den Nebenbuhler, ahnungsbang ihn Ingri.

Tallach stieß ins Horn, und die Kämpfer holten ihre Büchsen, weil mit Zielschießen der Anfang gemacht werden sollte. Jedem stand nur ein Schuß frei auf den hundert Schritte entfernten Hirsch, der auf Rollen schnell vorbei gezogen wurde. Der Meisterschuß mußte inmittelst des rothen Herzens sitzen, das auf des Hirsches Vorderblatt angebracht war. Das Loos bestimmte die Reihe, Höghs war der Erste; der Fremdling der Letzte. Jener schoß; Tallach ging selbst hinaus: der Schuß hatte des Herzens äußerste Rand getroffen. Die Andern folgten mit ihren Kugeln bald näher, bald entfernter, Höghs Schuß umschwärmend, der noch immer der

*) Berserker. Die alttapferen Helden der nordischen Vorzeit, die sich ihre Kriegsröcke, des furchtbareren Ansehens wegen, aus Wolfsfellen machten.

der beste war. Der Fremde trat edeln Anstandes vor, sein Gewehr anlegend: jetzt knallte es: „mitten durch!“ schrie Tallach, seine Mütze hoch empor werfend. Er brachte das Herz herein. Des Fremden Kugel saß, wie abgezirkelt, gerade in der Mitte; Alles erkannte den Meisterschuß. Es ging nun ans Werfen, dann ans Klettern. Des Fremden Wurfspieß überflog alle andern um das Doppelte. Am hohen Maste kletterte er empor; sich oben mit halbem Leibe auf die eiserne Spindel überlegend. Alles jubelte; aber Högh, der nach ihm kam, erklomm ebenfalls die höchste Spitze, legte sich, was Keinem, außer dem Fremden, gelungen war, ebenfalls auf die Spindel, und rief hinab: „Es lebe schön Ingri!“ Der Verhüllte schütteite unzufrieden das Haupt. So ging es im Wettlaufe, wo er und Högh zu gleicher Zeit am Ziele ankamen. Im Schwimmen, mit voller Bewaffnung, mußte Högh dem Fremden weichen; und nachdem er jeden Einzelnen nieder gerungen hatte, trat er in die Mitte des Kampfplatzes, und verlangte, daß man die Jünglinge allesammt gegen ihn schicken solle. Gleich einem furchtbaren, im tiefen Forstesdunkel alt gewordenen Keiler,

gegen den die ganze Schaar bissiger Hunde gelöst wird, erwartete der Gewaltige den vereinten Angriff. Die vordersten zwei warf er, gleich leichten Bällen, über die Vermachstangen hinaus, die beiden Nächsten riß er mit einer Hand zu Boden; weßhalb sie, dem Gesetze gemäß, sogleich den Kampfplatz verlassen mußten. Nun wüthete er unter den wenigen übrig gebliebenen, wie Sturm Alles vor sich nieder werfend; und bald stand er allein, den lauten Bewunderungsjubel der Menge hinnehmend.

Die Jünglinge, sich für überwunden erkennend, waren hinter die Schranken getreten; aber die Richter rufen Högh hervor, der es in einigen Uebungen dem Fremden gleich gethan. Es war schwer, zur Entscheidung zu kommen. Da sagte der Fremde mit sehr ernster Stimme: „Ein Mittel wüßte ich wohl, das auf einmal zwischen mir und meinem Gegner entscheide — der Kneevigang; aber freilich gäbe das ein blutiges Ende.“

„Nein, nein, ums Himmels willen! — riefen Ingri, Tallach und der Geistliche — kein Blutvergießen an solchem Feste!“

„So

„So dachte auch ich — ſagte der Fremde — und ſchlage daher vor: daß Einer von uns irgend etwas thue, davon er glaubt, es werde es ihm der Gegner nicht nachmachen. Sind wir auch hierin einander gleich: ſo kann nur Ingri ſelbſt entſcheiden.“

Alles war mit dieſem Vorſchlage zufrieden, und der Fremdling forderte ſeinen Gegner auf, den Anfang zu machen; allein Högh meinte, er wiſſe nichts, worin es ihm der Unbekannte nicht gleich thun oder ihn übertreffen werde.

„Nun ſo folgt mir!“ rief dieſer, voranſchreitend und von Allen begleitet. Er ging durch Tallachs Garten nach der Anhöhe in der Haide hinauf, wo das Hünengrab war. Auf vier kleinern Unterlagen ruhte eine ungeheure Steinmaſſe. „Wer dieſen — ſagte der Fremde — mit den Händen abwälzt, ſey der Sieger. Raſch ans Werk, mein Gegner!“ Einen Augenblick betrachtete Högh den bemooſten Felſen, dann trat er zurück, und ſagte mit halb erſtickter Stimme: „Ich vermag es nicht; darum nehmt den Preis hin!“

„Junger Normann! — rief der Fremde mit einer Stimme, vor deren zornigem

Dräuen Allen das Herz in der Bruſt erbebte. Wie ein Mann haſt Du gekämpft; willſt Du wie ein Klageweib reden? Hier bringt auch ein ſiegloſes Beginnen Dir Ruhm, und Deinen Namen auf die Nachwelt!"

Mit verdoppelter Kraft packte Högh den Stein, kräftig die Ferſen in den Boden ſtemmend, der, mit Trümmern beſäet, feſten Stand gab. Straff ſpannten ſich die Muskeln an Hand und Arm, ſeine Finger bluteten — vergebens, der Stein wankte nicht, und Högh trat athemlos und erſchöpft bei Seite.

Der Unbekannte ſchritt jetzt heran, er warf ſich auf den Boden, ſich unter das Grabmahl zwängend, den Kopf glatt an die Erde gedrückt. Nun fing er an, mit den breiten Schultern zu heben, während er mit Händen und Füßen ſich ſtemmte. Man ſah, welche ungeheure Laſt ſich ihm widerſetzte; denn die Nägel ſeiner Finger färbten ſich blau. Rieſenkräftig drängte er empor, daß der Schnee in des Steines Gruben zu rieſeln anhub: jetzt ſammelte er alle ſeine Kraft, und mit dumpfem Donner rollte das Felſenſtück die Anhöhe hinab, bis es vor Ingri liegen

liegen blieb. Unbändiges Jauchzen flog in die Luft hinaus.

Langsam erhob sich der Fremde. In der Anstrengung hatte sich seine wunderliche Sturmhaube abgestreift, schneeweis lag reiches Gelock auf seinem Haupte. „Ha! Vater Knudson!“ jubelte die Menge. „Mein Traum!“ rief die entzückte Ingri, den Hügel hinan eilend, und sich zu seinen Füßen stürzend. Der Greis aber wehrte Alle ab, setzte sich auf das Hünengrab, und indem er sein Antlitz gegen die untergehende Sonne richtete, davon die edlen Züge wie verklärt erschienen, sang er mit gewaltiger Stimme:

Du da Schläfer im Grabe,
Rüttle nicht wild die Heldenglieder,
Muthwill'ge Lust nicht führt uns her.
Was dir im Leben vor Allem lieb,
Siegesruhm und Gunst goldlockiger Frauen,
Das galt's auch heut', vieledler Held!

Oft wohl fiel über das Schlachtfeld hie,
Wo du gerungen, der Sonne Licht
Und lächelte Sieg, dem Recken kühn,
So lächelt auch heut' ihr Abendstrahl
Nach Kampfesgluth dem Sieger zu,
Der sich gewonnen Ruhm und Liebesglück!

Darum Schläfer unten im Grabe,
Rüttle nicht wild die Heldenglieder,
Doppelten Ruhm ja häuf' ich dir!
Singt einst die Nachwelt von Knudsons Sieg,
Singt sie auch, o Held! von deinem Hügel,
Und nennt dich still mit Ehrfurchtsschau'r.

Noch

Noch ſtanden Alle, und lauſchten den gewaltigen Worten des groſsen Sängers; indeſs war die Sonne geſunken, matt röthe ten das Schneegefilde und das zarte Gewölke ihre ſchrägſten Strahlen; da erhob ſich aus den emporwallenden Nebeln rieſig Knudſons dunkele Geſtalt. Er ſchritt den Hügel hinab auf Ingri zu, umfaſste ihren ſchanken Wuchs, und indem er ſie mild lächelnd betrachtete, ſagte er: „Du biſt mein vor Gott und den Menſchen; aber biſt es Du auch vor Dei nem Herzen?“

„Dein, Du Heldengreis! — liſpelte das erröthende Mädchen — durch kindliche Ehrfurcht, durch Traumes Verheiſsung, durch die reinſte Liebe!“ Sie ſank an ſeine Bruſt, und zärtlich küſste der Sänger die blühenden Lippen.

„Heil, Heil dem ſeltnen Bunde! riefen die Freier alle, die Menge mit ihnen, und Fels und Wald riefen es nach. Im fröhli chen Zuge, beim lauten Klange der Lur hörner ging es nach Tallachs Wohnung zu rück, wo ein fröhliches Mahl den feierlichen Tag beſchloſs. Die ſchöne Braut hing mit unver

unverwandten Blicken an den Lippen des ſilberbärtigen Siegers, der in heller Freudigkeit bis ſpät in die Nacht die herrlichſten Lieder und Sagen mittheilte; weshalb er auch einſtimmig den Zunamen „Sagenmund“ bekam.

Vergebens hatten Tallach und Switha nach Mac-Clean geſucht; endlich erfuhr man, daß er ſich während Knudſons Geſang weggeſchlichen, ſich in das am Ende des Dorfes gelegene Gaſthaus begeben, ſein Gepäck dahin kommen, und des andern Tages früh Pferde nach Dofrefield beſtellen laſſen. Man vergäß ſein undankbares Davonſchleichen eben ſo ſchnell, als man ſich über ſeine Abweſenheit tröſtete. Am andern Morgen, während noch alle Gäſte beiſammen waren, wurden Ingri und Knudſon getrauet; dabei dauerten die Feſtlichkeiten noch drei Tage, und das Gerücht der ſonderbaren Hochzeit eilte weit über Guldbrandsdalens Gränzmark hinaus. Als es aber nun wieder in Tallachs Wohnung leer von Gäſten ward, da zog Knudſon mit aller ſeiner Habe zu den Aeltern ſeiner ſchönen Frau, mit der er höchſt glücklich und in ungetrübter Freude lebte. Nach Verlauf

lauf einiger Jahre, als um schön Ingri liebliche Kinder spielten: da kam Krieg ins Land. Der englische König schickte dem schwedischen Hülfsvölker gegen Norwegen. Einige schottische Regimenter zogen längs Nordenfield hinauf, und wütheten mit Feuer und Schwert, am ärgsten die Schaar, welche der längst vergessene Mac-Clean befehligte, der seine, in Norwegen von zwei Mädchen erlittene Schmach an den unschuldigen Bewohnern jener Gegenden rächen wollte. Allein auch die Norweger waren unter den Waffen; und Knudson stand — von seinen Leuten aufgefordert, von der Regierung bestätiget — an der Spitze von zwei Tausend Skierläufern *), und fügte dem Feinde unglaublichen Schaden zu. Der Himmel hatte beschlossen, des elenden Mac-Clean nichtswürdiges Leben in diesen Gebirgen zu beschließen, und sein Untergang sollte noch des edlen Knudsons Haupt mit unvergänglichen Ehren zieren. Der Schotten-Obrist hatte nämlich in trunkenem Muthe von einem Ueberfalle geplaudert, den er im Sinne trage, und wobei er sogar sich Ingri's Person zu bemächtigen gewiß sey.

So

*) Eliet, Schneeschuh von Birkenrinde.

So unausführbar das Unternehmen an ſich war, und ſo wenig davon zu befürchten ſtand: ſo erwünſcht kam doch Knudſon die Kunde davon. Er traf ſeine Maaßregeln ſo klug, daß er den Feind in ein Felſenthal lockte, deſſen Ausgang und Seitenwände norwegiſche Schützen beſetzten. Als er hier herein war, ſtürzte ſich Knudſon mit unwiderſtehlicher Gewalt auf den zahlreichen, aber ſobald er ſich umgarnt ſah, muthloſen Haufen. Was Widerſtand thun wollte, ward zu Boden geſchlagen. Die Meiſten ergaben ſich. Auch Oberſt Mac-Clean, von Knudſon entwaffnet, bat kniend, und hohes Löſegeld nennend, um ſein Leben. Aber ſolch einen Gefangenen tief verachtend, blitzte des Greiſes edle Klinge hoch auf, und Mac-Clean lag blutend und entſeelt am Boden.

Im Triumph zogen die Gebirger mit ihrem Anführer vor den Feldherrn, der — den Vorfall vernehmend, und ſeine Wichtigkeit erkennend — dem Greiſe Knudſon ein königliches Gnadenzeichen an güldener Kette umhing. Der baldige Friede machte weiteren Unternehmungen ein Ende. Jeder zog nach ſeiner Heimath. Knudſon ward 120 Jahre

alt,

alt *), und ſtarb endlich, von Ingri zärtlich beweint, von ſeinen Landsleuten tief betrauert, die ſein Andenken ſegneten, und ſeinen Namen nie ohne tiefe Verehrung ausſprachen.

*) Siehe Pontoppidans Geſchichte von Norwegen: „Ueber das hohe Alter der Nordländer."

Das Gleichgewicht von Europa.

Ruperti hieß der sonderbare Mann, den dies Problem so sehr beschäftigte, daß es bei ihm zur fixen Idee geworden zu seyn schien. Er war groß und schön von Gestalt, und höchst lebhaften Geistes, obgleich schon ziemlich weit in den sechziger Jahren vorgerückt. Als Legations-Sekretär eines bedeutenden Staates hatte er in seiner Jugend halb Europa durchgestreift, und endlich eine lange Zeit mit der größten Auszeichnung in Constantinopel bei der Gesandtschaft gestanden. Er verlangte seine Entlassung, und kehrte nach vieljähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück. Hier lebte er von einem großen Vermögen, das er, man wußte nicht wie, erworben. Verwandte hatte er nicht mehr, auch war er, so viel man wußte, unverheirathet. In dem schönen Garten, den er vor dem Thore bewohnte, ging er zuwei-

zuweilen in türkiſcher Kleidung ſpazieren. Sein Wohnzimmer war mit vielen ausländiſchen Bäumen beſetzt, und auf die Wände deſſelben waren Palmen gemalt, zwiſchen deren hohen Stämmen man Anſichten von Conſtantinopel erblickte. Die Stadt trug ſich mit den ſonderbarſten Gerüchten über ihn, wozu ſein Reichthum, ſeine heftige Gemüthsart, und die ſonderbare Gewohnheit, die er an ſich hatte, nicht wenig beitrugen. Im ernſthafteſten Geſpräch mit Fremden oder Bekannten pflegte er nämlich bisweilen ſehr haſtig die Frage einzuſchieben: „wie wird's mit dem Gleichgewicht von Europa?“ Lachte man hierüber, ſo ward er roth vor Zorn, ſtampfte mit dem Fuße, und brach alle weitere Unterredung ab. Schien man hingegen es nicht zu bemerken, ſo ſetzte er das Geſpräch unbefangen fort, bis ihm nach einigen Minuten ſeine Lieblingsfrage wieder entfuhr. Kein Menſch vermochte dieſer Sonderbarkeit auf den Grund zu kommen; auch die Perſonen, die er am öfterſten und liebſten ſah, hatten in den zwanzig Jahren, die er nun aus dem Orient zurück war, nichts darüber erfahren können. Mit dem größten Intereſſe hing er an dieſer Weltgegend, und

der

der unbedeutendste Artikel in den Zeitungen, wenn er irgend eine Oertlichkeit von Constantinopel berührte, konnte ihn bis zur tiefsten Rührung erweichen. Da er, sein auffahrendes Wesens unerachtet, ein sehr gutmüthiger Mensch, und, die fixe Idee vom Gleichgewicht Europa's abgerechnet, ein sehr besonnener und gelehrter Mann war, so ging man gern mit ihm um, und sah ihm seine Schwächen nach. Er hatte es kein Hehl, daß er unter der Jugend seiner Vaterstadt einen Erben seines Vermögens sich ausersehen wollte, und diese Aeußerung machte ihm Alt und Jung, Eltern und Kinder geneigt. Dennoch schien eine junge Waise, Julie Hermannfried, die bei einer Verwandtin lebte, die präsumtive Glückliche zu seyn. Und in der That hatte der alte wunderliche Ruperti sehr klug gewählt; Julie war das reizendste Geschöpf, das man sich denken kann, und ihr Geist und Herz nicht minder schön, als ihr Aeußeres. Was man erwartet hatte, geschah bald. Der alte Legationsrath nahm Julien förmlich an Kindesstatt an, und sie bezog sofort die ihr bestimmte, vortrefflich eingerichtete Wohnung in seinem Hause.

Kurze

Kurze Zeit nach dieser Begebenheit kam ein griechischer Kaufmann, Namens Staffa, auf der Rückreise von einem berühmten Handelsplatz in die Stadt. Geschäfte nöthigten ihn, hier zu verweilen, und durch seine Addressen ward er in mehrern angesehenen Häusern bekannt. Es war ein feiner, junger Mann, dem seine hohe Gestalt und seine zarte orientalische Gesichtsbildung sehr interessant machten. Sein gebildeter Geist, wußte den vortheilhaften Eindruck, den er gemacht hatte, zu erhalten, ja zu erhöhen, und er ward bald der Liebling des ganzen Ortes.

Ruperti erfuhr davon, obschon ihn eine Unpäßlichkeit seit einiger Zeit verhinderte, seinen Garten zu verlassen. Julie aber hatte den Fremden in einigen Gesellschaften gesehen, und kam immer zufriedener mit dessen Bekanntschaft zurück. Ja ihr Lob des jungen Staffa fing an, ein so glänzendes Colorit zu tragen, daß Ruperti manchmal lächelnd mit dem Finger drohte, und Julie gar nicht mehr ungläubig lächelte, wenn ihr Pflegevater die Vorzüge des Orients und der Orientalen so sehr herausshob.

Endlich

Endlich gingen Juliens Wünsche in Erfüllung. Ruperti und Staffa sahen sich am dritten Ort, und beide schienen einander zu behagen. Vorzüglich betrachtete der Legationsrath den jungen Mann mit grosem Wohlgefallen, und hatte seine gröste Freude daran, wenn dieser mit nationalem Feuer von seinem Vaterlande erzählte.

Julie bat den Griechen, ihr einmal ein Lied in seiner Muttersprache vorzusingen. Er bezeigte sich sehr willfährig gegen das reizende Mädchen, und sang, indem er sich mit der Guitarre begleitete, verschiedene heitere, fröhliche Weisen. Julie bemerkte, sie habe geglaubt die Melodien der Neugriechen trügen einen schwermüthigern Charakter.

„Auch damit reizende Julie" — sagte Staffa — kann ich aufwarten." Nach einem kurzen Vorspiel sang er jetzt eine höchst melancholische Romanze. Die tiefen einfachen Klänge waren so rührend, daß niemand auf Ruperti Acht gab, der in der wunderlichsten Ekstase auf seinem Stuhle hin und herfuhr, bald halb laut in fremder Sprache redete, bald still vor sich hinmurmelte.

Eben wollten mehrere Personen um Verdeutschung des Textes bitten, als Ruperti

wie ein Pfeil auf Staffa zufuhr, ihn am Arme packte, und mit rollenden Augen fragte: „Herr, wo haben Sie den Text her — und wie steht es mit dem Gleichgewicht von Europa?“ Staffa, der nicht wußte, was er auf die letztere ganz unpassende Frage antworten sollte, und den alten Herrn für wahnwitzig hielt, war im Begriff sich unsanft von ihm los zu machen, als ein Dritter ihm des alten Diplomatikers unschädliche Sonderbarkeit ins Ohr flüsterte. Staffa beruhigte sich und antwortete gefaßter, dies Lied habe ihm seine Wärterin als Kind vorgesungen, weiter wisse er nichts davon.

Die Gesellschaft war doch durch den Auftritt gestört, und man machte Anstalten aus einander zu gehen, als Ruperti, der bald tiefsinnig an den Boden gesehen, bald unruhig hin und hergegangen war, mit seiner Lieblingsfrage noch einmal auf Staffa zutrat, und hinzusetzte, er möchte ihm unverholen über seine Herkunft Nachricht geben; er glaube, ihm interessante Umstände mittheilen zu können.

Der Grieche schien diese Zumuthung nicht gut aufzunehmen. Kalt erwiederte er, hier sey der Platz nicht zu dergleichen Erklärungen, aber er werde nicht verfehlen, den Herrn Legations-

tionsrath in seinem Hause aufzusuchen. Ruperti fing an türkisch mit ihm zu sprechen, aber Staffa schritt ohne Antwort zu geben zur Thür hinaus.

Bei der nächsten gesellschaftlichen Zusammenkunft war Ruperti der erste. So oft sich die Thür öffnete, rief er: „Da kömmt er!" Aber der Erwartete kam nicht. Man fürchtete, ihm sey etwas zugestoßen; als man deshalb in seine Wohnung schickte, hieß es, er sey bereits vor drei Tagen abgereist, man wisse nicht wohin.

Jedermann fand dies Benehmen sonderbar. Den tiefsten Eindruck aber machte es auf den Legationsrath und Julien. Mit Mühe verbarg diese ihren Schmerz. Im Nachhausegehen bekannte sie ihrem Pflegevater auf seine Fragen „ob sie Staffa liebe?" daß er ihr unaussprechlich theuer sey, und daß auch sie Beweise von seiner mehr als freundschaftlichen Theilnahme empfangen habe. „Desto besser, Kind!" — rief Ruperti aus — „desto gewisser bringe ich ihn Dir zurück." Am andern Morgen fuhr er mit Extrapost aus dem Hause, ohne jemand ein Wort zu sagen, wo er Staffa aufsuchen wollte.

Er blieb mehrere Wochen aus. Unterdessen entspann sich ein Briefwechsel zwischen Julien

und Staffa, der wenigstens des letztern ſchnelle Abreiſe erklärte, wenn er ſie auch nicht entſchuldigte.

Staffa an Julien Herrmannfried.

Am Morgen ſeiner Abreiſe früh 4 Uhr.

„Wenn Ihre ſchönen Augen ſich zu früh öffneten, ſo ſchlieſſen Sie ſie nur wieder. Laſſen Sie ſich vom ſüßeſten Morgentraum in die heiterſte Stimmung hinüber wiegen, Sie werden einer ſolchen bedürfen, um nicht recht zornig zu werden, wenn Sie dieſe Zeilen leſen, die Ihnen meine Abreiſe verkünden. Was werden Sie von mir denken, holde Julie? Ich wage es, Ihnen zu ſagen, was mein glühendes Herz für Sie empfindet, Sie würdigen mich der Erwiederung, und drei Tage nach dieſer Erklärung verſchwinde ich! O Julie, ſchönes, zartes Weſen, ich liebe Sie unausſprechlich; mehr als der Adler die Sonne, und der Hirſch die Quelle! Ich bedarf Ihrer, mehr als die Rebe der Ulme, mehr als die Roſe des Thaues!“

„Stille hohe Lilie der Liebe, ſchlank ſtehſt Du, und ernſt vor meiner Seele, das duftende Haupt vom Sonnenbrande des Kummers erdwärts geneigt. Am Saphirenkelche Deiner Augen glänzen die Tropfen der Wehmuth! Ach um mich?“

Julie!

„Julie! ich bin dennoch unschuldig. Ich mußte fliehen! Weißt Du auch, Du Schnee des Nordens, was in Griechenland Liebe heißt? Wie oft habe ich meine heißen Lippen in die Spuren gepreßt, die Dein zarter Fuß in den frischen Sand gedrückt; wie oft mit der Sonne gehadert, deren langer Blick Dich zwang die Augen niederzuschlagen; wie oft dem Thau geschmollt, der von blühenden Lindenzweigen herabtropfte, um die Silberblüthe Deiner Stirne im Abenddunkel zu küssen. O Julie, wer so liebt, erliegt dem Gedanken, der Geliebten nicht Alles in Allem zu seyn. Nicht nur der Schönste, Liebste, Beste will ich Dir seyn, auch die Welt muß Deine Wahl billigen. Der kleinlichste Tadel muß weder an meinem Aeußern noch Innern haften können, weder an meinem Wandel noch an meiner Herkunft etwas aussetzen dürfen. An meiner Hand mußt Du vergessen, daß die Sprache edel- und unedelgeboren unterscheidet. — Und ich — o martendes Bekenntniß — ich bin ein Kind der Verborgenheit! Vielleicht — ja wahrscheinlich — der ungesetzliche Sohn einer Sclavin! Weder Vater noch Mutter kannte ich. Von fremdem Mitleiden erzogen, erbte ich den angenommenen Namen. O Gift der Ehrsucht, wie zerreißest Du dies Herz! Nein, Du kannst den namenlosen Sclavensohn nicht lieben, und ich ertrage keine Liebe, die mich erträgt, die verzeihend

zeihend auf mich herabblickt. Dem Engel, der mich vor Gottes Thron führt, reiße ich diese Hand aus der seinen, wenn er mich nicht Bruder nennt. Alles in dieser Welt von Qual und Entbehren, wie es Namen habe, nur keine Seitenblicke, kein Herabsehen. Ha, beim Styx! und wär' ich im Reiche der Schatten, so würgte ich die Schatten, die vornehm an mir vorüber wanken! — —

Das Fieber ist vorbei, Julie. Ich lese, was ich geschrieben, und lächle über den kämpfenden Schatten. Julie, Engel, liebst Du mich? Dich frage ich, Du großes blaues Auge voll Milde und Schwermuth, euch goldene Locken voll Duft und Weiche, liebt mich Julie? Und ach, wenn Sie mich auch liebt, so darf ich Sie ja dennoch nicht wieder sehen!

Ewig Dein
Demetri Staffa.

Julie an Staffa.

Nein, Staffa, ich lächle nicht über den Schattenwürger. Versengend, wie der Wind der Wüste, haucht mich die Glut Ihres Briefes an; nicht wohlthätig wärmend, wie Frühjahrshauch. Ist denn solcher Krampf Liebe? Ist dies die Sprache eines besonnenen Mannes, eines Christen? Ich hoffe, Sie bleiben ganz ernsthaft bei diesem Namen, sonst sind und bleiben wir getrennt.

Ihre

Ihre Abreise hat mich tief betrübt. Ich habe Ihnen gestanden, daß ich Sie liebe, und ein deutsches Mädchen besinnt sich so lang, eh' sie dies gesteht, daß sie es wiederholen darf. Ja, ich liebe Sie, weil Sie mir das schienen, was unsre Sprache einen Mann nennt; warm, aber nicht heiß; besonnen, aber nicht kühl; geistvoll, aber nicht stolz; liebenswürdig, aber nicht eitel.

So wie ich Sie zu kennen glaube, werden Sie nicht ohne den höchstwichtigsten Grund, auch nur den Schein einer unedlen That auf sich laden. Eine ehrenwerthe Geburt ist ein schöner Vorzug unter den Menschen, und ich achte das sehr hoch, so wie Ihre Betrübniß, daß Ihnen Elternliebe versagt blieb. Daß Sie der Sohn einer Sclavin sind, ist inzwischen nicht Ihre Schuld, und kann Ihnen weder bei mir, noch sonst bei einem vernünftigen Wesen schaden.

Da der Herr des Lebens sich nicht geweigert hat, ein Knecht zu werden — er — vor dessen Hoheit alle menschliche Würden klägliches Puppenspiel sind — so kann Ihnen wohl nichts Wohlthätigeres begegnen, als wenn Ihr dunkles Herkommen Ihnen christliche Demuth lehrte, die die schönste aller Tugenden ist, und die ich sehr an Ihnen vermisse. Was Ihre Geburt

für

für Einfluß auf unſre Liebe haben ſoll, verſteh ich nicht. Wie das Schwerdt jeden, der es trägt, ſo adelt die Liebe jeden, der ſie wahrhaftig fühlt. Fürſt und Diener können nicht mehr als aufopfernd, hingebend, ſelbſtvergeſſend lieben, und ſo einander gleich werden.

Sie raſen bei dem Gedanken, daß man an meiner Seite an Ihr Herkommen denken könne? O edler Grieche, dann wiſſe, die kalten deutſchen Mädchen ſind auch ſtolz und hoch wie die Tannen ihres Landes. Den einmal ihr Herz erkohr, den vertauſchen ſie gegen keinen Fürſten der Erde. Ja ſie lieben um ſo inniger, je weniger ſolche Zufälligkeiten Einfluß auf ihre Wahl haben. Dann rauſche immer der dunkle Strom unnützen Geſchwätzes an den Wurzeln hin, der hohe gerade Wipfel ragt unbewegt ins Himmelblau hinaus.

Ich habe die Bilderſprache Ihres Landes mit der des meinigen beantwortet. Was Sie von mir trieb, kenne ich nun, und vermochte es nicht zu billigen. Lehren Sie mich das achten, was Sie zurückführt.

Mein Pflegevater iſt abweſend; ſchwerlich hätte Ihr fremder Bote ſonſt ſein Inkognito behalten.

Mit innige. Liebe noch immer

Ihre

Julie Herrmannfried.

Dieſer

Dieser Brief Juliens und noch ein anderer eben so inniger, herzlicher, blieben unbeantwortet. Ruperti kehrte verdrießlich zurück. Er hatte den Flüchtling nicht treffen können. Wahrscheinlich hatte dieser des Alten Plan, ihn einzuholen, errathen, und dadurch vereitelt, daß er eine ganz entgegengesetzte Straße als die angegebene, einschlug.

„Verdammter Handel!“ — rief er, zu Julien ins Zimmer tretend. „Der Patron muß sich unsichtbar machen können. Auf der ganzen Straße war kein Mensch seines Namens gereist. Habe ich mich wirklich in ihm geirrt, so ist mir's doppelt lieb, da er fähig war, Dich zu vergessen!“

„Ich fürchte sehr — seufzte Julie — wir haben uns alle in ihm geirrt. Lesen Sie diesen Brief, und sagen Sie mir, ob Sie begreifen, daß man eine Geliebte einer solchen ehrsüchtigen Grille aufopfert.“

Ruperti las. „Hm — sagte er — der Mensch hat Stolz, Selbstgefühl; das mag ich wohl! — Der Styl ist schwülstig — da sieht man den Orient — hu, das braust, das schäumt, — gerade so war ich auch! Aber nein! das hätte ich doch nicht gethan! Ein liebes, gutes Mädchen sitzen lassen, nachdem man ihr das Geständniß der Liebe abgedrungen — pfui, das ist schlecht, sehr schlecht. Ich breche ihm

den

den Hals, dem Herrn Staffa, wenn ich ihn je wieder sehe! — Und doch — 's ist Schade um ihn, 's war ein lieber Junge! Mich hatte er ganz gewonnen, mit seinen brennenden, schwarzen Augen. Manchmal wollte ich schwören er wäre —

Der Bediente trat ein. „Von der Post," sagte er, Ruperti einen Brief hinreichend. Dieser öffnete ihn — „Demetri Staffa" — las er laut.

„Staffa?" fiel Julie ein. „O geschwind, lesen Sie!"

Ruperti las:

„Ersparen Sie sich die Mühe, mir nachzureisen. Wir haben nichts mit einander zu sprechen, Sie mir nichts von Wichtigkeit zu entdecken. Daß sie von meiner Geschichte wissen, läßt mich fürchten, bald mehrere Anfragen deßhalb hören zu müssen. Ich will indeß niemand betrügen. Ich bin der natürliche Sohn einer Sclavin, von Zigeunern als Kind gestohlen, in Griechenland von einem Kaufmann aus Mitleid erzogen, der mir meine ungesetzmäßige Existenz nicht als ein Verbrechen anrechnete. Die Welt denkt nicht so. Vater und Mutter kannte ich nicht; wer weiß welch schimpfliches Gewerbe der trieb, dem ich das Leben danke. So lange ich allein stehe, ist mir meine dunkle Her-

Herkunft gleichgültig. Aber Vernunft, Ehre und Selbſtſtolz verbieten mir, mich mit einem Mädchen von unbeſcholtenem Namen zu verbinden. Einer Gattin darf es nicht gleichgültig ſeyn, ob mein Vater Ketten trug, ob meine Mutter zur Arbeit gepeitſcht wurde. — Kinder müſſen mit Ehrfurcht von den Altvordern ihrer Eltern ſprechen hören. Ich ertrüge es nicht, daß mein Sohn verſtummen müßte, wenn im Knabenſpiel man ihn nach ſeinem Großvater frägt! Möglich, daß deutſche Frauen hierüber billiger denken, wir Griechen halten eine namenloſe Geburt für das unvertilgbare Merkmal der Schande. Sie, mit des Orients Sitte bekannt, wiſſen das beſſer, als ich es Ihnen ſagen kann."

„Ich liebe Julien unausſprechlich, aber ich ſehe ſie nie wieder. Sie wird mich vergeſſen, und ich werde die Beruhigung haben, mein dunkles Loos allein zu tragen, und nicht durch Betrug ein Bündniß geſchloſſen zu haben, das über kurz oder lang Seufzer und heimliche Reue erzeugt haben würde."

Demetri Staffa.

„Recht gut, mein Herr Prediger — rief Ruperti zornglühend — ich kenne allerdings die Anſichten des Orients über dieſen Punkt. Aber in keinem Lande der Welt beſteht man

erſt

erst ein Mädchen um seine Liebe, und besinnt sich dann, daß man wegen unehelicher Geburt nicht heirathen darf! — Das ist und bleibt ein schlechter Streich! Danken Sie Gott, daß Sie dem alten Ruperti so entgangen sind, er hätte Ihnen das Bad verzweifelt heiß gemacht, wenn Sie hier geblieben wären!"

Julie weinte still. Ihr tief verwundetes Herz schließt sich gleich der reizbaren Mimose, seit diesem Tage, vor jeder Annäherung zu, und es verging wohl ein Jahr, bevor sie sich entschließen konnte, die Orte wieder zu besuchen, an denen sie mit Stassa im Frühling ihrer Liebe so glücklich gewesen war.

Eines Nachmittags rollten zwei vierspännige schwerbepackte, elegante Reisewagen über den Platz, und fuhren gerade vor das beste Hotel. Ruperti war zufälliger Weise in der Stadt. Die schön gebauten Wagen, das aufgethürmte Gepäck, die zwei Mohrenknaben auf dem Bocke, erregten seine Aufmerksamkeit. Er frug einen Kellner nach dem Namen der Fremden. „'n vornehmer Graf — antwortete der Mensch wichtig — kömmt direkt von Constantinopel. Seine Leute sprechen gebrochen deutsch. Sind alles Persianer!"

Ruperti lächelte. „Wie ich Ihnen sage — fuhr der Marqueur fort — die Dienerschaft

munkelte was vom türkischen Gesandten. — Nun wer weiß? Gold wie Heu. Er hat die Frau mit. Eine schöne Dame; nicht ganz jung, aber von recht königlichem Ansehen."

„Wie heißt er denn?" frug der Legationsrath.

„Ja wer das aussprechen könnte: Borrbrzszscheffsky! oder so was dergleichen."

Jetzt klingelte es im Hotel, und der Bursch sprang die Treppe hinauf.

„Narr der — brummte der Legationsrath — mit seinem türkischen Gesandten und den persianischen Bedienten! Muß doch der Curiosität halber einmal im Thore fragen!" — Er ließ sich den Einpassirzettel zeigen; da stand: „Herr und Frau von Borodinobrzesc von Wien; im goldnen Stern." — „Die Leutchen haben aber den Spieß umgedreht" — lächelte der witzige Thorschreiber.

„Wie so?" frug der Legationsrath.

„Ih nun — die Frau nimmt sonst gewöhnlich den Namen ihres Mannes an, hier aber hat sich der Mann nach der Frau genannt!"

„Woher wissen sie denn, wie der Mann heißt?"

„Du gütiger Gott! dieser Herr von Borodinobrzesc, mein verehrter Herr Legations-

tionsrath, iſt niemand anders, als der junge Herr Staffa, der vorm Jahre hier war.“

„Was? Staffa? Unmöglich! Sie irren ſich!“

„Ich irre mich nicht, mein Herr Legationsrath. Der junge Staffa, wie ich ſage. Die Dame neben ihm.“ —

„Staffa hier? — polterte der Alte. — Verheirathet hier? Nun ſo muß ja — nein, 's iſt nicht möglich! — Sagen Sie — nein, nicht möglich — Sagen Sie mal, wie ſteht's mit dem Gleichgewicht von Europa?

„Wie belieben der Herr Legationsrath?“ frug der Thorſchreiber verblüfft.

Aber Ruperti war, ohne die Antwort abzuwarten, ſchon ein Stück von ihm. Wüthend lief er ins Hotel. „Marqueur, Kellner, Hausknecht — rief er in einem Athem — he! hört mich niemand?“

„Was ſteht zu Dienſten?“ frug ein herbeieilender Kellner.

„Menſch — rief Ruperti den Burſchen am Kragen packend — ſag — geſteh — wenn Du nicht ſchon bezahlt biſt zu ſchweigen — oder ſprich — wirſt Du auch bezahlt?“

„Ja freilich — ſagte der Menſch, der den wunderlichen Alten nicht begriff — freilich werd' ich bezahlt!“.

„Da

„Da ſieht man's — der iſt auch ſchon bezahlt. Ha, ſchändliches Bubenſtück! Hierher kömmt der Niederträchtige, beſticht, bezahlt alle Menſchen, damit ſie ihn nicht früher verrathen, und er mit hölliſchem Triumph auf einmal neben der vornehmen, reichen Gemahlin erſcheine! Aber ich will —"

„Laſſen Sie mich doch los, Herr Legationsrath — rief der Kellner — ich muß hinauf zu dem fremden Geſandten."

„Des Teufels Geſandter iſt er! Geſteh, wer iſt er? Wer bezahlt Dich?"

„Ih nun, mein Herr!" — antwortete der Menſch lachend.

Schwapp, hatte er eine Ohrfeige weg. „Ich will dich ſpaßen lernen, Schlingel!" ſchrie der vor Zorn dunkelrothe Ruperti.

„Herr, wenn Sie verwirrt ſind, ſo bleiben Sie zu Hauſe! Wie können Sie ſich unterſtehn, mich zu ſchlagen? Bin ich in Ihrem Dienſt? He?

„Mit Füßen will ich Dich treten, Unverſchämter — Ha, da geht er — unterbrach ſich der Legationsrath auf einmal, und eilte was er konnte über den Platz hinüber, einem Menſchen nach, der haſtig an den Häuſern wegſchritt.

Die ſämmtlichen Dienſtboten des Hotels hatten ſich indeſſen um den beleidigten Marqueur verſam-

versammelt. Der Auflauf ward so groß, daß die Wache dazu kam. Der Besitzer des Gasthauses zankte den Kellner wegen seines Lärmens aus; dieser, verdrießlich, daß sein Herr ihn nicht unterstützte, antwortete ungeschliffen. Jetzt zankten sich Herr und Diener. Der letzte mußte aus dem Hause, und die Ruhe ward wieder hergestellt.

Ruperti war indeß nach Leibeskräften dem Menschen, den er für Staffa hielt, nachgelaufen. Endlich in einem Hause der äußersten Vorstadt erreichte er ihn. „Mein Herr!“ rufte er ihn an — „mein Herr — so hören Sie doch!“

Der Mann drehte sich um. „Was beliebt?“

„Hol' Sie der Teufel!“ sagte Ruperti verdrießlich, als er ein wildfremdes Gesicht erblickte.

„Was zum Henker, Herr! deswegen heißen Sie mich umkehren, um mir eine Grobheit ins Gesicht zu sagen?“

„Nun wahrhaftig — antwortete der Legationsrath — die Mühe, sich umzukehren, ist doch wohl nicht so groß, als die meinige, Ihnen durch die ganze Stadt nachzulaufen.“

„Immer besser! Also deshalb traben Sie seit einer Stunde hinter mir her?“

„Weswegen denn sonst? Aber wie steht's mit dem Gleichgewicht von Europa?“

Der

Der Andere ſah ihn ſtarr an, indeß Ruperti abzog.

„Hm, Hm — ſagte der Mann, ſich die Stirn reibend — bei dem iſt's hier nicht ganz richtig!"

Ruperti blieb etwa zwanzig Schritte vom Hauſe ſtehn. Er konnte nicht begreifen, wo er die Augen gehabt. Gleichwohl hatte der Menſch ganz und gar Staffa's Größe und Gang. Noch einmal wollte er ihn recht ſcharf anſehn. Schnell lief er in das Haus zurück, die Treppe hinauf, den dunkeln Gang hinter. Kräftig zog er die Klingel. Eine Weibsperſon öffnete.

„Iſt er hier?" frug er haſtig.

„Wer denn?"

„Dumme Frage! der, dem ich ſeit einer Stunde nachlaufe!" Damit ſchob er die Frau, ohnerachtet ihres verſuchten Widerſtandes, bei Seite. Er riß die Thür auf. Ein junger, ſchlanker Mann ſaß auf dem Sopha, ein hübſches Mädchen lehnte ſich vertraut an ihn.

„Herr Jeſus, wer kommt!" ſchrie die Kleine, und flüchtete in die Kammer, der junge Mann ihr nach, Ruperti hinterdrein. In dem dunkeln Behältniß packte er den Jüngling, zerrte ihn ans Licht, ſcharf ihm ins Geſicht blickend. „Sonderbar — ſagte er langſam — er iſt es doch nicht!" Damit ließ er ſeine Beute fahren, und ſchritt nach der Thür.

Aber das war gar nicht die Rechnung der braven Duegna, die sich ihm mit ausgebreiteten Armen hier entgegenstellte. „Ist das Manier — hob sie mit kreischender Stimme an — überfällt man so die Leute in ihren Häusern, und stört Braut und Bräutigam, um nachher, wie ein Narr zu sagen: „nein, er ist es nicht!"

Ruperti faßte die Worte auf. „Braut und Bräutigam stören?" sagte er nachdenklich. „Ja — fuhr er wild auf — ja ich will sie stören, vielleicht ist's noch Zeit! Sie muß von ihm ablassen, und sollte ich ihr den Hals umdrehen!" Die Thür verwechselnd, rannte er wieder nach der Kammer zu, wo sich das Mädchen versteckt hatte.

„Hülfe, Hülfe!" schrie diese, als der alte Zornigt auf sie losschritt. Ruperti erkannte seinen Irrthum, und lief nach der andern Thür. Indessen rufte die Frau aus Leibeskräften „Feuer! Mörder! zu Hülfe! zu Hülfe!" zum Fenster hinaus.

Ehe der Legationsrath die dunkle Treppe hinab war, standen schon funfzig Menschen vor der Thür. — „Halt auf! halt auf!" — schrie alles, obgleich keiner den Muth hatte, den baumlangen Mann, der mit aufgehobenem Stocke sich durch den Haufen arbeitete, in den Arm zu fallen.

Außer

Außer sich vor Beschämung und Zorn, rannte Ruperti nach dem Thore zu. Wagen, die darin hielten, versperrten es. Er wollte durch das Seitenpförtchen schlüpfen, da scholl es nah bei ihm: „Halt auf!“ Schnell sprang die Schildwache vor die Pforte, und hielt ihm das Bajonet vor.

Ruperti stand. „Zum Teufel, bin ich denn ein toller Hund? oder seh ich aus wie ein Spitzbube?“

„Richtig ist's nicht,“ sagte der Soldat ruhig, indem er ihn am Kragen hielt, und die Wache ins Gewehr rufte.

„Der ist's! der ist's! — schrie der Pöbel — nehmt ihm Degen und Pistolen!“ Ruperti mußte in die Wachtstube. Zum Glück kannte ihn der Officier. Er rief die Frau herein. Jetzt klärte sich alles auf; für ein Paar Geldstücke gab sich diese zufrieden. Der Officier schickte den Corporal hinaus, um das Volk zu beruhigen und zu zerstreuen. „Ruhig Leutchen — sagte der Graubart — 's ist nichts, als ein toll gewordner Legationsrath!“

So? nichts weiter? rief nun alles durch einander. Vom Mörder, von Degen und Pistolen war keine Rede mehr, und die Menge verlor sich, ganz beruhigt, doch nun zu wissen, wie ein toller Legationsrath aussehe.

In der Dämmerung ward Ruperti frei gelassen. Er war die Stadt von einem Ende zum andern durchgelaufen, und so müde, daß die alten Beine kaum mehr fort konnten.

Langsam kam er wieder auf dem Platz an. Unfern von ihm sah er Friedrich, seinen Bedienten, laufen.

„He, — Friedrich! — rief er ungeduldig — hört Er nicht!“

Ah, da sind Sie ja, Herr Legationsrath!

„Wo will Er hin?“

„Zu Ihnen. Mamsell Julie schickt mich mit diesem Brief, Sie überall aufzusuchen!“

„Geb Er her!“ — Hastig riß er dem Bedienten das Billet aus der Hand, brach es auf und las folgende Worte:

„Bester Vater! denken Sie sich meinen Schreck, Staffa soll unter fremden Masken, soll verheirathet hier seyn. Mein Mädchen will ihnen beiden begegnet seyn, als sie bei unserm Garten vorbeigingen, und nach dem Hause hinaufläcHELten. Das Herz möchte mir brechen! Kommen Sie bald zu ihrer leidenden Tochter.

Julie.

„Ich komme, ich komme — lächelte Ruperti grimmig — aber nicht so. Vorher muß ich Licht haben! Licht! helles Licht!

„Was denken Sie denn, Herr Legationsrath — sagte Friedrich — die Leute lachen uns

uns aus. Jetzt in den längſten Tagen mit Licht auf der Straße?“

„Was ſchwatzt das Ungetüm?“

„Nein wahrhaftig, beſter Herr, 's geht nicht. Aber führen will ich Sie recht gern, denn ich ſehe wohl, es fehlt da unten“ — er deutete auf Ruperti's Füße, die dieſer vor Müdigkeit abwechſelnd aufhob.

„Narr! nichts fehlt unten — oben iſt zu viel“ — ſagte Ruperti, indem er eine Bewegung nach dem Hotel hinauf machte.

„Freilich, freilich“ — lächelte Friedrich — ich ſehe wohl, wo's fehlt; du meine Güte, wir ſind alle Menſchen —

Ruperti ſchoß einen grimmigen Blick auf den Burſchen, der ſich aber nicht ſtören ließ.

„Ih nun, ein Gläschen über den Durſt kann einem wohl paſſiren!“ Damit faßte er ſeinen Herrn kräftig unter den Arm.

„Keri! — ſchrie der, mit dem ſpaniſchen Rohr ausholend — drei Schritte vom Leibe!“

Friedrich ſprang deren zehn auf die Seite.

„Sag' der Mamſell — donnerte er auf ihn los — ſie ſoll mich nicht erwarten. Fort!“

„Soll ich Sie denn nicht führen?“ fragte der Menſch furchtſam.

„Will

„Will er weg, will er gleich fort, der“ — Friedrich entfloh. —

„Ich bin alt — sagte Ruperti jetzt vor sich hin — ich bin müde, daß ich kaum stehen kann — aber nicht von der Stelle weich' ich, bis ich ihn habe, und er Julien Genugthuung gibt!“

Er wankte nach dem Hotel. „Wo wohnt der fremde Mensch — der Vitzlipuzli — oder wie er sich nennt?“

„'s wohnt keiner hier, der so heißt — antwortete der Hausknecht verdrießlich — fragen Sie den Herrn!“

Damit rief er den Besitzer heraus.

„Aber bester Herr Legationsrath, wollen Sie sich denn auch mit mir zanken?“

„Was da, was da! Ich muß den Fremden sprechen, der heut' angekommen ist und hier wohnt.“

„Ah, den Herrn v. Borodinobrzesk, ehemals Staffa genannt? Sie sind beide spazieren gegangen!“

„So machen Sie mir die Zimmer auf!“

„Das darf ich nicht!“

„So trete ich die Thüre ein!“

„Herr Legationsrath — sagte der Wirth — machen Sie es nicht zu toll. Ihr alter Hitzkopf hat mich heut' schon' um meinen besten Marquer gebracht. Jetzt um zehn Uhr Abends

verlan-

verlangen Sie, daß ich Ihnen die Zimmer meiner Gäste öffne. Machen Sie ein Ende, sonst schicke ich nach der Polizei!"

„Herr, wissen Sie, was ich mit dem Passagier zu sprechen habe?"

„Das geht mich nichts an — versetzte der Wirth. —. Er wohnt als Fremder hier, und ich leide keine Beschimpfung meines Hotels. Kommen Sie morgen früh wieder!"

„Da ist er wieder zum Tempel hinaus, und ich laufe wie toll in der Stadt herum."

„Nun, so setzen Sie sich unten ins Gastzimmer, und warten bis er kömmt. Aber halten Sie Ruhe, das bitte ich sehr."

„Vor seiner Thür will ich warten — sagte Ruperti — lassen Sie mir 'n Stuhl da hinauf setzen!

Man brachte ihm denselben.

Kaum hatte der alte Mann eine Viertelstunde gesessen, so schlief er, das Kinn auf den Stock gestützt, fest ein.

Um Mitternacht kamen die Fremden nach Haus. Man sagte ihnen, der alte Legationsrath sitze vor ihrer Thüre, und sey entsetzlich zornig gewesen, Sie nicht gefunden zu haben, nachdem er die ganze Stadt durchlaufen.

„Ich glaube es wohl — lächelte Staffa — der Schein ist gegen mich!"

Der Marquer leuchtete. Als sie hinauf kamen,

kamen, saß der alte Mann mit silbergrauen Haaren und fest geschlossenen Augen unbeweglich auf dem Stuhl. Seine Stellung verrieth, daß er gegen die Müdigkeit vergebens gekämpft. Er war rührend anzusehen, als ein zweiter Belisar. Die Fremden trockneten sich die Augen. Die Dame beugte sich, und hauchte einen Kuß auf seine Hand.

„Soll ich ihn wecken?" fragte der Kellner leis.

„Behüte — antwortete Staffa — hier könnt' ich mich nicht erklären; auch würde ihn sein Zorn verhindern, mich anzuhören. Sagen Sie ihm, wenn er erwacht, die Fremden, die er gesucht, wären in seinem Garten gewesen, um ihn anzutreffen, und morgen würde ich des Vormittags meinen Besuch wiederholen. Jetzt öffnen Sie uns unser Zimmer!"

Es geschah, ohne daß Ruperti erwachte. Endlich, als nun alles im Hause zur Ruhe wollte, berichtete man dem Besitzer, der alte Herr sitze noch immer vor der Thüre! Er ging hinauf.

„Herr Legationsrath — sagte er mit möglich sanfter Stimme — liebster Herr Legationsrath! — wachen Sie doch auf! — Keine Antwort.

„Herr Ruperti — schrie ihm der Kellner ins Ohr — wollen Sie denn die ganze Nacht hier sitzen?"

Ruperti

Ruperti fuhr empor. „Aber wo bin ich denn? — sagte er um sich blickend — Ich Thor, gebe mich nun heute zum drittenmal den Leuten zum Spektakel!“ — Er war nun ganz besonnen, und verlangte eine Laterne. Der Herr des Hauses ließ ihn leuchten. Unterwegs richtete der Mensch Staffa's Auftrag aus.

„Schon gut, meinte Ruperti, um Mitternacht auf der Flur konnten wir uns freilich nicht sprechen.“

Er kam an sein Haus, und schickte den Kellner zurück. Friedrich kam im Gallop die Treppe herunter und rief: „Der aus dem Gasthofe — der mit dem doppelten Namen — ist hier gewesen, und die Madam auch. O je, das war eine Freude. Der Mamsell Julchen müssen die Lippen feuern. Die haben einander was geküßt!“

Ruperti sah Friedrichen von der Seite an. „Wer hat einander geküßt?“ — fragte er rauh.

„Ih nun, Herr Staffa, seine Frau Liebste und unser Julchen, und hernach Herr Staffa wieder und seine Frau. O je, hatte die Mamsell eine Freude, daß Herr Staffa so eine Alte geheirathet hat, und ihr doch so gut ist.“

„Halt's

„Halt's Maul, Dummkopf — unterbrach ihn der Legationsrath — ich will zu Bette!“.

„Unbegreiflich — dachte er bei ſich — ſie ſchreibt mir ein verzweifelndes Billet — ich alter Mann laufe mich müde, und bekomme mit der ganzen Welt Händel, um ihr den Flüchtling wieder zu ſchaffen. Sie ſteht ihn an der Hand einer Andern, iſt ſeelenvergnügt, daß er verheirathet iſt, und liebkoſt die Nebenbuhlerin? Sonderbar!“ —

Aber wie erſtaunte er, als er am andern Morgen zu Julien eilte, um ſich ihr unbegreifliches Betragen erklären zu laſſen, und Staffa neben ihr ſaß, einen Arm um ſie geſchlungen, indeß ihre Hand in der ſeinigen ruhte. Schon wollte ihn ſeine Hitze übermannen, er ſandte flammende Blicke auf Staffa, als Julie zwiſchen die beiden Männer trat und ihre Hände faßte. „Ruhig, mein geliebter Pflegevater — ſagte ſie mit unbeſchreiblicher Heiterkeit — Staffa iſt und bleibt mein. Stolz und Ehrſucht hatten ihn mir entführt, und ich hätte ihm billig länger zürnen ſollen. Allein der Himmel hat ſich ſeiner angenommen, hat den Flüchtling liebend mir zurückgegeben. Ich habe ihm verziehen. Auch Sie müſſen und können dies ſehr leicht, wenn Sie die wunderbare Entwickelung ſeines Schickſals vernehmen werden. Doch fern ſey es von mir,

ein

ein Geheimniß zu verrathen, deſſen wonnevolle Enthüllung uns ſo nahe liegt.“

Sie öffnete jetzt die Seitenthüre, und auf einer niedrigen Ottomanne ruhte im Nebenzimmer eine Frauengeſtalt in türkiſcher Kleidung. Hoher Schönheit Spuren waren unverkennbar in dieſen Zügen. Sie erhob ſich, und ſchritt den Eintretenden entgegen. Kaum aber hatte Ruperti einen Blick in ihr ſchwarzes Auge gethan, ſo ſank er mit dem Ausruf: „Heiliger Gott — Irene!“ — in ihre Arme. Staffa und Julie feierten ſtill den erhabenen Augenblick.

Man beſorgte, daß dem Greiſe die Erſchütterung ſchaden möchte. Aber er war wie verjüngt, und vermocht' es zu ertragen, als nun auch Staffa mit den Worten: „Deinen Segen, mein Vater! — Ich bin dein Sohn!“ vor ihm niederknieete. Er zog ihn an ſein Herz, voll liebender Unerſättlichkeit ſuchte er mit ſeinen Armen die drei Menſchen zu umfaſſen.

„O ich unausſprechlich Glücklicher! — ſtammelte er, dankbar zum Himmel empor blikkend — und du, Allgütiger, der du mich an einem Tage die todtgeglaubte Gattin, und den nie gekannten Sohn finden läßt, o vollende deine ſegensreiche Fügung, und laß mich nur noch eine kurze Zeit unter ihnen bleiben!“

Die

Die nächsten Stunden gehörten der so wichtigen Erzählung von Irenen's und Staffa's Schicksalen. — „Nein — sagte Ruperti, als er nun alles wußte — das Glück einer solchen Wiedervereinigung ist zu selten; Sünde wär' es, solche göttliche Huld zu verschweigen, und nicht seiner Nebenmenschen Herz damit zu erfreuen. In acht Tagen sey Juliens und Staffa's Vermählung; an diesem Feste will ich allen meinen Freunden unsere sonderbare Geschichte mittheilen." —

Der schöne Tag kam. Ein heiteres Mahl war genossen, da redete Ruperti die Gesellschaft mit folgenden Worten an. „Ihr alle, meine herzlich geliebten Freunde, habt gewiß so vieles Sonderbare von mir gehört, und zum Theil auch gesehen, daß ich Euch nicht unangenehm zu unterhalten glaube, indem ich Euch meine Lebensgeschichte mittheile. Ich weiß es wohl, meine Heftigkeit, meine Schwermuth, und manche sonderbare Angewöhnung sind nicht unbemerkt geblieben, und nicht wenige mögen um des alten Ruperti's gesunden Menschenverstand besorgt gewesen seyn. Ich kann niemand darum verdenken; aber ich bin überzeugt, daß ihr zu alle dem in meiner begegnißreichen Lebens-Geschichte hinlänglichen Grund finden werdet.

„Heftig

„Heftig und leicht aufwallend in meinem Greisenalter, war ich dies noch vielmehr in den Jünglingsjahren. Vorzüglich flammte Ehrgeiz und ein unersättlicher Durst, mich auszuzeichnen, in meiner Seele. Das diplomatische Fach, das ich erwählt hatte, schien meinen Wünschen Erfüllung zu verheißen. Es war mir geglückt, als Legations-Secretär eines grossen Monarchen bei der ottomannischen Pforte angestellt zu werden. Hier studirte ich mit dem unablässigsten Eifer, um mich zum Meister in meinem Fache auszubilden. Alle Zeit, die mir übrig blieb, wandte ich an, mir Bekanntschaft in allen Ständen, und auf diesem Wege oft die wichtigsten Nachrichten zu verschaffen. Mein Gesandter erkannte diesen Eifer, und hatte unumschränktes Vertrauen. In der That berichtete ich zuweilen Dinge, von denen es kaum glaublich war, daß ich sie wissen könne. Mein Chef war edel genug, in den Depeschen mich dabei als Entdecker zu nennen, und so die Aufmerksamkeit des Hofes auf mich zu lenken. Ich erhielt bald einen sprechenden Beweis davon. Eine ansteckende Krankheit, welcher der bejahrte Gesandte nicht gewachsen war, riß ihn hin. Mit wahrer Rührung meldete ich seinen Tod. Mein Hof ernannte mich zum Legationsrath, und ließ mir die Aussicht zu noch höherer Beförderung nicht undeutlich erblicken."

„War

„War ich früher bedacht gewesen, durch Thätigkeit Auszeichnung zu verdienen, so hieß mich die eben erhaltene meinen Eifer verdoppeln. In den zehn Jahren, die ich in Constantinopel war, hatte ich mir die neugriechische, türkische und romanische Sprache so zu eigen gemacht, daß ich mich dreist, und ohne Besorgniß erkannt zu werden, unter das Volk mischen konnte. Zu noch größerer Sicherheit wählte ich bei solchen politischen Spürjagden irgend eine Verkleidung, und trieb so mein Geschäft oft mit ausgezeichnet glücklichem Erfolg.“

„Einst fuhr ich in der Tracht eines griechischen Dollmetschers im Hafen spazieren. Unfern von mir erhob sich ein Streit zwischen einem Türken und einem Armenier. Der letztere hatte dem erstern eine Sclavin verkauft, die sich auf der Barke befand, über deren Preiß sie nicht einig werden konnten, indem der Armenier in Gold bezahlt seyn wollte, welches der Türke höher anschlug, als es wirklich stand. Während des Zwistes hatte die Sclavin ihren Schleier gehoben, um Luft zu schöpfen. Es war Irene. Ihre himmlische Schönheit bezauberte mich so, daß es mir unmöglich ward, sie nur einen Augenblick aus dem Auge zu lassen. Die Griechen sind in Constantinopel was bei uns die Juden, Dollmetscher, Unterhändler, Gelegenheitsmacher. Ich mischte mich

in

in den Streit, und ſuchte die beiden Parteien zu verſtändigen. Leider überſtieg der Preiß des Mädchens, das, wie ich jetzt hörte, für das Serail eines türkiſchen Grafen gekauft war, bei weitem meine Kräfte. Die Erbitterung der beiden Männer, die mich übrigens als einen ihresgleichen nicht ſehr beachteten, geſtattete mir mit dem Mädchen zu ſprechen. Sie war untröſtlich über ihr Geſchick. Ich erfuhr, daß ſie eine Chriſtin, in Scios geboren, aus edlem Stämme, und von Tunesen entführt worden ſey. Schnell benutzte ich die Gelegenheit, ihr zu ſagen, welchen unauslöſchlichen Eindruck ihre Schönheit auf mein Herz gemacht habe. Sie beantwortete dieſe Aeußerung mit ſoviel Feinheit und Innigkeit, daß ich eben ſo ſehr von ihrer guten Erziehung überzeugt, als beglückt von den Hoffnungen war, die mir ihre günſtigen Worte verhieſen. Ich ſagte ihr meinen Namen, und beſchwor ſie, ſobald als möglich mir ihren Aufenthaltsort anzuzeigen, damit wir durch Prieſterhand verbunden werden, und dann ſchnell entfliehen könnten. Sie verſprach mir, ihre Ehre mit ihrem Leben zu vertheidigen, und ſchwur mir ewige Liebe. Wir mußten eilen, uns über unſere Empfindungen zu verſtändigen, denn eben war der Streit geſchlichtet, der Handel abgeſchloſſen, und der Türke näherte ſich Irenen, die ihm in ſeiner Barke folgen mußte. Um Aufmerkſamkeit zu

vermei-

vermeiden, durfte ich es nicht wagen ihr nachzugehen, so sehr mich auch der Wunsch marterte, zu wissen, wo sie wohnen würde. Der Funke der ersten Liebe war zündend in mein Herz gefallen, und es loderte in hellen Flammen auf. Unmöglich schien es mir, nur einen Tag ohne Irenen zu leben, und dennoch vergingen deren mehrere, ohne daß sie etwas von sich hören ließ. Mein Beruf war mir lästig, und ich fest entschlossen, mit Gefahr meines Lebens Irenen unauflöslich an mich zu knüpfen, und mit ihr in mein Vaterland zurückzukehren.

In dieser Zeit, wo ich Pläne schmiedete und zertrümmerte, um wieder neue zu schmieden, ließ mich der Reis-Effendi oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu sich bitten. Ich konnte dem alten Herrn eine Gefälligkeit erzeigen, an der ihm sehr viel zu liegen schien. Er bat mich, den nächsten Tag bei ihm Kaffee zu trinken, wobei er mir seine Herrlichkeiten zeigen wollte. Des alten Herrn Reichthum und Prachtliebe waren mir bekannt, und ich demnach berechtigt, etwas Außerordentliches zu erwarten. Dennoch übertraf der Erfolg meine Voraussetzung. Erlaßt mir, meine Freunde, die Beschreibung der unzähligen goldenen mit Edelsteinen gezierten Gefäße, der köstlichen Shawls und Teppiche, der reich gekleideten Sclaven und

Täu-

Tänzerinnen, kurz alles deſſen, was zur ausgeſuchteſten morgenländiſchen Pracht gehört. Mein freundlicher Wirth führte mich in eine Art von Alcove, wo in geſchliffenen Kryſtallbechern der herrlichſte Syrakuſer unſerer wartete. Trotz dem Koran, ſprach der Miniſter doch dem edlen Getränke ſo herzhaft zu, daß wir eine Flaſche nach der andern leerten, und er höchſt fröhlich mir endlich den Vorſchlag that, ſein Serail vor mir die Revüe paſſiren zu laſſen. Ich war weit entfernt, eine ſo ſeltne Gunſt auszuſchlagen. Auf den Klang einer ſilbernen Glocke erſchienen 10 bis 15 junge Mädchen, zum Theil von ſehr angenehmen Aeuſſern. Einige tanzten, andere ſchlugen Tambourin und Caſtagnetten oder ſangen, indem ſie ſich mit der Guitarre dazu begleiteten. Eben wollte ich dem alten Herrn meinen Beifall zu erkennen geben, als er mir verſicherte, alles, was ich geſehen, ſey nichts, und jetzt erſt ſolle ich die Perle ſeines Schatzes erblicken. Auf ein zweites Zeichen erſchien ſie — es war Irene! — Der Muſelmann nahm meinen Schreck für ein ihm ſehr wohlgefälliges Erſtaunen, und hieß Irenen ſich zu uns ſetzen, und uns einige Lieder in ihrer Sprache ſingen. Sie

gehorchte ſchweigend und gute Faſſung haltend, indeß der alte Herr immer tiefer in die Flaſche guckte, und nach und nach ſchläfrig ward. Endlich ſank er, voll ſüßen Weines und von den leiſen Klängen eingewiegt, in tiefen Schlummer. Wir nutzten dieſe Augenblicke, uns zu verſtändigen. Irene erzählte, daß ſie unumſchränkte Gewalt habe, und von ihm ganz als Tochter behandelt werde. Sein Vertrauen zu ihr war ſo groß, daß er ihr, wider ihren Willen, ſogar von Geſchäften und Staatsgeheimniſſen ſprach, die der Großvezier mit ihm verhandelte. Sie beſchwor mich, mit ihr, ſobald immer möglich, aus dem ihr verhaßten Aufenthalte zu entfliehen, und wiederholte mir die rührendſten Zuſicherungen ihrer Liebe. Täglich ſollte ich Nachrichten von ihr durch eine vertraute Blumenhändlerin erhalten. Jetzt eilte ſie, nachdem ſie mir den erſten Kuß bewilligt, in ihr Zimmer, und ich weckte den Miniſter, der mich mit vielen Entſchuldigungen und Höflichkeitsbezeigungen entließ.

Conſtantinopel iſt der herrlichſte Boden für Intriguen, und mit Gold kann man das ſcheinbar Unmögliche möglich machen. Ich ſah

Irenen

Irenen beinahe täglich, und lernte nun ihren Geist und Charakter eben so verehren und bewundern, als ich ihr Herz und ihre Gestalt liebein mußte. Es gelang mir, einen jungen schottischen Geistlichen, der mein Freund war, in Gärtnertracht mit mir zu Irenen zu bringen. Hier wurden wir priesterlich verbunden, und der Gedanke, im Serail des Reis-Effendi eine christliche Vermählung mit seiner Favoritin zu feiern, gab diesem Feste der erhörten Liebe doppelte Reize.

Hätte ich nun, wie Irene es wünschte, unsere Flucht schnell ausgeführt, so kennte ich im Besitz der liebenswürdigsten Frau und eines bedeutenden Vermögens, entweder in meinem Vaterlande, oder falls ich die diplomatische Laufbahn nicht verlassen wollte, an dem Hofe einer andern Macht accreditirt, ein beneidenswerthes Leben führen. Mein leidiger Ehrgeiz, der jetzt wieder erwachte, vernichtete diese Aussicht, und stürzte, mich und Irene in ein Meer von Leiden.

Durch geheime Kundschafter erfuhr ich, daß ein europäischer Flüchtling, der bei der türkischen

Armee in den höhern Graden eine Anstellung suchte, dem Großvezier ein Memoire überreicht habe, dessen Gegenstand das Gleichgewicht von Europa sey, und worin der Pforte eine sehr bedrohliche Stellung gegeben werde. Kei nem Hofe war es wichtiger als dem meinigen, wer in den Dardanellen kommandire, und wel chen Rang in der europäischen Staatenreihe die Pforte einzunehmen sich entschlossen zeigte. Mein Referent wußte noch, daß der Großherr und der ganze Divan von dem Memoire lebhaft er griffen, und die Haupttendenz des Ganzen zu nächst gegen den Staat gerichtet sey, dem ich diente. Dies war der Augenblick, meine Laufbahn glänzend zu enden, und mit zugleich den Hof so zu verbinden, daß ich, wenn ich auch im Dienste blieb, wegen der Entführung einer Sclavin aus dem Serail des Ministers, keine große Verantwortlichkeit zu befürchten hatte. Ich konnte mir ferner nicht verhelen, daß wohl in hundert Jahren kaum einmal die Umstände sich so günstig verketten würden, einem Legationsrath am türkischen Hofe durch Einverständniß mit der Favoritin des Reis-Effendi, gleichsam die Schlüssel des ottomannischen Kabinets

in

in die Hände zu liefern. Die unersetzliche Wichtigkeit des Moments stand klar vor meiner Seele. Ich beschloß die günstige Constellation zu nützen, mir das Memoire zu verschaffen, und Irene sollte das Mittel seyn. Nicht ohne tiefe Reue setze ich hinzu, daß mir die Gefahr, der ich sie aussetzte, keineswegs entging. Absichtlich übersah ich sie, um nur meinem Ehrgeiz eine recht gnügliche Befriedigung zu gewähren. Die Strafe für diese Engherzigkeit ereilte mich inzwischen bald.

Es hielt schwer, meine Geliebte zu bewegen, das Memoire aus des Ministers Zimmer zu entwenden, und es mir auf eine Nacht zu verschaffen. Ihr heller Verstand konnte den Zusammenhang unsrer Liebe mit jenen Papieren durchaus nicht begreifen, so sophistisch ich auch bemüht war, ihr denselben einleuchtend zu machen. Vergebens stellte sie mir vor, daß ich ja hinlänglich befriedigt seyn könne, meinem Hofe Nachricht von der Existenz eines solchen Plans zu geben; vergebens beschwor sie mich, unser Glück nicht von dem zweifelhaften Ausgang eines solchen Wagestücks abhängig zu machen, das, wenn es mißrieth,

riethe, den Tod zweier Unschuldigen zur unausbleiblichen Folge habe. Ich blieb taub gegen alle Vorstellungen, und verdoppelte Liebkosungen, Bitten, Schmeicheleien, Schwüre, kurz alle Waffen der Liebe, um den Sieg zu erkämpfen.

Endlich erreichte ich meinen Zweck; Irene versprach das Manuscript mir auf eine Nacht zu verschaffen. Nicht ohne Thränen der Angst und eines dunkeln Vorgefühls, das ihr nichts Gutes prophezeihte, nahm sie aus einem Kästchen von Rosenholz einen Dolch und einen kostbaren Ring für sich, um auf jeden Fall gesichert zu seyn; mir vertraute sie andere Juweien an, die von hohem Werthe wären.

Wir setzten fest, daß ich in derselben Nacht, nach Benutzung des Manuscripts, auf einer Barke, die ich besorgen würde, unter die Fenster des Serails kommen, und ihr selbst die Papiere einhändigen wollte; dann sollte sie ohne Zaudern ihr Zimmer verlassen, und mit mir nach dem Hafen hinausschiffen. Dort lagen Fahrzeuge, von denen ich die Befehlshaber kannte und wußte, daß sie in einigen Tagen in See gehen würden. Zur Bewirkung ihrer Flucht gab ich ihr eine Strickleiter, die ich sie befestigen lehrte.

Sie

Sie hielt Wort. Dem türkiſchen Geſchäftsgange gemäß, den ich wohl kannte, hatte der Großvezier das Memoire dem Reis-Effendi eines Morgens mit dem Bedeuten zugeſchickt, dem am nächſten Tage verſammelten Divan eine Relation darüber vorzulegen. Beim Einbruch der Nacht ward es mir durch die vertraute Blumenhändlerin zugeſtellt. Alle auf meinen Beruf Bezug habenden Papiere hatte ich ſchon Tags vorher bei einem Freunde in Sicherheit gebracht, dem ich meinen Entſchluß, Conſtantinopel in dieſer Nacht heimlich zu verlaſſen, vertraute. Ganz reiſefertig, in armeniſcher Kleidung, nur einen Dolch und das Juwelenkäſtchen nebſt einem Beutel Gold im Buſen verborgen, begann ich jetzt die Lektüre jenes Memoires. „Wie ſteht es um das Gleichgewicht von Europa?“ Mit dieſer kritiſchen Frage hob die Schrift an, deren Eingang gleich einen trefflichen, höchſt unternehmenden Kopf verkündete. So ſehr die Türken auch Türken ſeyn mochten, ſo waren ſie es doch nicht ſo ſehr, daß ſie nur einen Augenblick die Koſtbarkeit dieſes unſchätzbaren Aktenſtückes hätten überſehen können. Ich las mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, als ich durch ein

sonderbares, prasselndes Geräusch im Nebenzimmer gestört ward. Zugleich hörte ich ein verwörrenes Geschrei auf der Straße. Verrath und Ueberfall fürchtend, stürze ich mit gezogenem Dolch hinaus. Aber in demselben Augenblick quillt eine dichte Rauchsäule vor meinen Füßen empor.

Ich fühle eine erstickende Hitze, Flammen und Dampf umhüllen mich, der Boden kracht, und ich stürze in ein Feuermeer hinab. Schreck und Verzweiflung geben mir Kräfte. Unter fallenden Wänden, zwischen glimmenden Balken, das versengte Haar, die brennenden Kleider nicht achtend, arbeite ich mich bis zu einer Thür. Jetzt erreiche ich die Straße; mir begegnen gefüllte Sturmfässer, in einem derselben lösche ich die Flammen, und entkomme so einem schrecklichen Tode. Desto größer ist meine Angst, als ich nicht nur meine Wohnung, sondern die ganze Straße in Flammen sehe. Ich biete Geld über Geld dem, der hinauf sich wagt, und eine Schrift holt, die aufgeschlagen auf meinem Schreibtisch liegt. Einige lachen mich aus, andere halten mich für wahnsinnig. Indeß greift bei dem Sturm

und

und den hölzernen Gebäuden die Flamme mit gefräßigem Zahn immer weiter um ſich. Athemlos eile ich nach der Stadt hinunter. Für Geld wägt es eine Barke, mich im Canal des ſüßen Waſſers hinauf bis unter Irenens Fenſter zu rudern. In tiefer Stille laure ich hier, während die Flammen gräßlich von den Anhöhen von Pera herunter die Waſſerfläche des Hafens röthen. Im Verzweiflungsmuthe wage ich es zu rufen, zu ſchreien — vergebens — alles bleibt ſtill. Fruchtlos erwarte ich den Anbruch des Tages, kaum das höchſtgefährliche meiner Lage erwägend. Deſto ängſtlicher treibt mich der Schiffer, entweder in den Hafen hinaus, oder ans Land zu fahren, indem unſere Entdeckung ſonſt unvermeidlich iſt. Sinnlos ſteige ich aus der Barke, und irre in den Straßen umher. So bringe ich zwei Tage zu. Endlich beſchließe ich, mich in des Miniſters Wohnung zu begeben, mit Liſt oder Gewalt mich in das Serail zu drängen. Ich eile hin.

Von fern ſchon ſah ich Waffen funkeln. Näher kommend erblickte ich den Pallaſt doppelt mit Janitſcharen umſtellt, alle Fenſter, alle Thüren geſchloſſen.

Mir

Mir ahnet etwas Schreckliches! Mit erzwungener Ruhe frage ich, was vorgefallen sey, und erfahre, daß man am vorigen Abend eine Staatsverrätherei entdeckt habe, deren Haupt der Reis-Effendi nebst einer Christen-Sclavin gewesen. „Aber noch heut' — lächelte grimmig der blutdürstige Janitschar — noch heut' büßen die Schuldigen ihren Frevel! Vor Sonnenuntergang halten die Fische ein reiches Mahl!" Nur zu gut verstand ich den gräßlichen Scherz, und hielt mit Mühe noch einige Augenblicke aus, um mich nicht zu verrathen. Die Hölle brannte in meinem Innern. Es war klar — alles war entdeckt — mochte man nun Irenen belauscht, oder die Blumenverkäuferin das Geheimniß verrathen haben. Ich warf mich außerhalb der Stadt auf einer mit Cypressen besetzten Anhöhe nieder, um genau Acht zu haben, ob ich wirklich die einzelnen Kanonenschüsse vernehmen würde, die bekanntlich die Hinrichtung von Staatsverbrechern anzeigen, deren Leiber sodann in die See geworfen werden. Nie, nie vergesse ich diese Stunden der fürchterlichsten Angst. Irene, die heißgeliebte Irene, und der unschuldige Reis-Effendi klagten mich als ihren Mörder an! Starr blickte

blickte ich, des drückendsten Sonnenbrandes nicht achtend, nach den Felsenbatterien von Padischah Serai hinüber. Schon warfen die Cypressen kürzere Schatten vom Hügel hinab, schon glänzten die metallenen Kugeln und halben Monde der unzähligen Minarets nicht mehr im hellen Sonnengolde, und eine erquickende Frische verkündete den herannahenden Abend, da zuckte ein Blitz vor meinen Augen. Ich riß mich vom Boden empor. Jetzt wirbelte Rauch auf, und donnernd krachte ein Kanonenschuß in mein Ohr, den die Berge von Tophana, Fondukli, Pera und Galata dumpf zurückgaben. Mein Athem stockte — es blitzte und knallte wieder — dann wieder — dann noch einmal, und bewußtlos sank ich am Stamme der Cypresse, die ich umfaßt hatte, zu Boden. Erd' und Himmel verzogen vor meinem Blicke.

Als ich aus der tiefen Ohnmacht wieder zu mir kam, war es fast dunkel um mich her. Ich fühlte mich aufs äußerste erhitzt, und in einer durchaus widersprechenden Gemüthsstimmung, die mich fürchterlich peinigte. Einerseits verabscheute ich meinen Ehrgeiz, der das Leben

der

der Geliebten und eines geachteten unbeſcholtenen Staatsbeamten zum blutigen Opfer verlangt hatte; andrerſeits marterte mich der Verluſt des ungeleſenen Manuſcripts, mit dem alle meine äußeren Hoffnungen zu Grabe gegangen waren. „Wie ſteht es um das Gleichgewicht von Europa?“ Dieſe Frage tönte unabläſſlich wie Donnerſchlag in mein Ohr. Mit den lebhafteſten Farben malte ich mir aus, welche entſcheidende Veränderungen, für die Ruhe des Continents, die rieſenhaften Unternehmungen eines trefflichen Kopfes haben kommten, der das Zutrauen des Divans beſäſe. Welche entſetzliche Nachtheile mußten daraus für den Staat hervorgehn, dem ich diente; und mit welchen Augen mußte man dort einen Geſchäftsträger betrachten, der durch raſtloſe Thätigkeit bekannt, in einem ſolchen Momente, von ſolchen Ereigniſſen ununterrichtet blieb, oder wohl gar bleiben wollte? Mir ſchwindelte vor dem Abgrund, an dem meine diplomatiſche Ehre ſtand. Mit der größten Anſtrengung ſammelte ich meine Gedanken zu einem Berichte an den Hof, worin ich meine Bemühungen, ihren Erfolg, den Brand in Pera darſtellte, und

und auf die Wichtigkeit des ungeleſenen Manuſcripts aufmerkſam machte, zugleich aber auch meine Entlaſſung verlangte, um meine Geſundheit wieder herzuſtellen. Dieſen Aufſatz ſchrieb ich im Hauſe eines Landsmannes, der mich nach der Einäſcherung meiner Wohnung bei ſich aufgenommen hatte. Nach deſſen Abſendung verfiel ich in eine ſchwere, hitzige Krankheit. Der treffliche Freund pflegte mich wie einen Sohn während meiner Bewuſtloſigkeit. Durch ſeine Sorgfalt wurden mir auch Ihrenens Juwelen, die ich beim Brande gerettet hatte, erhalten.

Mein Körper war nach einigen Monaten ziemlich wieder hergeſtellt; mein Geiſt aber ſo reizbar, daß die entfernteſte Erinnerung an jene Begebenheit mich in einen wahnſinnähnlichen Zuſtand verſetzen konnte. Tagelang ſaß ich am Hafen, unfähig zu jeder andern Beſchäftigung, im dumpfen Sinnen nach dem Serail hinüberſchauend. Das Gleichgewicht von Europa, gefährdet durch die Uebermacht der Pforte, und durch meine Schuld verrückt, war zur fixen Idee geworden. Da mein Landsmann mich ganz untheilnehmend für das fand, was in jenen Tagen geſchehen war, ſo beſchloß er, um meine Gedanken von Politik und meiner Lieblingsidee abzuziehen, mich auf eine Geſchäfts-

ſchäftsreiſe nach Abydos mit hinüber zu nehmen. Wir blieben hier ein halbes Jahr, und bei unſerer Rückkehr nach Conſtantinopel war ich ſo weit geiſtig wieder hergeſtellt, daß ich daran denken konnte, meine Reiſe durch die europäiſchen Beſitzungen der Pforte anzutreten, um wo möglich Irenen in ihrem Vaterlande aufzuſuchen, da in Conſtantinopel durchaus nichts von ihr zu erfahren geweſen. Mein Freund hatte mir nämlich die unbeſchreiblich wichtige Nachricht mitgetheilt, daß der Reis-Effendi, laut öffentlicher Bekanntmachung, wegen entdeckter Beſtechung von auswärtigen Staaten, hingerichtet worden ſey. Jene Chriſtenſclavin, Zoraide genannt, war eine ränkevolle Creatur aus dem Serail des Kaiſers, die, auf ihre Schönheit und ihr Einverſtändniß mit einigen Aga's vertrauend, Anſchläge gegen die perſönliche Sicherheit des Großherrn entworfen, und eine geheime Correſpondenz mit dem Verfaſſer jenes Memoire's unterhalten hatte. Der Zweck war nichts Geringeres, als daß er durch ſeinen Geiſt, ſie durch ihre Schönheit, ſich der Gemüther bemächtigen, und die höchſte Gewalt in ihre Hände bringen wollten. Der Abentheurer entging dem Pfahl, der ihn erwartete, durch eine heimliche Flucht, und ſeine Pläne wurden in Vergeſſenheit begraben. Zoraide büßte mit dem Leben an demſelben Tage, als der Reis-Effendi, und dies war der Grund, wes-

weshalb ſie im Munde des Volkes zuſammen genannt wurden, obgleich ſie nie im Leben etwas mit einander gemein gehabt hatten. So gleichgültig mich dieſe mir mitgetheilten Aufklärungen vor einigen Monaten gefunden hätten, ſo lebhaft erregten ſie jetzt mein Intereſſe. Der Effendi hatte die Strafe früherer Verbrechen gelitten, und Irene konnte noch leben. Die doppelte Blutſchuld war demnach — freilich ohne mein Verdienſt — durch eine höchſt unerwartete Veränderung der Begebenheiten von meiner Seele abgewälzt. Ich ſollte indeß dennoch meine Strafe empfangen. Die ſorgfältigſten Forſchungen nach Irenen blieben fruchtlos. Ich ließ in Scios alle Documente, ihre Geburt betreffend, in Abſchrift nehmen. Ihr Vater war Schiffskapitän im Dienſt der raguſaniſchen Republik geweſen, und bei einem Gefecht gegen die Tuneſen geblieben, bei welcher Gelegenheit Irene, mit ihrer Mutter nach Raguſa ſchiffend, geraubt und nach Tunis gebracht wurde. Als dieſe geſtorben, ward die aufblühende Tochter an einen Sclavenhändler verkauft, der ſie nach Conſtantinopel brachte. Um die Blüthe des Lebens, das Glück der Liebe, durch meine Schuld betrogen, kehrte ich düſter und verſtörten Gemüthes nach Deutſchland zurück, und ließ mich in meiner Vaterſtadt nieder, in der ich nun alt und grau geworden bin.

„Dieß iſt — ſchloß Rupert — die Geſchichte meines Lebens. Irene, die unſerer Sprache nicht mächtig iſt, wird es gern ſehen, wenn ich Euch, meine Freunde, nur noch mit wenig Worten ihr Schickſal mittheile!“ —

Die ſchöne Frau nickte beifällig, und der Legationsrath erzählte weiter.

„Irene hatte kaum das Feuer in Pera ausbrechen ſehen, als ſie vermuthete, ich würde verhindert werden, zur verſprochenen Stunde unter ihrem Fenſter zu ſeyn. War ſie nur erſt dem Serail entflohen, ſo konnte ſie mich ohne Gefahr aufſuchen. Sie verſchaffte ſich eine Barke, ſtieg nebſt einer vertrauten Sclavin an der Strickleiter herab, und entkam glücklich. Da ſie mich nicht fand, auch nicht erfahren konnte, wo ich geblieben ſey, und zu gleicher Zeit die Hinrichtung des Reis-Effendi vernahm, ſo glaubte ſie ſich in Conſtantinopel nicht ſicher, und machte ſich in Geſellſchaft mehrerer griechiſchen Kaufleute auf den Weg, um an den Hof zu reiſen, in deſſen Dienſten ich geſtanden, und wo ſie mich zu finden glaubte. Hier erfuhr ſie nur, daß man mir die verlangte Entlaſſung nach Conſtantinopel geſendet habe. Ihr Zuſtand erlaubte ihr nicht, ſogleich eine ſolche Reiſe anzutreten. Aber als ſie ſich von Deiner Geburt, mein Demetri, erholt hatte, wollte die treue Seele kein Mittel unverſucht laſſen,

und

und unternahm es, mich aufzusuchen. In Ungarns Wäldern ward sie von einem fürchterlichen Ungewitter überfallen, und gezwungen im Freien zu übernachten. Am andern Morgen ward Demetri und seine Wärterin vermißt. Zigeuner, die sich in der Nacht zu ihnen gesellt, hatten das Kind geraubt, und die treue Eclarin mit fortgeführt. Hier im unwegsamen Walde, der Sprache unkundig, entfernt von menschlicher Hülfe, klagte die trostlose Mutter vergebens der tauben Natur ihr Leid. Sie mußte es endlich für ein Glück halten, als am andern Tage Reisende desselben Weges zogen, mit denen sie nach Wien reisen konnte. Hier lebte sie unter einem angenommenen Namen in einem kleinen Kreise guter Menschen."

„Demetri ward, nachdem er mehrere Jahre mit den Nomaden umher gezogen, an einen griechischen Kaufmann, Namens Staffa, verhandelt, der kinderlos war, und dem der Knabe gefallen hatte."

„Dieser gewahrte bald seine Fähigkeiten, und ließ ihn sorgsam erziehen. Der Zigeuner, der ihn gefunden haben wollte, hatte Staffa einen Siegelring eingehändigt, den der Knabe am Halse an einer Schnur getragen. Dieser und ein Lied, das ihm seine Wärterin gelehret, und das die Geschichte seiner Eltern enthielt, waren die unerwerflichen Documente, an den

nen

nen ihn ſeine Mutter in Wien, wo ſie zufälſig mit ſeinem wackern Beſchützer zuſammen kam, wieder erkannte.“ — Hier endete Ausperti, und die Freunde dankten ihm eben ſo ſehr für die Mittheilung ſeiner Begebenheiten, als ſie bekennen muſten, daß ein ſolches Wiederfinden von Vater, Mutter und Sohn zu den ſeltenſten Ereigniſſen gehöre. Man beſchloß den Tag auf die heiterſte Weiſe. Ausperti und ſeine Gattin gelobten, daß Juſtiens erſtes Kind, wäre es ein Mädchen, Irene Europa, wäre es ein Knabe, Irenäus Europäus, zur Erinnerung an das Gleichgewicht von Europa, das ſo groſſen Einfluß auf ihr Schickſal gehabt, genannt werden ſollte.

Literarische Nachrichten.

In derselben Verlagshandlung sind nun erschienen:

Kleinstädtereien, von Friedrich Laun. Zwei Bände, mit zwei Kupfern, von Opitz gezeichnet und Schwerdgeburt gestochen. 8. 1818. 2 Rthlr. 16 Gr.

Aus der Geisterwelt. Geschichten, Sagen und Dichtungen. Herausgegeben von Friedr. Baron von Fouque und Friedr. Laun. Erste und zweite Sendung. Mit zwei Kupfern, von Opitz gezeichnet, und Roßmäßler gestochen. 8. 1818. 3 thlr.

(Diese beiden Bände enthalten acht verschiedene Erzählungen von den beiden Herausgebern, Baronesse Caroline von Fouque, und Freiherrn von Miltitz.)

Der lustige Erzähler, oder Charaktergemälde und Karrikaturzeichnungen aus der Mappe eines frohsinnigen Malers. Herausgegeben von B—r. Mit einem Karrikaturblatt. Erstes Bändchen. 8. 1818. 1 Rthlr. 16 Gr.

(Das zweite Bändchen des lustigen Erzählers ꝛc. erscheint in bevorstehender Oster-Messe 1819, ebenfalls mit einem Karrikaturblatt.)

Das Leben im Lichte und im Schatten. Erzählungen von Friedrich Laun. Zwei Theile, mit einem Titelkupfer, von Opitz gezeichnet und Roßmäßler gestochen. 8. 1818. 2 Rthlr.

Silber-

Silberblüthen, von Friedrich von Sydow, Königl. Preuß. Hauptmann. Erstes Bändchen, mit einem Titelkupfer. 8. 1819. 1 Rthlr. 12 Gr.

(Dieses erste Bändchen enthält drei anziehende Novellen in Prosa, einige poetische Erzählungen und vermischte Gedichte.)

An Zeitschriften.

Die Vorzeit. Ein Journal für Geschichte, Dichtung, Kunst und Literatur des Vor- und Mittelalters. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. Erster und zweiter Band, 1817 und 1818. Jeder Band, aus drei Heften bestehend, im Umschlag, kostet 3 Rthlr. oder 5 Fl. 24 Kr. rhein. Der dritte Band, in drei Heften, befindet sich unter der Presse.

Neue allgemeine Weltbühne. Eine politisch-statistische Zeitschrift, mit Kupfern und Steindrücken. Fünfter Jahrgang, auf 1819. 12 Hefte. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Ausstellungen
in
vermischten Erzählungen
Herausgegeben
von
Karl Borromäus Freih.
von Miltitz.
(Zweites Bändchen)
Erfurt 1820.
G. A. Keyser'sche Buchhandlung.

Landes-
Bibliothek
Weimar

Inhalt.

Der Schwärmer. . . . Seite 1

Justus Krumbholz . . . — 57

Wespertina. . . . . — 133

Die Frauen von Kolmar. . — 179

Der Schwärmer.

Alſo wieder ein Mal Thier geweſen! — zürnte Almabell mit ſich ſelbſt, als er nach einer durchſchwärmten Nacht aus ſchwerem, unerquicklichen Morgenſchlummer erwachte — wieder ein Mal im tollſten Sinnenrauſche die mühſame Anſtrengung, auf dem Wege der Pflicht vorwärts zu kommen, die unſäglich ſchweren Kämpfe, aus reiner Liebe zur Tugend beſtanden, unnütz gemacht!" Trübſinnig ging er an ſein Pianoforte. „Agnus dei — las er langſam die Ueberſchrift ſeiner geſtrigen Arbeit — Sanctus. Schändliches Poſſenſpiel! — rief er, ſich vor die Stirne ſchlagend — und drei Mal ſchändlicher, daß ich, ein begabter, Gott geweihter Künſtler, dieſe Sätze dichten, noch geſtern dichten, und dann ein ſolches Bachanal darauf feiern helfen kann! O Vinci! mein geliebter Freund,

nur dir verzeihe ich es; daß du dein Geburtsfest so feiern, und mich dazu fordern konntest. Jeden andern, dem ich so meine sittliche Erniedrigung zuschreiben müßte, könnte ich von Herzen hassen. Armer, edler Vinci, herrlicher Dichter! Ach! daß du doch gar zu sehr unter der Tiranney glühender Leidenschaften stehst, denen dein kindliches Gemüth, dein klarer, heiterer Geist so leicht unterliegt.

Er lief, sich die nächtliche Scene vergegenwärtigend, und sich immer lauter anklagend, im Zimmer auf und nieder. „Unseliges Ankämpfen — seufzte er — gegen einen Feind, der stark von außen, in uns selbst Verräther findet; unseliges Kinderspiel, das wir mit dem Heiligsten treiben. Dem Kartenhause des Knaben gleichen unsere Entschlüsse. Der erste Gluthhauch der Luft zertrümmert das schwache Gebäude. So bauen wir, die Versuchung wirft unser Werk um; wir errichten es wieder — gleiches Loos. Immer schwächer werden die Kräfte, immer gewaltiger der Widerstand. So vergeht die Zeit, das Leben; die herrlichsten Geistesgaben versiechen in der Feuerluft der Lüste, wir stehen am Ziele, und unser Wirken war — Flickwerk aus Gutem und Schlechtem; unsere

Tugend

Tugend eine Hanswurſtjacke aus hellen und dunkeln Flecken; unſer Gemüth ein widriges Gemiſch aus Liebe zum Laſter und Sehnſucht nach der Tugend — lau, das ekelſte, was die Schrift kannte — weder warm noch kalt — ausſpeienswerth, Entſetzlich! Und die Kunſt? O wie könnte ihr heiliges Salböhl ſich in dem unreinen Gefäße erhalten! Nein! ſo darf, ſo kann, ſo ſoll es nicht bleiben. Ich will auftauchen aus dieſen Wirbeln, will mich empor arbeiten, und ſollte ich das Auge ausreißen, und die Hand abhauen, die mich ärgert!“ Der eintretende Bediente unterbrach ſein Selbſtgeſpräch. „Sie möchten wohl, ehe ſie aufs Chor gehen, erſt nach dem jungen Grafen Vinci ſehen. Er iſt dieſe Nacht, nach beendigtem Bankett, aus dem Hotel, ſeiner Sinne nicht mächtig, herunter auf die Straße gewankt; an der freien Luft iſt ihm der viele heiße Wein gar zu Kopfe geſtiegen. In der lauen Mondnacht hat er noch mit der jungen Dame, die er führte, einen Spaziergang auf den Salvatorfelſen im Parke machen wollen. Oben hat ihn der Schwindel ergriffen, und er iſt über die ſteilen Wände herabgeſtürzt. Das menſchenfreundliche Frauenzimmer

zimmer hat zum Glück noch ein Paar Leute herbei gerufen, und man hat den Grafen aufgehoben. Heute aber ist er sehr schlecht und wenig Hoffnung da.“

Almabell wußte nicht, ob er vor Schaam über die Kenntniß seines Bedientens jener nächtlichen Orgyen, oder vor Wehmuth über das Unglück seines Freundes vergehen sollte. Schnell kleidete er sich an, und eilte hinüber.

Vinci's Garten duftete und glänzte aufs Lieblichste von dem orientalischen Blumen- und Blüthenschmelz, den der reiche, phantastische Jüngling darin aufgehäuft. Die Sonne lag heiß auf den breiten Palmen- und Pisangblättern, das indische Blumenrohr, die abentheuerliche Tigridie glühten im Purpur ihrer weit geöffneten Kelche. Lilien, Tubeerosen und Hemerocallis sandten balsamische Duftwellen dem Eilenden entgegen. Desto widriger berührte Almabells Sinne beim Eintreten in das Gebäude der starke Geruch des Moschus und allerhand spirituöser Essenzen, die man bei schwer Kranken anzuwenden pflegt. Vinci's Mohrenknabe trat ihm entgegen. „Wie geht's, Sambat, mit dem Grafen?“ frug er hastig den Weinenden. „O schlecht, schlecht geht's mit ihm! — schluchzte

ſchluchzte der Afrikaner. — Böſe Nacht, böſer Tag! Wilde Angſt, heiße Schmerzen!“

„Iſt Jemand bei ihm?“

Der Schwarze ſchüttelte ſtumm das Haupt.

„Nun denn öffne leiſe die Hinterthür des Schlafzimmers, und laß mich ein.

„Behüte! — erwiederte Sambar — du würdeſt ſtören.“

„Ich? Vinci ſtören? Wenn er allein iſt?

„Nicht ganz allein. Böſer Gaſt bei ihm.

„Nun wer? Sprich!“

„Tod iſt da. Sitzt auf kalter Stirn, auf gelben Wangen, ſchaut aus ſtieren Augen, ruft ins Ohr „mußt ſterben!“

Almabell ſchauderte.

„Armer, lieber Graf — fuhr Sambar fort — hat große Angſt, möchte gern leben, bittet klugen Arzt. Der zuckt Achſeln, ſagt zu mir: Sambar, Graf kann todt ſeyn heut' Abend. Laß niemand ſtören!“

„Mohr! — rief Almabell mit hervorſtürzenden Thränen — du kannſt meine Seele vor Verzweiflung retten, wenn du mich ihn ſehen läſſeſt. Sieh, ich biete dir kein Gold: aber — er warf ſich aufs Knie — beim Geiſte deiner Väter beſchwöre ich dich, laß mich meinen Freund ſehen!“

Sambar

Sambar besann sich. „Nun wohl — flüsterte er — sehen, aber nicht sprechen!“ Er führte ihn durch die verborgene Thür ins Schlafzimmer. Die großen grünseidenen Vorhänge machten es möglich, sich unbemerkt dem Lager zu nähern. Jetzt warf er einen Blick durch die Falten. Gott, welch ein Schauspiel bot sich seinem Auge dar! Der jugendlich schöne Vinci lag bleich, von der Farbe des Todes übergossen, die edlen Züge vom entsetzlichen Sturze verschwollen, mit schwarzem Blute unterlaufen. Die reiche Lockenfülle hatte dem Scheermesser weichen müssen, weil die Wundärzte die Operation wagen wollten.

Das seelenvolle Auge stand halb gebrochen und stier nach oben gerichtet.

Almabell konnte den Herz-zerreißenden Anblick nicht ertragen; er verließ das Zimmer, und eilte in den Garten. Indem er die lange hochgewölbte Gallerie durchstrich, die, ein ungeheures Treibhaus, mit Gewächsen aller fremden Zonen angefüllt war, die hier hinter den schiefliegenden Glasflächen der kolossalen Fenster das Klima ihres Vaterlandes wieder fanden, erblickte er am Ende der Straße einen Volkshaufen. Die Menge verlief

lief ſich, und Almabell ward an dem Pfeiler eines Pallaſtes einen bunten weit leuchtenden Anſchlagzettel gewahr. „Da wird nun — ſagte er zu ſich ſelbſt — dem ſchauluſtigen Publikum wieder irgend eine köſtliche Luſtbarkeit verſprochen, und ſicher eilt die ganze Stadt hin, tobt, jubelt, lärmt, vergißt im tollſten Freudenrauſche ſein Dieſſeits und Jenſeits, keine andere Pflicht ahnend, als die, den Sinnen heut' ganz und gar den Zügel ſchießen zu laſſen. Auch die Natur feiert den herrlichen Sommertag, alle Kelche erſchließen ſich, Bienen ſummen, bunte Schmetterlinge küſſen den heißen, vollen Buſen der Roſe. Alles ſchwelgt im Vollgenuſſe der Lebensfülle — und hier in dieſem dunkel verſchatteten Zimmer liegt einſam im bewußtloſen Hinbrüten ein Sterbender! Tiefe Stille herrſcht, unhörbar umwandelt der Todesengel das verödete Lager!“

Immer trüber ward ſein Sinnen, immer lebhafter trat die ernſte letzte Stunde vor ſein inneres Auge, immer tiefer wich alle irdiſche Luſt vor dem geiſtig Erhabenen zurück, auf das er ſeine Gedanken richtete; immer heißer ſchämte er ſich ſeines Fehltrittes, und ſchwur, daß es ſein letzter geweſen

ſeyn

seyn solle: da unterbrach der Stundenschlag, der ihn auf das Chor des Domes rief, wo das Orchester seiner Anführung wartete, jene Stimmung. Es war ihm nicht unlieb, daß eine, vor einigen Tagen angenommene Einladung ihn in das Haus eines angesehenen und geistvollen Mannes nach geendigter Kirche rief. Er bedurfte heute des Reizes der Gesellschaft und der Freuden der Tafel, um auf Augenblicke das traurige Loos seines geliebten Vinci's zu vergessen.

Die Gesellschaft war zahlreich, gewählt, und durch einige geistvolle und liebenswürdige Frauen, wie eine werthvolle Krone durch einige blitzende Juwelen von seltenem Feuer geschmückt. Nachdem mit wahrer Theilnahme des unglücklichen, allgemein geliebten Vinci's Erwähnung geschehen, schlug der kunstliebende Wirth vor, den Uebergang vom Schmerze über den wahrscheinlichen Verlust dieses genialen Dichters, den Glück und Verdienst im seltenen Wettstreite begünstiget hatten, zur Heiterkeit, durch den Vortrag seiner schönsten Gedichte, zu machen. Monima, die reizende Gattin des Wirthes, legte ein Heft Gesänge, deren Texte von Vinci, die Melodien von Almabell waren, auf das Pianoforte. „Nicht wahr,

Lieber

Lieber — frug sie den Gemahl — so wird deine Absicht am besten erfüllt? Aber wo ist Destra?" Der Kreis theilte sich, und eine Jungfrau trat hervor, so überirdisch schön, daß alle die andern lieblichen Gestalten in ihrer leuchtenden Nähe nur zu Sonnenflecken wurden. Almabells Auge ruhte, Alles um sich her vergessend, auf diesem Gebilde von Jenseits. Mit bedeutendem Lächeln erinnerte ihn Monima an die Gegenwart, und bat ihn, am Instrumente Platz zu nehmen. Die beiden Frauen trugen die herrliche Komposition so makellos vor, und vorzüglich accentuirte Destra die seelenvollen Worte so beweglich, daß Almabell Mühe hatte, die süße Rührung, in die ihn seine eigene Arbeit versetzte, zu verbergen. „Welche herrliche Zusammenwirkung zweier Künste!" sagte Monima, als man geendet hatte. „Ach, und welche Seligkeit! — seufzte Destra süß klagend — solche Klänge aus sich heraus rufen zu können. Gewiß, die Künstler allein sind wahre Lieblinge des Himmels! Wohl möchte ich den Geweihten kennen, der diese Melodien dichtete." Monima stellte ihr Almabell als den Kapellmeister am Dome und den Komponisten jener Gesänge vor.

Eine

Eine blasse Röthe überflog Desira's Engelsbildung. „Ich nehme meine Worte nicht zurück — sagte sie leise, aber fest — auch gönne ich Ihnen die himmlische Gabe; aber glücklich muß ich den Künstler dennoch preisen vor allen andern Menschen der Erde!“

„O wie irren Sie! — seufzte Almabell. Ja, wenn der Künstler nicht auch Mensch wäre, nicht auch von Leidenschaften gefoltert, zerrissen — er setzte es leiser hinzu — ernies drigt würde.“

„Ei, ei, lieber Almabell — fiel wohlwollend der Wirth ein. Zwingen Sie uns doch in dem Künstler keinen gewöhnlichen Menschen auf, da wir nun ein Mal blos den verkörperten Genius in ihm sehen wollen!“

„Ich meiner Seits — rief ein Offizier in ausländischer Uniform — bin der Ueberzeugung, daß nur ein unbegreifliches und gänzliches Mißverstehen seiner selbst den Künstler veranlassen kann, sich außer der Gewalt der Leidenschaften zu wünschen.“

Der sonderbar harte und doch nicht beleidigende Ton dieses, gleichsam aus tiefster Brust entflohenen Ausrufs heftete Almabells Augen auf den Sprecher. Es war ein bildschöner,

ſchöner, hoch ſchlanker, kräftiger Mann, unverkennbar Deſira's älterer Bruder. Dieſe Wahrnehmung beſtimmte Almabell, eine mehr als gewöhnliche Milde in ſeine Antwort zu legen. „Sie ſcheinen Paradoxen zu lieben, mein Herr!“ ſagte er mit freundlichem Lächeln.

„Iſt mein Satz ein Paradoxon — nahm der Soldat das Wort — ſo iſt der Ihrige eine Hyperbel.“

„Den Beweis Ihrer Behauptung?“ frug Almabell.

„Bleibe ich Ihnen nicht ſchuldig!“ erwiederte Jener.

Des Wirthes Bitte, ſich ins Tafelzimmer zu verfügen, unterbrach ein Geſpräch, das den Keim einer zu großen Lebhaftigkeit in ſich trug. Die Frau vom Hauſe, der es geglückt war, am heutigen Tage keinen einzigen ganz flachen Menſchen aufnehmen zu müſſen, verſprach ſich eine beſonders günſtige Wirkung für die Unterhaltung von ihrem Einfall, durchs Loos die Weiſe beſtimmen zu laſſen, in der ihre Gäſte Platz nehmen ſollten. Die Geſellſchaft nahte mit komiſcher Feierlichkeit zwei verdeckten Gefäßen, die dieſelben Nummern in ſich faßten,

und

und aus deren einem die Männer, aus dem anderen die Frauen ihr Schicksal zogen. Schon waren mehrere ergötzliche Spiele des Zufalls beklatscht worden; da näherte sich Desira der verhängnißvollen Urne; sie zog, entfaltete das Papier, und las „Nro. 6.“.

„Gilt nicht! — rief scherzhaft verdrießlich Temerary, so hieß der Soldat, indem er seine Nummer in die Höhe hielt — ich kann unmöglich bei meiner Schwester sitzen!“ Man schlug allerhand Auspege vor, die aber von denjenigen Männern, die noch nicht gezogen hatten, und neben der schönen Desira zu sitzen hoffen konnten, ausgeschlagen wurden. „Nun denn — nahm die Wirthin das Wort — so soll aufs Neue der Zufall entscheiden. Derjenige sitze neben meiner Freundin, der des Nummero Neun, also die umgekehrte Sechs hat. Ist's so recht?“

Alles willigte ein. Man hielt Umfrage; und Almabell war der Glückliche, der sich mit Nummero Neun zum Eintritte ins Elysium — so dünkt es ihm — legitimiren konnte.

Er verwechselte sein Billet mit Temerary, indem er lächelnd sagte: „So nahen wir uns doch ein Mal einander friedlich.“

„Hm!

„Hm! — erwiederte der Kriegsmann in seiner gewohnten Manier — ich behalte mir bei dem Frieden geheime Artikel vor, um den Krieg wieder anfangen zu können.“

„Nun denn — versetzte Almabell — und ich nehme den hingeworfenen Fehde-Handschuh auf.“

Während der Tafel hatte er Gelegenheit, sich zu seinem Entzücken zu überzeugen, daß Desira's schöne Gestalt von einem noch weit herrlicheren Geiste bewohnt werde. Ohne Rückhalt gab er sich der unbeschreiblich reizenden Anziehung hin, die aus des Mädchens Augen ihm entgegen strömte, und seine Bewunderung stieg zur stillen Wonne, als er in ihrem Benehmen die Spuren eines erwachenden Antheils an ihm erkennen mußte. Indessen hatte der feurige Temerary seine schwarzen blitzenden Augen oft genug auf den Beiden ruhen lassen, und rief jetzt ironisch, indem er das Glas erhob und Almabell ansah: „Die Leidenschaftlosen!“

Dieser fühlte wohl, daß es der Boshafte darauf anlege, ihn in Widerspruch mit sich selbst zu verwickeln; dennoch ergriff er sein Glas, und that Bescheid.

Der Soldat lächelte bitter, als habe er eine ſolche Inconſequenz erwartet. Der Wirth vom Hauſe aber, vorausſehend, daß die Entwickelung von Almabells Sätzen leicht Gegenſtände berühren dürfte, davon vor Frauen nicht geſprochen werden konnte, bat den Künſtler, der ſich eben zum Sprechen anſchickte, damit bis nach der Tafel Anſtand zu nehmen, wo er dann deſto ſtrengere Beurtheiler finden ſolle.

Die Männer ließen ſich das gefallen, und man gab ſich einer heitern Stimmung hin, an der auch die liebenswürdigen Frauen Theil nehmen konnten. Allein kaum war der Nachtiſch aufgetragen, kaum hatte das ſchwächere Geſchlecht dem ſtärkern freies Feld zum Streiten gegeben: ſo forderte Temerary auch Almabell auf, die ſchuldige Erklärung beizubringen. Dieſer ließ ſich nicht lange bitten.

„Ich habe nie behaupten wollen — hob er ruhig an — daß Gefühlloſigkeit den Künſtler glücklich mache, wohl aber Leidenſchaftloſigkeit. Dies Letztere behaupte ich noch jetzt; und wer ſich in die Lage eines ſolchen, für ſinnliche Regungen ſehr empfänglichen Künſtlers denken kann, wird mir Recht

geben

geben müssen. Wenn ihm heute ein herrliches Werk gelungen ist, das er für den edelsten Zweck, zur Verherrlichung des Höchsten, zu Ausschmückung seiner Tempel unternommen; wenn er in einem Christuskopfe die Züge der reinsten Menschenliebe und Duldung bildete; in einem Lobgesange auf die göttliche Mutter die reinste jungfräuliche Tugend besang; wenn er auf den Tod eines herrlichen Menschen eine Seelenmesse schrieb, deren Schmerzenstöne aus allen Augen Thränen preßten; wenn jeder Zuhörer und Anschauer den Künstler selig pries, der solche Gestalten, solche Worte, solche Klänge in sich nährte, und er nun selbst hofft, sich während der Arbeit sittlich geläutert zu haben — o! so bedarf es an demselben Tage nur einer starken Versuchung von außen, und wir finden den Maler der Liebe gegen seine nächsten Umgebungen bitter, herzlos; den Sänger der reinsten Keuschheit in der Gesellschaft leichtfertiger Dirnen; den Tonsetzer jenes gewaltigen „Dies irae", das alles Irdische zu verbrennen drohte, unter Trunkenbolden am schwelgerischen Mahle, auf nichts Höheres bedacht, als seinen Gaumen zu kitzeln."

„Von was für Künstlern aber sprechen Sie, liebster Almabell — fiel der Wirth ein. Wäre es denn möglich?“

„Verehrter Freund! — entgegnete dieser — ich zeichne wahrlich nicht zu stark. O wie Mancher, der heute als der Schöpfer eines vollendeten Kunstwerkes gepriesen ward, der weinte noch gestern seine Wehrlosigkeit gegen die Anfälle einer empörten Sinnlichkeit!“

„Ohne diese — fiel Temerary lebhaft ein — ja ohne einen reichlichen Antheil derselben kann ich mir einen tüchtigen Menschen an Leib und Seele so wenig denken, als ein schönes Gemälde ohne Licht und Schatten. Kontraste sind moralisch so nöthig als physisch, um die Schönheit hervor zu heben. Der Künstler kann der Leidenschaften gar nicht entbehren; denn wie soll er ihr Getriebe schildern, wenn er ihre Sprache nicht versteht? Und dann, gehören denn die ausgesuchtesten sinnlichsten Genüsse nicht gerade unter die erlaubtesten?“

„Die erste Hälfte Ihres Satzes — versetzte Almabell — läugne ich ganz und gar. Welch zerrüttetes Gemüth müßte das des Künstlers seyn, wenn er jeden Affekt, den er schildert, empfunden haben sollte? Nein,

so

ſo wie des unbewegten Meeres klare Fläche bald den azurnen Himmel, bald den Ausbruch des Vulkanes, bald die das Firmament verhüllenden Donnerwolken und ihre zackigen Blitze abſpiegelt, ohne ſelbſt von dieſen Kämpfen durchwühlt zu werden — eben ſo des Künſtlers Seele. Was jene ſchuldloſe Süßigkeit ſinnlicher Genüſſe betrifft, ſo kann dies nur für die höhern Sinne gelten. Die andern laben Alle mit Reue.“

„Eine neue Uebertreibung — lachte Temerary ſpöttiſch. Ich wenigſtens habe manches Glas Wein getrunken, manch ſchönes Mädchen geküßt, ohne es noch jetzt einen Augenblick zu bereuen.“

„Sie ſprechen von mäßigem Genuſſe; ich ſpreche von unerſättlicher Leidenſchaftlichkeit, von wahrem Affekte, der uns blind beherrſcht. Nicht ein Glas Wein, ſondern deren mehrere, wie Sie doch auch gewiß beim Geburtsfeſt eines Freundes tranken, erzeugten Mißbehagen. Noch ſeltener blieben jene Küſſe frei von Begehrlichkeit, die Befriedigung, d. h. Zerſtörung des erwählten Gegenſtandes verlangte. Dieſe Anſicht hat mich oft betrübt, wenn ich eine junge, in allem Zauber weiblicher Reize prangende

Schönheit ihrem Verderber ausliefern sah? O gewiß, es ist die empörendste Grausamkeit, es ist wahrer Vandalismus, um eines augenblicklichen Rausches willen, der fast immer ungetheilt genossen wird, die köstliche langsam herangereifte Blüthe mit einem Male zu brechen. Allein wir genußsüchtigen Männer verfahren mit der Schönheit der Frauen, wie das Kind mit der Blume. Sie laut bewundernd, reißen wir immer ein Blättchen nach dem andern aus dem glänzenden Kelche, und können dann nicht genug erstaunen, wenn wir nach einigen Augenblicken anstatt der glühenden Blüthe, den farblosen Schaft in der Hand behalten. Und das nennen wir Liebe?!"

„Auf diese Weise — unterbrach ihn Temerary kaustisch lächelnd — hätte wohl Heloise Ursache gehabt, nach Abälard's Katastrophe viel zufriedener mit seiner Liebe zu seyn, als vorher?"

„Zweifeln Sie daran?" erwiederte Almabell.

Die Frauen, die im Garten frische Luft geschöpft hatten, traten ein, und unterbrachen das Gespräch. Während heiterer Unterhaltung nahm Monima ihren Gatten bei Seite,

Seite, um ihn über den Ausgang des Streites zu befragen: denn sie hatte befürchtet, der hitzige Temerary werde sich nicht genug beherrschen können. Ihr Gatte beruhigte sie indeß leicht, indem er ihr das Wesendlichste, so viel davon für sie paßte, mittheilte.

Beim Aufbruch nahte sich Temerary Almabell mit einem Gesichte, aus dem Spott und Bedauern in unbegreiflicher Mischung sprachen. „In wenig Wochen — sagte er eilig — ziehe ich mit meinem Regimente bei einem Karthäuserkloster vorüber; soll ich darin für Sie Quartier bestellen?“ Ehe Almabell antworten konnte, war der Soldat verschwunden, und Monima trat heran. „Wenn auch — flüsterte sie mit hohem Erröthen — manche Uebertreibung in Ihren Behauptungen lag, so haben Sie doch eine solche Zartheit des Sinnes, eine so seltene Ahnung des Ueberirdischen in der Schönheit der Frauen an den Tag gelegt, daß ich mich Ihnen im Namen meines ganzen Geschlechtes dafür verpflichtet halte. Kann ich Ihnen je nützlich seyn, so rechnen sie mit Zuverlässigkeit auf Ihre Freundin Monima.“

Die Gesellschaft zerstreute sich, und Almabell eilte nach Vinci's Wohnung, die jetzt,

beim

beim ſinkenden Abende, ſchon halb im Schatten ihrer Platanen lag. Noch immer herrſchte Grabesſtille hier; Niemand kam ihm entgegen. Mit bang klopfendem Herzen ließ er ſich auf ein Sopha im Vorſaale nieder. Ihm gegenüber wiederholte eine prächtige, reich vergoldete Stutzuhr ihre einförmigen Schläge. Die ägyptiſchen Figuren, auf denen ſie ruhte, waren mit auf die Lippen gedrücktem Finger dargeſtellt. Tiefen Ernſtes betrachtete er dies Symbol. „Ja wohl — ſeufzte er leiſe — iſt es nöthig, die leiſen Schläge der immer flüchtenden Zeit zu belauſchen, und am Tage zu wirken, damit in gewiſſenloſem Müſſiggange uns nicht die Nacht überraſche, da Niemand wirken kann. Stille — du wohlthätigſter Zuſtand, ſo für das von Begierden empörte Menſchenherz, als für den dichtenden Geiſt — wie iſt die Welt bemüht, dich aus ihren Kreiſen zu vertreiben! Wie biſt du in ihren Augen nur der unzertrennliche Gefährte der Langenweile, indeß der Beter, der Denker, der Künſtler dein Nahen ſegnet!“

Die Thür öffnete ſich, und zwei Wundärzte, hinter ihnen Sambar mit einem Käſtchen, in welchem die entſetzlichen Werkzeuge

ihres

ihres wohlthätigen Berufes funkeiten, schritten durch das Zimmer.

„Ist er todt? — fragte Almabell mit vor Bangigkeit halb erstickter Stimme — starb mein Freund unter Euren kunstgerechten Wartern?“

„Im Gegentheile — erwiederte der eine Chirurg. Der Herr Graf hat schon heute früh die Operation glücklich überstanden, und es ist Hoffnung zu seinem Emporkommen. Nur Störung und geistige Bewegung wären ihm unfehlbar tödtlich!“

Mit dankendem Blicke gen Himmel folgte ihnen Almabell. Da die Nachrichten von Vinci's Befinden mehrere Tage dieselben blieben, und die Aerzte von der kräftigen Natur des Kranken Alles erwarten zu können glaubten, so nahm Almabell die erhaltene Einladung eines ihm befreundeten Prälaten, einige Zeit in dem schön gelegenen Kloster zuzubringen, und für das dortige Chor ein Requiem zu schreiben, mit Freuden an. Er reiste ab, und näherte sich nach wenig Tagen der herrlichen Gebirgsgegend, die das Ziel seiner Reise war. Kloster Engelbrunn lag auf einem Felsen, der, rings von dichter Tannenwaldung umgeben, in basaltischen

Formen

Formen aus einem üppig grünenden Wiesenthale emporſtieg, und nur hinterwärts durch einen ſteilen, ſchmalen Steinrücken mit der Außenwelt und den übrigen reichen Beſitzungen des Prälaten zuſammenhing. Eben läutete man zum Angelus, als Almabell in das vom Waſſernebel und Waldhauche balſamiſch durchduftete Thal hinab fuhr. In einer Mühle fand er den Boten, der, mit ſeinem wenigen Gepäcke beladen, ihn den Rufpfad hinauf zu führen beſtimmt war. Der Wagen ward zurückgeſandt.

Längſt hatte er gewünſcht, aus ſeinem, bisweilen doch auch geräuſchvollen Leben heraus, in die Stille eines ländlichen Aufenthaltes flüchten zu können. Der Prälat, ihm ſchon länger bekannt, war ein würdiger Geiſtlicher, der einen Theil der reichen Kloſtereinkünfte zu Errichtung eines tüchtigen Sängerchores verwendet hatte. Alles ſchien ſich hier zur Erfüllung ſeiner Wünſche zu vereinigen, und die tiefe Stille des prachtvollen gothiſchen Baues, die hallenden Kreuzgänge, das myſtiſche Halbdunkel, durch das bisweilen eine unhörbar wandelnde ſchwarze Mönchsgeſtalt hinſchritt, gaben ſeiner Phan-

taſie

thäte einen wohlthätigen Schwung. Er flieg nach der Kirche hinab, und beſchloß dort den Abt zu erwarten. Nächſt den Ordensgeiſtlichen waren noch einige Landleute beiderlei Geſchlechts zugegen. Hier fand er Gelegenheit, das den Tonkünſtlern ſchon bekannte Phänomen aufs Neue zu beobachten. Der vorm Hochaltare knieende Prieſter las nämlich mit lauter Stimme ein Gebet vor, deſſen einzelne Sätze jedes Mal von den Anweſenden nachgeſprochen wurden. Obgleich nun hierbei an keine Melodie zu denken war, ſo bildete ſich doch durch die natürliche Verſchiedenheit der Stimmen ein reines harmoniſches Verhältniß der verſchiedenen Stimmlaute, und ein geübtes Ohr vernahm deutlich Grundton, Terz und deſſen Quinte. Dies wohlklingende, melancholiſche Geſumme brachte bei der eben verſinkenden Abendſonne einen unbeſchreiblich ſüßen, wehmüthigen Eindruck hervor. Mit Rieſengewalt verdrängte die erhabene Gegenwart die Bilder einer unlautern Vergangenheit; er vergaß ſeines frühern Lebens, und glaubte die Tugenden dieſes Ortes, Reſignation, Demuth und Ruhe der Empfindung, nun ſchon in ſein eigenes Weſen übergegangen.

Das

Das Gebet war zu Ende, der Abt, der, ihn erkannt hatte, bewillkommte ihn aufs Freundſchaftlichſte, geleitete ihn nach der ihm beſtimmten Zelle, und ſtellte es ihm frei, täglich, entweder allein, oder im Refektorio, in Geſellſchaft der andern Brüder zu ſpeiſen; wobei er ſich aber freilich an gewiſſen Tagen dem Geſetze des Stillſchweigens unterwerfen müſſe. Almabell zog das Letztere vor, und dankte aufs Herzlichſte dem Abte für die freundliche Einrichtung der Zelle, die einer herrlichen Ausſicht ins Gebirg genoß, und in der ſich ein gutes Inſtrument, eine gewählte Büchersammlung und mehrere treffliche alte Bilder befanden.

Almabell begann nun — nach einigen mit dem Singchore gehaltenen Proben, die ihn entzückten — ſogleich die aufgetragenen Kompoſitionen. Hier in dieſer tiefen ungeſtörten Stille die Zeit im buchſtäblichſten Sinne zwiſchen Gebet, Arbeit und kurzer Erholung im Kloſtergarten theilend, ging ihm ein reineres Daſeyn auf, und ſein Geiſt erhob ſich zu einer Höhe, die zu erreichen er ſich nie fähig geglaubt hätte. Der ſelige Zuſtand der Künſtlerbegeiſterung ſchien für ihn an keine Stunde mehr gefeſſelt zu ſeyn;

was er hervorbrachte, trug den unverkennbaren Stempel des Genius. Die tiefſinnigſten Probleme ſeiner Kunſt löſten ſich ihm leicht und auf eine ſchöne Weiſe. Ihm gelangen Sätze, die eben ſo ſehr durch die Süßigkeit der Melodie bezauberten, als durch die kunſtreichſte Ausführung den Kenner in Erſtaunen ſetzten. Er ward es mit demüthiger Wonne gewahr, daß der Geiſt Gottes über ſeinem Thun ſchwebe, und verdoppelte ſeine Bemühungen, ihm in ſeiner Seele eine reine Stätte zu bereiten. Sein Zuſtand ſchien ihm ein Vorſchmack jenſeitiger Seligkeit; er dachte mit Schauder an den Ablauf ſeines Urlaubes, der ihn wieder in die Welt zurückſchleudern ſollte, und mit Verbrechensangſt fragte er ſich: wie außerhalb dieſer Mauern, von denen jede Verſuchung fern blieb, ſeine Tugend ſich bewähren würde? Das quälende dieſer Ueberlegungen ward durch eine erſchütternde Nachricht geſteigert, die er in dieſen Tagen der Angſt erhielt. Sein geliebter Vinci — ſo meldete der Arzt auf des ganz Geneſenen, aber nach einer fernen Heilquelle geſandten ausdrücklichen Befehl — hatte die Trepanation glücklich überſtanden, blühte in neuer Lebenskraft ſchon ſeit einigen

Wunden: allein — seine Dichtergabe war entflohen. Mit Thränen — schrieb der gefühlvolle, treffliche Arzt — habe er diese Erscheinung bemerkt, die übrigens bei so schweren Gehirnverletzungen gar nicht zu den seltenen gehöre. Vinci habe nicht nur mit seinem Talente zugleich die völlige Erinnerung an den ehemaligen Besitz desselben verloren, sondern er zweifle sogar, daß die von ihm bekannten dichterischen Meisterwerke seine Arbeit seyen. Ja seine Scheu vor Allem — wie er sich ausdrückte — nutzlos Poetischen sey so groß, daß er seinen herrlichen Garten wolle zerstören, und in weitläuftige Obst- und Gemüse-Plantagen umformen lassen. Er selbst sey entschlossen, bei seiner Rückkehr aus dem Bade um eine Anstellung bei der fürstlichen Kammer sich zu bemühen. Almabella erinnere er sich mit Theilnahme, aber ohne Spur ehemaliger Innigkeit.

Hier endigte der Bericht des Arztes. Almabell war wie vom Donner gerühret. Entsetzen vor dem grausenvollen Gerichte, das über Vinci ergangen war, die innigste Trauer um den Verlornen, der tiefste Abscheu vor einer Lebensweise, die zu solchem

Ende

Ende hatte führen können, durchſtürmten wechſelsweiſe ſein Gemüth. Er hielt ſich aufrecht; aber was in ſeiner Seele vorgegangen ſeyn mochte, gab ſich durch eine ſo übermäßige Strenge der Lebensweiſe kund, daß er derſelben zu erliegen drohte. Im Kloſter hielt man ihn für geiſteskrank. Ob er es wirklich war, davon mögen die Leſer am Schluſſe der Geſchichte urtheilen. Der Abt überlegte, wie er ſeinen jungen Freund zu einer zweckmäßigeren Milde gegen ſich ſelbſt zurückführen könne, als dieſer eines Morgens zu ihm eintrat, und ihm ankündigte, ſein Urlaub ſey zu Ende, und er verbunden, nach der Reſidenz zurück zu kehren; allein er wünſche ſich nicht mehr von hier zu entfernen, und bitte den Abt, ihn als Novizen aufzunehmen.

„Mit nichten! — entgegnete der ernſte Menſchenkenner. Dein Zuſtand, geliebter Sohn, iſt leidenſchaftlich, Affekt, folglich ſeiner Natur nach vorübergehend; dein Alter nicht das der Kontemplation. Dazu verbieten mir die Landesgeſetze, die Zahl der Novizen zu überſchreiten. Hat der hieſige Aufenthalt dein Herz gereiniget, deinen Geiſt erhoben; hat dich die erhaltene Nachricht heilſam

heilsam erschüttert: so tritt, vertrauensvoller als je, in die Welt zurück. Fliehe die Gesellschaft; aber tritt sie dir in den Weg: so sey besonnen und gerüstet. Welche Tugend wäre es, die keinen Kampf bestünde?"

„Aber welche Tugend ist's — fiel Amadeli bitter ein — die jeden Abend über die gebrochenen Vorsätze weint, die sie am Morgen faßte?"

„Wandel ohne Fehl — entgegnete der Abt — ist dem Menschen nicht beschieden. Strebe vorwärts, strauchle, falle; aber erhebe dich wieder, und gedenke der Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut."

„O Gott! und diese heilige Ruhe der Seele, dieses offenbar vom Himmel gesegnete Wirken in meinem Berufe sollte ich, Aelteliche wie der unglückliche Vinci, aufs Spiel setzen? Seht, ich bekenne es frei, mein Frieden ist in diese Mauern gebannt. Weht mich der Sturmhauch der Sinnlichkeit wieder an, so welke ich vor ihm zusammen, wie die Blume am Mittagsstrahle. Rümpfet nicht die Stirn, Ehrwürdiger! Ich weiß, zu welcher Erbärmlichkeit ich meine Tugend herabwürdige. Aber ist denn sie, die immer bewacht

bewacht werden muß, dennoch nicht heilbrin-
gender, als der tolle Sinnenrauſch, der dem
Abgrunde mit beſchleunigten Schritten ent-
gegenwankt? Kein Drittes gibt es für
mich!“

„Sohn! — ſagte der Prälat — dir iſt
weibliche Pflege, die ſanfte Hand der Liebe
von Nöthen. Warum thuſt du nicht, was
die Schrift Kranken deiner Art empfiehlt;
warum ſuchſt du dir keine Gefährtin?“

„Das einzige weibliche Weſen — erwie-
derte Almabell — das mir je den Wunſch
einflößte, mein Daſeyn an das ſeinige zu
ketten, und von mir unausſprechlich geliebt
wird, iſt — Himmel! du weißt, ich läſtere
nicht — von ſo madonnengleicher Schönheit,
daß mich vor dem Gedanken einer ſinnlichen
Annäherung wie vor Gottes-Raub ſchaudert.
Schon die bloße Vorſtellung martert mich,
daß dieſe Blume je gebrochen werden ſoll,
und ich ertrage den Gedanken nicht, daß ich,
von wilder Begierlichkeit getrieben, Deſira,
deiner göttlichen Schönheit nahen, dich zur
Dienerin gemeiner Luſt erniedrigen ſollte ....“

„Jüngling! — fiel ihm der Abt ins
Wort — du erniedrigeſt weder dich noch

deinen

deinen Mitmenſchen, wenn du nach des Schöpfers heiligem Geſetze —"

„Endet nicht — unterbrach Almabella. Ich weiß Alles, was ihr ſagen wollt; genug, für mich gilt dieſer Freibrief nicht. Ich würde Sünde thun; und wer etwas für unrecht hält, und doch thut, der iſt ein ſchwerer Verbrecher. Dennoch iſt ſie es, der mein innigſtes Lieben gehört. Ha! — er faßte ſchnell des Abtes Hand — da zuckt ein Lichtſtrahl durch meine Seele; o! nehmt Eure ganze Weisheit zuſammen, und antwortet mir beſtimmt. Setzt den Fall, Deſtrà willigte ein, die Meinige zu werden, wir würden vor Gottes Augen verbunden, vom geweihten Prieſter als Gatten zuſammen gegeben — könnten wir nicht dennoch als Bruder und Schweſter zuſammen leben?"

Der kluge Prälat ſah wohl, was für eine Art von Exaltation ihm hier begegnete, und begriff, daß es ein äußerſt zartes, tief erſchüttertes Gemüth zu beruhigen, einen ſeltenen Künſtler der Welt zu erhalten gäbe. War dies nur erſt bewirkt, ſo könnte er der Gewalt der Liebe und Natur alles Uebrige anheim ſtellen. „Wenn du ſicher biſt —

ſprach

ſprach er zu ihm — in Deſira's Bruſt keine Wünſche unbefriediget zu laſſen; wenn du dieſem Opfer einen Gott wohlgefälligen Zweck unterzulegen vermagſt: ſo darfſt du, glaube ich, ein ſolches Bündniß ſchlieſſen. Aber hüte dich, daß du über dem Geſchöpfe nicht den Schöpfer vergeſſeſt! Hüte dich, in abgöttiſche Verehrung von Deſira's Schönheit zu verfallen. Dann würde deine Liebe dem Herrn ein Greuel."

Almabell erhob ſich beruhigt. „In Deſira's jungfräulicher Bruſt — ſagte er zuverſichtlich — lebt kein irdiſcher Wunſch, wenn ich keinen aufrege. Vor Götzendienſt bewahrt mich ihr frommer Sinn."

„Noch eins — erinnerte der Abt — du verzichteſt auf die reinſte menſchliche Glückſeligkeit, Kinder zu erziehen, die Deſira gleichen?"

„Aber die reinſte Liebe — rief Almabell ekſtatiſch — begeiſtert mich dafür zu unzähligen Gott geweihten Dichtungen, in denen mein und Deſira's Geiſt niedergelegt iſt. Kinder können mißrathen, und dann ſind ſie eine ſpäte Verunglimpfung ſchuldloſer Aeltern. Jene Geiſteskinder werden noch lange, wenn ich und ſie längſt dieſe Erde

verlaſſen haben, rühmende Zeugen unſerer Liebe ſeyn!“ Er umarmte feurig den Abt, und floh durch den Garten.

„Jüngling! — ſagte der Prälat leiſe vor ſich hin — wenn es dir Ernſt damit iſt; wenn du kein gotteslästerliches Spiel treibſt — und dazu iſt deine Seele zu fromm — ſo biſt du ein ſeltner Märtyrer der Tugend und der Kunſt!“

Almabell hatte nach dreimonatlichem Aufenthalte das Kloſter verlaſſen, ohne ſeit dieſer Unterredung mit ſeinem Freunde wieder über jenen Gegenſtand geſprochen zu haben. Er kehrte in die Reſidenz zurück, wo ihn für die erſten Tage überhäufte Berufsgeſchäfte erwarteten. Vinci — ſo erfuhr er — ſollte noch ſo bald nicht zurück kommen. Sein erſter Gang war nach des Grafen Wohnung, um zu ſehen, ob der Arzt nicht übertrieben habe. Aber was glich ſeinem Erſtaunen, als er hundert Arbeiter geſchäftig fand, die dikken Platanen zu fällen, die Cytiſusgebüſche zu lichten, und in lange Furchen da Obſtbäume und Küchengewächſe zu legen, wo ſonſt Anemone und Ranunkel geglüht, Lilien und Roſen geduftet hatten. Ein ſchmerzlicher Seufzer drängte ſich in ihm empor:

Er

Er trat in das Gebäude, von deſſen Flur eine rauhe Stimme tönte. Sambar hatte weinend einen kleinen bunten Papagey in ſeinen Buſen geſchoben, und hielt einen größern grauen einem dicken Manne von plumpem Anſehen und Sprache entgegen. „O Herr! — redete der Mohr Almabellen an — ſeit armer Graf geſund iſt, macht er nur tolles Zeug. Sieh nur, Garten wird verwüſtet, Blumen und Papageyen verkauft an dicke Menſchen, die viel Gold haben. Jocko ſoll zehn Dukaten koſten; der Dicke aber will nur ſechs geben. Soll ich denn nun meinen Landsmann unterm Preiße verkaufen? Er ſoll hier den grauen Amerikaner nehmen, der gilt nur ſechs Dukaten.“

„Ich will aber den bunten — ſagte der dicke Mann — und ich dächte, für ſo eine kleine Beſtie wäre mein Gebot räſonabel. Für das Geld bekomme ich ja wahrlich einen ganzen Transport geräucherter Gänſe, die zehn Mal ſo groß ſind.“

Der Aufſeher der Verſteigerung trat hinzu, und erinnerte Sambar, daß der Graf darauf dringe, die Vögel los zu ſeyn, und man folglich die Saiten nicht zu hoch ſpannen müſſe.

„Hier ſind zehn Dukaten — ſagte Almabell, die Börſe ziehend. Jocko iſt mein; und Dir, Sambar, mache ich ein Geſchenk damit.“

Der entzückte Schwarze küßte bald ſeinen gefiederten Landsmann, bald Almabells Hand.

Hoho! — ſagte der dicke Mann mit verächtlichem Seitenblicke — ich bin fürſtlicher Kammerrath; wer iſt denn der Herr da, der mir meinen Handel verdirbt? Gewiß auch ſo eine empfindſame Künſtlernatur, die über die Umſtürzung des närriſchen Gartens weint, in dem nun herrliche Kartoffeln wachſen, und tüchtige Miſtbeete gemacht werden ſollen?“

„Mein Herr! — erwiederte Almabell ſtolz — mögen Sie ſeyn, wer Sie wollen; Sie ſehen, die Naturen ſind eben verſchieden. Für Ihresgleichen gehören Erdäpfel, geräucherte Gänſe und Miſtbeete; für meinesgleichen Ananas, Papageyen und Platanenhaine.“ Er drehte ihm mit dieſen Worten den Rücken, und verließ den Platz.

Mißmuthig ſchlenderte er durch die Straßen. Die Zerſtörung der herrlichen Pflanzung, in der die Sänger der Liebe alljährlich zu wohnen pflegten, lag Centnerſchwer auf ſeiner Bruſt. Das bedauernswürdige Loos

es Schönen, wenn es, von rohen Seelen
rgriffen, zur Befriedigung des gemeinen
Bedürfnisses herab gewürdiget wird, sein
Gespräch mit dem Abte, Vinci's Schicksal,
rat nach und nach vor seine Seele, ihn mit
üßterer Schwermuth überhüllend.

Lange gedankenvoll fortwandernd hatte er
as immer tiefere Hereinbrechen der Dämme-
ung nicht bemerkt; jetzt ward er aus seinen
Träumereien durch den Gesang einer weibl
ichen Stimme geweckt, deren reine Silber-
länge die Abendkühle auf Duftwellen ihm
ntgegen trug.

Lauschend trat er in den vor ihm liegen-
en offenen Garten, dessen reiche und unge-
wöhnliche Anordnung ihn an Vinci's zerstör-
es Eden erinnerte. Die Stimme hob wieder
nit neuer Kraft an. Ein vom Irdischen
ntfesselter Geist schien sich hier im Wunder-
eiche der Harmonie zu ergehen. Bald sanft
lagend, bald glänzenden Perlen gleich, so
lar und rund, rollte das flüssige Metall des
Gesanges über die Tonleiterstufen bis zur
eltensten Höhe hinan, wo es, wie auf der
Spitze einer magischen Lichtsäule bebend und
blendend stand. Almabell athmete kaum. In
romantischen Mollanklängen und in den son-
derbar-

derbarſten Wendungen ſenkte ſich die Stimme, und ging nach einer verhallenden Cadenz in eine der ſchönſten Hymnen Almabells über.

Dieſer vermochte nicht, ſich länger zu beherrſchen, und eilte ſchon durch das balſamiſch duftende Dunkel den hohen Glasthüren eines erleuchteten Gartenſaales zu. Eben ſchritt er die Stufen hinan, da öffneten ſich die Flügel, und Deſira trat ihm entgegen — weiß gekleidet wie ein Engel des Lichtes, Vollendungsſeligkeit im Blicke. Ihr kurzer Schreck vor dem fremden Manne ging in die entzückendſte Anmuth über, als ſie ihn erkannte. „O welche erwünſchte Erſcheinung! — redete ſie den Entſchuldigungen Stammelnden kühn an. Ich erwarte Montina, der ich aufgetragen, Sie mitzubringen. Gleich muß ſie hier ſeyn, und dann wollen wir einen herrlichen Abend genieſſen. Eben habe ich in Ihrer göttlichen Hymne vom Irdiſchen Abſchied genommen, und meine Seele gleicht dem Tempel, aus deſſen Vorhallen Käufer und Verkäufer getrieben worden. Ich bin Ihrer Harmonien würdig.“

„Sprechen Sie nicht ſo, Deſira — flüſterte der tief ergriffene Künſtler. Ihre Stimme hat mich geläutert, aber machen Sie mich

mich nicht stolz; bei Gott, ich könnte es durch diese Worte werden. O glauben Sie nur, die Himmelsfrucht der Kunst ruht bei mir nicht immer auf krystallreiner Schaale.“

„Ich verstehe Sie nicht — erwiederte die Jungfrau — jetzt so wenig, als damals bei Montma. Aber ich möchte fast sagen, das sey auch nicht nöthig. Was kümmern mich die kurzen Momente, in denen die Erde Sie unfreundlich daran erinnert, daß Sie ihr gehören. So oft ich Ihre Hymnen singe, erscheinen Sie mir doch als der Geist der Harmonie, der Wehmuthsthränen über die gefallne Welt vergießt, und mein Herz lauscht mit sehnsüchtigem Grame dem Falle jener Silbertropfen, und neigt sich dem Sänger seiner Schwermuth entgegen. Almabell glaubte zu träumen; aber das unendlich sichernde Bewußtseyn, in diesem Wonne verheißenden Augenblicke von allem Ungöttlichen frei zu seyn, gab ihm Besonnenheit und Muth. „Desira! süße Schwärmerin — fragte er kühn — wissen Sie nicht, welcher Engelsgruß in Ihren Worten liegt, und darf ich ihn mir günstig deuten?“

Desira's Augen leuchteten mild von Thränen nahender Liebe; ihr Mund schwieg.

„Daß

„Daß meine ganze Seele Ihnen gehört — ſprach Almabell — ſeit dem Tage, da ich Sie zum erſten Male erblickte — wozu ſoll ich dies Ihnen wiederholen, da es Ihnen nicht entgangen ſeyn kann.“

Das Mädchen lächelte ſtill.

Ich liebe Sie, Deſtra, mit aller Gluth, der ein Künſtlergemüth fähig iſt. Sind auch Sie mir geneigt? Was ſpricht Ihr Herz?“

„Es folgt ſeinem heißeſten Wunſche — flüſterte ſie — indem es ſich Ihnen in Liebe und Vertrauen öffnet.“ Vom Gefühle überwältiget, neigte ſie ſich ihm zu; und wie zwei kryſtallene Thautropfen im Roſenkelche zuſammenrinnen; wie ſich zwei aus verſchiedenen Gegenden zuſammen getriebene Zugvögel unter milderm Himmel begegnen, um fortan ſich nicht wieder zu trennen: ſo fanden ſich hier zwei befreundete Gemüther unter dem ewig heitern Blau der erſten Liebe, und ſchmolzen in Einer Empfindung zuſammen.

Ja, mein Freund — ſagte Deſtra, ſich ermannend — das war mein ſehnlichſter Wunſch, einem Künſtler anzugehören, damit er mich in ſein reines Element mit hinauf flügle, mir meine geheime Sehnſucht deute.

Und

Und ſoll mir dieſe Seligkeit in ihrem ganzen Umfange werden, ſo müſſe dich nie meine Liebe deiner Kunſt einen Augenblick untreu machen. Wie ein tief gekränkter Engel würde meine Seele von dir fliehen, ſähe ich, daß du je über dem irdiſchen Gebilde das Unvergängliche deiner Kunſt nur einen Augenblick vernachläſſigteſt!"

„Deſira! — ſtammelte Almabell — mein Schutzgeiſt! vermagſt du denn die geheimſten Tiefen meines Weſens zu durchſpähen, und ſein Heiligſtes auszuſprechen? O ſey, ſey ewig mein!"

„Ewig dein!" wiederholte Deſira, und ſank an ſein Herz.

Monima trat ein, die Glücklichen eilten ihr mit der ſchönen Kunde entgegen. „Dacht' ichs doch — lächelte die Freundin unter frohen Thränen — daß meine Deſira keinem Werkeltagsmanne zu Theil werden könne. Der Beſte aus ihnen wäre zu wenig für ſie. Der Himmel, der ſich in Euch ſo rein ausbreitet, ſey auch äuſſerlich Euch gewogen. Du hängſt freilich von deinem Bruder ab, der Vaterſtelle an dir vertritt. Inzwiſchen wenn er auch im

Geſpräch

Geſpräch Almabells Gegner ſchien: ſo denke ich, ſoll ihn das Glück ſeiner Schweſter bald zu Ihrem Freunde machen.“

„Um Deſira's willen — rief Almabell — werde ich mit Freuden Alles thun, mir ihn geneigt zu machen!“

„O — fiel Deſira ein — er müßte nicht der edle, für alles Schöne ſo hell aufglühende Mann ſeyn, der er iſt, wenn er meinen Freund nicht lieben ſollte. Gleich morgen gebe ich ihm Nachricht.“

Der Abend war vergangen; ihm folgten mehrere eben ſo genußreiche: denn Monima ließ es, ohne eigene Veranſtaltung dazu zu treffen, gern geſchehen, daß die Liebenden ſich in ihrem Hauſe, bald in größern, bald in kleinern Zirkeln, bisweilen auch ganz ungeſtört ſehen durften. Man mochte dieſe Gefälligkeit der erfahrnen Frau, die Perſonen und Verhältniſſe gar wohl zu beurtheilen verſtand, um ſo weniger übel auslegen, als ein dunkles Vorgefühl ihr ſagte: Deſira genieße jetzt ihre glücklichſten Stunden. Es iſt oft nur ein unbedeutender Vorfall nöthig, um einer Empfindung, die lange ſchon in uns ſchlummerte, Sprache und Richtung

lung zu geben. Es war an einem der letzten heiſsen Juliusabende, als Monima, die Liebenden noch erwartend, ziemlich ſpät durch die ſchon halb dunkeln Zimmer nach dem freundlichen Gemache ſchritt, in dem ſie ihre vertrauteſten Freunde zu empfangen gewohnt war. Im vorletzten hing ein lebensgroßes Bild Deſira's. Die eigenthümliche Marmorweiße, die der Maler ſehr täuſchend der Natur nachgeahmt hatte, trat auffallend aus dem dunkeln Hintergrunde vor. Monima's Blick richtete ſich darauf, und die ſo edeln zarten Züge betrachtend, ſeufzte ſie: „Liebliches Weſen, wann wirſt du deinem Freunde ganz gehören!“ „Nie!“ antwortete eine klare, leiſe, aber vernehmliche Stimme.

Monima, vom Schreck überwältiget, floh in das erleuchtete Zimmer, wo ſie einige Zeit brauchte, ſich zu ſammeln. Es war ihr nun entſchieden, daß Deſira ein Unglück, oder doch Trennung von ihrem Freunde bevorſtand. Jetzt erſt glaubte ſie ſich bewußt zu werden, daß ſie immer von trüben Ahnungen deßhalb gequält worden ſey, und ſie würde ihre Gemüthsbewegung ſchwer haben verbergen können, wenn die Erwarteten

nicht

nicht selbst eine zerstreute und wenig heitere Stimmung mitgebracht hätten.

Desira theilte der Freundin einen Brief ihres Bruders mit, worin er äußerte: daß er zwar gegen eine Verbindung seiner Schwester mit Almabell an sich nicht das geringste einzuwenden habe; daß aber gewisse Umstände aus der Geschichte von Desira's Aeltern es ihm zur Pflicht machten, seine Einwilligung so lange zu versagen, bis er mit Almabell persönlich darüber gesprochen habe. Dieser Letztere hatte dagegen von Vinci ein Packet erhalten, worin ihm dieser Almabells früher empfangene Briefe mit dem Bemerken zurücksandte: „er halte es für Pflicht, diese Denkmale einer längst versunkenen Zeit ihrem Eigenthümer auszuliefern, da er, Vinci, nach seiner jetzigen Ansicht, sie nur mit Unlust betrachten könne." Montina vergaß bald über den Trostgründen, die sie bei den Freunden anzuwenden bemüht war, ihr eigenes Leid; und es gelang ihr wenigstens bei Desira, die weniger tief verletzt war, als Almabell.

Dennoch beunruhigte sie Temerary's Brief, den sie, sobald sie allein war, nochmals durchlas.

las. Es ließ ſich wohl erwarten, daß der Bru-
der das Glück einer geliebten Schweſter nicht
von einer Grille abhängig machen würde. Allein
man wußte ſogar nichts von Deſira's Familien-
verhältniſſen, da ſie erſt vor ein Paar Jahren
mit einer alten tauben Verwandtin hierher ge-
zogen waren, daß man den ausſchweifendſten
Einfällen Gehör geben konnte. Es konnte nicht
fehlen, daß das Geheimnißvolle dieſes Briefes
in Monima's lebhafter Einbildungskraft mit der
gehörten Stimme in Verbindung kam; und die
Angſt bemächtigte ſich ihrer ſo ſehr, daß ſie ſich
nicht getraute, den Rückweg allein durch das
nunmehr verrufene Zimmer zu machen, und der
Kammerfrau klingelte. Dieſer alten verſtändi-
gen Perſon, die ſie erzogen, entdeckte ſie, was
ihr begegnet war. Ohne die Möglichkeit ähn-
licher Dinge in Zweifel zu ziehen, vermochte
dieſe dennoch, ihrer Gebieterin die Sache genü-
gend aufzuklären. Die Kammerfrau hatte näm-
lich auf des Hausherrn Befehl einen der ſchön-
ſten Papageyen aus Vinci's Sammlung für
Monima erſtehen, und heimlich hinter dem
Blumengeſtelle jenes Zimmers verbergen müſ-
ſen, wo er ſeine neue Beſitzerin durch ſein

Schwatzen

Schwatzen freudig überraſchen ſollte. Unter Mehreren ſprach der Vogel den Namen „Jenny“ — vielleicht einer früheren Beſitzerin — ſehr oft und deutlich aus. Wahrſcheinlich hatte Monima im Nebenzimmer nur die letzte Sylbe vernommen, und dieſe für die Antwort auf ihre Frage gehalten. Das Uebernatürliche — Monima fühlte es — war nun freilich durch dieſe ungezwungene Erklärung von der Begebenheit verwiſcht; aber weil ihr damit wenig gedient war, ſo fand ſie es um ſo bedeutender, daß ſie dieſe Endſylbe des Namens „Jenny“ eben in dieſem Augenblicke und bei dieſer Frage hatte vernehmen müſſen.

Temeraro's angemeldete Rückkehr verzog ſich, durch Dienſtgeſchäfte vereitelt, noch einige Wochen, in denen Almakell und Deſira die Seligkeit ihres neuen Verhältniſſes täglich mehr genoſſen. Je tiefere Blicke die Jungfrau ihrem Freunde in ihr Innerſtes verſtattete, je unauflöslicher fühlte er ſich an ſie gekettet. Wenn er ihre innige Frömmigkeit, die bisweilen faſt an Schwärmerei gränzte, wenn er ihre Liebe zur Kunſt betrachtete, die ſo glühend war, daß eine gelungene Kompoſition ſie in völlige Exſtaſe

ver-

verſetzen konnte, wenn er damit die ſonderbare und ſchon öfter gemachte Erfahrung zuſammenſtellte, daß ſie Empfindungen, Gefühle ausſprach, ja ſogar Gegenden ſchilderte, von denen er ebenfalls lebhaft ſich erinnerte, ſie empfunden, erlebt und geſehen zu haben, ohne doch in ſeiner Lebenszeit das „Wo?“ und „Wann“ angeben zu können: ſo wird man dem liebenden Jünglinge es vielleicht nachſehen, wenn er auf den Gedanken kam, Deſira ſey — nicht ſie ſelbſt, ein irdiſches Mädchen, ſondern ein reinerer, ihm zum Schutz, zur moraliſchen Rettung zugegebener Geiſt, dem auf eine gewiſſe Zeit verſtattet ſey, ſich der körperlichen Hülle zu bedienen. Sobald er hierüber ein Mal mit ſich einig geworden war: ſo erſchien ihm auch ihr Verhältniß zu ihm aus dem einzig rechten Geſichtspunkte; und er war bemüht, ſich einer ſolchen unbeſchreiblich erhabenen und milden Führung möglichſt würdig zu machen. Jede Stunde, die er länger mit ihr verlebte, gab ſeiner Ahnung Beſtätigung.

Als er eines Tages in ſeine Wohnung zurückkehrte, trat ihm Temerary entgegen. In freudi-

freudiger Ueberraſchung breitete Almabell die Arme aus.

„Ehe ich dieſe Begrüßung erwiedern darf — ſagte Jener zurückweichend — muß ich erſt wiſſen, wie ich mit Ihnen ſtehe. Erinnern Sie ſich noch der Grundſätze, die Sie vor einem Jahre bei dem Mahle in Monima's Hauſe, in Hinſicht auf weibliche Schönheit, Liebe und Sinnlichkeit aufſtellten?"

„Vollkommen!" antwortete Almabell.

Wohlan. Deſira's Betragen gegen Sie an jenem Tage, des Mädchens ſpätere Briefe beſtätigten, was ich im erſten Augenblicke hatte entſtehen ſehen — die leidenſchaftliche Neigung, die Sie zu Ihnen gefaßt hatte. Nun ward es mir Pflicht, den Mann näher zu beobachten, deſſen überſpannte Ideen auf das Schickſal einer geliebten Schweſter ſo entſcheidenden Einfluß haben ſollten. Ich verſchaffte mir genaue Nachricht von Ihnen, Ihrer Eigenthümlichkeit. Ihr Aufenthalt im Kloſter Engelbrunn, Ihr Büßerleben daſelbſt, ward mir bekannt. Ich bekenne, daß ich für Ihren Verſtand fürchtete, und daß die unglückliche Begebenheit mit dem jungen Grafen Vinci mir dennoch kein hinlänglicher

Beweg-

Beweggrund zu ſolchen Extravagenzen ſchien. Um mich vor jeder Uebereilung zu ſichern, eilte ich ſelbſt nach Enaelbrunn, ſprach ſelbſt mit dem Prälaten, entdeckte ihm, was er wiſſen mußte, um meine Neugierde rechtmäßig zu finden, erfuhr nun Ihre Geſpräche, Entſchlüſſe, ihre Handlungen, und eilte hierher, um —

„Entdecken Sie nun auch mir —“ unterbrach ihn Almabell ungeduldig.

„Sie haben ein Recht zu dieſer Frage — entgegnete Temerary — und ich hoffe, daß die Darſtellung jener Begebenheiten uns ſehr bald ins Klare bringen ſoll.“

Deſira's Mutter, das ſchönſte Mädchen ihrer Zeit, ſo wie das geiſtvollſte, ward durch den mehrjährigen Umgang einer nahen Verwandten, einer exaltirten, nervenkranken, jungen Nonne, und durch das heißhungrige Leſen ähnlicher verſchrobener Bücher von der lächerlichſten, weſenloſeſten aller Narrheiten angeſteckt, die es gibt — der ſogenannten platoniſchen Liebe. Die Sache ward früher als eine Kinderpoſſe, ſpäter als eine gewöhnliche Ueberſpannung gefühlvoller Mädchen, während das Körperliche mit dem Geiſtigen ſich ins Gleichgewicht

setzt, verlacht. Bei der Verbindung mit einem in jeder Hinsicht äußerst bedeutenden Manne kam sie jedoch auf eine sehr traurige Weise zur Sprache. Serena — so hieß Destra's Mutter — machte nämlich auch im Ehestandsverhältniß ihrem künftigen Gemahle den Platonismus nicht nur zur Pflicht, sondern sogar zur unerläßlichen Bedingung, unter der sie ihm die Hand reichen würde. Der junge Mann, von Liebe glühend, von Zeit und Natur das Beste hoffend, gab nach, und willigte ein. So sehr er sich Schonung dieser Grille und ein stufenweises Verfahren zur Pflicht machte, so kam es doch zu Auftritten, die anfangs störend, endlich erkältend auf Serena's Gatten wirkten. Sein Verlust — er war Forstmann — hatte seinen kräftig schönen Körper vollkommen ausgebildet; er stand in der Blüthe der Jahre; ein nur mühsam gezügelter Hang zur Sinnlichkeit war in seine Gemüthsart verwebt; was Wunder, daß bei des unnatürlichen Zwanges überdrüssig, sich Entschädigung suchte. Serena entdeckte ein solches Verhältniß; und obschon sie keines Fingers breit von ihrer Grille weichen wollte: so machte sie ihrem Gatten dennoch die bittersten Vorwürfe

und

und behandelte ihn mit empörender Geringschätzung. Nun war der Bruch entschieden. Serena's Gatte verlangte die Scheidung, in die sie einwilligte. Verwandte und Freundinnen liefen mit geschwätzigen Zungen dazwischen hin und her, und versuchten eine Vereinigung, die unmöglich war, da kein Theil den ersten Schritt thun wollte; die Sache ging daher vor dem geistlichen Gerichte ihren Gang. Unterdessen ward es bekannt, daß Serena's Gatte, sobald die Scheidung ausgesprochen sey, das Mädchen heirathen würde, mit dem er schon länger in Verbindung stand. Auch Serena erfährt dies; und nun erwacht auf ein Mal die Ahnung von der Größe des ihr bevorstehenden Verlustes, und zugleich die leidenschaftlichste und eifersüchtigste Liebe. Sie schreibt ihrem Gemahl, erbietet sich, ihm das Opfer ihrer Grille zu bringen, ja um recht sicher zu gehen, eilt sie bei Nacht in seine Wohnung, in seine Arme, und wird, was sie bisher nur dem Namen nach war — seine Gattin. Die Klage ward sofort zurückgenommen, und alles gab die schönsten Hoffnungen einer glücklichen Ehe: als nach vier Wochen Serena plötzlich durch einen Schuß in

ihres Gatten Zimmer erschreckt wird. Sie eilt zu ihm: man sprengt die verriegelte Thür, und findet ihn entseelt in seinem Blute, auf seinem Schreibtische zwei Briefe, einen an Serena, den andern an seinen Sohn, den Niemand kannte. Der erstre enthielt die entsetzliche Kunde, daß er, von den Sinnen bestochen, den Liebkosungen der Gattin nicht habe widerstehen können, daß aber sein Herz, ihr schon längst entfremdet, ganz jenem Mädchen gehöre, der er nach vollzogener Scheidung seine Hand versprochen, und dies um so unfehlbarer gehalten haben würde, als sie bereits seit zwei Jahren einen Sohn von ihm habe. In dieser entsetzlichen Wahl, entweder die Gattin oder die Geliebte zu entehren, sey ihm kein anderer Ausweg geblieben, als der Tod. Serena beschwöre er, jenen Sohn anzuerkennen und zu erziehen, und für dessen Mutter auf der Vollstreckung seiner diesfallsigen Verordnungen zu wachen.

Serena that nach dem Wunsche ihres Gatten, und ich — das Kind jener zerstörten Verbindung — ward als ihr Sohn in ihrem Hause erzogen. Meine rechte Mutter starb vor Schrekken über den Tod des Geliebten. Serena genaß

naß zu rechter Zeit von einer Tochter, Desira, die aber, in ihrem achten Jahre verwaist, als Penſionairin im Kloſter erzogen ward. Beim Austritte aus demſelben wandte ſie ſich mit einer reichen, bejahrten Verwandten, deren Liebling ſie iſt, in dieſe Stadt, wo jene ſich ankaufte.

Das Vermächtniß meines Vaters an mich enthielt, als es mir, der Verordnung gemäß, in meinem ein und zwanzigſten Jahre ausgehändigt ward, die ungeſchminkte Darſtellung der ganzen Begebenheit, mit der dringenden Bitte: falls Serena ein Mädchen geboren haben würde, nach Möglichkeit dahin zu ſtreben, daß nie ähnliche unſelige Grillen in ihrer Seele Wurzel faſſen möchten. Ich habe dies, ſobald ich dazu Gelegenheit fand, als ein treuer Sohn, im ſtrengſten Sinne meines unglücklichen Vaters gethan, und bin feſt entſchloſſen, Desira dem Manne zu verweigern, deſſen Kopf ähnliche Tollheit beherbergt. Erklären Sie alſo kurz und bündig, ob Sie meine Schweſter als Ihre Gattin im vollſten Sinne des Wortes zu halten denken oder nicht. Ueberlegen Sie, daß wenn im entgegengeſetzten Falle die natürliche

Sehn-

Sehnsucht nach Mutterfreuden in Desira's Herzen erwacht, Sie dann nicht nur ihre heimlichen Thränen, sondern auch alle jene Folgen auf dem Herzen haben werden, die das unausbleibliche Resultat naturwidriger Handlungen, und für ein weibliches Geschöpf stets mit moralischer Erniedrigung verknüpft sind.

„Gott behüte — antwortete Almabell ruhig — daß ich je zu Desira's Herabwürdigung Veranlassung gebe! Eben deßhalb aber bleibe ich fester als je bei meinem Grundsatze. Was Sie sagen, mag wahr und passend für die Menge seyn; auf Ihre Schwester, glauben Sie es mir, paßt es nicht. Allein ich liebe diese und meine Kunst mehr als Genüsse, die mich, nach meinen Begriffen, beider unwürdig machen; und ich würde in Desira auch als Gattin immer nur die Schwester lieben!"

„So sind Sie ein Wahnsinniger — fiel Temerary zornglühenden Auges ihm ins Wort — und nie, nie, so lange ich Athem habe, erhalten Sie meine Einwilligung. Ich lege den Gesetzen den Fall vor, und werde das Mädchen Ihren Nachstellungen zu entziehen wissen."

„Bemü-

„Bemühen Sie ſich nicht — lächelte Almabell ſchwermüthig. Hiermit entſage ich Deſira freiwillig, und werde mich bemühen, auch ihr dieſen Schritt ſo leicht als möglich zu machen.“

Die beiden Männer trennten ſich. Temerary eilte zu ſeiner Schweſter. Das holde Mädchen ſank, wie vom Blitze getroffen, bei der Nachricht, daß Almabell ihr entſage, zuſammen. Temerary, wohl fühlend, was die Jungfrau an ihrem Freunde verliere, eilte Tages darauf zu dieſem, Willens, ihm die Sache noch ein Mal vorzuſtellen. Allein Almabell war nicht zu finden, und erſchien auch nicht wieder. Monima's Gatten hatte er aufgetragen, ihm unter dem Vorwande einer entfernten Anſtellung ſeine Entlaſſung auszuwirken, die er ſelbſt bei ihm abholen wollte. Ein anderer Brief an Deſira enthielt wahrſcheinlich die unverhüllte Darlegung ſeines ſeltenen Weſens. Deſira weinte ſchmerzlich, als ſie ihn geleſen; dann aber ermannte ſie ſich, und zeigte ſich fortan einer ſolchen Liebe würdig. Ohne einen Laut des Vorwurfes gegen Temerary, der bald darauf zu ſeiner Armee zurückkehrte, ertrug ſie ihr Schickſal, und blieb ſchnell hinwelkend bis an das

Ende

Ende ihres kurzen Lebens bei ihrer Freundin Monima, mit der man sie am Vorabende ihres Todes Almabells Hymnen singen hörte.

Nach vielen Jahren erfuhr man, daß dieser wenige Monate nach seiner Entfernung im Kloster Engelbrunn Profeß gethan habe. Dort ward ihm noch der traurige Trost, seinem Freunde Vinci, der, ein wärmeres Klima suchend, im Kloster auf der Durchreise übernachtete, die Augen zuzudrücken, und seinen herzlichen Widerruf zu vernehmen, ja in dessen letzten Stunden die unverkennbare Rückkehr der Dichtergabe zu bemerken, die sich in den erhabensten Lobpreisungen der Gottheit ergoß, vor deren Thron er bald stand, und wohin auch Almabell, voll freudiger Gewißheit, seine Desira wieder zu finden, nur wenig später nachfolgte.

Möge ihm dort, wo alle Vorurtheile schwinden, der Lohn für sein gutgemeintes Märtyrthum und die Ueberzeugung geworden seyn, daß die Kunst, so sehr sie Weltsinn und Schwelgerei verabscheut, doch von ihren Jüngern kein Büßerleben fordert, und daß Liebe und häusliches Glück der Boden ist, in dem sie am freudigsten gedeiht!

Justus

Justus Krumbholz.

„Steh' er auf, Herr Juſt!“ — rief der alte Markthelfer Gottfried ſeinem jungen Herrn ins Ohr, der ſich halb fünf Uhr Morgens noch behaglich auf dem Lager ausſtreckte — „ſteh' er doch auf, die Mama raſaunt ſchon eine Stunde lang wie der Leibhaft'ge im Hauſe 'rum!“

Juſt wollte eben noch mit Gottfried kapitu liren, a's die Thür haſtig aufgeriſſen ward — „da“ ſetzte dieſer hinzu: „nun holt er ſich ſeine Beute!“

Und an das Bett trat Juſts Mutter, die lange, magere, höchſt thätige, ordnungliebende Wittwe. Ueber dem puceſarbnen, ſeidnen Rock trug ſie einen hellblauen, zeuchnen Contuſch. Die ſehr dürren Hände und Arme waren bis zu den ſpitzen Ellbogen mit ſchwarzſammtnen Klappen

Klapperhandschuhen bekleidet. An der rechten Seite klimperte ein ungeheures Schlüsselbund neben einer ehmals rothen, ledernen Geldtasche, an der Linken hing eine tüchtige Fliegenklatsche.

„Wach auf mein Herz und singe" — intonirte sie im tremulirenden Sopran, während sie mit der Fliegenklatsche über die Hände des Schläfers, die auf der Decke ruhten, einen tüchtigen Streich führte.

„Wer schlägt mich denn?" stammelte der Jüngling, dem die Glorie seiner Träume vor dem mütterlichen Grufe zu entfliehen drohte.

„Dem Schöpfer aller Dinge" — fuhr die Mama in dem Morgenliede fort, ein neuen Ausrufungszeichen die Hand erhebend.

Aber Just hatte, trotz der geschloßnen Augen, so viel Scharfsichtigkeit, daß er die ausdrucksvolle Pantomime bei Zeiten gewahrte, wie ein Pfeil aus dem Bette flog, und der Frau-Mutter guten Morgen wünschte.

„Guten Morgen, mein Söhnchen," — erwiederte die Matrone, indem sie ein kolossales Pack Rechnungen unter dem Arme vorzog. „Da, sieh mal das Päkchen während des

Früh-

Frühstücks durch. Du hast's zwar heut verschlafen, aber da Du gestern wegen der Abschiedsbesuche in der Gegend spät zu Bette kam'st, so mag es hingehn. Bete nur erst Deinen Morgensegen, dann nimm die Papiere zur Hand. Ich will indeß noch auf den Boden, von da ins Feld und zu den Holzmachern im Busche, denn im Stall und in der Mühle war ich schon! — Na, was sieht mich der Esel so an — fuhr sie auf Gottfried los, der sie mit offnem Munde anstarrte — hat er mich noch nicht gesehn?"

„O ja; Frau Krumbholzen — antwortete dieser — ich dächte, ich wollte Sie im Finstern erkennen!"

„Na sieht er, das ist recht, und damit er mich nicht vergißt" — sie holte aus; und Gottfried sprang in schweren Sätzen nach der Küche, um seines jungen Herrn Frühstück zu besorgen. Die Wittwe verließ das Zimmer.

Just kleidete sich schnell an, sprach mit kindlicher Andacht sein Morgengebet, und setzte sich dann mit heiterm Gemüth und dem Purpurhauch der Gesundheit und Unschuld auf den

Wangen,

Wangen, an den Tiſch, die Rechnungen vor ſich ausbreitend.

Sein Vater, Severin Krumbholz, ein reicher Leinwandhändler, und der thätigſte, wackerſte Mann weit umher, hatte vor mehrern Jahren den Tod gefunden, als er aus einem brennenden Gebäude ein zurückgebliebenes Kind, das man ſchon gerettet glaubte, aus den Flammen trug. Es gelang dem Edeln, ſeine ſchöne Beute in Sicherheit zu bringen, er aber ward von einem nachſtürzenden Balken erſchlagen, und hinterließ eine troſtloſe Witwe und einen jammernden Knaben. Frau Renata Krumbholz war jedoch eben ſo kräftig an Geiſt als an Körper. Sie hatte ihren ſeligen Mann, nach ihrer rauhen Weiſe, zärtlich geliebt, und war nun eifrig bemüht, deſſen guten Ruf bei den auswärtigen Handlungsfreunden zu erhalten. Mit unermüdlicher Thätigkeit und deſpotiſcher Ordnungsliebe verwaltete ſie die Oekonomie des bedeutenden Guts, indeß der tüchtige, vielgereiſte Buchhalter die Geſchäfte fortſetzte. Daß Severin ihr nur Aktiva und keine Paſſiva hinterlaſſen haben würde, war ſie überzeugt; aber auch im entgegengeſetzten Falle entſchloſſen,

durch

durch die ſtrengſte Ordnung und mögliche Sparſamkeit, weder in Handelsangelegenheiten noch in der Oekonomie ihres Hauſes und Gutes merken zu laſſen, daß ihr Gatte nicht mehr die Oberaufſicht führe. Nie zeigte ſie ſich ihrem Geſinde anders, als in der Geſtalt der beſonnenen, umſichtigen, ſtrengen Hausfrau, und es kümmerte ſie wenig, daß ſie in der Gegend für einen leibhaftigen Teufel galt. Nur wenn ſie ganz allein, nach vollendeten Geſchäften, mit gekreuzten Händen zwiſchen den Zwiebel- und Möhrenfeldern ihres Küchengartens luſtwandelte, erlaubte ſie ſich in gemäßigter Bewegung ihres Severin's zu gedenken, und ſeinem Gedächtniß ein Paar Thränen zu weinen.

Bei Regulirung des Nachlaſſes fand man alles, wie Frau Reinata es vorhergeſehen, in der größten Ordnung. Der letzte Wille des Verſtorbenen übertrug ſowohl die Leitung der Geſchäfte, als die fernere Erziehung des hinterlaſſenen und zum Kaufmann beſtimmten Sohnes, ausſchließlich der Wittwe, und verlangte nur noch, daß derſelbe, wenn er das 16te Jahr erreicht haben würde, drei Jahre in auswärti-

gen

gen Handelshäuſern ſein Fach ſtudiren, und die Welt kennen lernen ſollte.

Renata hielt ſtreng auf die Erfüllung von Severin's Wünſchen. Trotz der ſich alljährlich vermehrenden Capitalien, hatte er und die Seinigen auf die einfachſte Weiſe gelebt, und auch hierin blieb alles unverändert. Man ſtand den Sommer um vier, im Winter um fünf Uhr auf, ſpeiſte um eilf Uhr zu Mittag, um ſieben Uhr zu Abend, ſo daß Anziehen, gemeinſchaftliches Gebet, Eſſenszeit und zwei Spaziergängen abgerechnet, täglich neun bis zehn Stunden gearbeitet wurde.

Juſtus Krumbholz, der einzige Sprößling, war ein ſchöner, kerngeſunder Knabe, von offenem Kopfe, der ſchon in der Schule immer der Beſte war. Mit der größten Aufmerkſamkeit und faſt übertriebner Strenge erzogen, waren ihm die Worte: „Bete und arbeite“ die höchſte Richtſchnur ſeines Lebens geworden. Von dem alten Buchhalter im Rechnungsweſen und den neuern Sprachen gründlich unterrichtet, vom Rektor in den Schulſtudien geleitet, reiſte er mit den ſchönſten Hoffnungen für ſeine Mutter, dem Jünglingsalter entgegen. Aber die

kluge Matrone wollte auch für die äußere Bildung ihres Sohnes etwas thun; deshalb hatte Justus frühzeitig Musik gelernt, und als er ein Paar Jahre älter war, mußte er exerciren und reiten lernen. So war er in sein sechszehntes Jahr getreten, und wurde von Renata eben noch so als vor sieben Jahren behandelt. Gleichwohl verehrte er diese strenge Führung, und erlaubte sich schlechterdings nichts, was der geliebten Mutter hätte mißfällig werden können. Auf ihr Geheiß hatte er am vorigen Tage in der Gegend Abschied genommen, ohne mehr zu wissen, als daß er eine Geschäftsreise thun solle.

Die Rechnungen waren durchgegangen, und Gottfried trat mit dem Frühstück, einer Milchsuppe, herein.

Nu — sagte er — treuherzig seines jungen Herrn Hände beschend — die Mama war ja heut schon höllisch gräulich!

Du weißt ja, wie sie ist! Uebrigens hatte ich es wirklich verschlafen.

Ih! — E. war ja erst um zwölf Uhr Nachts zurück gekommen; der Mensch will doch

auch Ruhe haben. Der Schimmel liegt noch auf der Streu!

Ich glaub's wohl, Gottfried; ich hatte ihn tüchtig getrabt, um nicht zu spät nach Hause zu kommen. Uebrigens warst du noch wach, als ich heim kam, und heut bist Du früher auf gewesen, als ich.

Dafür ist unser eins Bedienter, Herr Just. Nu, was zu toll ist, ist zu toll. Die Mama behandelt Ihn ja wahrlich wie einen Schuljungen!

Sie meint's gut.

Schönes Gutmeinen, wenn mir einer zum Frühstück einen Pfiff mit der Fliegenklatsche steckt, daß mir die Finger blau werden. Wie dürfte sie nicht so kommen —

Gottfried — fiel Just sehr ernst ein — unterstehe Euch nie, ein Wort über meine Mutter zu sagen. —

Ih ja doch, bester Herr, und ich bitte tausend Mal um Verzeihung: der liebe Gott muß Ihn auch auf allen Schritten und Tritten dafür segnen. Aber (er näherte sich der Thüre) nehme Er mir's nicht übel (er drückte die Thüre auf) ein Höllenriegel ist die Mama doch!

Wie

Mit dieſen Worten war er hinaus. Juſt lächelte, ordnete ſeine Papiere und ging nach dem Comptoir. Da hörte er ſeiner Mutter Stimme, die ihn in ihr Zimmer beſchied, wohin er ſogleich eilte. Sie ſaß am Schreibtiſche und war beſchäftigt Briefe zu ſiegeln.

Nimm einen Stuhl — ſagte Renata.

Juſt, nicht gewohnt in Gegenwart ſeiner Aeltern, außer bei Tiſche, zu ſitzen, holte den Stuhl und blieb dahinter ſtehen.

Setz' Dich!

Er gehorchte und ſaß einige Minuten, indeß Renata ihre Briefe überſchrieb.

Mein lieber Sohn — ſagte ſie jetzt ſehr ernſt, weshalb Juſt die rechte Hand in die Weſte ſchob, die linke auf's Knie legte, und ſo, faſt auf dem Rande des Stuhles ſitzend, der Rede mit geſenktem Blick zuhörte.

Du biſt nun — fuhr ſie fort — unter Gottes Führung und meiner ſanften Pflege, ein feiner, groſſer Vogel geworden, (Juſt verneigte ſich dankbar) der allenfalls ſeiner alten Mutter wohl eine tüchtige Stütze abgeben könnte —

Liebſte Frau Mutter — fiel Juſt mit Rührung ein — wie glücklich wäre ich —

Halt's Maul, wenn ich ſpreche — brummte Renata und die Rechte ſuchte nach der Fliegenklatſche — alſo ich wollte ſagen, Du wär'ſt geſund und ſtark wie ein Pferd, dabei nicht auf den Kopf gefallen, und könnteſt deßhalb im Comptoir und in der Wirthſchaft wohl Deinen Mann ſtellen. Allein, mein lieber Seliger hat es anders beſchloſſen, und es geziemt einer betrübten Wittwe, einer ſolchen Verordnung auf's Genaueſte nachzukommen. Du ſollſt alſo, nach Deines Vaters Willen, drei oder mehr Jahre, nach Befinden, in der Fremde zubringen, um Dich zu einem rechtſchaffenen Kaufmanne zu bilden. Du weißt, wie viel Groſchen zum Thaler gehören, und daß man ſtets Gott vor Augen und im Herzen haben muß. Und das iſt allerdings die Hauptſache. Indeß finde ich nöthig, Dir noch eins und das andere mit auf die Reiſe zu geben. Du biſt noch gar nicht mit Weibsperſonen umgegangen, und es wird da viel von Gefahr geſprochen. Ich aber ſage, das ſind Narrheiten! In der Bibel ſteht es,

es, wie man gegen des Nächsten Frau, Schwester, Tochter, sich zu verhalten hat. Da sieh' Du fleißig hinein. Heirathsgedanken laß Dir vor'm dreißigsten Jahre nicht einkommen, und warte überhaupt, bis ich Dir Befehl dazu gebe. Laß Dich übrigens, was Deine Kleidung und Sitten betrifft, nicht zum Narren haben. Freilich gehen die Laffen anders in der Stadt, als Dein seliger Vater sich kleidete und Du Dich trägst; aber dafür sind sie auch wie die hölzernen Haubenköpfe, die kein Mensch ansieht, als wenn sie neu angeputzt sind. Dein seliger Vater pflegte inzwischen zu sagen, es sey nicht unrecht, es den Vernünftigen seiner Zeit gleich zu thun. Wenn es also die Noth erfordert, so magst Du hin und wieder die schönen Sachen, die Du mitnimmst, etwas modisch zustutzen lassen. Das aber sag' ich Dir, Junge, wenn ich Dich jemals wie so einen Kleiderrechen behängt sehe, so reiße ich Dir die Lumpen vom Leibe! Arbeiten mußt Du fleißig, daß Du nicht dümmer zurück kommst, als Du hingeh'st. Nun mach' Dich fertig, denn morgen früh sollst Du reisen. Das nöthige Geld und Briefe wird Dir der Buchhalter einhändigen.

digen. Geh' jetzt, aber ſchick' mir Gottfried, denn der ſoll Dich begleiten!

Juſt ſtand auf, küßte ehrerbietig die mütterliche Hand und ging, entzückt, die Welt ſehen zu ſollen, auf ſein Zimmer, nachdem er ſeinen Diener zur Mama geſchickt hatte.

Gottfried, — redete dieſe den Eintretenden an — Er iſt zwar ein Eſel!

Na, ich muß es wohl glauben, da Sie mir's ſo oft ſagt.

Ja, — fuhr Frau Renata fort — und' er hat darin eine Aehnlichkeit mit dem Thiere Bileam's, das auch ſprach, daß Er eben ſo ſtöckiſch iſt. Nur hatte jenes beſſern Grund dazu.

Sie weiß doch lauter Liebes und Gutes aus der heiligen Schrift heraus zu leſen — meinte Gottfried.

Gleichwohl — fuhr die Wittwe fort — iſt keine Creatur auf der Welt, die zu gar nichts taugte; und deshalb ſoll Er meinen Sohn auf Reiſen begleiten; der braucht ſo ein Thier. Ich hoffe, Er wird ſeinem jungen Herren gehörig beiſtehn, ihm treu dienen, und alle Gefahr von Ihm abwenden, ſo viel an ihm iſt,

ſie

ſie mag Namen haben, wie ſie will. Dafür ſoll Er einen ſaubern, bunten Rock und ein hinreichendes Tractament bekommen. Hat Er mich verſtanden?

O ja, Frau Krumbholz, Sie weiß ſich ſchon deutlich zu machen.

Na, ſo pack' Er ſich! — Gottfried ging.

Mit dem mütterlichen Segen ausgerüſtet, mit Geld und Briefen wohl verſehen, begaben ſich die Beiden des andern Tages in der alt väteriſchen vierſitzigen Halbchaiſe auf die Reiſe, die ſich glücklich anließ. Juſt, genügſam in ſeinen Forderungen an die Gaſthäuſer, war ſo entzückt, nun auf einmal zu ſehen, wie ſich die Welt außerhalb ſeines kleinen Landſtädtchens geſtalte, daß ihm für die irdiſchen Bedürfniſſe wenig Sinn übrig blieb. Inzwiſchen ſtumpfte ſich die große Neugier doch etwas ab, da ſich noch immer nichts Ungewöhnliches blicken ließ, und nach einigen Tagen war Juſt froh zu vernehmen, daß er am nächſten Morgen die große Reſidenz- und Handelsſtadt, in der er ſeine Laufbahn beginnen ſollte, erreichen würde. Die Erwartung ließ ihm die ganze Nacht kein Auge zuthun.

zuthun. Endlich brach der Tag an. Der Himmel war unfreundlich, ein ſtarker Regen fiel kalt nieder, und der Wind zog ſchneidend durch die übelverwahrte Chaiſe. Juſt hüllte ſich in ſeinen Mantel. Die Ermüdung der vorigen Tages die Nachtwache und der dichtverſchleierte Horizont, übten ihre einſchläfernde Kraft ſo gewaltig aus, daß er auch dann nicht erwachte, als der Wagen ſchon am Schlagbaume der Vorſtadt hielt. — Eine Menge Fuhrwerk, Extrapoſten, Hauſirer, Handwerksburſche, Viehhändler mit ihren Thieren, verlegten ihnen den Weg, und der Lohnkutſcher entſchloß ſich, ruhig abzuwarten, bis der vielbeſchäftigte Thorſchreiber an ihn gelangen würde. Gottfried ſah keinen Grund, Juſt's ruhigen Schlaf zu unterbrechen, und ließ ſich einſtweilen, aus dem Wagen heraus, mit einem Manne in's Geſpräch ein, der einen jungen Bären mit ſich führte. Der ehrliche Diener war entzückt, ſeinem jungen Herrn mit dem Thiere eine freudige Ueberraſchung machen zu können, und plauderte in der Luſt ſeines Herzens den Zweck und die Richtung der Reiſe, den Reichthum ſeines Herrn, und ihre beiderſeitige Unbekanntſchaft

in

in dieſer Stadt aus, und fragte den Bärenführer, ob er nicht einen guten und billigen Gaſthof kenne? Der Mann erbot ſich, ihnen ein Unterkommen in einem Privathauſe zu verſchaffen, weil das ruhiger und bedeutend wohlfeiler ſey. Dagegen ſollte ihm Gottfried die Gefälligkeit erzeigen, ihn und ſein Thier mit in den vierſitzigen Wagen zu nehmen. Gottfried fand dabei keine Bedenklichkeit. Er hieß den Mann einſteigen, der ſein Thier nach ſich zog, das ſich folgſam unter ſeine Füße legte. Juſt war indeß durch das Rütteln auf dem Pflaſter ſo unter den Mantel begraben worden, daß man ihn in dem auf der Wetterſeite zugemachten Fuhrwerke durchaus nicht gewahr wurde. Der Thorſchreiber, der ſich ſeine Amtspflicht, bei dem auf's Neue herabſtrömenden Regenguß, ſo leicht als möglich zu machen bemüht war, kam jetzt an den Wagen; flüchtig ſah er hinein: „Ihre Namen, meine Herren!“ Gottfried und Roſſi, — antwortete der Fremde — Thierhändler aus Tyrol; zur Bekräftigung zwang er den Bären aufzuſtehn. Schon gut, ſchon gut, ſagte der Eilfertige — und dort in der Ecke noch einen? Zu dienen! — ſagte der Mann.

Mann. — Gepäck haben wir nicht! — Das seh' ich; — fahr' zu, Kutscher! — Ueberdrüssig, im Regen zu halten, trieb dieser die Pferde an, und rasch rollte der Wagen hin.

Nachdem sie eine geraume Zeit über Plätze und Straßen gezogen waren, hielt der Wagen vor dem bezeichneten Hause. Obwohl es Just, der endlich ausgeschlafen hatte, sonderbar vorkam, daß das kleine niedrige Gebäude, das vor ihm stand, sein künftiges Wohnhaus seyn sollte, so gab ihm doch die Drolligkeit seines vierfüßigen Begleiters, den sein Herr, als man sich im Zimmer befand, allerhand Kunststücke machen ließ, soviel zu lachen, daß er sich nicht weiter kümmerte. Gottfried war indeß nach der Post gegangen um die Koffer abzuholen. Der Bär lag verdrießlich unterm Tisch, sein Herr saß daneben, rauchte Tabak, und Just behielt Zeit, sich die Umgebungen anzusehen.

Obgleich an ein enges, und schmuckloses Zimmer gewöhnt, war ihm doch die Unreinlichkeit widrig, die er überall im Hause bemerkte. Er theilte Gottfried, der eben mit einem Träger zurückkam, seine Bemerkung mit, und dieser gestand, daß ihn der Mann

mit

mit ſeiner Beſchreibung betrogen habe. Indeß möge ſich Juſt nur umkleiden, und ſeine Briefe abgeben, dann wolle er ſogleich eine andere Wohnung ſuchen. Jetzt erhob ſich der Bärenführer, nahm Abſchied von beiden, und erinnerte ſie, ihn in der Bude auf dem neuen Plaze zu beſuchen, wo er den Tag über zu treffen ſey.

Juſt hatte kein groſſes Verlangen, mit dem Manne, der ihn gleich zum erſten Male betrogen hatte, nähere Bekanntſchaft zu machen, und machte ſich auf den Weg, ſeinen Brief an Herrn Felſig, den berühmteſten Banquier der Reſidenz, zu beſtellen. „Hier iſt ſein Haus" — ſagte ihm der Knabe, der ihn in das prächtige Gebäude führte — „und hier das Compteir!" Juſt trat in das geräumige Zimmer; in allen Fenſtern waren Schreibtiſche, an allen ward gearbeitet. Schlimm war es für Juſt, daß er den Herrn vom Hauſe nicht kannte. Aus eigner Erfahrung wußte er, wie unangenehm es ſey, bei verwickelten Wechſelrechnungen geſtört zu werden. Deshalb zog er vor zu warten, bis einer der vielen, ganz anders als er gekleideten, Herren ihn bemerken würde,

und begnügte sich, jedem, dessen Blick von ungefähr auf ihm fiel, einen tiefen Bückling zu machen, der freilich meistens unerwiedert blieb. Endlich wurde es ihm doch zu lang, und er schritt auf den Zehen zwischen dem Büreaux durch, einer gegenüberstehenden Thür zu.

He! wohin! — rief es von der Seite.

Zu Herrn Felsig.

Der Mann kam aus seinem Verschluß hervor, betrachtete den Jüngling und fragte — was wollen Sie da?

— Einen Brief abgeben! —

Ich werde Sie melden! — Damit schritt der Commis nach der Thür. Indeß kamen mehrere junge Leute nach und nach herbei, machten sich in Just's Nähe zu thun, betrachteten ihn lächelnd, auch wohl kopfschüttelnd, und setzten sich dann wieder hinter ihre Gitter.

Just war nicht wohl zu Muthe. „Seh' ich denn aus wie ein wildes Thier?" — frug er sich selbst, indem er sein Bild in dem gegenüberstehenden Pfeilerspiegel zu erhaschen suchte. Er sah nichts auffallendes. Sein perlgrau-seidnes Hofkleid, mit dergleichen kurzen Bein-

Beinkleidern und den groſen Knöpfen von Filigrainarbeit, die ganz ſchmal geſtickte weiße Weſte, ſtand recht gut zu dem ungepuderten Haar, der fingerbreiten Halsbinde, dem rieſigen Buſenſtreifen und den koloſſalen ſilbernen Schuhſchnallen; auch hielt er — ſo kam es ihm vor — den dreieckigen Hut und die dünne Babine von Weinrebe recht ungezwungen.

Jetzt öffnete ſich die Thüre. „Kommen Sie herein!“ ſagte der Commis, der ihn gemeldet hatte.

Herr Felſig, ein kleiner, ſehr dicker, ſehr rother und ſehr weiß gepuderter, ältlicher Mann, arbeitete an einem Pult. In Papieren vergraben, war er kaum ſichtbar.

„Ihr Diener, mein hochverehrter Herr Felſig,“ ſagte Juſt ganz leiſe. Felſig drehte den Kopf, überſah mit einem Blick den ganzen Menſchen, und ſagte dann kurz: „Guten Morgen; was will Er?“

In der Anrede lag, nach Juſt's Begriffen, nichts Verletzendes. Statt der Antwort hielt er ihm ſeinen Brief hin. Felſig riß ihn auf, las, warf ihn in einen neben ihm ſtehenden Korb und ſagte dann: „Schön, mein Lieber;

Herr

Herr Krumbholz iſt mir willkommen!“ dann nahm er die Feder und arbeitete fort.

Juſt ſtand auf Nadeln. Endlich war eine Seite herunter. — Nun wird er wohl aufſehen — dachte er. Richtig errathen. Er ſah auf und ſchien verwundert, Juſt noch hier zu finden. „Was will Er denn noch?“ fragte er nicht ganz freundlich. „Er hat ja ſeine Abfertigung!“

„Ach verzeihen Sie doch lieber Herr,“ ſtammelte Juſt, „ſagten Sie denn nicht, Krumbholz — ſollte willkommen ſeyn?“ —

„Nun ja! Allerdings ſagte ich das!“

„So! — Ach excuſiren Sie — ich bin —“

„Der den Brief brachte, Herrn Krumbholzens Burſche vermuthlich?“

„Verzeihen Sie — der Krumbholz — von dem Sie ſo gütig ſprechen — bin ich ſelbſt!“

„Was Tauſend!“ rief Felſig aufſtehend und ein Lächeln unterdrückend, „Er — Sie ſind des reichen Krumbholz Sohn?“

„Juſtus Krumbholz, wenn Sie's gütigſt erlauben!“

„O, das kann ich ſehr gern geſchehen laſſen.“

„Bitte

„Bitte nun sehr um Vergebung.“

„Nicht doch, nicht doch,“ meinte Felsig, „ich habe um Verzeihung zu bitten; auch deshalb, daß ich, weil heute Postag ist, nicht sogleich mit Ihnen ausführlich sprechen kann. Belieben Sie gütigst zu meiner Frau hinauf zu steigen. In ganz kurzer Zeit bin ich bei Ihnen. — Vetter Belair!“ rief er laut, „führen Sie doch, ich bitte, Herrn Krumbholz zu Madame Felsig!“

„Sogleich!“ antwortete ein junger, schwarzbrauner Mensch mit funkelnden Augen und sehr heitrer Miene. „Jeune inconnu,“ sagte er fast lachend, „folgen Sie mir. Aus Vulcan's Schmiede führt sie Merkur an Cypria's Hof!“

„Mich gehorsamst zu bedanken!“ sagte Just sehr freundlich.

„Patience,“ meinte Belair, „sehen Sie erst, dann werden Sie mir danken!“

Es ging eine breite, helle Treppe hinan. Eine Reihe prächtiger Zimmer that sich auf. Just war nicht im Stande, auf dem spiegelglatten, getäfelten Boden dem leichtfüßigen Belair zu folgen. Auf seinen eisenbeschlagenen

Schuhen

Schuhen glitt ihm, wie auf Schlittschuhen, ein Bein links, eins rechts aus. Daher stand das Zimmer der Dame schon längst offen. Belair lag mit zärtlich-ehrfurchtvoller Gebehrde auf einem Knie vor dem Sopha und zeigte nach dem in der Entfernung wankenden Just. „Aber mein Gott!“ rief er endlich, „que diable, was zaudern Sie denn? Eilen Sie, laufen Sie ein in den Hafen von Amathunt!“

Oho! — dachte Just — laufen kann ich wohl auch! — Er besann sich nicht lange, gab sich einen tüchtigen Schwung, und kam so, wie ein Pfeil dicht vor der Gebieterin des Hauses an. Es war ihm unmöglich, sich auf der schnellen Fahrt früher zu pariren, daher mußte es die Dame geschehen lassen, daß der kühne Läufer, der einen Schritt vor ihr Halt machen, und sich zu einem Bücklinge hatte sammeln wollen, durch eine ungeschickte Wendung ihrem Schoos zu nahe kam. So hohe Gunst — er fühlte es wohl — verdiente er nicht, und war daher bemüht, sich empor zu arbeiten. Weil aber Belair, statt ihm zu helfen, sich die Seiten vor Lachen hielt, und Madame Zelsig mit beiden Händen sich gegen Just stemmte,

stemmte, so mußte er freilich das Gleichgewicht verlieren, und glitt so unsanft zur Erde nieder, daß ihm das Blut in die Wangen schoß.

„Favorables auspices!" rief Belair, der sich erholt hatte, „Von Ihrem Schoos, schöne Frau, zu Ihren Füßen!"

Just wollte aufstehen, aber Belair hielt ihn mit sanfter Gewalt. — „Einen Augenblick," sagte er, „Sie sitzen nie wieder so schön. — Belle Julie Vous voyés à Vos pieds le vaillant Justus, le fils du sage et riche Krumbholz!".

Madame Felsig lächelte. „Ich glaubte nicht, Herr Krumbholz, daß wir uns gleich das erste Mal so nahe kommen würden!"

„O verzeihen Sie, liebwertheste Madame," entschuldigte Justus, „es soll nicht wieder geschehen!"

„Ich danke Ihnen für diese Zusicherung. Aber haben Sie die Güte, hier Platz zu nehmen!" Sie winkte ihn neben sich auf die Ottomanne.

Just gehorchte, den schönen türkischen Shawl nicht beachtend, der über die Kissen

nachläſſig geworfen war, und auf den er ſich niederließ.

Eine Frau von Geiſt und Schönheit, wie Madame Felſig, iſt nie um Unterhaltung verlegen; am wenigſten einem jungen Emporkömmling gegenüber und im Beiſeyn ihres Anbeters. Mit Theilnahme erkundigte ſie ſich jetzt nach Juſt's Verhältniſſen, und bedauerte ihn, als er erzählte, daß er ſeinen Vater früh verloren, und nie Geſchwiſter gekannt habe. „Mein Gott, Sie armer junger Mann — ſetzte ſie mitleidig hinzu — und hier im Auslande haben Sie nun auch gar niemand?"

Gottfrieden! ſagte Juſt gnügſam.

Madame Felſig ſah Belair fragend an.

Wahrſcheinlich der treue Achates — meinte der.

Nein — verbeſſerte Juſt — ſein Name iſt Gottfried Buttelbier; aber treu iſt er wie ein Kettenhund.

Madame Felſig ſah an den Boden. „Fehlt Ihnen etwas?" frug Belair, der ein beſonderes Zucken in Juſt's Geſicht bemerkte.

Bewahre! meinte dieſer.

Ich

Ich hoffe — nahm Julie wieder das Wort — wenn Sie erſt bekannter in unſrer Geſellſchaft ſind, ſo werden Sie nicht lange unbeſchäftigt bleiben.

Ja, arbeiten ſoll ich tüchtig, das hat mir die Mama auf die Seele gebunden!

Ich meine, Ihr Herz wird nicht lang unbeſchäftigt bleiben!

Warte Beſtie — fuhr Juſt heraus, indem er eine entſetzliche Grimaſſe und mit der linken Hand die Pantomime eines gewaltſamen Drucks machte — das war zu grob für den Spaß!

Madame Felſig, die ihn für wahnſinnig hielt, ſprang auf. Belair ſtarrte ihn mit offnem Munde an.

Beißt mich der Köter in die Finger — ſagte Juſt langſam, ſeine rechte Hand betrachtend, an der das Blut herablief. — Aber ich denke er ſoll's nicht wieder thun!

O Gott, meine Gurli! rief Madame Felſig ahnend. Eilig riß ſie den Shawl an ſich — da lag Gurli, ihr Liebling, mit blutender Naſe, mühſam nach Luft ſchnappend.

Ich bin außer mir — weinte ſie — wenn Gurli ſtirbt.

Barbar! — rief Delair auf Juſt hinein, der unverwandten Blickes die todte Gurli betrachtete. — Anfangs careſſirte ich ihn — ſagte Juſt betreten.

Sie ſehen, mein Herr Krumholz — rief Julie unter neuen Thränen — daß Ihre Careſſen in der Qualität und Quantität nicht hierher paſſen! Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, um das Zimmer zu verlaſſen, als ihr Gatte eintrat.

Er lebt, er lebt! wertheſter Herr — rief Juſt dieſem entgegen — er lebt wahrhaftig, ich ſah's, wie er mit den Ohren wackelte!

Wer lebt? wer wackelt? fragte dieſer verwundert.

Wie! — rief Madame Felſig, freudig nach dem Sopha zuſtürzend — wär's möglich?

Felſig wußte nicht, was er denken ſollte. Er erfuhr endlich den Zuſammenhang. „Sie ſcheinen mir etwas unerfahren — redete er Juſten an — nun, mein junger Freund, das wird ſich geben. Gehn Sie nur fleißig in Das

men-

mengeſellſchaft. Heute bitte ich Sie, uns die Ehre zu erzeigen, zu Mittag hier zu ſpeiſen!“

Juſt verbeugte ſich tief.

Wo wohnen Sie denn? frug Felſig.

In der Roſengaſſe, Nro. 1432, im ledernen Kegel!

Julie trat an's Fenſter, die neubelebte Gurli ſtreichelnd, Felſig und Belair ſahen ſich mit unterdrücktem Lächeln an. „Ich werde eine andere Wohnung für Sie beſorgen — ſagte Felſig — dieſe paßt weder für Ihre Sitten, noch für Ihre Verhältniſſe! Nun — auf Wiederſehn!“

Juſt ſtand feſt, ohne die Gebehrdenſprache zu verſtehen.

Wollen Sie nicht einen Spaziergang durch die Stadt machen? frug Belair.

Ich denke wir bleiben hier zu Mittag? Es muß — er zog eine ſehr ſchöne goldne Repetiruhr hervor — ja wahrhaftig, 's iſt ſchon Mittag!

Wir ſpeiſen hier erſt um drei Uhr! ſagte Felſig.

Zu Abend?

Zu Mittag!

Spaß apart — meinte Juſt.

Ja, ja, im vollen Ernſt. Daran müſſen Sie ſich nun ſchon gewöhnen. Lieber Vetter, chargiren Sie ſich etwas mit dieſem jungen Mann!

Belair nahm Juſt unter den Arm, und hüpfte mit ihm davon, wobei dieſer bald rechts bald links aequilibrirte, um nicht wieder an den Boden zu kommen.

Unterwegs muſte nun freilich Belair bald bemerken, daß ſo linkiſch und unerfahren Juſt in allem war, was Ton und Weltverhältniſſe betraf, ſo wohl bewandert zeigte er ſich in allem, was zu ſeinem Fache gehörte. Aber trotz der Scheu, die der gründlich unterrichtete deutſche Jüngling dem luſtigen Halbfranzoſen einflößte, gab es dennoch ſo unzähligen Stoff zum Lachen, daß Belair beim Zuhauskommen verſicherte, Juſt ſey für ihn eine trouvaille impayable, und er gedenke ſich delicieusement mit ihm zu amüſiren.

Die Geſellſchaft war zahlreich und Juſt nicht im Stande, ſich die Namen aller Perſonen zu merken, denen er vorgeſtellt ward.

Eine

Eine Menge ſchöner Mädchen blendete ſeine Augen und beengte ſeine Bruſt. Sein Nachbar war ein gewiſſer Richard, Muſikmeiſter des Hauſes, ein langer, etwas finſtrer junger Mann. Man rühmte ſeine Compoſition der neueſten Oper. Das Geſpräch kam auf Muſik, und nun konnte auch Juſt, da man ihn fragte, ob er muſikaliſch ſey, mit Entzücken von ſeiner glühenden Liebe zu dieſer Kunſt ſprechen. Man hörte ihn, wie es ſchien, mit Theilnahme, vorzüglich näherte ſich ihm Richard freundlich. Eine reizende Blondine, die ſchon lange ſeine Augen feſtgehalten, bemerkte, bei ſolchem Enthuſiasmus müſſe das Inſtrument unter ſeinen Fingern Seele gewinnen, und ſie ſey begierig zu erfahren, welches er gewählt habe?

Die Baßgeige — antwortete Juſt und ſah mit Bangigkeit, daß auf allen Geſichtern um ihn her ein ironiſches Lächeln zuckte. Da indeß die Blondine, deren große blaue Augen mild auf ihm ruhten, dies ſpöttiſche Lächeln nicht theilte, da auch der ernſte Richard freundlich zu ſprechen fortfuhr, ſo war die Verlegenheit des armen Jungen bald vorüber.

Es ward gemeldet, daß angerichtet ſey. Herr Felſig bat die Geſellſchaft, ſeinem Beiſpiele zu folgen, indem er einer Dame den Arm reichte. Juſt's gutes Glück fügte es, daß ihm die Blonde zu Theil ward. Triumphirend und von ihrer Freundlichkeit entzückt, leitete er ſie ins Tafelzimmer. Zu ſeinem Verdruſſe ward ſie dort von ihm getrennt, und kam neben Richard zu ſitzen, indeß er der Nachbar eines jungen, ſchwarzlockigen Frauenzimmers ward, das ihm von Belair als eine Verwandte des Hauſes — Mamſell Euphemie — genannt worden war. Alles ſetzte ſich; aber Juſt, der alten, guten Sitte ſeines Hauſes getreu, blieb ſtehn, und ſagte zierlich laut und mit großem Ernſt:

„Komm Herr Jeſu ſey unſer Gaſt,
„Und ſegne was Du beſcheeret haſt, Amen!"

So ehrwürdig dieſe ſchöne Sitte, ſo ehrwürdig der Jüngling ſelbſt in dieſem Augenblicke erſchien, ſo blieben von der ganzen feinen Geſellſchaft doch nur drei Perſonen, außer ihm, ernſthaft — die Blonde, der Muſikmeiſter Richard und ein alter weißköpfiger Amerikaner, der auf dem Ehrenplatz neben der Frau vom

Hauſe

Hauſe faſt. Man ſchämte ſich indeſſen dieſer Uebereilung, und ſuchte ein allgemeines Geſpräch in Gang zu bringen.

Der alte Herr aus Baltimore erzählte eine Begebenheit, um deren Mittheilung man ihn gebeten; er erwähnte eines deutſchen Kaufmanns, dem er die größten Verbindlichkeiten hierbei ſchuldig geworden. Leider habe er, nirgends lange ſeßhaft, nichts wieder von ihm erfahren, und ohne Zweifel ſey er, in der längen Zeit, die dazwiſchen läge, geſtorben. Seinen Namen, Severin Krumbholz, habe er in ſeiner Schreibtafel aufgezeichnet. Juſt horchte hoch auf, und Felſig nahm Gelegenheit, ihn dem Amerikaner als den Sohn des Mannes vorzuſtellen, der ihm ſo lieb geworden. Der Fremde erkundigte ſich nach nähern Beſtimmungen, und Juſt gab über ſeines Vaters Schickſal und Geſchäfte in ſehr gutem Engliſch ſo gründliche und verſtändige Auskunft, daß alle Anweſende mit Verwunderung auf den jungen alten Herrn, wie ihn Belair, ſcherzend nannte, blickten. Sein Triumph war um ſo vollkommner, als er ſelbſt ihn gar nicht bemerkte. Nur eine ſanfte Röthe, die auf den Wangen der Blonden ſichtbar wurde,

gab

gab ihm ein ſüßes, beruhigendes Gefühl. Auch die hohe Brünette ließ ſich herab, jetzt von ihm Notiz zu nehmen, und er ließ ſich auch durch ihre Annäherung nicht auſſer Faſſung bringen, ſondern blieb freundlich und beſcheiden, wie vorher.

Er fühlte ſich jetzt weniger fremd als Anfangs, und alles wäre gut abgegangen, hätte ihn nicht ein verdrießlicher Zufall erwartet. In der Mitte des feſtlichen Mahles entſtand Lärm im Nebenzimmer. Laute Männerſtimmen ließen ſich vernehmen. Die Thüre flog auf, und Gottfried ſtürzte bleich wie die Wand herein. Mit einem Blick überflog er die Geſellſchaft, und ſobald er Juſt gefunden, warf er ſich um ſeinen Hals. „Das iſt mein junger Herr!“ ſchrie er mit ängſtlicher Stimme, „und kein Teufel ſoll mir ihn nehmen.“

„Was willſt Du denn, Gottfried?“ frug Juſt verwundert.

„Seh Er nur ruhig,“ antwortete der Diener, „Er wird's gleich erfahren.“

Ein Polizeicommiſſär trat herein, um ſich bei Herrn Felſig zu entſchuldigen, daß er ihm in ſeinem Hauſe läſtig werden müſſe. Er erzählte,

zählte, daß man in einem heut sehr früh eine passirten Thierhändler, Namens Rossi, einen Spion entdeckt, und bei ihm mehrere Pässe unter verschiedenen Namen gefunden habe. In dem Thorzettel stehe blos Gottfried und Rossi, Thierhändler aus Tyrol, nebst zwei jungen Bären. Gleichwohl behaupte Rossi, den auf Herrn Justus Krumbholz und dessen Bedienten, Gottfried, lautenden Paß nicht gestohlen, sondern zur Aufbewahrung bekommen zu haben, indem er mit diesem Herrn angekommen sey. Der Bediente Gottfried läugne dies, und gebe vor, Rossi nebst seinem Thiere aus Gefälligkeit in den Wagen aufgenommen zu haben, während sein Herr geschlafen. Wahrscheinlich habe Rossi den jungen, tief in seinem Mantel verhüllten Krumbholz für einen Bären angegeben.

„Ja," fiel Gottfried ein, „und als mein junger Herr hierher gegangen war, brachte ich seine Sachen in Ordnung, und da fehlte mir gleich der Paß und die Brieftasche mit den Wechseln. Ich lief zu dem Bärenhäuter, der sie gestohlen haben mußte; aber den hatten sie schon eingeführt. Vor Gericht aber hatte er mich angegeben, und nun wollten sie mich in's

Loch

Loch ſtecken. Da mußte ich um Gottes Willen bitten, daß ſie mich nur hierher führten.“

Der Polizeibeamte meinte, wenn Herr Felſig für Beide gutſagen, und Herr Krumbholz ſich zu den Wechſeln im Taſchenbuch legitimiren könne, ſo erſuche er die beiden Herren, ſich morgen ins Stadtgericht zu begeben, wo die Sache ſehr bald beendigt ſeyn könnte. Felſig war ſogleich bereit; Juſt gab die nöthigen Data mit der größten Genauigkeit, ſo daß der Commiſſär befriedigt das Haus verließ. Gottfried bekam eine Flaſche Wein auf das Wohl ſeines jungen Herrn im Vorzimmer zu leeren. So war Alles beigelegt. Allein die Geſellſchaft wollte für den Schreck wenigſtens durch den Spaß entſchädigt ſeyn, und der Umſtand, daß Juſt mit einem Bärenführer gereiſt, im Thorzettel als ein junger Bär eingetragen ſey, und endlich zu ſeiner Wohnung das berüchtigtſte Haus der Stadt gewählt habe, bot dem Witzling Belair unerſchöpflichen Stoff zu Neckereien.

„Aber unbegreiflich iſt's doch, lieber Krumbholz,“ nahm Felſig das Wort, „da es Ihnen, unbeſchadet Ihrer übrigen Vorzüge, die ich aufrichtig anerkenne, — ſo ganz an Weltkenntniß fehlt,

fehlt, — unbegreiflich iſt's doch, daß Ihre Frau Mutter Ihnen nicht einen gewandtern Begleiter, als den wackern Gottfried, mitgegeben? Eine Frau, eine Mutter, dächte ich, müßte mehr als zu beſorgt vor allen Zufällen ſeyn, die einem 16jährigen Jüngling begegnen können!"

„Ne, das iſt mal wahr," fiel Gottfried ein, der ſich herein geſchlichen, und hinter ſeines Herrn Stuhl geſtellt hatte, „wenn man ſie ſo ſieht, ſollte man ſie wohl für ein verkleidetes Mannsbild halten .Und hat ſie nur erſt die Fliegenklatſche beim Leibe! — Gelt, Herr Juſt, die Mama führt einen guten Pfiff?"

Juſt mußte lachen, und die ganze Geſellſchaft brach auf dies Zeichen in lautes Gelächter aus.

Die Tafel ward aufgehoben. Der Amerikaner ſuchte an Juſt zu kommen, und ſagte ihm mit freundlichen Worten: er wünſchte von ganzem Herzen, gegen den Sohn ſeines Retters ſeine Dankbarkeit an den Tag legen zu können. Er ſey daher entſchloſſen, ihn in einigen Jahren, wenn er in Felſig's Hauſe ſeine merkantiliſchen Studien vollendet habe, zu ſich zu nehmen, um ihn, in ſeiner Geſellſchaft, den groſ-

ßen

ſen ausländiſchen Handelsverhältniſſen zuzuführen. Mit Innigkeit bat er ihn, ſich jenen, frommen, einfachen Sinn zu erhalten. Was ihm an Weltkenntniß und feinen Sitten abginge, würden ein Paar Jahre Reiſen leicht erſetzen.

Ueberraſcht antwortete der Jüngling mit Freudenthränen: „Alles gut, lieber Herr, und ich kann wohl verſprechen, daß ich mit Gottes Hülfe als ein Chriſt und rechtſchaffner Menſch zu leben und zu ſterben gedenke. Was aber Ihre ſonſtigen Vorſchläge betrifft, da kann ich, ohne meiner lieben Mutter Mitwiſſen, gar nichts thun!“

Weſtland, ſo hieß der Fremde, lobte ihn dieſer Bedenklichkeit halben, und verſprach, ſelbſt mit Frau Renaten von der Sache zu ſprechen. Zugleich rufte er Herrn Felſig herbei, den er bat, ſich Juſt's recht ernſtlich anzunehmen, indem er feſt entſchloſſen ſey, Vaterſtelle an ihm zu vertreten.

Am andern Tage begab man ſich nach der Polizei. Die Sache war bald abgemacht, Juſt erhielt ſeine Papiere zurück, und bezog ein angenehmes Quartier in Felſig's Nähe. Täglich

war

war er im Comptoir beſchäftigt. Der Befehl ſeiner Mutter, die Verſprechungen Weſtlands und vor allem das edle Beſtreben, es ſeinem Vater gleichzuthun, waren ihm ein Sporn. Seine feinen Anlagen für das gewählte Fach, ſeine unermüdete Thätigkeit, ſein eiſerner Fleiß, blieben nicht unerkannt. Sein Prinzipal zog ihn näher an ſich, übertrug ihm immer wichtigere Geſchäfte, und ſeine Meinung, die er nie ungefragt und immer auf das Beſcheidenſte vortrug, fing nach einem Jahre an von Gewicht im Comptoir zu werden.

Keiſig mochte wohl von des Amerikaners ungeheurem Reichthum und väterlichen Abſichten gegen den Jüngling, im Beiſeyn der Damen vom Hauſe geſprochen, und dieſe überlegt haben, daß der junge Bär kein ganz zu verachtender Fang ſey; wenigſtens bezeigte Mamſell Euphemie ſeit dieſer Entdeckung dem vorher Unbeachteten eine ganz beſondre Aufmerkſamkeit.

Juſt blieb nicht unempfindlich gegen eine ſolche Annäherung. In ſeiner Unerfahrenheit ahnete er nicht den Grund dieſes ſo abſtechenden Betragens. Eben ſo wenig fiel es ihm ein, Beobachtun-

obachtungen über Euphemiens Character anzuſtellen. Sie war liebenswürdig, ſanft, heiter, wenn er ſie ſah; Grund genug für ihn, zu glauben, ſie müſſe immer ſo ſeyn. Dennoch konnte er dem Mädchen nichts zu Dank machen. So zufrieden ſein Prinzipal mit ihm war, ſo billigende Briefe Frau Renata ſchrieb, ſo unzufrieden blieb Euphemie mit dem jungen Wilden. Sie hatte wohl Urſache dazu. Nicht allein, daß er es ihr rund abſchlagen, ſeine altväteriſche Tracht gegen die Modekleidung eines Elegants zu vertauſchen, er machte noch überdieß täglich die ſchnödeſten Verſtöße gegen alle gute Lebensart, und gab ſich ſo oft zum Gelächter, daß ſie nicht aus der Bangigkeit kam, wenn ſie ſich zuſammen in Geſellſchaft befanden. Da aber Juſt trotz ſeiner Ungeſchicklichkeit von der ſchönern Hälfte der Geſellſchaft ſehr intereſſant gefunden ward, und die Unbeſcholtenheit ſeiner Sitten, die faſt beiſpielloſe Thätigkeit ſeines Lebens, ihm Väter und Vormünder nicht weniger als Töchter und Pupillen geneigt machten, er auch, an ſich ſchon reich, nun noch von einem Manne, der Tonnen Goldes beſaß, an Kindesſtatt angenommen wurde, ſo war er

ein

ein zu ſeltener Vogel, als daß man ihm nicht überall Schlingen hätte legen ſollen. Euphemie hatte Selbſtvertrauen genug, zu glauben, daß es ihrer Schönheit und ihrem Verſtande ein Leichtes ſeyn würde, ihn auch dann noch zu ſich zurück zu führen, wenn er ſchon anderswo Neigung gefaßt hätte. Ganz ohne Nebenbuhlerin, ohne Intrigue, ohne Eiferſucht, ohne Gelegenheit, den Erwählten zu quälen, war ihr der Sieg gar zu leicht. Und es ſchien, als wolle ihr das Schickſal hierbei hülfreiche Hand leiſten.

Delair ward von ſeiner Familie in ſeine Vaterſtadt Straßburg zurückberufen. Juſt verlor ihn ungern, denn trotz ſeiner endloſen Neckereien, war er ein ehrliches, treues Gemüth, und hatte ihn aus mancher Verlegenheit, in die er ſich täglich verwickelte, lodger macht. Aber es war nun Zeit für Juſt, auf ſeinen eignen Füßen ſtehn zu lernen, und deshalb vortheilhaft, daß er ſeinen Mentor verlor.

Herr Felſig ſtellte ihm Tags darauf im Comtoir den neuen Collegen vor. Er nannte ſich Ludwig Blutſtrom, obſchon er von ſeinem reichen Onkel als Ludwig Feuerbach

aviſirt worden war. „Mein Gott — lispelte der blonde, hochaufgeſchoſſene, wohlgeruchduftende Jüngling — ich weiß nicht — der Oheim — dünkt mich ſo wunderlich! Er iſt ein trockner Geſchäftsmann, ſo mag er denn Chriſtoph Feuerbach heißen; aber ich bin Dichter, die Dichtergärten Heſperiens ſind mir erſchloſſen, täglich küßt mich die Muſe, und ſo ziemt mir ein poetiſcher Name! Ich ſoll Handlung treiben — nun ja — der Oheim iſt reich und betagt, man lebt ihm zu Gefallen und macht die Grimaſſe. Aber verhüte Apoll, daß Minſtrom die Nachwelt um ſeine Weiheſtunden beſtehle, und ſich mit Arbitragen quäle! Mein, Lieb' und Kunſt, das iſt Hauptſächdenz, das ſind die beiden Pole meines ſchönen Dichterlebens. Nicht wahr, mein Gefährte — er faßte Juſt's Hand — wir ſind eines Glaubens?"

„Wenn Sie Proteſtant ſind? — Ja" — erwiederte dieſer trocken. Proteſtant? — lächelte Feuerbach — nun ja, wenn Sie wollen, ich proteſtire nämlich gegen alle Proſa!

Herr Feuerbach — meinte Feiſig — thun Sie für Ihre Perſon, was Ihnen gut dünkt; aber, das ſage ich Ihnen im Voraus, an

meinem

meinem wackern Krumbholz hier, finden Sie Ihren Mann nicht!

Krum — Krumbholz? — rief Feuerbach ſich die Ohren zuhaltend — Götter, welch ein barbariſcher Name! Nein — ſetzte er zu ſich hinzu — ich leide es nicht, weg mit dieſen böotiſchen Klängen! Unſer Idiom, es iſt ſo geſchmeidig, ſchmiegſam — leicht finden wir etwas beſſeres! Nicht wahr Guter, Sie thun mir dies nicht wieder?

Ich verſteh Sie gar nicht — entgegnete Juſt — was ſoll ich denn nicht mehr thun?

Nicht mehr den häßlichen Namen nennen! Bitte, bitte! Sehen Sie das Ar—, Krumbholz, es zerfleiſcht mir die Ohren!

Juſt ſah bald Feuerbach, bald Feiſig darauf an, ob es Ernſt ſey mit dieſer Forderung. Der Letztere gab ihm ſein Taſchenbuch und ſagte mitleidig lächelnd, ſehen Sie doch ein Mal, lieber Krumbholz, dieſe Briefe durch, und ſagen mir dann in meinem Cabinet Ihre Meinung! Beide verließen das Zimmer.

Nach einer Weile kam Juſt zurück. Feuerbach ſaß noch immer die Knie übereinander geſchlagen, mit ſeinem Stöckchen ſpielend und

ſinnend da. „Hören Sie, Liebſter — rief er Juſt zu — ich hab's! Treffllich iſt's mir gelungen! Sehen Sie, mir ſteht alles offen, der Blüthenhain der helleniſchen, der Roſengarten der deutſchen Poeſie. Leicht hätte ich Ihnen einen griechiſchen Namen geben können — mein Gott, das iſt ja ſo leicht — aber ich habe nie weder Griechiſch noch Latein lernen mögen! Die Sprachen ſind todt, die Völker untergegangen, da gibt's nichts mehr zu bilden. Aber in unſrer deutſchen Mundart da wühl' ich, da forſch' ich. Nein, deutſch muß Ihr Name bleiben, denn ſind wir nicht Deutſche? Alſo hören Sie, wie ich ihn umbildete!

Wie Sie wollen! Laſſen Sie mich nur; Sie wiſſen, daß mich Herr Reiſig erwartet.

Nein, nein! Ich halte Sie, Verehrter — wenn es ſeyn muß, wie die Gelegenheit, am Schopf.

Juſt ſtand, den Schwätzer verwünſchend. „Nun ſo reden Sie — ſagte er verdrießlich — aber enden Sie bald!"

Gleich, gleich! Sehen Sie, ſie heißen Krummholz, nicht wahr? Nun, Krumm, das iſt das Princip der Schönheit, denn mehrere Cur-

ven — er zeichnete mit dem Finger — ∿∿∿ — ſo und ſo an einander geſtellt, das gibt die Wellenlinie. Alſo für krumm ſagen wir Welle! Das häßliche, lautloſe b werfen wir weg. Holz, das iſt collectiv; weder Eiche, noch Eſche, noch ſonſt ein einzelner Baum, ſondern die Gattung iſt gemeint; dafür ſagen wir Gebäum, analogiſch mit Gehölz, Geſträuch! Alſo Sie heißen nunmehr — Wellengebäum! Mein Freund Wellengebäum! Iſt's nicht einzig originell, genial?

Herr Feuerbach — nahm Juſt das Wort — ich bin kein Hund, den man nach Belieben heut Phlax, morgen Nimrod taufe. Mein Vater hieß Kemmholz, ich heiße ſo, und bin feſt entſchloſſen, dieſen Namen mit Ehren bis an mein Ende zu führen! Damit ließ er ihn ſtehn.

Trotz dieſes lebhaften Geſprächs blieben die beiden jungen Männer in freundlichem Verkehr, wobei freilich Juſt, der ſich über Feuerbachs Albernheit recht ernſtlich ärgern konnte, das meiſte Verdienſt hatte.

Euphemie hatte eines Nachmittags Juſten bitten laſſen, ſie auf dem Piano mit ſeinem Inſtru-

Instrumente, das er ausgezeichnet spielte, zu begleiten. Die Botschaft ward in Feuerbachs Weisen ausgerichtet, der ihn damit aufzog, daß ein so prosaisches Gemüth an Musik und weiblicher Schönheit doch einen sehr warmen Antheil nehme. „Oder finden Sie Euphemien etwa nicht schön?"

„Doch" entgegnete Jurk, „sehr reizend!"

„Sehr reizend!" spottete Jener. „Da sieht man wieder den berechnenden Kopf, der sogar mit Worten spart — sagen Sie, Euphemie sei ein Rosenglut und Lilienschnee gewoben, sei ätherisch, der Charitinnen eine, und Sie haben dennoch zu wenig gesagt!"

„Ich fühle so Etwas!"

„Nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie nicht zu lebhaft fühlen. Wir könnten Nebenbuhler werden!„

„Dann müßte Euphemie entscheiden."

„Ganz Recht; aber der Unbeglückte müßte den Beglückten todtschießen!"

„Bewahre Gott!" meinte Jurk.

„Nun, so müßte er vor Gram sterben, welken wie eine Lilie!"

„Auch das nicht!"

„Jurk

„Junger Freund,“ ſagte Feuerbach mit ungewöhnlichem Ernſt, „noch haben Sie wohl keine Frau geliebt?“

„Meine Mutter!“

„Das merkt man. Nun gehen Sie — wir werden ja ſehen, wem die Götter hold ſind.“

Euphemie hatte recht gut bemerkt, daß ihre Schönheit auf den ſentimentalen Feuerbach gewaltigen Eindruck gemacht, und daß es nur eines Winks bedürfe, um den ſeufzenden Dichter zu ihren Füßen zu ſehen. Dagegen ſchmeichelte es ihrer Eitelkeit mehr, den jungen Bär in ihren Feſſeln zu wiſſen. Sie liebte keinen von Beiden, und war entſchloſſen, ihre Hand nur dem Manne zu reichen, der ſie in den Stand ſetzte, es an Eleganz und Modethorheiten ihrer Couſine Felſig gleich zu thun. Ihre Abſicht war, die beiden Jünglinge eiferſüchtig zu machen. Der zuerſt den entſcheidenden Schritt thun würde, werde ihr Gemahl, ohne daß dem Andern deshalb die Freiheit benommen ſeyn ſollte, der Dame ſeines Herzens als Cavaliere servente die Aufwartung zu machen. Auf jeden Fall traute ſie ſich genug

Kraft

Kraft zu, ihren Sinn auch als Gattin durchzuſetzen.

Juſt wurde nun, nicht nur in der heutigen Muſikſtunde, ſondern auch in mancher andern, ſo kunſtmäßig angegriffen und erobert, daß er ſchon längſt Euphemiens Launen blindlings folgte, ehe er den Verluſt ſeiner Freiheit ahnete. Feiſig war nicht redlich genug, ihn zu warnen, und bei einer Verbindung mit ſeinem Hauſe viel zu ſehr intereſſirt. Aber auch Feuerbach ward kräftig angezogen und begünſtigt. Das gefährliche Experiment gelang. Jetzt erſt, von Eiferſucht gemartert, fühlte Juſt, daß er Euphemien glühend liebe. Das gute Vernehmen zwiſchen ihm und Feuerbach war dahin. Jeder wetteiferte, ſich in Ergebenheit gegen die Geliebte hervorzuthun. Schon längſt hatte Juſt ſeinen Anzug ihren Grillen aufgeopfert, und erſchien höchſt modiſch gekleidet. Aber dieſer Sieg genügte dem hochmüthigen Mädchen nicht. Seine ganze Individualität ſollte er ihr zu Gefallen aufgeben, ſollte ein andrer Menſch, ihr Geſchöpf werden. Feiſig glaubte bei Juſt's, ihm bekannter, Feſtigkeit Gefahr in einem ſolchen Spiele zu ſehen. Vergebens; Euphemie

und

und ſeine Gattin ſtützten ſich auf die bereits errungenen Siege, die man mit Eifer verfolgen müſſe.

In der That ſchienen die Frauen ihren Mann beſſer zu kennen, als Feſtig. Juſt begleitete Euphemien in alle Geſellſchaften, war ſtets ihrem Spieltiſche gegenüber, machte ſehr häufig den Dritten bei ihrer unmäßig hohen l'Hombre-Partie; nahm im Theater ihrer Loge gegenüber Platz, von der er kein Auge verwendete, kurz, er erſchien als ihr unzertrennlicher Begleiter, und die Welt würde ihn ſchon längſt den Erwählten genannt haben, wäre nicht, ſobald er mit Feuerbach in Geſellſchaft zuſammentraf, dieſer auf eine auffallende Weiſe begünſtigt und Juſt vernachläſſigt worden, ſo daß alle Vermuthungen ſcheiterten. Indeſſen, Euphemie hatte ihres ſtolzen, geringſchätzigen Betragens halben, wenig Freunde; und ſo fehlte es nicht an guten Seelen, die, ihre tiefere Politik durchſchauend, ſie eine durchtriebene, unwürdige Coquette nannten. Freilich ſagte man dergleichen nicht vor den Ohren der beiden jungen Männer; und die Trunkenen würden es auch nicht geglaubt haben.

Eines

Eines Abends kam Juſt, höchſt mißgelaunt, nach Hauſe. Er hatte an Euphemien eine Summe verloren, deren Ausgabe ihn in Verlegenheit ſetzte. Dazu war er Zeuge des lebhaften Augenſpiels zwiſchen ihr und Feuerbach geweſen, der unſern vom Spieltiſche ſtand. — Um dem Mädchen ſo viele Zeit widmen zu können, hatte er die Nächte hindurch arbeiten müſſen, und es gern gethan, ſo lange ſie ihn durch Liebenswürdigkeit dafür belohnte. Heut, von ihr gekränkt, um eine bedeutende Summe ärmer, Eiferſucht und Selbſtunzufriedenheit im Buſen, ſollte er nun auch des Schlafs, dieſes einzigen Freundes aller Leidenden, entbehren. — Eben kam Gottfried mit einem ſtarken Pakte aus dem Comptoir in ſein Zimmer. Verdrießlich warf ſich Juſt auf das Sopha. Der treue Diener trat vor ihn — „fehlt Ihnen etwas, Herr Juſt?“ — fragte er leiſe.

Nein — antwortete dieſer kurz — warum?

Sie ſehen ſo blaß aus!

Kann ſeyn. Laß mich zufrieden!

Gottfried zog ſich ſchweigend zurück, und machte ſich einen Beheif im Zimmer.

Ich will allein ſeyn — fuhr ſein Herr ihn an — haſt Du es nicht gehört?

Gott-

Gottfried ſah ihn trübſelig an, dann zog er ein Billetchen hervor. „Vielleicht kann Sie das beruhigen!“

Juſt riß es an ſich, es war von Euphemien. Er las es flüchtig. „Das Billet iſt Nachmittag um 3 Uhr gekommen, warum giebſt Du mir es erſt jetzt? Ich will nicht hoffen, daß Du Dich unterſtehſt, meine Angelegenheiten nach Deiner Willkühr zu betreiben?“

Ach Gott, lieber Herr, ſeit mir Mamſell Euphemie durch Feiſig's Kammerdiener hat befehlen laſſen, meinen Herrn Sie zu nennen, weil es ſich nicht ſchickte, daß ſo ein gemeiner Kerl, wie ich, ſeinen Herrn Er nenne — ſeitdem unterſteh' ich mir gar nichts mehr!

Mamſell Euphemie hat Recht. Es hat ſich in den zwei Jahren ſo manches geändert, ich ſelbſt. Sonach konnte es zwiſchen uns auch nicht beim Alten bleiben.

Ach ja — ſeufzte Gottfried — es hat ſich Alles geändert!

Ich will wiſſen wo das Billet geblieben? Um 5 Uhr war ich zu Haus. Rede, oder —

Gottfried warf ſich in Thränen ausbrechend zu ſeinen Füßen — Herr Juſt, ich bin

bin ja der alte Gottfried, kennen Sie mich denn nicht mehr? Mich alten Mann wollen Sie schlagen?

Just warf den Stock bei Seite, den er in der Hitze ergriffen hatte. — So sprich — aber mach's kurz!

Ja, ja, ich will sprechen wie mir's um's Herz ist, und dann schlagen Sie mich, und jagen Sie mich fort; aber geben sie mir nur noch einmal die Hand!

Just reichte sie ihm gerührt. Gottfried bedeckte sie mit Küssen — nun will ich Alles sagen — aber bester Herr — Sie müssen auch nicht bös werden?

Gewiß nicht; ich versprech es Dir!

Nun sehen Sie, seit Sie mit dem meschanten Weibsstück, der Euphemie —

Gottfried —

Ach bester Herr, 's ist schon vorbei, und Sie wollten ja nicht bös werden! — Nun also, seitdem hat sich alles geändert; und wie Sie Ihren perlgrauen Rock und die seinen Zwirnstrümpfe auszogen, und so eine häßliche Jacke überhingen, und so lange blaue Hosen wie die Ungarn, die immer zur Mama kämen und nach jungen Schweinen fragten, sehen Sie — da war's, als hätten sie den alten

Men-

Menſchen ausgezogen. Nichts konnte ihnen Ihnen mehr zu Dank machen; ich mußte Sie ſprechen, und das war ſchon ſehr ſchlimm. Aber nach einem halben Jahre da kam's noch viel ſchlimmer! Denn da gingen Sie die ganzen Nachmittage zu der Mamſell, und ſchrieben Briefchen, und ich mußte laufen und Antwort holen. Nun erkundigte ich mich bei den Leuten, was denn an der Mamſell wäre. Und da ſagte die alte Amme, die Euphemie wäre ein bodenböſes Weltkind, die weder Gott noch Menſchen liebte. Und das muß wahr ſeyn, denn glauben Sie wohl Herr Juſt, ſeit Sie mit ihr bekannt ſind, haben Sie ſich recht oft in Kleidern auf's Bett geworfen, und ſind ohne Abendſegen eingeſchlafen?

Juſt ſeufzte.

Nun — fuhr Gottfried fort — der liebe Gott wird's Ihnen wohl verzeihen, ich habe ihn wenigſtens allemal darum gebeten. Wie Sie nun anfingen, ſo krank auszuſehen und ſo viel Geld auszugeben, da ward mir ganz bang. Sonſt, wenn ich früh an ihr Bett trat, und Sie mit ihren gelben Locken, den pfirſichblütenen Backen und den rothen Lippen wie ein Engel da lagen, da ſagte ich oft —

„der Menſch iſt doch ein ſchönes Creatur" — und wieder dachte ich, wenn Sie ſo freundlich im Schlafe lächelten — „mit dem wird's einmal ein braves Mädchen gut haben!" — Und dazu lag der ſchwere grüne Beutel voll Gold auf dem Schreibtiſche und ich freute mich immer über Ihre gute Wirthſchaft, und daß Sie doch dabei ſo ganz nicht geizig wären. Aber wie Sie nun mit der Mamſell in der Karte ſpielen, und dann ganze Nächte arbeiten mußten, ach, da ſahen Sie ſo verſtört aus, und die Augen waren ſo roth und lagen ſo tief drinnen, und ſtatt der ſchweren Geldbörſe lag da ſo ein kleiner Lumpenbeutel von rother Seide, mit einem großen F. von falſchen Perlen, und drinn ein Paar halbe Gulden und eine Mandel Gröſchchen! Holla — dacht' ich — wo will das hinaus? Erſt wollte ich der Mama Nachricht geben, aber mir fiel ein, daß die mit ihrer Heftigkeit wohl gar Oehl ins Feuer gießen könnte, und dann wollte ich auch nicht gern hinter Ihrem Rücken etwas thun. Ich nahm mir alſo vor, lieber eine Gelegenheit vom Zaune zu brechen, und ein Zettelchen von der Mamſell zurück zu behalten, damit Sie mich zur Rede ſetzen und die Sache zur Sprache brin-

gen

gen möchten. Und nun, beſter Herr, habe ich Alles geſagt, aber nun geben Sie auch die Bekanntſchaft mit der Mamſell auf; es führt wahrlich zu keinem guten Ende!

Gottfried — antwortete Juſt — ich habe Deinem langen Geplauder [illegible] großer Nachſicht zugehört. Du biſt [illegible] alter, treuer Knecht, der Vertrauen verdient, und ich bitte Dir deshalb meine haſtige Uebereilung von Herzen ab. Weiter aber mußt Du nichts verlangen. Euphemien kann und darf ich nicht verlaſſen; mein Herz und meine Ehre verbieten es. Ich kann nicht leben ohne ſie.

Ach beſter Herr, die Verblendung iſt eben Ihr Unglück. Glauben Sie mir, Sie hat's Ihnen angethan!

Gottfried — keinen Unſinn!

Wahrhaftig! Sie meint's gar nicht einmal gut mit Ihnen!

Wer ſagt das? frug Juſt ſtolz und heftig.

Das ganze Haus, lieber Herr; die ganze Stadt. Sie ködert Herr Feuerbachen eben ſo mit glatten Worten und verliebten Blicken, und am Ende betrügt ſie beide.

Juſt ſtand in Gedanken verloren.

Wie

Mir fällt was ein, und ich denke der Gedanke kommt von oben. Stellen Sie ſie auf die Probe. Was haben ſie morgen vor?

Um 11 Uhr hole ich Euphemien ab, wir fahren dann auf die Promenade und von da zum Dejeuner bei der Gräfin Rotenburg!

Schreiben Sie's ihr ab!

Nimmermehr. Sie rechnet auf mich. Die Gräfin erwartet uns. Keine denkbare Urſache könnte mich entſchuldigen!

Doch, doch Herr Juſt. Sehen Sie, morgen um 10 Uhr wird die von den Feinden verwüſtete Marienkirche wieder eingeweihet, und zum erſtenmale Gottesdienſt drinn gehalten. Die ganze Stadt wird dort ſeyn. Auch Herr Kelſig geht hin. Schreiben Sie das der Manſell, und wenn ſie Sie los giebt, ſo will ich Alles in den Wind geredet haben, und es ihr auf den Knieen abbitten!

Wie kann ich denn? Was geht Euphemien und mich die Einweihung der Marienkirche an? —

Gottfried ſah ſeinen Herrn mit einem Blicke an, davor dieſer die Augen zu Boden ſchlug — Herr Juſt — ſagte er kopfſchüttelnd — Ihr ſeliger Vater würde ſo nicht geſprochen haben

haben, und denken könnnen Sie dergleichen Gotteslästerung auch nicht!

Just biß ſich die Lippen — „was ſoll ich ihr denn für einen Vorwand ſchreiben?“ — fragte er unmuthig.

Nichts weiter, lieber Herr, als, Morgen wär' Sonntag, wo alle Chriſtenleute in die Kirche zu gehen pflegten, dazu Einweihung des neuen Gotteshauſes. Sie hätten das aus der Acht gelaſſen, und könnten alſo nicht um 10 Uhr kommen!

Nimmermehr, Gottfried, ſchreib' ich das!

Nun ſo ſetzen Sie dazu, Sie wollten ſie dafür Nachmittags kutſchieren!

Just wankte, aber Gottfried bat ſo fromm, ſo dringend, daß er nicht widerſtehn konnte. Er ſchrieb, und der treue Alte lief wie ein Windſpiel mit dem Billet davon.

Bei Felſig's war das Haus noch offen, denn Euphemie war noch nicht zurück. Gottfried beſchloß ſie zu erwarten — Leben und Tod hing an ihrer Antwort.

Just ging indeß wie ein Verurtheilter, der Gnade erwartet, zwiſchen Furcht und Hoffnung auf und nieder. Wenn nun Euphemie ſpottend, vielleicht gar geringſchätzig antwortete, konnte er es vor Gott, vor ſei-

nem Gewiſſen, vor ſeiner Mutter verantworten, auf der Verbindung mit einer Gottesverächterin zu beſtehn? Aber wenn ſie ſich nun erbot, ſelbſt Theil an der heiligen Feier zu nehmen, wenn ſeine fromme Bedenklichkeit auch ihr Herz rührte? — O, mit welcher innigen Liebe wollte er dann zu ihr eilen, ihre Hände faſſen, und das Gelübde ewiger Treue ausſprechen! — Da wurde geklingelt — es war Gottfried, der eilig die Treppe heraufkolperte. Juſt's Pulſe ſchlugen fieberiſch. Er eilte ihm entgegen, riß das Billet aus ſeinen Händen und las, während des Dieners Blicke an den Augen ſeines Herrn hingen.

Nach einigen Secunden warf ſich Juſt in tiefer Bewegung aufs Sopha, das Haupt in die Kiſſen bergend.

„Um Gott, beſter Herr!“ rief Gottfried, ihm den herabgefallenen Zettel hinhaltend, „leſen Sie, was ſchreibt ſie denn?“

Juſt las:

„Ich bin keine Heuchlerin; darum ſage ich Ihnen offenherzig, daß ich mich eben ſo ſehr auf die Spazierfahrt mit Ihnen freute, als mich die Einweihungs-Ceremonie — ſo wie alles Kirchen- und Pfaffenweſen — von ganzem

ganzem Herzen langweilen würde. Thun Sie, was Sie nicht laſſen können; aber muthen Sie mir nicht zu, wegen einer Frömmelei, die ich nicht achten kann, eine Freundin zu desobligiren, wie mir Gräfin Rotenburg iſt. Nachmittag bin ich verſagt.

Euphemie."

„Victoria!" rief Gottfried mit den Fingern ſchnalzend, „das geht ja prächtig; aus dem Zettel kuckt ja der Pferdefuß ganz deutlich hervor! Nun? hatte ich nicht Recht?"

„Unmenſch! — Haſt Du nicht gehört, daß ſie ſich freute? O Gott! Euphemie freut ſich, mit mir zu ſeyn, und ich ſoll ihr die Freude verderben!"

„Ei was, Herr Juſt, der Teufel freut ſich auch, wenn er eine arme Seele fängt; deswegen beſinnt ſich doch kein Chriſtenmenſch, ſie ihm wieder aus den Zähnen zu reißen, wenn er es ſonſt im Stande iſt."

„Nein, nein!" rief Juſt im tiefſten Schmerz, „ich ertrag's nicht! Sie meint es nicht ſo bös. Nur das zur Schau tragen haßt ſie, ihr Herz iſt fromm und gut. Ich will ihr ſchreiben, — noch heut — gleich —"

„Bedenken Sie, bester Herr, es ist 11 Uhr Nachts. Das Haus ist geschlossen. Welch Aufsehen, wenn ich käme, und Alles weckte, um ein Briefchen an die Mamsell zu bestellen. Morgen wüßte es die ganze Stadt!“

Just ließ sich endlich bedeuten. Die halbe Nacht lief er in Thränen und Verzweiflung herum, so daß dem alten Diener sehr bange wurde. Endlich gegen Morgen schlief er ein, und Gottfried betete mit Inbrunst, daß der Himmel den Verblendeten retten möge.

Der Arzt stand schon lange an Just's Bette, ihm den Puls fühlend, und schüttelte bedenklich das Haupt.

„Bis an den Morgen,“ erzählte Gottfried, „ists so gegangen. Die schreckliche Hitze, die starren Augen, das Irrereden. Ich wußte, meiner Seele, keinen Rath!“

„Ganz erklärlich,“ sagte der würdige Greis, „übermäßige Arbeit, die langen Nachtwachen, dazu die heftige Gemüthsbewegung, vielleicht ein Krankheitsstoff im Körper. — Nun, das Fieber ist zwar sehr stark, dennoch — der junge Mann ist ungeschwächt — mit Gottes Hülfe — indeß, den Verwandten möchte

möchte man doch sofort Nachricht geben! In ein Paar Stunden komme ich wieder!“

Aber während Gottfried sich den Kopf zerbrach, wen er, ohne zu viel zu sagen, den Brief aufsetzen lassen solle, war Frau Renata selbst angekommen. Wer mochte wissen, welcher Freund Just's, oder welche Feindin Euphemien's der alten Frau von ihres Sohnes Lage und Entschließung Nachricht gegeben hatte? Renata bedachte sich keinen Augenblick, packte ihren alten Buchhalter auf, versah sich mit dem Nöthigsten, bestellte Extrapost, fuhr Tag und Nacht, und langte Vormittags gegen zehn Uhr an. Den Buchhalter schickte sie in ihres Sohnes Quartier, damit er von Gottfried erfahren möge, wie es mit dem Creditwesen bestellt sey. Unterdeß ging sie in Felsigs Haus, um den Sünder gleich selbst ins Gebet zu nehmen. Es war Sonntag und niemand im Comptoir. Ein Dienstmädchen meinte, Herr Krumbholz würde wohl oben bei der Mamsell seyn. Renata stieg hinauf. Im Vorsaale begegnete ihr Feuerbach, der die ganz schwarz und altmodisch gekleidete Frau, mit einem ungeheuern grünen Fächer in der Hand, lächelnd betrachtete.

tete. „Wer ist Sie?“ frug er, „wo will Sie hin?“

„Das braucht Er nicht zu wissen!“ poltete Renata. „Zu wem ich will? Zu meinem Sohn! Wo ist er?“

„Wer ist denn Ihr Sohn?“

„Ich werde ihn schon erkennen, wenn ich ihn sehe!“

„Ich zweifle keinen Augenblick,“ lächelte Feuerbach; „aber nur der Olympischen Einer vermag, unter einem Dutzend Comptoristen ihn heraus zu finden.“

„Zu Justen will ich; zu Justen Krumbholz!“

„Wie?“ rief Feuerbach mit lautem Erstaunen, „zu Just, dem Blondlockigen, dem Jünglinge, dem Liebenden? zu meinem Freunde Wellengebäum?“

„Was, Wellenbein? — Krumbholz sag' ich!“

„Sehn Sie, verehrteste Bildnerin meines Freundes, ich und Just, der Blonde, wir arbeiten Beide hier in Felsigs Comptoir. Unsre Herzen fanden sich am ersten Tage. Ich bat, ich beschwor ihn, den barbarischen Namen abzulegen, der mein nur an Melodien gewöhntes Ohr zerriß. Und er that's, er

legte ihn ab, den Namen, den unholden, und nannte ſich Wellengebäum!“

„Er that's?“ ſchrie Frau Renata, beide Hände in die Seiten ſtemmend. „Sieh'ſt Du Junge,“ ſie klopfte rachgierig mit dem großen Fächer in die Hand, „wenn das wahr iſt, wenn Du ihn dazu perſuadirt haſt, ſo will ich Deine Ohren an eine Maſladie gewöhnen, die Du Zeitlebens nicht wieder los werden ſollſt! Aber was ſchwatze ich hier? Wo wohnt die ſaubere Mamſell Euphemie?“

„Dort, dort, geſtrenge Ahnfrau,“ deutete Feuerbach mit dem Finger, denn er befürchtete, die rieſige Alte möchte ohne Verzug zur Ausführung ihres Verſprechens ſchreiten.

Renata klopfte ſtark an. Das Kammermädchen wollte ſie anmelden, aber mit einem rauhen „Marſch!“ ward ſie kräftig bei Seite geſchoben. Euphemie hörte den Lärm, und ſchritt ihr entgegen.

„Sind Sie Mamſell Euphemie Adlerſtein?“ frug die ſchwarze Matrone.

„Die bin ich. Was ſteht zu Ihrem Dienſt?“

„Ich habe mit Ihnen ohne Zeugen zu ſprechen!“

„Treten

„Treten Sie näher.“

Euphemie führte sie in ihr Zimmer. Die beiden Frauen nahmen auf dem Sopha Platz. Ihre Unterredung war kurz, aber lebhaft. „Sie sehen,“ schloß Renata, „daß mein armer Sohn, der von dem gänzlichen Derangement unserer Angelegenheiten nichts weiß, ganz keine Parthie für Dieselben ist; da Sie, wie Sie sagen, entschlossen sind, nach Vermögen zu freien. Daher würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir schriftlich gäben, daß Sie an den armen Teufel keine Ansprüche machen.“

Euphemie ging sorglos in die Falle, und die Scheu vor einer solchen Schwiegermutter bewog sie leicht, die gewünschte schriftliche Erklärung aufzusetzen. Hiermit schieden die Beiden.

Im Hause begegnete Renaten der Buchhalter. „Madame,“ sagte er, „Ihr Sohn ist bedenklich krank — liegt zu Bett' — sieht sehr übel aus.“

„Thut nichts, alter Freund, ich bringe ihm hier eine Stärkung.“ Sie nahm den Buchhalter unter den Arm, und ließ sich zu Juß führen.

„Ma

„Na ſag' mir, Junge," redete ſie den Kranken an, „was machſt Du für tolle Streiche?"

„Beſte Mutter, erlauben Sie —

„Oho, ich merke ſchon an der Sprache, daß ſich Alles hier verändert hat. Aber ich bin gekommen zu retten, was zu retten iſt, und da will ich Dich denn nicht ſchonen, obſchon Du krank ſeyn magſt, und ganz miſerabel ausſiehſt. Beſſer, daß der Leib verderbe, denn daß Du Schaden nähmeſt an Deiner Seele!" Und nun begann ſie eine Strafpredigt, worin ſie ihm ſeine Härte gegen Gottfried, ſeine ſchlechte Wirthſchaft, ſeine Heirathsgedanken, hauptſächlich aber ſeine Gottesvergeſſenheit aufs ſtrengſte vorhielt. „Das kömmt," ſprach ſie, „von dem Spielen und Buhlen und der Liebſchaft mit dem hoffärtigen Weibsbilde, die dem Satan gerade in den Rachen läuft. Aber Du kannſt, nächſt Gott, Deiner guten Mutter auf den Knieen danken, daß ſie Dich aus den Stricken der Verſucherin erlöſt hat. Denn mit der iſt's all' und aus!"

„Mit Euphemien?" rief Juſt, den eine dunkle Röthe überflog.

„Nein

„Nein aus! Die Sache ging ganz leicht. Sie meinte, sie hätte sich nie sonderlich viel aus Dir gemacht; weil sie aber entschlossen sey, einen reichen Mann zu heirathen, so hätte es geschehen mögen, daß sie Dir ihre Hand gegeben hätte. Wie ich ihr nun sagte, Du hättest nichts, als was ich Dir geben wollte, indem mich Dein seliger Vater zur Universalerbin eingesetzt, und mein ganzes Vermögen stecke in der Handlung, da meinte sie, sie wolle Dich nicht hindern, Dein Glück auf eine andre Weise zu versuchen, und sie gäbe alle Ansprüche an Dich auf."

„Himmlischer Vater!" unterbrach sie Just mit hervorstürzenden Thränen, „das hat Euphemie gesagt??"

„Da hier, mein Söhnchen, hast Du's schriftlich. Du sieh'st, ich mache Dir nichts weiß!" Sie hielt ihm das Papier vor die Augen.

Just erhob sich mühsam. Er las, seine Thränen versiegten, seine Hände zuckten, seine Lippen wurden bleich. —

„Herr Jesus! der stirbt!" schrie Gottfried, und sprang nach dem Doktor. Renata fing den Kranken auf, der in tiefer Ohnmacht an ihre Brust sank.

So ſtark auch Juſt's Natur war, ſo hatte der Schlag doch faſt zu kräftig getroffen. Des Kranken Wiederaufkommen blieb lang unentſchieden, und Renata benetzte ſeine Hände mit ihren Thränen. Endlich aber erhörte Gott ihr Gebet. Juſt erholte ſich, und ſeine Mutter trat ſogleich in die gewohnte Strenge zurück.

Er ſchien geiſtig und körperlich geheilt, denn es beſſerte ſich zuſehends mit ihm, und er erwähnte Euphemien nicht mehr. Renata hatte mit dem Arzte, der eine Ortsveränderung für nöthig hielt, ausgemacht, ihn niemand aus dem Felſig'ſchen Hauſe ſehen zu laſſen, ſondern unter dem Vorwand einer Badereiſe ihn unvermerkt ganz von hier zu entfernen. Indeß man noch über das Wohin berathſchlagte, trat Weſtland, der Amerikaner, ein, und ſeine Erſcheinung ward für Juſt ſo wohlthätig, daß der Arzt alle Bedenklichkeiten aufgab, ſobald er von Weſtlands Abſichten hörte. Auch Renata war froh, ihren Sohn in ſo guten Händen zu wiſſen; gern willigte ſie ein, daß er den Amerikaner nach England und in ſein Vaterland begleiten, und wenn ihn der Himmel erhielte,

nach

nach einigen Jahren an Erfahrung und Lebensklugheit reif, zurückkehren und ihr die Augen zudrücken solle.

Es war ein ernstes Abschiedsmahl, nach dessen Beendigung Frau Renata Justen ihren mütterlichen Segen ertheilte, und dann mit ihrem Buchhalter in das kleine Landstädtchen zurückkehrte, während Westland, Just und Gottfried sich zur Reise nach Hamburg rüsteten, wo man sich einschiffen wollte. Ein tiefer Seufzer schwellte Just's Herz, als er an Felsig's Hause vorüber rollte: Aber es war der letzte. Und vielleicht zollte ihn der wakkere Jüngling mehr seiner Verblendung, als einem zärtlichen Andenken.

In England that sich Justen eine neue Welt auf. Das Große des brittischen Welthandels, der Riesenmaßstab von Englands Flotten, die ungeheuern Geschäfte der Börse, alles dies wirkte günstig auf seinen niedergedrückten Geist. Bald erhob er sich wieder in alter Schnellkraft; unter Arbeit und edler Zerstreuung verflogen ihm Monden wie Tage, und er war zwei Jahre in England, ehe er es sich versah. Ungemein wohlthätig ward

es

es ihm, mit Selbstzufriedenheit zu fühlen, er sey in dieser Sphäre kein Fremdling. Westland, der, um sein Leben in Ruhe zu beschließen, und seinem Liebling freie Hand in der Anwendung seines ihm zugeschriebenen Vermögens zu lassen, dasselbe aus dem amerikanischen Handel herauszog, und in Europa anzulegen bemüht war, sah mit Wonnegefühl, daß Just in seiner Rechtschaffenheit, in seinem Fleiß und seinen vielseitigen Kenntnissen ein sichreres Kapital besaß, als er ihm hinterlassen konnte. Auch an äußrer Liebenswürdigkeit und Gewandtheit nahm Just täglich zu, wobei ihm der Umgang edler Frauen, den ihm sein zweiter Vater verschaffte, sehr nützlich ward. Aber nicht genug, daß Westland sein äußeres Glück auf das glänzendste gegründet, auch sein innres wollte er, durch Verbindungen mit vorzüglichen Menschen, und durch Kenntniß und Würdigung aller Lebensverhältnisse zu befestigen suchen. Als daher Just, der schon einmal in Amerika mit Westland gewesen war, nach England zurückkehrte, fand er eine Anstellung im Hauptquartiere des englischen Feldherrn, der mit einer Expedition nach Ostindien unter Segel ging. Sein heller Kopf, sein edles

Benehs

Benehmen, zeichneten ihn auch hier vortheilhaft aus. Der Natur seiner Anstellung nach, und vielleicht Westlands Wünschen selbst zufolge, hätte er hier einen entfernten Zuschauer abgeben, und erst bei der Verpflegung der Verwundeten, der Einwechslung der Gefangenen oder ähnlichen Wohlthätigkeitspflichten, in Wirksamkeit treten sollen. Allein er hätte kein Deutscher, kein junger, kräftiger Mann seyn müssen, wenn es ihm möglich gewesen wäre, an den heißen Tagen allgemeinen Kampfes, ruhig im sichern Hauptquartiere die Entscheidung abwarten zu können. Er hatte während seines Aufenthalts bei der Armee genug begriffen, um auch als Soldat nützlich seyn zu können. Daher trat er nach Ablauf des Waffenstillstandes als Offizier in Reihe und Glied. Allein der Feldherr wußte zu gut, was ein heller Kopf, ein unerschrockner Sinn und ein richtiger Blick für schätzbare Eigenschaften an einem Kriegsmanne sind, als daß er ihn auf einem Posten der Gefahr hätte sollen entgegenstellen, der durch einen weit geringer Begabten versorgt werden konnte. Er ließ ihn daher, der Form halber, in kurzer Zeit die herkömmlichen Grade durchlaufen, und stellte ihn sodann als Major in

seiner

ſeiner Suite an. Hier drang nun Juſt bald an der Spitze eines Regiments Seapoys mit ſtürmiſcher Tapferkeit in den Feind, bald unterhandelte er als Abgeordneter mit den Rajah's, und erwarb dem engliſchen Handel bedeutende Vortheile. So vergingen einige Jahre, und Juſt kehrte nach geſchloſſenem Frieden mit lauter Anerkennung ſeines Verdienſtes nach England zurück. Vergebens machte ihm der Befehlshaber glänzende militäriſche, vergebens die Directoren der oſtindiſchen Compagnie vortheilhafte merkantiliſche Anträge. Er ſchlug alles aus, und ordnete ſeine Angelegenheiten, daß er in ſein Vaterland heimkehren konnte, wohin ihn Weſtland begleiten wollte, der entſchloſſen war, ſich nicht mehr von ihm zu trennen. Sie gingen unter Segel. Allein der würdige Greis unterlag den Beſchwerlichkeiten der Reiſe wenig Tage nach der Ankunft auf dem feſten Lande. Er ſtarb in Hamburg, in Juſt's Armen, und von ihm mit heißen Thränen beweint.

Juſt veränderte nun ſeinen Reiſeplan, und beſchloß die herrlichen Rheingegenden zu durchſtreifen. In Straßburg hatte er die Freude, Belair an der Spitze eines ſichern

Hand-

Handlungshauſes, und an der Seite einer liebenswürdigen Gattin wiederzufinden.

Hier verlebte er in der Erinnerung früherer Begebenheiten einige ſehr heitre Tage, die auch in ihm die Sehnſucht nach häuslichem Glück hervorlockten. Belair erzählte ihm, daß die Felſiſche Firma erloſchen, und Madame Felſig zu ihren Verwandten zurückgekehrt ſey. Feuerbach habe Euphemien geheirathet, und ſey zu ſeinem Onkel gezogen, der aber mit der getroffenen Wahl höchſt unzufrieden geweſen. Ihre weitern Schickſale kannte er nicht. „Aber beſinnen Sie ſich noch — frug er ihn ſcherzend — auf jene Blondine, die gleich am erſten Tage Ihres Eintritts bei Felſig's Ihnen ſo wohl gefiel?“

O ſehr gut — erwiederte Juſt — iſt dieſe auch geſtorben oder verdorben?

Nichts weniger, ſie iſt die Gattin Richards, des Muſikmeiſters im Felſig'ſchen Hauſe, geworden.

Richards? des wackern hypochondriſchen Grillenfängers?

Ganz recht. Aber das Eis ſeines Trübſinns iſt an den Reizen ſeiner Gattin geſchmolzen. Sein herrliches Talent iſt anerkannt,

kannt, er ſteht an der Spitze der Hofmuſik, und lebt in ſehr glücklichen Verhältniſſen.

O ich muß ihn ſehen! — rief Juſt entzückt, ſeiner Jugend gedenkend.

Gewiß, das müſſen Sie; und es wird Sie nicht gereuen, die Bekanntſchaft von Richards Schwägerin, Antonie, zu machen. Damals war ſie ein Kind. Jetzt iſt ſie zu einem ſehr reizenden Mädchen herangereift, und gleicht ihrer Schweſter zum Verwechſeln!

Juſt nahm mit Herzlichkeit Abſchied von Belair, und reiſte nach Richards Wohnort. Der Abend übereilte ihn in einem Landſtädtchen. Nachdenkend ſaß er in dem kleinen Zimmer des Gaſthofes, als Gottfried mit dem Ausruf hereintrat: Ne, ſollte man's denn denken? Wiſſen Sie wohl, wer hier im Gaſthofe iſt? Ne, Sie errathen's nicht, 's iſt gar zu närriſch. Herr Feuerbach! Wahrhaftig. Er begegnete mir, aber er hat mich nicht erkannt.

Feuerbach? rief Juſt — und Euphemie?

Ja wo die iſt, das weiß ich nicht. Aber Sie können ihn ja ſelbſt fragen. Der Spektakel auf dem Saale wird gleich losgehn!

Wie verſteh' ich dich denn?

Ah nu, er iſt Herr einer Comödiantenbande, und heut Abend wird geſpielt.

Juſt traute ſeinen Ohren nicht. Er eilte nach dem Schauplatz. In einem Winkel des Saales hatte die wandernde Geſellſchaft von Leinwand und Bretern ihr gebrechliches Haus erbauet. Der Vorhang rollte in die Höhe. Ach, Gottfried hatte ganz recht geſehen. Am erſten Laut erkannte Juſt ſeinen ehemaligen Nebenbuhler, der ſich noch immer in ſüßlicher Verſchrobenheit und ſentimentalem Unſinn wohlgefiel. Sein Bedauern ſtieg zum ſchmerzlichen Mitleid, als nun die erſte Heldin auftrat, und er in der abgeblaßten, verfallnen Geſtalt Euphemien wieder erkannte. Es that ihm doch ſehr weh, das ſonſt ſo gefeierte, ſchöne Mädchen hier im Flitterſtaat einer Theaterkönigin wiederzuſehen. Ihre erſten Laute brachen ſein Herz, er mußte den Saal verlaſſen, nachdem er Gottfrieden befohlen, ihm Feuerbachen zum Abendeſſen zu bringen.

Es geſchah. Aber Juſt, der auf eine erſchütternde Scene gerechnet, ſah bald, wie ſehr er ſich geirrt habe. Feuerbach's Anſehen verrieth, daß er die ſtarken Getränke liebgewonnen, und daß er mit ſeiner Lage zufrieden war.

„Aber

„Aber Ihre Frau — meinte Juſt — erträgt denn die ein ſolches Nomadenleben?“

Warum nicht? Wir ſpielen im Winter in gröſsern Landſtädten, wo wir gute Geſchäfte machen. Euphemie hat etwas Liebes unter der Geſellſchaft gefunden, und ſo ſind wir alle zufrieden und treiben die Kunſt, die göttliche, mit vielem Succeß.

Juſt fragte, ob er keiner Unterſtützung bedürfe? es würde ihm angenehm ſeyn, ihm dienen zu können. Der Vorſchlag war ſehr willkommen, denn der Direktor befand ſich eben nicht bei Kaſſe. Juſt gab reichlich. Sein Gold machte Feuerbach ſo vergnügt, daß er unaufgefordert erzählte, wie ſein Onkel, der von Euphemien keine gute Meinung gehabt, ihn Anfangs nicht vorgelaſſen habe. Endlich ſey er zahm geworden. Als er nun aber für ſich und ſeine Frau Geld verlangt, um elegant und nach der Mode leben zu können, habe ihnen der Onkel bewieſen, daß er nur mit groſser Sparſamkeit das Geſchäft im Gang erhalten, aber zu einer modiſchen Lebensweiſe durchaus kein Geld geben könne. Euphemie habe geweint, ihre Heirath verwünſcht, aber doch aushalten müſſen, weil ſie von Felſigs in übelm Vernehmen geſchie-

den. Endlich ſey der alte Onkel geſtorben. Er bekenne ſeine Abneigung vor Allem, was wie Negoz ausſehe, deshalb habe er die Handlung einem jungen, tüchtigen Buchhalter überlaſſen. Dieſer ſey aber nach einem halben Jahre mit Euphemien auf und davon gegangen. Um ſich bei ausbrechender Inſolvenz vor unhöflichen Gläubigern zu retten, ſey er in der Stille dem Buchhalter nachgereiſt, und Schauſpieler geworden. Auf dieſem neuen Berufswege habe er Euphemien als reiſende Künſtlerin begegnet. Beide hätten ſich nun wieder vereinigt. — „Und ich verſichre Sie," ſetzte er hinzu, „Euphemie gefällt ſehr. Soll ſie Ihnen einmal den Monolog deklamiren? „„Er iſt es nicht, es iſt der Winde Spiel!"" oder „„Als ich Dich, den Liebenden, gefunden."" Ich hole ſie ſogleich!"

„Wenn Sie einen Funken Zartgefühl haben, ſo verſchonen Sie mich!" rief Juſt empört, und verabſchiedete bald den unheilbaren Wüſtling.

Um die widrigen Eindrücke los zu werden, eilte er Tags darauf nach der Stadt. Sein erſter Gang war zu Richard, wo er durch ſeinen Eintritt große Freude verurſachte.

Mit

Mit Wohlwollen ruhte ſein Blick auf der Hausfrau milden Zügen; mit dem innigſten Intereſſe auf Antoniens lieblicher Geſtalt. Kaum konnte er den Blick von ihr wenden, und faſt dünkte es ihm, als mißfalle auch er nicht. In der That war auch er nicht mehr zu erkennen. Er ſtand im ſchönſten Mannesalter; das feinſte Benehmen zeigte den vielerfahrnen Weltmann, indeß ſein ſchönes Auge von einem eben ſo reichen Innern ſprach. Richard's Gattin konnte nicht aufhören, ihn mit Parallelen zwiſchen jetzt und damals zu necken, und er half ihr herzlich über ſich ſelbſt lachen.

Vor ſeiner Abreiſe entdeckte er ihr ſeine Empfindungen für Antonien, und erhielt keine abſchreckende Antwort.

Voll prächtiger Hoffnungen reiſte er nun den mütterlichen Umarmungen entgegen, und obgleich Frau Renata auf ſeine Ankunft vorbereitet war, ſo fehlte doch wenig, daß ſie nicht bei ſeinem Anblick zu Boden geſunken wäre. Inzwiſchen erholte ſie ſich bald, und da ſie ihren Juſt ſo ganz über allen Tadel erhaben fand, ſo bekam auch die Fliegenklatſche diesmal nichts zu thun, und ſie überließ ſich ganz der Freude, die durch Juſt's

Bitte

Bitte um ihre Einwilligung, ſich zu vermählen, aufs höchſte geſteigert ward. Der treue Gottfried ward mit einem reichlichen Jahrsgehalte zum Verwalter des Landgutes beſtellt. Frau Renata aber, die ſich zur Ruhe ſetzen wollte, zog mit ihrem Sohne nach Antoniens Wohnſitz, wo ſich dieſer wegen der von Weſtland übernommenen Handels-Verbindungen etablirte. Er hielt nun förmlich um die Geliebte an, die ihm mit freudigem Erröthen bekannte, daß ihr Herz vom erſten Augenblicke an für ihn geſprochen habe. Nach einem halben Jahre wurden ſie verbunden. Der Himmel friſtete Frau Renaten das Leben ſo lange, bis ſie einen Erben des Krumbholziſchen Namens ſahe. Am Taufſtage erſchien ſie noch einmal in völlig altväterlicher Herrlichkeit. Lachend ſagte ſie beim Mittagsmahl zu ihrem Sohne: „Das wollte mir gar nicht in den Kopf, daß Du Dich von dem großen Jungen, dem Verſemanne, hätteſt bereden laſſen, Deinen ehrlichen Namen abzulegen. Und ich bleibe doch dabei, in der ganzen Welt klingt kein Name ſchöner, als Juſtus Krumbholz!“

Vespertina.

Der ehrwürdige Erzbiſchoff Hugo ſtand von ſeinem Ruhepulte auf, und trat an die hohen Spiegelfenſter des Pallaſtes, um den herrlichen Sonnenuntergang zu betrachten, deſſen roſige Gluthen den Abendhimmel weithin vergüldeten. Weit ſchon in der Jahreszeit vorgerückt, rieſelte falbes Laub von den Bäumen, deren entlaubte Zweige, ſo viel Armen vergleichbar, um Rückkehr des Lenzes flehend, ſich gegen den ſtrengen Himmel emporſtreckten. Die Raſenplätze der weitläuftigen Gärten behielten faſt den ganzen Tag über den weißlichen Schleier, den ſcharfe Nachtfröſte ihnen anhauchten, und die reichen Weingelände, von ihren Schätzen entladen, prangten nur noch ſpärlich im purpurfarbenen Schmuck ihrer Blätter. Eben wollte die Sonne hinter das Waldgebirg, das den

Horizont

Horizont begränzte, ſinken: noch ein Mal vergoldeten ihre ſchrägen Strahlen das herbſtliche Gefild, noch ein Mal lächelte ſie hin über die alternde Flur; aber Blick und Lächeln waren matt, wie eines Sterbenden, und glitten wirkungslos ab an der ſchon fern heraufziehenden Herrſchaft der Nacht. Verdämmernde Lichtſtreifen, verhallendes Geläut und ſcheue Zugvögel ſtrichen niedrig an der kalten Erde hin, die bald zu langer Stille erſtarren ſollte. Jetzt verſchwand das holde Geſtirn des Tages, und die Welt war ohne Licht! Wehmüthige, aber zugleich erhabene, ernſtfrohe Gedanken hieß die Abſchiedſcene in Hugo's des Gerechten heiliger Seele entſtehn, und die Thräne höher Rührung trat in ſein heiterblickendes Auge. —

Da hallten Lautentöne durch das gewölbte Gemach, und eine Mädchenſtimme ſang:

Laß Abendſonne ſinken
Und Schatten aufwärts ziehn,
Laß alles Licht verglüh'n
Vor nahen Dunkels Winken.

Ein Licht bleibt doch am Himmel,
Sieht's auch Dein Auge nicht,
Trotz ſinkend Nachtgeſicht
Entſtieht im Angſtgewimmel!

Hugo

Hugo ließ die Sängerin vollenden, dann wandte er ſich, die Arme ausbreitend, gegen ſie und ſagte: „Ja wohl, meine Tochter — ein Licht bleibt doch am Himmel, das ewig wache, allſehende Auge Gottes, die alles verzeihende, alles verſöhnende himmliſche Liebe, in deren Umfangung auch wir einſt zurückkehren, wenn — „wenn wir unſern Feinden vergeben!“ — fiel Veſpertina ein, ſich aus des Pflegvaters Armen windend und zu ſeinen Füßen niedergleitend — „Nicht ſo, mein Vater? — O ewige Liebe“ — rief ſie, Thränen überſtömten ihr bleiches Geſicht, indeß das aufgelöſte ſchwarze Haar ſie geiſterhaft umflatterte — „Blick in mein Herz, ſieh, ich will ja Deiner werth ſeyn, — will — will verzeihen, wie Du — vergeben dem Mörder!“ — Sprachlos blieb ſie liegen. Hugo nahm ſie erſchrocken an das Herz. „Veſpertina, Tochter, Engel der Tugend und Liebe, ermanne Dich, laß Deinen gerechten Schmerz Dich nicht zu Boden drücken!“ — Er klingelte, und man trug das erſchöpfte Fräulein in ihr Zimmer.

Vespertina war die Tochter eines Edelmannes, der, mit Hugo nahe verwandt, unweit des erzbischöflichen Sitzes ein kleines Gut besaß. So unbemerkt der Mann in der Reihe der großen, reichen Vasallen blieb, so höchst bedeutend erschien er in den ständischen Versammlungen. In seinem Vaterlande galt noch die Stimme des Einzelnen etwas, und nichts glich dem Feuereifer, mit dem er sich für jedes Gute und Schöne erklärte, nichts dem Stolz und der unerschütterlichen Hartnäckigkeit, mit der er sich allen Angriffen der Gewaltigen auf die vaterländische Verfassung und Freiheit widersetzte. Hundert Mal hatten blanke Schwerter über seinem Haupte geklirrt, blitzende Dolche den Weg zu seinem kühnen Herzen gesucht, — vergebens, der Sturm empörter Menge brach sich an der ruhigen Festigkeit eines Einzelnen. Jetzt galt es die Wahl eines Heerführers zum bevorstehenden Feldzuge. Entschieden hatte er sich der Ernennung des jungen Grafen Leodegarius zu dieser Stelle widersetzt. Alle Stimmen waren für den Jüngling, der, voll unersättlichen Ehrgeizes, die Knie seines Widersachers umfaßte, ihn um das Glück seines Lebens beschwörend. Schon rief die

bestochne

beſtochne Menge, man ſolle den eigenſinnigen Alten niederſtoßen, wenn er nicht nachgäbe. Umſonſt! Mit Mühe gebot der Kanzler Ruhe, und fragte nach den Gründen ſolcher Weigerung, während alle Stimmen ſich zu Gunſten eines Mannes vereinigten, dem hoher Muth, eiſerne Willenskraft und die entſchiedenſten Feldherrn-Eigenſchaften nicht abzuſprechen wären. „Ich gebe dies alles zu,“ — entgegnete Veſpertinen's Vater, — „aber dieſe Eigenſchaften machen mir den Mann deſto fürchterlicher. Ja, dieſer Löwe wird, erlaubt man ihm erſt im Kriege uns zu beherrſchen, auch im Frieden die lockende Gewalt nicht von ſich thun, und ſich dazu jedes Mittels berechtigt glauben. Mehr als die Waffen des Feindes wird ſeine Herrſchſucht uns verwunden. Er wird ſeine blutdürſtigen Klauen in das Herz des Landes ſchlagen, von deſſen Fett praſſen, und die Seufzer der Unterdrückten werden ungehört verhallen. Nie, nie, ſo lange ich lebe, gebe ich ihm meine Einwilligung, und beſchwöre meine Landsleute, ſich mit ihm vorzuſehen!“ — Er bewies nun, aus kleinern, kriegeriſchen, ſieghaften Expeditionen, die der Graf befehligt hatte, und aus der Art, wie dabei Hohe

und

und Niedre von ihm behandelt worden waren, daß es seinen Beschuldigungen keineswegs an zureichenden Gründen gebreche. Thatsachen ließen sich nicht abläugnen, man ward unschlüssig, mehrere der Bedeutendsten traten zu der Gegenparthei, es wurde von neuem gestimmt, und bald war es entschieden, Leodegar erhielt die Oberfeldherrnstelle nicht. Ein ihm angebotenes Untercommando schlug er verächtlich aus, und verließ, mit Wuth und rachekochendem Herzen die Versammlung.

Ein Jahr nach diesem Begegniß ward Vespertina's Vater an einem späten Herbstabende auf seinem Landgute von einem Vermummten überfallen, und in den Armen seiner Tochter, die ihn mit ihrer Brust deckte, erstochen. Als auf Vespertina's Geschrei endlich Leute herbei kamen, fand man die Zimmerthür von außen verschraubt, und am eingeschlossenen Gartenfenster eine Leiter angelegt. Finsterniß und Zeitverlust — denn das Mädchen hatte schreckerstarrt lange ohnmächtig am Boden gelegen, — machte alle Nachforschungen für den Augenblick unnütz. Der nächste Morgen beleuchtete einen gräßlichen Anblick. Des Greises Leichnam lag, in unzählige Theile zerstückt, im Grase. Unvorsichtigerweise

weiſe ward die Tochter das grauſenerregende Schauſpiel gewahr. Als ſie Sprache und Leben wieder bekam, ſchien ſie wahnſinnig. Man brachte ſie, die keine nähern Verwandten hatte, in den erzbiſchöflichen Pallaſt, wo Hugo ſich als Vater ihrer annahm. Obgleich die Landesgeſetze den Mörder eines Edlen fürchterlich beſtrafen, und demnach die ſtrengſte Unterſuchung verhangen ward, ſo blieben doch alle Nachforſchungen fruchtlos. Der Verdacht deutete ſtumm auf Leodegar, aber wie es ſchien, mit gröſtem Unrecht, denn er war ſeit einem Jahr in Italien. Demnach zog ſich ein Schleier über die Begebenheit. Nur in Vespertina's Buſen brannte ſie in feurigen Zügen, und die ihrem Volke eigenthümliche Lebhaftigkeit verleitete ſie, dem Geiſte des unglücklichen Vaters blutige Rache von eigner Hand zu ſchwören. Nur mit vieler Mühe gelang es dem ehrwürdigen Hugo, dem durch Schmerz gelähmten Genius der Weiblichkeit in dem Mädchen wieder aufzuhelfen. Endlich aber war es der Leidenden klar geworden, daß dem Weibe überhaupt, der Chriſtin aber insbeſondere, keine andre Rache zieme, als — Verzeihen. Der Himmel ſegnete des edeln Mädchens fromme

Kämpfe,

Kämpfe, seinen heiligen Tröstungen wich der allzuwilde Schmerz, und der Friede der Wehmuth senkte sich in das leiser blutende Herz.

Besorgt das Haupt schüttelnd, als Vespertina's Antlitz immer auffallender erblaßte, ihr ganzes Wesen immermehr einer gewaltsamen Anstrengung zu unterliegen schien, befragte Hugo nach einiger Zeit seine Pflegtochter um ihr Befinden. „Sieh mich an," sprach er liebreich, „ich, ein Greis, wie lebhaft und scharf mein Auge, — das Deine matt und trüb. Wie fest mein Gang, — der Deine ein Schleichen, wie zum nahen Grabe; — meine Wange gefärbt vom Roth der Gesundheit, — die Deine bleich und kalt wie eines Todten! Gewiß, es ist mit Dir etwas vorgegangen. Was bedrückt Deine Seele auf's Neue? Oder — wüthet noch das alte Gift in Dir? Sieh, Du bist mir so unaussprechlich theuer geworden, ich hoffte, Du solltest mir meine mannichfache Sorge um Dich vergelten, solltest mir den Abend meines Lebens verschönern, und nun bist Du einer fürchterlichen Leidenschaft, der blutigen Rachsucht so ganz zum Raube geworden?" —

„O nein,

„O nein, Ehrwürdiger," entgegnete Vespertina mit ſchmerzerſtickter Stimme, „denkt nicht ſo von Euerm Kinde. Es iſt nicht das. Glaubt mir, ich liebe Euch wie einen Vater, um Eure Ruhe gäb' ich gern mein gequältes Leben; — aber dringt nicht weiter in mich — ich hoffe — ja gewiß — es wird ſich geben." —

Das Geſpräch ward durch den Eintritt des ſeit einigen Monden im Pallaſt einquartirten Oberſten, der auf dem Marſch begriffenen Truppen, unterbrochen. Es war Leodegar, der von ſeiner Reiſe, auf den Ruf, das Vaterland ſtehe aufs Neue in Gefahr, herbeigeeilt war, und eine Anſtellung verlangt hatte, die man dem gefürchteten Magnaten gern ertheilte, überfroh, ihn ſeine Talente im Dienſt des Landes gebrauchen zu ſehn. Der Zufall hatte ihn in den Pallaſt des Erzbiſchoffs gebracht, und ſein noch immer nach Rache dürſtendes Herz vernahm es mit entſetzlicher Freude, daß Vespertina, ſeines Todtfeindes Tochter, mit ihm unter einem Dache lebe. Den Namen, das Andenken an jenen Edlen, hätte er vertilgen mögen, wie vielmehr ſeine Tochter, an Geiſt und Geſinnung, wie an äußerer Wohlgeſtalt, ſein Ebenbild. Zu ſtolz, um ſeine Hand in

Mädchenblut zu tauchen, verschmähte er ihren Tod: aber alle Künste wollte er aufbieten, sich in den Besitz ihres Herzens zu setzen, um es, wäre es erst ganz sein, desto sicherer zu brechen, und die Unglückliche der Schmach, dem Grame Preis zu geben.

Dieser verabscheuungswürdige Plan gelang vollständig — wenigstens in seiner erstern Hälfte. Leodegar war nicht nur einer der schönsten Männer seines Volkes, nein, auch einer der feingebildetsten, zartgesinntesten, liebenswürdigsten. Alle Formen vermochte er anzunehmen, jeden Reiz der Unterhaltung sich anzueignen, in jede Stimmung sich zu werfen, sobald der Zweck die Mühe lohnte. Er hatte schnell an dem Zusammenschrecken Mesrertina's bei seinen ersten Worten zum Prälaten geahnet, daß sie ihn am Ton der Stimme erkannt haben müsse. Er war in der That der Mörder ihres Vaters, und während ein vertrauter, ihm auffallend ähnlicher Jugendfreund, als Graf Leodegar nach Italien reiste, konnte dieser in unkenntlich machender Verhüllung sein Bubenstück gehörig vorbereiten. Ja, sich ganz sicher glaubend, versagte er es sich bei der Ausführung nicht, dem Sterbenden zuzurufen: „so rächt sich

der

der gereizte Löwe.“ Das zu ſeinen Füſſen in Ohnmacht liegende Mädchen achtete er keines Blickes würdig. Jetzt verwünſchte er tauſend Mal einen Ausruf, der ihn in die Gewalt der Tochter des Gewordeten gab, und er ſuchte vor allen Dingen Vespertina's Geſinnungen kennen zu lernen, wozu er die Gelegenheiten im Geſpräch auf das gewandteſte herbeizuführen wußte. Er hatte den frommen Prälaten gelegentlich von der Sündigkeit des Verzeihens ſprechen, Vespertina in himmliſcher Schwärmerei beiſtimmen hören, ihre thränenfeuchten Augen, ihren ſturmbewegten Buſen bemerkt. Ihm ſo wenig als Hugo, war die auffallende Aenderung in des Mädchens Wesen entgangen, aber ſcharfſichtiger als jener, wußte er das Räthſel zu löſen. Ihm war es klar, daß ihre ſchöne Seele im Kampf zwiſchen Pflicht und kindlicher Liebe ſich befand. Der Mörder ſtand vor ihr, das Andenken an den vor ihren Augen Gewürgten goß ſiedende Rachluſt in ihr Blut, die Religion gebot ihr, dem Feinde zu vergeben und göttlich groß zu ſeyn. O Leo bezwang ſie ganz, die ſchöne Seele — aber er war nicht edel genug, ſein Herz an dieſem Anblick zu reinigen. Sein Plan war

ſogleich gefaßt. Da er ſich ſicher wußte, ſo ließ er noch einige Zeit verſtreichen, dann erbat er von ihr ein kurzes Gehör in ihrem Zimmer. Dort warf er ſich ihr unter allen Zeichen einer ausbrechenden Gewiſſensangſt zu Füßen, und bekannte ſein Verbrechen. „Ja" — rief er wie außer ſich — „ja, ich bin der Unglückliche, den eine verabſcheuungswürdige Rachſucht zum Mörder machte. Aber Euer Vater iſt gerächt. Das Bild meiner That verfolgt mich, treibt mich der Vergeltung entgegen. Wohlan, mein Fräulein, liefert mich den Geſetzen aus, löſcht Eures Haſſes Flamme in meinem Blut, und bald wird Leodegar's bleiches Geſicht vom Richtpfahl zu Euch, um Verzeihung flehend, herüberſchauen. Hier" — er riß den blitzenden Säbel los, der an ſeiner Seite klirrte, und warf ihn von ſich — „hier ſteh' ich unbewaffnet, wehrlos wie ein Kind. Führt mich aufs Blutgerüſt!" —

Der argliſtige Gaukler hatte ſich nicht geirrt. Es bedurfte keines ſolchen Sturms auf Veſpertina's Herz, indem die reinſte Tugend ſchon den Sieg errungen hatte. Sobald ſie ſich nur etwas gefaßt, zog ſie den Grafen empor. Noch war nur Mitleid in ihrer Engels-

gelsseele, noch keimte nicht Liebe zu den Unwürdigen darin auf — sie wollte dem erhabnen Beispiele folgen, das ihr Hugo so oft geschildert. Sie wollte ihrem ärgsten Feinde verzeihen, ihrem bittersten Beleidiger mit Gutem vergelten, und diesen schwersten aller Siege vergönnte ihr der Himmel ganz rein. „Steht auf, Graf Leodegar — redete sie ihn an — und seht keine Feindin in mir. Ja, ich habe Euch erkannt an Eurer Stimme, die in jener Schreckensnacht so furchtbar an mein Ohr schlug; ja Ihr seyd der Mörder meines Vaters, aber seine Tochter ist nicht Eure Richterin! Ich vergebe Euch. Bei der Seligkeit, die ich einst hoffe, sey es geschworen, ich verrathe Euch nie. Geht hin, und kann ich je Euch nützlich werden, hier meine Hand, Ihr sollt mich nicht lässig finden!“ —

Sie reichte ihm die Hand, die Leodegar an seine Lippen drückte. War es Ahnung der siegenden Herrlichkeit, in der die Heilige vor ihm stand, war es Abscheu seiner eignen Verworfenheit, oder endlich, eine mildere Regung — genug, er hatte Mühe ihr nicht aufs Neue zu Füßen zu fallen, ja sie nicht an sein

Herz

Herz zu ziehn. Er bezwang sich indeß, aber die ausgesuchteste Zartheit in Wort und Blick, in Ton und Betragen an den Tag zu legen, war nun sein unablässiges Bemühen. Strenger Befehlshaber seiner Untergebenen, fand er Gelegenheit genug, seine Milde vor Vespertina glänzen zu lassen, und der Prälat, der ihm Ersatz schuldig zu seyn glaubte, für den Verdacht, den auch er, so wie die Menge lange auf den Grafen geworfen — gab ihm demselben reichlich, indem er ihn vertrauensvoll mit seiner Pflegtochter häufig allein ließ. In solchen zwanglosen Stunden, welche theils zu wissenschaftlichen, theils zu Kunstübungen benutzt wurden, wußte Leodegar in Vespertina's Gemüth die Idee erflehn und immer mehr Umfang gewinnen zu lassen, daß ihre reine Tugend auch ihn entsündige, daß sich sein von Leidenschaften verheertes Gemüth an ihrer klaren, gottgeweihten Seele eben sowohl aufrichte, als für das Edle selbst wieder begeistern lerne. Ja, als er sah, mit welcher rührenden Innigkeit das schwärmerische Mädchen den schönen Gedanken erfaßte, Retterin eines Verlornen zu seyn, so sprach er sie zuletzt wörtlich aus,

raus, und knüpfte so zwischen sich und Vespertina ein Band, dessen magische Festigkeit er nur zu gut kannte.

Die Erfahrung lehrt, daß für Frauen die Bekehrung und moralische Rettung eines Wüstlings, der sich in ihre Arme wirft, ein Unternehmen sey, dessen unwiderstehlichen Reiz sie die meisten Male mit ihrer Freiheit bezahlen. Ganz dem erhabnen Zwecke hingegeben, eine Seele zu gewinnen, verlieren sie ihre eigne an den liebenswürdigen Sünder. Vespertina erfuhr ein solches Schicksal. Es war ihr bald unumstößliche Gewißheit, daß Leodegar eben so wahr und tief seine That bereue, als daß er sie in der ersten Zornaufwallung eines jugendlichen, höchst ehrgeizigen Gemüths vollbracht habe. Seine Schwermuth, seine unwillkührlich entflohenen Seufzer, sein bewölkter Blick, alles Folgen seiner That, rührten sie tief. Dabei konnte es ihr nicht entgehn, daß der Unglückliche, der den Frieden seiner Seele von ihrer Milde erhalten sollte, zugleich der liebenswürdigste, reizendste Jüngling sey, den sie je erblickt. Auch liebte sie ihn schon leidenschaftlich, ehe sie es selbst wußte. Hugo, der

ruhige

ruhige Beobachter, der früher ihr Verbleichen bemerkte, ward auch jetzt ihr erneutes Aufblühen gewahr, und scharfsehender als vor einigen Monden, entdeckte er bald die geheime Quelle. Nun erschien es ihm so bedeutungsvoll und rührend, daß Vespertina das Glück des Lebens gerade durch den Mann sollte kennen lernen, den sie und die allgemeine Stimme so lange in dem entsetzlichen Verdacht des an ihrem Vater verübten Mordes gehabt hatte: daß er, eine höhere Fügung darin verehrend, sich aller Einmischung enthielt. Und Leodegar? Wir glauben zur Ehre des menschlichen Herzens, daß seine Wildheit an der Milde dieses weiblichen Herzens schmolz, daß sein nächtig schwarzer Vorsatz an der stillen Gluth jener melancholischen Blicke erblaßte. Der finstre Geist, der ihn beim Eintritt in die Prälatur beherrschte, wich immer weiter zurück, und wenn er sich auch nicht eingestand, daß er sich von ihm losgesagt habe, so lieh er doch seinen Eingebungen seiner Gehör. Er liebte Vespertina nicht, ja er wollte nichts von der Möglichkeit einer solchen Empfindung hören, aber konnte er die großmüthige Feindin hassen?

Indessen

Indeſſen hatten Unterhandlungen und Vergleichsvorſchläge den Marſch des Heeres von Woche zu Woche verzögert. Man ſprach von der Möglichkeit eines Friedens, aber die Klugheit gebot dennoch, vor der Hand unter den Waffen zu bleiben. Das Truppenkorps, welches Leodegar befehligte, erhielt Anordnung, in der Gegend Cantonirungen zu beziehn, und er ſelbſt blieb im erzbiſchöfflichen Pallaſte. So war der Winter vergangen, der verheißende Frühling hatte den ſchwülen Tagen eines fruchtreichen Sommers weichen müſſen, und der ehrgeizige, rachedurſtige Leodegar lebte noch immer in Hugo's Pallaſt, ſelten deſſen Einſamkeit verlaſſend, um ſich im Hauptquartiere der Armee, das in der nächſten großen Stadt war, den Machthabern ins Gedächtniß zurückzurufen. Eines Abends ſpät von da wegreitend, war es tiefe Nacht geworden, als er die erzbiſchöfflichen Gärten erreichte. Wunderbar fühlte er ſich beim Anblick der duftaushauchenden, vom eben aufgegangnen Monde beglänzten Gefilde bewegt. Das Plätſchern der Springwaſſer, der Balſamhauch blühender Linden und aus ihren dichteſten Wipfeln die Liebesklage

der

der Nachtigall, bewog ihn, sein Pferd mit dem bei sich habenden Reiter vorauszuschicken, indeß er sich noch im Dämmerlicht jener Haine, im schmeichelnden Hauch jener warmen Lüfte ergehn wollte. Tiefe Stille umgab den Eintretenden. Um ihn her Silberglanz auf Quellen und Rasenstücken, Wohlgeruch aus Büschen und Bäumen, vor ihm über den mattblinkenden Weiher hinüber, in uralt erhabner Pracht das ungeheure Gebäu des erzbischöflichen Sitzes, mit seinen vielen spitzen Thürmen, seinen dunkeln Thoren, seinen hohen Söllern. So ohne Licht im Innern, nur halb vom Monde bestrahlen, stand das Kolossale graue Gemäuer ernst, wie ein steinern Bild aus längst vergeßner Zeit vor ihm, seine schaurigen Schattenmassen weit hinüber werfend. Gedanken von vergangnem Großen, von Zukünftigem, das durch ihn vielleicht sich gestalten könne, gingen verlockend an ihm vorüber. Da gewahrt er plötzlich am höchsten, mittelsten Balkon eine weiße Gestalt — er glaubt sich getäuscht — scharf blickt er hinüber, aber er hat recht gesehen, und schon zückt er, Unheimliches ahnend, den Säbel. Mit wunderbarer

Ge

Gewandtheit schwingt sich die Gestalt über den Söller, klimmt am eisernen Gitterwerke der hohen Pforte zur Erde herab, schreitet unhörbar nach dem Weiher, kettet den Nachen los, und schifft nun grade auf das entgegenstehende Ufer zu. Leodegar schnell entschlossen, faßt den gezogenen Säbel fester, und tritt, als der Schiffende jetzt an's Land steigt, in einen dunkeln Buchengang, um ihn desto näher heran zu locken. Sorglos schreitet der nächtige Wandrer Leodegar's Versteck zu. Schon hebt der Graf die scharfe Klinge, da — wer schildert sein Erstaunen — zeigt ihm das helle Mondenlicht — Vesperina's Züge. Er hebt zurück, ein Blick auf die Umrisse der Gestalt bestätigt was er geglaubt — es ist Vesperting, die Nachtwandlerin! Mit festgeschloßnen Augen, im leichtesten Nachtgewand, tritt sie dicht neben Leodegar in die duftende Jasminlaube. Hier sinkt sie aufs Knie. — „Leodegar" — spricht sie mit dumpfer Stimme, davor es den Grafen wie Geistergrauen durchrieselt — „Leodegar, ich habe geschworen Dich zu ermorden, der Du meinen Vater würgtest, aber die Tochter liebt den Mörder, und ein andrer Stahl als der

meinige

meinige fällt Dein schuldig Haupt!" — In dem Augenblick verdrängt Furcht und Haß jede mildere Regung in des Grafen Brust. So spricht kein liebendes Mädchen, so spricht eine Zauberin, eine Schülerin des Lügengeistes, mit unterirdischen Teufelskünsten vertraut. Schon senkt er den Säbel, sieh, da erhebt sie sich, sie schwankt und sinkt mit dem Ausruf: „ach Leodegar!" in des Grafen Arme, der kaum Zeit hat, die Klinge seitwärts zu schleudern. Wunderbar wechseln im Menschen die Gedanken! Dieser Ruf, der warme Hauch ihres Mundes, die ungestümen Bebungen des entfesselten Busens, die liebkosende Decke ihres schwarzen Haares, das, Wohlgeruch duftend, Gesicht und Brust ihm verhüllt, lähmen die mordlustige Hand. Dennoch durchbebt ihn ein sonderbares Grauen, er kann sich der Nähe des lieblichen Geschöpfes nicht freuen. Täuschung wäre zwecklöser Unsinn von Vespertina — das begreift er wohl, auch überzeugt ihn ihr tiefer Athemzug, daß sie fest schläft. Was aber thun? Sie wecken, um sie der empfindlichsten Verlegenheit auszusetzen? — Sich wegschleichen, und sie ihrem Schicksal überlassen? — Allen diesen

Bedenk-

Bedenklichkeiten überhebt ihn die Schläferin, die sich rasch aus seinen Armen erhebt, dem Weiher zueilt, vor des Staunenden Augen hinüberfährt, und auf dieselbe Weise, als sie herab kam, wieder in den Pallast zurücksteigt und vor seinen Augen verschwindet.

In die wunderbarsten Phantasieen verloren, kehrte auch Leodegar jetzt in seine Wohnung zurück. Es war ihm unmöglich, Schlaf zu finden. Die Nacht verstrich unter Ueberlegungen. Tiefes Stillschweigen gegen Vespertina war das Resultat; so blieben ihm alle Wege offen. Als der Tag graute, weckte den kaum Eingeschlummerten ein Eilbote aus dem Hauptquartier, dem er sogleich folgen mußte.

Wie groß war Hugo's Erstaunen beim Erwachen, den geachteten Grafen, — wie groß Vespertina's Bestürzung, den heimlich Geliebten so spurlos verschwunden zu sehen; kein vorgefundnes Billet in seinen Zimmern; kein hinterlaßner mündlicher Auftrag klärte die Ursache eines solchen Schweigens auf. Täglich erwatteten die Betroffenen, die, obgleich das

Schlimm-

Schlimmſte fürchtend, einander gegenſeitig Muth einſprachen, irgend einige Kunde. Tage und Wochen verſtrichen, ohne daß dieſe Erwartung in Erfüllung gegangen wäre, und ſichtlich verdrängte der tiefe Schatten des Grams dem Lichtblick, den die Liebe auf Vespertina's Geſicht hatte aufgehn heißen. Endlich ſprengte ein Reitender in die Prälatur, mit einem Blättchen Leodegar's an den Erzbiſchoff. Ihm meldete der Graf, daß der unerwartete Aufbruch des Heeres, wegen eröffneter Feindſeligkeiten und eine Veränderung im Obercommando, wodurch ſich ihm Ausſichten zu ſchneller Beförderung gezeigt, die Urſache ſeiner ſo ſchnellen Einberufung geweſen. Ueberhäuft von Geſchäften ſeit ſeiner Ankunft allhier, ſey es ihm unmöglich worden, früher als jetzt, den verehrten Bewohnern der Prälatur, für die ſo viele, ihm bewieſene Freundſchaft und Liebe zu danken. Er thue es hiermit aus vollem Herzen, und empfehle ſich beiden auf's angelegentlichſte. Nie werde er vergeſſen, was er Hugo und Vespertina ſchuldig ſey. Bald hoffe er, da der Krieg zu lebhaft entbrenne um lang zu dauern, ſich von der ihm ſo oft zugeſicherten, unwandelbaren

baren Fortdauer dieſer Geſinnungen perſönlich überzeugen zu können. Bis dahin u. ſ. w.

Hugo, nachdem er das Blatt mehreremal geleſen, wiegte immer bedenklicher das greiſe Haupt. Endlich, da der Reitende ſeine Abfertigung verlangte, ließ er Veſpertina zu ſich herüber bitten. Sie kam ſo ernſt und bleich, als man ſie früher zu ſehen gewohnt war. „Hier" — rief der Erzbiſchof ihr das Blatt entgegenhaltend, und ſie ſcharf beobachtend — „Nachricht von unſerm lieben Flüchtling!" —

„Von Leodegar?" — frug Veſpertina mit von Hoffnung gerötheten Wangen.

„Von ihm ſelbſt. Doch lies nur, und ſage mir Deine Meinung, was wir ihm hierauf antworten!"

Veſpertina, von Furcht und Hoffnung durchſtürmt, nahm das Blatt. Sie las es und entfärbte ſich, — las noch ein Mal, dann legte ſie das Blättchen zuſammen, und ſagte gefaßt: — „Was Ihr, Ehrwürdiger Vater, dem Grafen zu beantworten habt, mag Euch Euer Herz eingeben, von mir bitte ich ihm zu melden, daß er mich ganz ſo wiederfinden wird, wie er mich verlaſſen hat!" — Sie

ſchien

ſchien ſich vor dem Klang ihrer letzten Worte, wie vor einer Prophezeihung zu entſetzen, und ſchauderte zuſammen. Hugo bemerkte dies. „Keine Täuſchung meine Tochter — ich fürchte — wir haben ihn verloren!“

„Kann der Graf“ — erwiederte Vespertina faſt ſtolz — „vergeſſen, wie er von Euch aufgenommen wurde, hat alle die Liebe, die wir ihm bewieſen, ſo gar keine Spuren in ſeinem Herzen hinterlaſſen, dann — doch nein“ — ſetzte ſie plötzlich erweicht hinzu — „laßt uns noch keinen Richtſpruch fällen, wer weiß, wie überladen er mit Geſchäften iſt, in welcher böſen Stimmung dieſer Brief geſchrieben iſt, von der ſeine Seele gewiß nichts weiß. —

„So? Meinſt Du wirklich, Vespertina, daß —

„Sey dem wie ihm wolle, mein Vater, wir wollen wenigſtens dieſelben bleiben. Unſre Geſinnungen dürfen ſich nicht verändern, bis Alles ganz klar iſt. Ja, ſelbſt dann iſt es edler —

„Gut, meine Tochter; ich werde ihm in dieſem Sinne antworten!“ —

Nach

Nach kurzem Verlauf sprengte der Reitende mit der Antwort davon. Hugo, von Geschäften seines hohen Amtes abgerufen, verließ das Zimmer und bat Vespertina, den Brief einstweilen an sich zu nehmen.

Kaum hatte er das bange Mädchen verlassen, als sie mit Hast den unglücksschwangern Zettel noch ein Mal überlas. Die mühsam gehaltne Fassung brach zusammen, sie legte den Kopf in die Hände, und weinte bitterlich. Unwidersprechlich fühlte sie, es war aus mit ihr und Leodegar, sie war vergessen! Wenn auch keine Erklärung zwischen ihnen statt gefunden, so mußte er dennoch längst wissen, was er ihr sey. Die Möglichkeit, nach dieser Kenntniß ein solches laues, frostig höfliches Billet zu schreiben, bewies, daß sein flaches Herz nicht für tiefe Eindrücke geschaffen sey. Ihr schauderte vor dem Abgrund von Leichtsinn und Undankbarkeit, den eine Männerbrust fassen könnte, obschon sie eine Art von Beruhigung darin empfand, nicht einer Nebenbuhlerin, sondern dem unersättlichen Ehrgeiz eines Jünglings und seinem Gefallen an Weltglanz und eitler Größe geopfert worden zu seyn. Nun

war es an ihr, ihm zu zeigen, wie dagegen ein Frauenherz liebe. —

Je ernster die Stimmung in der Prälatur war, desto lauter jubelte man im großen Hauptquartier, und Graf Leodegar stand an der Spitze jener Lärmenden. Gleich nach seiner Ankunft war ein Kriegsrath gehalten worden, zu dem man ihn gezogen. Der hierauf beschlossne nächtliche Ueberfall ward ihm zur Ausführung übertragen. Glück, Muth und Klugheit verbanden sich in ihm, das höchst gefährliche Wagstück auf das vollständigste gelingen zu machen, und Graf Leodegar ward der glänzende Held des Tages. Ein großer diamantner Stern funkelte an seiner Brust, ein Regiment führte von heut an seinen Namen, der verbündete Fürst überschüttete ihn vor dem versammelten Heer mit Lobpreisungen; bei der glänzenden Abendtafel reichte ihm die blendend schöne Bianca, des Fürsten Nichte, einen Lorbeerkranz, und der lang auf ihm ruhende Flammenblick ihrer holden Augen, ließ ihn noch unendlich schöner hoffen. War es ein Wunder, wenn all der Weihrauch dem Schwachen

zu

zu Kopf ſtieg, ſein krankes Gewiſſen einſchläferte, die ſtille, blaſſe Veſpertina vor der glänzenden Fürſtentochter in ferne Schatten zurückſchob? Kaum, daß noch bisweilen zwiſchen Schlaf und Wachen ein Gedanke an die einſame Prälatur und ihre Bewohner in ihm aufdämmerte, — bald verſtummten auch dieſe leiſen Mahnungen, und er gab mit unbewehrten Sinnen ſich einer fröhlichen Gegenwart hin, die ihn zu ihrem Liebling erwählt zu haben ſchien. Er ſtieg von Stufe zu Stufe, als nach Jahresfriſt der abgeſchloſſne Friede wenigſtens ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen ein Ziel ſetzte. Im Beſitz glänzender Auszeichnungen hätte er jetzt zu der ſtillen Wirkſamkeit eines Provinzialguberniums greifen, wozu ihm die gewiſſeſten Ausſichten eröffnet wurden — hätte ſich Veſpertina's erinnern, ſeine ungeheure Schuld an das Mädchen abtragen können — aber ſeinem hochfahrenden Geiſte ſchauderte vor der Möglichkeit, in ſtillem Wirken vielleicht vergeſſen zu werden, und ſein verkehrtes Gemüth empfand nur Gleichgültigkeit, ja Ueberdruß und Scheu, bei dem Gedanken an ſeine Retterin. So drängte er ſich zu den tollſten,

verwegensten Unternehmungen, und höhlte immer höher steigend, den Boden unter sich desto tiefer aus. Bianca's Schönheit, ihre Anwartschaft auf einen Thron, sobald der kinderlose Oheim stürbe, ihre vielverheißenden Blicke, verhießen denen den Ehrgeizigen, daß ihm der Abgrund, dessen ungemessene Tiefe schon zu seinen Füßen gähnte, gänzlich verborgen blieb.

Mehrere Glücksritter, jung und alt, hatten sich zu diesem, nun beschlossenem Feldzuge gedrängt, hatten, während dessen Lauf, Blut und Leben mehr, als einmal tapfer daran gesetzt, um Ehre, Geld, eine vortheilhafte Anstellung, oder wenigstens — je nachdem sie höher oder niedriger dachten — reiche Beute zu gewinnen. So sehr man bemüht war, diesen im Kriege so brauchbaren Wagehälsen Auszeichnung und Vortheil zu verschaffen, so war doch der größte Theil derselben unzufrieden. Theils waren sie wirklich von dem Fürsten, der nicht jeden persönlich hervorrufen konnte, übersehen, theils, ihrem Sinne nach, nicht reichlich genug belohnt worden. Leodegar, der sich dem alten Fürsten zu dreist genähert, und von ihm durchschaut, mit Ernst und Würde in

seine

ſeine Schranken war zurückgewieſen worden, trat, ſeiner urſprünglichen Wildheit wieder hingegeben, an die Spitze jener Unzufriedenen, mit dem Vorſatz, ſich auf das empfindlichſte zu rächen. Es galt nicht weniger als eine Entführung Bianca's. Um die angebetete Nichte wieder zu erlangen, ließe ſich von dem Oheim mancher bedeutende Vortheil, wenigſtens ein ungeheures Löſegeld, erpreſſen. Probegar; denn es war um Bianca mit dem Fürſtenmantel, um ihre weißen Schultern zu thun war, gab gern ſeinen Antheil an Golde auf.

Sobald die unruhigen in dem Grafen erſt den Kopf zu ihrem Körper gefunden, bekam die Sache ein ernſthafteres Anſehn, und eine förmliche Verſchwörung ward organiſirt. Alle Vorkehrungen zur Flucht waren getroffen; ein ſtarker, bewaffneter Nachtrab ſollte die Verfolger mit blutigen Köpfen zurückweiſen, und jenſeit des Gränzſtromes wollte man in einem bezeichneten Flecken zuſammentreffen, und von hieraus Bedingungen vorſchreiben. Das Schwierigſte war, ſich der Fürſtin zu bemächtigen, die man nothwendig in's Einverſtändniß ziehen mußte, da mit offener Gewalt wenig auszurichten war. Auch hier

ließ

ließ die in den letzten Wochen eingetretene Spannung zwiſchen Oheim und Nichte, von der man Kunde hatte, günſtigen Erfolg hoffen. Und wer beſchreibt Leodegar's Ueberraſchung, als die Fürſtin auf den ihr anonym mitgetheilten Plan ſich einließ, ja, nach kurzer Unterhandlung ſich zu allem geneigt bewies, und ſogar — falls das Unternehmen gelinge, — dem kühnen Grafen ihre Hand verſprach. Er hatte Mühe, ſein Entzücken geheim zu halten, und verlor darüber die nur zu bekannte Erfahrung aus dem Gedächtniß, daß bei ſolchen Unternehmungen die Erlangung des individuellen Zweckes bei den Verſchwornen die Hauptſache bleibe. Iſt dieſer erreicht, ſo zerfällt das monſtröſe Unternehmen von ſelbſt, und der iſt der Betrogne, der auf fernere Zuſammenwirkung rechnet, und Treue von den geſchwornen Eiden erwartet!

Der Anfang der wagehälſigen Unternehmung, ging ſo glücklich von ſtatten, als man es kaum zu hoffen gewagt hatte. Eine dunkle Herbſtnacht begünſtigte das Verſchwinden Leodegar's mit der Fürſtin, die, nach Beendigung eines glänzenden Feſtes, in einem entfernten Zimmer ihre Verkleidung übergeworfen, im Gedräng glänzender Equipagen ſich

in

in das mit vier vogelſchnellen Roſſen beſpannte Fuhrwerk Leodegar's geworfen, und mit dieſem ſchon mehrere Meilen weit von der Reſidenz entflohen war, als man ſie, lang vergeblich in ihren Gemächern erwartet, zu vermiſſen und ernſtlich zu ſuchen anfing. Ueberlaſſen wir die Hofleute ihrer Beſtürzung, den alten Fürſten ſeinem Kummer, und begleiten das flüchtige Paar, das mit Einbruch der Dämmerung ſich den Gränzen näherte. Leodegar's Sinn war weniger unerſchrocken als zu Anfang, — und wehe dem Kühnen, der ſich plötzlich ſelbſt zu mißtrauen anfängt, halbe Maßregeln ergreift, ſchwankt und zaudert, — er iſt verloren! Schon während des Weges war ihm Bianca's zuversichtliche Ruhe aufgefallen, die bei einer Jungfrau, eben ſo zart an Körper als Seele, unerklärlich ſchien. Die Liebe zu ihm war es nicht, die ſie ſo ſicher machte, denn trotz der herrlichen Verheißung, geſtattete ſie ihm nicht die geringſte Liebkoſung, deren er ſich erſt nach vollbrachter That zu erfreuen haben ſollte. Das verabredete Gefolge blieb aus. Ungewiß, ob man dies erwarten oder immer vorwärts gehen ſollte, zog man hin und her, verſäumte eine

koſtbare Zeit, verlor den rechten Weg, und kam erſt in völliger Dunkelheit am Gränzſtrome an. Bianca drang darauf, ſchnell überzuſetzen, auch Leodegar wünſchte nichts ſehnlicher; aber wo ſollte man in dunkler Nacht den Platz zur Ueberfahrt, wo den Fährmann ſuchen, da man allen Zeitverluſt auf's Höchſte zu vermeiden hatte, denn ſchon ſahe man auf den rückwärts gelegenen Bergen, an denen man vorübergezogen war, Signalfeuer auflodern, hörte Glokken läuten, ja, Leodegar glaubte ſchon entfernten Hornesruf zu vernehmen. In dieſer höchſten Noth war man dicht am Ufer angekommen. Dunkel und ſtill lag die breite, tiefe Waſſerfläche vor ihnen, in gemeſſenen Zeiträumen leiſe Wellen über den Sand unter ihren Füßen hinrollend. Die hohen Waldbäume, aus denen ſie heraustraten, ſchienen abmahnende Worte zu flüſtern, ihre langſam ſchwankenden Wipfel zurück zu winken. Da fiel ein Lichtſtrahl in ihr Auge. Leodegar ſchickte ſeinen treuen Diener voraus, um Kunde zu erſpähen. Der kam bald zurück, und berichtete: unter dem hohen Felsrande des Ufers liege eine kleine Hütte, wahrſcheinlich des Fährmanns Wohnung. Durch

eine

eine Spalte im Fenſterladen habe er einen Mann auf dem Bette, eine Frau und zwei Kinder auf den Knieen davor liegen ſehen. Eine Nonne ſitze dabei mit gefaltenen Händen. Leodegar bat Bianca, einen Augenblick zu verweilen, und ſchritt in das kleine Stübchen, in dem er kaum aufrecht ſtehen konnte. Als ihm die Nonne entgegen trat, fuhren Beide, wie vom Blitz getroffen, zurück. Die fromme Schweſter erkannte in dem Fremden Leodegar; dieſer in der weißen Nonne — Vespertina. Er faßte ſich ſchneller, als ſie. „Fräulein!“ — flüſterte er ihr zu, — „um des Edelmuthes willen, den Ihr mir bewieſen, beſchwöre ich Euch, rettet mich und meinen Freund! Wir ſind Verfolgte, Geächtete — verbergt uns, oder ſchafft uns jemand, der uns über den Fluß führe, jenſeit ſind wir geborgen!“ — Vespertina ſah einen Augenblick, wie mühſam ſich der Vergangenheit erinnernd, in des Grafen Auge, dann winkte ſie ihm, auf den Fährmann deutend. — „Ich ſetze Euch über, denn jener iſt todt. Seit meiner Jugend verſteh ich den Nachen zu lenken, und der Strom iſt nicht bös. Folgt mir!“ Es geſchah nach ihren

Wor-

Worten. Man ſandte den Diener mit Roß und Wagen auf Umwegen zurück, denn jenſeit war für Gold beides zu bekommen, und das zum Verſammlungsort beſtimmte Städtchen war nicht weit entfernt.

So befanden ſich die drei jetzt im ſchmalen Nachen, den Vespertina, klug das Ruder brauchend, durch die dunkeln Gewäſſer trieb. Leodegar konnte ſich nicht enthalten zu fragen, ſeit wie lang die fromme Schweſter — er ſcheute ſich ſie vor Bianca zu nennen — das Ordenskleid genommen."

„Seit Hugo's des Erzbiſchoffs Tode!" war die Antwort.

„Was ſagt Ihr da? Hugo — wäre —

„Todt, ſeit einem Jahr. Man fand ihn eines Abends leblos in ſeinem Lehnſtuhl ſitzen, aus dem er, wie er ſtets pflegte, den Sonnenuntergang betrachtet hatte. Er dachte zu gut von der Menſchheit, ſein letzter Irrthum brach ihm das Herz. Nach ſeinem Hinſcheiden hatte ich nichts mehr an der Welt zu fordern, nur Ruhe that mir noth. Ich fand ſie im Kloſter, im Kleide der frommen Schweſtern, deren

Pflich-

Pflichten fortan auch meinen Beruf ausmachen!“ —

Sie ſchwieg, und Leodegar ſtand gedankenvoll zwiſchen Bianca und Veſpertina, wie zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit. Da zerſtreute der ſich erhebende Wind das Gewölk, die Mondesſcheibe trat hervor und beleuchtete Veſpertina's Züge. Das Bild jener Nacht in Hugo's Gärten trat vor Leodegar's Seele. Um dieſelbe Stunde als damals, erſchien ihm heut dieſe weißgekleidete Geſtalt, damals als liebeträumendes Mädchen, heut als entſagende Nonne. Damals ſprach ſie dunkle prophetiſche Worte, und heut ahnete es ihm trüb', er gehe der Erfüllung entgegen. Sein Gemüth, nur jene Prophezeihung beachtend, zog ſich in Bitterkeit zuſammen. „Wer ſich dem Himmel weihte — ſagte er hart — muß die Erde vergeſſen haben!“ — Der Nachen ſtieß an's Ufer. Bianca ſchien entſchlummert. Sie ſaß am Boden, das Haupt auf den Knieen ruhend. — „Holde Bianca — flüſterte der zerſtreute Leodegar — „meine angebetene Fürſtin, o ermuntert Euch ſchnell, wir ſind am Lande!“

„Wie?

„Was?“ — rief Vespertina dazwischentretend, — „Was höre ich? Bianca? Fürstin? O dann verweilt —

„Hinaus, hinaus —“ rief die plötzlich erwachende Bianca, Leodegar's Arm fassend — „Hört sie nicht, die neugierige Schwätzerin“ — zürnte dieser.

„Ihr wißt nicht“ — flehte Vespertina — „wem Ihr Euch anvertraut —

„Wem es sey“ — rief der Graf — „nur Euch nicht!“ Damit warf er das bittende Mädchen bei Seite, schwang Bianca auf seinen Arm, und eilte landeinwärts davon.

Vespertina lag noch auf den Knieen am Boden, wohin der erzürnte Leodegar sie geschleudert. Heiße Thränen rannen aus ihren müden Augen, sie hob die Hände gegen den nächtlichen Wolkenhimmel: — „Allmächtiger“ — rief sie im ausbrechenden Schmerz — „Du weißt es, ich begehrte sein nicht, nur warten wollte ich ihn!“ Dann ergriff sie stillweinend das Ruder, und schiffte zurück. Selten nur hallte ein lauteres Schluchzen durch die Stille,

dem

dem leiſen Klagen, des Abendwindes vergleichbar, der durch's Rohr ſauſelt.

Leodegar und Bianca waren kaum einige hundert Schritte gewandert, als einige Reiter aus einem Seitenwege hervorſprengend, ihnen den Weg ſperrten. Leodegar zog den Säbel, aber Bianca fiel ihm mit dem Ruf in den Arm: „Ich bin Bianca, Eure Fürſtin!“ — Auf dieſes Wort ſah er ſich umringt, entwaffnet, ſeine Hände gefeſſelt, eine dichte Binde um ſeine Augen geſchlagen. So ward er auf ein Pferd gehoben, und im raſchen Fluge ging es mit ihm durch die Dunkelheit fort. Er wußte nicht wie ihm geſchah. Bald hörte er mehrere Stimmen und das dumpfe Rauſchen des Strom's. Es ward ihm klar, er war verrathen, gefangen, nach der Reſidenz zurückgebracht; er hoffte Schonung wegen ſeiner im Kriege geleiſteten Dienſte. Endlich machte man Halt. Die Binde wurde ihm abgenommen, und er durch den geräumigen Hof eines kloſterartigen Gebäudes in ein Erdgeſchoß geführt, aus deſſen mit Eiſenſtäben vergitterten Fenſtern

er

er den Platz überſah. Nach einigen Augenblicken trat ein Offizier in der Uniform des fürſtlichen Heeres ein, „Ihr werdet begierig ſeyn, zu erfahren" — hob er an —

„Habt Ihr Auftrag, meine Neugier zu befriedigen?" frug Leodegar geringſchätzig umblickend.

„Nicht dazu allein" — erwiederte Jener — „ſondern Euch noch mehr zu ſagen, als Euch vielleicht lieb ſeyn möchte!"

„So ſprecht!"

„Es war — erzählte der Offizier — zwiſchen unſerm Fürſten und ſeiner ſchönen Nichte ſeit einiger Zeit eine Spannung dadurch entſtanden, daß er zu der Verbindung Blanca's mit dem ſo liebenswürdigen als tapfern Prinzen Edgar, dem unbegüterten Enkel eines erhabenen Hauſes, nicht ſeine Einwilligung hatte geben mögen. Wer weiß, welche Gründe ihn dazu beſtimmten, kurz, Blanca's Thränen floſſen vergebens, und er blieb unerweicht. Prinz Edgar beſchloß die Geliebte zu entführen, zu dem Ende hielt er ſich ſchon ſeit einigen Monden unerkannt in der Reſidenz auf. Wie ſehr willkommen ihm der Zufall war, der ihn unter

ſei-

ſeinem angenommenen Namen mit Euch bekannt machte, ihn unter die Verſchwornen führte, könnt Ihr denken. Bianca erhielt Nachricht und willigte mit Freuden ein, von Euch in des Geliebten Arme geführt zu werden.

„Ha — rief Leodegar wühlend den Boden ſtampfend — ſo diente ich zum Spiel eines ränkevollen Weibes? — Aber die Mitverſchwornen?

„Sie ſind begnadigt.“

„Und ich? — frug Leodegar unſicher — mir läßt man dieſe Ketten?“

„Der gütige Fürſt hat, eingedenk Eurer Verdienſte, Herr Graf, Euch verziehn, und würde Euch ſogar Beweiſe davon geben, wenn Ihr nicht, von der Regierung Eures Vaterlandes, des Mordes eines dortigen vor einiger Zeit erſtochnen Edeln, durch das Zeugniß eines Mannes angeklagt und überwieſen worden wäret, dem das bloße Mitwiſſen um Euer Verbrechen keine Ruhe auf dem Sterbelager finden ließ, indeß Ihr mit ruchloſer Kälte —

„Enthaltet Euch aller Bemerkungen“ — gebot Leodegar — „ich kann nur von Meinesgleichen gerichtet werden!“

„Mag

„Mag seyn, Herr Graf, aber ich bin beauftragt, Euch den Spruch Eurer Richter anzukündigen: Euch erwartet das Schwert!“ — Er verließ mit diesen Worten das Gemach.

Leodegar war wie vom Blitz getroffen. So sich vom Gipfel des Glückes an den Boden geschleudert, aus den ehrenvollsten Verbindungen in die unheilvollsten Lagen verwickelt, mit dem Spotte Bianca's, mit dem Abscheu aller Gutgesinnten, und den lauten Vorwürfen seines lang übertäubten Gewissens beladen zu sehn, das war zu viel für sein stolzes Herz. Widerstandlos erlag er der rächenden Schicksalsmacht, so, daß er den Tod als eine Wohlthat herbei wünschte, und mit wahrer Betrübniß vernahm, daß er erst in einigen Tagen den Autoritäten seines Vaterlandes übergeben werden könne. Gebrochen an jeder Kraft, lag er um Mitternacht auf seinem Lager. Da stieg der Mond am Himmel herauf, und schien freundlich in des Unglücklichen Zelle, erweichte sein lang verhärtetes Gemüth. Er stand auf, öffnete das Fenster, lehnte das fiebrisch glühende Haupt an die Eisenstäbe, um sich an ihrer Kälte zu erfrischen. So ließ er sein Le-

ben

den an ſich vorübergehn, und all ſein Trotz ſchmolz in Wehmuththränen, — „O Veſpertina — rief er vom Gefühl bewältigt aus — Veſpertina, wie glücklich wär' ich geweſen!“ — ein durchdringender Schrei aus hoher Luft ſchlug an ſein Ohr, zugleich ſtürzte mit grauſiger Schnelle ein Körper auf die breiten Quadern herab. Voll Entſetzen erkannte er eine menſchliche Geſtalt, die aber keinen Laut von ſich gab, mit keinem Glied zuckte. Die Schildwach vor ſeiner Thür rief jetzt Hülfe, es ward bald Lärm, Männer und Frauen, Soldaten und fromme Schweſtern ſtürzten herbei.

„Um Gotteswillen — ſchrie Leodegar von Ahnung beſtürmt — ſagt, wer iſt's?

„Eine Nonne“ — antwortete der Soldat.

„Schweſter Veſpertina iſt's!“ — rief eine der geiſtlichen Frauen. Leodegar ſank ohnmächtig nieder.

Als er zu ſich kam, erklärte ihm der Wundarzt den Zuſammenhang. Das Gefolge, das ihn führte, hatte von der Nacht übereilt, am Kloſter, wo Veſpertina ſeit einem Jahre lebte, Halt gemacht, und war in den Wirthſchaftsgebäuden einquartirt worden, nur den vornehmen

und wichtigen Gefangenen hatte man im Kloſter ſelbſt, in einer leer ſtehenden Zelle — zufälligerweiſe — unter Veſpertina's Wohnung — untergebracht. Ihr Nachtwandeln, von dem man nichts wuſte, hatte ſie auf den Thurm über dem Gebäude geführt, Leodegar's Ausruf ſie erweckt, und in fürchterlichem Schwindel herabgeſtürzt. Er ſelbſt war es, der den Aufſchluß über die traurige Begebenheit den Ordensſchweſtern ertheilte. Hatte er, ohne es zu wollen, ihr Mörder werden müſſen, ſo war er nun feſt überzeugt, daß auch Veſpertina's Prophezeihung an ihm in Erfüllung gehn werde, und er, der vielfach Schuldige, ſehnte ſich nun ſeine Strafe zu leiden. Als man ihn daher nach einigen Tagen vor ſeine Richter ſtellte, beſtätigte er unaufgefordert ſeines verſtorbenen Jugendfreundes Ausſage, und bat um Vollſtrekkung des Urtheils. Seine Bitte ward ihm gewährt, und wenig Tage darauf ſank unter dem Beil des Nachrichters ſein ſchuldiges Haupt.

Die Frauen von Kolmar.

„Wem gehört das Schloß dort oben?“ rief Hegwald, ein von ſeiner Schaar verirrter Rittmeiſter aus des großen Mannsfelds Heer, im Vorüberſprengen einem Wandrer zu, der, gleich ihm vor der immer dunkler hereinbrechenden Nacht, und dem immer wilder tobenden Winterſturme Schutz ſuchte, und deshalb dicht in den Mantel gehüllt, eilig dahin ſchritt.

„Weiß nicht“ — verſetzte der Reiſende, ſchnell um eine Ecke des Felſens biegend, an der der Weg nach dem Dörfchen im Thale hinunter lief. „Die Schlucht da hinunter? — ſagte der Kriegsmann bei ſich — in dieſer Finſterniß, bei dieſem Glatteiſe? Dazu — er ſchaute nach den ſparſamen Lichtern, die, matten Funken vergleichbar, aus der Tiefe heraufblitzten — am End nur ein paar elende Hütten,

ohne

ohne Wirthshaus! Nein, lieber die Strecke hinauf bis zum Schloſſe; der Weg ſcheint ja gebahnt, in ein paar Minuten bin ich oben!“ Damit drückte er dem Rappen die Sporen in die Seite, und flog die Straße, die ſich bergan durch den Wald hinzog. So raſch der Hengſt ausgriff, ſo ſehr ihn der Reiter antrieb, noch ſchneller unter den finſtern Tannen hinzuſtreifen, wovon manch verſtörter Nachtvogel widrig aufkreiſchte, und mit Schnee genäßtem Flügel des Reiters Wange ſchlug, ſo lag doch ſchon ganz tiefe Finſterniß auf der Höhe, als er dieſe erreichte. Mehr ahnend als ſchauend, glaubte er in einiger Entfernung ein großes Gebäude wahrzunehmen, deſſen unförmliche Geſtalt wohl dem Schloſſe angehören konnte.

Eben ſtand der Rapp ſchnaubend und mit den Vorderhufen ſcharrend ſtill. Der Kriegsmann ſtieg ab. Lang tappte er an der Mauer umher, ehe er bemerkte, daß auf dieſer Seite kein hohes Burgthor, ſondern nur eine kleine Pforte befindlich ſey, die, weil ihr Schloß und Riegel fehlten, ein Spiel des Windes auf und zu fiel. „Sonderbar — ſagte er kopfſchüttelnd — das kleine Pförtchen ohne Schloß noch

noch Riegel, weit offen — am End' iſt's ein leeres Neſt! Mag's doch; beſſer als im Freien." — Er ſchritt hinein, nachdem er den Rappen abgezäumt, und mit der Halfter an einem Ring in der Mauer angeſchleift hatte.

Tiefe Stille lag in dem weitläufigen Gebäu. Kein Hundsgebell, kein Lichtſchimmer verrieth menſchliche Nachbarſchaft; noch mehr bekräftigte das hohe dürre Gras, das ſich hindernd um des Reiters Sporen ſchlang, die gänzliche Verödung. Nach langem Suchen fand er eine Treppe, von der ihm ein ſcharfer Zugwind entgegenſtieß. Die Steine wankten unter ſeinen Füßen, ſo vorſichtig er auch mit dem Pallaſch um ſich her prüfte. In dichter Finſterniß kletterte er hinan; recht erfreulich war es, als bei einer Wendung der Treppe ihm heller Lichtſchimmer entgegen fiel. Schon ſah er im Geiſte den Caſtellan mit Anordnung zum Abendeſſen, und einem guten Lager beſchäftigt. „Ih ſchönen guten Morgen, ſchönen guten Morgen, werther Herr Feldpater — rief ihm von der oberſten Stufe eine ſchnarrende Stimme entgegen — gut, daß Ihr noch kommt. Die Hochzeit

zeit iſt zwar längſt vorbei, aber trauen könnt Ihr deshalb ja immer noch. Nicht wahr?

Hegwald ſah die Wendelſtiege hinauf. Oben ſtand eine kleine, alte Frauengeſtalt, in ganz zerrißner, dem Schnitte nach nicht gemeiner Kleidung, die hielt eine Lampe in der Hand, und lachte ganz unmäßig, ſo daß die langen, dünnen, greiſen Haare immer über die zahnloſen, vorſtehenden Unterkiefer hereinfielen, und das alte Tuch feſt abglitt von den beinern Schultern.

„Pfui Du häßliches Bild — ſagte der Soldat beſtürzt — daß Du mir auch zuerſt begegnen mußteſt. Was lachſt Du denn wie toll?

„Wie toll? Hi hi hi, nein, wie klug müßt Ihr ſagen. Nun ich klug geworden bin, lache ich Euch alle aus!“ Dazu ſprang ſie in abenteuerlichen Verzerrungen des Leibes um ihn her.

„Eine Verrückte — dachte der Rittmeiſter — wahrſcheinlich eine alte Dienſtbotin, die hier das Gnadenbrod erhält. — „Iſt denn noch jemand hier im Schloſſe? frug er die Alte.

„O ja — antwortete dieſe — der Herr Miniſter von Leuchtenburg!“,

„Was

„Was? — lachte Hegwald — der vor zwanzig Jahren toll gewordne Greis? hält der Dir vielleicht Gesellschaft? — Weiter!

„Fräulein Eugenie von Leuchtenburg — aber freilich kömmt die nicht oft!

„Himmel und Hölle — rief der Rittmeister — wie kömmst du Scheusal zu dieses Engels Namen? — Damit streckte er die Hand aus, um die Alte zu greifen, aber im Nu verlöschte diese die Lampe, und rannte unter lautem Gelächter davon. Er hörte das Klappen ihrer Holzpantoffeln, bald über, bald neben sich.

So unheimlich dem Kriegsmanne in dem wüsten Gemäuer zu Sinne ward, so unterbrach doch die Müdigkeit alle weitern Betrachtungen, und das Bedürfniß nach Ruhe verjagte die leisen Anwandlungen von Schauer. Während des Gesprächs mit der Alten hatte er bemerkt, daß im Hintergrunde des Vorsaales ein Zimmer halb offen stand, in dem er Kaminfeuer gesehen zu haben glaubte. Er tappte sich hinein, fand noch glimmende Kohlen, die er sorgfältig zusammen schürte, zog einen schweren Lehnsessel an die Gluth, wickelte sich in den Mantel, und schlummerte ein. „Die Alte — dachte

er

er dabei — kann ja doch auch nicht die ganze Nacht herumlaufen, und der morgende Tag wird schon alles aufklären!“ —

Nach einigen Stunden süßer Ruhe, empfand er einen beängstigenden Druck auf der Brust. Er wollte sich regen, strecken, aufspringen. Vergebens, eine unbezwingliche Schwäche hatte alle seine Kräfte gelähmt. Dazu klang ein dumpfes Gemurmel in sein Ohr, und ein Klappern schellte, wie von zusammengeschlagenen Knochen. Immer schwerer ward die Last, kaum vermochte er noch zu athmen, da fiel ein blendender Lichtstrahl ihm in die geschloßnen Augen, so daß er sie aufschlagen mußte. Auf da saß die häßliche Alte auf seinen Knieen, starrte mit wahnsinnigem Blick in sein Gesicht, die Hände fest gegen seine Brust gestemmt, indeß sie unverständliche Worte über ihn hinhauchte. Dazu klapperten die Todtenbeine, die weiß und glänzend an einer Schnur um ihren Hals liefen. In dumpfer Betäubung starrte Hegwald vor sich hin, unfähig einen Finger zu rühren. Da glitt die Alte von seinem Schooße herab, und trat an die lange eichene Tafel, die mit wunderlich geformten Flaschen und Phiolen besetzt, in

der

der Mitte des Zimmers ſtand. Sie goß eine dunkle Flüſſigkeit aus und ein, ſchüttelte, miſchte, filtrirte; dann löſte ſie das Knochenhalsband, legte davon einen Kreis um ſich, und würfelte mit zwei kleinen Todtenköpfen, auf denen allerhand Zeichen eingegraben waren. Beim dritten Wurf ſprang ſie wild jauchzend empor und rief: „juchheiſa, juchhei, ich hab' ſie allzwei!“ Eilig nahm ſie Kohlen aus dem Kamine, ſchüttete ſie auf eine Pfanne, ſprützte einige Tropfen der früher bereiteten Mixtur darüber hin, und ein dicker Dampf quoll weiß und wolkig empor. Die Flaſchen ſtießen klingend zuſammen, die Alte drehte ſich ſchnell wie ein Kräuſel, im tollen Wirbel Tiſch und Stühle mit ihr. Hoch ſtieg eine blendende, blaue Flamme von den Kohlen auf, der Saal füllte ſich mit entſetzlichen Geſtalten, die einen Kreistanz um Hegwald hielten, ſo lang die Flamme loderte. Jetzt verloſch ſie, ein dröhnender Knall ſchmetterte durch das Gebäude, und der Schläfer flog, wie vom Blitzſtrahl geſchleudert, bewußtlos aus dem Seſſel an den Boden.

Als der Morgen dämmerte, erweckte Roſſes Gewieher den Kriegsmann. Er blickte um ſich. Aber gränzenlos war ſein Erſtaunen, als er ſich im Freien fand. Hoch über ihm lag der tannenbewachsne Berg, auf deſſen höchſte Spitze das wüſte Schloß. Neben ihm ſtand ſein Pferd an einen Stamm gebunden. Er wußte nicht wie ihm geſchehen ſey. Noch immer der fürchterliche Jubelruf der Alten in ſeinem Ohr, noch immer die zermalmende Angſt bergeſchwer auf ſeiner Bruſt. Sollte dies alles nur Traum geweſen ſeyn? „Nun beim ewigen Gott — rief er aus — wenn dieſe bis zum Wahnſinn ängſtigende Geſichte prophetiſche Träume ſind, ſo müſſen ſie etwas Entſetzliches vorbedeuten. Sollte der Alten gräßliches Würfelſpiel vielleicht auch Eugenien gelten? — Eugenien? Thor ich! Sind es denn nicht ſchon zehn Jahr, daß ſie mir in jener Unglücksnacht entriſſen ward, daß ich ſie vergebens ſuche? Wer weiß, brach nicht ſchon längſt der Gram ihr treues Herz! Aber was ſoll mir denn der Traum? Welch Unglück kann er mir, nachdem ich ſie verlor, noch bedeuten? Den Tod? ihn ſuche ich ſeit jener Zeit in jedem Gefecht, ohne

ihn

ihn zu finden. — Kein Menſch mehr auf der Erde der mich liebte, der an mir hinge! — Und wer iſt ſie, dieſe grauenhafte Alte, die mir der Traum ſo lebhaft zeigte, und die mir ſo unerklärlich bekannt vorkam?“ — Raſch ſprang er nach dieſem Selbſtgeſpräche empor; nach dem Dörfchen wollte er, um dort ſein treues Roß pflegen zu laſſen, dann hinauf nach der Burg, jeden Stein umkehren, jeden Winkel durchſuchen, und nicht ruhen, bis er wiſſe, ob das Abentheuer der letzten Nacht Traum oder Wahrheit ſey. Aber als er auf den Füßen ſtand, da merkte er es wohl, daß des Schreckens Macht zerſtörend in ſeine Lebenskraft eingegriffen habe. Seine Knie zitterten, ſeine Augen umflorten ſich, fiebernd wechſelte Hitze und Kälte in ſeinen Adern, ſiedend tobte das Blut in ſeinem Gehirne. Auf lange Zeit war die Sorge für ſein Roß, ſeine letzte. Man brachte den immer ſchwerer Erkrankenden aus dem Dörfchen nach dem Hoſpitale der Urſuliner barmherzigen Schweſtern, deren Kloſter in der Nähe lag. Hier hielt ihn eine hitzige Krankheit Monden lang danieder, immer mit neuer Wuth über ihn herfallend, wenn die

Kraft

Kraft ſeines ungeſchwächten Körpers ſich erheben wollte. Endlich erhörte der Himmel Schweſter Madelon's, einer alternden Nonne, die ſeine Pflegerin war, heiße Gebete, nachdem ſie verzweifelnd und wirkungslos mehr als einmal die ganze Kraft der gewaltigſten Mittel an ihm verſucht. Mit Angſtthränen hatte ſie oft Nächte lang vor ſeinem Lager auf den Knieen liegend, zum Himmel gebetet, wenn folternder Bruſtkrampf ihn ſtöhnend empor warf. Endlich ſchien ſich die Krankheit zu brechen. Er erholte ſich, und ſein erſtes Beſtreben war, ſeiner Pflegerin für ihre unermüdete Sorgfalt zu danken. Er wollte ihr ſein Abendtheuer erzählen, aber ſie verbot es ihm ſtreng; theils weil ihr daſſelbe aus ſeinen Fieberträumen genugſam bekannt war, theils weil ſie fürchtete, die gefliſſentliche Vergegenwärtigung jener Schreckensnacht möchte ihm einen gefährlichen Rückfall zuziehen. „Erlaubt mir jetzt — ſetzte ſie hinzu — Euch zu verlaſſen; eine gefährliche Kranke ruft mich von Euch!“ Mit dieſen Worten ſchritt ſie aus dem Zimmer, und ließ Hegwalden, faſt etwas verletzt über das Ablehnen ſeiner Mittheilung, zurück.

Der

Der Kranke ging mit rüſtigen Schritten der völligen Geneſung zu. Dennoch wollte Schweſter Madelon ihn nicht in das Kriegsgetümmel zurückſenden, daß ſich den ſtillen Thälern jener Gegend immermehr näherte, bevor auch die letzte, leiſeſte Erinnerung an die Krankheit getilgt ſey. Hegwald's Dankbarkeit für ſo zarte Sorgfalt, ſo liebevolle Pflege, hatte ſich ſchon längſt zur wärmſten, zärtlichſten Freundſchaft für Madelon geſtaltet. Einſam in der Welt, wie er es war, dazu, Kraft ſeines Berufes in einer ſo kriegeriſchen Zeit, täglich in der Gefahr, aus dem Leben weggeriſſen zu werden, empfand er tief das Bedürfniß, irgend einem menſchlichen Weſen ſeine Geſchichte mitzutheilen. Ihm war als ſchlinge ſich ein neues Band zwiſchen ihm und der Welt, wenn jemand, von ſeinen Schickſalen unterrichtet, ſich ſeiner Siege freute, in heißen Schlachten für ſein Wohl zum Himmel flehte. Und wer wäre wohl einer ſolchen Mittheilung würdiger geweſen, als Schweſter Madelon; ſie, deren bewährte Freundſchaft die wärmſte Theilnahme, deren zarter Sinn und geſetztes Alter eben ſo zartes Verſtehn, als wichtige Würdigung vorausſetzen ließ.

Er

Er hatte beſchloſſen, nicht länger als noch eine Woche im Hoſpitale zuzubringen. Dieſe Zeit wollte er nützen, und die nächſte Stunde, die Madelon ſeiner Erheiterung beſtimmen würde, ſollte der Enthüllung ſeines Geheimniſſes gewidmet ſeyn.

Eben ſtand er am Fenſter, den Weg überſchauend, den ſie kommen mußte, als er durch ein leiſes Klopfen an der Thür geſtört ward. Ein alter Mann trat ein, berichtend, die ehrwürdige Schweſter Madelon habe ihn hierher beſchieden, um Arznei zu holen. Da er ſchon lang ihrer geharrt, ſo wollte er ſich erkundigen, ob ſie vielleicht mit der Pflege des kranken Rittmeiſters beſchäfftigt ſey, und ſich ihr in's Gedächtniß zurückrufen. Dieſer ließ es gern geſchehen, daß der Greis ſich in ſeinem Zimmer niederſetzte, um Othem zu ſchöpfen, und knüpfte ein Geſpräch an, in welchem der letztere bald in Lobpreiſungen der Schweſter überfloß. „Kein Kranker — ſagte der Alte mit Feuer — iſt der heiligen Frau zu gering, kein Uebel zu ekelhaft, ſie pflegt jeden. Da ſie immer vor Gott und auf ihren Berufswegen wandelt, ſo kennt ſie keine Furcht, und ich habe ſie oft auf dem

dem Todtenacker, oder wohl gar eben am wüſten Schloſſe, hinterm Felshange, nach heilſamen Kräutern noch ſpät am Abende ſuchen ſehen, indeß unſereins nicht gern am lichten Tage dahingeht!"

„Was hat es nur — frug Hegwald — für eine Bewandniß mit dem alten Schloſſe?"

„Gott mag wiſſen — erwiederte der Greis — wie's eigentlich damit beſchaffen iſt. Der Sage nach gehn dort oben zwei verbannte Geiſter um, die man die Frauen von Kolmar nennt, obgleich die meiſte Zeit nur eine zu ſehen iſt."

Kolmar? — unterbrach Hegwald den Erzähler haſtig — habt ihr auch recht gehört?"

Hm, hm — lächelte jener, bin ja bald 80 Jahr alt, höre ja den Namen von Jugend auf. Ich ſage Euch, die Burg heißt ſo, und die geſpenſtigen Frauen werden eben ſo genannt. Vor langen Zeiten gehörte das Schloß den Grafen von Kolmar. Aber das waren arge Zwingherrn, die die Gegend hart plagten, ſo daß man endlich ihr Felſennest zerſtörte. Der Beſitzer entfloh, und brachte ſeinen Namen und ſeine Schätze in ein fernes Land. Eine alte

Matrone und ein jüngeres Fräulein, die übermäßig mit Geld beladen in einem verschütteten Thurme verschmachten mußten, indeß man sie entflohen glaubte, sollen in der Mitternachtsstunde im Vollmonde traurig und wehklagend auf den Mauern umherwandeln. Man sagt, in einem Flügel seyen noch Zimmer in bewohnbarem Stande. Aber keiner hat Lust sich hinaufzuwagen, denn seit langen Jahren hausen Zigeuner, Räuber und Mörder, die die Gerechtigkeit verfolgt, in den wüsten Hallen des Schlosses mit den Geistern zusammen, oder stehn wohl gar mit ihnen in einem Bunde. Denn solch Volk, das im Krieg geboren und aufgewachsen, vom lieben Gott nichts wissen will, das findet an dem Bösen und seinen Helfershelfern leicht gute Freunde. — Aber da kömmt die ehrwürdige Frau; verzeiht Herr Rittmeister, wenn ich Euch gestört, und habt Dank für Eure freundliche Aufnahme!" Der alte wankte fort. Seine Erzählung hatte auf Hegwald tiefen Eindruck gemacht. Der Name Kolmar, an dem sich so manche schmerzvolle Erinnerung seines Lebens knüpfte, hatte Begebenheiten, die längst ins Dunkel der Vergangenheit

genheit zurückgeschoben waren, auf's neue ans Licht gezogen. Mit Sehnsucht erwartete er daher die fromme Schwester, um von ihr wo möglich nähere Auskunft über die Abentheuer der alten Burg zu erhalten.

Sie trat bald darauf in's Zimmer, um, wie sie sagte, Abschied zu nehmen. Sie glaube nun ihres Pfleglings Gesundheit hinlänglich befestigt, um ihre Zeit und Mühe auf's Neue Bedürftigern widmen zu können!"

„So treffen wir uns — entgegnete der Rittmeister — in gleicher Entschließung. Eben wollte ich Euch, meine verehrte Freundin, ankündigen, daß ich mit Ablauf der nächsten Tage Euer Kloster zu verlassen, und mein versprengtes Regiment aufzusuchen gesonnen bin!"

Schwester Madelon seufzte tief. „Werdet Ihr auch bisweilen — sagte sie, die Augen trocknend — Eurer Pflegerin gedenken? Euer ersetzlicher Beruf kann Euch — nicht ohne Wehmuth vermag ich es zu denken — binnen wenig Tagen zerschmettert, todtwund aufs Schlachtfeld hinstrecken, wo keine Schwester Madelon Euch mit linderndet Pflege zur Hand ist; wo Eure Todesseufzer ungehört verhallen.

Wenn Ihr, den ich mühsam ins Leben zurückbrachte, vielleicht bei dem nächsten Gefecht — Thränen erstickten ihre Stimme, sie vermochte es nicht zu endigen. Nach einigen Augenblikken sagte sie mit mühsamer Fassung: „ich bitte Euch, gedenkt meiner freundlich!“

O Madelen — rief Hegwald tief erschüttert — geliebte, innigverehrte Freundin, könntet Ihr im Ernste daran zweifeln, daß meine ganze Seele von der unaussprechlichsten Dankbarkeit gegen Euch ist, es unwandelbar bleiben wird? Ich schwöre Euch, Eure Theilnahme, Euere wahrhaft schwesterliche Pflege sind mir eben so unvergeßlich, als mir die Ueberzeugung nothwendig ist, daß Ihr an meinem, durch Euch erhaltenen Leben Freude habt und Antheil nehmt. Seht, schon längst wollte ich Euch den größten Beweis meines Vertrauens durch Mittheilung meiner Lebensgeschichte geben. Vergönnt mir, es heute in dieser Stunde zu thun. Gönnt mir, dem hart Geprüften, die tröstliche Hoffnung, daß nach Kenntniß dieser Begebenheiten wieder ein menschliches Herz, bald ängstlich, bald freudig, und immer theilnehmend für mich schläge!“

Nein,

Nein, nein — rief Madelon mit thränenerstickter Stimme — schweigt um Gotteswillen. Wer weiß was Ihr mir schreckliches zu erzählen habt; wo nähme ich Kraft und Fassung her, Euch ruhig anzuhören? Dazu kann ein Euch so tief erschütternder Bericht vielleicht Eure Gesundheit —

Fürchtet nichts für mich, theure Freundin! — entgegnete Hegwald, ihre Hand fassend — auch will ich Euer zartes Frauenherz nicht unnöthig zerreißen. Gönnt mir immer den Trost, mein gepreßtes Herz in Freundesschoos zu entladen!"

„Nun so erzählt denn in Gottes Namen — sagte Madelon mit gedämpfter Stimme" — „ich vermag es nicht, Euch etwas abzuschlagen!" — Sie zog eine weibliche Arbeit hervor, und der Rittmeister nahm ihr gegenüber Platz.

Ich heiße Franz Hegwald, und dieser einfache, unbekannte Name wird Euch Ehrwürdige schon andeuten, daß ich aus keinem glänzenden Geschlecht stamme, noch daß meine Ahnen vor Jahrhunderten für die Reinheit ihres

Adels,

Adels und die Reize ihrer Geliebten, Lanzen gebrochen haben. Und so iſt es in der That. Mein Vater war ein armer, unbekannter Dorfſchullehrer, auf den Gütern des Miniſters Freiherrn von Leuchtenburg. Des Miniſters Gemahlin, ein weiblicher Engel, ließ ſich die Sorge um das Wohl ihrer Unterthanen ſo angelegen ſeyn, daß ſie ſeit einem Jahre, als wie lang ſie die Reſidenz verlaſſen, faſt allwöchentlich unſer entlegenes Schulhaus beſuchte, und dem Unterricht beizuwohnen kam. Es dauerte nicht lange, ſo hatte die geiſtreiche Frau meines Vaters Geſchicklichkeit und Berufstreue erkannt, und beſchloſſen ihn dafür zu belohnen. Allein dieſe Wohlthat kam zu ſpät. Mochte vieljährige Dürftigkeit und Kummer über erlittene Kränkungen von Seiten ungerechter Beamten, die während der Abweſenheit der Herrſchaft die Meiſter ſpielten, oder Schmerz um den Verluſt der geliebten Gattin ſeine ſchwächliche Geſundheit untergraben haben — genug er ſtarb an dem Tage, als die Edelfrau in einem eigenhändigen Billet ihm eine bedeutende Gehaltszulage, die Verbeſſerung ſeiner Wohnung, und noch einige nicht unerhebliche Lebensannehm-

nehmlichkeiten zusagte. Ich war damals nur 12 Jahre alt; dennoch empfand ich diesen Verlust in seinem ganzen Umfange. Mit der innigsten Zärtlichkeit hatte ich an dem geliebten Vater gehangen, mein Schmerz war daher gränzenlos.

Da ich keine ältern Geschwister, und nur noch ärmere Anverwandte hatte, so entschloß sich die Edelfrau, mich, als einstweiliger Gesellschafter ihrer einzigen Tochter, der 10jährigen Eugenie, im Schlosse zu dem Beruf meines Vaters erziehen zu lassen. Ein bejahrter Bedienter — ich sehe ihn noch in seiner altväterischen Pracht, in gelber Gallalivree, mit rothem Kragen, Aufschlägen, und reichen goldnen Borten, — kam an einem heitern Sonntagsmorgen, im April, mich aufs Schloß abzuholen. Mir war sonderbar, fast bang zu Muthe. Die Sanftmuth und Milde der Edelfrau, so hoch ich sie verehrte, reichte doch nicht hin, meine Besorgnisse zu verscheuchen. Schloß Leuchtenburg lag hoch und kühn, auf einer steilen Felsenstirn, mit seinen vielfachen alten Thürmen und Zinnen, weit in die Landschaft hineinschauend. Ich wußte, daß es ein tiefes, finstres Verließ, daß

es

es fürchterliche unterirdiſche Gefängniſſe dort oben gebe; auch hatte ich ſchon Männer mit Ketten beladen unſere kleinen Fenſter vorüber nach der Veſte führen ſehen, und das allgemeine Bedauern derſelben mit angehört. Was mich noch mehr beunruhigte, war die Geſtalt des Miniſters, die ſich mir bei ſeinem Vorüberfahren genau eingeprägt hatte. Ich ſah den alten, langen, blaſſen Mann, mit ſchwarzen tiefliegenden Augen, und dem bald finſter auf eine Stelle geheſteten, bald wild umherfliegendem Blicke, noch immer vor mir. Er hatte bei Hofe alles gegolten, war, dem Vernehmen nach, plötzlich geſtürzt, und in eine ſchwere Unterſuchung verwickelt, ja der entſetzlichſten Grauſamkeiten beſchuldigt und überführt worden. Nur die Erinnerung an früher geleiſtete wichtige Dienſte, ſollten den Fürſten vermocht haben, die ſchon ausgeſprochne Todesſtrafe in lebenslängliche Verbannung auf das Schloß Leuchtenburg, das er nicht verlaſſen durfte, zu verwandeln. Seit einiger Zeit ſagte man, daß der Miniſter aus gekränktem Ehrgeiz, und von Gewiſſensbiſſen gefoltert, raſend geworden, weshalb er abgelegne Zimmer bewohne, immer unter

Aufſicht

Aufſicht ſtehe, und nur bei ſehr ruhigen Tagen ſtets, jedoch in einem Anzuge, der ihn die Arme zu gebrauchen hindere, im Kreiſe ſeiner Familie erſcheinen dürfe. Welch ſchaudervolle Begebenheiten vermochte nicht meine jugendliche Phantaſie aus dieſer Erzählung des alten Bedienten, und dem Unheimlichen, das ich ſelbſt von der alten Burg wußte, zuſammen zu ſetzen. Ein paarmal verſuchte ich zu entſpringen, allein der gute Thomas redete mir ſo tröſtend zu, ſprach ſo zärtlich ehrfurchtsvoll von der Edelfrau, verſicherte mich ſo zuverläſſig, der Miniſter wiſſe nichts von meiner Ankunft, werde ſich auch gar nicht um mich bekümmern, daß ich mich ſo ziemlich wieder beruhigte.

Während des Geſpräches hatten wir den Schloßberg erreicht, und die Leuchtenburg lag nun mit ihren weitläuftigen Höfen, ihren dunkeln Kreuzgewölben, ihren hohen ſpitzigen Bogenfenſtern, und aller Pracht eines reichen edeln Hauſes vor uns. Der Angſtſchweiß ſtand mir auf der Stirn, während ich im Vorzimmer warten mußte, indeß Thomas mich anzumelden ging. Immer glaubte ich aus einer der hohen eichenen Thüren, oder einem der breiten Bogen

gen

genpfeiler werde auf einmal der Tolle auf mich zustürzen. Endlich ward ich gerufen. Die Edelfrau lag auf einem grünseidnen Ruhbette, auf einem kleinen Tischchen vor ihr, reiche goldne Quasten und Tressen, die sie aufzudrieseln beschäftigt war. Neben ihr, halb an sie gelehnt, stand Fräulein Eugenie. Nur einmal in ihre schwarzen, düstern, und doch so unbeschreiblich milden Augen geblickt, so war es bei mir beschlossen, mich dem ausschließlichen Dienste des holden Geschöpfes zu weihen. Die Edelfrau ermahnte mich mit sanfter, wohlklingender Stimme, recht brav, recht fleißig, vorzüglich recht freundlich gegen Fräulein Eugenien zu seyn, und ja nicht zu vergessen, wen ich vor mir habe. Der Hofmeisterin des Fräuleins müsse ich gehorsam leisten, im übrigen sey ich mit allem an den alten Thomas gewiesen. Ich bekam ein eignes Zimmer mit diesem wackern Diener, der mich väterlich pflegte, und einen eignen Lehrer für meinen Unterricht. Die übrige Zeit war ich bei Eugenien, wo ich bald ihre Vögel füttern, bald für ihr zahmes Reh Gras holen, bald das Fräulein selbst schaukeln, oder im Winter auf einem kleinen Schlitten

ziehen

ziehen mußte. Ich überſpringe hier einige Jahre, in denen ich ſo zufrieden als möglich lebte. Mein Lehrer durfte nie Klage über mich führen, eben ſo wenig Thomas; die Edelfrau behandelte mich ungemein liebreich. Eugenie war mir hold, und den alten Miniſter hatte ich erſt ein einzigesmal von fern in einem ſeiner Anfälle brüllen hören. Das Einzige, was mir hätte Sorge machen können, war die Unmöglichkeit, mir, trotz der angeſtrengteſten Bemühungen, die alte Hofmeiſterin geneigt zu machen. Sie haßte mich augenſcheinlich, und das einzigemal, als ſie mich mit falſcher Freundlichkeit zu ſich gelockt hatte, band ſie mir, wie ſcherzend, mit einem ſeidnen Bande die Hände, warf mich auf ein Polſter nieder, kniete mir auf die Bruſt, und riß mir mit einer ſtarken Nadel eine tiefe Schramme in den Hals, worauf ſie das reichlich hervorquellende Blut in einer purpurrothen, gläſernen Schaale auffing und verſchloß. „Verräthſt Du eine Silbe von dem, was Dir geſchehen iſt, — ſagte ſie mir, als ich weinend im Zimmer umher lief, — ſo ſtoße ich Dir dieſes Meſſer durchs Herz!“ — Ich erſchrak ſo ſehr vor dem unbekannten,

blinken-

blinkenden Werkzeug, und ihren zornglühenden Augen, daß ich das heiligſte Stillſchweigen gegen Jedermann gelobte und hielt. Den ganzen Tag beſchäfftigte ſie ſich mit Kartenſchlagen, Würfeln, Punktiren und ähnlichen Dingen. Zum Glücke faßte ſie eine Neigung zu meinem Lehrer, wodurch ſie mir weniger gehäſſig erſchien, und auch mir und Eugenien weniger ihre tyranniſche Willkühr fühlen ließ. Ach wie herrliche Bilder gehn an meiner Seele bei der Erinnerung an dieſe Jahre vorüber! Die Umgegend des Schloſſes war höchſt reizend. Oft wanderten wir in Begleitung unſrer Vorgeſetzten nach einem inmitten eines Wäldchens gelegenen Jagdhauſe, dem Vorfahren des Miniſters zu Ehren, Antonsluſt geheißen. Unbeſchreiblich ſüße Bangigkeit machte mein Herz ungeſtümer ſchlagen, wenn ich im Purpurgoldglanz der untergehenden Sonne neben Eugenien herſchritt, und derſelbe Strahl bald an den ſilbergrauen Stämmen der jungen Tannen auf und ablief, bald im violetten Lichte auf des Mädchens elfenbeinweißer Stirn zitterte, indeß eine laue, Düfte tragende Luft ihr die braunen reichen Locken aus dem Geſicht wehte,

und

und den milden Engelszügen einen wunderbar kühnen Ausdruck lieh.

Nach einem tiefen Seufzer, der Erinnerung jener glücklichen Tage geweiht, setzte Hegwald seine Erzählung fort.

„So lang meine Glückseligkeit darin bestand, neben Eugenien herzuschreiten, im Frühjahr die ersten hochgelben Schlüsselblumen aus den sonnigen Vorhölzern, im Spätherbst die letzten blassen Zeitlosen aus den fahlen Wiesengründen um die Wette zu suchen, und überglücklich zu seyn, wenn sie mir für die zuerst gefundne Blume, bei unsern Kinderspielen, in kleinen porcellanenen Geschirren, aus Milch und Semmel ein eignes Gericht mit ihren niedlichen Fingern zubereitete — oder ihr Leibpage zu heißen und ihr die seidne Schleppe zu tragen, wenn wir in Antonsluſt waren — so lang durfte ich zu allen Stunden, früh und Abends, unangemeldet in ihr Zimmer. Obgleich ihre Kränklichkeit Eugeniens Mutter fast immer von unsern Spielen ausschloß, so mußten wir doch täglich des Abends, jedes allein, zu ihr in's Zimmer kommen, und ihr ausführlich die kleinen Freuden und Leiden des Tages berichten.

ten. Die kluge, treffliche Frau mochte ohne unser Wissen nach diesen treuherzigen Erzählungen schon im Voraus beschlossen haben, wie lange wir dieses paradiesische Zusammenleben noch fortsetzen dürften. — Wie oft stürmte ich, zu grossem Verdrusse der langschlafenden Hofmeisterin, um 6 Uhr früh in Eugeniens Schlafzimmer, wenn sie das blühende Haupt, die sammtnen Wangen auf den vollen weissen Arm gelegt, mit leisen Athemzügen noch im Morgenschlummer ruhte. „Geschwind — rief ich der holden Schläferin ins Ohr — geschwind Eugenie, steh' auf, 's ist herrliches Wetter, und wir dürfen im Wäldchen frühstücken!" Dann ging's im tollsten Galopp die Wendeltriege hinab, um Eugenien's Reh zu holen, das uns stets begleitete. Himmlische Jahre der kindlichen Unschuld, ihr flogt wie ein leichter Morgentraum vorüber, zu schön um lang zu dauern!

Nach und nach wurden die herrlichen Stunden fröhlichen Beisammenseyns, unter dem Vorwande, daß sowohl sie als ich verdoppelte Lehrstunden erhalten sollten, immer mehr verkürzt. An Eugeniens 14tem Geburtstage brachte mir der

der alte Thomas, wider die Gewohnheit, das Frühſtück in mein Zimmer. „Warum denn nicht bei Eugenien drüben?“ — frug ich verwundert. „Die gnädige Frau hat es ſo geboten — erwiederte der alte Mann — „Fräulein von Leuchtenburg, wie du Eugenien von heut an zu nennen haſt, werden heut 14 Jahr alt, und ſind zu groß, um mit einem 18jährigen Burſchen wie Bruder und Schweſter zu leben!“

„Ich verſteh dich gar nicht, guter Thomas“ — ſagte ich betreten.

„Glaub's wohl, mein Sohn, s' iſt auch nicht nöthig. Kurz und gut, es iſt ſo. Dazu biſt du eine arme Waiſe von ſchlechtem Herkommen, und darfſt den Reſpekt gegen das Erbfräulein von Leuchtenburg nicht aus den Augen ſetzen!“

Stillſchweigend, ſinnend ſtand ich da, und zerbrach mir den Kopf, was denn nun von heut an anders ſey. Zur Mittagstafel ſah ich Eugenien. Entzückt ſprang ich auf ſie zu, faßte ihre Hand, die ich feurig küßte, und begehrte von ihr Löſung des Räthſels. Da trat wieder die Hofmeiſterin herbei, und befahl mir ein für allemal, nicht die Hände zu gebrauchen,

wenn

wenn mir das Fräulein die Gnade erzeige, mit mir zu ſprechen. Beſtürzt ſah ich nach Eugenien, über deren Wangen eine hohe Purpurröthe ſich ergoß. Wir verſtanden uns, und unſre Herzen ſuchten den Augenblick, ſich zu ergießen. Daß Eugeniens Mutter wegen immer zunehmender Schwäche nicht bei Tafel erſchien, war ein ſchlimmer Umſtand. Ihre himmliſche Milde hätte mein verwundetes Gemüth mit einem Worte heilen können. Nach Tiſch kam Geſellſchaft. Die Familien benachbarter Edelleute, unter ihnen ein langer, blaſſer, rothhäriger Burſche, der älteſte unter uns. Man nannte ihn Graf Kolmar. Wir verſammelten uns zu allerhand ſitzenden Spielen. Nach kurzer Beobachtung haßte ich ſchon Kolmar von ganzem Herzen, der, wie ich ſehr wohl bemerkte, eben ſo eifrig Eugenien ſuchte, als er von ihr vermieden ward, und ſich der beſondern Unterſtützung der alten Hofmeiſterin zu erfreuen hatte. Man rief uns in den Garten, um eine Collation einzunehmen, und zugleich die, für Fräulein Eugenien beſtimmten Angebinde zu ſehen. Als wir die herrlichen Geſchenke genug bewundert hatten, zog Kolmar

Etwas,

Etwas, das in weiſſes Papier gewickelt war, aus der Taſche, wobei er viel von Angedenken, Erinnerung u. dergl. ſprach, auch Eugenien die Hand küßte. Es entging mir nicht, daß er vorher der Hofmeiſterin einen ſchweeren Beutel voll Gold in die Hand gedrückt hatte, wofür dieſe ihm mit grinzender Freundlichkeit dankte, und ihm zugleich wie verſprechend zuwinkte. Ich hätte blind ſeyn müſſen, um die zwiſchen den beiden beſtehende Verſchwörung nicht zu bemerken. Indeß hatte Eugenie das Papier geöffnet, und eine prächtige goldne Kette mit blitzenden Edelſteinen daraus hervorgezogen. Mein Geſicht glühte, die Gluth ſtieg zum Brande, als die Schönheit des Geſchenkes ein ſüßes Lächeln der Ueberraſchung auf Eugeniens Roſenlippen rief, und ſie dem Geber mit verſchämter Freude dankte. Der Drache von Hofmeiſterin meinte, in dem Verhältniß, in dem die beiden jungen Leute zu einander ſtünden, dürfe das Fräulein dem Grafen einen Kuß erlauben. Ich horchte hoch auf. Kolmar ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Die Sinne vergingen mir faſt, als er ſein häßliches Geſicht dem pfirſichblüthfarbnem Sammet

von Eugenien's unberührten Wangen näherte. Zum Glück nahmen die Spielz auf's Neue ihren Anfang. Man spielte Verstecken. Die Hofmeisterin saß mit dem Lehrer und noch einigen ihres gleichen in einer Laube, und liefen sich's wohl seyn. Eugenie mußte sich verstecken, wir andern suchten. Kolmar findet sie. Dreist gemacht durch die Gunst des Augenblicks, umschlingt er sie, will ihre Lippen küssen. Sie schreit auf. Wie ein Pfeil fliege ich herbei, sehe wie sie sich vergebens müht, sich von dem Unverschämten loszumachen, höre ihren Angstruf „Franz, Franz, hilf mir, mach' mich los!" Im Nu liegt Kolmar, von mir wüthend angegriffen, am Boden. Er rafft sich auf, findet einen schweren Prügel, und schlägt ohne Schonung auf mich los. Schmerz, Stolz, Eifersucht und Eugenien's Klagen, die weinend neben mir steht, geben mir Löwenkräfte. Ich unterlaufe meinen Gegner, packe ihn, und sein Beißen, Kratzen, Schlagen nicht achtend, umfasse ich ihn im Leibe, eile nach der nahen, halbtrocknen Gartencisterne, und stürze ihn blind von Zorn dahin ab. Augenblicklich zurückkommend, umfasse ich Eugenien, und im

schnell-

ſchnellſten Laufe ſüchten wir beide nach dem heimlichſten, entlegenſten Theil des Gartens. Indeß ſie mir mit ihrem Tuche das Blut ſtillt, das aus der empfangenen Stirnwunde hervorſtürzt, erzählt ſie mir, Kolmar ſey der, ihr vom Vater beſtimmte Bräutigam; die kranke Mutter habe ſich vergebens widerſetzt. In einem Jahre ſolle ſie ihn heirathen. „Aber — ſetzte ſie hinzu — ich verabſcheue ihn, nie ſoll er mir nahen dürfen!“

„Und doch, gnädiges Fräulein — ſagte ich bitter — heut Mittag —“

„O Franz — rief ſie mit ſtürzenden Thränen — kannſt Du mich ſo verkennen?“

Mit liebender Wuth riß ich ſie an mich. Meine Lippen brannten auf den ihrigen, ſie duldete, ja ſie erwiederte meine heißen Küſſe. „Bleibſt Du mir treu?“ — rief ich außer mir.

„Bis in den Tod!“

„Heirathſt keinen —

„Als Dich — fiel ſie ein, ſich aufs Neue in meine Arme werfend.

Die andern Geſpielen waren indeß auf Kolmar's Geſchrei nach Hülfe gerennt. Gartenarbeiter kamen, und man zog den verliebten

Paladin unbeschädigt, nur etwas durchnäßt, aus der gar nicht tiefen Cisterne. Wer weiß wie lang Eugenie und ich, sprachlos in Entzücken verloren, einander gegenüber gestanden hätten. Der Gluthstrahl der Liebe hatte uns in wenig Augenblicken gezeitigt. Sie war zur Jungfrau, ich zum Jünglinge herangereift. Indeß wir im ewig heitern Blau erklärter Liebe zu stehn glaubten, thürmten sich schon die schwülen Wetterwolken eines schicksalvollen Lebens um uns auf. Der Blitz, der uns auf immer trennen sollte, zuckte schon ganz nah, jetzt traf er, und wir flogen auseinander. An der Spitze der ganzen Dienerschaft stürzte die Hofmeisterin mit grimmverzerrtem Gesicht auf uns zu. „Auf Befehl Sr. Excellenz der Herrn Ministers — schrie sie fast von Wuth erstickt — greift den Mörder!“ Im Augenblick war ich umringt, gebunden, und trotz Eugenien's flehentlichsten Bitten aufs Schloß geschleppt. Man brachte mich in's Familienzimmer. Einige Verwandte, die Mutter des Grafen Kolmar, und ein langer blasser Mann mit wild rollenden Augen, und auf dem Rücken zusammengeschnürten Armen, den ich an dieser verdächtigen

Kleidung

Kleidung ſowohl, als aus der Erinnerung von meinen jüngern Jahren her, für den Miniſter erkannte, ſchienen mich zu richten verſammelt. „Wo iſt die verworfne Beſtie — brüllte der alte Miniſter mir entgegen — die es wagt, ihre Augen zu der Erbtochter von Leuchtenburg zu erheben?“ — Anfangs zitterte ich bei dem Klang dieſer Stimme; allein meine Furcht verſchwand ſchnell, denn ich hatte ſeit einer Stunde die Knabenjahre hinter mir. „Mit Füßen will ich ihn treten den Bettelbuben — hob der Miniſter aufs Neue an — unter Millionen Peitſchenhieben ſoll er wie ein Hund zu meinen Füßen krepieren!“

„Schämen Sie ſich, kranker Greis“ — antwortete ich mit Stolz auf Eugenien's Liebe, und im Gefühl gekränkter Menſchenwürde — „ſchämen Sie ſich, daß Sie einen unbeſcholtenen Jüngling, den Ihre vortreffliche Gemahlin zum Chriſten erzog, und den Gott nicht wie Sie, wegen gräßlicher Verbrechen mit Wahnwitz ſtrafte, einem unvernünftigen Thiere gleich zu ſetzen wagen!“ Himmel, welche Wuth überfiel den Miniſter bei dieſen, faſt zu dreiſten Worten. Er ſprang empor, daß der

Stuhl

Stuhl, auf dem er gesessen, hinten überschlug, wüthend rannte er auf mich zu, mit Mühe riß ihn der wachthabende Kammerdiener zurück. „Mit den Zähnen — brüllte er schäumend — mit den Zähnen will ich ihn zerreißen, den — den — Er mußte einhalten. Aber kaum hatte er sich erholt, so rief er mit donnernder Stimme — „ich fluche Dir Schlange, die Du Wohlthaten mit Undank vergiltst. Fluch, tausendfacher Fluch auf Dein Haupt. Dein Name müsse mit Dir vergehn, Du selbst ein mühseliges Leben führen, und auf dem Richtplatz endigen! Denk' an den Namen Leuchtenburg, der soll Dir noch einst das Herz brechen!!" — Mit diesen Worten stürzte er unter entsetzlichen Verzerrungen zu Boden, wo er sich lang umherwarf, bevor es den Dienern gelang, ihn aus dem Zimmer zu bringen. Meine Abscheu gegen Kranke dieser Art blieb seit diesem Augenblick unüberwindlich.

Die Hofmeisterin und der vor Frost klappernde, in Mäntel gehüllte Kolmar, waren meine Ankläger. Sie hatten ein schändliches Gewebe von Lügen ersonnen, als ob ich, schon längst in Eugenien verliebt, sogleich beim Eintritte

tritte des Grafen ihn zu ermorden beſchloſſen hätte. Vergebens bat ich um die Gunſt, mich verantworten zu dürfen; man geſtattete mir es nicht, und ich ward nach einer halben Stunde in eins der unterirdiſchen Gefängniſſe gebracht, und unter Thomaſens und des Gerichtsdieners heißen Thränen, denn ſie liebten mich alle — an ſchwere Ketten geſchloſſen.

Thomas, der noch bei mir blieb, erzählte mir, daß es eine längſt gefaßte Abſicht des Miniſters geweſen, ſeine Tochter, die Erbin der Leuchtenburgiſchen Güter, an den Grafen Kolmar, ebenfalls den letzten ſeines Stammes, zu verheirathen. Ein Plan, dem ſeine Gemahlin wegen der bekannten Bösherzigkeit und ausſchweifenden Lebensart des jungen Mannes, entgegen war. Allein das Anſehen der Hofmeiſterin, die ſchon vor der Verheirathung des Miniſters mit demſelben in ſträflicher Vertraulichkeit gelebt hatte, galt mehr als die Stimme der Edelfrau. Die alte Gräfin Kolmar, ihre Leute ſchnell durchſchauend, hatte ſich durch reiche Spenden der Hofmeiſterin, deren ſchmutziges Gemüth von Habſucht und Geiz beherrſcht wurde, gänzlich verſichert. Nach des Miniſters

Tode;

Sturz kam dazu, daß ein Verwandter des Kolmar'ſchen Hauſes in der Gunſt des Fürſten ſchnell geſtiegen war. Man ließ dem gefallnen Staatsmann merken, daß durch eine Verbindung ſeiner Tochter mit dieſer Familie, und deren Credit am Hofe, es vielleicht möglich ſey, ihm nach und nach wieder zu einem Theile ſeines vorigen Einfluſſes zu verhelfen. Was brauchte es für einen Ehrgeizigen mehr, als eine ſolche Ausſicht, um mit dem unerſchütterlichſten Willen auf jener Verbindung zu beharren. Eugenie war unausweichlich das Opfer, wenn der Himmel nicht ein Wunder that. Dieſe Erläuterungen des alten Thomas brachen mir faſt das Herz; denn ich ſah eben ſo klar ein, daß Eugenie für mich verloren ſey, als ich dennoch feſt entſchloſſen war, mein Leben für ihre Rettung zu wagen. Da der alte treue Diener noch viel von einer Unterredung mit der kranken Edelfrau hoffte, ſo entdeckte ich ihm die Geſchichte meiner Narbe am Halſe. Er ſchauderte vor der Abſcheulichkeit der Hofmeiſterin, die er hölliſcher Zauberei beſchuldigte, und eilte die That zu entdecken, und ſo wenigſtens einen Feind aus dem Wege zu räumen.

Er

Er verließ mich, eine günſtige Gelegenheit dazu zu ſuchen, und überließ mich mir ſelbſt.

Aber auch hier im feuchten, rabenfinſtern Gewölbe, umſchwebte mich Eugeniens Bild, die Erinnerung an ihre Schwüre, an ihre Zärtlichkeit, und verſcheuchte die Schauer, die ſich von Kindheit her in meiner Phantaſie um die Veſte gelagert hatten. Mit völliger Ruhe erwartete ich Thomaſens Rückkehr, feſt entſchloſſen, meine Freiheit nur für Eugeniens Glück zu verwenden.

Spät am Abend trat der alte Freund herein. „Du biſt frei — rief er mir jubelnd entgegen — ich habe am Bett der Edelfrau geſtanden, und ihr alles entdeckt. Sie hat mit dem alten Herrn einen ſchweren Kampf beſtanden, und ſowohl Deine Freilaſſung, als die Entfernung der Hofmeiſterin verlangt. Dagegen beſteht der Miniſter darauf, daß du morgen ſchon an das nah liegende kaiſerliche Regiment abgegeben werdeſt, denn er will Dich nicht länger im Schloſſe dulden. Um die abſcheuliche Hofmeiſterin los zu werden, und für Eugenien Friſt zu gewinnen, hat die Edelfrau eingewilligt. Du mußt Dich nun ſchon in Dein

Schick-

Schickſal ſagen — ſetzte er hinzu — und dem ſchönen reichen Fräulein wird ja der Himmel ſchon einen andern würdigern Freier, als den Grafen, zuführen.“ Ich fühlte keinen Beruf, den wackern Thomas von meinen Empfindungen für die Tochter ſeines Herrn zu unterrichten. Er würde mich wahnwitzig geſcholten haben. Soldat zu werden, war übrigens nicht was mich erſchreckte, da ich ſchon immer Luſt gefühlt, mich in der Welt umzuſehen, und zu dem beſchränkten Wirken eines Landſchullehrers weder Trieb noch Feſtigkeit hatte. Aber was mich tief ſchmerzte, war, daß ich weder Eugenien, noch meine Wohlthäterin, ihre Mutter, mehr ſehen ſollte. Ein Beutel mit Gold, und eine mütterliche Warnung war, was ich von ihr durch Thomas erhielt. Am andern Tage kam ein Wachtmeiſter, um mich zum Regiment abzuholen. Thomas begleitete mich. Unſern vom Schloſſe begegneten wir einem kleinen unanſehnlichen Fuhrwerk, aus dem uns jemand winkte. Wir gingen heran. Es war die Hofmeiſterin. „Ihr habt mich aus einem warmen Neſte getrieben — ſagte ſie mir leiſe, mit tückiſcher Freundlichkeit — und ſeyd Urſach, daß

daß ich jetzt in der Fremde mein Unterkommen ſuchen muß. Glaubt aber nicht, daß ich Euch das je vergeſſe. So lang ich lebe, ja noch nach meinem Tode, ſchwöre ich Euch unverſöhnlichen Haß und Rache an Allem was Euch lieb iſt. Ihr werdet wohl gemerkt haben, daß ich mehr verſtehe, als die gewöhnlichen Menſchen wiſſen. Wundert Euch daher nicht, wenn ich Euch ſage, daß Euer Leben in meiner Hand ſteht, und daß ich Euch wie eine Fliege zerdrücke, ſobald Eure Zeit erfüllt iſt!" Ich beantwortete dieſe ſchändliche Anrede mit verächtlichem Lachen. — „Fahrt nur hin, alte Hexe — rief ich laut — aber vergeßt Ofengabel und Beſenſtiel nicht, damit man Euch am Walpurgisabend gleich erkenne!"

„Glaub nicht — ſagte Thomas — daß die Alte wegen Deiner Schramme allein wegkommt. Das hätte ihr den Hals noch nicht gebrochen. Aber ſie hat Deinem Lehrer unlängſt ein Liebestränkchen gegeben, das hat ſie zu ſtark gemacht, und aus dem feurigen Liebhaber iſt ein kalter, ſteifer Leichnam worden. Er hat ſich den Tod daran getrunken. Darum rathe ich Dir, vermeide

meide es, mit dem bösen Weibe zusammen zu kommen. Sie ist eine abscheuliche Zauberin!“.

Wir waren indeß in der Garnison eingetroffen, wo mich Thomas dem Obristen vorstellte, und demselben einen nachdrücklichen Empfehlungsbrief der Frevin von Leuchtenburg einhändigte. Mein Abschied von dem väterlichen Freunde war unbeschreiblich herzlich. Ich sah ihn, der schon hoch in den Jahren war, nicht wieder.

Mein Bestreben mußte nun seyn, durch die genaueste Pflichterfüllung mir meine Obern geneigt zu machen, und es gelang mir so wohl, daß ich schon nach einem halben Jahre eine vacant gewordne Cornettenstelle erhielt. Jetzt glaubte ich mich auf dem Schlosse, das ich in der ganzen Zeit hindurch nicht besucht hatte, zeigen zu dürfen. Mir ward die Wonne, Eugenien immer gleich gegen mich gesinnt, am Krankenbett ihrer schwachen Mutter zu sehen, und dieser letztern meine Dankbarkeit ausdrükken zu können. Ich dankte dem Himmel für diese Fügung, und ritt voll süßer Hoffnungen zurück. Nach einigen Wochen erhielt mein Regiment Marschordre. Es entspann sich nämlich

lich der fürchterliche Krieg, der nun ſchon ſeit 16 Jahren unſer Vaterland verwüſtet, ohne daß deſſen Ende abzuſehen iſt. Was war natürlicher, als der Wunſch, von Eugenien Abſchied zu nehmen. Leicht erhielt ich die Erlaubniß und flog hinüber. Allein wie erſchrak ich, da ich erfuhr, daß die Edelfrau geſtorben, der Miniſter als ganz wahnſinnig unter ärztlicher Aufſicht im Schloſſe wohne, Eugenie aber zu der Gräfin Kolmar gezogen ſey, woſelbſt nach einem Jahre ihre Verbindung mit dem auf Reiſen befindlichen jungen Grafen vollzogen werden ſolle.

Traurig folgte ich dem Regimente, das bald darauf in die Linie einrückte. Die neuen, oft ſchrecklichen Auftritte, die mich hier erwarteten, verdrängten zwar nicht Eugeniens Bild, aber zwangen mich die Gedanken auf andre Gegenſtände zu richten. In mehrern kleinen Gefechten vom Glück begünſtigt, hatte ich die Veranlaſſung, mich auszuzeichnen, treulich benutzt. Achtung meiner Obern, und die gewiſſe Hoffnung einer glänzenden Auszeichnung, waren mir ein neuer Sporn. Endlich ſchien die Erfüllung zu nahen. Die Schlacht am weißen

Berge

Berge sollte geschlagen werden. Da trat am Abend vorher ein Zigeunerweib in mein Zelt, und reichte mir einen versiegelten Zettel. Eh' ich fragen konnte, woher, war sie verschwunden. Freudig bestürzt, erkannte ich Eugeniens Schrift. „Rette mich, Geliebter — schrieb „sie — meine Mutter ist todt; mein wahnsinniger Vater eingesperrt, seine Güter administrirt, ich, durch die wieder erschienene „Hofmeisterin an Kolmar verkauft, mit Gewalt zu seiner Mutter gebracht. Auf flehentliches Bitten gestattete man mir, vom geliebten „Jugendorte noch einmal Abschied zu nehmen. „Ich bin in Leuchtenburg. In drei Tagen, „von heut an gerechnet, führt mich die abscheuliche Hofmeisterin der Vermählung mit „Kolmar entgegen. Rette Deine Eugenie!" —

Taub für jede andre Stimme, verließ ich, obschon für den nächsten Tag auf Vorposten kommandirt, augenblicklich mit einigen treuen Knechten das Lager. Bald waren wir in der Leuchtenburger Gegend. Aller Wege kundig, legte ich mich sogleich mit den Meinigen, wohl bewaffnet und mit verlarvten Gesichtern im Hinterhalt. Um Mitternacht kam ein Wagen von einigen

einigen Reitern mit Fackeln begleitet. Es war Eugenie und die Alte, nebenher Kolmar zu Roß. Leicht waren die feigen Diener zerstreut, eben so schnell der Graf, der sich wehren wollte, mit einem Hiebe zu Boden gestreckt. Schnell wollte ich nun Eugenien aus dem Wagen ziehn, und auf mein Pferd nehmen, als ich mich im Rücken angegriffen fühlte. Zugleich bäumte mein Roß so ungestüm, daß ich mich erst dieses neuen, höchst unwillkommnen Gegners zu entledigen suchen mußte. Indem ich mein Pferd schnell herum warf, blies eine Unholdsgestalt mir eine so entsetzliche Menge des blendendsten Feuers entgegen, daß der Rapp, nicht mehr zu bändigen, in wilden Sätzen mit mir davon ging. Um Eugenien nicht zu verlieren, warf ich mich von dem tollen Thiere herab, und eilte nach dem Wagen zurück, bei dem ich meine Leute fand, die durch meine ängstlichen Fragen aufs höchste verwundert, mir heilig versicherten, sie hätten mich den Frauen aus dem Wagen helfen, und mit der Jüngern waldeinwärts eilen sehen, indeß die Alte ruhig des entgegengesetzten Weges geschritten sey. Zugleich sprengte ein Knecht, den

ich

ich meinem Gaule nachgeſandt, dieſen am Zügel, mit der Meldung heran, des Grafen Diener ſeyen mit einer kaiſerlichen Patrouille, die ihnen begegnet, auf dem Wege hierher. Nun galt kein Säumen. Schnell hieben wir die Stränge der Wagenpferde los, die ſogleich in wilden Sätzen davon rannten, wodurch wir Zeit gewannen, den Verfolgern zu entfliehen, die doch wohl vor allen Dingen des Grafens Leiche in Sicherheit ſchaffen mußten; und nun ging es mit verhängtem Zügel in entgegengeſetzter Richtung davon. Sobald der Tag anbrach, vertauſchte ich meinen Soldatenanzug gegen das Wamms eines meiner Knechte, lohnte ſie reichlich, und ſchickte ſie von mir. Mein Entſchluß war Eugenien aufzuſuchen, meine feſte Ueberzeugung, daß die alte Hexe mich durch ein hölliſches Blendwerk, Eugenien durch einen ähnlichen Zauberſpuk getäuſcht habe. Was kümmerte mich Schlachtenruhm und verlorne Ehre! Eugenien galt es; es galt das Glück der ungeſtörten Liebe in ihren Armen, in irgend einem entfernten Erdwinkel, wenn ich ſie wiederfand; welche Bedenklichkeiten hätten dagegen aufkommen können! Indeß durchſtrich ich vergebens

gebens Mondenlang die ganze Gegend auf das genaueſte, Eugenie war nicht zu entdecken. Welche Mittel ſollte ich den Kräften der Hölle entgegenſtellen? Ich kniete Gruben in die Schwellen der Altäre; ließ Meſſen leſen, ſpendete an Kirche und Klöſter, damit nur ein Strahl des Lichtes in dieſe Dunkelheit fallen möchte: vergebens; der Himmel blieb taub beim Flehen unſchuldiger Liebe, und nahm das abſcheulichſte Bubenſtück in ſeinen Schutz. Verzweifelnd ſuchte ich den Tod in der Schlacht, — zu den Kaiſerlichen durfte ich nicht zurück, ich eilte daher zu dem großen Heerführer Mannsfeld, trat zu der neuen Lehre über, und bin nun ſchon ſeit mehreren Jahren wieder in Kriegsdienſten, in denen ſich mir das Glück nicht abhold zeigt. Aber was wäre die glänzendſte Laufbahn gegen die Seligkeit von Eugeniens Beſitz, gegen den Jammer, ſie hülflos der Rache der Alten preisgegeben zu wiſſen. Sicher iſt ſie ſchon längſt wieder in deren Gewalt, und iſt's der Hölle möglich, Todte zu erwecken, ſo iſt die Unglückliche auch ſchon geopfert, mit unauflöslichen Banden an den abſcheulichen Kolmar geknüpft auf ewig für dieß

treue, nur für sie schlagende Herz verloren?“ Der schärfste Schmerz übermannte hier den Krieger, schweigend verhüllte er sein Gesicht. „Nein, Nein“ — schrie Madelon, außer sich, indem sie sich mit Thränen vor ihm niederwarf — „nein, Du geliebter Jugendfreund, Eugenie ist nicht geopfert, sie lebt, obschon nicht mehr für Dich. Sieh her! — sie riß den Schleier ab, der Gesicht und Kinn verhüllte, und strich mit dem thränenfeuchten Tuche die gemalten Runzeln von Wang' und Stirn — „erkenne Eugenien!“

Eh' Hegwald sich von seinem freudigen Schreck erholen konnte, hatte die schöne fünf- und zwanzigjährige Nonne ihre Schleier wieder angelegt, aus einem kleinen Büchschen die täuschende Farbe des Alters wieder in ihre Züge getragen, und erklärte nun dem ungestümen Frager das Räthsel ihrer Befreiung mit folgenden Worten:

„Als das Gefecht anhob, sprützte mir die Alte unter dumpfem Gemurmel eine betäubende Essenz ins Gesicht, davon mir augenblicklich die Besinnung verging. Als ich wieder zu mir kam,

kam, befand ich mich in einem Wagen, den ich nicht kannte, und der mit reißender Schnelligkeit dahin flog. Mit Entsetzen bemerkte ich, daß die schwarzen Rosse dampften, daß der Fuhrmann Flammen anhauchte, ja daß die Räder Funken sprühten. Schnell erkannte ich wes Geistes mein stummer Führer sey; und kaum hatte ich zum Gebet flüchtend, im englischen Gruße den heiligen Namen ausgesprochen, vor dem die Hölle zittert und die Himmel frohlocken, so fühlte ich mich hart an den Boden geschleudert. Es war Nacht um mich her, der Wald rauschte grauenerregend; dennoch dankte ich dem Ewigen mit Inbrunst für meine Rettung. Bei Anbruch des Tages begegnete ich einem alten, ehrwürdigen Mönche, der für seinen Orden sammelte. Ihm entdeckte ich mich und beschwor ihn, mich in ein Frauenkloster zu geleiten. Ich mußte Kleidung und Tracht verändern, mein Gesicht färben, das Haupt scheeren, um vor Nachstellungen sicher zu seyn. So begleitete ich den Ehrwürdigen als dienender Bruder. Unterwegs erfuhren wir den Verfolg der Begebenheit, so wie daß Graf Kolmar nicht an der erhaltenen

Wunde gestorben sey, und die Hälfte seiner Schätze dem biete, der mich ihm zurückbringe. Diese Nachricht bestimmte mich, mein Vaterland zu verlassen, und in einem auswärtigen Ursulinerinnen-Kloster Aufnahme zu suchen, wo ich in den jetzigen schweren Zeiten durch die Kenntniß der Arzneikunde nützlich werden konnte, zu der ich von meiner Mutter angehalten worden. Mit angestrengtem Fleiß ergab ich mich, unter Anleitung einer ältern Schwester, diesem Studium, und Gott segnete meine Bemühungen. Manchem Leidenden habe ich geholfen. Nachdem ich mehrere Jahre, und trotz meiner heißen Thränen, meiner inbrünstigen Gebete, nichts von Dir erfahren hatte, auch Deine Erhaltung bei dem gräßlichen Blutvergießen immer zweifelhafter wurde, so legte ich endlich die Gelübde ab, und weihte mich dem Himmel als eine reine Jungfrau. Daß ich erst jetzt Dich wiederfinden mußte, ist mir ein sichrer Beweis, der Himmel habe unsre Verbindung nicht in seinem ewigen Rathe beschlossen. Ach Franz, welch Glück ließe sich auch von einem Bunde hoffen, auf dem der entsetzliche Vaterfluch lastet?“

„O Gott

„O Gott — brach Hegwald ungeſtüm aus — du böſer Arzt dort oben, der du heilest um deſto ſchmerzlicher zu verwunden. Sollte Dein herrlichſtes Geſchöpf dann einmal für mich verloren ſeyn, warum riß die Krankheit mich nicht dahin? Furchtbare Willkühr, die wir Schickſal nennen, wie ſchreiteſt Du doch ſo gern mit eiſernem Fuße über zertretene Herzen hin! Aber nein! hat denn der Menſch nicht den Verſtand? Soll denn das Licht der neuen Lehre umſonſt uns leuchten? Du biſt frei Eugenie, ſobald Du nur ſelbſt willſt. Weg mit Schwüren, welche der Fanatismus auspreßte, und die die heiligſten Regungen der Natur in Feſſeln ſchlagen. Deine Gelübde ſind gelöſt; der Verſtand bricht ſie!“

„O Franz, läſtre nicht! Die heilige Kirche gab mir Schutz und Frieden, als die Bosheit mich verfolgte. Kein Zwang trieb mich, die Gelübde abzulegen. Sag nicht, daß die neue Lehre Schwüre brechen heißt, die ihr nicht geleiſtet wurden; ich müſte ſie ſonſt verabſcheuen. Wie könnte denn Menſchenſatzung den Eid vor Gottes Augen gelobt, löſen wollen? Und muß denn nicht der Allmächtige, eben weil

er

er die unwandelbare Treue und Wahrheit iſt, jeden Meineid fürchterlich rächen?

„Nun ſo ſey dies verhaßte Leben durchſchnitten!“ Mit dieſen Worten riß der leidenſchaftliche Hegwald klirrend den neben ihm ſtehenden Paſſaſch heraus, willens ſich ihn durchs Herz zu rennen. So gewaltſam Eugenie ihm in den Arm fiel, ſo hatte dennoch der ſchaarfe Stahl ſchon das Wamms durchſchnitten, die Haut geritzt, und ein purpurfarbner Strom quoll ihr entgegen. Sie eilte die Wunde zu verbinden, aber wild ſchleuderte der Erhitzte ihre Hand von ſich, indem die bitterſten, herzzerreißendſten Vorwürfe ſeinem Munde entſtrömten. „Ich kann, ich mag nicht leben ohne Dich“ — rief er — „und ich ſchwöre einen theuern, heiligen Eid, daß wenn Du mir nicht folgſt aus dieſem Kerker in die ſtille Freiſtätte der Natur, ich es nicht will. Geh, vergiß mich, treib' mich zum Selbſtmorde, und wenn Du ſo Leib und Seele mir vernichtet haſt, dann brüſte Dich mit Deiner Religion der Liebe, Deiner gewiſſenhaften Pflichterfüllung!“

Erſchöpft ſank er auf einen Seſſel. Eugenie zitterte, ihr Herz floh ungeſtüm, ihre Augen

gen waren trocken, ſie hob den Blick zum Himmel, als rufte ſie ihn zum Zeugen an, dann ſagte ſie entſchoſſen: „ich will Deine Seele nicht verderben. Entſtehe was da wolle, ich folge Dir, der Ewige hat meinen Kampf geſehen!“ Hegwald lebte wieder auf; aber eben als er ſich der Freude wieder hingeben wollte, unterbrach eine hereinſtürzende Schweſter ſeine Entzückung, mit dem Angſtrufe: „die Feinde, die Feinde!“ Zugleich hörte man den Geſchützesdonner dumpf von den Bergen wiederhallen. „Jetzt oder nie,“ flüſterte Franz Eugenien zu — „ich beſorge das Nöthige und finde Dich hier wieder!“ Er flog die Treppen hinab. Indeſſen kamen die Schweſtern, um Eugenien zu beſchwören, ſie möge den Mannsfeldiſchen Rittmeiſter bewegen, das Kloſter zu verlaſſen. Fänden ihn die Kaiſerlichen, ſo wäre ſein Tod und die Rache an ſeinen Pflegerinnen unvermeidlich. Eugenie verſprachs und verhieß nachzukommen, ſobald der Kriegsmann ſich entfernt haben würde. Nach einigen Augenblicken trat Franz in der Tracht eines welſchen Kaufmanns ein, ein Pack mit ähnlicher Kleidung unterm Arm. Sein Geſicht war gefärbt, ein buntes

Netz

Netz faßte seine Haare. Indeß er einige Kostbarkeiten Eugeniens auf die mitgebrachten Pferde packte, legte diese die fremde Tracht an. Als der Kriegslärm näher kam, waren die beiden schon unterwegs. Eugenie bestand darauf, gen Welschland zu reisen, weil sie am heiligen Stuhle ihre Loesprechung erflehen wollte. Allein welch Schrecken bemächtigte sich ihrer, als sie alle Straßen von Kriegszügen bedeckt sahen. „Zurück" — rief Eugenie schnell entschlossen — „durch den Wald hinein, nach dem wüsten Schlosse!" Wie Eugenie — rief Hegwald besorgt — „Du wolltest es wagen?"

„Folg' mir Geliebter, dort sucht uns Keiner!"

Sie wandten ihre Rosse, und Eugenie erzählte ihrem Freunde, einst habe sie, bei Besuchung auswärtiger Kranken, ein vor Kälte erstarrtes Weib am Wege gefunden, und in ihr die alte Hofmeisterin erkannt, die wegen ihrer abscheulichen Zauberkünste von Ort zu Ort verfolgt, endlich auf dem wüsten Schlosse Kolmar ihre Zuflucht gesucht habe. Die Alte schien so durch ihr Schicksal erweicht, daß Eugenie es für heilsam achtete, sie durch den Trost der Religion zu erquicken. In der That schien ihr Gemüth sich davon aufzurichten, und sie wanderte nach Kolmar hinauf, nachdem Eugenie ihr versprochen, sie dort oben zu besuchen und

ihr

ihr angefangnes Werk zu vollenden. Die fromme Nonne hatte Wort gehalten; allein bald gewahrte sie, daß die Hölle ihren Raub mit nur zu festen Banden umschlinge. Trotz ihrer Verheißungen hatte die Alte dennoch sich wieder dem abscheulichsten Teufelsdienste ergeben, und hielt unter dem Schutz der allgemeinen Gespensterfurcht Zusammenkünfte mit den Geistern der Finsterniß. Vergebens predigte, ermahnte Eugenie an heiligen Festtagen, wo jene unheimlichen Gäste vom Kirchengeläut verjagt, keinen Zutritt auf der Oberwelt hatten, die Alte zu Besserung ihres Lebens, wandelte betend mit ihr in Vollmondsnächten auf dem Burgwalle umher, wo es dann im Dörfchen hieß, die Frauen von Kolmar seyen sichtbar — die unglückliche Hofmeisterin konnte nicht los aus den Stricken des Versuchers. Eugenie überzeigte sich zwar, daß ihre fromme Absicht an der Verstockten, die, wie sie später entdeckte, wahnsinnig war, verloren sey, aber sie hielt es dennoch für Pflicht, die Verirrte wenigstens in ihren lichtern Momenten nicht zu verlassen. Als die beiden Flüchtlinge die Ruine betraten, war die Alte gerade abwesend. Franz erkannte sogleich den Schauplatz seines nächtlichen Abentheuers, und ein inneres Grauen überfiel ihn. Dennoch; vom Zwist der Welt geschieden, genossen Beide ein paar Tage lang den Frieden

der

der Liebe. Am dritten kehrte die Alte heim. Sie ſchien eben einen lichten Augenblick zu haben, denn ſie warf ſich Eugenien und Franz, die ſie trotz der Verhüllung augenblicklich erkannte, zu Füßen. Mit Thränen der Reue erflehte ſie ihre Verzeihung, erbot ſich, auf Schleifwegen ſie durch den Wald zu geleiten, und eilte nun nach einem entferntern Gemach, um für Eugenien, die vom Reiten angegriffen war, eine Erquickung zu bereiten. Eugenie folgte ihr. Der Abend nahete, unheimlich ſank die Dämmerung in die hohen leeren Zimmer. Eugeniens langes Außenbleiben ängſtigte Franz. Banger Ahnungen voll trat er aus dem Zimmer. Da ſchallte von des langen Ganges entfernteſten Ende wüſtes Geheul ihm entgegen, von ſchneidendem Klaggeſchrei unterbrochen. Er rannte dem Laute nach, der ihn in die Zauberküche der Alten führte. Glührothen Angeſichts, mit funkenſprühendem Haar ſtürzte dieſe ihm entgegen, und riß ihn toll jubelnd mit ſich in das dunkle Gewölbe, dazu brüllend: „juchheiſa, juchhei, ich hab' ſie allzwei!“ Eugenie wand ſich auf einem niedern Lager im Todeskampfe. „Ich bin vergiftet — ſtammelte ſie, von Franz verzweiflungsvoll umſchlungen“ — die böſe Alte — im Wein. „Siehſt Du, Franz — der Vaterfluch, das gebrochne Gelübde — dennoch — ewig Dein!“ Sie verſchied an ſeinem Herzen, von

von ſeinen Thränen gebadet, indeß die Alte ihren hölliſchen Sabbath auf's neue begann. „Ha ſchändliches, verruchtes Ungeheuer, die Hölle lohne Dir Dein Werk!“ So rief Franz, und wüthend rannte er ihr den Pallaſch durch's Herz. Sie ſank mit dem Ausruf: „ich hab' mich gerächt!“

Gebrochnen Herzens trug Franz ſeine Euge nie in das Zimmer, in welchem er das nächtliche Abentheuer beſtanden hatte. Dort nahm er ſein todtes Mädchen in die Arme, das geliebte Haupt an ſeine Bruſt gelehnt. So blieb er ſitzen, ſo wollte er ſitzen, bis auch ihn der Tod erlöſte. Kein Grauen der Verweſung ſollte ihn von der Geliebten trennen. Aber nach zwei Tagen erſcholl Kriegslärm im Schloß, man ſtürmte die Wendelſtiegen hinan. Es waren Kaiſerliche, die des Kloſters Schätze hier ſuchten, von denen man ihnen geſagt, die Mannsfeldiſchen hätten ſie hierher geſchleppt. Mit Herzklopfen erkannte Franz die Farbe ſeines Regiments. Einen Augenblick ſtutzten die alten Krieger vor dem bleichen Manne mit der Leiche im Arm; aber als ſie Hegwald, ihren ehmaligen Anführer erkannten, deſſen Uebertritt zur neuen Lehre und in's Feindesheer bekannt genug war, da bemächtigte ſich Wuth der rohen Gemüther. Ihn wollten ſie ermorden, ſeine todte Buhlerin beſchimpfen, verſtümmeln. Der Edelmuth des

Anfüh-

Anführers verhinderte den Gräuel. „Ich habe das Fräulein von Leuchtenburg gekannt — sagte er sehr streng — und befehle, daß sie christlich bestattet werde. Folgt mir Kameraden, und auch Ihr Rittmeister Hegwald zu Eugeniens Begräbniß!“ Mit Dankesthränen erhob sich Franz, indeß die Todte nach Kriegsbrauch auf vier gekreuzte Partisanen gelegt, von dumpfen Wirbeln gedämpfter Trommeln begleitet, unter einem Rosenstrauche außerhalb der Schloßmauern beerdigt wurde. Man pflanzte ein Kreuz mit ihrem Namen auf das Grab, und die Krieger beteten still für die Ruhe ihrer Glaubensgenossin. Dann aber schrieen sie in erneuerter Wuth: „nieder mit dem Ueberläufer, mit dem Glaubensfeinde!“ — „Ihr seyd des Todes schuldig, und ich vermag nicht Euch zu schützen!“ flüsterte der Anführer Franzen ins Ohr.

„Bemüht Euch nicht, edler Mann!“ erwiederte dieser, knieete nieder, und entblößte die Brust. Augenblicklich schloß sich der Kreis, zwanzig Musketen zielten nach seinem Herzen. „Zu Dir Eugenie!“ rief Franz. Der Befehlshaber winkte — lautlos sank der Unglückliche in sein Blut! —

Verbeſſerungen.

Seite 14 Zeile 10 v. u. ſtatt: der des Nummero lies: der Nummero.
— 93 Z. 1 v. u ſtatt: baſaltiſchen lies: baſaltiſchen.
— 49 Z. 1 v. o. ſtatt: Extravagenzen lies: Extravaganzen.
— 182 Z. 5 v. o. fehlt nach: Straße hinauf.
— 184 Z. 10 v. o. ſtatt: feſt abglitt lies: faſt abglitt.
— 186 Z. 7 v. u. ſtatt: Todtenbeine lies: Todtengebeine.
— 188 Z. 5 v. o. ſtatt: höchſte lies: höchſter.
— 191 Z. 1 v. u. ſtatt: wichtige lies: richtige.

Literarische Nachrichten.

I.

Folgende Schriften unſers Verlags, welche in allen deutſchen Buchhandlungen zu finden, oder durch dieſelben zu beziehen ſind, empfehlen wir Leihbibliotheken, Leſegeſellſchaften, und Allen, die eine angenehme Unterhaltung wünſchen.

Aus der Geiſterwelt. Geſchichten, Sagen und Dichtungen. Herausgegeben von Friedrich v. Fouqué und Friedrich Laun. Mit zwei Kupfern von Opitz und Schwerdgeburt. Zwei Bde. 8. Schreibp. 3 Rthlr. — 6 fl. 24 kr.

Erzähler, der luſtige, oder Charaktergemälde und Karrikaturzeichnungen aus der Mappe eines frohſinnigen Malers. Herausgegeben von B—r. Mit einem Karrikaturblatt. Erſtes und zweites Bändch. 8. à 1 Rthlr. 16 Gr. — 3 fl. rhein. Beide Bde. 3 Rthlr. 8 Gr.

Laun, Friedrich, Kleinſtädtereien. Mit zwei Kupfern von Opitz u. Schwerdgeburt. Zwei Bde. 8. 2 Rthlr. 16 Gr. — 4 fl. 48 kr.

Derſelbe, Das Leben im Lichte und im Schatten. Zwei Theile. Mit einem Titelkupfer, von Opitz gezeichnet und Roßmäßler geſtochen. 8. 2 Rthlr. — 3 fl. 36 kr.

Miltitz, Karl Bocromäus Freiherr v., Ausſtellungen in vermiſchten Erzählungen. Erſtes Bändchen, mit einem Titelkupfer. 8. 1 Rthlr. 16 Gr. — 3 fl. rhein.

Sydow, Friedr. v. (Königl. Preuß. Hauptmann), Silberblüthen. (Novellen, poetiſche Erzählungen und Gedichte.) Erſtes Bändchen, mit einem Titelkupfer. 8. 1 Rthlr. 12 Gr. — 2 fl. 42 kr. rhein.

II.

Gemeinnütziges Recept für Jedermann.

Hölterhoff's, G. W., (vormals ausübenden Schönfärbers) neuentdecktes, chemisch geprüftes, und als ganz ächt bewährt gefundenes, einfaches Mittel, aus Wolle, Baumwolle, Linnen, Seide u. s. w. alle, selbst veraltete, Fett-, Firniß-, Theer-, Oel- und überhaupt Schmutzflecken, ohne alle Mühe und Kostenaufwand, in wenig Minuten, so daß die Farbe des Zeugs nicht im geringsten leidet, herauszubringen, wodurch Jeder sich aus Verlegenheiten, die einem täglich zustoßen, augenblicklich selbst zu helfen im Stande ist. Eine nothwendige und höchst nützliche Zugabe zu jedem Haus-, Kunst- und Wirthschaftsbuche. Allen Fabrikanten, Färbern, wirthschaftlichen Frauen und Mädchen, Elegants, so wie Jedermann aus bester Ueberzeugung empfohlen und mitgetheilt. *) Versiegelt 16 Gr. baar oder 1 fl. 12 kr. rhein.

Da es dem Verfasser seine Dienstverhältnisse, die ihn den ganzen Tag über von seiner Wohnung entfernt halten, nicht gestatten, die deßfalls eingehenden Bestellungen, welche franco erwartet werden, selbst auszuführen, so bittet er, sich an die Unterzeichnete zu wenden, welche er immer mit Exemplaren hinreichend versehen wird.

G. A. Keyser's Buchhandlung.

*) Der Titel sagt eher zu wenig, als zu viel, und es wird daher Niemand gereuen, den so äußerst geringen Preis dafür aufgegeben zu haben.

Orangenblüten.

von

Carl Borromaeus von Miltitz.

1r Sammlung.

Leipzig,
bei Carl Cnobloch. 1842.

Inhalt des erſten Bändchens.

Der ſterbende Fechter . . . . . Seite 1

Die Freunde von Terni . . . . . — 24

Die Catacomben . . . . . — 47

Pellegrin . . . . . — 69

Selbſtbiographie einer kalabreſiſchen Tanne — 164

Menechella (nach einer wahren Begebenheit). — 199

Marianne . . . . . — 221

Die heilige Roſa von Viterbo . . . — 240

Der ſterbende Fechter.

Wer im Spätherbſt in Neapel war, weiß, wie unbeſchreiblich mild ſich in jenem Clima ein Novembrabend geſtaltet. Es war an einem ſolchen, als ich, dicht am Meer in der reizenden Villa Real luſtwandelte. Die ſchönen breiten Wege dieſer wohlunterhaltenen Anlage ſind um jene Stunde leer von Beſuchern. Auch heut war es ſo ſtill, daß man es hören konnte, wenn von den ſchlanken Akaziaſtämmen die rothgelben Blätter herbſtlich zum Boden nieder rauſchten. Die See, glatt und ruhig, wälzte nur langſam ihre endlos langen grünen Waſſerfurchen dumpf donnernd an das ſandige Ufer. Am weſtlichen Himmel färbte Wiederſchein der untergegangenen Sonne mit purpurnen Tinten die Punta di Poſilippo, die Felſeninſel Capri und das dazwiſchen liegende Meer. Hoch und finſter ſtand dem amphitheatraliſchen Neapel gegenüber der

Vesuv, aus dessen Spitze von Zeit zu Zeit eine Rauchsäule emporstieg. Im fernen Dämmerlichte wankten, Riesengerippen vergleichbar, einige Dreymaster auf der unbegränzten Wellenfläche. — Mit Mühe riß ich mich von dem zauberischen Anblick los und wandte mich in den breiten Hauptweg, der dem Ausgange zuführt. Schon war ich bey der berühmten Gruppe des farnesischen Stieres vorüber, als ich links seitwärts etwas weißes, mich dünkte an einer ungewöhnlichen Stelle, schimmern sah. Beym Draufzugehn erkannte ich bald die Ursache. Ein Akaziengebüsch, vom Herbst entblättert, ließ jetzt den Lichtstrahlen freyen Einlaß, und so ward die Statue des sterbenden Fechters aus weißem Marmor, sonst verdeckt, sichtbar. Mir war bekannt, daß man nur eine Copie des herrlichen, in Rom befindlichen Kunstwerkes hier aufgestellt habe. Indeß ist auch diese nichts weniger als schlecht und machte auf mich wenigstens, um diese Stunde und in dieser magisch röthlichen Beleuchtung einen besonders tiefen Eindruck, so daß ich lange, in ernste Gedanken versunken, vor dem gefallenen Kämpfer stand. — „Gefällt Ihnen diese Statue auch?" — so fragte eine Stimme voll Jugend und Milde dicht neben mir. Ich blickte um und sah eine schlanke Männergestalt, die, wie mir schien,

einen ausgezeichnet edeln, freyen Anstand mit einer höchst einnehmenden Gesichtsbildung verband. Die Arme untergeschlagen, fuhr der Jüngling, als hätte ich schon geantwortet, fort — „nicht wahr, s'ist ein herrliches Werk? O ich stehe auch alle Abende hier sie zu betrachten. Sehn Sie nur, da liegt der Held auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte! Eine tiefe Wunde öffnet sich in der Brust, aus der ein Blutstrom hervorquillt. Das sieglose Schwerdt neben ihm. Wacker hat er gekämpft, denn diese Muskeln, diese Glieder, dieser Blick, selbst im Tode noch gewaltig, verheißen das. Jetzt ist er zusammengebrochen vor dem gewaltigen Stoße — das Haupt sinkt vorwärts, Schmerz und Zorn sitzen auf dem fest geschlossnen Munde — aber im angeschwellten Muskel der Unterlippe, da lauscht der Todeskampf! — Sieh dich, guter Freund, es hilft nichts! Bald schlägt man die Haaken in deine kräftigen Glieder und schleppt dich durch die Todespforte hinab zu den übrigen. *) Sehn sie — sehn sie — die Tropfen auf der Stirn, die gebrochnen Augen — noch ein Athemzug — o wie schwer — — es ist vorüber!" — —

*) Die in den römischen Kampfspielen getödteten Gladiatoren wurden mit eisernen Haken durch die Todespforte (porta libitinensis) hinausgeschleppt.

Ich hatte bis jetzt nicht gewagt den Redeſtrom des Begeiſterten zu unterbrechen, noch den Blick von der Statue abzuwenden, die er ſo geiſtreich auslegte. Jetzt wandte ich mich zu ihm, in dem ich einen Landsmann und ausgezeichneten Künſtler bewillkommnen wollte. Da ward ich Thränen gewahr, die, vom Mondlicht beglänzt, ſeine Wangen herabrollten. — „Wie" — rief ich verwundert — „Sie weinen?" — „In Ihrem Lande weinen wohl nur Weiber und Kinder?" — antwortete er mit Bitterkeit. Ich fühlte, daß er mir meine alberne Beſtürzung über den unwillkührlichen Ausbruch eines wahrſcheinlich ſehr tiefen Schmerzes mit Recht verwerfen wollte. Mein Blick mußte indeſſen vortheilhafter ſprechen als meine Worte, er nahm mich mit Herzlichkeit unter den Arm — „kommen Sie" — ſagte er freundlich — „Sie ſind ein Deutſcher, Ihre Nähe wird mir wohl thun. Laſſen Sie uns einen Gang machen!" —

Wir gingen nach den dunkeln Schatten der immergrünen Eichen am Meer. Mir war unbehaglich zu Muth. Der junge Mann zog mich lebhaft an, er ſchien leidend, und meine Bekanntſchaft ſollte ihm, das ſagte er deutlich, Troſt bringen. Auf der andern Seite hatte ſein Weſen etwas übertriebnes, komödiantenartiges. „Wenn es nun" —

flüſterte mir eine unausſtehliche Weltklugheit zu — „ein angelegter Plan, und der Patron etwa ein Glücksritter wäre, der Dich mit ſeinem Vertraun und gegen ein paar abgelockte Piaſter mit der Geſchichte ſeiner Thorheiten beſchenkte?“ Ich fühlte das Gewagte, Liebloſe meiner Vorausſetzung, ohne es loswerden zu können. Indeß mußte doch etwas geſchehn. Er ſchlenderte ſchweigend neben mir her und ſchien meine Anrede zu erwarten. Was ich ſagen wollte, klang nicht ſchicklich, aber es war nun ſchon für mich heut der Tag der Befangenheit. Ich unterbrach das Stillſchweigen mit der ungeſchickten Frage, ob Er vielleicht ein Schauſpieler ſey? — „Oder ein Künſtler?“ — ſetzte ich noch geiſtreicher hinzu. Er blieb ſtehn, ſah mich mit gutmüthigem Lächeln an und ſagte — „nein, ich bin kein Schauſpieler, oder nur ein ſehr ſchlechter. Ein guter hätte meine Rolle luſtig genommen, hätte gelacht, denn in der That, was iſt luſtiger — (ſein Gang ward immer ſchneller, ſeine Rede immer heftiger) — aber ich Thor, nahm ſie tragiſch, wälzte, weinte — natürlich da lachten die Andern! — O, nein, ich bin kein Schauſpieler!“ — Wir waren bey dieſen Worten bis zu der Plateforme gekommen, wo man die Ausſicht aufs Meer hat. Hier ſtand er ſtill, drängte ſich in den hellſten Mon-

dentschein, als ob er ſich drinn ſonnen wollte, und mich ganzlich unbeachtet laſſend, ſtarrte er in das Silberlicht hinein. Mein Auge überlief nochmals jene Geſtalt. Er war ſchön zu nennen. Jetzt ſah er geiſterbleich, ſein goldnes Lockenhaar flog weit aus der hohen weißen Stirn, die mit Seelenernſt gen Himmel gerichtet war. Seine Kleidung ſauber, aber vernachläſſigt, im Knopfloch bemerkte ich das Ehrenkreuz für den letzten Feldzug — die entblößte Bruſt arbeitete haſtig unter den Schlägen eines gequälten Herzens. Sein großes dunkles Aug' glänzte von Rührung. Er deutete himmelwärts. „Hörſt Du — begann er mit leiſer Stimme — „hörſt Du den Laut der Engelsharfen? Den mächtigen Choral jenes Waſſerfalles, dort wo über Silberfelſen ein blaues Meer ſternhimmelhoch ſich herabwälzt? Das Liebesſäuſeln jener Rieſenpalmen, die die lichtgrünen Kronen voll morgenröthlich ſchimmernder Früchte im Aether wiegen? Dort, Millionen von Jahrhunderten weit über jener Charte, die vom dunkeln Abend bis zum flammenden Morgen hinab hängt, worauf die Milchſtraße verzeichnet iſt — Dort wohnt, von Donnern umrollt, von Blitzen getragen — der Ewige!! — O, mir — mir — (er ſank auf die Kniee) mir ein Lächeln deiner unermeßlichen Liebe. Der ſeeli-

ſchweifige Comet und das ſtille Leuchten des Frühlingswürmchens — Dein Auge begleitet ſie. Nicht bloß von dieſer kleinen Erde, nein auch von jenen Sonnen, die vielleicht ſchon wieder erloſchen ſind, wenn wir ihr Licht als einen neuen Stern am Nachthimmel erblicken, auch von dort ſteigen Bitten zu Dir auf. Vernimm die meine, laß mich bald an Deiner Hand durch jene ſternlichten Pflanzſchulen künftiger Welten wandeln. Dort hört dies Herz auf zu bluten, dort erfahr' ich, wie es möglich war, daß Roſalia" — Er ſchwieg. Lang wartete ich, ob er ſein erhabnes Gebet fortſetzen würde, das meine Neugier in Verehrung mein Mistrauen in die innigſte Freundſchaft umgewandelt hatte. Vergebens. Die Seeluft ſtrich kühl an uns vorüber. Ich blickte nach ihm. Guter Gott, er ſchien ohne Leben, vom Schlag getroffen! Schnell zog ich ihn empor, — ſtarr hing er in meinen Armen. Welch ein Schreck! Mit den liebreichſten Worten rief ich ihn, verhüllte ihn ſorgſam. Die Angſt macht erfinderiſch. Sanft lehnte ich ihn an die Marmorbrüſtung, indeß ich von den nächſten Orangenbäumen eine Handvoll Blüthen abſtreifte, und ihn ihren Duft einziehn ließ. Das ſtarke Arom würkte. Er kam zu ſich. Aufs innigſte mit ihm durch Theilnahme und Mitgefühl verbunden,

war er jetzt **mein** geworden; auch er ſchien gerührt. „Mein Bruder" — ſagte er leis — „Du ſollſt von mir hören. Wenn dort auf des ſterbenden Fechters Haupt ein Kranz hängt, dann bin ich glücklich und Dir nah. Doch wie nenne ich Dich?" — Er ſchien Namen und Wohnung, die ich ihm bezeichnete, nicht behalten zu können. Ich zog deshalb die Schreibtafel hervor, notirte das Verlangte und reicht' es ihm hin — er war verſchwunden. Mit einer Liſt, die mir weh that, hatte er — in einem Anfalle menſchenfeindlicher Melancholie das Vertrauen, das er mir bewieſen, wahrſcheinlich bereuend — den Augenblick benutzt, und war, indeß ich die paar Worte niederſchrieb, leis und ſchnell entflohn. Vergebens durchſtrich ich die Villa in allen Richtungen, er war und blieb verſchwunden!

Der kleine Verdruß über meines Unbekannten böslicher Flucht war bald vergeſſen, je lebendiger ich mir ſeine Individualität vor Augen zu ſtellen, ſeine Schickſale mir muthmaaslich zu erklären ſuchte. Daß er ein ausgezeichneter Menſch, ein Leidender von wahrſcheinlich höchſt zartem Gemüth ſey, den ein eiſernes Loos gewaltſam zerdrücke — darüber hatte ich keinen Zweifel mehr; dagegen vermochte

ich nicht zu bestimmen, ob seine Extase nur vorübergehend, durch den schönen Abend, den Anblick der Statue und der zwischen jener Vorstellung und seiner Lage bemerkten Aehnlichkeit, oder ob es dauernde Geistesverwirrung stillerer Art sey, von lichten Momenten durchblitzt. Soviel indessen fühlte ich tief, er war der wärmsten Theilnahme würdig, bedürftig, und mein Herz hatte sie ihm vollständig geweiht. In der Wärme des Affects hatte ich unterlassen ihm Wohnung und Namen abzufragen. Dies betrübte mich sehr, als ich nach mehrern Tagen weder Nachricht von ihm erhielt, noch ihm auf meinen bloß in dieser Absicht nach der Villa Real angestellten Spaziergängen wieder begegnete. Mir fiel ein, ob wohl seine Krankheit mit dem Mondwechsel in Beziehung stehn könne? — und ich beschloß im nächsten Vollmondschein jeden Abend die Villa zu besuchen. Die Periode kam zurück, aber mein Leidender nicht mit ihr; und da öftere Versuche ihn aufzufinden fruchtlos blieben, so mußte ich endlich meine Hülfe nutzlos, meine herzliche Theilnahme unerwiedert und mich selbst vergessen glauben.

Indessen hatten sich mir Verbindungen in Neapel eröffnet, die zur Erreichung der mir vorgesteckten künstlerischen Zwecke unentbehrlich, mich zu

gleich mit vielen Perſonen in Verbindung brachten. Die Sängerin C... eben ſo bemerkenswerth durch Reichthum und Talent, als durch Schönheit und Einfluß, nahm mich in ihrem Hauſe mit zuvorkommender Freundlichkeit auf und verſprach mir mit großer Wärme ihren Beyſtand. Ich erſchien ſehr oft bey ihr, da ſie dergleichen Aufmerkſamkeit hoch anſchlug. Einige mal ſchon hatte ich ſie nicht, dagegen eine junge, reizende Dame gefunden, die ſich mit mir auf eine ungezwungene Weiſe unterhielt. Wir ſcherzten oft darüber, daß ſie an meiner Ausſprache, die ſie ſehr gütig beurtheilte, zwar den Fremden erkenne, aber nicht zu unterſcheiden vermöge, welcher Nation ich angehöre, indem ich geſchickt grade die Eigenthümlichkeiten, woran man den Spanier, Franzoſen, Engländer und Deutſchen unterſcheide, zu vermeiden wiſſe. Ich gab mich bald für dies bald für jenes, „Mögen Sie ſeyn, wer Sie wollen — ſagte ſie einſt — „hoffentlich nur kein Deutſcher?“

„Grade dies bin ich“ — erwiederte ich betroffen — „aber was haben Ihnen meine Landsleute gethan —

„Auf Ihr Ehrenwort“ — frug ſie raſch — „ſind Sie ein Deutſcher?“

„Auf mein Ehrenwort, Signora, ich bin es, und ſtolz darauf es zu ſeyn!“

„So ſind Sie, wie alle Deutſchen, ein phantaſtiſch-poetiſcher Narr, und mir unerträglich!“ — Mit dieſen zornig herausgepolterten Worten und einem Geſicht wie eine kleine Furie, ſprang die Dame auf und rannte, gewaltig die Thüren zuſchlagend, aus dem Zimmer.

Ich ſtand verwundert am Fenſter und ſah ihr nach. Daß der Italiäner den Deutſchen von jeher und noch heutiges Tages haſſe, war mir weder unbekannt noch unerklärlich. Im Mittelalter waren die Kaiſer, die oft nothgedrungen, oft aus Eroberungsſucht, ihre ſchweren Waffen den Italiänern fühlen ließen, die Urſache. In neuern Zeiten iſt es die Eiferſucht, mit welcher der Wälſche in Kunſt und Wiſſenſchaft vom Deutſchen ſich ſo unendlich überflogen ſieht. Zu faul, um mit geiſtiger Anſtrengung das Zeitalter ſeiner Dante's und Petrarka's, ſeiner Raphaele, ſeiner Leo's und Durante's zurückzuführen, ergreift er die Waffe niedriger Seelen, er ſchmäht und haßt, was er nicht erreichen kann. Daß aber eine der, durch die neuſten franzöſiſchen Kriege, mehr als zu ſehr, aufgeklärten, cosmopolitiſirten italiäniſchen Damen, wegen einem Manne, der ihr vielleicht misfal-

len, alle Männer einer Nation haſſen ſollte, das ſah ſchon den Damen im Allgemeinen nicht, einer Italiänerin durchaus gar nicht ähnlich, die, wie Wallenſtein — „iſt der Mann nur ſonſten recht,“ nicht eben ſehr nach Catechismus und Geburtsland zu fragen pflegen. Mein Vorſatz, Madame C... um die Erklärung dieſes Phänomens zu bitten, ging heut nicht in Erfüllung. Sie ließ ſagen, daß ſie erſt um Mitternacht zurückkommen werde. So lang hatte ich weder Luſt noch Zeit zu bleiben. Ich ging. Der ſonnige, warme Nachmittag lockte mich zu einem Spaziergang an's Meer. Schon bog ich in die Hauptſtraße Toledo ein, als mich ein Volksauflauf ſtehn zu bleiben zwang. Es war das tauſendmal geſehne Schauſpiel eines Leichenzugs, welcher die Menge feſthielt. Freylich iſt auch hier mehr dabey zu ſtehen, als bey uns in Norden. Eine Menge Lichter und Fackeln nebſt einer beträchtlichen Anzahl Knaben im bunten Chorhabit, eröffneten, ein hohes Crucifix an ihrer Spitze, den Zug. Ihnen folgte eine Schaar Männer (Brüderſchaft), vom Kopf bis zu den Füßen in weite ſcharlachne Mäntel und Kapuzen ſo tief verhüllt, daß nur für die Augen ein paar ausgeſchnittene Löcher ſichtbar waren. Sie trugen eine ziemlich hohe, mit Blumen durchflochtene

Bahre, über die ein rothſammtner, reich mit güldener Stickerey und Treſſen verbrämter Teppich herabhing. Oben auf ſtand ein länglich viereckiges Behältniß, keinesweges unſern Särgen, ſondern mehr den Sarcophagen der Alten ähnlich, ganz vergüldet, mit Zierrathen von Gold und Silber geſchmückt, ſo wie mit Blumenſchnüren reich behangen. Hinterdrein folgte eine zweyte Brüderſchaft — die ſogenannten Poveri di S. Gennaro — einige dreyßig an der Zahl, alle in hellblauen Mänteln, mit hohen Stangen in den Händen, an deren Knöpfen ſtaubgraue Banner mit darauf gemahlten weißen Todtenköpfen weit in die Luft hinausflatterten. Ein Hinderniß, das ſich in der Straße erhob, zwang den Zug anzuhalten, bis die Wagen, die ihn aus der Mitte der Straße verdrängt hatten, vorüber waren. Dieſen augenblicklichen Stillſtand wollte ich benutzen, um hinter der Proceſſion wegzuſchlüpfen; raſch eilte ich auf den Sarg zu. Aber wer mahlt meinen Schreck, meine Betrübniß, als ich in dem unter Blumen ruhenden, bleichen Jüngling meinen leidenden Freund aus der Villa Real erkannte *). Seine

*) In Neapel werden die Todten mit unverhülltem Geſicht beſtattet.

Flucht, ſein Mistrauen, ſein gänzliches Verſtummen nach der ihm bewieſenen warmen Theilnahme, alles war vergeſſen, und nur ſein Schmerz ſtand vor mir. Ich vermochte nicht meine Betrübniß zu unterdrücken und meine Thränen zurückzuhalten. Da drängte ſich einer aus der Schaar der ſtaubgrauen Banner an mich heran. „Eure laute Klagen" — redete er mich an — „laſſen mich vermuthen, daß der Name auf dieſem Paket" — er zog ein ſolches hervor mit meiner Addreſſe überſchrieben — „der Eurige iſt. Ich habe den fremden Jüngling in ſeiner letzten Krankheit gewartet und ihm ſchwören müſſen Euch dieſe Papiere einzuhändigen. Nehmet Sie daher in Empfang, und begleitet Euern Freund zu ſeiner Ruheſtätte!" Ich nahm das Paket und folgte innig betrübt dem Zuge. Die Ceremonie dauerte etwa eine halbe Stunde, dann eilte ich nach der Villa Real; dort auf der Plateforme am Meer, wo der Entſchlafne ſeinen Hymnus zum mondbeleuchteten Himmel gebetet hatte, dort wollte ich ſein Schickſal kennen lernen und ſeinem Andenken wehmüthige Thränen weinen.

Die Papiere enthielten einen Taufſchein, das ehrenvolle Zeugniß einer berühmten deutſchen Mahleracademie, und einen von dem Arzt des Hoſpi-

tals, in lichten Momenten des Kranken nach seinen eignen Aussagen zusammengesetzten Bericht, nebst dem Schein über die Entlassung aus Aversa. Beigelegt war noch ein Brief des Verstorbnen an seine Schwester. Ich erfuhr aus diesen Belegen, daß mein entschlafner Freund der Sohn eines Predigers im ....schen gewesen, und aus Liebe zur Landschaftsmalerei, der er sich gewidmet, zu Fuß nach Italien gewandert sey. Um seinen Unterhalt sich zu verdienen, da Landschaften in Italien nicht gesucht werden, widmete er sich der weit einträglichern Decorationsmalerei. Glück und Talent hatten ihm hier treulich beigestanden. Durch eine gelungne Arbeit war er mit den Unternehmern der großen Theater in Verbindung gesetzt, und ihm eine sorgenfreie Existenz verschafft worden. Sein Unstern wollte, daß er mit einer der ersten Tänzerinnen bekannt ward. Ihre Schönheit bezauberte ihn; mit aller Glut eines deutschen Künstlergemüthes schloß er sich an das Mädchen und ward nicht ohne Theilnahme angehört. Mit etwas weniger Verblendung, hätte die unersättliche Habsucht dieses herzlosen weiblichen Geschöpfes ihn warnen müssen. Unter dem Vorwande, sich der Nähe eines reichen Lüstlings zu entziehn, der ihr nachstelle, verließ die Dame ihre bisherige Woh-

mung und richtete auf Koſten ihres Freundes ſich eine andre ſehr glänzende ein. Was der Jüngling verdiente — und er ward reichlich beſoldet — das ging theils direct, theils indirect in Form von mannigfachen Geſchenken, in die Hände der Geliebten, die dem Jüngling verſprach, nach Ablauf ihrer Contractszeit mit ihm in ſein Vaterland zurück zu kehren und dort ſeine Gattin zu werden. Bis dahin müſſe er hoffen und — entbehren! — Wer liebt, verlangt ja nichts mehr als die Geliebte nur täglich zu ſehn, ihre Rede zu hören, ihren Athem einzuſchlürfen: wie gern unterwarf ſich der Jüngling bey ſo herrlichen Ausſichten dieſem Gebot. Nur konnte, durfte er der Geliebten nicht verbergen, daß er ihren bisherigen Aufwand fernerhin zu beſtreiten um ſo weniger im Stande ſey, als er in Italien eine Summe zu erwerben bemüht ſeyn müſſe, die ihm dereinſt im Vaterlande bis zu erlangter ſichern Anſtellung Unterhalt verſchaffte. Er bat ſie deshalb ſich mit der Hälfte ſeines Erwerbs zu begnügen. Aber hilf Himmel, wie ward dieſer Vorſchlag aufgenommen! Die Signora erklärte unumwunden, für das Opfer der Zurückgezogenheit, in der ſie ſeinethalben lebe, verlange ſie belohnt zu ſeyn. Einen Geizhals zu lieben ſey ihr unmöglich; gleichwohl könne ihr Herz

nicht unbefriedigt bleiben, er habe es ſich daher ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie nicht länger unempfindlich gegen Aufmerkſamkeiten andrer Männer bleibe! — Mit Bitten und Schwüren, mit Liebkoſungen und Geſchenken gelang es dem verblendeten Jüngling die unwürdige Geliebte wieder zu beſänftigen und das alte Verhältniß herzuſtellen. Dennoch war ſein warmes Herz, ſein ehrliebendes Gemüth tief von jener Scene erſchüttert. Die Signora mochte etwas davon merken und eilte durch weniger Sprödethun, ihre Ungeſchicklichkeit wieder gut zu machen. Sie war jung und ausgezeichnet ſchön, dazu jetzt ungleich nachgebender als ſonſt, — war es wohl ein Wunder, wenn der Arme inniger an ihr hing als vorher? Indeß bekümmerte ihn ihre Verſchwendung. In düſtres Nachſinnen verlohren, ſtreifte er Tage lang umher und kam zu unregelmäßigen Stunden nach Haus. Bey einer ſolchen unerwarteten Heimkehr traf er einſt — die Geliebte in den Armen eines Gardeofficieres. Sein Zorn war gränzenlos, in blinder Wuth riß er ein geladnes Terzerol aus ſeiner Taſche, aber ſeine zitternde Hand fehlte den Nebenbuhler, deſto ſicherer traf ihn deſſen Klinge. Er ſtürzte zu Boden und badete ſich in ſeinem Blute. Das Bewußtſeyn verging ihm. Als er

wieder erwachte, befand er ſich, mit gebundnen Händen, in einem kleinen, aber nicht unfreundlichen Gemach, durch deſſen ſtark vergitterte Fenſter ein waldiger Horizont ſichtbar ward. Augenblicklich erkannte er die Gegend, die er, um Studien einzuſammeln, ſo oft durchſtrichen; auch der Charakter des Gebäudes ließ ihm keinen Zweifel übrig — er war im Hoſpital für Geiſteskranke zu Averſa. Die Ahnung, wie er hierher gekommen, brachte ihn zur Verzweiflung. Auf ſein Toben eilte der menſchenfreundliche Oberaufſeher der Anſtalt herbey, der ihn beſchwor, wenn ſeine Wunde nicht tödlich werden ſolle, ſich zu beruhigen. Aber der Kranke wollte nicht ruhen, bis er wiſſe, auf weſſen Veranſtaltung er hier ſey? So erfuhr er denn, daß ſein Gönner, ein vornehmer reicher Mann und Offizier in der Garde, ihn wegen verſuchten Selbſtmordes, bis zur Heilung ſeines Wahnſinnes, auf Bitten der Tänzerin Raffaella S...., mit der er in Verbindung ſtehe und die er erſchießen wollen, nach Averſa habe bringen laſſen! — Ein durchdringendes, gellendes Lachen der Verzweiflung war die Antwort des Verwundeten, der von Stund' an das ward, wofür ihn der ſchändlichſte Undank bis jetzt ausgegeben — völlig wahnſinnig. Dies bewies mir ein, der Biographie beygelegtes Fragment von ſei-

ner Hand, das durchaus keine zusammenhängende Idee enthielt. Der offne Brief an seine Schwester berichtete die empörende Kunde, daß, während seines Aufenthalts in Aversa, die Signora Rafaella sich nicht nur seiner ganzen Haabe bemächtigt, sondern auch die aufgestellten Bilder für ihre Rechnung verkauft habe; „deshalb könne er das versprochne Andenken nicht schicken.“ — Von seiner eignen Handschrift fand ich nichts mehr; dagegen belehrte mich das von der Administration ausgestellte Certificat, daß der Mahler S... aus Deutschland, der mit einer schweren Wunde in der Brust, die er angeblich im Wahnsinn sich selbst versetzt, vor zwey Jahren auf Befehl vornehmer Gönner hierher gebracht und unentgeldlich verpflegt worden, nach erfolgter Wiederherstellung habe entlassen werden können, da die fixe Idee, nach welcher er sich für den sterbenden Fechter halte, niemand schädlich zu werden drohe.

Ich schlug die Papiere zusammen und versank in wehmüthige Betrachtungen über den oft so zermalmenden Gang menschlicher Schicksale. Der Vollmond, eben am Nachthimmel emporsteigend, weckte mich aus meinen Träumen. Eilig sprang ich empor, die letzte Pflicht gegen den verstorbenen Freund zu erfüllen, und die ehrwürdige Signora

Rafaella zur Wiederherbeyſchaffung der Bilder, oder Entrichtung eines Aequivalents an die Schweſter deſſelben zu zwingen. Schnell durchſtrich ich die menſchenleeren Gänge, nur vom Geräuſch fallender Blätter umflüſtert. Schon ſah ich die Statue des ſterbenden Fechters durch das Gezweig leuchten, bald war ich gegenüber — da — kaum traute ich meinen Augen — ſpielte der Seewind mit einem friſchen Kranz von Eichenblättern auf des Fechters Haupt! Hielt der Verſtorbne ſo gewiſſenhaft Wort, und waren es Ahnungen der Geiſternähe, die mich mit ſüßen Schauern überkamen? — Indeß mir war der Kranz beſtimmt, das hatte mein Freund ausdrücklich geſagt, und ſo ſtreckte ich muthig die Hand darnach aus, nahm ihn zu mir und bewahre ihn noch jetzt zum Andenken jenes liebenswürdigen Unglücklichen! —

Die Wohnung der theuern Donna Rafaella S.... war bald gefunden. Allein ſie ſelbſt war abweſend. Die Hausleute berichteten, die Signora ſey auf mehrere Monate abweſend — weitere Auskunft würde ich leicht bey der Sängerin C... erhalten. Sogleich machte ich mich auf den Weg dahin. „Was bewegt Sie ſo?“ — rief mir dieſe beym Eintritt in ihr Zimmer entgegen — „Sie ſind außer Athem?“ „Kennen Sie die Tänzerin

Rafaella S..." — fragte ich mit Ungeſtüm, ohne auf ihre Fragen zu antworten — „wo iſt ſie hingereiſt? Wie lang bleibt ſie weg? — Wo bekomme ich ihre Addreſſe? — Wer hat die Schlüſſel zu ihrer Wohnung?

„Was wollen Sie denn?" — frug die Dame ganz erſtaunt über meine Haſt — „übrigens kennen Sie ja die niedliche Rafaella ſelbſt —

„Niedlich?" — fiel ich ihr in's Wort — „ja, ein recht niedliches Ungeheuerchen! Aber Sie irren, ich kenne ſie nicht —

„Beſinnen Sie ſich doch! Hier bey mir haben Sie ſie oft geſehn. Das bildſchöne, ſchwarzäugige, ſchwarzlockige Mädchen —

„Wie" — rief ich von Ahnung gequält — „das reizende Geſchöpf, das ich in Ihrer Abweſenheit —

„Ganz recht! Dieſelbe, die Sie wegen Ihrer Ausſprache neckte —

„Die die Deutſchen haſſte? Die — —

„Richtig, alles dieſelbe."

„O Himmel" — rief ich tief erſchüttert — „warum Gift in ſo ſchönen Gefäßen? — So hören Sie denn, welcher Schändlichkeit dies reizende Geſchöpf fähig war." — Nun ſchilderte ich die ganze Begebenheit mit den lebhafteſten Farben. Signora C... ließ mich ruhig enden. Dann legte ſie ver-

traulich ihre Hand auf meinen Arm. „Wenn ich Ihnen rathen soll, so geben Sie die Sache auf. Würden Sie klagen, so käme die Reclamation in ein paar Jahren vor das Obertribunal zu Palermo, das in solchen Dingen entscheidet. Rafaella ist eine Sicilianerin, und — so dünkt mich's — reizend genug, um die Anecdote der Phryne vor ihren Richtern aufs Neue zu bestätigen. Aber gesetzt, was unwahrscheinlich ist, Sie drängen durch — gesetzt — was unmöglich ist — Sie behielten Recht und Rafaella würde verurtheilt, so hätten Sie sich eine unversöhnliche Feindin, als ganzen Erfolg der Sache, erregt. Sie kennen Italien und italiänisches Blut nicht! Ich rathe Ihnen, lassen Sie alles ruhn. Ihr Freund ist todt, die Verlassenschaft ist verschwunden. Sie sind edel, uneigennützig, vergüten Sie der Schwester das verlohrne Andenken und setzen Sie sich nicht der Unbequemlichkeit aus, wie Ihr Freund von den Povori di San Gennaro zur Ruhe gebracht zu werden!“ —

Tief von Unmuth und Zorn bewegt, verließ ich die Signora C...., die mir sehr lau zu empfinden schien, wo es Recht und Menschlichkeit galt, und eilte zu dem Geschäftsträger meines Souverains, ihn zur Theilnahme aufzufordern. Aber dieser in Italien ergraute Redliche versicherte mir, der

Rath, den mir die Signora gegeben, ſey der weiſeſte. In ſolchen Fällen bleibe durchaus nichts zu thun als — zu ſchweigen, zu dulden und dankbar zum Himmel aufzublicken, daß es nicht überall ſo ſey. Das that ich denn von ganzer Seele, indem ich mich aus dem ſchwülen Lande „wo die Citronen blühen" in die vaterländiſchen Eichen- und Tannenwälder zurückwünſchte! —

Die Freunde von Terni.

Von Rom nach Ancona kömmt man auf einer Straße, wo bald die ſorgfältigſte Cultur mit grünenden Wieſen und reifenden Saaten, bald in den Appenninen eine romantiſche Natur mit engen Felsthälern und uralten Schlöſſern auf ſteilen Felsſpizzen das Auge entzückt, gewöhnlich gegen Abend nach Terni, einem kleinen Städtchen, in welchem die Vetturino's das Nachtlager zu halten pflegen. Der Wirth ermangelt nicht den Reiſenden die Cascade des Velino, die etwa fünf Miglien (eine deutſche Meile) vom Ort entfernt iſt, zur Anſicht zu empfehlen. Mir ſchlug er dieſen Spaziergang nicht vor, weil ich zu ſpät ankam; allein ich wußte, daß in einer Stunde der herrlichſte Mondſchein die ganze Gegend beleuchten würde, und machte mich daher ungeſäumt auf den Weg. Es war am

15ten April des Jahres 1819. Hitze und Staub hatten mich den Tag über entsetzlich gequält, desto lieblicher war die Kühlung, die mir jetzt entgegenwehte. Ein paar hundert Schritte vom Städtchen beginnt ein ziemlich dichtes Olivenwäldchen, zwischen dem und einem lebhaft herabrauschenden Quellwasser der gut unterhaltne Weg sanft emporsteigt. Ich hatte früher den Führer bedeutet, mich nicht mit dem gewöhnlichen unaufhörlichen Geschwätz der italiänischen Cicerone's in meinen Gedanken zu unterbrechen, und so schritten wir stumm durch die Dämmerung hin. Die tiefste Stille lag auf der wunderbar verschlungnen Berggegend, deren abentheuerlich geformte Felszacken mit frazzenähnlichen Umrissen zum dunkelblauen Nachthimmel emporstarrten. Die uns zugewendete Seite ward jetzt vom Monde erhellt, der bald die Straße der schweigsamen Wandrer so glänzend erleuchtete, daß man die weißen und rothen Blütenbüschel in den Hecken deutlich unterscheiden konnte. Veilchen, Rosmarin, so wie das schöne purpurne Cyclamen (Cyclamen napolitanum Linn.) hauchten süße Wohlgerüche aus, und Nachtigallen, in einer Menge, wie ich sie nie in Deutschland beysammen gehört, durchtönten mit melancholischer Liebesklage das nächtliche Schweigen. Dazu spielten die Winde

lan und lüſtern im Blütengebüſch. Ich ſchwelgte im Genuß ſo vieler Schönheiten, und die Bilder ferner Lieben traten, von ſehnſüchtiger Wehmuth heraufbeſchworen, aus dem Grabe der Entfernung hell vor mein inneres Auge! — Es gehörte viel dazu, in dieſer Stimmung nicht ungeduldig zu werden, als mich mein Führer mit der Bitte antrat, meiner Eccellenza nur quatro solissime parolette — vier einzigſte Wörtchen — ſagen zu dürfen, und mir ſodann berichtete, wie er vor vielen Jahren ebenfalls im Mondſchein einen Teutſchen hierher geleitet, der eigends einen Schlauch voll des köſtlichſten Orvietto's mit ſich gebracht, um ihn an der Cascade zu entſiegeln. Allein der Weg ſey ihm zu lang worden, er habe ſich daher oft niedergeſetzt und ſo oft die Geſundheit ſeiner abweſenden Freunde getrunken, bis der Schlauch leer geweſen, und dennoch ſey er — o Wunder! — ohne zu wanken, den Berg hinangeſtiegen und ſogar bis an den äußerſten Felſenrand über dem Waſſerfall hinausgetreten. „Es iſt unglaublich" — ſetzte er hinzu — „was dieſe Teutſchen ſaufen können!" *)

*) In Italien und Spanien wird Wein und Oel in Schläuchen aufbewahrt, die aus den Fellen der Schweine und Ziegen gemacht werden. Es giebt deren, die 50—60 Flaſchen enthalten, aber auch ſolche, die deren nur 4—6

— Ich mußte lachen über die Naivität des Mannes, der mich — ich hatte es schon im Wirthshause bemerkt — für einen Engländer hielt. Um den Spaß zu vermehren, erfuhr ich, daß mein durstiger Landsmann ein Musiker gewesen. Nun war alles in der Ordnung, denn es heißt ja schon seit uralter Zeit: „Cantores amant humores!“ — Wir hatten endlich den Berg erstiegen. Ein dumpfes Rauschen verkündete von fern den gewaltigen Wassersturz; wie unangenehm überraschte es mich aber, als mir der Führer in einiger Entfernung eine Stelle zeigte, wo in einem engen Felsbett sich Wasser, etwa so stark wie ein mittelmäßiges Mühlenwehr, herabrollte. Ich vermochte nicht mein Misbehagen zu unterdrücken; der Mann lächelte klug und meinte, so sprächen Alle — ich solle nur Geduld haben. Wir stiegen noch eine Strecke höher auf einem Wege, den die päpstliche Regierung so bequem als sicher für die Schaulustigen in den Felsen sprengen lassen, und standen jetzt an einer Oeffnung im Gebüsch, wo man auf die Fuga del torrente — den schnellen Lauf des

---

fassen. In jedem Falle war der Teutsche ein tapfrer Teufel, und hätte in einem Ritterroman, wie sie vor zwanzig Jahren erschienen, eine ehrenvolle Stelle verdient.

Stromes — mit groſser Weitläufigkeit hingewieſen wird. In der That ſchieſst der, etwa 40 Fuß breite Velino, aus Abruzzo kommend und unweit des Falles erſt einen kleinen Wyher bildend, zwiſchen Wald und Klippen eingezwängt, mit reiſsender Schnelligkeit dahin. Auch dieſen Platz muſste ich verlaſſen, um ſtufenweiſe zu der rechten Anſicht zu gelangen. Endlich war ich, wie Tamino, durch alle Proben hindurch, ſtand nun der Erfüllung gegenüber, und o! wie ſchämte ich mich meines vorſchnellen Urtheils, und wie zufrieden lächelte der Führer, als er mich in ſprachloſes Erſtaunen verſunken ſah! Welch ein erhabnes Schauſpiel! Man denke ſich einen Felskeſſel, deſſen Tiefe zum wenigſten auf 400 Fuß geſchätzt werden kann, indem die directe Höhe des Falles auf 380 angegeben wird. Ringsumher lothrechte Steinwände, deren kahle Häupter über dichte Waldungen immergrüner Eichen, Oelbäume, Eſchen und Buchen hinausragen; mir gegenüber, aus dunkler Tiefe emporgeſtreckt, zwey Felſenthürme, gleich rieſigen Wächtern der Brunnennymphe, hinter ihnen das verkehrt trichterförmige Strombett, aus welchem die ganze ungeheure Waſſermaſſe mit tobender Wuth über vier ungeheure Stufen donnernd hinabjagt, aufs Neue ſich ſammelt, um noch tiefer zu ſtürzen,

jetzt am Boden des Kessels laut aufkochend, zischend, schäumend, in tausend schwarzen Wirbeln zwischen ausgesäeten Felsblöcken umherrasend, dichte Nebelwolken emporsendet, endlich den Ausgang findet und ermattet in ferne Wiesengründe sich verliert. Dazu das wunderliche Spiel des Mondlichtes, das hier, einem ausgespannten Silberflor gleich, die größte Breite des Falles überzieht, dort in tausend Glanzpunkten auf gebrochnen Wellen zittert, hier vom aufsteigenden Wassernebel gedämpft, in magischer Halbhelle auf nickendem Gesträuch spielt, die Spitzen der grauen Olivenbäume überschimmert, und die schroffsten Felsenrisse weich umgürtend, die wunderbarsten Bildungen hervorzaubert! — Ich erholte mich langsam vom süßen Schreck der Ueberraschung, und meine erste Frage war, ob kein Mährchen, keine Sage die schauervolle Stelle heilige? Doch — entgegnete der Führer — allein da die meisten Reisenden lieber die gedruckte Beschreibung des gelehrten Canonicus vom Falle und den nahen Tropfsteinhöhlen lasen, so habe er von diesen eine Anzahl Exemplare gekauft und sich um die Sage nicht weiter bekümmert. Der Alte, durch dessen Gärtchen der Weg ginge, könne mir indessen mit der Erzählung dienen. Verzeihe mir der gelehrte Canonicus, wenn ich ungelehrter Sonders

lung seine Beschreibung ungelesen ließ, und den Greis, falls er noch wach sey, herbeyzurufen gebot! Er kam bald, ich gab ihm sogleich ein reichliches Salar, ließ ihm vom mitgebrachten Wein fleißig einschenken, und so zutraulich gemacht, erzählte er mir mit italiänischer Lebhaftigkeit in Vortrag und Gebehrde folgende Sage.

In jenen grauenvollen Zeiten, als unaufhörliche Bürgerkriege das schöne Land zwischen dem Meer und dem Appennin zerrissen, und jeder Fürst, jeder Edelmann, ja, jede kleine Stadt einander befehdeten, war auch zwischen den Bewohnern von Terni und den, jenseits des Berges St. Angelo wohnenden Rientinern ein Krieg ausgebrochen. Wessen man von beyden Seiten habhaft werden konnte, der wurde erschlagen, oder — verhieß er Löscgeld — in's Gefängniß geschleppt. Rosaura Avrano, Tochter des Herzogs von Avrano, der von Foligno bis Terni die reichsten Herrschaften besaß — das schönste Fräulein der ganzen Mark Ancona, konnte sich daher durchaus nicht zu einer Wahl zwischen ihren Freyern, Ernesto und Ruggiero, die beyde Rientiner waren, entschließen, da sie sodann nicht nur ihren Vater verlassen, sondern ihm auch in seinem eignen Eidam einen Feind erregen mußte. Der alte Herzog wollte dagegen

nur dann von einer Verbindung seiner Tochter mit einem der beyden Ritter hören, wenn derselbe zu gleicher Zeit auf die Seite der Ternitaner überträte. Ernesto und Ruggiero waren Männer von Ehre. Ein Schwur band sie an ihre Parthey; um daher in den weitaussehnden Händeln dem Vater ihrer Geliebten keinen Schaden zuzufügen, zogen sie vor ihr Vaterland zu verlassen und Abentheuer in der Fremde zu suchen. Beglückter Liebhaber war keiner von beyden. Allein ob der im kräftigsten Mannesalter mit klirrendem Sporentritt daherschreitende, narbenwunde, schwarzgebrannte Ruggiero, oder der schlanke Jüngling Ernesto, von dessen alabasterweißen Stirn erst eine tiefe Narbe zum Sammt der schön gefärbten Wange herunterlief, dessen Stimme so sanft tönte, als weich seine langen Goldlocken waren, die der blanke Helm kaum fassen konnte, der heimlich Erwählte Rosauren's sey — das hätten nicht nur die Ritter selbst, sondern auch des Herzogs Unterthanen gar zu gern gewußt. Ward Ruggiero des Herzogs Eidam und Erbe, so konnte der ganze Gau sicher seyn unaufhörlich im Sattel zu sitzen, Schwerdt und Kolben nur mit dem Arme zugleich ablegen zu dürfen, und nur wenige Väter durften hoffen ihre aufsprossenden Knaben als Männer wieder zu sehn. Dach-

ten sie sich dagegen den sanften Ernesto als ihren Gebieter, der, ein guter Hirte, die Keule nur gegen den räuberischen Wolf führte, o, so schlich ein frohes Lächeln auf die Lippe der Mutter, wenn sie ihre emporblühenden Mädchen betrachtete. Krieg — hieß bey Jenem, Friede — bey diesem die Losung. — Indeß tummelten sich die beyden Ritter, der jüngere am Hofe des Kaisers, der ältere in den heißen Ebnen Syrien's gegen die Sarazenen herum. Allein in Ernesto übertönte die weiche Stimme der Liebe bald den heisern Ruf der Kampflust. Er hatte sich oft genug als unerschrockner Soldat gezeigt, um über seine Ehre ruhig, dem Zuge des Herzens folgen zu dürfen. Nur in in der Luft, die Rosaura auch einathmete, konnte er leben, und so kehrte er bald heimlich, verkleidet zurück, richtete sich eine der Tropfsteinhöhlen, fern von Terni, zur Klause ein, und lebte so im Kleide der Abgezogenheit dem stillen Dienste seiner Liebe. Einst, nachdem er schon ein Jahr hier verlebt, begegnete ihm in der Wildniß ein alter Mönch, dessen silberfarber Bart bis zum Gürtel herabfloß und der unter einer schweren Bürde Holz keuchte. Gleiches Bedürfniß erzeugt Vertraulichkeit. Ernesto erfuhr, daß der Bruder schon lange hier im Walde hause, und nur selten sein Kloster besuche. Die-

ser war geneigt dem jüngern Eremiten in manchen häuslichen Verrichtungen beyzustehn, so wie seine traurigen Liedesweisen mit anzuhören. Der tägliche Umgang brachte bald nähere Bekanntschaft hervor, und beyde Klausner wurden, trotz der großen Verschiedenheit der Jahre, genaue Freunde. Nur über einen Punct konnten sie nie einig werden. Der Mönch redete nämlich seinem jungen Freunde täglich zu, im Kloster die unauflöslichen Gelübde abzulegen, und dann auf immer zur Stille des Waldes zurück zu kehren. Allein so wenig Freude Ernesto an der Welt haben mochte, seitdem er durch sorgfältige Nachforschungen erfahren, daß der Herzog mit seiner Tochter, der ewigen Fehden müde, an einen teutschen Fürstenhof gezogen; so schien es ihm doch bedenklich, so lang Rosaura noch lebe, die letzte Brücke abzuwerfen, die ihn in die Welt zurückführen könne. Um seine Widersetzlichkeit dem kopfschüttelnden Mönche begreiflich zu machen, entdeckte er ihm das Geheimniß seiner Liebe. Lang hörte der Greis dem Jünglinq zu, dann sagte er lächelnd — „nun freylich, vor dem Ruggiero seyd Ihr sicher. Ich weiß von einem aus dem heiligen Lande zurückgekommnen Klosterbruder, daß der Ritter vor Akkon geblieben!“ —

„Wär's möglich?“ — unterbrach ihn der Jüng-

lung — „o welche bange Sorge nehmt Ihr da von meinem Herzen! Denn wenn auch der rauhe, halbwilde Ruggiero als Nebenbuler nicht fürchterlich wäre, so würde er es doch als unversöhnlicher Feind desto mehr seyn!“

„Gewiß“ — versetzte der Mönch — „und eine zweyte solche Narbe, als Ihr da schon auf Eurer Stirn tragt, wäre von Ruggiero's Faust unfehlbar bis in's Gehirn gedrungen!“

„Meint Ihr“ — fuhr Ernesto auf — „daß ich deshalb einen Augenblick weniger ihm auf Tod und Leben zum Kampf gestanden hätte?“

„Ereifert Euch doch nicht, Jüngling! Wer zweifelt denn an Eurer Tapferkeit? Entdeckt mir lieber, welche Mittel Ihr in Händen habt, Euch den Besitz der schönen Rosaura, die vielleicht schon längst irgend einem teutschen Ritter ihre Hand gegeben, zu versichern?“

„Ihr spottet sehr bitter, mein Vater“ — seufzte Ernesto — „aber sehr wahr. Leider weiß ich kein Mittel. Denn selbst an jenen Hof hinziehn, würde nichts helfen —

„Da Ihr nicht aufhört ein Ricntiner zu seyn“ — fiel ihm der Mönch in's Wort — „und der Bürgerkrieg immerfort wüthet? Richtig. Und da

die höchste Wahrscheinlichkeit, ja wohl Gewisheit ist, daß der hochbejahrte Herzog nicht sein letztes Stündlein abwarten wird, um seinem Kinde einen Versorger, seinem Erbe einen Verfechter auszusuchen, so sagt mir nur, was Euch abhalten kann der undankbaren Welt Valet zu sagen und Euch in den Schooß des ewigen Friedens zu flüchten? Aber ich will Euch nicht bestürmen, nicht einen Entschluß durch Ueberredung herbey zu führen suchen, den Eure hülflose Lage und Eure nach und nach immer klarer werdende Einsicht in die Nichtigkeit der Weltfreuden Euch unvermerkt selbst als den einzigen Rettungsweg angeben wird. Kommt jetzt mit mir. Dort am See liegt mein kleiner Nachen. Laßt uns im Wiederschein der sinkenden Sonne einigemal über den Weyher schiffen. Dies schöne Schauspiel wird Euch ernste, erhabne Gedanken einflößen!" —

Sie gingen und schifften diesen und noch manchen Abend durch die roth bestralte Fluth, während melankolische Schwäne, mit leisem Wellenschlage aus würzig duftendem Schilfe hervorrudernd, neben ihnen auf der Spiegelfläche hinglitten. Wenn dann vom Wassernebel dem Alten, von Wehmuthsthränen dem Jüngling die Augen dunkel wurden, dann stießen sie an's Ufer und gingen, der eine

leis betend, der andre still weinend, ihren einsamen Klausen zu. —

So waren zwey Jahre verflossen, und über Ernesto, der trotz aller Bemühungen nichts mehr von der Geliebten erfahren konnte, war ein Geist der Schwermuth gekommen, der ihm das Leben bis zum Ueberdrusse verleidete. Der Mönch war jetzt, in Verrichtungen seines Ordens, wie er sagte, öfters, oft mehrere Wochen lang abwesend, und den leidenden Jüngling erquickte kein Laut des Mitgefühls. Wie oft starrte er trüben Blicks in die Fluten des vorüberströmenden Flusses, Willens durch einen raschen Sprung mit einem Male seinen Leiden ein Ziel zu setzen, — immer hielt ihn ein unsichtbarer Arm zurück. Die Hoffnung, Rosauren wiederzusehn, die gewiß längst an jenem glänzenden Königshofe einen Gemahl gefunden, konnte ihn nicht an das Leben binden, daher glaubte er in jenem Hinderniß die Aufforderung endlich die Gelübde abzulegen, unmittelbar aus göttlicher Hand zu vernehmen. Er beschloß deshalb in der That, den Mönch, den er täglich erwartete, bey seiner Heimkehr mit diesem Entschluß zu überraschen. Schon hatte er im frommen Eifer seine ritterlichen Waffen zusammengeschnürt, um sie im Strom zu versenken, schon begann er seine weltlichen Kleider, ihm fortan unnütz, zu

zerreißen, als ihm ein leistönender Ruf den Namen Erneſto an's Ohr trug. Raſch blickte er um ſich und gewahrte in der Abenddämmerung einen Knaben in Pagenkleidung, der am Eingang der Höhle ſtand.

„Was willſt du hier, mein Sohn?" — frug Erneſto verwundert.

„Seyd Ihr der Ritter Erneſto?" — entgegnete der Page.

„Noch bin ich es. Einige Tage ſpäter würdeſt du hier nur den Mönch Erneſto finden können.

„Allen Heiligen Dank, ſo komme ich nicht zu ſpät! Mich ſendet Madonna Roſaura" — „Roſaura?" — rief der angehende Mönch, ließ Waffen und Kleider, und drückte den zierlichen Pagen mit Ungeſtüm an's Herz.

„Ritter, Ritter, mäßigt Euch doch" — rief der erröthende Knabe, dem das Barett zu Boden gefallen und der üppigſten Lockenfülle Freyheit gegeben hatte, in ſchwarzen Glanzwellen an den Boden zu fließen — „mäßigt Euch doch!" —

Allein Erneſto hatte ihn keinen Moment aus den Augen gelaſſen; ſchon während der Umarmung war es ihm geweſen, als ob der elaſtiſche Buſen eines Weibes ihm entgegen ſtrebe. Kaum gewahrte er jetzt das herrliche Lockenhaar, ſo warf er einen

von der seeligsten Ahnung geschärften Blick auf die weichen Umrisse und Ausbiegungen der reizenden Gestalt, zog den Knaben in den Eingang, blickte ihm tief in die dunkeln Augen, dann ließ er sich auf ein Knie nieder, drückte des Pagen Hand an seine Lippen und stammelte: „noch weiß ich nicht, ob mich die Hölle versucht, oder ob der Himmel mir seinen lichtesten Seraph sendet, mich aus diesem qualvollen Leben abzuholen. Darf ich meinen Augen trauen, so seyd Ihr — „Rosaura" — lispelte die Stimme, und zugleich fiel der letzte Strahl der Abendsonne in das von Liebe und Schüchternheit geröthete Mädchenantlitz. Ja, es war Rosauren's hohe, edle Stirn, ihre schwärmerisch blikkenden Augen, ihre Corallenlippen, mit einem Wort, ihr ganzes unaussprechlich holdes Gesicht, das jetzt an Ernesto's Schulter ruhte, der mit verklärtem Blicke die Silbertropfen aufküßte, die, gleich linden Thau dem Sommernachtshimmel, so den dunkeln Augen des geliebten Mädchens entfielen.

„Ich bin Rosaura" — wiederholte die Holde — „die Euch längst mit innigster Liebe ergeben, dennoch entschlossen war der Kindespflicht das schwere Opfer der Entsagung zu bringen, und jetzt durch mannichfaltige Schicksalslaunen getrieben, nicht Zeit hat sich mit Sitte und Herkommen zu bera-

then, sondern vertraunvoll zu Euch flüchtet. Vernehmt, was wohl kaum in dieser Wüste zu Euern Ohren drang, daß der Herzog, mein Vater, gestorben, nachdem er mir das Versprechen abgenommen, demjenigen würdigen Ritter, der mir seinen Siegelring und eine Schrift, seinen letzten Willen enthaltend, vorlegen würde, die Hand als Gattin zu reichen. Vergebens flehte ich, mir nur dessen Namen zu nennen; die Schwäche übermannte den Kranken so schnell, daß er wenig Augenblicke drauf verschied. Ich hätte das Leben meines Vaters gern mit dem Opfer meiner Liebe erkauft, allein dem Verstorbnen wäre ein Schritt, der mir das Herz brechen mußte, unnütz gewesen. Mein fester Entschluß war daher, Euch aufzusuchen; denkt daher meinen Schreck, als einige Tage später Ruggiero zu mir in's Zimmer trat!"

„Ihr irrt, holde Rosaura," — unterbrach Ernesto — „Ruggiero fiel schon vor Jahresfrist unter den Säbeln der Ungläubigen vor Akkon."

„Traut doch Weibesaugen" — entgegnete das Fräulein — „ich sag' Euch, es war Ruggiero, der mir den Siegelring meines Vaters und jene Schrift überreichte, kraft der, weil er an jenem Hofe einen Eidam, wie er ihn wünschte, nicht gefunden, der Herzog den durch Rittertugenden, reifes Alter und

Welterfahrung völlig geeigneten Ruggiero zum Gemahl ſeiner Tochter und Beſchützer ihres Erbtheils ernenne! — Kaum vermochte ich Faſſung zu behalten, und mir eine Bedenkzeit von acht Tagen zu erbitten. Ruggiero erwiederte, daß er mir das ganze Trauerjahr, um mich zu faſſen, zugeſtehe, und verließ mich, um einſtweilen von meinen Gütern Beſitz zu nehmen und ſie vor feindlichen Anfällen zu ſchützen!" —

„Ha" — fuhr Erneſto auf — „eh Ihr Ruggiero's werdet, eh' ſoll — „Gemach, mein Liebling" — beſchwichtigte Roſaura den Ungeſtümen. „Unfehlbar hat Ruggiero durch heimliche Bothſchaft mit meinem ſeit einem Jahre immer ſchwächer gewordnen Vater dieſe Uebereinkunft getroffen, des feſten Willens ſein Recht, auch wenn ich ihn nicht liebe, geltend zu machen. Dieſe Schändlichkeit empörte mich und ich war entſchloſſen eher das äußerſte, als einen Schritt zu thun, zu dem mein guter Vater bey ungeſchwächtem Geiſte mich nie gezwungen haben würde. Mit Hülfe der Kammerfrau, die mich erzogen, und ihres Sohnes, der unter den herzoglichen Knechten dient, verſchaffte ich mir dieſe Kleider, ſchnelle Roſſe, und gelangte auf mancherley Schleifwegen in die väterlichen Gauen, wo mich die Kunde, daß Ihr Mönch ge-

worden, aufs Neue erschreckte und, um die Wahrheit zu erfahren, hierher trieb. Jetzt eilig in's nächste Kloster, daß uns Priesters Hand verbinde, und so des racheschnaubenden Ruggiero's Nachstellungen unkräftig mache!" —

„Angebetete Rosaura" — erwiederte Ernesto — „es bedarf nicht der Reise in's Kloster, um mich zum seeligsten aller Menschen zu machen. Mir lebt, wenig Schritte von hier, ein ehrwürdiger alter Einsiedler vom Orden des heiligen Benedict, mit dem mich innige Freundschaft seit meinem hiesigen Aufenthalt verbindet. Ihm entdecken wir uns, und wie glücklich wird er seyn, die mir so oft verheißne Freundschaft zu bethätigen. Seiner Zusage gemäß, muß er noch heut von einer Reise, die er in Geschäften seines Ordens unternahm, zurückkehren. Vergönnt mir indeß das Nothdürftigste für Eure Pflege in diesem elenden Aufenthalte zu bereiten!" —

Er zündete hierauf seine Lampe an, schloß vor Wölfen und Bären die Thür, die er mit gewaltigen Steinen verwahrte, als die Nacht einbrach und der erwartete Mönch noch nicht gekommen. Dann trug er ein kurzes Mahl von den Lebensmitteln auf, die er eben vorräthig hatte. Allein welche Tafel, wäre sie auch mit persischer Ueppigkeit angeordnet

gewesen, hätte es vermocht die Aufmerſamkeit der Liebenden zu feſſeln! Sich in die Augen ſehn, die ganze Entſtehung ihrer Liebe ſich einander mittheilen, und in dies Bild immer glühendere, noch überſehne Züge hineintragen, dann ſich in die Arme ſinken, und ewige Liebe und Treue ſchwören — unter dieſer Seeligkeit verging ihnen der Abend, verloſch die karg genährte Lampe, und fand ſie auf ſchwellendem Mooslager der nächſte Morgen, deſſen Glührоth neidiſch auf den Purpur blicken mußte, der Roſaura's ſammtne Wangen färbte.

Nach Mittag ſtörte ein kräftiger Mannestritt, unter dem das trockne Gezweig des Waldbodens kniſterte, ihre Ruhe. Es war der Mönch. „So raſch, mein guter Vater?“ — rief ihm Erneſto entgegen. Der Mönch warf einen durchdringenden Blick in den Hintergrund, wo ſich der Page an einen Felſenſitz ſchmiegte, dann ſagte er: „die Eile, Euch zu warnen, hat meine wankenden Schritte beflügelt, meinen mürben Knochen Kraft gegeben. Wiſſet, unſre Nachrichten ſind falſch, Ruggiero —

— „Lebt“ — fiel Erneſto ein.

„Iſt hier“ — entgegnete der Mönch, — „und Roſaura —“

„Wird noch heut durch Eure Hand meine Gattin!“ rief der freudetrunkne Jüngling. „Ihr ſeht,

mein Vater, ich weiß Alles; aber nun eilt, beweißt mir die ſo oft verheißne Freundſchaft, und ſeegnet durch Euer prieſterliches Wort den Bund, den Roſaura und ich vor Gottes Augen ſchloſſen. „Seht" — er zog die Geliebte an ſich — „hier ſtehn wir vor Euch, wie bittende Kinder vor dem Vater!"

„Wann nahmt Ihr das Fräulein in Eurer Klauſe auf?" — frug der Mönch mit finſtern Blicken, die die Uebereilung der Jugend zu tadeln ſchienen.

„Geſtern Abend, mein Vater," flüſterte Roſaura, hocherröthend den Blick an den Boden geheftet.

Schweigend legte der Mönch das Haupt in die hohle Hand. Er ſchien mit ſeiner Pflicht ſich zu berathen. Bange Stille ruhte indeß auf dem kleinen Kreiſe.

„Ich habe verſprochen" — hob der Greis mit bebender Stimme an, — „Euch Freund zu ſeyn, und ich erfülle mein Verſprechen, indem ich Euch zu einer Vereinigung behülflich bin, die auch der Tod nicht trennen ſoll. Ich bin von dem letzten Willen des Herzogs Avrano unterrichtet. Auf Euch die Schuld, wenn die willkührliche Auslegung der Abſichten des Verſtorbnen Euch Unglück brächte. Kommt heut Abend, wenn die Sonne ſinkt, an's

Ufer des See's, dort findet Ihr mich und meinen Nachen. Ich bringe Euch in eine Waldkapelle am gegenseitigen Ufer. Außerhalb des Waldes seyd Ihr keinen Augenblick vor Ruggiero sicher!" —

„O tausend, tausendmal den heißesten Dank!" riefen die Liebenden.

„Nicht doch" — winkte der Mönch, aus der Höhle wankend — „Ihr habt das nicht Ursach!"

Man kann denken, mit welcher Sehnsucht Ernesto und Rosaura die Abendstunde erwarteten, und wie, sobald die hohen Zypressen längere Schatten über das Thal warfen, sie an den See eilten.

Tief in seine dunkeln Gewänder eingehüllt, das Ruder unterm Arm, saß der Mönch schweigend am Ende des Nachens. Sie stiegen ein. Der Alte stieß ab, und ruhig zog der Nachen fort. Ganz in Seeligkeit des Besitzes verlohren, gewahrten die Liebenden nicht des Abendrothes, das die Silberfläche des Weyhers mild röthete, nicht der melankolischen Schwäne, die mit leisem Wellenschlage aus duftendem Schilf hervorrudernd, neben ihnen hinglitten. Immer enger ward das Thal, immer düstrer starrten Felswände schroff über ihnen empor, und rauhes Gesträuch schlug unfreundlich ihre Wangen. Zürnende Wellen hatten den leichten Kahn erfaßt und ihn mit sich fortgerissen. Rosaura er-

wachte zuerſt aus dem Taumel und ſah, daß des Greiſes Hand das Ruder nicht länger zu führen vermochte. „Heiliger Gott" — ſchrie ſie auf, ſich feſt an den Jüngling ſchmiegend, „wo führt Ihr uns hin? Wir ſind verloren!"

„Das ſeyd Ihr!" — rief der Mönch mit fürchterlicher Stimme, aufſpringend, Silberhaar, Greiſenbart und Ruder zugleich weit von ſich wegſchleudernd. Wild bäumte ihm der Nachtwind das ſchwarze Haar aus der narbenzerriſſnen Stirn, während ihn das faltenreiche Gewand umflatterte und der goldausgelegte Harniſch vor ſeiner Bruſt funkelte. „Seht her — rief er den Erſchrocknen zu, — „ich bin Ruggiero! Zum Mönch wollte ich Euch Erneſto machen, um den Nebenbuler zu entfernen. Es misglückte und ich ſchwor Euern Tod. Von allem war ich unterrichtet. Roſaura entging meiner Wachſamkeit. Auf Leben und Tod wollte ich mit Euch um ſie kämpfen, aber für Eure Buhlerin ziehe ich mein Schwerdt nicht. Sterben ſollt Ihr beyde, und damit ich daran mich letze, — mit mir zugleich!" —

„O heilige Jungfrau, Erbarmen!" — jammerte Roſaura.

„Schändliches Ungeheuer!" rief Erneſto dem Ruggiero zu, auf ihn eindringend; allein im Nu

faſſen wüthende Wirbel den Kahn. Himmel und Erde vergehn vor ihren Blicken im ſchwindelerregenden Wogentanz. Zum letzten Kuß preßt der Jüngling ſeinen Mund auf der Geliebten erbleichende Lippen und im ungeheuern Schwunge weit hinausgeſchleudert, ſtürzt der Nachen, bald hier, bald dort an Felswände andonnernd, in die grauſige Tiefe hinab. Ziſchend ſtieg eine Dampfwolke auf, und die Nacht verhüllte mit ſchwarzem Mantel die gräßliche That. Nach mehreren Tagen erblickte man die Liebenden ungetrennt, am Wieſenufer, wohin ſie die mitleidige Flut getragen. Für Ruggiero ſchien der Abgrund ſeine heimlichſten Schlünde geöfnet zu haben — er ward nicht wieder gefunden! —

So erzählte der Greis, und als er geendet, ermahnte er mich zu einem chriſtlichen Andenken an die Liebenden. Gern hätte ich hier noch den Sonnenaufgang über dem dumpftoſenden Falle geſehn; allein meine Reiſegefährten wollten mit Tagesanbruch weiter, und ſo mußte ich ohne Verzug den Rückweg antreten. —

Die Catacomben.

Nicht blos Paris und Rom — auch Neapel hat seine Catacomben, wenn sie schon — ich weiß nicht weshalb — weniger berühmt sind und weniger besucht werden, als die der beyden erstgenannten Städte. Ihre Weitungen sind oft sehr beträchtlich, ihre Wölbungen äußerst kühn, und ihre, in den mannigfachsten Richtungen sich durchkreuzenden Gänge so zahlreich, daß ein Kundiger Mühe hat sich darin zurecht zu finden, ein Unerfahrner aber, der allein sich in dieselben wagte und darin verirrte, dem entsetzlichsten Hungertode ausgesetzt wäre, indem man behauptet, daß bey weitem noch nicht alle Hölungen bekannt, und der bekannten so viel wären, daß man ein Jahr brauchen würde, um den ganzen unterirdischen Raum zu durchlaufen. Wenn auch dies letztere unwahrscheinlich seyn sollte, so ist

das erstre desto gegründeter. Stimmt man der Meynung Vasi's in seinem Itinerario di Roma a Napoli, Ed. 3ª 1816. pag. 113. bey, so sind die Catacomben zu Neapel Hölungen, welche durch Ausgraben des Sandes, dessen man zur Erbauung der Stadt bedurfte, entstanden. Unter Diocletian's Regierung dienten sie den verfolgten Christen zu Schlupfwinkeln, wo sie ihre Versammlungen heimlich feyerten, ihre Todten begruben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man in spätern Zeiten sie als einen großen Kirchhof betrachtete, und die Verstorbenen, ohne sie, wie früher geschehn, in eigne in die Wände eingehaune Sarcophage zu legen, — ohne weiter's über einander stürzte. Anders lassen sich die ungeheuern Aufhäufungen menschlicher Gebeine wenigstens nicht erklären. Wie dem aber auch immer seyn mag, der Eintritt ist schauerlich, und die Schädel, die vom Fuß des Wandrers angestoßen, die finstern Gänge hinabrollen, mahnen gebietrisch an die Hinfälligkeit menschlicher Existenz und Größe. Seitdem Mörder und Diebe sich bisweilen hineingeflüchtet, um der nachsetzenden Gerechtigkeit zu entgehn, oder ihr Gewerbe mit mehr Erfolg und Sicherheit an den besuchenden Fremden ausüben zu können — seitdem sind alle Eingänge, bis auf den im Hofe des Hospital's de Poveri

di San Gennaro, zugemauert, und dieser letztere mit einem Gitter verschlossen, zu welchem ein eigner Custode den Schlüssel hat. — Während meines Aufenthalts in Neapel hatte ich immer angenehmere Beschäftigungen über der Erde, so daß mir keine Zeit blieb zu den Todten hinabzusteigen. In der letzten Woche vor meiner Abreise endlich, wo ich mir diesen Spaziergang ganz fest vorgenommen und ihn auch ausführte, ereignete sich eine Begebenheit, die auch mich aufmerksam machte, und wohl geeignet ist zu beweisen, wie gefährlich es ist ohne einen sichern und bekannten Führer diese dunkeln Räume zu betreten.

Ein fremder Mahler, der sich hier aufhielt, begegnete einst in einer der unzähligen Kirchen Neapels einem Mädchen aus den untern Klassen, dessen höchstliebliches Gesicht, verbunden mit einer nicht minder reizenden Figur, seine Aufmerksamkeit auf's Höchste erregte. Er ging ihr nach und bemerkte, als sie beym Austritt aus der Kirche sich mit Weihwasser besprengte, daß sie eine äußerst fein geformte Hand habe. Nicht minder nett war ihr Fuß, der durch die blendend weiße Bekleidung — ein höchst seltner Fall in Neapel — noch mehr gehoben wurde. Gründe genug für einen Mahler zu vermuthen, daß, was die Kleidung verdecke,

noch weit reizender seyn müsse, und ihn mit der Begier nach einem so schönen Modell mit einer Heftigkeit zu erfüllen, die sich in ihm, wie in so vielen seiner Kunstverwandten, zu einer wahren Manie steigerte. Frauen — das wußte er wohl — waren in Italien überall ohne große Schwierigkeiten zu diesem Zwecke zu bekommen, Mädchen desto seltner, die bekanntlich in allen Ständen äußerst spröd erzogen werden. Dazu schien die Gesehne, ihrer regelmäßigen, griechischen Gesichtsbildung nach, keine Neapolitanerin, sondern wahrscheinlich eine aus der Insel Ischia! Welch Glück, welche Seltenheit, wenn unserm Mahler hier begegnete, was er grad' brauchte und vergebens suchte, eine Göttin der Jugend, eine schlanke, morgenfrische Hebe! Schwierigkeiten erwartete er. Allein einestheils war er vermögend genug ein Dutzend Piaster daran zu wenden, eine Summe, mit der man in Italien viel möglich macht — anderntheils sollte der ... sche Consul, sein Freund und Landsmann, im schlimmsten Falle sein Ansehn verwenden, um bey dem Mädchen oder dessen Verwandten für die Reinheit seiner Absichten einzustehn. Die Kleine schon heut anzureden, erlaubte ihm leider, seine Zeit nicht. Er bemerkte sich nur die Kapelle nebst der Stunde, in welcher sie gekommen, und begnügte

ſich ihr, ſo lang als möglich, nachzuſehn. Am andern Morgen ſtand er zur ſelben Stunde am Eingang der Kirche. Wie ſchlug ſein Herz, als er ſchon von weitem die ſchöne Geſtalt heranſchweben ſah; Grazie und Anmuth in jedem Tritt, mit dem ihre niedlichen Füßchen die Marmorſtufen berührten! Jetzt ſtand ſie am Weihkeſſel, ſchlug den Zendal weiter zurück, und ließ, entſchleyert, den gegenüberſtehnden Künſtler unbewußt in den Morgenhimmel des ſchönſten Geſichts blicken. Das reizende Oval, das anmuthige Kinn mit dem ſchalkhaften Grübchen, die ſchwellenden, küſſenswerthen, rubinrothen Lippen, die Perlenzähne, die ſich beym ſtillen Gebet zeigten, die ſeelenvollen dunkeln Augen, die Fülle ſchwarzer Locken, die auf die üppig gehobne Bruſt herabringelten — dieſe Summe von Herrlichkeiten drohte unſern Jüngling in thatenloſes Erſtaunen zu verſenken. Er beſann ſich indeß, trat ernſten Blickes hinter dem Pfeiler hervor, als ſey er durch den Seitengang gekommen, und berührte, indem auch er ſeinen Finger in das Marmorbecken tauchte, ihre ſchöne warme Hand. Sie richtete den Blick auf ihn, leis über die zufällige Begegnung lächelnd und — o glücklicher Künſtler — ließ ihn nicht ohne Theilnahme auf dem jungen Manne ruhn, an dem ſie langſam vorüberſtrich.

Daß er der Holden folgte, erſt weiter, dann näher neben ihr kniete, beym Weihkeſſel wieder ihre Hand ſuchte und fand, mehrere Tage lang dies wiederholte, — dies Alles iſt ganz in der Ordnung und gehört in das Regulativ einer Intrigue in Italien, ſo wie es ganz im Character einer Italiänerin iſt, ſelbſt dann, wenn ſie gleichgültig zu bleiben entſchloſſen wäre, ſich nie den Aufmerkſamkeiten eines angenehmen Mannes zu entziehn. — Nun durfte indeß unſer Freund zur Eröffnung ſeiner Wünſche übergehn. Die Gelegenheit fand ſich, und die ſchöne Pasqua war geneigt ihm Rede zu ſtehn. Er trug ihr in kurzen, aber verbindlichen Worten ſein Anliegen vor und ſetzte hinzu, daß er dieſe Gefälligkeit reich belohnen würde. Pasqua erwiederte, ſie ſey unbeſcholtenen Rufs und tugendhaft, aber arm, weshalb ſie glaube es vor ihrem Gewiſſen verantworten zu können, wenn ſie ſich einem unſchuldigen Zwecke füge, der ihr einen kleinen Anfang zu ihrem Heurathsgute verſpräche. Sie ſey von Iſchia, eine Verwandte des Cuſtode's der Catacomben und mit deſſen Sohn, Sergente in der königlichen Garde, halb und halb verlobt. Vater und Sohn bewachten ſie gleich eiferſüchtig, daher könne eine Zuſammenkunft nur ſtatt finden, wenn der Sohn in Dienſt und der Vater abweſend, welches

grade in drey Tagen der Fall seyn werde. Am Morgen des dritten Tages wolle sie zur gewöhnlichen Stunde in die Messe kommen und Antwort bringen. Der Mahler, hochentzückt, verdoppelte seine Versprechungen, begleitete sie bis an die Seitenstraße, in die sie einzulenken pflegte, und ging seelig nach seiner Wohnung, für eine unbedeutende Summe ein Modell gefunden zu haben, das ihm nicht nur in einem Bilde mehr als das Zehnfache einbringen, sondern auch seine Kenntnisse auf das Herrlichste bereichern würde.

Am bestimmten Tage eilte der junge Mann, wohl eine Stunde zu früh, nach der Capelle, wo er freylich warten mußte. Er unterhielt sich jedoch mit der Betrachtung der Vorübergehenden und knüpfte mit einem schlanken jungen Burschen Gespräch an, der gleich ihm, den Anfang der Messe erwartend, auf den Stufen des Eingangs saß. Endlich schlug die ersehnte Stunde und eben bog auch die reizende Erwartete um die Ecke und schritt auf die Kirche los. Des Mahlers Blicke glänzten von Freude, er hatte Mühe sich zu fassen. Allein wie stürzten seine Hoffnungen zusammen, als Pasqua kalt und gleichgültig an ihm vorüberstrich, am gegenüberstehenden Becken Weihwasser nahm und, ohne umzublicken, in eine Seitenhalle schlüpfte. Un-

ſer armer Freund, unſanft aus den Himmeln ſeiner Hoffnung auf den dürren Boden der Wirklichkeit herabgeſtürzt, hatte Mühe ſich zu beſinnen, Mehreremale ſtrich er neben Pasqua vorüber. die, die Augen feſt auf ihren Roſenkranz geheftet, keinen Blick verwandte. Mismuthig, den ganzen Plan aufgebend, ſtellte er ſich unter das Portal, um ſie wenigſtens noch einmal zu ſehn. Die Meſſe war vorüber, die Andächtigen drängten eben ſo lebhaft heraus als früher herein, und plötzlich fühlte ſich der Mahler tüchtig in den Arm gekniffen — er ſah ſich um — es war Pasqua, die ihm zuwinkte. Die Kirchen bleiben in Neapel mit einem Teppich vor dem Eingang verhangen. Die Schwere des Vorhangs, der unten noch eine Queerſtange hat, macht ihn ſo unbequem zu bewegen, daß die Gläubigen alle auf einer Seite heraus zu gehn pflegen. Dadurch entſteht an der gegenüberſtehenden Ecke ein kleines, durch die ſteifen und großen Falten des Vorhangs gebildetes Verſteck — der Schlupfwinkel flüchtiger Beſtellungen. Auch die ſchlaue Pasqua eilte dahin und berichtete eilig, jener Burſch, mit dem der Mahler geſprochen, ſey Andréa, ihr Verlobter, geweſen, der wahrſcheinlich etwas gemerkt, weshalb ſie ſo fremd und kalt gethan. Indeſſen habe er noch vor Ausgang der

Messe in sein Quartier gemußt, weil in einer halben Stunde sich die Wache stelle und er im Dienst sey. Der Vater gehe zu Mittag zu einer Leichenbestattung aus. Der Mahler solle sich daher um diese Zeit im Hofe der Poveri di San Gennaro unter dem Eingang der Catacomben, rechts hinter dem Pfeiler, wo die Lampe hänge, verbergen. Dort werde sie ihn dann holen. Dankbar, entzückt, konnte sich der Mahler nicht enthalten auf Pasqua's frische Lippen einen flüchtigen Kuß zu drükken. Die Listige hieß ihn verziehn, bis sie hinaus sey, und schlüpfte dann auf der gewöhnlichen Seite durch.

Wäre nur die Hitze von eilf bis zwey Uhr Nachmittag nicht gar so unerträglich in Neapel, so hätte unser Mann lieber gleich seinen Weg angetreten und dort in irgend einer nahliegenden Trattoria zu Mittag gespeist. Allein so war es besser nach seiner Wohnung zu gehn. Lachend erzählte er seinem Freunde, dem Consul, unterwegs, daß er ein Rendezvous bey den Todten habe und vertraute ihm die Begebenheit. Der Consul wünschte ihm Glück, bat ihn aber vorsichtig zu seyn und sich nicht allein in die Catacomben zu wagen, weil man in der That Beyspiele habe, daß vorwitzige Fremde sich darin verirrt und nicht wieder an's Tageslicht

gekommen wären. Der muthige, kraftvolle Jüngling verſprach, nur halb aufmerkend, was man wollte, und eilte, als es nach italiäniſcher Sitte Dreyzehn ſchlug, den Catacomben zu.

Es war leer auf dem Hofe, als er hinabkam. Spähend ſchlich er von fern bey Pasqua's Fenſtern vorüber. Sie waren zugezogen; wahrſcheinlich der Alte noch daheim. Eilig ſchlüpfte er in die Catacomben — die Thür war verabredeter Maßen offen. Er ſah nach der Uhr. Mehr als eine Stunde blieb ihm noch — er konnte die Gelegenheit benutzen ſich hier, wo er noch nicht geweſen, umzuſehn, und dennoch zu rechter Zeit wieder an der bezeichneten Stelle ſeyn. Nur ſo weit, als der Schimmer der Lampe am Gitter den vor ihm liegenden Gang beleuchtete, wollte er gehn. Geſagt, gethan. Schon einige Mal war er auf und nieder geſchritten, als er am hintern Ende ein Licht erblickte, das ſich zu nähern ſchien. Verwundert ging er darauf los, — es war ein Maurer. An der Bruſt hing ihm die Lampe, in den Händen trug er Kelle und Mörtelfaß. Sein Geſicht war voll Kalk und Ruß. Er grüßte freundlich und berichtete auf des Mahlers Fragen, er ſey der Maurer des Hoſpitals und habe in einem der Gänge eine Unterſtützungsmauer aufgeführt. „So

seyd ihr ja wohl recht bekannt hier?" — „Wie in meinem Hause" — lächelte der Maurer — „bin ja seit dreyßig Jahren beynahe täglich hier!" — „Ey, Meister" — rief der Mahler vergnügt — „so könntet ihr mir ja wohl den Gefallen thun, und mich in dem unterirdischen Bau umherführen, den ich längst besuchen wollen. Eure Mühe soll Euch wohl belohnt werden!" —

„Warum das nicht?" — erwiederte der Maurer, indem er das Handwerkszeug bey Seit legte und die Lampe putzte — „kommt nur mit!" So ging es nun in den mattbeleuchteten, bald schmalen, bald geräumigen Gängen bald rechts, bald links, bald abschüssig auf Todtenbeinen, bald über mannshoch aufgethürmte Knochenberge hinunter, daß vor den Tritten der beyden Männer große und kleine Schädel mit widrigem Geklapper, als ob Scherben zusammengeschlagen würden, herabrollten. Dem Mahler, so beherzt er war, graute doch vor dem Aufenthalte in der Todtengruft, er verlangte heraus. „Sogleich" erwiederte der Maurer — „und laßt uns, um näher zu kommen, hier diesen Weg einschlagen, der nach dem Ausgange führt!" Sie schritten eilig eine Strecke hin. „Seht" — hob der Mäurer an — „hier stehn wir gerade drey Stockwerk tief unter Neapel, so tief, daß kein

menſchliches Ohr Euch vernähme, und wenn Ihr Euch das Blut aus der Bruſt ſchriet!" — „Sprecht doch nicht ſo albernes Zeug!" — entgegnete der Mahler. — „Beym heiligen Januar — erwiderte jener mit häßlichem Lächeln — „s'iſt die Wahrheit. Wer hier die Wege nicht weiß, kommt nicht wieder an's Tagslicht und müßte nothwendig verhungern, denn" — ſetzte er mit gräßlichem Scherz dazu — „Knochen ſind genug da, aber kein Fleiſch dran. Und hier — hier wünſch' ich Euch gute Nacht — träumt von der ſchönen Pasqua!" „Raſch blies er die Lampe aus." „Ha, Nichtswürdiger" — rief der Mahler, auf ihn losfahrend — allein er griff nur Finſterniß, die rabenſchwarz um ihn lag. Fluchen und Drohn war ſo vergebens, als Bitten und Verſprechen. Kein Tritt, kein Laut kam zurück und unſer Jüngling befand ſich in einer wahrlich nicht ſpaßhaften Lage. Indeß verlies ihn die Beſonnenheit nicht. Er ſtellte ruhige Ueberlegungen an, da Toben und ſich Abängſtigen nichts helfen und ihm nur die Sinne verwirren konnten. Daß der angebliche Maurer niemand anders als der Schurke Andréa geweſen, der, weil das Haus ſeines Vaters heut ohne Männer war, dieſen Umſtand mit der Begegnung des Mahlers und Pasqua's, die er vielleicht ſchon

öfter mit angesehn, zusammenhaltend, voll eifersüchtigem Scharfsinn auf eine Verabredung geschlossen hatte — das war ihm so wahrscheinlich, als daß der Bursche für Geld einen Cameraden an seiner Statt zur Wache gestellt, und sich verkappt in den Catacomben auf die Lauer gelegt, wo ihm der Zufall sein Opfer in die Hände geführt. Der Böswicht mußte die Schuhe ausgezogen haben, weil im Augenblick, als er die Lampe verlöscht, auch kein Fußtritt mehr zu hören war. Nicht minder gewiß ward ihm, daß er so tief als möglich und am entlegensten Winkel der Gruft stecke. Vergebens bemühte er sich zu orientiren, da er wohl zwanzigmal rechts und links, vor- und rückwärts, hinauf und hinunter geführt worden. Es kam alles darauf an, ob ihn der Zufall den rechten Weg finden ließ. Herzhaft trat er seine zweyte Wandrung an. Das Schwerste war die Stelle zu finden, wo es wieder bergan, also der Oberwelt zu gieng, dem Gefühl seiner Hände nach, mit denen er um sich tappte, war er in einem runden Behältniß mit mehrern Ausgängen. Wo er hintrat, prasselten mürbe Knochen. Endlich traf er auf einen Gang, der sich bergan hob. Er schritt vorwärts, da stand er nach einigen Augenblicken an einer Querwand — er fühlte daran, es waren aufgeschichtete Gebeine.

So hoch er langen konnte, das Ende nicht abzureichen. Links und rechts kein Seitenausweg. Es blieb also nichts übrig als Schritt vor Schritt zurück zu kehren und einen neuen Versuch zu machen. Wir wollen den Leser nicht mit der Aufzählung seiner unendlichen mislungenen Bemühungen hinhalten und ihm nur berichten, daß nach mehrern Stunden sich Angst und Niedergeschlagenheit immer mehr des Jünglings bemächtigten. Er ließ seine Uhr repetiren. Das Ave Maria war nahe und also entschieden, daß vor dem nächsten Morgen Niemand hier herabkommen werde.

In zwey, drey Tagen würde er nicht verhungern, das wußte er wohl, allein wer bürgte ihm für die Gewißheit, daß nach dieser Zeit Fremde diesen Ort besuchten? Und selbst in diesem Falle, welche Wahrscheinlichkeit, daß die Besucher grade in diesen entferntesten, wohl niemanden als dem rachsüchtigen Andréa bekannten Winkel herabsteigen würden? Je mehr er seine Lage überlegte, je mehr fand er sie hoffnungslos, und eine bange innre Stimme flüsterte ihm zu, daß er wohl das Tageslicht nie wiedersehn dürfte, da Andréa sicher nicht eher als nach seinem Tode hierher kommen würde, um seine Leiche zu plündern. Furchtbar durchbebte ihn der Gedanke hier verhungern, vermodern zu

müſſen, und in einem Anfall von Wuth beſchloß er ſeine Uhr und Börſe in die Erde zu vergraben, damit der Schurke wenigſtens die erwarteten Früchte ſeines Bubenſtückes nicht ganz genöſſe. Aber dieſer Anflug von Kraft verlor ſich vor den immermehr überhandnehmenden Schauern der Hülfloſigkeit und des rettungsloſen Todes, den ſelbſt der Gedanke an die Nachforſchungen ſeines Freundes, des Conſuls, nicht verjagen konnten, da Andréa ja ſeinem Vater nur ein Wort von der Begebenheit zu ſagen brauchte, der ihn natürlich nicht verrathen, und die Suchenden, die ſich ſeiner Leitung vertraun mußten, überall hin, nur grade nicht an den rechten Ort, führen würde. Wie von Herzen verwünſchte der unglückliche Mahler ſeinen Leichtſinn, ſeine Unbedachtſamkeit, die ihn den verkappten Böswicht nicht ſchärfer in's Auge faſſen ließ! Angſt und Verdruß trieben ihm die Thränen in die Augen, Schreck und die vergebliche Anſtrengung, einen Ausweg zu finden, warfen ihn endlich kraftlos auf einen Beinhaufen nieder. Er befragte ſeine Uhr, es war zehn nach deutſcher Zeitrechnung. Eine Lage, wie die ſeinige, würde wohl einen Ruchloſern nach dem Himmel aufblicken lehren, geſchweige ihn, der, gottesfürchtig erzogen, den Tag mit Gebet anzufangen und zu enden pflegte. Das

that er denn auch in dieſem Augenblick, ſchob ein paar Schädel unter den Kopf und verſank bald in den eiſernen Schlaf der Ermattung.

Wer je vom rechten Wege verirrt, im dichten Walde von Finſterniß und ihren Schrecken umgeben, die Nacht zubrachte und endlich mit Sehnſucht und Wonne die erſten Morgenvögel hier und da aufzwitſchern, die erſten Lichtſtreifen am nächtig grauen Himmel aufdämmern ſah, der wird die Empfindungen unſers Landsmanns beurtheilen können, der, durch einen tiefen, ruhigen Schlaf geſtärkt, von ſüßen Träumen unterhalten, erwacht und von ſeinem harten Lager aufſpringt, Mühe hat ſich zu beſinnen, wo er iſt, kaum ſich die Begebenheit erinnert und ſich endlich mit Schauder überzeugt, daß er, der Lebende, bey den Todten wohnt. Je kräftiger er ſich fühlte, je gewaltſamer ſträubte ſich die phyſiſche Natur gegen den Gedanken der Vernichtung. Er riß die Uhr hervor, ſie war abgelaufen — eine ernſte Mahnung! — Indem er die Uhr beyſteckte, fühlte er etwas hartes in der Weſtentaſche, — „dein Taſchenmeſſer!“ — durchblitzt ihn der Gedanke! Er griff hin — es war ſo. Mit Entzücken riß er das Meſſer hervor, küßte es mit dankbaren Thränen, und rief laut, daß die Gewölbe ſchallten — „Gott ſey Dank, ſo ſterbe

ich nicht den gräßlichen Hungertod und meine Rettung iſt nah!" — Er riß ſeine Kleider auf, befahl dem Himmel ſeine Seele, und holte weit aus, im Begriff ſich das Meſſer in die Bruſt zu ſtoßen, als plötzlich ein furchtbares Geraſſel hinter ihm entſtand. Kaum traute er ſeinen Ohren, allein eine Flut von Knochen, die wenig Schritte vor ihm zur Erde niederſchmetterten, überzeugten ihn von der Wahrheit der Sache. Stumm und ſtarr ſtand er, erwartend, was da kommen ſollte. Der Knochenregen dauerte noch einige Secunden, dann donnerte mit fürchterlichem Krachen irgend etwas aus der Höhe herab, zugleich wurden einige blaſſe Flämmchen ſichtbar, aus denen ſich drey oder vier ſchwefelblaue Geſtalten entwickelten, die auf den Knien lagen. Ein neuer ſchrecklicher Anblick für jeden andern als den Mahler. „Geiſter oder Menſchen, — rief er mit kläglicher Stimme. — „Wer ihr auch ſeyd, habt Erbarmen!" Im Nu verloſch die Helluug und alles ſank in die vorige Finſterniß. Der Mahler mußte glauben Geiſter geſehn zu haben, die ihn nur mit tröſtlichen Blendwerk äfften, um ihn ſein Elend noch tiefer empfinden zu laſſen. Aber ein neuer Lichtſtrahl vertrieb dieſen Gedanken, und eine Stimme rief mit rauhem Tone, der jedoch in dieſem Moment die Harmonie der Sphä-

ren hinter ſich ließ: „pazienza si tornerà subito!“ (habt Geduld, man kömmt ſogleich wieder!) Wer beſchreibt des Mahlers Entzücken, als nach einigen Augenblicken ein Seil, woran eine Lampe hing, herabſank, und ihm zugerufen wurde, ſich daran feſt zu halten. Er thats, ward emporgezogen und belehrt, daß er ſich in einem ganz unbekannten Winkel unter dem Weinkeller des Hoſpitals befunden habe. Man hatte für das tägliche Bedürfniß ein großes daſelbſt liegendes Faß heraus ſchaffen wollen. Durch die Anſtrengung war der ausgehölte Boden niedergegangen, und das Faß in jene ſchauervolle Tiefe hinabgeſtürzt. Die ſchwefelblauen Geiſtergeſtalten waren einige Männer aus der Armengemeinde des heiligen Januarius (Poveri di San Gennaro) geweſen, deren Tracht bekanntlich hellblaue Mäntel mit dergleichen Caputzen ſind. Auch ſie hatten geglaubt eine Geiſterſtimme zu hören, waren vor Schrecken zu Boden geſunken, und hatten ihre Lampen verſteckt, bis der Klügſte von ihnen die Beſinnung wiedererhielt. Nur ward auch er mit Fragen beſtürmt, allein er drückte jedem ein paar Piaſter in die Hand — „ruhig, Freunde, es wird ſich aufklären. „Sagt mir vor allen Dingen, ob es einen Maurermeiſter des Hoſpitals giebt, der hier unten eine

Unterſtützungsmauer aufgeführt hat, und den ich geſtern Nachmittag hier begegnete?" — „Der Maurermeiſter bin ich hier" — nahm ein alter, finſtrer Mann das Wort — „aber ich will verdammt ſeyn, wenn von einer Mauer hier unten die Rede war. Indeß fällt mir ein — daß Andréa — doch nein" — „Ich beſchwöre" — drang der Mahler in ihn — „ſagt mir eure Vermuthung!" „Nun Andréa, der Corporal, hat ſich geſtern bey mir, zu einem Scherz, wie er ſagte, mein Handwerkszeug geborgt —"

„Bravissimo! und dieſer Scherz war, mich hier unten verhungern zu laſſen!"

„Corpo di Satanasso!" — rief der Maurer — „das ſoll dem Schurken ſchlecht bekommen. Ich zeuge gegen ihn! Aber kommt nur jetzt aus dem Moderloche heraus, an die Morgenſonne, Ihr ſeyd bleich wie eine Leiche und zittert, als ob Euch das Fieber ſchüttelte!"

In wenig Minuten war man im Hofe des Hoſpitals. Der Mahler konnte ſich der Thränen nicht enthalten, und weil in einem edeln Herzen die Rachſucht keine bleibende Stätte findet, ſo gedachte er ſchon, den ſaubern Andréa mit einer tüchtigen Strafpredigt laufen zu laſſen. Allein wie war er verwundert, als er das Haus des Cuſtode

mit Wache umringt, Andréa mit seinem Vater zusammengeschlossen und neben ihm die reizende Pasqua, ebenfalls in Ketten erblickte. Eben wollte er auf den Offizier zu, als der Consul, sein Freund, mit dem Ausruf „Gott sey Dank, Sie leben noch!" — in seine Arme stürzte. Auch der Friedensrichter war gegenwärtig, und wünschte ihm von Herzen Glück, ließ aber den Hof sperrn, die Geschworuen herbeyholen, und stellte sogleich in des Custode Wohnung das Verhör an. In wenig Augenblicken war alles klar, und der holden Pasqua wurden auf des Mahlers Bitten die Ketten abgenommen. Sie erzählte nicht ohne Erröthen die ganze Begebenheit, und setzte hinzu, daß, als Andréa des Abends nach Haus gekommen sey, sie gleich aus seinen Stichelreden Verdacht geschöpft, und in ihn gedrungen ihr zu sagen, wo der Fremde hingekommen, weil sie nicht glauben können, daß er sein Wort nicht halten solle. Sie habe ihm geschworen, ihm nie ihre Hand zu reichen, wenn er ihr nicht entdecke, was vorgegangen. Allein Andréa habe wie ein Stock geschwiegen und nur gesagt, in vier Wochen werde er Hochzeit machen. Die Nacht über habe sie beschlossen die Sache dem galen Vater, der schon geschlafen, am andern Morgen zu entdecken. Nach diesem Bericht, gegen den

Andréa nichts einwendete, ward Pasqua freygesprochen. Sie warf sich mit naiver Freude an des Mahlers Hals, Gott dankend, daß er noch lebe. Der Consul setzte hinzu, daß, sobald sein Landsmann nicht heimgekehrt, er, in der Vermuthung, daß ihm etwas zugestoßen, sogleich mit Wache hierher geeilt, und unterwegs noch von einem Soldaten des Commando vernommen, daß Andréa sich gerühmt, einen Nebenbuhler abgefertigt zu haben. Nun trat der wahre Maurer des Hospitals, so wie noch einige Männer auf, die sowohl den Andréa schüchtern und eilig in seiner Vermummung über den Hof laufen, als auch den Mahler in die Catacomben hatten hineintreten sehn. Andréa widersprach keine Sylbe. Der Friedensrichter hieß ihn fester schließen und nach den Gefängnissen der Vicaria bringen, wobey er ihm zugleich die tröstliche Versicherung gab, daß 10 Jahr Galeerenstrafe das Geringste sey, was ihn für sein Verbrechen erwarte. „Und nie" — rief Pasqua mit hohem Enthusiasmus — „nie soll er sagen, daß er mich gekannt hat. Lieber in's Meer hinab, als dieses Ungeheuers Gattin! Ich kehre morgen nach Ischia zurück!" —

Der Mahler beschenkte nachmals seine Retter so wie die Zeugen reichlich, gab Pasqua einen

Wink, ihn morgen in der Capelle zu erwarten, und folgte seinem Freunde, der Erquickung höchst bedürftig.

Am andern Tage bestellte er ein Schiff und erklärte Pasqua, die er in der Kirche getroffen, daß er mit ihr nach Ischia wolle, um dort sie an die Erfüllung ihres Versprechens zu erinnern. Ein günstiger Wind trug sie nach dem reizenden Eilande. Allein nach den ersten Wochen war unser Mahler so von der Liebenswürdigkeit und Güte seiner Insulanerin bezaubert, daß er ihr vorschlug, aus seinem Modell seine Gattin zu werden. Mit Freudenthränen stürzte das schöne Mädchen in seine Arme. Bald darauf wurden sie verbunden. Er nahm sie mit sich in sein Vaterland, und soll in ihren Armen die Angst in den Catacomben bald vergessen, seine Wahl aber nie bereut haben.

Pellegrin.

Die Uhr auf dem Dome ſchlug Eilf zu Nacht, da ſchaute Marie, des Mahlers Marcello Wittwe, aus dem Fenſter ihrer Wohnung nach der Kirche hinüber. Noch lag der ungeheure Bau mit ſeinen Rieſengliedern in die Schleier der Finſterniß gehüllt; nur die ewige Lampe, deren Strahl weithin durch das Dunkel flimmerte, bezeichnete die Stelle, wo das Allerheiligſte ſtand. Hier und da ward ein Lichtpunkt ſichtbar. Sacriſtane gingen umher, Ampeln und Spiegelleuchter entzündend. Während die eine Hälfte der Kirche ſchon vom Kerzenſchimmer funkelte, lag die andre noch wüſt und geſtaltlos in Nacht.

„Ein Bild des Evangeliums" — flüſterte die fromme Maria, als aus der Lichtmaſſe ein einzelner kleiner Punkt nach der Finſterniß hinüber-

wandelte, und bald darauf auch hier Glanz und Klarheit zu den Gewölben hinaufstrahlte.

Der heilige Bau leuchtete nun durch und durch von unzähligen Kerzen, wie ein flammender Obelisk über der schlafenden Welt. Es war die Vigil des Christfestes. Einzelne Pulse der tiefsten Glocken erinnerten mit ernster Stimme an das Geheimniß der heiligsten Nacht; bald trat mit hellerem Klange das ganze Geläut zusammen, — zu den dröhnenden Baßlauten die sanftern Mitteltöne der Alt- und Tenorglocken — Erhabnes mit Lieblichem, Richterspruch mit tröstlicher Verheißung mischend.

Maria erhob sich, nahm Gebetbuch und Rosenkranz, warf den Wittwenschleier über und wandelte eilig die kurze Strecke nach dem Dome. An seiner Flammenpracht entzündete sie ihre Kerze und kniete nah einem Seitenaltar nieder, dessen hohe Wölbung mit dunkeln Tüchern verhüllt war. Aber nicht lange, so nahten Kirchendiener. Die Decke fiel, ein von unzähligen Kerzen funkelnder Armleuchter senkte sich so weit herab, als nöthig war, um dem verschleiert gewesenen Altarbilde die möglichst vortheilhafte Beleuchtung zu geben.

Maria blickte auf und Thränen rannen die blühenden Wangen herab. „Dacht' ich's doch, daß mich

der Geist hierher führen würde. „Hab Dank, frommer Theodosi, gewiß ist dies alles Dein Werk!“ — Es war, wie sie sagte. Theodos, des Klosters Abt und Marcello's Freund, hatte das Gerüst vor dem Bilde abbrechen und alles zu dessen Enthüllung in der heiligen Nacht vorbereiten lassen.

Es war eine Ruhe auf der Flucht — des zu früh verstorbenen Künstlers letztes Gemählde, vor welchem seine Wittwe unbewußt gekniet hatte. Schon war das herrliche Werk vollendet gewesen, nur, die Höhe des Standpunktes ermessend, glaubte der Künstler noch hier und da mehr Kraft geben zu müssen. Aber sein Vorhaben ward ihm — recht als solle keine irdische Rücksicht mehr an dem reinen Gebilde mäkeln dürfen — vereitelt. Unbedachtsam zurücktretend, um den Effect zu prüfen, stürzte Marcello von dem hohen Gerüst hinab auf das Marmorgetäfel, und ward entseelt in seine Wohnung getragen. Wer beschreibt Maria's Jammer, die er mit den süßesten Hoffnungen zurückließ?

Theodos wollte nicht, daß irgend Jemand das Meisterwerk des Vollendeten früher erblicken sollte, als dessen Gattin. Und um dieser Zeit zur Fassung zu gönnen; blieb das Bild das Jahr über verhüllt, das Gerüst ward nicht abgebrochen, und erst am Christfeste sollte es sichtbar werden.

Maria konnte den Blick nicht davon wenden. Das Leiden des Erlöſers und der göttlichen Mutter ging ernſt an ihrem Geiſte vorüber. Tief empfand ſie die Endlichkeit alles Irdiſchen, und daß es nur ein Heil gäbe — jenſeits — dort, wo der unvergänglich thront, der es dem verlornen Geſchlechte wiedererwarb. Sie betete inbrünſtig: „laß, o ewiges Licht, Dir das Kind empfohlen ſeyn, das ich unter dem Herzen trage. Leite es zu Dir, ſei es auch durch Leiden. Präge ihm tief die Hinfälligkeit dieſer Welt und ihrer Luſt ein, damit es daran nicht ſeine Seele verlieren möge. O ernſter Todesengel, der Du den Vater von der halb vollendeten Laufbahn abrufen mußteſt, ſtelle Dich warnend zwiſchen mein Kind und die Sünde und flüſtre ihm die hoch ernſten Worte zu: „Memento mori!“

Lang und heiß hatte Maria gebetet, der Welt um ſich her vergeſſend. Da ſtrich kalter Luftzug unfreundlich über ihre Wangen — ſie ſchlug die Augen auf — tiefes Dunkel um ſie her. Verſtört blickte ſie empor, da gewahrte ſie, daß ſie in eines Greiſen Arm liege. Eine kleine Leuchte verbarg er ſeitwärts unterm Mantel, um ſie nicht zu blenden. „Erholt Euch nur erſt völlig, edle Frau“ — ſagte der Mann, ihr ein Riechfläſchgen vorhaltend — „wir ſind gleich an Eurer Wohnung!“

„Was ist mir denn begegnet?“ frug Maria ängstlich.

„Weiß nicht“ — entgegnete der Alte. „Die Christmetten war zu Ende, ich hatte schon zweimahl laut gerufen, die Kirche werde verschlossen, damit Niemand zurückbleibe. Ihr lagt noch immer in heißem Gebet auf den Knieen. Ich wollte Euch nicht stören, und machte mir etwas andres in der Sacristei zu thun. Als ich zurückkam, Euch abzurufen, lagt Ihr leblos am Boden. Ein Glück, daß ich dazu kam; Ihr hättet sterben können, wenn Ihr die Nacht hier bliebt. Freilich in Euern Umständen ist ohnmächtig werden nichts seltnes. Kommt nur jetzt nach Euerm Hause, es ist längst Ein Uhr vorbei!“ —

Die Wohnung war erreicht und Marie, die noch immer sich nicht recht erholt hatte, eilte in ihr Kämmerlein.

Am andern Morgen ward ihr die Freude von Theodosi's Besuch. Bekümmert frug der heilige Mann nach ihrer Gesundheit. Allein sie beschwor ihn zu glauben, daß keine gewöhnliche Ohnmacht sie überfallen habe. Sie erzählte ihm mit Worten der Begeisterung, nach ihrem inbrünstigen, ängstlich flehenden Gebete, daß Gott sich ihres Kindes annehmen möge, habe sich ein unbeschreiblich erquickender

Rosenduft um sie ergossen, Flötenlaute wären erklungen, und eine Engelsgestalt, die sich Marcello's Schutzgeist genannt, habe ihr Erhörung ihres Gebetes, ja sogar ein sichtbares Zeichen derselben an dem Knaben verheißen, den sie gebären werde.

Lange stand Theodos in tiefes Nachsinnen versunken. Endlich sagte er, die Hand auf Marien's Haupt legend, — „Dir ist großes Heil widerfahren, meine Tochter!"

„Soll ich ihn der Kirche weihen?" frug Maria.

„Weihe ihn Gott, so dient er der Kirche auch in der Welt!"

Die ernste Stunde der Erlösung kam für Marien. Sie ward befreit, auch von der Last des einsamen Lebens. Nachdem sie den Neugebohrnen an ihr Herz gedrückt, und geboten hatte, daß er Pellegrin heißen solle, ahnete sie Todesnähe. Da erfüllte Rosengeruch das kleine Gemach, Maria, nach einer Stelle hinblickend, stammelte mit süßem Lächeln „hab Dank, mein holder Bote, die Magd des Herrn ist bereit!" — Mit Innigkeit preßte sie das Crucifix an ihre Brust, und als Theodos ihr die Sterbekerze entgegenhielt, da rief sie laut „o heiliges Licht, der ew'gen Klarheit Vorbild, leite mich zu ihm!" — und verschied. —

Der Knabe war kräftig und schön. Theodos

taufte ihn am Seitenaltar unter dem Bilde seines Vaters. „Ruhe auf der Flucht" — sagte er leis zu dem Kinde — „war Deines Vaters letzter Gedanke. Der Wunsch der Mutter nennt Dich Pellegrin. O möchtest Du, mein Pilger, auf der Flucht durch's Leben stets die Ruhe nur in Gottes Hallen suchen!"

Des Abtes Schwester ward dem Knaben Erzieherin und zweite Mutter. Mit inniger Zärtlichkeit unterrichtete ihn Theodos. Einst saß er im Klostergarten, unter seiner, von dunkelm Weinblatt umrankten Laube, sinnend über des Knaben feurigem, fast unbändigem Sinn. Crucifix und Todtenkopf, seine beständigen Begleiter am Studientisch, lagen vor ihm. „Du — redete er das Kreuz an — bist noch zu erhaben für des Unmündigen Geist. Du — finstrer Warner — noch zu schrecklich für seine Phantasie. Doch seyd ihr beiden die Grundlagen, auf denen das ganze Gebäude eines rechten Lebens ruhen muß — Sehnsucht nach oben, und Weltverachtung!" —.

Da kamen die Knaben gelaufen, die mit dem zehnjährigen Pellegrin spielen durften. „Rettet, rettet, ehrwürdiger Vater — schrie Benedict sich Theodos anklammernd — rettet unsern Pellegrin!"

„Wir fingen ihn" — weinte der blonde Johan-

nes — „ob er denn schon gebetet habe, weil er früher als wir alle zum Spielen in den Garten gekommen. Er bejahte es zuversichtlich, indeß eine brennende Röthe über seine Wangen lief. „Du lügst, Pellegrin" warnte Benedict. „Wahrhaftig, ich lüge nicht" — schrie er die Hand gen Himmel ausstreckend. „Da — mich schaudert beim Bericht" —

Theodos erhob sich, doch die andern Knaben brachten Pellegrin geführt, todtenbleich, ein Tuch um seine Stirn. Mit Angstthränen sank er zu des Abtes Füßen, stammelnd — „Vater, ich that, was nicht recht war, dafür straft mich Gott! Nun verschließ mich in Deine finsterste Zelle, damit Niemand den Unglücklichen sehe und sich entsetze!" Damit löste er selbst das Tuch. Bestürzt fuhr Theodos bei dem Anblick empor. Auf Pellegrin's weißer Stirn brannte, roth wie Feuer, dies Zeichen:

M. M.

„Entsetzlich" — rief der Abt — „allein wie deute ich diese Züge?"

„Memento mori!" schluchzte der Knabe — — „so rief eine Donnerstimme in mein Ohr, während es wie Blitze durch mein ganzes Wesen zuckte!"

„Der Traum der Mutter" sagte Theodos still, indem er auf die Knie sank und den Knaben zu sich nieder zog. „O Pellegrin, danke Gott inbrünstig,

denn, o wie sehr leicht wird Dir der Weg in's Heiligthum gemacht." —

„Glaubst Du wirklich" — frug er den Knaben — „es sei wohlgethan Dich vor der Menschen Augen zu verbergen, weil Dich Gott gezeichnet?"

Pellegrin sann einen Augenblick und Kampf entstand in seinem Herzen, aber der Sieg entschied sich schnell. Mit einem Seufzer sprach er: „Nein, Vater, laß mich hinaus aus des Gartens enger Umzäunung, damit andere Kinder meine Strafe sehen, und ich sie warnen möge!"

„So will Dich Gott!" sprach der Abt, den Knaben mit Inbrunst in seine Arme schließend. Er strich ihm die Goldlocken aus der Stirn und — siehe — das Zeichen war verschwunden. Mit ihm aber auch Pellegrin's Knabensinn. Meist ernst und nachdenklich, öfter unruhig und sturmbewegt reifte er heran, sich mit Leidenschaft auf Kunst und Wissen werfend. Sorgenvoll betrachtete Theodos den Jüngling, und war bemüht mit dem Himmelsthau frommer Unterredungen die Gluth seines Herzens abzukühlen. Alles, was ihm gelehrt ward, faßte er leicht und treu, aber alle Kraft und Lebendigkeit seines Geistes wandte er auf das Studium der Musik, darin ihn des Klosters tiefgelehrter Organist kräftig unterstützte. Der Jüngling machte Riesenschritte.

Bald war er fähig seinem Lehrer das beschwerliche Amt abzunehmen und beide lagen dem Abte an, Pellegrinen das Ordenskleid zu verleihen. Aber der erfahrne Mann wollte den Jüngling nicht zum resignirten Mönche bilden. Ruhe in diesem Alter durch ein Gelübd erzwungen, war seines Bedünkens leichter Asche vergleichbar, die der leiseste Luftstoß hinwegweht, dem darunter lodernden Flammenabgrunde den Ausbruch gewährend. In dieser Ueberzeugung, und des festen Glaubens, Gott werde den Warner auf Pellegrin's Stirn schon zu rechter Zeit hervortreten lassen, hieß er ihn an der Hand eines tugendhaften und erfahrnen Weltmannes die um das Kloster herum liegenden Ritterſitze besuchen. Des Jünglings Schönheit öffnete ihm die Herzen der Frauen, sein Wissen erwarb ihm die Gunst der Männer. Er jagte, tanzte, ritt, focht — alles mit Theilnahme, doch ohne Leidenschaft, und sein Gewissen blieb wie seine Stirn hell und rein.

Von einem benachbarten Edelsitze wurde einst Theodos mit seinem Zögling zum Kirchweihfest eingeladen, das der reiche Gutsherr mit seltner Pracht feiern wollte. Eine glänzende Jugend beiderlei Geschlechts war daselbst versammelt. Pellegrin flog heiter und fröhlich, von muntern Klängen geleitet, durch die blühenden Gestalten. Da lenkte

ſich die Aufmerkſamkeit der Tanzenden nach einem hohen bejahrten Manne, der fremdartig gekleidet in der Mitte des Saales ſtand, und von den Vornehmſten mit Ehrenbezeugungen überſchüttet wurde, die er wie unbewußt hinnahm. „Graf Ottocani" — flüſterte man ſich zu — „ein edler Ungar, rechts ſein Sohn Jaromar, links ſeine Tochter Anaſtaſie!"

Hoch und ernſt ſtand der Mann mit wahrhaft fürſtlichem Aeußern, wie ein Fels. Lärmend und doch nichts bedeutend brachen ſich die Wellen der geſchwätzigen Höflichkeit an ſeinem ſchroffen Weſen. Auf Pellegrin machte die Erſcheinung tiefen Eindruck. Der Abt hieß ihn aus der Reihe der Tanzenden treten und ſtellte ihn dem Grafen mit den Worten vor: „Dieſer iſt's" — Mit einem Blicke, deſſen ſtrenger Ernſt durch eine plötzlich hervorbrechende Wehmuth gemildert ward, ruhte Ottocani's Auge auf dem Jüngling, der von Ehrfurcht ergriffen, ſeine Lippen auf die dargebotene Hand drückte. „Danke Gott, junger Mann" — ſagte er langſam — „daß Euch vergönnt ward unter des weiſen Theodoſi Leitung das klippenvolle Meer des Lebens zu befahren. Euer Name kann Euch manchen Sturm vorbedeuten!"

Pellegrin's Augen hafteten auf Anaſtaſien,

deren Lilienantlitz sich jetzt nach ihm gewendet hatte. Von des Jünglings Feuerblick getroffen, schlug sie die glänzenden Augen zu Boden.

„Eure Tochter, Graf Ottocani, soll sehr angenehm tanzen" — sagte jetzt eine herzutretende vornehme Matrone — „gönnt uns doch die Freude, sie zu bewundern!"

„Thu', was man von Dir wünscht" — winkte Ottocani Anastien die, sanft erröthend, ihren Bruder herbeirief. „Nicht wahr, Jaromar, Du erspart mir die Verlegenheit allein aufzutreten?" —

„Ich habe keine Lust, hier wie ein gelernter Bär Kunststücke zu machen!" erwiederte dieser rauh.

„Es scheint, mein junger Graf" — nahm Pellegrin das Wort — „als wartetet ihr auf Gelegenheit, Eurer holden Schwester noch einen recht großen Dienst zu erzeigen, weil ihr derselben eine so kleine Gefälligkeit abschlagt!"

Jaromar sah geringschätzig über die Schulter — „haltet Euch an den Schein, Pater Pellegrin, der ist für Euch!"

Anastasiens Auge ruhte dankend auf dem fremden Jünglinge.

„Pater?" — frug Pellegrin lächelnd — ich bin kein geistlicher Herr!"

„Nun also Diener“ — antwortete Jaromar spitz — „das hätte ich sehen können!“

„Platz, Platz“ schrie alles, und drängte die Jünglinge aus einander, indeß sich die Menge in einen weiten Halbkreis ordnete. Am obern Ende stand Anastasie, das Beginnen der Musik erwartend, hoch, schlank und zart, gleich einer Lilie, in das reinste Weiß gekleidet. Mahlerisch flog das Glanzgold der reichen Locken um die blendende Stirn, über der ein Kranz von blauen Malven ruhte. Diamanten funkelten wie silberhelle Thautropfen in den dunkeln Kelchen der künstlichen Blumen. Nachlässig reizend hingen die runden Arme herab, einen blauen Schleier haltend. Noch waren ihre Augen gesenkt. Jetzt erschlossen sie sich mit den ersten tiefen Athemzügen der Instrumente. Im langsamen Zeitmaaß erklang eine zärtliche Melodie, deren Töne von Liebe, Wehmuth und Sehnsucht sprachen. Anastasie begleitete, verdolmetschte die Klänge mit unbeschreiblichen reizenden Stellungen und Gebehrden, wobei sie des Schleiers reichen Faltenwurf aufs Kunstvollste benutzte. Endlich zog sie ihn dicht über dem Kopfe zusammen, daß das Engelsantlitz wie aus einem blauen Hiacinthenkelche hervorlächelte, bog sich leis, in bittender Stellung vorwärts, tiefer, immer tiefer.

Noch einmal blickte ihr frommes, ſchönes Auge empor, dann ſchloß es ſich, indem der Schleier über ihr Antlitz herabglitt. Sie ſelbſt ſank auf die Knie, ſterbend verhallte die Muſik. —

Der Tanz war geendigt. Die erſten Augenblicke gehörten einer heilig-ſtummen Rührung. Dann flog rauſchender Beifall durch den Saal. Pellegrin, von heißer Liebe entzündet, arbeitete ſich bis zu Anaſtaſien hin. Eben hatte ſich die Beſcheidne entfernt.

Theodos ſtand ſeinem Zögling gegenüber, auf deſſen Angeſicht der Sturm der Leidenſchaft Wolken zuſammentrieb. Vergebens ſuchte er ſeinem Blick zu begegnen. Die Augen an die Stelle geheftet, wo das Mädchen geſtanden hatte, ſchien die Außenwelt für ihn nicht vorhanden. Da ſtrich Anaſtaſie an ihm vorbei. Nun wußte er ſeine Richtung. Man ging zur Abendtafel. Unter den Thürflügeln holte er ſie ein, die hinter ihrem Vater herſchritt. „Darf ich Euch zur Tafel geleiten, Gräfin?“ fragte er mit ſchüchterner Stimme. Schweigend reichte ſie ihm den Arm. Ottocani wandte ſich, ſein Blick fiel auf die beiden. Aber er war mild, und über Pellegrin ergoß ſich ein Strom von Seligkeit.

Er ſaß an Anaſtaſiens Seite. Wiewohl

die jugendlichen Gemüther nur von der herrlichsten aller Empfindungen — einer entstehenden Liebe — bewegt wurden, so erschrak doch Anastasie bisweilen vor der Heftigkeit, mit der Pellegrin alles erfaßte, was in den zündenden Umkreis seiner Einbildungskraft fiel. Kunst, Religion und — ihnen selbst unbewußt — Liebe, waren die Gegenstände, die ihr Gespräch so lebhaft machten, daß ihnen die Zeit wie im Fluge verstrich.

Die Gesellschaft erhob sich nun, in den Tanzsaal zurück zu kehren. Von Empfindung hingerissen, drückte Pellegrin Anastasiens Hand an seine glühenden Lippen und glaubte einen leisen Gegendruck zu fühlen. Da zupfte ihn Jemand am Kleide. Verdrüßlich sah er sich um. Es war Jaromar. „Auf ein Wort" winkte dieser. Pellegrin führte Anastasien in den Saal zurück, und eilte zu ihrem Bruder. „Marcello" — sagte dieser, indem er ihn in die entfernteste Ecke des Saales führte — „Eure Vertraulichkeit mit meiner Schwester ist eben so lächerlich als beleidigend!"

„Wie meint Ihr das, Graf?" frug Pellegrin, dem eine brennende Röthe ins Gesicht schlug.

„Alberne Frage! Lächerlich, weil Ihr Anastasien zum ersten mahle sehet und Ihr also nichts

zu vertrauen haben könnet. Beleidigend, weil ſie die Tochter eines Magnaten, Ihr der Sohn eines Mahlers ſeyd. Unterſteht Euch daher nicht länger ihr mit Eurer Aufmerkſamkeit läſtig zu fallen!"

„Graf" — antwortete Pellegrin ſpöttiſch lachend — „ich habe Euch nichts zu ſagen, als daß mir Eure Rede das unnützeſte Geſchwätz von der Welt ſcheint. Bin ich Gräfin Anaſtaſien läſtig, ſo bedarf es nicht Eurer Dazwiſchenkunft, um mir dies bemerklich zu machen. Eben ſo wenig frage ich nach Eurer Erlaubniß, um die Bekanntſchaft fortzuſetzen. Schon vor der Tafel habt Ihr mich beleidigen wollen, wie ich jetzt erſt merke. Laßt Euch warnen!"

„Ha, ha — lachte Jaromar — friedſamer Orgelſchläger mit der Feder hinterm Ohr, denn die Klinge verſteht Ihr doch nicht zu führen!"

„Vielleicht beſſer, als Ihr die Feder, mein ungezogner Graf!"

„Hinunter in den Garten, unverſchämter Prahler" — rief der zornglühende Jaromar.

„Recht gern — aber ich habe kein Schwerdt!"

„Nehmt hier meinen Säbel, ich folge Euch ſogleich mit dem meines Vaters, der dort in der Ecke lehnt!"

Im Mondſchein unter blühenden Orangenbäu-

men funkelten die scharfen Klingen. Die Jünglinge drangen wüthend auf einander ein. Nach einigen Gängen blutete Pellegrin's Arm.

„Da, Pater Marcello" — rief Jaromar spöttisch — „da habt Ihr Euern Bescheid; geht und laßt Euch verbinden!" Damit warf er den Säbel in die Scheide. Blind vor Zorn, rannte Pellegrin auf den Wehrlosen ein, und ehe dieser sich decken konnte, schmetterte ein fürchterlicher Hieb über sein Haupt herein, der ihn augenblicks zu Boden streckte.

Vergebens bemühte sich Pellegrin den Gefallnen in's Leben zurück zu rufen. Unaufhaltsam quoll das Blut aus der tiefen Wunde und überströmte dunkelroth Jaromar's bleiches Gesicht. „Nun, so stirb, wenn Du nicht leben magst!" rief er verzweifelnd. Er rannte in den hell erleuchteten Saal. Sein fürchterliches Aussehen machte ihm Bahn. Hell flammten die Zeichen auf seiner Stirn, todtenblaß waren seine Wangen, in Blut getaucht seine Hände. So stürzte er vor Theodos nieder — „Rette, wenn Du kannst — im Garten — Jaromar blutet — ich bin der Mörder!" — Alles schrie nach Fackeln, Lichtern und stürzte hinunter. Der leblose Jaromar ward auf eine Trage gelegt. Pellegrin schweifte wie ein Geächteter in

der Gegend umher. „Ich„ — ſchrie er laut — „ich habe ihn gemordet, ihn, Anaſtaſien's Bruder!"

Um Mitternacht kam er im Kloſter an. Sein Blut tobte, ſein Sinn war zerrüttet. Er ſtürzte in ſeine Zelle, dort ſank er müd wie ein gehetztes Wild zur Erde. Bleierner Schlaf feſſelte ſeine Glieder.

Als er erwachte, war es hoher Tag. Hell blickte die Sonne durch die runden Scheiben der Zelle — der Schatten der das Fenſter umrankenden Weinblätter ſpielte auf dem ſonnebeleuchteten Boden — draußen lag der Himmel blau und rein.

Pellegrin war wie zerſchlagen. Reue und Beſorgniß um Anaſtaſien folterten ſein Gemüth. Er blickte um ſich, neben ihm lag ſein Gebetbuch, ein Geſchenk des Abtes. Das nahm er auf, las, betete, flehte mit Inbrunſt um Vergebung ſeiner Schuld, um Rückkehr des Friedens in ſeine Bruſt. Ihm ward milder zu Sinn, ſein Schmerz löſte ſich in Thränen. So fand ihn Theodos.

Der fromme Mann deutete ſeinem Zöglinge an, daß er ſogleich das Kloſter verlaſſen müſſe; nach der geſtrigen Begebenheit könne ihm dieſes keine Freiſtätte gewähren. — „Es wäre überflüſſig Dir mehr zu ſagen, Dein Anblick, der alle Anweſenden mit Grauſen erfüllte, iſt hinreichend, Dich

über Dich selbst aufzuklären. Nimm diesen Brief und diesen Beutel. Geh', Du wirst von mir hören!"

„Und Jaromar?" — frug Pellegrin ängstlich.

Theodos zuckte die Achseln.

„Und Anastasie?"

„Memento mori!" — antwortete der Abt sehr ernst. — „Mörder, denk' an Deinen Tod!" —

Schon seit mehrern Monden war Pellegrin an der reichen Cathedrale eines entfernten Klosters als Organist angestellt. Er hatte viel Beschäftigung, die ihn wohlthätig aus seiner Schwermuth über Jaromar's Tod herausriß. Eines Sonntags, als er vom Gottesdienste nach Haus kam, fand er zwey Botschaften. Die eine von Theodos, enthielt nur die Worte: „Der Himmel hat Mitleid mit dem Sünder. Jaromar lebt und genest. O wie unbeschreiblich demüthig muß Dich diese Gnade machen. Wache und bete!"

Theodos.

Pellegrin war es, als würden Berge von seiner Brust gewälzt. „Jaromar lebt" sagte er, indem er dankend gen Himmel blickte. Sein zwei-

ter Gedanke war: „Anaſtaſie haßt nicht mehr ihres Bruders Mörder in Dir!“

Er ward unbeſchreiblich heiter, jede düſtre Wolke wich aus ſeiner Seele. Er eilte an ſein Inſtrument. Sie erſten Griffe verriethen ihm die Nähe der Begeiſterung. Hell freudig ſprach ſich ſein Gemüth in einem glänzenden Tonſtücke aus. Als er vollendet hatte, fiel ihm der zweite Brief in die Hand. Er enthielt die Bitte der Herzogin Pescara, einer italiäniſchen Fürſtin, die in derſelben Stadt wohnte, ihr in der Muſik Unterricht zu geben. Die Wohnung war in der Nähe — Pellegrin eilte hin. Eine hohe, ſchöne Frau mit blizzenden Augen und freiem zutraulichem Weſen ſtand vor ihm. Mit großem Entzücken ſprach ſie von ſeinem Orgelſpiel. Der Unterricht ward ſogleich angefangen, und die Schülerin gewann täglich an Reiz und Intereſſe in den Augen des Meiſters. Nach einem Monate verlangte ſie das Honorar zu wiſſen; und gab ihm das dreifache. Pellegrin wollte es nicht annehmen. „Behalt' es nur, kleine Unſchuld“ — ſagte ſie, einen heißen Kuß auf ſeine Lippen drückend. Pellegrinen zuckte es wie Blitze durch ſein ganzes Weſen. Einſt traf er einen jungen ſchönen Fremden, der die Herzogin mit großer Vertraulichkeit behandelte. Der

Neuling Pellegrin erröthete hoch, wenn der junge Mann, während die Herzogin sang, ihre schönen Schultern küßte, oder mit den weißen Fingern tändelte. Die Herzogin verließ das Zimmer und bat den Fremden, den sie Marchese Malberghi nannte, Pellegrin bis zu ihrer Zurückkunft zu unterhalten.

„Nun, junger Meister" — hob der Italiäner mit wohlwollender Miene und äußerst einnehmender Freundlichkeit an — „die schöne Herzogin muß Euch wohl die Mühe doppelt bezahlen?"

„Wie so, Herr Marchese?"

„Ih nun, einmal mit Gold, einmal mit Küssen!"

„Was denkt Ihr von mir, Marchese, wie sollte ich es wagen?"

„O wagt nur, junger Freund, Ihr wagt nichts dabei. Die Herzogin liebt kühne Männer!"

„Davon hat sie mir nichts gesagt." — antwortete Pellegrin.

„Wirklich nicht? O Ihr unerfahrner Knab, das mußtet Ihr ja auf den ersten Blick wissen, wenn Ihr nämlich nicht gar zu sehr Neuling waret. Seht, Ihr gefallet mir. Ihr habt ein schönes Aeußeres, dazu ein einnehmendes Wesen — Ihr werdet Euer Glück bei den Frauen machen, zumal bei der Herzogin. Nur dreist angegriffen!"

„Und Ihr, Marcheſe — frug Pellegrin — Ihr, die Ihr ſie liebt, Ihr gebt mir ſolch einen Anſchlag?“

Malberghi lachte aus vollem Halſe. „Ich, die Herzogin lieben? Etwa weil ich ſie während des Singens neckte? — O, Pellegrin, Ihr dauert mich mit Eurer Unkunde. Kommt, reitet mit mir ein paar Stunden ſpazieren. Ich will Euch nicht verführen, aber Wahrheit und Täuſchung will ich Euch unterſcheiden lernen, damit Ihr Eure Ruhe und Eure Jugend nicht jeder gemahlten Tugend nachwerft. Kommt!“

„Aber die Herzogin gebot mir zu bleiben?“ — entgegnete Pellegrin.

„Poſſen; deſto glühender wird ſie Euch bei der Rückkehr empfangen!“

Damit nahm er den jungen Künſtler unter den Arm und lief plaudernd und ſcherzend mit ihm durch die prächtigen Zimmer. Den reichgekleideten Dienern rief er nachläſſig im Vorbeieilen zu — „ich habe den Singemeiſter entführt, wenn die Herzogin frägt!“

Man war bald in Malberghi's zierlich eingerichteter Wohnung.

„Ich vergaß Euch zu fragen, lieber Meiſter Marcell“ — ſagte Malberghi, indem er ihm

aus der kristallnen Flasche süßen spanischen Weines einschenkte, die zwischen ihnen stand — „ob Ihr zu reiten gewohnt seyd?“

„Ich ritt sehr oft!“ erwiederte Pellegrin erröthend.

„Dacht' ich's doch“ — gegenredete Malberghi, seine Beschämung übersehend — „nun kommt, eben führt man unsre Rosse vor!“ — Zwey herrliche andalusische Hengste standen im Hause. Ihre großen schwarzen Augen blitzten kühn, doch zutraulich. Dampf schnob aus den weiten Nüstern. „Wählt, Meister — sagte Malberghi — der Schimmel ist folgsam und doch nicht träg, der Goldfarb feurig, aber nicht bös!“

Pellegrin stand ehracizig bereits mit einem Fuße im Stegreife des Falben. „Diesen, wenn Ihr erlaubt, Marchese!“

„Wie Ihr wollt!“ Damit warf sich Malberghi in den Sattel, und im raschen Galopp flog der Schimmel neben Pellegrin vorbei — in tollen Sätzen der Gelbe ihm nach. Es brauchte seine ganze Jugendkraft das unbändige Roß zu meistern. Jetzt hatten sie das entgegengesetzte Ende der Stadt erreicht. Eine doppelte Reihe hoher, weitschattender Lindenbäume lief um die Thore. Der Marchese setzte sein Roß in Schritt und äußerte seine Freude,

als er bemerkte, wie regelmäßig Pellegrin den Gelben mit Faust und Schenkel führte, davor das edle Thier sich zur Ruhe gab, nur bisweilen ungeduldig, Schaumflocken auf seines Reiters glühende Wangen schleudernd.

Kriegsleute, Geistliche, Rathsmänner gingen hier unter den Schatten spazieren, oder saßen auf zierlichen Bänken, im erfreulichen Gespräch mit Frauen und Jungfrauen, die, aufs reizendste gekleidet, bald in einzelnen Gruppen, bald an der Männer Armen im Grünen wandelten. Der Tag war heiß gewesen, der Abend wehte liebliche Kühlung und trug Orangedüfte, Springbrunnengeplätscher und Saitenklänge aus den nahe liegenden Gärten auf seinen Schwingen umher.

Die beiden jungen Männer sahen und wurden gesehn. Manch reizendes Köpfchen neigte sich flüsternd zu der Nachbarin. Im heitern vertraulichen Gespräch, nur zuweilen auf eine zierliche Weise mit seinem edeln Gaule beschäftigt, schien Malberghi nichts davon zu bemerken, ob er gleich bald dieses blühende Gesicht, bald jene herrliche Gestalt Pellegrin mit leichter Wendung des Kopfes zeigte und mit Namen nannte.

Pellegrin erfuhr nun, daß die Herzogin Wittwe und von großem Reichthum sey, bald da,

bald dort lebe, und gern sich mit Gesellschaft, Saitenspiel und Gesang erlustige. Schönen Männern sey sie hold, und keine Sprödе, nur verlange sie Anstand und Beobachtung des Schicklichen. Pellegrin verstand diese Wendung nicht, und Malberghi erklärte lächelnd, dann frug er nach Marcello's Herkommen, Stand und Aussichten, worüber dieser mit Unbefangenheit Auskunft gab.

„So, so" — nahm Malberghi das Wort — „Ihr wollt demnach bei der Kunst bleiben? Ih nun, es mag etwas recht hübsches um so eine neue Kirchenmusik seyn, zumal wenn ihr damit Thränen in schöne Augen lockt, was diese Kunst trefflich wohl verstehet. Ueberhaupt ist es schön von ihr, daß sie, weit schneller als Mahlerei oder Dichtkunst, zärtliche Empfindungen in Frauenherzen aufregt. Aber es gibt doch auch noch andre herrliche Lebensweisen, wo man die Kunstfertigkeiten nebenher treibt, um in Gesellschaft Glück zu machen, wo aber Ehre und Ruhm die Hauptzwecke sind!"

„Die wären?" — fragte Pellegrin.

„Der Kriegsstand oder die Gesandtschaftsposten an fremden Höfen."

„Zu den letzteren braucht man Reichthum oder edles Herkommen, wie ich mich entsinne gehört zu haben!"

„Kopf, Kopf braucht man, mein Freund; das ist's, was am meisten gesucht und bezahlt wird, weil es Niemand kaufen kann, der es nicht besitzt. Ihr seyd im Kloster zu einem Gelehrten erzogen, sprecht Latein wie ein Pater Rector, versteht die Logica, dazu die Geschichte, seyd jung, schön, ein perfecter Sänger — wollt Ihr, so soll Euch bald ein ganz anderes Leben aufgehen, als das Ihr jetzt hinter der Orgelbank führen möget!"

„Gern, mein gütiger Marchese, aber vergeßt mir nicht, daß ich von der Stelle an der Orgel lebe!"

„Ihr sollt sie auch jetzt nicht aufgeben; nur müßtet Ihr täglich zu mir kommen, damit ich Euer Wissen auf die Gegenstände lenken möge, die Ihr einmal zu behandeln bekommt. Nebenher singt und spielt, so viel Ihr wollt. Bis zu Beendigung meiner Geschäfte hat es hier so noch eine Weile Zeit!"

Pellegrin ward bald mit seines Gönners Wirkungskreise vertraut. Er war von Geburt ein Italiäner, und seit mehreren Jahren in allerhand Angelegenheiten des österreichisch-kaiserlichen Hofes in Süddeutschland als Botschafter gebraucht worden. Auch jetzt hielt ihn eine solche an Pellegrins Wohnort fest.

Eben ritten die beiden in des Marchese Wohnung ein.

„Nun, lieber Meister" — sagte Malberghi, als sie im Zimmer waren — „überlegt Euch meinen Vorschlag, es ist mir Ernst damit, Euch behülflich zu seyn. Wie gesagt, Ihr gefallt mir so wohl, daß ich mich recht darauf freue mit Euch näher bekannt, und Euch vielleicht nützlich zu werden. Und nun gute Nacht, man erwartet mich in einer Gesellschaft, wozu ich mich sorgsamer ankleiden muß!" Damit verschwand er im Nebenzimmer.

Pellegrin schritt sinnend seines Weges; sinnend gelangte er in seine Wohnung. Er war zerstreuet, verlangte nach etwas, das er nicht kannte. Er hätte gewünscht jetzt ein Billet von der Herzogin zu erhalten. Des Marchese Aufmunterung kühn zu seyn, die Versicherung, daß sie nicht spröd thue, goß Feuer in sein Blut. Seine Pulse flogen, sein Herz schlug hörbar. Da klingelte es an der Thür. „Gewiß von der Herzogin" sagte er mit lüsternem Vorgefühl, indem er zu öffnen eilte. Es war ein Chorknabe, der ihm einen Zettel des Priors brachte, mit dem Auftrage, zu einem bevorstehenden Feste einen Hymnus zu komponiren. Die Feierlichkeit war in den nächsten Tagen. Pellegrin schlug den Text auf — die sonst ihm so

lieben Worte ließen ihn heut kalt. Er ſetzte ſich an ſein Inſtrument und präludirte — allein es wollte ihm nicht gelingen. Bald ſah er ſich auf dem andaluſiſchen Falben, bald als geſandſchaftlichen Rath an einem glänzenden Hofe, bald mit Ordenszeichen geſchmückt an der Spitze einer wohlberittenen Schaar, — bald in den Armen der Herzogin! Dies verführeriſche Bild konnte er nicht los werden. Sein beſſerer Genius rieth ihm, entweder die Gedanken ſtreng zu ſammeln und ernſt an die Arbeit zu gehn, oder ſie für diesmal abzulehnen. Die Eitelkeit dagegen trieb ihn an zu zeigen, was er vermöge. Was die ächte Begeiſterung verſagte, ſollte die künſtliche erſetzen. Er ließ ſich Wein bringen, fing an zu trinken, und ſo, bald mit den Gedanken bei den lockenden Reizen der Herzogin, bald in der neuen Welt, die ihm Malberghi geöffnet hatte, wagte er es die heiligen, einfachen Worte in Muſik zu ſetzen. Aus ſolcher, dem Künſtler vor allen, unſeeligen Halbheit konnte nichts Gutes hervorgehen. Pellegrin fühlte es, aber er dachte „was verſtehen die Patres davon, ob es iſt, wie es ſeyn ſoll! Klingen wirds ja doch!" Er war fertig und ſandte die Muſik zum Abſchreiben, dann trat er ans Fenſter und kühlte das heiße Geſicht in der friſchen Abendluft, die zum off-

nen Fenster hereinstrich. Da sah er den roth gekleideten, reich mit Gold verbrämten Mohrenknaben der Herzogin in sein Haus treten. Der Schwarze brachte ihm ein Zettelchen, worin ihn die Dame bat, sich noch heut Abend 10 Uhr zur Musikstunde bei ihr einzufinden. Ein paar Monate war Pellegrin zur Herzogin gegangen, ohne etwas anderes als Freude über ihr Fortschreiten und ruhiges Wohlgefallen an ihrer Schönheit zu empfinden. Wie ganz anders fühlte er es heut! Er war entschlossen kühn zu seyn, alles zu wagen. Anfangs wollte er den Degen mitnehmen, dann lachte er über den Einfall sich zu einer Musikstunde zu bewaffnen, als gedenke man auf Räuber zu stoßen. Dennoch lag eine sonderbare Bangigkeit auf seiner Seele. Er nahm Zitter und Musikblätter und verließ das Haus. Als er über den Platz schritt, schlug die Uhr; Pellegrin zählte — es war neun. — Verdrüßlich eine ganze Stunde zu früh ausgegangen zu seyn, schämte er sich gleichwohl wiederumzukehren. Der Schwarze stand auf der Hausflur; „die Herzogin habe befohlen" — meldete er ihm — „falls der Meister früher käme, ihn in den Garten zu leiten!" Entzückt folgte er der Weisung. Am Eingang verließ ihn der Mohr, warf die Thür ins Schloß, und lief pfeilschnell in den Pallast

zurück. Pellegrin ſchritt, wunderbar bewegt, weiter.

Still lag der weitläuftige Garten vor ihm, mit all ſeinen Gebüſchen, Lauben, Blumen, Sträuchern, hohen und niedern Bäumen. Sinnvoll war die ganze Anlage, und wie zu einem Sitze der Luſt geſchaffen. Leiſe tönte das Zirpen der Grillen, das heimliche Murmeln der Springwäſſer. Er durchſtrich ihn in allen Richtungen, erwartend, daß ihn die Herzogin rufen laſſen werde. Als er aus dem tiefen Dunkel des Tannenwäldchens, das die Klippenufer eines Weihers bekränzte, heraustrat, war es tiefe Dämmerung geworden. Kaum konnte er die vorher noch ſo glänzenden Farben der Blumenbüſche unterſcheiden. Ein Meer von Wohlgerüchen der kräftigſten und lieblichſten Gattung wogte ihm entgegen. Mit jedem Schritte veränderte ſich die balſamiſche Atmoſphäre. Bald waren es Roſen und Jasmin, bald Tuberoſen und Nachtviolen oder Orangeblüthen, die mit aromatiſchem Hauche ſeinen Sinnen ſchmeichelten. Dämmerungsfalter ſchwebten ihm aus den Blumenkelchen entgegen. Am wolkenfreien Himmel ſtieg die glänzende Mondſcheibe herauf und goß die Silberhelle einer Zaubernacht über die ruhenden Gefilde.

Pellegrin ſah des Weihers Spiegelfläche fern-

her durch die Tannen blinken, und den ſpielenden Strahl eines entfernten Springbrunnens im Zitterglanze des Mondlichts; konnte den Nachtfalter unterſcheiden, der vor ihm am dunkelgrünen Oleanderbuſche über den roſenfarbnen Kelchen ſchwebte. Wonne ſchauerte durch ſeine Seele, da erklang aus dem Dunkel eines Bogenganges, den blühende Orangenbäume bildeten, ſein Name, leis und voll wie von Flöten gehaucht — es war die Herzogin!

Sie begrüßte ihn mit einer Zärtlichkeit, die ihm Malberghi's Vorherſagung beſtätigte, und das Eis der ehrerbietigen Entfernung ſchnell ſchmolz. „Nicht hier im Dunkeln, mein Pellegrin, wo die Dämmerung mir den Blick in Deine tief dunkeln Augen verſagt, laß uns weilen, dort in jenem Pavillon, dort will ich den Sieg der Liebe über Deine Kälte feiern, dort will ich mit Luſt die Verwirrung beobachten, die meine Zärtlichkeit über Dein holdes Antlitz ausgießen ſoll!“ Mit dieſen Worten zog ſie ihn ſich nach, durch eine ihrem leiſen Druck ſich öffnende Thür, in das von alabaſternen Lampen magiſch erleuchtete Gartenkabinet. Orientaliſche Wohlgerüche betäubten mit ihrem Arom des Jünglings Sinne. Die ſpiegelbekleideten Wände warfen der Herzogin Bild hundertfach ihm entgegen. Ihre ſchmachtenden Augen ſprachen mehr als

ihre bebenden Lippen. Pellegrin ſank zu ihren Füßen. Sie zog den Betäubten an ihr Herz, in ihre Arme. Das leiſe Geflüſter der Luſt ging unter im Melodieſtrom einer erklingenden Harmonika. „Allmächtiger Gott, was iſt das?“ rief die Herzogin plötzlich, mit ſchreckensſtarrem Blick ſich aus Pellegrins Umarmung emporreißend. „Fort, Unglücklicher, nie ſeh ich Dich wieder!“ Mit dieſen Worten floh ſie, wie ein geſcheuchtes Reh, in das Dunkel hinaus.

Pellegrin wußte nicht, wie ihm geſchah. Er glaubte die Herzogin von einem plötzlichen Wahnſinn befallen, und wollte Aufklärung haben. Schnell ſprang er empor; ſein Blick fiel auf die Spiegelflächen, und entſetzt prallte er vor dem Bilde zurück, das ihm aus dem Glaſe entgegenſtarrte. Die ſchwarzen Locken wild, wie Flammenzungen, aus der Stirn emporgebäumt, das Geſicht bleich, wie eines Todten, tief und düſter die eingeſunkenen Augen, blutroth die fürchterlichen Buchſtaben auf der Stirn! „Ha, von Gott Gezeichneter“ rief er in tollem Entſetzen, — „flieh vor Dir ſelbſt!“ So rannte er hinaus, ſprang über die umhegende Gartenmauer, und eilte nach ſeiner Wohnung. Dort warf er ſich auf ſein Lager; immer heißer brannte die Flammen-

schrift auf seiner Stirn. Endlich betäubte der Schlaf den Wüstling.

Als er erwachte, lag tiefe Bitterkeit in seiner Seele. Er verschmähete es, in den Spiegel zu schauen. „Bald werde ich wohl nicht mehr einen halben Becher Wein über den Durst trinken, oder ein Mädchen ansehen dürfen, ohne wie ein Geächteter umher zu laufen!“ Er fühlte das Kindische, Ruchlose solchen Schmollens mit dem Himmel; die wohl bekannte Erfahrung, daß sich im Menschen die Extreme berühren, bewährte sich auch an ihm: Im vermessensten Trotz übermannte ihn eine tiefe Wehmuth. Heiße Thränen flossen über seine Wangen, schwermüthig legte er den Kopf in beide Hände, und blieb so in Trübsinn versenkt liegen. Nach einiger Zeit störte ihn das leise Rufen seines Namens. „Meister Marcello — lieber Meister Marcello — klang es dicht neben ihm. Rasch fuhr er empor, und einen Knaben neben sich sehend, rief er, „ha, Sündenbote, was willst Du?“ „Vergebung, lieber Meister, tönte eine Kinderstimme sanft — „Vergebung, wenn ich Euch störte!“ Pellegrin besann sich jetzt, daß ihm sein Träumen den Mohrenknaben der Herzogin vorgespiegelt hatte. „Was willst Du, lieber Kleiner?“ — fragte er mild den zitternden Boten. „Die hochwürdigen

Herren im Kloſter warten auf Euch mit dem Amte!" — Tief ergriffen, eine ſolche Pflicht über ſolchen Träumen vergeſſen zu haben, brachte Pellegrin ſchnell ſeinen Anzug in Ordnung und eilte nach dem Dom.

Unzufriedenheit lag auf den Geſichtern der wartenden Chorherren; kaum vermochte eine vorgeſchützte ſchnell angewandelte Unpäßlichkeit den pflichtvergeſſnen Künſtler vor ſehr ernſter Rüge zu ſchützen. Er trat an ſeinen Platz; die heilige Handlung begann. Aber eine tiefe Demüthigung erwartete ihn hier. Was in Sünden empfangen war, ſollte nicht gottgefälligen Zwecken dienen dürfen. Leer, nichts ausſagend, ja, durch den Contraſt mit den ſalbungsvollen Worten, bald wie höhnend, tönte Pellegrins eingelegter Hymnus durch die Weihrauchswolken zur hohen Kuppel empor.

Kopfſchüttelnd ſahen die ehrwürdigen Väter, fragend die Sänger, bald einander, bald den Künſtler an, unter dem der Boden brannte. „Dir geſchieht ſchon Recht" ſagte Pellegrin zu ſich ſelbſt — „ſolcher Saame trägt ſolche Frucht!"

Nach geendigter Feierlichkeit nahm ihn der vor Altersſchwäche zitternde, eisgraue Abt bei Seit, mit ſtrafendem Blick ſein niedergeſchlagnes Auge ſuchend, „Theodos" ſo ſprach er zu ihm — „verhieſt mir

einen zwar jungen, noch nicht gereiften, aber frommen Künstler; am heutigen Tage, der zugleich mein Namenstag ist, wollte ich Euch prüfen und auf den Schwingen Eurer erhabenen Kunst mich emporflügeln lassen. Ich wählte einen Text, der keine künstlichen Grübeleien der Schule gestattet, sondern ein frommes und gefühlvolles Herz voraussetzt. Statt dessen hat Euer wüstes, seelenloses Geklimper, darin die heilige Musica als eine freche Magd tanzt und springt, mir Unlust und Aergerniß gegeben. Hütet Euch, junger Mann! Gott läßt nicht mit sich spotten; und wenn Ihr die Buhllieder der Sünde singen wolltet, so laßt sie nicht als Hymnen an heiliger Stätte erklingen!"

Pellegrin war vernichtet. Im Nachhausegehn beschloß er, sogleich an den Marchese zu schreiben; um jeden Preis wollte er nach solcher Schmach von hier weg. Er hatte sich kaum zum Schreiben niedergesetzt, als ein Diener Malbergh's zu ihm hereintrat, und ihm meldete, sein Herr, der in der nächsten Nacht abreise, lasse ihm wissen, daß er ihn, falls es noch seine Absicht wäre, mit Vergnügen als Begleiter mitnehmen würde. Er solle in diesem Falle sich heut Abend bey guter Zeit in des Marchese Wohnung einfinden. „Wie gerufen" dachte Pellegrin, und ließ zurücksagen, daß er

nicht verfehlen werde, ſich zur vorgeſchriebenen Zeit einzufinden.

Er ſchrieb nun dem Kloſter einen ziemlich ſpizzen Aufſagebrief, worin er ſeine Unkunde des bisher verwalteten Berufs ſpottend eingeſtand und einen jungen Künſtler empfahl, den er hatte kennen lernen. Seine Haabſeligkeiten waren bald zuſammengepackt. Gedankenvoll ſah er in die Stadt hinunter, die ihm Schuz und Unterhalt gewährt hatte, und die er nun verlaſſen wollte. Eben fuhr die Herzogin vorbei. Sie erkannte ihn, bog aber den Kopf ſeitwärts. „Buhlerin" rief Pellegrin entrüſtet, — „Du haſt Urſache mich verächtlich zu behandeln! Ohne Deine ſündigen Lockungen wohnte noch jezt der Friede in dieſer Bruſt!"

Der Chorknabe brachte ihm jezt ein Päckchen nebſt einem Brief von Theodos, den ihm der Prior ſendete.

Ordensangelegenheiten riefen ſeinen Erzieher nach Rom; er nahm Abſchied von ihm auf lange, vielleicht auf Lebenszeit. Die Verwaltung von Pellegrins kleinem Vermögen lag in ſichern Händen. Ottocani war mit dem kränkelnden Jaromar wegen ſeiner Kopfwunde in ein heilbringendes Bad gereiſt, und wollte dann auf der Rükreiſe Anaſtaſien in ein Kloſter bringen. Das befol-

gende Kästchen enthielt das Bildniß von Pellegrins Mutter.

Er gab dem Knaben einen Empfangschein über das erhaltene Geld, und hieß ihn den Brief an den Prior bestellen. Dann berichtigte er seine kleinen Angelegenheiten, und eilte seine Wohnung auf immer zu verlassen.

Obgleich er seine Mutter nicht gekannt, so bebte ihm doch das Herz vor Zärtlichkeit und Rührung beim Anblick ihrer unbeschreiblich anmuthigen Gesichtszüge. „Geliebte Mutter, und Du, himmlische Anastasia," — rief er bewegt — „o warum ward mir nicht beschieden, zwischen Euch, als meinen guten Engeln, den stillen Pfad des Lebens zu wandeln! Dich, Verklärte, entriß mir der Tod — Dich, Reine, verlor ich mir selbst in unheiliger Glut für eine Buhlerin. O wer wird dies schwache Herz schirmen, wenn es die Erinnerung an Euch nicht vermochte?" Er durchlief, wie um Abschied zu nehmen, noch einmal seinen Lieblingsspaziergang.

Als er nach der Stadt zurückkehrte, standen schon Wagen vor des Marchese Hause. Diener trugen Gepäck, Wechsler brachten Geldsäcke. Pellegrin eilte Malberghi zu sprechen. In seinem innersten Cabinet beschäftigt, ließ ihn der Marchese bitten, einige Augenblicke zu verziehen.

Er lehnte sich an's Fenster und sah den Anstalten zur Abreise mit jener von Wehmuth und Heiterkeit gemischten Empfindung zu, mit der man einen Ort verläßt, an dem es einem wohlgegangen, um in die Fremde zu reisen, die sich mit blauen Bergen, wunderlichen Felsen, Wäldern und Seen wie voll Abentheuer und Ahnungsschauer vor uns aufthut.

Es war Nacht geworden. Man brachte Kerzen, eine Tafel ward auf eine auserlesene Weise besetzt. Jetzt öffneten sich die Flügel, der Marchese trat ein in Reisekleidern, ein versiegeltes Papier in der Hand. „Lieber Marcello," redete er den Jüngling mit einer gewissen feierlichen Hoheit an, davor die dienenden Lakaien ihr Geschäft nur auf den Fußspitzen gehend fortzusetzen wagten — „Euern Wünschen gemäß, habe ich Euch als Geheimschreiber bei der Gesandschaft angestellt, wozu ich durch das Vertrauen Sr. Maj. unsers allergnädigsten Kaisers ermächtigt bin."

„Empfangt hier die Ausfertigung nebst der Bewilligung des gewöhnlichermaaßen damit verbundenen Gehalts!"

Pellegrin fiel aus den Wolken und stammelte Dank, als ihn der Marchese mit Herzlichkeit umfaßte, und in seiner gewöhnlichen Weise sagte: —

„Nun, Pellegrin, schnell noch ein paar Gläser Wein getrunken, und dann fort. Wir haben Eil!“ —.

Während der Tafel erfuhr Pellegrin, daß der Marchese in den letzten Tagen Befehl erhalten, sich unverzüglich auf den Gesandschaftsposten nach Madrid zu verfügen. Zugleich erklärte er ihm die Wichtigkeit seiner Anstellung als Geheimschreiber und machte ihn mit seiner Berufspflicht bekannt, die hauptsächlich in Führung und regelmäßiger Besorgung der lateinischen Geschäftskorrespondenz bestand, wie sie damals unter den Diplomatikern gewöhnlich war.

Als der Morgen graute, waren sie schon in beträchtlicher Entfernung von der Stadt. Tage und Nächte vergingen. Des Marschese Heiterkeit steckte Pellegrin an, und bald lag die Vergangenheit formlos und undeutlich hinter ihm, indeß sich die Zukunft gleich einem blühenden Lande vor ihm aufschloß.

Im Drange der Geschäfte war es dem Marchese, wie er erzählte, unmöglich gewesen, anders als schriftlich von der schönen Herzogin Abschied zu nehmen. „Nun, ich denke“ — fügte er scherzend hinzu — „Pellegrin wird sie wohl getröstet haben!“ — Dieser wollte betheuern — „still, still,“

— lachte Malberghi, — „keine Bekenntniſſe; dergleichen müſſen wir Männer wie Kleinodien im tiefſten Schrein unſers Herzens verborgen halten!“ — Pellegrin war dieſe Wendung höchſt erwünſcht; denn er empfand eine unüberwindliche Scheu, die Ereigniſſe jenes Abends bey der Herzogin zu erzählen.

Sie waren nun ſchon ſeit einigen Tagen auf ſpaniſchem Boden. Eines Abends rief der auf dem Wagen ſitzende Kammerdiener, man ſehe Madrid. Der Marcheſe befahl anzuhalten. Man ſtieg aus und ſuchte eine Anhöhe zu gewinnen, von der ſich eine freie Ausſicht eröffnete.

Es war einer jener herrlichen Sommerabende, an denen die Luft wie in lauen Wellen, uns mit Düften und Strahlen, mit Wonne und Wehmuth umflutet. Der ſpaniſche heitre Himmel lag wie ein kriſtallenes Gewölbe rein und wolkenleer über ihnen, an ſeiner weſtlichſten Seite aus dem Goldglanz der ſinkenden Sonne in den magiſchen Farbenſchmelz der Abendröthe überſpielend, und purpurne, violette und blaßgrünliche Tinten, gleichſam wie im Vorübergehen, berührend. Rund um ſie her duftete Rosmaringebüſche, Granaten und Jasminſträucher, mit dem dunkeln Grün der Oelbäume, immer grünen Eichen und Cipreſſen abwechſelnd. Im unge-

heuern Halbkreiſe lag vor ihnen die Königsſtadt an ihren vielen Hügeln, vom ſchnell dahinſtrömenden Manzanares beſpült. Hell funkelten im Sonnenſchein die unzähligen goldenen Kreuze auf Klöſtern und Kirchen; am höchſten unter ihnen die herrliche Kirche unſrer lieben Frau de Atocha, auf deren coloſſalem Thurm die letzten Strahlen wie Feuer brannten.

Pellegrin ſtand im Anſchauen verloren; ſelbſt der ſo heitre Malberghi ſchien auf Augenblicke ernſthaft geworden zu ſeyn. Jetzt ſank die Sonne hinter die Erde, und nun trieb der Marcheſe, nach dem Wagen eilend, die Poſtillione an, damit man vor Einbruch der Dunkelheit die Stadt erreiche.

Die erſten Tage gehörten den hergebrachten Förmlichkeiten, und Pellegrin war herzlich froh, als das läſtige Herumfahren von früh bis Abend, die nichts bedeutenden Höflichkeitsbezeugungen vorüber waren. Der Marcheſe ſetzte die Stunden feſt, in denen ſie zuſammen arbeiten wollten; auſſer dieſen ſollte Jedem der Gebrauch ſeiner Zeit gänzlich freiſtehn. Pellegrin war entzückt und hoffte einer recht ſtill heitern Wirkſamkeit entgegenzugehen. Der Himmel ſchien ſeinen Wünſchen geneigt. In freundlichen Verhältniſſen zu dem Geſandten

ſah er ihn, die Arbeitsſtunden abgerechnet, kaum einmal im ganzen Laufe des Tages.

Er ſtrich viel in der Gegend umher, ſein Talent gab ihm Gelegenheit ſich den Geiſtlichen gefällig zu erzeigen, indem er für ſie verſchiedene Kirchen-Muſikſtücken, oft mit dem glücklichſten Erfolg, verfertigte; auch verſchaffte ihm ſeine ſchöne Stimme und fertiges Zitherſpiel manche angenehme Bekanntſchaft. So vergingen ein paar Jahre, ohne daß er es ſonderlich gewahr worden wäre. Nur ſelten trübte ein Seufzer um Anaſtaſien und die Erinnerung an Theodos ſeine Heiterkeit. In der bedeutenden Entfernung konnte er kaum hoffen, Nachrichten von ihnen zu erhalten.

Unter den Häuſern, mit denen er in der letzten Zeit durch Geſchäfte ſeines Hofes oder Malbergh's in Verbindung gekommen, war das eines Wechslers, Rodriguez genannt, dasjenige, wohin er am öfterſten und liebſten ging.

Rodriguez ſchien bey ſeinem Wohlſtande dennoch Einfachheit der Sitten zu lieben, und hatte großes Wohlgefallen an Pellegrins ſchönem muſicaliſchem Talent.

Maria del Pilar, Rodriguez unverheurathete Schweſter, von ihren Verwandten liebkoſend, nach ſpaniſcher Sitte verkleinernd, Pilarita ge-

nannt, war ein sehr reizendes Geschöpf von stark ausgesprochener südlicher Originalität.

Sie war klein, aber von zierlichem Wuchse. Ihre gelbe Gesichtsfarbe vergaß man über den zwey Reihen Perlenzähne, die zwischen korallrothen, schwellenden Lippen hervorleuchteten, und wer in ihre schwarzen, so unbeschreiblich zärtlich sprechenden Augen sah, der vergaß wieder die reizende Gestalt, die üppigen Locken, die Perlenzähne und Korallenlippen über diesen Augen. So lang es Scherz galt, war sie neckend und launenhaft; aber ein ernstes oder wohl gar bekümmertes Wort hieß Pilarita's Fröhlichkeit verstummen; ihr fragender schwermüthiger Blick suchte den des Leidenden so treuherzig theilnehmend, daß man ihr entdecken mußte, was einen drückte.

Pellegrin hatte das reizende Geschöpf seit einem Jahre sehr oft und in den verschiedensten Stimmungen gesehen, ohne sich in ihr Vertrauen drängen zu wollen. Es genügte ihm, wenn sie ihm mit fröhlichem „Willkommen" entgegensprang, herzlich seine Hand drückte, unbefangen mit ihm plauderte, und Stunden lang mit ihm musicirte. Einigemahle hatte er einen jungen Mann von süßlichem Ansehen, in Gesellschaft eines Dominikaners,

bei Rodriguez getroffen, aber darüber als etwas ganz Gewöhnliches nicht weiter nachgedacht.

Von der Geschäftskorrespondenz eines Morgens dispensirt, war Pellegrin, weil er eben nichts lieberes zu thun wußte, zu Rodriguez gelaufen.

Im Vorzimmer hörte er Wortwechsel, und glaubte Pilarita's Stimme zu unterscheiden. Eine unerhörte Begebenheit in diesem Hause. Er blieb einige Augenblicke unentschieden stehen — die Stimmen verhallten. Jetzt trat er ins Zimmer. Der erste Blick zeigte ihm Rodriguez erhitzt, seine Schwester in Thränen. Ein offner Brief lag auf dem Tische. Pilarita entfloh, Rodriguez war verlegen. „Ach, sagt uns doch, Sennor" — hob dieser, um wie von gleichgültigen Dingen zu sprechen an — „sagt uns doch, ist es denn wahr, daß Marchese Malberghi sich vermählt, und daß die Braut mit ihrer Familie schon nach Spanien unterwegs sey?" Pellegrin wußte von nichts, und wollte es bei des Marchese offnem, vertraulichem Wesen kaum glauben. — „Doch, doch" nahm Rodriguez das Wort — „und ich bin am Ende besser unterrichtet, als Ihr selbst; mein Wiener Correspondent schreibt mir davon, als von einer ganz entschiedenen Sache; leider hat er den Namen mir zu nennen vergessen."

Bibl. Univ. Inns.

„Ich habe nichts am Marchese bemerkt“ — sagte Pellegrin, — „was auf ein solches Vorhaben deutete!“

Rodriguez lächelte — „Ihr scheint überhaupt nicht glücklich, Sennor, im Bemerken!“

Nach einigen Gängen durchs Zimmer nahm er Pellegrin bei der Hand, mit ihm in ein Fenster tretend, und ihn einige Augenblicke fest betrachtend. Pellegrin ward verlegen.

„Wie gefällt Euch Donna Maria, meine Schwester?“ — frug Rodriguez sehr ernst.

„Sie ist ein Engel“ — rief Pellegrin mit Entzücken — „wer sie kennt, muß sie lieben.“ —

„Genug“ — unterbrach Rodriguez, indem er die Seitenthür öffnete. — „Donna Maria“ — rufte er hinein.

Das Mädchen wankte bleich, in Thränen zerfließend, heraus. — „Hier ist der Engel“ — sagte der Bruder mit Bitterkeit — „den jeder lieben muß, der ihn sieht. Ihr, kalter Deutscher, konntet ihn gleichwohl ein Jahr lang täglich sehen, ohne zu bemerken, was in seinem Herzen vorging, und Euer Betragen darnach einzurichten. Der Augenblick der Entscheidung ist inzwischen gekommen. Ein Bewerber um das Mädchen hat sich gemeldet; es ist Don Manuel de Silva, des reichen und

gefürchteten Dominikaner-Priors Silva Neffe. Das Mädchen liebt Euch mit Leidenschaft. Erwiedert Ihr diese Neigung, so habt Ihr ältere Rechte. Liebt Ihr sie nicht, so muß sie ins Kloster, denn sie verabscheuet Silva, und die spanische Sitte erlaubt nicht, daß der Ruf eines Mädchens Namen mit zwey Männern nenne, von denen keiner ihr Gemahl wird. Nur als Himmelsbraut mag sie dann fleckenlos erscheinen. Entscheidet Euch also im Augenblick, oder — so leid es mir seyn würde — meidet mein Haus. Ich habe Ursachen die öffentliche Meinung nicht mit mir zu beschäftigen!"

Pellegrin stand betroffen. Er liebte Pilarita nicht, wenn nur das Liebe war, was er für Anaſtaſien gefühlt hatte. Gleichwohl war nach dieser kein weibliches Wesen seinem Herzen so theuer geworden. Jetzt stand Pilarita mit blassem Gesicht, von Thränen gebadet, mit stürmisch wogendem Busen ihm gegenüber. Ihr Blick hing am Boden, ihr warmer Hauch berührte schmeichelnd seine Wangen, lautlos tropften silberne Zähren von den schwarzen Wimpern. Mitleid, zärtliche Theilnahme bestürmten Pellegrins Brust, Vergangenheit und Zukunft schwanden vor seinen Blicken, nur die Gegenwart und mit ihr die zärtliche Pilarita standen fest. „Hier" — rief er mit Stolz,

des Mädchens Hand erfassend — „hier steht Donna Maria's Gemahl!“ Schweigend sank sie an sein Herz. Rodriguez umarmte ihn.

Pellegrin wanderte wie ein Träumender durch die Straßen, über die Plätze, dem Hause des Marchese zu. Er fühlte, daß er glücklich seyn könne, und daß er beneidenswerth erscheinen müsse. Dennoch lag eine centnerschwere Angst auf seiner Brust, die den Keim der Liebe gewaltsam zerdrückte. In seiner Wohnung angekommen, eilte er sogleich zum Marchese. Dieser war abwesend, und hatte einen Zettel folgenden Inhalts an Pellegrin hinterlassen.

„Verzeiht, lieber Marcello, wenn ich bey Eurer mir bekannten Theilnahme an meinem Schicksale Euch ein Ereigniß verschwieg, das, nach Euren Begriffen wenigstens, hochwichtig ist. Meine Gönner in Wien haben mich verheurathet. Ich gehe meiner Gemahlin bis an die Gränze entgegen. Sie soll schön seyn! Desto besser! Mich fesselt keine Frau, aber die Welt darf nicht ohne Neid auf meine Wahl blicken. Erwartet mich in acht Tagen.

Der Eurige

Francesco Malberghi.

„Also auch Einer, der zu einer Frau kam, ohne zu wissen wie!“ sagte Pellegrin vor sich hin.

Da er keine Dienstgeschäfte hatte, so mußte er nun schon zu Rodriguez zurückkehren. Nicht ohne Mißbehagen bemerkte er, daß ihn der Bruder mit weniger Wärme empfing, seit er sich entschieden hatte. Aber Pilarita ließ ihm nicht Zeit Ueberlegungen anzustellen. Er mußte mit ihr und einer alten Wittwe aus der Verwandtschaft in der ganzen Stadt bey allen Bekannten herumziehen. Das jetzt so heitre, lebensfrohe Mädchen begnügte sich nicht, glücklich zu seyn, auch die Welt sollte erfahren, daß sie es wäre. Spät des Abends kam er mit ihr nach Haus, so geistig als körperlich ermüdet. Als er einst im Finstern nach seiner Wohnung zurückkehrte, sagte ihm Rodriguez — „Sennor, ich seh' Euch ohne Degen, thut mir die Ehre, für heut Abend den meinigen anzunehmen. Ihr kennt den spanischen Himmel nicht, unter ihm gedeihen nur zwey Empfindungen, Liebe und Rache!" —

Rodriguez hatte sehr richtig prophezeiet; nach einigen Abenden ward Pellegrin in einer dunkeln Straße von zwey Männern angefallen; tapfer wehrte er sich, und verwundete den einen, indeß der andere entfloh. — „Ihr müßt heurathen und mit Eurer Frau auf einige Zeit auf mein Landgut in Leon gehen" — versetzte Rodriguez — „dann vergißt man Eurer hier." Allein ein Brief des

Marchese an Pellegrin bat, ihn in Madrid zu erwarten, wo er am nächsten Tage einzutreffen gedenke. Anstand und Freundschaft befohlen ihm zu bleiben; und ohne Einwilligung des Gesandten wäre eine Verbindung des Geheimschreibers ein grosser Verstoß gewesen. Pilarita schmollte.

Er saß in seinem Zimmer, des Marchese Ankunft erwartend. Da hörte er Wagen nach dem Hause rollen. Die Thüren flogen. „Der Marchese, der Marchese!" schrie Alles. Jetzt bogen die Wagen in die Thorwölbung. Pellegrin eilte hinab, und hob die nach Landessitte verschleierte Dame heraus. Er geleitete sie, ihre Fingerspitzen ehrfurchtsvoll fassend, die breiten Treppen hinauf. „Nun, Marchesin" — redete Malberghi seine Gemahlin an — als man sich in ihrem Zimmer befand — „erlaubt mir Euch den Geheimschreiber unserer Gesandtschaft, und in ihm meinen Freund vorzustellen. Die Dame hob ihren Schleier. — „Gott! Pellegrin Marcello?" rief die Marchesin. „Ist's möglich?" — rief Pellegrin. Es war Anastasie.

Malberghi schien erfreuet zu vernehmen, daß Anastasie und Pellegrin Jugendbekannte wä-

ren, und bat ihn durch ſein Talent ſeiner Gemahlin die Zeit zu verkürzen, indem ihm der immer rege Eifer für den Dienſt des Kaiſers nicht geſtatte, das Glück der Häuslichkeit, ſo ſehr er es wünſche, zu genießen.

Anaſtaſie war reizender als je. Ihr Verſtand war ausgebildeter, ihr Herz wärmer geworden, als damals, da Pellegrin ſie kennen lernte. Das halbkindiſche Mädchen war zur blühenden Jungfrau herangewachſen, unnachahmlicher Reiz über jedes ihrer Worte, über jede ihrer Bewegungen ausgegoſſen. Nur zu tief empfand dies Pellegrin, in deſſen Bruſt die erſte Liebe mit unwiderſtehlicher Heftigkeit erwachte. Er ſah bald, daß Anaſtaſie ein Opfer der Convenienz ſey. Dies und die Nachläſſigkeit, mit der Malberghi ſie behandelte, machte ſeine Lage deſto gefahrvoller. Der Gedanke einer andern anzugehören, war ihm unerträglich, und Pilarita's Name, ſobald er ihm einfiel, erfüllte ihn mit wahrem Abſcheu gegen die übernommenen Pflichten. Dennoch ſah er keinen Ausweg. Rodriguez konnte nicht lange mit Ausreden hingehalten werden; eben ſo wenig Pilarita ſich über das Erkalten ſeiner Liebe täuſchen. Malberghi, als ſein Vorgeſetzter, mußte um ſeine Genehmigung dieſer Verbindung angeſucht werden, und wenn

dies einerseits eine bloße Ceremonie war, die keineswegs als ein Hinderniß vorgespiegelt werden konnte, so brachte sie doch das Ueble mit sich, daß Anastasie sogleich von allem unterrichtet ward. Eine Geschäftsreise von 4 Wochen, die Rodriguez zu machen gezwungen war, und nach deren Beendigung Pilarita's Vermählung gefeiert werden sollte, schien Pellegrin ein lichter Augenblick zu seyn, den er benutzen wollte, sich von Anastasiens Gesinnungen gegen ihn und ihren Gemahl zu unterrichten.

Hundertmal war er im Begriff zu der Marchesin Füßen zu stürzen und ihr seine unauslöschliche Liebe zu bekennen. Eben so oft beschloß er Pilarita alles zu entdecken. Aber er fürchtete Anastasiens Mißfallen so sehr, als Rodriguez beleidigten Stolz und Pilaritas Verzweiflung. Unfähig eine Entschließung zu fassen, wollte er alles aufs Schicksal ankommen lassen. Unter dem Vorwande dem Marchese behülflich seyn zu müssen, seine Gemahlin mit allen Merkwürdigkeiten der Residenz bekannt zu machen, ging er seltner zu Pilarita. Aber das glühende Herz ertrug keine Vernachlässigung. Ihre Unzufriedenheit artete in förmliche Eifersucht aus. Sie quälte ihn, wenn er kam, und schrieb ihm Briefe voll der bittersten Vorwürfe, wenn er

ausblieb. Je leidenschaftlicher sie sich zeigte, je kälter ward Pellegrin, und er hatte schon mehr als einmahl den Tag verwünscht, wo er in Rodriguez Haus gekommen. Malberghi bekümmerte sich um seine Gemahlin nur in so weit, als es der Anstand forderte, und schien von Pellegrins Empfindung für diese gar keine Ahnung zu haben.

Eines Tages ließ er ihn zur ungewöhnlichen Stunde in sein Cabinet rufen. Als Pellegrin über den Vorsaal schritt, sah er zur entgegengesetzten Thür einen ältlichen Herrn in schwarzer, geistlicher Kleidung hinausschlüpfen, dessen Gesicht ihm bekannt schien, ohne daß er sich eben auf seinen Namen besinnen konnte. Der Marchese hatte mit seinem Geheimschreiber von Geschäften sprechen wollen, und fügte endlich wie scherzend hinzu, — „Ihr habt, als ein ächter Diplomatikus, Repressalien gegen mich gebraucht, und meine Heimlichkeit mit eben solcher Verschwiegenheit vergolten. Pellegrin" — Blick und Ton des Marchese wurden hier sehr ernst — „Ihr seyd vermählt; ohne mein Vorwissen, ohne die Einwilligung unsers Hofes. Ihr begreift leicht, daß es dem kaiserlichen Gesandten zu Madrid nicht gleichgültig seyn kann, wenn sein Geheimschreiber, der ihm zugegebene

Vertraute der tiefsten Staatsgeheimnisse, eine Spanierin zur Frau nimmt!"

Pellegrin war verletzt; es war der erste Verweis: das erstemahl, daß er den Gesandten sprechen hörte. Er wollte sich verantworten. —„Schweigt, ich bitte Euch" — nahm Malberghi aufs Neue das Wort, — „und laßt mich vollenden. Ihr könnt wohl denken, daß ich Euch keiner wissentlichen Veruntreuung fähig halte, allein Ihr seyd jung, schwach, und viel zu unerfahren, um Weiberlist, die Euch ausforschen will, zu ahnen. Und wißt Ihr denn, wen Ihr geheurathet habt?"

„Ein edles Mädchen, Marchese" — antwortete Pellegrin mit Stolz. — „Uebrigens ist sie noch nicht mein Weib!"

„Edel? nun ja, so viel Ihr wollt" — entgegnete Malberghi kopfschüttelnd — „aber, eine Jüdin!"

„Wie?" — rief der erschrockene Pellegrin — „nicht möglich!"

„Wie ich Euch sage! zwar getauft, um den Schein zu vermeiden, aber heimlich eine desto ärgere Christenfeindin!"

„Verleumdung, Marchese! Aber Rodriguez, Euer Freund?"

„Freund, Freund" — entgegnete Malberghi

— „Ihr seyd sehr freigebig mit diesem Namen. Rodriguez ist ein reicher Wechsler, der, um die Vortheile der Christen im Handel zu genießen, Christ ward, aber deshalb nicht aufhörte Jude zu seyn. Er hat sich mir gefällig bey Geschäften erwiesen, die ihm Vortheil brachten — daher unsere Bekanntschaft. Ihr wißt, wie man in Spanien über Religionssachen denkt; laßt Euch daher warnen. Eure Verbindung darf ich im Namen meines Hofes nur unter der Bedingung geschehen lassen, daß Ihr Eure Stelle aufgebt, und sodann noch ein halb Jahr ansteht Eure Heurath zu vollziehen. Bis dahin können die Chifferschriften verändert, und manche Verhältnisse eine andere Gestalt gewonnen haben. Aber auch dann noch warne ich Euch — die Inquisition beobachtet Rodriguez, sie macht ihn sicher. Sobald er reif ist, fällt er und was an ihm hängt. Mein Ansehen ist nicht hinreichend, Euch vor jenem fürchterlichen Tribunale zu schützen. Besinnt Euch! Es versteht sich, daß unser Gespräch ein Geheimniß bleibt; aber überzeugt Euch selbst. Schleicht eines Sonnabends, wenn Rodriguez wieder zurück ist, in die Hinterzimmer seines Hauses, und dann sagt mir, was Ihr gesehen habt. Und nun geht und leistet, ich bitte Euch, der Marchesin Gesellschaft bey ih-

rer Spazierfahrt. Lebt wohl, Pellegrin; seyd vernünftig!"

Stand je der arme Jüngling an einer gefährlichen Klippe, so war es jetzt. Vernunft und Religion, Pflicht und Liebe schienen die Lösung des lästigen Bandes zu heischen — gleichwohl sprach etwas in seinem Herzen für Pilarita, als dürfe er sie einem bloßen Scheine nicht aufopfern; es sey edler unglücklich zu werden, als unglücklich zu machen. Er wollte sich überzeugen — gleichwohl — o menschliches Herz! — hoffte er alles so zu finden, wie es der Marchese ihm vorhergesagt hatte. Auf diesen Fall war er mit einer siegreichen Rede gegen Rodriguez und seine Schwester gewappnet.

Er eilte zu Anastasien, die ihn erwartete. Unter zwangloſem Gespräch fuhren sie zwischen blühenden Gärten und herrlichen Pflanzungen am Ufer des klaren Stromes hin. Anastasia, als gebohrne Ungarin, war des Lateinischen nicht weniger mächtig denn Pellegrin, so konnten sie sich ohne Scheu vor den Lakaien im offenen Wagen unterhalten. Kunstvoll lenkte er das Gespräch auf ihre beiderseitige frühere Jugend. Seine Schilderung lockte Thränen in der Marchesin Augen. Mit niedergeschlagenen Blicken, in himmlisch reizender

Verwirrung berührte sie die Zeit ihrer Bekanntschaft mit Pellegrin. Der Entzückte hatte Mühe sich zu fassen; in glühenden Ausdrücken beschwor er sie ihm zu sagen, ob denn gar nichts mehr von dem lebhafteren Wohlwollen für ihn aus jener Zeit in ihr übrig geblieben sey?" „Der Marchese" — setzte er hinzu — „ist mein Gönner, Euer Gemahl, aber er liebt Euch nicht, holde Frau, und hat das gegen Euch und die Welt gar kein Hehl! O ich beschwöre Euch, Anastasie, nur einen Lichtstrahl der Hoffnung aus Euren Augen in dies, ach so verworrene, gramumdüsterte Herz!"

„Ich bin Malberghi's, Eures Beschützers, Eures Vorgesetzten, Gemahlin" — entgegnete Anastasie — „vergeßt das nie, und mög' auch ich dies nie vergessen. Malberghi hat meine Hand" — „und Euer Herz, Marchesin? O, wüßtet Ihr, was an dieser Frage hängt? Euer Herz? ich beschwöre Euch, sprecht, wem gehört Euer Herz? Seht, bey meiner Seeligkeit betheure ich es, nie soll ein kühner Blick, geschweige ein Wunsch Eure Ruhe stören, aber nur dies Wort sagt mir!"

„Marcelle, indem Ihr schwört, bricht Euer Ungestüm den Schwur. So seyd Ihr, Ihr leidenschaftlichen Männer. Besinnt Euch. Euer erhitz-

tes Sprechen erregt Aufmerksamkeit. Schweigt, ich bitt' Euch!"

„Nicht eher, Anastasie, bis Ihr mir sagt, wem Euer Herz gehört?"

„Ungestümer Dränger" — seufzte Anastasie — „dem Jugendfreunde!"

Im Augenblicke rufte sie dem Kutscher Halt zu, und befahl den Wagen zu öffnen, um eine Kirche zu besehen, die aus weitläuftigen Gebäuden hervorragte.

Dicht von dunkelgrünem Ginstergesträuch bewachsen, das üppig an den alten Mauern emporstieg, hob sich der majestätische Bau. Die Kirche stand in dem großen, beraften Hofe eines Dominikanerklosters. Der Zugang durchs Kloster war den Frauen verwehrt, daher schritten sie von der andern Seite heran, wo ihnen die Patronin der Kirche, die heilige Jungfrau, lebensgroß aus Metall gegossen, über dem Portal stehend, in der Nachmittagssonne entgegenleuchtete. Auf dem Fußgestell standen die Worte „Nostra Sennora de Atocha. (Unsre liebe Frau zum Ginster.) Pellegrin erinnerte sich, daß er um dieselbe Stunde fast das hohe Gebäu betrat, welches ihm der Marchese vor zwey Jahren von der Anhöhe vor Madrid gezeigt hatte.

Sie gingen hinein. Groß und einfach war al-

les, im edelſten Styl gebaut. Ernſt ſchauten die ſeelenvollen Bilder herrlicher Meiſter von den hohen Pilaſtern herab. Anaſtaſia und Pellegrin, beyde in Klöſtern erzogen, fühlten ſich von der Stille und Würde des Orts, von der Schönheit der Bilder und dem geheimnißreichen Schimmer der ewigen Leuchte, aus der dunkeln Kreuzeskapelle herüber, tief bewegt. „Wer hier nicht frömmer wird" ſagte Anaſtaſia — „wem hier, Angeſichts der ewigen Liebe, nicht auch Duldung und Liebe das Herz erfüllt" —

„Dem ſchrieb" — fiel Pellegrin ein — „vergebens ein Engel zur Seite." Mit Inbrunſt drückte er ihre Hand an ſein Herz. Sie erwiederte den Druck mit Wohlwollen. Da rauſchte es hinter ihnen, und aus einer Bank in dunkler Halle erhob ſich ein Mann im ſchwarzen Gewand, flüchtig bey ihnen vorüberſtreifend. Durch die hohen Fenſter fiel das Licht auf die blaſſen Züge — und Pellegrin erkannte — den Dominikanerprior Silva. Mit eins beſann er ſich, daß es derſelbe ſey, der aus des Marcheſe Kabinette getreten, und wahrſcheinlich dieſem die Nachricht von Pellegrins Verbindung gebracht hatte.

Anaſtaſia war erſchrocken, und eilte nach dem hellern Theil der Kirche. Pellegrin ihr nach.

Auch hier war alles still und leer, nur eine einzige betende Frauengestalt lag tief zur Erde gebückt vor dem Marienaltare auf den Knien. Die beyden wollten vorüber, da erhob sich die Betende, wandte sich nach ihnen, und Pellegrin sah — in Pilarita's dunkle Augen. Wenig fehlte, daß seine Verwirrung nicht von Anastasien bemerkt worden wäre. Dennoch faßte er sich und schritt eilig mit ihr den Gang hinab zur Kirche hinaus. Beim Austreten warf er noch einen Blick nach dem Altare, — Pilarita stand noch immer nach ihnen gekehrt, als zweifle sie an der Wahrheit der Erscheinung.

Anastasia und Pellegrin waren zu bewegt, als daß sie sich in ein weitläuftiges Gespräch hätten ergießen mögen. Seufzer und Blicke, die mehr als eine Unterredung aussprachen, waren ihre Dolmetscher.

Als man in der Gesandtenwohnung angelangt war, fand Pellegrin einen Brief von Rodriguez, der ihm seine Rückkehr meldete, und in höchst bittern und heftigen Worten die Vernachlässigung rügte, die er sich gegen Pilarita zu Schulden kommen lassen, worüber diese geklagt hatte. Es war etwas wie Bedauern in dem Briefe, daß das

Mädchen gerade an den habe kommen müſſen, der ſie nicht zu ſchätzen verſtehe.

Nichts verletzt mehr, als wenn wir im Unrecht ſind, und der andre beweiſt uns das recht gründlich. „Was will der Jude!“ — rief Pellegrin erhitzt — „er mag mich nur ſchonen, wenn er ſeinen Vortheil verſteht. Hätt' ich früher alles ſo gewußt, bey Gott, es wäre ſo weit nicht gekommen! — In wenigen, nicht viel milderen Worten ſchrieb er zurück, „er werde kommen, ſobald ſeine Geſchäfte es erlaubten, um — bevor von etwas Anderm die Rede ſeyn könne, Rodriguez über ſeinen Brief und gewiſſe Dinge zur Rechenſchaft zu ziehen.

Nach einigen Tagen, gerade an einem Sonnabend, ging er in der Dämmerung hin. Wie ein Dieb ſchlich er um das Haus herum. In den auf den Garten hinausgehenden Hinterzimmern gewahrte er eine ungewöhnliche Erleuchtung. Leicht klomm er über die Mauer hinüber, und ſtand nun unter den dicht zugezogenen Fenſtern. An der Decke des Zimmers flammte hell der Wiederſchein einer Lampe oder eines Kronleuchters. Neugierig ſpähte Pellegrin, ob nicht irgend eine Oeffnung der Vorhänge einen hellern Blick zu thun verſtatte. Jetzt trat Jemand an das Fenſter. Pellegrins Falkenauge entdeckte einen vielarmigen, goldenen, ſon-

derbar geformten Leuchter, der von oben herab hing, mehrere Personen waren beisammen, er glaubte ein dumpfes Gemurmel zu vernehmen. Der Vorhang fiel zu. Schnell eilte Pellegrin nach Rodriguez Zimmer hinauf. Es war verschlossen. Ungestüm pochte er an. Nach einigen Augenblicken trat Rodriguez heraus. „Ich wüßte nichts" — sagte er mit bewegter Stimme — „nichts in der Welt, Herr Geheimschreiber, was Euch eine solche Zudringlichkeit verstattete. Euer pflichtwidriges Betragen, so wie Euer Brief ließen eher erwarten" —

„Schweigt" — fiel ihm Pellegrin ins Wort — „Ihr seyd ein Heuchler, ein Betrüger! —

„Kein solches Wort" rief der entrüstete Spanier — einen blanken Dolch aus dem Gürtel reißend.

„Ein Jude seyd Ihr" — schrie Pellegrin laut, als solle es das ganze Haus hören — „ein heimlicher Jude seyd Ihr! Hätte ich so etwas ahnen können, nimmermehr hätte ich Euer Haus betreten, nimmer Eurer Schwester mein Wort gegeben! Und damit Ihr alles wißt, mit uns ist's aus. Ich nehme mein Wort zurück; denn mein Gewissen und meine Verhältnisse widersprechen einer solchen Verbindung."

vo, bravo, es lebe die Inquiſition, aber pereant die Dominikaner!"

„Pereant alle Domherrn!" ſetzte Pellegrin hinzu, der im trunkenen Muthe den Witz der andern überbieten wollte.

„Bruder lachte der Erſte aus vollem Halſe — „Du ſchlachteſt ja die geiſtlichen Herrn ab, wie die Kapauner?"

„Die ſchwarzen Beſtien!" — rief Pellegrin laut — „pereant die ſchwarzen Beſtien!" Damit ſtürzte er die Flaſche auf einen Zug hinunter, und alles trank und lärmte, und jubelte die unſinnigen Reden nach, ohne zu bemerken, daß ſich nach und nach einige aus der Geſellſchaft durch eine Seitenthür verloren.

Der heiße ſpaniſche Wein mochte der jungen Brauſeköpfe doch Meiſter geworden ſeyn. Einer nach dem andern fiel in Schlummer, und Pellegrin ſchleppte ſich kaum zum nächſten Sopha, da überwältigte auch ihn der Schlaf und er blieb bewußtlos liegen.

Als er erwachte, war es dunkel und kühl um ihn her. Er rufte — keine Antwort. Er wollte aufſtehn, allein er konnte nicht von der Stelle. Lange Zeit verging, bevor er ſich zu beſinnen vermochte. Endlich fing er an den Ort um ſich her

zu untersuchen, und fand sich, an Hand und Fuß gefesselt, in einem, der tiefen Stille nach, unterirdischen, aus breiten Quadern gewölbten Behältnisse.

Die widrigste Nüchternheit, das trübseligste Besinnen folgte dem tollen Rausche. Nur zu lebhaft stand das Bachanal im Weinkeller des alten Italiäners vor seinem Gedächtniß. Auch die vermessenen Reden gegen Inquisition und Geistlichkeit traten anklagend vor seine Seele. Er hielt sich beinahe für verloren, — denn auch Malberghi — das wußte er ja — vermochte es nicht ihn zu retten. Nur der Gedanke ermunterte ihn, daß er doch nur ein Unbesonnener, kein Verbrecher sey; daher hoffte er auf ein Verhör, und daß ihm eine Vertheidigung werde zugestanden werden.

Nach mehreren trüb verlebten Wochen, wo er von dem Gefangenwärter vergeblich Erläuterung verlangt hatte, brachte man ihn eines Abends mit verbundenen Augen und gefesselten Händen aus dem Kerker. Seiner Empfindung nach ging es abwärts, immer tiefer unter die Erde. Er hörte rostige Schlösser pfeifen, schwere Riegel klappen, und ein sonderbares Klirren, Rollen, Einschnappen,

wie von Rädern und Maschinenwerk. Seine Einbildungskraft mahlte ihm schon die furchtbarsten Marterwerkzeuge vor. Jetzt stand der Führer still, löste ihm Hände und Augen. Der Anblick, der sich ihm darstellte, war nicht geeignet seinen Muth zu erhöhen. Ein weitläufiges Gewölbe ward er gewahr, von mehreren Lampen erhellt, die von der bemoosten Decke herabschwebten, deren vor Jahrhunderten zusammengefügte Grundstücke stumme Zeugen der Angst, des Trotzes und der Verzweiflung der Angeklagten gewesen seyn mochten. In einer Seitenhalle lehnten an den dunkeln Wänden Leitern mit Stricken und eisernen Rollen, deren jammervolle Bestimmung Pellegrin ahnete. Ein schwarzer Vorhang rollte in die Höhe, schwarz bekleidete Bänke wurden sichtbar, auf denen viele ganz verhüllte Gestalten, ebenfalls mit schwarzen Larven vor den Gesichtern, an einer langen Tafel saßen. Ungeheure Bücher lagen vor ihnen, theils roth, theils schwarz beschrieben — Pellegrin konnte sein Entsetzen nicht länger bergen. Mit lauter, aber von Angst schwankender Stimme frug er, gegen die Richter gewendet, „mit welchem Rechte man es wage, die Freiheit einer Person anzutasten, die im Dienste eines fremden Monarchen und durch den heiligen Charakter der Gesandtschaft und des Völ-

kerrechts doppelt unverletzlich sey?" Tiefe Stille, in der seine eigene Stimme von den Gewölben zurückprallte, war die Antwort. Er wiederholte seine Frage — dieselbe Stille. Da ward ihm, als säßen die Todten zu Gericht, und kalte Schauder sträubten sein Haar empor. Eine Gestalt trat aus einer Seitenpforte, die zwey gefaltete Blättchen Papier vor die Richter legte. Es schien Leben in diese zu kommen. Der mittelste erhob sich, und mit dumpfer Stimme sagte er: „Pellegrin Marcello, Ihr seyd der Zauberei angeklagt, und gotteslästerlicher Reden gegen die Diener des göttlichen Wortes und das heilige Officium. Diese Reden habt Ihr geführt, vor 4 Wochen, Abends um 10 Uhr, im Weinkeller des alten Italiäners Riccardi. Acht Zeugen haben gegen Euch ausgesagt, daher wäre leugnen Unsinn. Vertheidigt Euch!"

„Ich war berauscht!" antwortete Pellegrin.

„Weß das Herz voll ist" — erwiederte der Richter — „deß geht der Mund über. Ein trunkner Mund verräth des Nüchternen tief verborgenste Gesinnung. In frechem Uebermuthe hat sich Eure Meinung entdeckt. Ihr habt auf Ausrottung des heiligen Tribunals und der Geistlichkeit getrunken. So seyd Ihr dem Gericht verfallen."

„Ich bin kein Spanier" — schrie Pellegrin

entsetzt — „Ich bin Geheimschreiber des österreichischen Gesandten, bin eine unverletzbare Person!“ Der Verhüllte hieß ihn näher treten, entfaltete ein Papier und frug: „wessen ist die Handschrift?“

„Des Marchese Malberghi.“

„Leset!“

Pellegrin las folgendes:

„Ihr vergeltet mein Vertrauen auf eine Weise, Marcello, die mich verzweifeln machen könnte, wenn ich je von Menschen etwas erwartet hätte. Dennoch seyd Ihr ein Muster von Undankbarkeit. Nichts ist Euch heilig — nicht einmal die äußere Ehre des Gesandtenhauses. In der Kirche St. Maria de Atocha wagt Ihr es Eure strafbaren Entzückungen gegen die Gemahlin Eures Vorgesetzten laut werden zu lassen. In einem Gotteshause wagt Ihr, mit einer andern verlobt, die Gattin Eures Freundes an Euer verrätherisches Herz zu drücken? Seyd Ihr dazu in einem Kloster erzogen worden? Pfui über den Gleisner!“

„Eine sichere Nachricht meldet mir, daß Ihr ein heimliches Zeichen an Euch tragt, das Euch für eine schlechte That von Obrigkeits wegen eingebrannt wurde, das Ihr aber durch zauberische Mittel unsichtbar zu machen versteht.“

„Die Würde eines k. k. österreich. Geheimschreibers war nie ein Deckmantel für Gebrandmarkte und Zaubrer. Daher erkläre ich Euch Eurer Anstellung im Namen meines Monarchen für verlustig, und überlasse Euch Eurem Gewissen."

Malberghi.

„Ha, verruchter, höllischer Silva, das ist Dein Werk," — rief Pellegrin im tiefsten Schmerz aus!

Der Verhüllte hielt ihm das andre Blatt vor die Augen. Es lautete also:

An das heilige Officium!

„Im Namen Sr. K. K. Apostolischen Majestät erkläre ich den, genannt Pellegrin Marcello, seiner Anstellung und Würde als Geheimschreiber des österreich. Gesandten zu Madrid für verlustig, protestire gegen alle Reclamationen, die er an nur erwähnte Gesandtschaft machen möchte, und überlasse ihn dem Arm der Gerechtigkeit!"

Marchese Malberghi
K. K. Oesterreich. Gesandter am Hofe zu Madrid.

„Es ist aus mit mir" — sagte Pellegrin erschöpft, schnell übersehend, daß alle Umstände ge-

gen ihn, und er ohne Malberghi's Fürsprache verloren sey — „darum, macht's kurz — muß ich sterben?"

„Ihr müßt" — antwortete der Verhüllte. — Die Schergen trugen den Ohnmächtigen hinweg.

Er erwachte in seinem Kerker. Taub und fühllos lag er eine Zeitlang auf dem Strohlager. Nach und nach kam die Besinnung, mit ihr die Liebe zum Leben zurück. Haß gegen Rodriguez, der an allem seinen Unglück Schuld war, Wehmuth um Anastasia wechselte unaufhörlich, in seiner Seele. Pilaritens gedachte er nicht.

Da öffnete sich die Pforte, und — „jetzt holen sie Dich zum Tode" hallte es dumpf in Pellegrins Ohr. Die glühendste Liebe, der giftigste Haß verstummte vor dem Wunsch zu leben. „Gnade — Gnade" — rief er, sich vor dem hereintretenden Kerkermeister zu Boden werfend, und dessen Knie mit Thränen umfassend.

Schweigend machte sich der Mann los, setzte die Lampe an den Boden und zog ein Schreibzeug hervor, das er neben Pellegrin hinstellte, dann reichte er ihm ein zusammengefaltetes Papier, und trat bei Seite, seine Entschließung erwartend.

„Unterzeichnet" — so stand auf dem Blatte, — „die beifolgende Aussage und Ihr seyd frei.

Im entgegengesetzten Falle — in einer Stunde todt!"

Er riß die Beilage auf. Rodriguez des Judenthums beschuldigt, alle seine Güter eingezogen. „Ha, geldstolzer Jude" — rief Pellegrin hastig — „nicht umsonst läufst Du mir in die Hände; jetzt sollst Du an den Schulknaben gedenken!" Er unterschrieb sogleich.

Eilig riß der Kerkermeister das Papier an sich, warf ihm eine undurchsichtige Kappe über, die er unter dem Kinn fest zusammenzog, löste die Ketten, und führte ihn hinter sich her, Trepp' auf, Trepp' ab. Jetzt blieb er stehen. Pellegrin wartete vergebens, daß man ihn enthüllen würde. Endlich riß er die Kappe ab — und sah sich allein, im Freien, Nacht um ihn her.

Trüb funkelten von fern die Straßenlaternen. Er eilte nach der Stadt zurück, in das Gesandtenhaus. Man öffnete, als er seinen Namen nannte. Die Freude gerettet zu seyn, gab ihm sanftern Schlaf, als er ihn lange nicht genossen hatte.

Des andern Morgens erfuhr er, der Marchese sey mit seiner Gemahlin nach Ontigola, in die Nähe des königlichen Lustschlosses Aranjuez gezogen, wo sich die Gesandten des Sommers über aufzuhalten pflegen. Er habe aber den Befehl hinter-

laſſen, wenn ſich Pellegrin innerhalb drey Monat melden ſollte, ihm ſein in der Geſandtenwohnung befindliches Eigenthum, ſo wie ein Paquet auszuhändigen, das ſich in ſeinem Zimmer finden werde. „Auch iſt hier" — fügte der Menſch hinzu, Pellegrin ſcheu von der Seite anblickend — „ein Brief eingelaufen!"

Pellegrin eilte allein zu ſeyn. „Beſchämende Großmuth" ſagte er zu ſich ſelbſt — „Du thuſt weher, als ungerechte Härte!" Das Paquet enthielt drey Monat Gehalt und einen Paß durch das Königreich. „Keine Silbe von Anaſtaſia?" frug er halblaut. — „Natürlich nicht. Sie hielt mich für einen heimlichen Juden, für einen ſchändlichen Verbrecher, der ihr Liebe ſchwur, indeß er mit einer Andern verſprochen war."

Bei dem Gedanken fiel ihm Pilarita ein, und glühend heiß ſtrömte ihm das Blut nach den Wangen. „Ha, unſel'ge Rachluſt" rief er aus — „mit welcher fürchterlichen Blindheit haſt du mich im entſcheidenden Augenblicke umnebelt! An ihm, an ihm allein wollte ich mich rächen, und mit ihm zugleich habe ich die Unſchuldige vernichtet! O mir! ich bin zum Verbrecher geboren! Er barg ſein Geſicht in den Händen; aber kaum fühlte er die Gluth auf ſeiner Stirn, ſo ſprang er auf und

rannte vor den großen Pfeilerſpiegel. „Ha, flamme nur“ — rief er entſetzt aus, da er die wohlbekannten Zeichen erblickte — „flamme nur, böſes Gewiſſen. Ja, ich habe übel gethan, daß ich ihn meiner Rachſucht opferte, noch übler, daß ich unſchuldig Blut verrieth. O ihr furchtbar mahnenden Zeichen, einem Beſſeren als mir hättet ihr nur einmahl ſichtbar werden dürfen, um heilbringend ſein ganzes Leben zu durchleuchten! Mir Unglücklichen flammt ihr gleich einer Todesfackel, die mich noch aufs Blutgerüſt begleitet.“

Er erbrach den Brief. Die von Thränen halb verlöſchte Schrift war Pilarita's. „Um Gottes willen“ — bat ſie — „rettet Rodriguez. Er iſt des Judenthums angeklagt, aber gewiß unſchuldig. Vergeßt Beleidigungen, ſo wie ich ſie vergeſſe. Hört die Stimme der Menſchlichkeit. Rettet Rodriguez.

Maria.

„Es iſt zu ſpät, Unglückſelige“ — ſagte Pellegrin mit der Kälte der Verzweiflung — „zieht mich das Dir zugefügte Herzeleid nicht in den Abgrund, ſo thut es Rachgier und falſch Zeugniß. Ich bin ſein Ankläger, ſein Mörder. Blinde Zornwuth riß mich hin, eine Anklage zu unterzeichnen, von der ich weder Grund noch Ungrund kannte. Er

ſtirbt unſchuldig — ihm iſt der Himmel gewiß, mir die Hölle! Meine Ehre iſt gebrandmarkt, Freund und Geliebte verachten mich, Rodriquez Fluch und Pilarita's Thränen brennen heiß auf meiner Seele. Was ſoll ich länger hier!" — Sein Degen fiel ihm in die Augen. — „Ha, ſcharfer Stahl, Du könnteſt ſchnell dies verfehmte Daſeyn enden" — er riß ihn aus der Scheide, prüfte ſeine Schärfe, drückte die Klinge kühlend an ſein heißes Haupt. Ein Stoß — dachte er, die Spitze gegen die entblößte Bruſt kehrend — und Du biſt frei! — Da fiel ihm des Schwerdtfegers Namenszug, ein A. in die Augen, und Anaſtaſia ſtand vor ſeinen Blicken. „Nein" — ſagte er nach kurzem Kampf — „nein, ich will leben, will ihrer würdig enden. Kann etwas meine Seele retten, ſo iſt es die freiwillig übernommene Qual, ein Leben ohne Ehre, ohne Liebe, und mit belaſtetem Gewiſſen bis an's Grab zu tragen!"

Dieſer Entſchluß, in dieſem Augenblicke des bitterſten Grams, der tiefſten Schwermuth, der peinigendſten Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, war ein edles Erwachen ſeiner beſſern Natur, und wie jedes Gute, lohnte es ſich. Ruhe kam in ſein Herz. Er fühlte zwar lebhaft, daß die Blüthe des Lebens für ihn dahin war, fühlte, was unendlich ſchwerer

war — daß eine ungeheure Schuld auf ſeiner Seele laſte — aber die Nacht der Verzweiflung lag nicht mehr hoffnungslos auf ihr, die ſich jetzt zum Gebet emporrang, Muth und Stärke zur Vollendung der übernommenen Buße vom Himmel erflehend.

Die erſte Frucht ſo ernſter Augenblicke war der Entſchluß, Anaſtaſien nie wieder zu ſehen. Sobald dieſer feſt ſtand, ward alles Uebrige leicht. Er ſchrieb an Malderahi, geſtand ſeine Liebe, und eröffnete ihm ſeine freiwillige Verweiſung. Eben ſo offen bekannte er ſein doppeltes Verbrechen gegen Rodriguez und deſſen Schweſter. Nur von dem Verdachte der Zauberei, um ein von der Gerechtigkeit aufgedrücktes Brandmahl zu verbergen, reinigte er ſich, indem er deßhalb auf Anaſtaſia ſelbſt ſich berief, die ihn bei jenem Feſte mit dem fürchterlichen Zeichen geſehen. Eben ſo unverhüllt ſchrieb er an Pilarita, ſich den Mörder ihres Bruders nennend. Ueberzeugt, daß ſie nur Abſcheu gegen ihn empfinden könne, und von dieſem Gefühl gegen ſich ſelbſt durchdrungen, meldete er ihr, daß er Spanien verlaſſe, um ſich der Willkühr ſeines Schickſals preis zu geben. Jenſeits hoffe er auf ihre und des unglücklichen Rodriguez Verzeihung.

Als Pellegrin ſo alle Bande, die ihn an

dies Land knüpften, gelöst hatte, dachte er an seinen künftigen Lebensplan. Mit Gleichgültigkeit sah er, daß seine Baarschaft nach Berichtigung aller Angelegenheiten bedeutend geschmolzen war. Er war entschlossen sich bis nach Frankreich oder Italien zu betteln; dort wollte er in den geistlichen Orden der barmherzigen Brüder treten, mit Anstrengung aller Kräfte sich auf das Studium der Heilkunde legen und so seinen leidenden Nebenmenschen nach Vermögen nützen.

Er schenkte seine Haabseligkeiten dem Thürsteher in Malberghi's Hause, und trat mit einer geringen Bürde und der Zither im Arm seine Wanderung an. Nicht ohne tiefe Rührung verließ er Madrid. Unter dem Thore hörte er sich rufen. Er sah um sich — es war Paolo, ein Kaufmann, dem er einst durch Verschaffung eines Passes in einer wichtigen Angelegenheit nützlich geworden war. „Wohin, Marcello" — rief jener — „in diesem Aufzuge?" — „Ins Elend," antwortete Pellegrin. Der Kaufmann sprang aus dem Wagen, und bot ihm Geld oder seine Verwendung auf eine treuherzige, wahrhaft edle Weise an. Er fuhr fort in Pellegrin zu dringen, bis dieser ihm entdeckte, daß er zu Sühnung einer schweren Schuld entschlossen sey nach Italien oder Frankreich zu pil-

gern, und dort in einem ſtrengen Kloſter zu büßen.

Der Spanier ſah ihn ernſt an. „Wenn dem ſo iſt, ſo bedaure ich Euch von Herzen um Eures Gemüthszuſtandes, und verſpreche Euch Eurer in meinem Gebet zu gedenken. Inzwiſchen mache Euer Unglück meine Verpflichtung gegen Euch nur noch heiliger. Fern ſey es von mir, einen bereuenden Sünder in ſeinem gottſeligen Vorhaben ſtören zu wollen. Aber mich dünkt, es iſt vernünftig Euch den kürzeſten Weg zu Erreichung Eures Zweckes anzuweiſen. Reiſet mit mir nach Valencia: dort findet Ihr hundert Gelegenheiten für eine, nach Italien überzuſchiffen. Was Ihr an Zeit erſpart, gewinnt Ihr an früherer Erfüllung Eures Gelübdes. Damit Ihr ſeht, daß es mir Ernſt mit meinem Vorſchlage iſt, ſo will ich mich, ſo ſchwer es mir wird, während der ganzen Reiſe, der Sorge um Eure Pflege überheben. Verdient Euch Euren Unterhalt, wie Ihr könnt!

Pellegrin erkannte ſchnell das Zweckmäßige dieſes Vorſchlags und nahm ihn ohne Weigerung an. Der Mann hielt ſtreng Wort. Sobald ſie an einem Ort ankamen, kümmerte er ſich nicht weiter um ihn, der bald von Baarſchaft entblößt, ſich mit Singen und Spielen oftmals knapp genug be-

helfen mußte. In einem kleinen Orte, wo ſie des gebrochenen Fuhrwerks halber ein paar Tage ſtill liegen blieben, hatte Pellegrin Mühe ſoviel zuſammen zu betteln, als er nöthigſten Unterhalt bedurfte. Wie man die Reiſe fortſetzte, ſagte ihm der Spanier mit treuherziger Frömmigkeit, indeß ihm die hellen Thränen über die Backen rannen: „Sennor, Gott und die heilige Jungfrau müſſen Freude daran haben, daß Ihr es ſo gar ernſtlich mit Eurer Buße meint. Wenn ich denke, wie ich Euch vor einem halben Jahr im goldbordirten Kleide in dem Staatswagen des Geſandten durch die Straßen von Madrid rollen ſah, da will mir das Herz brechen, wenn ich Euch jetzt, in Eurem unſchönen Anzug, mit der Guitarre im Arm, vor elenden Hütten im Regen und tiefen Schmutz ſingen und ſpielen höre. Ich ſah auch wohl, wie hier und da eine hartherzige Beſtie Euch die Thür vor der Naſe zuſchlug, und Euch mit ſchnöden Worten abfertigte. Beym heil. Franziskus, meinem Schutzpatron, ich hätte den Hunden gern mit meinem Dolche die Kehle abgeſchnitten, aber — es durfte nicht ſeyn. Fahrt nur ſo fort, ſo vergibt Euch der Himmel ohne Zweifel, und Ihr kommt mir dereinſt mit glänzenden Mienen, als ein Seeliger entgegen!“ Pellegrin ſank tief ergriffen in ſeines

Freundes Arme. Er wußte nicht, was ihn mehr bewegte, des Mannes Treuherzigkeit oder seine zuversichtliche Prophezeiung.

Valencia war erreicht. Des andern Tages sprach der Spanier mit einem Schiffspatron, der am nächsten Abend nach Palermo unter Seegel ging. Pellegrin wanderte am Morgen mit seinem Freunde nach dem Dorfe Grao, wo die Barken lagen, in denen Güter und Passagiere nach den Schiffen fahren, die wegen seichten Grundes nicht näher können. „Noch eins" — fragte der Spanier beim Einsteigen — „soll ich nicht die Ueberfahrt beim Patron für Euch berichtigen? Ihr werdet sonst schlecht gehalten und müßt beim Sturm, für den Euch der Himmel behüte, Matrosendienste thun?" — „Ich dank' Euch" — erwiederte Marcello — „ich bin jung und stark, es gehe mir nach Gottes Willen!" — „Nun, so lebt wohl" — sprach jener ihn gerührt umarmend — „Gott und die Heiligen geleiten Euch!"

Die Barke flog vogelschnell durch die Fluth und in einer halben Stunde war man am Bord des Palermitaners. Gegen Abend wurden die Anker gelichtet. Die Fahrt war glücklich. Rosenfarb lag die Dämmerung auf der endlosen Fläche. Zwischen sanft gehobenen grünen Wellen sprangen die foge-

nannten fliegenden Fiſche empor, deren geſpannte Floſſen im Wiederſcheine des Himmels rothgülden glänzten. Pellegrin, ſeine Zither im Arm, ſah gedankenvoll in die immer fliehenden, von immer nachfolgenden verdrängten Wogen. Nach einigen Tagen hatte man die Balearen im Geſicht, ſchon konnte man die zahlreichen Thürme auf den Feſtungswerken von Mallorca erkennen, da erſcholl plötzlich der Schreckensruf „Algierer, Algierer, ſchnell alle Seegel auf!“ In der That wurden zwey afrikaniſche Galeeren ſichtbar, die ſich während der Nacht dem langſam ſeegelnden Schiffe genähert hatten. Die Kühnheit, es faſt unter den Mauern der Stadt wegnehmen zu wollen, bewies die Stärke und Entſchloſſenheit des Anführers. Vergebens ſtrengte der Capitain alle Kräfte an, die Inſel zu erreichen, die ſchnellen Ruderſchiffe waren bald bis auf Kanonenſchußweite heran. Nun blitzte und knallte es und der Hauptmaſt lag zerſchmettert. Die nächſte Kugel ſchlug in die Rippen des Schiffs, es fing an Waſſer zu ſchöpfen. Der Afrikaner bemerkte die Unentſchloſſenheit der Equipage, und richtete ſo wirkſame Schüſſe auf das Tauwerk, daß das Schiff bald abgetakelt war. Man zog die weiße Flagge auf und der Algierer nahm ſogleich Beſitz von ſeiner Priſe. Vorräthe und Waaren wurden

in die Galeeren überladen, die Mannſchaft in Feſſeln geſchlagen. In ein paar Stunden war der Corſar nach der afrikaniſchen Küſte unterwegs. Tief unten im Raume lag Pellegrin mit ſeinen Kameraden, je zwey und zwey an einander gefeſſelt. Alles jammerte und klagte; er ſchwieg, und ſuchte nur erſt, als man ihnen einige Fragen vorlegte, ſeinen Unglücksgefährten durch das wenige Arabiſch, das er verſtand, nützlich zu werden. Seine Bitten um Schonung der Aeltern unter ihnen wurden mit fühlloſem Hohn beantwortet. Das härteſte Schickſal erwartete ſie, als man in Algier einlief. Die Mannſchaft wurde unterſucht, und theils als Ruderknechte auf die Galeeren, theils als Sclaven ſogleich nach ihren Beſtimmungen abgeführt. Pellegrin war unter den erſtern. Mit einem zahlreichen Trupp Unglücksgefährten aller Nationen, ward er am Bord der neuen Galeere, die ſie bemannen ſollten, angeſchmiedet. Unmenſchlich war ihre Behandlung. Bei aller Jugendkraft glaubte Pellegrin doch bisweilen, er müſſe unterliegen. Zu ſeiner Qual erfuhr er, welchen Grades von Anſtrengung die menſchliche Natur fähig iſt, bevor ſie unterliegt. Oft, wenn er durch glühende Hitze und übermäſſige Arbeit entkräftet, von der Ruderbank ſtürzte, ward er mit unbarmherzigen Geiſſelhieben ins Leben zurückgerufen. Nur wenn tiefe Ohnmacht

ihn auch dafür unempfindlich machte, schien eine mitleidige Regung in seine Peiniger zu kommen. Man steckte ihm einen Bissen Schiffszwieback, in starken Wein getaucht, in den Mund, und vergönnte ihm einige Augenblicke Erholung. So schwanden Wochen, Monate, Jahre, und Pellegrin erlag nicht. Schon hatte eine ansteckende Krankheit mehrere seiner Gefährten weggerafft — er war verschont geblieben. In einem hitzigen Gefecht hatte eine Kugel zwey Andre, dicht neben ihm, auf immer befreit. Sein Körper schien zu trotzen, und er sah die entsetzliche Zukunft vor sich, bis an sein Ende auf der Galeere angeschmiedet zu bleiben. O wie oft blickte er sehnsuchtsvoll fragend zum Himmel empor, wenn schwere Gewitterwolken Sturm verkündigten, oder der Kanonendonner betäubend an sein Ohr schlug, dichte Rauchwolken Meer und Himmel verhüllten! Vergebens; seine Stunde schien noch nicht gekommen.

Einst lag die Galeere nach einer vollendeten Expedition bei Algier vor Anker. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, der laue Wind hauchte Orangendüfte vom Lande. Die See ruhte. Kaum sichtbar spielten die kleinen grünen Wellen im Glanzgolde der Sonne plätschernd um die Fahrzeuge. Die Ruderknechte waren frei von Arbeit und schliefen, fühl-

los gegen die Schönheiten um ſie her. Pellegrin ſah mit kummerſchwerem Herzen nach Europa hinüber. Da ertönte die gellende Pfeife, und gewohnt im Wachen und Schlafen dieſem Ruf ihres Peinigers augenblicklich zu gehorchen, fuhren alle, mit den Ketten raſſelnd, in die Höh' und ergriffen die Ruder, ein zweytes Zeichen erwartend. Es erfolgte nicht. Statt deſſen erſchien an der Seite des Aufſehers ein Mann in europäiſcher Tracht, der ſich jeder Ruderbank, die Sclaven genau betrachtend, näherte. Jetzt ſtand er vor Pellegrin — „kennt Ihr mich nicht?" — fragte er dieſen, der ihn kaum bemerkte. Ein dumpfes „Nein" war die Antwort. — „Wie, Pellegrin Marcello, Ihr kennt Euren Freund Paolo, den Kaufman aus Madrid, nicht mehr?" Pellegrin blickte ihn an, erkannte ihn und wollte ihm um den Hals fallen; ſeine Ketten verhinderten ihn. „Thor ich" — rief er ſchmerzlich lächelnd — „daß ich Euch vergeſſen konnte!" — „Vergeßt ſie, armer Leidender, — Ihr ſeyd frei! — Laßt ihn ſogleich aufſchmieden!" Der Aufſeher gehorchte Paolo's Befehl, den er ſchriftlich vorzeigte und mit einer Handvoll Gold begleitete, ſchnell, und nach einer Viertelſtunde war Pellegrin mit Paolo auf einer Barke unterwegs nach dem Schiffe, das ſie wieder nach Palermo bringen ſollte. Der arme Gefan-

gene war durch den ſchnellen Wechſel ſo betäubt, daß er lange an der Wirklichkeit ſeines Glückes zweifelte. Endlich hatte er ſich gefaßt und vernahm nun von Paolo, wie ſich derſelbe nicht nur in Palermo, ſondern faſt in allen Klöſtern Italiens vergebens nach ihm erkundigt, ſo daß er ihn todt geglaubt. Zufällig ſey einer von denen, die damals mit ihm unter den Mauern von Mallorca gefangen worden, als Sclav mit ſeinem marrocaniſchen Herrn, der ihn ſehr gelind behandelte, nach Palermo gekommen, habe Paolo, der eben daſelbſt anweſend war, kennen lernen, und ihm Pellegrins Unglück und Aufenthalt erzählt. Da nun der ſpaniſche Hof mit dem Dei zu der Zeit in freundlichen Verhältniſſen geſtanden, ſo habe er ſie, die nie von langer Dauer wären, benutzt, um nach Algier überzuſchiffen, und durch Vermittelung des ſpaniſchen Conſuls ſich einen Freilaſſungsbefehl für Pellegrin verſchafft. Dieſer konnte nicht aufhören dem edlen Freund für ſeine Erlöſung zu danken, und war feſt entſchloſſen den anfangs beabſichtigten und ſo manches Jahr unterbrochenen Lebensplan auszuführen. Paolo's Haupt war, ſeit Pellegrin ihn nicht geſehen, ſilberweiß geworden, und als ſich die beiden Männer diesmal trennten, geſchah es mit der ernſten Ahnung ſich erſt jenſeits wieder zu finden. Paolo kehrte nach Spanien zurück, Pel-

Pellegrin bestieg ein Kauffartheischiff, das von einer Corvette eskortirt ward. Allein, es war, als solle er auch dem Fahrzeuge, auf dem er sich jetzt befand, Unglück bringen. Auf der Höhe von Cagliari ward man eine starke venetianische Fregatte gewahr, die, sobald sie die feindliche Flagge erblickte, Jagd auf sie machte. Pellegrin, der Erfahrungen genug in dieser Art gemacht hatte, sah, daß an kein Entkommen zu denken sey, und war entschlossen sein Leben um den höchsten Preis zu verkaufen. Er liess sich auf die Corvette übersetzen, verlangte vom Capitain Waffen und die Erlaubniß am Gefecht Theil zu nehmen. Dieser, wie die ganze Besatzung von Kriegslust entflammt, nahm den Vorschlag mit Freuden an. Man hatte Kanonenschußweite erreicht, und das Geschütz bestrich nicht ohne Wirkung die venetianische Fregatte, die noch keinen Schuß gethan. Mit beispielloser Kälte seegelte der Venetianer dicht heran, und gab nun dem Feinde zwey volle Lagen, so wohl angebracht, daß Masten und Tauwerk vom Kugelregen zerschmettert wurden, und er sich ausser Stand gesetzt sah von der Stelle zu seegeln. Zugleich warf jener Enterhaken aus; zog die feindliche Corvette an sich, und es begann ein Kampf auf Tod und Leben, der mit der größten Erbitterung fortgesetzt ward. Bald fiel kein

Schuß mehr und man focht, den Degen in der Faust, Mann gegen Mann. Der Sieg neigte sich endlich auf die Seite des Venetianers. Pellegrin, der sich zuletzt gegen einen hohen feindlichen Officier geschlagen, lag mit einer tiefen Kopfwunde am Boden. Die entmastetet Corvette ward in's Schlepptau genommen und zusammt dem Kauffahrer nach Corfu gebracht. Pellegrin genas langsam, so daß er erst, als die Fregatte schon längst wieder vor Venedig lag, daran denken konnte, sich seinem Sieger vorzustellen, um in ihm denjenigen kennen zu lernen, dessen Schwerdthieb ihn zu Boden gestreckt hatte. Er erfuhr, daß der Capitain selbst sein Gegner gewesen sey; aber wie groß war sein Erstaunen, als er beim Eintreten in dessen Zimmer — Jaromar wieder erkannte.

Die Scene im Garten trat vor Pellegrins Auge, und er wußte nicht, mit welchen Gesinnungen Anastasiens Bruder vor ihm stände. Allein dieser reichte ihm freundschaftlich die Hand. „Als streitende Knaben" — redete ihn Jaromar mild an — „trennte man uns — als kämpfende Männer finden wir uns wieder, und da sey Gott vor, daß irgend etwas aufs Neue störend zwischen uns trete. Ich weiß Eure Geschichte; Ihr habt Eure Schuld als ein Christ gebüßt, und im Kampfe

Euch als ein ehrenwerther Degen gezeigt. Meine vollkommene Achtung iſt Euch gewiß, erlaubt mir Euch auch meiner innigen Freundſchaft zu verſichern. Ihr wurdet mein Gefangener und ſeyd, wie es ſich von ſelbſt verſteht, frei. Hätte ich Euch aufzufinden gewußt, ſo würde ich Euch früher die wichtigen Aufſchlüſſe mitgetheilt haben, die mir mein Vater auf dem Sterbebette anvertraute, und die uns ſo eng mit einander verknüpfen. Vernehmt denn die Euerm Herzen gewiß wohlthätige Kunde, daß Ihr Ottocani's Neffe, Anaſtaſiens Bruder, ſeyd.

„Iſt's möglich" — rief Pellegrin von den widerſprechendſten Empfindungen beſtürmt — „Anaſtaſiens Bruder?"

„Nicht anders" — verſetzte Jaromar. — „Ich erkläre Euch den Zuſammenhang ſogleich.

„Ottocani und Marcello, auf Reiſen bekannt und innige Freunde geworden, hatten ſich verſprochen, daß nichts ſie trennen ſolle, und ſo betraten ſie gemeinſchaftlich das väterliche Haus, in welchem Marcello bald wie ein Glied der Familie behandelt wurde. Ottocani bemerkte und begünſtigte Maria's, ſeiner Schweſter, und Marcello's Liebe, aber er kannte auch des Vaters unbeugſamen Stolz. Er nahm einen Schwur vom Freunde

keine Schande über die Familie zu bringen, und den Tod des hochbejahrten Greises zu erwarten, der nicht entfernt seyn konnte. Marcello, voller Sehnsucht nach Mariens Besitz, und besorgend, der feindliche Alte möchte durch testamentliche Verfügungen seinen Wünschen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, entfloh, trotz geleisteten Schwures, mit der Geliebten, die seine Gattin geworden war. Dieser Schritt trennte die vieljährige Freundschaft zwischen den beiden Männern, und lud des Vaters Fluch auf Mariens Haupt. Um diesen zu versöhnen, kam sie nach zweyjähriger Entfernung mit ihrem ersten Kinde — es war Anastasie — nach Ungarn und warf sich dem zürnenden Greise zu Füßen, ihn um Widerruf beschwörend. Der Magnatenstolz mußte dem Vatergefühle weichen. Dennoch verlangte er als Buße, Anastie solle in Ungarn bleiben, mit seinen Enkeln erzogen werden, seinen Namen führen und nie ihre Herkunft erfahren. Marie unterwarf sich und reiste allein zurück. Das unglückliche Ende Marcello's griff ihre durch Gram geschwächte Gesundheit so sehr an, daß sie Eure Geburt nicht zu überstehn vermochte. Sie starb.

Auf einer Reise, die nach vielen Jahren mein Vater mit mir und Anastasien nach Deutschland

unternahm, um ſich über den Tod meiner Mutter zu zerſtreuen, traf es ſich, daß er mit Theodor in dem Hauſe eines ehemaligen Waffengefährten zuſammentraf. Die beiden Männer verſtändigten ſich bald. Um Marien's Gedächtniß nicht zu kränken und Euch durch die Entdeckung nicht in ein Verhältniß herüberzureißen, zu dem, um es mit Glanz und Würde zu behaupten, es Euch an Mitteln, Erziehung und Verbindungen fehlte, beſchloſſen ſie das Geheimniß in ihren Herzen zu verbergen. Eben ſo klug nannten ſie Eure Liebe zu Anaſtaſien, ſo wie unſern Zweikampf, obſchon er mir bald das Leben gekoſtet hätte, eine nicht zu beachtende Knabenſpielerei.

Um die ſonderbaren Launen des Zufalls unſchädlich zu machen, entdeckte mein Vater Malberghi'n das Geheimniß, ſobald er erfuhr, daß ihr in deſſen Hauſe lebtet. Wahrſcheinlich verhinderte nur deſſen Stolz ihn, gegen Euch davon Gebrauch zu machen. Seine Ehe blieb kinderlos. Dieſes, und der Umſtand, daß ihm eine beträchtliche Succeſſion in Italien zufiel, gab den Vorwand ſich von Anaſtaſien trennen zu laſſen, obſchon ich geneigter bin, den wahren Grund in Malberghi's Ehrgeiz zu ſuchen, der durch dieſe Verbindung weniger, als er es hoffte, befriedigt worden

war. Anaſtaſie, die durch ihn kein höheres Glück hatte kennen lernen, gab ihre Einwilligung leicht, und ihm gelang es durch ſeine Verbindungen, nächſt der Scheidung, ſich auch noch die Vergünſtigung zu anderweitigem Bündniß zu verſchaffen. Jetzt iſt er der Gemahl der Herzogin Pescara, durch deren Credit er in's Miniſterium getreten, auch für ſeine Familie den Herzogstitel zu erwerben Hoffnung hat.

Während dieſer Begebenheiten war mein Vater geſtorben, ich in venetianiſche Seedienſte getreten, und demnach unvermögend etwas in der Sache zu hindern, was auch wahrſcheinlich zwecklos geweſen wäre. Aber Anaſtaſien, die mit dieſen Ereigniſſen mir auch Euer Schickſal, Eure Entfernung von Madrid, und ihre zärtliche Beſorgniß um Euch, den man längſt verſchollen glaubte, entdeckte, durfte ich mit der Nachricht erquicken, daß der geliebte Pellegrin ihr Bruder ſey. Mit Vergnügen übernahm ich das Comando einer Expedition gegen die Corſaren, weil mir ahnete, daß ich in dieſen Meeren Euch wiederſehen würde. Leider mußte ich noch ſo ſpät, anſtatt Euch als Befreier zu begegnen, Euch unter einer Flagge treffen, mit der die Republik Krieg hat, mußte Euch erſt zum Tode verwunden, ehe es mir vergönnt ward Euch als Bruder zu umarmen!" —

„Dank Eurer edeln Klinge“ — entgegnete Pellegrin — „ſie traf mich zum Leben. Genau die Stelle, an der ſonſt jene fürchterliche Bezeichnung erſchien, fühle ich durchſchnitten, und dieſe Narbe iſt mir von ſeeliger Vorbedeutung. Meine Schuld iſt gelöſcht und ich werde künftig jenes fürchterlichen Richters nicht mehr bedürfen! Aber nun ſag, mein geliebter Bruder, wo wir Anaſtaſien finden, und laß mich an Deiner Hand vor ſie treten!“

„Leider darf ich das nicht, lieber Pellegrin, denn meine Pflicht verbietet mir Venedig zu verlaſſen. Anaſtaſie lebt in Deutſchland in ihrer und Deiner Geburtsſtadt, in der Congregation adlicher Frauen, unter dem Namen Ottocani, mit einer Freundin, die ſie unausſprechlich liebt. Vergönne mir aber alles Nöthige für Dich zu dieſer Reiſe zu beſorgen. Vielleicht bewilligt man mir nach einigen Monaten Urlaub, Euch zu beſuchen!“ —

Pellegrin fügte ſich Jaromars Wünſchen. Sehnſucht trieb ihn zur Eile, er reiſte ſchnell und ward nach einigen Tagen gegen Abend ſeiner Vaterſtadt anſichtig. Wie ſchlug ſein Herz bei dieſem Anblick! Er eilte nach dem Kloſter. Auf ſeine Angabe „er ſey der Bruder der Gräfin Ottocani,“ hieß ihn die Pförtnerin verziehen. Nach einigen

Augenblicken kehrte ſie in Begleitung einer ſchwarz gekleideten Dame zurück. „Folgt dieſer" ſagte die Pförtnerin. Die Dame winkte, Pellegrin gehorchte ſchweigend. Sie führte ihn in die Kirche, die von unzähligen Kerzen erleuchtet war. Vor dem Altare ſtand ein Sarg — „Um Gott" rief der bange Pellegrin ſeiner Führerin zu — „was werd' ich erfahren?" — „Memento mori" ſchluchzte die Verhüllte, indem ſie ihm zu ſchweigen winkte. Jetzt nahte in zahlreicher Proceſſion der Clerus, man hob den Deckel vom Sarge, Pellegrin warf einen Blick dorthin — „Gott, meine Ahnung" — rief er aus, von Schmerz und Schreck überwältigt, auf die Knie ſinkend. Im Sarge ruhte lang und bleich, doch himmliſch ſchön — Anaſtaſie, die vor einigen Tagen entſchlummert, hier zur Ruhe gebracht ward. Engelmilde und engliſcher Friede lag auf dem unbeſchreiblich holden Antlitz. Kein Todeskampf — man ſahe es der edlen Bildung an, hatte den Lebensfaden gewaltſam zerriſſen, ein Hauch von jenſeits hatte die ſtille Flamme verlöſcht, die nun ſchon wieder zu ewigem Leuchten angeglommen war.

Der Chor begann in tiefen, ernſthaften Tönen das Todtenamt. Pellegrin vernahm die erſten Klänge, dann verſank er in andächtige Wehmuth.

Die Geiſtlichen mußten ihn aus ſeiner Abweſenheit erwecken, weil man den Sarg in die Gruft laſſen wollte. — „Noch einmahl nur" — rief er — „laßt mich die Hand an die Lippen drücken, die beſtimmt war, durch die reinſte Liebe mein ganzes Leben zu verſüßen!" Bald ſanken die irdiſchen Ueberreſte hinab, ſchon deckten ſie die darauf geworfenen Erdſchollen. Als nun alle, auch Pellegrin, dem frommen Brauch zu Folge, eine Hand voll Erde mit dem Seufzer um fröhliche Auferſtehung auf das Grab geworfen, erhob er ſich mit den Worten „nun liebt mich Niemand mehr!" — „Doch" — antwortete eine weibliche Stimme, wobei er ſich ſanft an der Hand gefaßt fühlte. Pellegrin ſah um ſich, es war Pilarita. — „Gott, Donna Maria Ihr, an dieſer Stelle?" — „Folgt mir in mein Gemach, dort erfahrt Ihr mein Schickſal, und auch, was ich Euch Tröſtendes zu ſagen habe, ſo hart es meinem Herzen fallen mag. Beide verließen das Grab und gingen nach Pilarita's Wohnung im Kloſter. Pellegrin vernahm hier, daß Rodriguez — was ſeine Schweſter nicht geahnet hatte — wirklich ein heimlicher Jude geblieben, und Zuſammenkünfte in ſeinem Hauſe veranſtaltet hatte. Von der Inquiſition war ihm im erſten Urtheil das Leben abgeſprochen,

die Sentenz aber durch Milderung in Landesverweisung und Einziehung seines Vermögens verwandelt worden. Rodriguez ging nach Wien, wo er aber bald starb. Seine Schwester lernte hier Anastasien kennen und lieben. Sie wurden einander unentbehrlich und Pilarita begleitete Anastasien nach ihrer Vaterstadt, wo sie mit ihr zugleich als Laienschwester ein still erbauliches Leben im Kloster führte.

Pellegrin athmete freier, als dieser Bericht Rodriguez Mord von seiner Seele wälzte, aber ein tiefer Schmerz um Anastasiens Verlust, die herzliche Verachtung alles Irdischen und ein kräftiger Aufschwung nach Oben führten ihn auf die so lang vergessene Kunst zurück. Die ersten Klänge an Anastasiens Sarge hatten, wie einst Davids Harfe die bösen Geister Sauls, so auch aus ihm die bösen Geister der Verzweiflung, thatenloser Schwermuth und unmännlichen Zergehens, verscheucht. Die Kunst bot ihm ein Mittel seinen Schmerz auf eine schöne und dauernde Weise zu verweigern, indem sie ihm zugleich eine würdige Beschäftigung anwies; angemessener seiner Eigenthümlichkeit als das mühsame, unerfreuliche Beginnen die Arzneikunde zu studieren, wozu er an Jahren zu weit vorgerückt war.

Er hielt um die erledigte Stelle des Kapellmeisters

an demſelben Dome an, in dem ſeine Mutter in der Vigil des Weihnachtsfeſtes vor ſeiner Geburt gebetet. Hier ward ihm die reine Freude durch kunſtgemäße und ſeelenvolle Melodieen der Gläubigen zu hoher Andacht zu erwecken, und alljährlich in der Kirche der Congregation Anaſtaſiens Todtenfeier mit einem von ihm dazu geſchriebenen Requiem zu begehen. Auch Theodoſius Anblick ward ihm gewährt. Oft beſuchte er dieſen ehrwürdigen, ſilberhaarigen Greis in dem Kloſter vor der Stadt, in welchem er erzogen worden. Sein alter Freund und Lehrer billigte von ganzer Seele den Beruf, welchen ſein Zögling nach einem ſo ſchickſalsvollen Leben erwählt hatte. So hoch Theodos auch in Jahren vorgerückt war, ſo war ihm doch beſchieden Pellegrin die Augen zuzudrücken, obſchon der Lauf der Natur das Gegentheil verlangt hätte. Sein im Mark verletztes Leben erloſch plötzlich, als er einſt, in Pilarita's und des Abtes Geſellſchaft, in ernſter Betrachtung das letzte Bild ſeines Vaters, die Ruhe auf der Flucht, ſchweigend bewunderte. Pilarita nahm den Schleier. Pellegrin überlebte ſein Künſtlerruhm und das tiefſte Bedauern ſeiner Freunde, daß ihm, dem ſo vielfach vom Himmel Begünſtigten, ſein eigentlicher Beruf zum Künſtler nicht früher hatte klar werden ſollen. —

Selbſtbiographie einer kalabreſiſchen Tanne.

Tief in den dunkeln Waldthälern Kalabriens entkeimte ich dem weichen Mooſe. Vom blauen Himmel angelächelt, vom heiſſen Sirocc durchweht, war ich im Verlauf ſo manchen Menſchenalters zur Zierde des Forſtes herangewachſen. Keiner meiner Brüder im weiten Revier durfte ſich an Höhe und Umfang mit mir vergleichen. Ich gewann ſo ſehr an Anſehn, daß unter meinen Zweigen der Sammelplatz der ganzen Gegend in den verſchiedenſten Angelegenheiten gewählt ward. Wie oft vereinigten ſich die Väter des Landvolkes hier, wenn neue Auflagen harter Grundherrn einer Gegenvorſtellung bedurften! Wie oft ſah ich des Freyherrn von Roccadura glänzenden Jagdtroß hier verweilen!

Wie oft kamen die Hirten des Thales mit ihren Zampognen in meine Schatten, um hier die Hymnen an die heilige Jungfrau einzuüben, die ſie denn an hohen Feſten vor der ſchönen Tereſina, des Freyherrn-Tochter, auf dem großen Schloßplatze abſangen! *) — Der alte Roccadura war weit und breit, ſeiner Bedrückungen und Räubereyen wegen, gehaßt. Einſt hatte ſein Nachbar und zukünftiger Schwiegerſohn es gewaagt, ihm deshalb ernſtliche Vorſtellungen zu machen, und — weil er dieſe mit Spott erwiederte — ihm zu drohn, daß er den Unterdrückten beyſtehn werde. Der Freyherr war in die entſetzlichſte Wuth gerathen, hatte ſein Verſprechen, dem Grafen die Tochter zu geben, widerrufen, und ihm gedroht, daß, wenn er ſich je auf Roccadura ſehen ließe, er die Burg nicht lebendig wieder verlaſſen ſollte. Alle Bitten, Vorſtellungen Monterosa's, ja ſelbſt ſein Erbieten die edelſte Aufwallung mit einem Löſegeld zu büßen, damit ihm nur die Hoffnung auf Tereſina's Beſitz bliebe, waren vergebens. Schwermüthig, ſichtlich

*) Noch heutiges Tages kommen die kalabreſiſchen Hirten mit ihren Zampognen (Dudelſäcken) bis nach Neapel, in der Adventszeit, dort vor den Häuſern, ſo wie vor den Bildern und Statuen der heiligen Jungfrau, ihre orginellen Hymnen abſingend und abſpielend.

von Gram verzehrt, ſuchte der Unglückliche die tiefſten Waldesſchatten, um ſeinen Schmerz laut werden zu laſſen, und oft hörte ich ihn am Fuße meines Stammes in verzweiflungsvollen Liebesklagen ſich ergießen.

Einſt, als gerade ſich die Hirten am Vorabend von des Fräuleins Namensfeſte unter meinen Zweigen verſammelten, trat der Graf, mit gebräuntem Antlitz und im Pelzrocke eines Zampognaren unter ſie, folgende Worte ſprechend: „Freunde, Ihr alle kennt Monteroſa, wißt um meine Händel mit dem Freyherrn — denn Eure Rechte waren es ja, die ich vertrat. Um Euerntwillen habe ich die ſchon verſprochne Braut verloren, helft mir nun ſie wieder gewinnen, und unterſtützt meinen Plan. Ich gehe morgen mit Euch hinan aufs Schloß, weil mir ſichere Nachricht ward, daß der Freyherr abweſend iſt. Ich miſche mich unter Euch, bis uns das Fräulein zu ſingen gebietet. Dann trete ich vor und beſchwöre ſie in einem dazu gedichteten Liede, heut über drey Tage unter dieſem Baume bey Einbruch des Abends ſich einzufinden, wo ich ihrer warte, um mit ihr zu meiner Burg zu fliehn, wo uns des Prieſters Seegen verbindet. Bitten vermochten nichts über den Tyrannen, Gewalt würde an den Felſenſtirnen ſeiner trefflich be-

mannten und auf Jahre verſehnen Burg ſcheitern, es bleibt mir daher kein Mittel als — Liſt. Deshalb bitte ich um Euern Beyſtand, den ich mit reichem Gold zu lohnen verſpreche!“ — Monteroſa ward eben ſo allgemein geliebt, als Roccadura gehaßt, es bedurfte daher bey dem unverdorbnen Hirtenvolke keines Goldes, um es dieſem Vorhaben geneigt zu machen.

Es mußte Alles nach Wunſch gegangen ſeyn, Tereſina den Sänger erkannt und ſich ſeinem Wunſche gefügt haben, denn als der Abend des dritten Tages dunkelte und Monteroſa ſchon eine Stunde lang mit bangem Herzklopfen unter meinen Aeſten gelegen, erſchien das Fräulein unbegleitet am Berghang. Auf ihr bekannten Fußpfaden eilte ſie herab, eilig meinem Stamme zuſchreitend. Monteroſa ſprang hervor, beyde fielen ſich in die Arme, als plötzlich ein rauhes „Halt!“ — erſcholl und der Freyherr gezückten Schwertes dazwiſchentrat. Die Liebenden umfaßten ſeine Knie, Tereſina beſchwor ihn mit Thränen, ihr Glück nicht zu zertrümmern, Monteroſa betheuerte, daß nur des Freyherrn unbiegſame Härte ihn vermocht habe zur Liſt ſeine Zuflucht zu nehmen. „Legt mir“ — ſo rief der Jüngling — „legt mir eine Bedingung auf, ſo ſchwer Ihr wollt, ich führe ſie aus, nur gebt mir

Teresina und Euere Einwilligung zu unserm Bun, de!" — „Nie" — brüllte Roccadura — „nie gebe ich die. Ich verabscheue Euch und Euer Geschlecht; der unversöhnlichste Haß soll fortan unsre beyden Stämme trennen, und Fluch, untilgbarer Fluch dem, der sie je zu vereinigen sucht! Wenn dies Eisen" — er stieß eine Lanzenspitze tief in mein Holz, den Schaft abbrechend — „wieder von der Hand eines Roccadura herausgezogen wird, und dieser Baum ein Brautlied tönt, dann mögen sich unsre Stämme freundlich verzweigen, und dann" — setzte er höhnisch hinzu — „dann mag Teresina di Roccadura dem Grafen Monterosa die Hand als Gattin reichen!" — Mit diesen Worten faßte er nach der Tochter, allein der Graf vertrat ihm den Weg. „Euern Spott verlache ich, so wie Euern Fluch. Das Fräulein ist mein. Wehrt Euch, denn einer von uns kömmt nicht lebend vom Platze!" — Im Nu funkelten die Klingen hochgeschwungen im Mondenlicht. Haß und Wuth verliehen dem Vater, Liebe und Ehrgeiz dem Jüngling übermenschliche Kräfte. Lang kämpften sie mit wechselndem Glück, ohne auf des Fräuleins ängstliches Flehn zu hören. Endlich entschied sich der Sieg — für den Vater, und der Geliebte sank mit durchbohrter Brust zu Boden. Roccadura warf die ohn-

mächtige Tochter vor ſich aufs Roß, und jagte davon, ohne ſich um ſeinen blutenden Gegner zu kümmern. Ein alter Knappe, der dem Grafen gefolgt, bemühte ſich vergebens, ſeinem todtwunden Herrn beyzuſtehn. Todesnähe und Liebesſchmerz verwirrten dem Unglücklichen die Sinne, ſo daß er ſelbſt die unſchuldige Natur der Verrätherey gegen ihn anklagte, und voll Verzweiflungskraft meinen Stamm umklammernd, rief er mit fürchterlicher Stimme — „ſey verflucht, du ſtolzer Baum, Zeuge dieſer Unthat. Stirb langſam ab. Die Erde müſſe dich auswerfen, Feuer und Waſſer dich verfolgen, du von Pol zu Pol irren, zerſplittert, zerſpaltet, gemartert werden, und nicht eher das Ziel deiner ruhloſen Wandrungen finden, bis — bis — einſt —“ — Der Unglückliche verſtummte, mit ſeinem Herzblut ſeine Seele aushauchend. Ein pfeifender Wind ſauſte widerwärtig durch alle meine Zweige. Tief erſchüttert bebte ich von der Wurzel bis zum Wipfel, hoffend, die Verwünſchungen eines Wahnſinnigen würden ohne Kraft bleiben. Aber ich irrte ſchrecklich. Am andern Tag ward der Graf auf ſein Schloß gebracht. Beym erſten Ton der Glocken, die ihn zu Grabe läuteten, fühlte ich meinen höchſten Sproß verdorren. Monteroſa's Beſitzungen gingen an eine Seitenlinie über. Tere-

ſina welkte in einem Kloſter langſam dem Tode zu. Ihr Dahinſcheiden koſtete mir wieder einen Zweig. Langſam — wie es der Fluch wollte — ſtarb ich von der Spitze herunter ab. Nach hundert Jahren ſtand ich, wie ein Greis, mit kahler Scheitel. Die jüngern Bäume ſpotteten meiner mit leiſem Geflüſter und jeder Wandrer, der durch den Wald ſchritt, ſprach, mich betrachtend: „Schade um den herrlichen Baum. Der Himmel hat ihn gezeichnet!“ — So von Verwandten und Freunden gehöhnt, ſah ich Geſchlechter zu meinen Füßen entſtehn, blühn, reifen, welken. Eine dunkle, ſchauervolle Sage lief von mir unter dem Volke um. Niemand nahte mir, niemand mochte mich fällen. „Der ihn gezeichnet“ — flüſterten ſie leiſe — „wird ihn auch fällen!“ — Der Fluch des alten Freyherrn hatte indeß böſe Früchte getragen. Nur um ſich zu befehden, erblickten die Roccadura's ihre Nachbarn von Monteroſa. Giftiger Haß hielt ſie geſchieden. Die Urkunde, die jene Begebenheit enthielt, ward jedem Roccadura vorgeleſen, um Haß und Fluch deſto ſichrer auf die Nachwelt zu bringen. Indeſſen zerrütteten Bürgerkrieg und Partheyenzwiſt das ſchöne Land. Auch an meinem Stamme würgten ſich Bürger, ja Brüder. Die edelſten Geſchlechter verließen, theils willkührlich,

theils gezwungen ihre Stammſitze und wanderten aus. Die Herrn von Monteroſa zuerſt, ſpäter folgten die Roccadura's, die, im wechſelnden Kampfe alles verlierend, nichts bewahrten als ihren Haß. So zuckte in Fieberkrämpfen das edle Volk, deſſen Herrlichkeit, gleich der meinigen, von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr herabſank. Endlich — o entſetzliche Nacht, nie vergeſſ' ich dein — raſte der Sturm fürchterlicher als je durch des Waldes Wipfel, hoch auf ſchäumte das Meer, als wollte es ſeine Ufer verſchlingen, ein dumpfes, donnerähnliches Gebrüll dröhnte aus unterirdiſchen Grüften, — die Erde bebte — borſt — Flammen ſchoſſen empor und plötzlich aus allen Wurzeln geriſſen, ſchmetterte ich mit fürchterlichem Gekrach zu Boden. In dumpfer Betäubung lag ich da, — ein Menſchenalter hindurch — erwartend, daß die Flamme mich verzehren würde. Allein mein Geſchick war noch nicht erfüllt. Die Erde bebte nicht mehr. Aetna und Veſuv warfen ihre Gluten aus und erwärmten den Boden zu neuer Fruchtbarkeit. Im Lande war Friede; und überall bemühte man ſich die Spuren des langen Kampfes zu vertilgen. Blühende Fluren lohnten den Fleiß ihrer Beſteller, Handel und Verkehr flaggten mit bunten Wimpeln in allen Häfen. Tauſend geſchäftige Aexte blinkten auf den

Werften. Da kam eines Tages der Beſitzer der Roccadura'ſchen Güter — das Schloß lag längſt in Trümmern — ein reicher Pächter, von mehrern Männern begleitet, in den Wald. Ich vernahm, daß man einen Maſt zu dem prächtigen Schiff ſuche, das eine Geſellſchaft reicher Kaufleute erbaue. „Dieſer hier" — rief der Pächter, auf mich deutend — „wär' wohl Euer Kauf; allein eine alte Sage erzählt, daß der Fluch eines Sterbenden darauf hafte — „Poſſen — rief der Schiffsbaumeiſter — „wir halten es mit den Lebenden. Iſt er nur innerlich geſund, ſo nehme ich den Stamm ſogleich!" — Er winkte, alle ſtürzten mit Aexten auf mich los, man prüfte mit ſcharfen Hieben meinen Kern, und fand bald, daß das harzdurchwachſene Gewebe Jahrhunderte lang der Fäulniß widerſtanden haben würde. Nicht genug konnten ſich die Männer wundern, daß gerade ich, mit ſo ungeheuern Wurzeln, im Herzen des Waldes, hatte umſtürzen müſſen! — Der Handel ward indeß abgeſchloſſen. In wenig Tagen war ich von Rinde und Aeſten entkleidet, mit Ketten umgürtet, mit Hebeln und Winden auf einen Wagen gehoben, von ſechs rothäugigen Büffeln auf die Werfte gebracht und dort zu einem Hauptmaſt zugerichtet.

Nach einigen Monaten lief die Speranza

— ſo hieß das neue Schiff — am Geburtsfeſte des Patrons, bey Tage mit hundert farbigen Flaggen geſchmückt, bey Nacht von hundert bunten Laternen erleuchtet, unter dem Donner des Geſchützes vom Stapel. Das glückwünſchende Hurrah einer zahlloſen Volksmenge rufte das Echo dieſſeits und jenſeits des Faro wach. Das Meer war ruhig und der Himmel wolkenfrey. Unſre Fahrt ging nach Frankreich. Anfangs gab alles die beſten Hoffnungen. Allein wie hätte ein Schiff, dem ich zum Hauptmaſte diente, Glück haben können! Wir hatten kaum die Meerenge von Gibraltar hinter uns, als ſich der Himmel bedeckte und bald ein fürchterlicher Sturm losbrach. Vergebens waren alle Kräfte des Schiffsvolkes, vergebens alle Geſchicklichkeit des Steuermannes. Mich wollte der Schickſalsdämon, der ſich in's düſtre Gewand des Seeſturmes verkappt hatte; und in der That dauerte es nicht lange, ſo ſchrie alles — „den Hauptmaſt gekappt, ſonſt ſind wir verloren!“ — Es geſchah, eine ungeheure Welle ſchleuderte mich in eine Strömung, deren raſende Wirbel nach Norden trieben; der Sturm ſchwieg, die Wellen ebneten ſich und das gedrängte Schiffsvolk konnte in einen ſichern Hafen einlaufen.

Indeſſen flutete ich, von neidiſchen Klippen

zerstoßen und aller Zierrath von Flagge und Tauwerk beraubt, ein schlechtes Treibholz, von rauhen Winden getrieben, dem eisigen Norden zu. Welch ein Anblick ward mir hier! Vielfach gezackte, spiegelhelle und spiegelglatte Eisberge schwammen an mir vorüber, und so wie ich mich dem Strande näherte, sah ich mich von Männern umringt, die, in Pelze gehüllt, auf Stahlschuhen pfeilschnell daherglitten. Trotz meines schlechten Anschns blieb ich nicht unbemerkt. Vergebens zertrümmerte ich, was mir von Eisschollen zu nahe kam, um mich frey zu machen, — in der Hoffnung, wenn ich nur erst die hohe See erreichte, doch einst, sollte ich auch die Erde umschiffen müssen, wieder in meinem Vaterlande anzulangen. Aber vergebens, — der Widerstand war zu groß. Man stürzte auf mich los, schlug Klammern ein, zog Seile durch, an die man Pferde spannte, und schleppte mich an's Land. Hier erblickte ich stammverwandte Fichtenwälder; allein von der Last kältenden Schnees gegen den Boden geneigt, wagten sie nur mit dumpfen Rauschen ihre Theilnahme auszusprechen. Eben so heimlich stimmten die Bäche, die der scharfe Frost in krystallne Fesseln geschlagen, mit leisem Gemurmel ein. Eine laut, in rauhklingender Sprache redende Menge berathschlagte über mein

Schickſal. Man beſah die Wunden genau, die mir die ſcharfen Klippen geſchlagen, zuckte die Achſeln, und ward endlich einig mich an den Meiſtbietenden zu verkaufen. So ward ich das Eigenthum eines Tiſchlers, der mich auf der Stelle in mehrere Theile zerſtückte, und nach ſeiner von ſchwefelichtem Steinkohlendampf geſchwärzten Wohnung brachte. Hier ward ich in einen umgitterten engen Raum gebracht, wo ich in cimmeriſch dunkeln und langen Nächten, von Froſt gequält, laute Schmerzenstöne von mir gab. Der Unmenſch in ſpitzer weißer Schlafmütze, grünen Schürze, den Hobel in der Hand, lachte jedesmal, wenn er mich klagen hörte: „ja, krache und kniſtre du nur, das bischen Waſſer wird bald herausſeyn, und dann nehme ich dich in die Arbeit!“ — Ja der That, nach ſechs oder acht Monaten, als der Schnee ſchmolz, das Eis fortging, und — was ich nie in dieſer hyperboräiſchen Zone erwartet hätte — ſogar Blumen blühten, erfüllte mein Tyrann ſeine Drohung, ſchraubte, preßte, und beſtieß mich mit ſcharfen Eiſen. Bey jedem langen, feinen Spahn, den er von mir nahm, rief er entzückt: „Welch zartes, feines Holz! Wahrhaftig, beynah Schade, daß du nichts beſſers als eine Bettſtelle werden ſollſt!“ — Das alſo war meine Beſtimmung, und nur

ſtand bevor, daß irgend ein gemeiner Kerl mich erſtehn, mit plumpen Gliedern ſich auf mich werfen, und mit peſtilenzialiſchem Tabacksgeſtank den balſamiſchen Harzgeruch meines Holzes verdrängen würde!

Ich ſtand nun ſchon einige Monate, mit glänzender Farbe überzogen, geglättet in der Werkſtatt, ſtillergeben mein Schickſal erwartend. Eines Tages trat ein junger, blaſſer, magrer Mann, mit eingefallnen Wangen, aber ſehr lebhaften Augen, in einem Rock, deſſen verblichnes Colorit zwiſchen Schwarz und Grau ſchwankte, ein, und frug nach einer fertigen Bettſtelle. Der Meiſter nahm die verhüllende Decke von mir, lobte mich durch alle Prädicamente und ſetzte hinzu, es ſey eigentlich Schade um mein feines, weißes Holz. Ich ſey als Treibholz hier angeſchwommen und höchſtwahrſcheinlich in Italien gewachſen. „Herrlich, herrlich, höchſtpoetiſch" — rief der blaſſe Mann — „und für mich ganz entſcheidend. Wenn hätte je ein Dichter ein romantiſcheres Lager gehabt! Wer weiß, du ehrliches Holz, welche reizende italiſche Huldgeſtalten unter deinem Schatten getanzt haben, als du noch, ein ſtattlicher Baum, in Heſperiens Wäldern grünteſt!" — Gern hätte ich ihm meinen Beyfall zu erkennen gegeben, allein in des

Tischlers einem Gewahrsam war mir die Stimme ganz eingetrocknet. Der Dichter frug nach dem Preis, handelte lange und zog endlich einen Beutel, in dessen Falten und Runzeln ein halbes hundert Dublonen Platz gehabt hätten. Nach langem Schütteln und Rütteln fielen indessen kaum die wenigen Thaler heraus, die man für mich verlangte. Voll Ungeduld erwartete ich die Stunde, wo mich der Dichter in sein Haus bringen würde, das ich mir, wenn auch nicht als einen Pallast, doch als eine höchst bequeme, heitre Wohnung vorstellte. Wie groß war meine Verwunderung, als der Träger, dem man mich anvertraute, mich auf immer dunkler werdenden Treppen, nach allen Seiten mich wendend und stürzend, so hoch hinaufstrug, als sollte ich im Schornsteine Platz finden. Endlich erschloß sich ein kleines Gemach, das mit Papierschnitzeln bestreut und wohl in einem Jahre nicht gefegt noch aufgeräumt worden war. Bücher lagen umher, in einer Mauervertiefung standen die Reste einer kärglichen Mahlzeit. Auf dem Tisch ein niedergebranntes Licht und eine Flasche — Wasser. Unter unzähligen aufgeschichteten Papieren erblickte ich ein's mit der Aufschrift — „die Gefahren des Reichthums, eine Ode." — Ich weiß nicht, ob es Bewunderung oder Mitleid war, die mir hier einen

Seufzer auspreſste. Indeſſen muß ich dem Manne die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß er ein ächter Dichter war — das heißt, die Fähigkeit beſaß, ſich mit der gröſsten Lebhaftigkeit in die ihm, wenigſtens jetzt, völlig fremden Zuſtände von Liebesglück, Wohlſeyn und Behaglichkeit zu verſetzen, und von Sonne und Wonne, lauer Luft und Blütenduft zu ſchwatzen, als ob er unter Myrtenſträuchen im Schatten einer kalabreſiſchen Felswand ſäße. Immer heiter, immer zufrieden, entſchlüpfte ihm ſelbſt gegen ſeinen unbilligſten Recenſenten ſelten ein bitteres Wort. Mit komiſchem Pathos rief er oft aus, wenn er ſich Abends auf mich niederſtreckte — „O wenn es ſchon gefordert werden kann, daß der Beurtheiler ſich zu dem geiſtigen Wärmegrad des Dichters erhebe, wie vielmehr könnte man verlangen, daß er ſich auch in den phyſiſchen Kältegrad eines um Weihnachten ungeheizten Zimmers verſetzen möge. Gewiß würde ihm dann manche Stanze bewundernswürdig warm erſcheinen, die er in ſeinem wohlgeheizten Zimmer für froſtig erklärt!“ — Indeſſen ſollte mein Aufenthalt bey dem Dichter doch nicht ohne Grazie bleiben. Nach einigen Monaten hörte ich ihn die Treppen heraufſteigen, ein weiblicher Fuß, wie ich aus den kurzen ſchnellen Schritten ſchließen

mußte — trippelte neben ihm. Ich hatte recht gerathen. „Sieh, mein geliebtes Lottchen" — redete er ein allerliebstes, braunlockiges, braunäugiges Mädchen an — „hier in diesem Käfig, dem Himmel bedeutend näher als der Erde, lebt, liebt und singt dich dein Dichter!" — Lottchen sah sich mit einem sauersüßen Gesichtchen um, als ob sie dem Sänger wohl den Käfig, der Besungenen aber einen bequemern Raum gewünscht hätte. „Indeß" — fehlte der Dichter hinzu — das ist nur vorübergehend. Sieh hier" — er zog ein Papier aus dem Busen — „die Bestallung als Bibliothekar eines freygebigen, reichen Grafen, die ich in sechs Monaten antrete. Du bist eine Waise, von hartherzigen Verwandten gedrückt, und wirst daher deinem Freunde zu Liebe wohl ein paar Monate hier aushalten können!" — Die Aussicht auf die Bibliothekarsstelle schien Lottchen zu beruhigen. Sie umarmte den Dichter — „in's Himmels Namen denn. Aber lächeln muß ich, daß unter diesem lustigen Dache mich der morgende Tag als Deine Gattin begrüßen soll!" Damit warf sie auf das Hausgeräthe des Dichters einen prüfenden Blick, der nur auf mir etwas länger haften blieb. Er versicherte dagegen, er habe schon einige größere Arbeiten daliegen, durch deren Lectüre er sie des Abends und des Morgens

zu erwärmen hoffe. Lottchen lächelte ungläubig, und hüpfte davon, kam aber des Abends an des Dichters Arme freundlicher wieder. Ein nicht unbeträchtliches Buchhändlerhonorar war eingegangen, und gab die Aussicht die Frist bis zum Antritt des Bibliothekaramtes leidlich ertragen zu können, und so ward auch sogleich für eine Abendmahlzeit Sorge getragen, die an Lottchens Erwärmung einen bedeutendern Antheil haben mochte, als die verheißne Lectüre.

Lottchen wußte sich so einzurichten und mit dem sanften Scepter der Liebe so unumschränkt zu herrschen, daß ich nach Verlauf eines Monats von ihrer schönen Last allein gedrückt wurde. Der Dichter schlief auf einem, jeden Abend flüchtig bereiteten Lager zu ihren Füßen. Auch besinne ich mich, aus ihrem Munde manches Prädicat gegen ihren Mann vernommen zu haben, worauf er wohl Mühe haben mochte einen Reim zu finden. Mit einem Wort, der gute Mann hatte sich in seiner Wahl betrogen. Lottchen, unter harten Menschen hart geworden, hatte nichts Liebenswürdiges als ihre Außenseite und trieb den Gatten durch ihre Launen so in die Enge, daß ihm der Reim „Sorgen von Abend bis Morgen" nur zu geläufig ward. Eines Tages hatte Lottchen sich in der bestimmten

Voraussetzung, ihr Mann, der von einer Buchhändlerconferenz spät zu Haus kommen sollte, werde schon nach Feuer und Licht sehen — das ihrige brennen lassen, und sich niedergelegt. Ein Windstoß mochte es umgeworfen haben, und die Flamme fraß sich begierig in den aufgehäuften Papieren fort. Ein ungeheurer Lärm erweckte die Schläferin, die kaum Zeit hatte sich zu retten. Inzwischen ward man des Feuers dennoch Meister, ja, sogar einige Mobilien, unter denen ich, wurden herausgeschafft, aber in unbesonnener Eil auf die Straße hinuntergeworfen. Mit Schrecken erfuhr der herbeveilende Dichter, was geschehn, daß alle seine Papiere verbrannt und nur Lottchen gerettet sey. Indessen hatte der Graf, sein künftiger Principal, von dem Unglück gehört, und sogleich Anstalten getroffen, den Heimathlosen auf die gräflichen Güter zu seiner Bestimmung abgehn zu lassen. Gern überließ mein Herr mich und das zertrümmerte Mobiliare dem Wirth als eine Art von Schadenersatz.

Vom Feuer war ich zwar diesmal verschont geblieben, desto schlimmer aber hatte mir das Wasser mitgespielt, das man in Strömen aus Spritzen, Schläuchen und Sturmfässern in die Dach-

kammer geleitet hatte. Bey den ersten warmen Frühlingstagen gebot daher der Hauswirth, was von mir noch ganz geblieben, an die Luft zum Trocknen zu bringen. Die Fluthen hatten allen gelehrten Staub, den ich in der Dichterwohnung in mich gesogen, rein abgewaschen. Hier, im Angesicht des blauen Himmels, von lauer Luft angeweht, die aufs Neue Sehnsucht nach dem Vaterlande in mir aufregte, trocknete ich bald, und die glänzende Weiße, das gradlinige, paralellaufende Gefüge meiner Adern mußten jedem Kenner die ausländische Herkunft verrathen. Gewiß war der große, silberhaarige Greis mit den tiefliegenden, schwarzen Augen, der mit breitem, herabhängendem runden Hute, scharlachrothem, malerisch über die Schulter geworfnem Mantel, mehreremal halb singend, halb recitirend bey mir vorübergegangen, mich genau besehn, befühlt, berochen hatte — ein Solcher. Er kam nach einem Weilchen zurück und trat in's Haus. „Guten Morgen, guten Morgen, Herr Hofinstrumentmacher Steinhardt" — rief ihm der Wirth zu — „ey, was führt Sie denn einmal in mein Haus?" — Der Alte erwiederte, indem er ein Fläschgen hervorzog und den Pfropf lüftete, er habe da einen trefflichen Lackfirniß gekauft, den er ihm, als einem Kenner, wolle kosten lassen. „Hä, hä" — schmunzelte der Wirth, als

er den feinen Extract gekoſtet — „Das iſt ja ein ganz koſtbarer Lackfirniß der!“ —

Der alte Inſtrumentmacher ſchenkte dem Wirthe noch einmal ein, und rückte dann mit der Bitte vor, ihm doch die zerſtoßnen Bretter und Bettpfoſten, die da am Spalier lehnten, abzulaſſen, weil ſie ihm ein feines Holz zu enthalten ſchienen. Anfangs machte der Wirth Schwierigkeiten, nannte aber zuletzt doch einen Preis, wogegen Steinhardt ſeufzte und ſchwur, daß er das nie an dem Holze verdienen könne. Endlich wurden ſie doch handelseins, und als mich der Alte fortſchaffen ließ, rief ihm der Wirth nach: „damit Ihr ſeht, Steinhardt, daß ich nicht karg bin, will ich Euch noch mit der Kunde beſchenken, daß das Holz dieſes Bettgeſtells als Treibholz aus Italien hier angeſchwommen iſt. So hat mir der Dichter, der es beſaß und von dem Verfertiger gekauft, hundertmal erzählt!“

„Ja, ja“ — erwiederte der Alte, ſcheinbar gleichgültig, ſetzte aber leis hinzu: „Beſtie, das ſah ich wohl auf den erſten Blick, ſonſt würde ich es nicht ſo theuer bezahlt haben!“ — Er brachte mich in ſeine Werkſtatt, verglich mich mit mehrern Tafeln ſeinen Tannenholzes, die er zugerichtet hatte, überzeugte ſich aber bald, wie unendlich weit ich alle an Feinheit und Weiße übertreffe.

„Nun wohl, mein edler Landsmann — redete er mich pathetisch an — „so sollst du denn auch der Triumph meiner Kunst, und zu einer Laute umgeschaffen werden, wie die nordischen Bären sie hier zu Lande gewiß nie gehört haben. Dafür steht dir der alte Roccadura!" O, wie süß klang dieser Name mir durch alle Fibern und wie gern hätte ich mein Entzücken dem Landsmanne zu erkennen gegeben! Indessen nahm er mich in die Arbeit, ich kam bald in die Presse, bald unter den Hobel; da er aber ununterbrochen italiänische Lieder dabey sang, unter denen ich manche heimische Weise wiedererkannte, so ertrug ich die Qual leichter. Nach einigen Tagen war aus meinen, am wenigsten beschädigten Theilen durch Trennen, Verstoßen, Leimen und Zusammenpressen eine Tafel von solcher Gleichheit, Feinheit und Weiße hervorgegangen, daß der Alte vor Freuden in die Hände schlug. Er zeichnete nun die Gestalt einer Laute in den schönsten Porportionen auf meine Fläche, schnitt sie aus, und suchte unter seinem Vorrath ein Stück des schönsten Ebenholzes, mit welchem die Rückseite des Instrumentes bekleidet werden sollte. „Möchtest du doch" — seufzte er manchmal dazwischen — „wenigstens an eine reizende Landsmännin kommen, so wäre mein Lieblings-

wunsch erfüllt. Denn ach, in den Händen einer Roccadura sehe ich dich doch nimmer mehr. Ich bin ja wohl der Letzte meines Stammes!" — Um meinem schlanken Bau mehr Festigkeit und Vibration zu geben, bedurfte es eines ziemlich starken Stäbchens, die Stimme — in Italien l'anima, die Seele — genannt. Des Alten Eigensinn verstattete ihm nicht ander Holz, als das Meinige dazu zu nehmen. Es sollte nun einmal alles italiänisch seyn. Unter meinen Trümmern fand sich eine ziemlich starke Eckpfoste, die einen recht schönen glatten Stab zu geben verhieß. Roccadura ergriff das Beil, um sie zu trennen — kräftig hieb er zu, das Stück sprang auseinander und zu seinen Füßen flog — die Lanzenspitze nieder, die vor dreihundert Jahren sein Urahnherr in meinen Stamm so tief hineingetrieben, daß sich die Wunde darüber geschlossen und mit der Zeit vernarbt hatte. Als hätte der Blitz den Alten getroffen, so stürzte ihm das Beil aus der Hand, er sank auf die Knie und rief, auf dem Eisen den Löwen des Roccadura'schen Wappenschildes anstarrend: „Misericordia divina!" — Der Fluch meines Ahnherrn ist gelöst. Die Hand eines fernen Enkels hat die Lanzenspitze wieder an's Licht gebracht, und der Baum, der sie verschloß, wird unter meinen Hän-

den Stimme gewinnen. Leider kann er nur kein Brautlied ertönen lassen, denn bald fahre ich Einsamer in die Grube, und die Monterosa's sind verloschen! Indessen will ich dennoch die Laute mit dem größten Fleiß vollenden. Das Wappen meines Geschlechts soll darauf prangen, inwendig die Lanzenspitze eingelegt werden, und wenn ich sterbe, vermache ich das Instrument dem Kloster der frommen Salesianerinnen hier nebenan. Da wird es lange von jungfräulichen Händen zu Gottes Ehre und meinem Gedächtniß geschlagen werden!" — Er that, wie er sagte, arbeitete Tag und Nacht, als ob es seiner Verklärung dadurch gälte, und nach einigen Wochen ging ich, eine wahre Augenweide und voll des silberweichsten Klanges, aus seinen Händen. Die Lanzenspitze, unverändert in ihrer Form, nur zu einer Lamelle verdünnt, war im Boden eingelegt und darum standen die Worte: Vincentius a Roccadura me fecit. Täglich kamen Musiker und Liebhaber, mich zu bewundern, auch mehrere Käufer fanden sich, allein der Alte erklärte, ich sey ihm um keinen Preis feil.

So hatte ich einige Jahre in einem Glasschranke hinter grünseidnen Vorhängen gelegen, als eines Tages eine alte Nonne von den Salesianerinnen, die hier eine Erziehungsanstalt hielten,

angetrippelt kam. Es war Schwester Rebecca, die Musikmeisterin des Klosters. Wenn zwey bejahrte Menschen, beyde Lobpreiser der vergangnen Zeit, zusammenkommen, so lassen sie ihrer Sprechlust freyen Lauf. Nachdem die Beyden wohl eine Stunde geplaudert hatten, fiel der Schwester erst ein, daß sie nach einer Laute fragen wollen. Roccadura gestand zwar ein, daß er solch ein Instrument fertig habe, allein das sey viel zu schön, um es beym Unterricht zu gebrauchen und bald dieser, bald jener unbedachtsamen Schülerin in die Hände zu geben. Schwester Rebecca entgegnete sehr lebhaft, es sey für eine Schülerin, die selbst als Meisterin gelten könne. „Das arme Kind — setzte sie, die Augen trocknend, hinzu — „hat in ihrem Unglück den einzigen Trost des Lautenschlagens!"

„Nun, was fehlt denn dem armen Dinge? — frug Roccadura — „gewiß eine Liebschaft?

„Du mein Gott, wir sind alle einmal jung gewesen, lieber Herr Steinhardt" — entgegnete Rebeccchen, und als sie mit dieser Phrase alle Schleusen ihrer Redseligkeit eröffnet hatte, strömte die Flut unaufhaltsam dahin. In einem Odem berichtete sie, daß, vor einem halben Jahre etwa, eine prächtige Equipage vor die Klosterpforte gefahren. Aus

dem Wagen sey ein bildschönes, junges Fräulein gestiegen, dem eine bejahrte Dame gefolgt. Die jüngere sey beym Anblick der hohen Gitterpforte und der dunkeln Kreuzgänge in ein lautes Schluchzen ausgebrochen. Beyde hätten bey der Frau Aebtissin eine lange Audienz gehabt; endlich habe man Schwester Rebecca rufen lassen und ihr die junge Dame als die neue Pensionairin Gräfin Therese vorgestellt, die ihrer speciellen Aufsicht empfohlen werde. Sie habe das Werk mit Freuden begonnen, und könne nicht genug das gute Herz der bildschönen Therese rühmen. Aber auch ihr Vertrauen besitze sie ganz und gar; denn aus ihrem eignen Munde wisse sie, daß sie einen reichen, liebenswürdigen Grafen zum Geliebten habe, der nur seine Volljährigkeit erwartet, um sich mit ihr zu verbinden. Als er aber diese erlangt, haben sich im väterlichen Nachlaß Papiere, an den Erben überschrieben, vorgefunden, aus welchen sich ergeben, daß von alter Zeit her die Familie des Grafen mit der der Braut in offner Feindschaft gelebt und sogar einen schweren, noch nicht gelösten Fluch darauf gelegt, wenn ihre Nachkommen je auf den Gedanken kämen, sich unter einander verbinden zu wollen. —

„Um aller Heiligen willen — unterbrach Rec-

cadura die Schweſter in höchſter Bewegung — „was erzählt Ihr da?

„Die Wahrheit, guter Vater, die ich endlich bekräftigen kann!“

Roccadura ſammelte ſich und winkte fortzufahren. Der junge Graf, berichtete dieſe, wäre verliebt und kühn genug geweſen, die Verbindung dennoch zu ſchlieſſen. Allein Thereſens Mutter getraute ſich nicht ihre Einwilligung früher zu geben, als bis die Löſung des Fluches, entweder durch Erfüllung der vorgeſchriebenen Bedingungen, oder da dies, menſchlichem Anſehn nach, nicht möglich, durch päpſtliche Losſprechung bewirkt worden ſey. Bis dahin ſolle Thereſe als Koſtgängerin zu den Salesianernonnen, weil ſie dies Kloſter auf den Fall, daß alle Bemühungen fruchtlos wären, zu ihrem lebenslänglichen Aufenthalt gewählt hatte.

„O gütiger Himmel — ſtammelte Roccadura — führe doch alles zu gutem Ende. Sagt, wie heißt Eure Gräfin mit ihrem Geſchlechtsnamen?

„Thereſe Hartenſtein.“

„Heilige Jungfrau! Hartenſtein — Roccadura ſo iſt ſie ja offenbar — nun, und der Bräutigam? Ich beſchwöre Euch, gute Schweſter, ſagt nur dieſsmal etwas Kluges — bedenkt Eure Seele wohl — wie heißt der Bräutigam? —

„Graf Johannes Rosenberg.“

„Corpo de undici milla vergini! *)“ — rief Roccadura, sich wie ein Jüngling auf einem Beine umdrehend und die Mütze hoch in die Luft werfend — „umarmt mich, Schwester Rebecca, küßt mich — doch halt — Alter, besinne dich — aber nein, dennoch — küßt nur!“

„Mein Gott“ — seufzte die erschrockne Schwester, für des Alten Verstand fürchtend — „was ist Euch denn?“

„Ich bringe die Leutchen zusammen, sage ich Euch. Ich, wie Ihr mich da seht, ohne daß wir den heiligen Vater bemühn. — Wo ist der Graf, wo wohnt er, bringt ihn her!“ — So rief er hastig.

„Der Graf?“ — entgegnete Rebecca — „Zwanzig oder dreißig Meilen von hier, über der Gränze.“

„Fatal“ — brummte Roccadura — „sehr fatal. Aber, so eben fällt mir etwas ein. Geht zu Eurer Gräfin, laßt Euch ihr und des Grafen Siegel geben, das sie doch gewiß auf einem seiner Briefe aufbewahrt hat, sagt ihr, ein Unbekannter wolle ihr Hülfe leisten. Dann kommt wieder her zu mir. Macht, eilt, das Kloster ist nicht weit;

*) Bey den eilftausend Jungfrauen!

trägt nicht Alles, so bringt Euch der Gang ein hübsches Sümmchen ein!"

Schwester Rebecca eilte, als habe sie acht Beine, wie eine Spinne, Treppe und Straße hinab, nach dem Kloster. Indessen ging Roccadura in einer Bewegung auf und nieder, die niemand so erklärlich fand als ich. Trotz des Verschlusses und der Vorhänge tönten die Klänge meiner bebenden Saiten durch's Zimmer. So oft sie der Alte vernahm, faltete er die Hände und blieb andächtig lauschend stehn. Indessen hatte er aus einer Stelle in der Mauer einen Ziegel herausgenommen, und aus dem dahinter befindlichen Behältniß einige vergelbte Pergamentrollen hervorgesucht. Kaum war die Stelle wieder verdeckt, so trat Rebecca keuchend ein und ächzte, wenn Roccadura helfen könne, so sey es die höchste Zeit. Eben sey der Bibliothekar des Grafen Rosenberg auf der Durchreise nach Rom hier angekommen, mit allen Papieren des Archives beladen, die auf die Begebenheit bezüglich wären. Ein Machtspruch des Papstes müsse den Knoten zerhauen, denn an natürliche Lösung sey nicht zu denken. Da sey von einer vor dreyhundert Jahren in eine Tanne gestoßenen Lanzenspitze die Rede, die einer wiederherausziehn solle, ferner von einem singenden Baum —

„Curioſes Zeug" — lächelte der Alte geheimniſsvoll. „Nun, die Petſchafte?" Rebecca zog die Siegelabdrücke hervor. Roccadura enthüllte einen Stammbaum, prüfte, verglich, verglich noch einmal, dann ſteckte er die Rollen in den Buſen, warf den Hut auf den Kopf, den Scharlachmantel über, und ſprach — „ſo kommt denn zu Eurer Gräfin, und ſeht, was ich vermag. Doch halt, die Laute iſt ja ganz unentbehrlich dabey!" Er nahm mich aus dem Schrank, verhüllte mich unter dem Mantel, und ſo begannen wir Drey ſchweigend, aber ahnungsvoll unſre Wandrung.

Roccadura blieb im Kreuzgange zurück. Rebecca trat, mich unterm Schleyer, in Thereſens Zelle. Das ſchöne Mädchen hatte ihre dunkle Nonnenkleidung abgelegt, um der milden Sommerluft, die durch das offne Fenſter Orangendüfte aus dem Kloſtergarten hereintrug, freyer zu genießen. Sie war im leichteſten Unterkleide, ihr prächtig ſchwarzes Haar floß in reichen Lockenzügen zum umfeſſelten jungen Buſen herab, von deſſen ſeidenweißer Fülle neugierige Luftſtöße die bald ſteigende, bald ſinkende Hülle wegzuhauchen ſtrebten. Nachläſſig auf das Ruhbett geſtreckt und das ſchöne Haupt in die Hand geſtützt, erhob ſie langſam den matten Blick, als Rebecca ein-

trat. „Noch immer so traurig, schöne Gräfin?“ lispelte die Nonne.

„Bin ich denn glücklicher als vor einer halben Stunde? — frug Thereſe bitter lächelnd. Auch Ihr bringt mir wohl von Euerm abentheuerlichen Alten, der unerkannt bleiben will, keinen Troſt?“

„Empfangt vorher dieſen Gefährten Eures Schmerzes, deſſen herrliche Klänge, von Eurer kunſtfertigen Hand geweckt, Euch Linderung ſchaffen werden!“ Mit dieſen Worten zog Rebecca das Tuch ab, und legte mich in Thereſens weichen Schoos — „ſeht, welch ein herrliches Inſtrument!“

Herrlich“ — ſeufzte die Gräfin — „aber, gute Rebecca, jetzt geht all' dies Schöne an mir verlohren. — „Ha“ rief ſie überraſcht, als ſie beym Umdrehn ihr Wappen erblickte — mein Geſchlechtswappen? Wie kömmt dies hierher? Wer iſt der Verfertiger? Kennt er mich? Weiß er —

„Hu, das ſprudelt wie Frühlingswaſſer!“ — lächelte Rebecca, und bat die Gräfin ſich zu beruhigen und zu ſammeln, indem ſie ihr in der That etwas zu berichten habe. Der alte Beſitzer eines wichtigen Geheimniſſes ſey mit ihr gekommen, und warte im Kreuzgange. Thereſe möge ſich ſchnell ankleiden und zur Aebtiſſin kommen, wohin Re-

becca den Bibliothekar und den Alten ebenfalls bringen werde.

Thereſe war ſchnell fertig, und eilte klopfenden Herzens in's Sprechzimmer, in welches nach einigen Augenblicken die beyden Männer und hinter ihnen Rebecca mit mir eintrat. In dem Bibliothekar erkannte ich ſogleich meinen ehmaligen Schlafgeſellen, den Dichter, der aber ſo wohlgenährt und ſtattlich ausſah, ſo ganz alle Spuren des Trübſinnes aus dem Geſicht verlohren hatte, daß ich mit Gewißheit ſchließen konnte, er habe ſein Lottchen dem Himmel wieder zurückgegeben. Indeſſen war die Aebtiſſin eingetreten, die bereits von Rebecca mit den Umſtänden bekannt gemacht, die Gräfin Thereſe fragte, was ſie von der Geſchichte dieſes Fluches wiſſe. „Gar nichts" — erwiederte dieſe, und ſetzte hinzu, daß ſie auch nie ihre Mutter davon ſprechen hören. Nur ſoviel wiſſe ſie von ihrer Familie, daß ſie aus Italien ſtamme, in frühern Zeiten Roccadura geheißen, dieſen Namen aber bei ihrer Wandrung nach Deutſchland in „Hartenſtein" verändert, und hier in mehrere Zweige ſich ausgebreitet habe, die nach und abgegangen, bis das Geſchlecht endlich in der Perſon ihres Vaters völlig erloſchen ſey.

Der Bibliothekar mußte auf einen Wink der

Aebtissin diese Aussage protocolliren. Sodann las er die Begebenheit, so wie sie in den Papieren des Rosenbergischen Archives verzeichnet war, laut vor, und erklärte sodann, wie er in Auftrag seines Herrn nach Rom reisen solle, daselbst um Lösung des Fluches nachzusuchen.

Die Reihe zu sprechen war nun an den Alten gekommen. Er entrollte seine Pergamente, und bat zuvörderst den Bibliothekar, der sich hier zugleich als Genealog und erfahrner Rechtsgelehrter kund gab, das Actenstück, welches er eben vorgelesen, mit dem zu vergleichen, welches er ihm vorlege. Es geschah und man fand beyde in Ansehung der Ausdrücke und Aufzählung der Umstände und Bedingungen völlig übereinstimmend. „Dies Pergament" — nahm der Alte das Wort — „stammt aus dem Archiv der Roccadura's, und ist das Original, vom Freyherrn von Roccadura mit Unterschrift und Siegel bezeichnet. Es ist auf mich, den rechtmäßigen Besitzer, vererbt, und die beyliegenden Documente — er zog sie heraus — werden meine Abstammung unwidersprechlich beweisen. Daß die Monterosa's, vom Bürgerzwiste getrieben, ihr Vaterland verließen, in der Fremde ihren Namen in den deutschen „Rosenberg" umänderten, und wir im Grafen Johannes von Ro-

ſenberg den unbezweifelten Abkömmling und letzten Sproß dieſes Stammes ſehen, darüber läßt ſchon unſer Beyſammenſeyn keinen Zweifel aufkommen. Damit nun die beyden Repräſentanten dieſer uralten Geſchlechter ſich als Gatten die Hand reichen können, bedarf es der Erfüllung jener durch den Fluch vorgeſchriebenen Bedingungen — hier iſt ſie!" — Er nahm mich aus Rebecca's Händen — „Das Holz zu dieſem Inſtrument ward als Treibholz von den Meereswellen hier angeſchwemmt. Ein Tiſchler kaufte und verarbeitete den Stamm zu einem Bettgeſtell, welches der jetzige Roſenbergiſche Bibliothekar, damals privatiſirender Dichter, kaufte, und wie er ſelbſt bezeugen kann, durch eine Feuersbrunſt aus ſeiner Wohnung vertrieben, dem Hausbeſitzer als ein ſchadhaftes Geräth überließ. Ich kaufte, von der Feinheit des Holzes angezogen, dieſe Trümmern, und verarbeitete ſie zu der Laute, die hier vor Euch liegt. Beym Trennen einer der Bettpfoſten fiel mir das Lanzeneiſen, auf welchem der Roccadura'ſche Löwe eingeſchlagen iſt, vor die Füße! Somit wäre die erſte Bedingung erfüllt. Die zweyte, daß der Baum ein Brautlied anſtimme, ſteht ganz allein in Eurer Hand, ſchöne Verwandte; denn daß ich, ein Roccadura, jenes Eiſen an's Licht gebracht habe, ſo wie

daß diese treffliche Laute" — er strich kräftig über meine Saiten hin — „würklich aus dem Holz jener kalabresischen Tanne gefertigt, und ich somit auch den singenden Baum zur Stelle geschafft, darüber kann wohl nicht der leiseste Zweifel mehr obwalten!" — Die Aebtissin sowohl als der Bibliothekar stimmten ihm bey, und der Letzte versicherte, daß kein Rechtsgelehrter in der Welt an der Lösung der Bedingungen Zweifel hegen könnte.

Gräfin Therese umarmte mit Freudenthränen den alten Roccadura, und beschwor ihn sich nie wieder von den endlich in Frieden verzweigten Stämmen zu trennen, was er gern versprach, und der Bibliothekar eilte seinem Principal von der glücklichen Wendung Nachricht zu geben.

Graf Rosenberg kam von Hoffnung und Liebe beflügelt; auch Theresens Mutter erschien und gab, beruhigt, ihre mütterliche Einwilligung. Mit der lebhaftesten Dankbarkeit und Freude ward der Greis Roccadura in den Familienbund aufgenommen. Bald darauf reisten wir alle, ich auf Theresens runden Knien liegend, nach der Rosenbergischen Herrschaft ab. Dort ward die Vermählung vollzogen. Der Bibliothekar überreichte das Brautlied, zu dessen Begleitung meine Saiten feyerlich hallend von Theresens Fingern gerührt wurden.

Sodann, als der von den Liebenden herbeygewünschte Abend erschienen war, ward ich unter Fackelschein und Vortritt der ganzen Versammlung, nebst dem die Begebenheit enthaltenden Protocoll, im Rosenbergischen feuerfesten Archiv niedergelegt — daselbst von meinen mühseligen Fahrten im Schutz meiner Landsleute auszuruhn! —

Menechella*).

(Nach einer wahren Begebenheit.)

In traurige Gedanken versunken, saß der junge Pietro Falenca Vormittags gegen eilf Uhr auf den Stufen der Kirche San Fernando zu Neapel. Um diese Zeit pflegt sich nämlich daselbst alles, was reizend und jung ist, gern sieht und gern gesehen wird, zu versammeln, weshalb die Neapolitaner denn auch diese Kapelle die elegante Kapelle zu nennen pflegen. Der arme Pietro war nun freilich nichts weniger, als ein Elegant. Ja, es gehörten nur eben so schöne schwarze Augen, eine so edelstolze Haltung, ein so jugendlich kräftiger Wuchs dazu, als er besaß, um in der schmuzigbraunen Jacke, die um seine Schultern hing, und in der nicht viel saubrern rothen Kappe, etwas mehr als einen ganz

*) Menechella, schmeichelnde Verkleinerung des Namens Dominichina.

gemeinen Marinaro *) zu vermuthen. Und doch war das der Jüngling, war brav, ehrlich, treu, von erhabener Beſtimmung, aber freilich — arm, und dabei ein wahrer Spielball des eigenſinnigen Glückes, das ihn oft mit wahrhaft ſataniſcher Bosheit anlächelte, um ihn den Augenblick darauf deſto tiefer zu ſtürzen! Er war aber auch das Leben ſo ſatt, daß er ohne zwey Urſachen, die ihn zurückhielten, ſich längſt vom Molo in's Meer hinabgeſtürzt haben würde. Die erſte Urſache war ſein frommer Sinn, der ihn immer noch auf den Himmel hoffen ließ; — Menechella die zweyte. Dieſer letztern halben ſaß er nun auch ſchon ſeit einer Stunde hier. In ihrer Wohnung, ſo lieb ihn das ſchöne Mädchen hatte, durfte er ſich nicht blicken laſſen; der Vater, ein wohlhabender Acquaiol **), hätte ihn in ſeinem herzloſen Stolz mit Steinwürfen davon getrieben. Aber hier, an der Kirchenſchwelle, wußte er bei'm heutigen Feſte ſie ſicher zu treffen, hier wollte er ihr ſagen — aber halt — wenn ihn ſeine Augen nicht trügen — dort unten, weit über dem Largo del Caſtello —

*) Marinari heißen die Fiſcher und Barkenſchiffer in Neapel; ein zudringliches Geſchlecht!

**) Acquaiol, Leute, die in den Straßen Fenchelwaſſer, mit Eis angefriſcht, verkaufen.

ja wahrlich, es iſt Menechella, und des guten Pietro's Ueberlegung, was er ſagen wollte, zerſchmilzt in der Seligkeit, das geliebte Mädchen zu ſehen. Während er mit weitgeöffneten Augen über den hell von der Sonne erleuchteten Platz hinüberſtarrt, wollen wir indeß die Umgebungen ein wenig betrachten, wo uns leicht noch ein Verehrer der ſchönen Menechella entgegentreten könnte. Wir ſuchen ihn nicht an der Ecke, links von San Fernando, wo die Anzeigen aller zwölf Theater Neapels, vom ungeheuern prachtvollen San Carlo, bis zum kleinen Puppentheater San Cerlino angeheftet ſind, und Lottoauszüge, Dienſtanerbieten, fertige Steck- und Liebesbriefe, wilde Thiere und Kunſtſammlungen, beliebte Prediger und berüchtigte Poſſenreißer das Publikum von ihrer Anweſenheit unterrichten und um geneigten Zuſpruch bitten. Allein der Kirche gerade gegenüber, im ſo beliebten Caffé d'Italia, zieht im zweyten offenen Bogenfenſter eine ſonderbare Figur unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Es iſt ein kleiner ältlicher Mann mit kupferrothem Geſicht, und darin in's Laſurblaue ſpielenden, ungeheuern Naſe, die ſo entſetzlich weit über den Mund herabhängt, daß es ausſieht, als wolle ſie demſelben das Sprechen auf immer verbieten, was aber gänzlich unmöglich wird, wenn

man überlegt, daß der Beſitzer von Naſ' und Mund Advocat iſt, und alſo, um zu leben, ſprechen muß. Den ungeheuern Bauch hat der Mann in eine goldſtoffne Weſte eingeknöpft, und wie ein Lieblingskind vor ſich auf der Fenſterbrüſtung niedergelaſſen. Der bläulich-weiße Haarthurm, das ſcharlachrothe ſeidne Kleid und die ſchwarzen Strümpfe, die über die kurzen krummen Beinchen gezogen ſind, laſſen gleich errathen, daß es Don Peppino Aita iſt, eben ſo bekannt in ganz Neapel durch ſeine Geſchicklichkeit, die ſchwierigſten Rechtshändel zu entſcheiden, als durch ſeine Gutmüthigkeit und durch ſein, in ſo bedeutenden Jahren freilich ein wenig geckenhaftes Wohlgefallen an ſchönen Frauen und Mädchen. Man erzählt ſich von ihm, daß er, war die Clientin jung und reizend, ſeine ſo geſuchten, oft theuer bezahlten Rathſchläge ganz umſonſt gegeben habe, wenn man nämlich das nicht rechnet, daß er ſich einen Tariff entworfen hatte, worin z. B. eine Zechin auf ſechs oder acht Küſſe u. ſ. w. angeſetzt war. Wir haben dieſe neumodiſche Valvationstabelle des guten Don Peppino nicht ſelbſt eingeſehen, und können daher neugierigen Leſern nicht berichten, wie hoch ein ganzer, wichtiger, glücklich gewonnener Proceß der ſchönen Clientin zu ſtehen kam. So viel nur kön-

nen wir versichern, daß der verliebte Consulent mit Geschäften überhäuft war, und von seiner Taxe nicht einen Finger breit abwich. Er steht daher am Fenster des Kaffeehauses, der Kirchenthüre gegenüber, auf seinem trefflich wohlgewählten Anstande, des festen Glaubens, gar manche schöne Sünderin werde, habe sie sich zuvor mit dem Himmel berathen, nun auch in derselben Absicht zu ihm herüber lenken. Allein jetzt ist Menechella im Begriff den Raum zwischen San Fernando und dem Caffé d'Italia zu durchschreiten; in diesem Augenblicke sehen wir den armen Kasenca sich erheben, um auf das Mädchen loszugehen und Don Peppino sein Fenster in gleicher Absicht verlassen. Wie reizenden Anstandes tritt das schöne Kind einher! Knapp sitzt das scharlachne Tuchjäckchen, reich mit Goldtressen besetzt, am schlanken Leibe, und jeder Athemzug des vollen Busens scheint die massivsilbernen vergoldeten Knöpfchen wegsprengen zu wollen. Das überaus starke rabenschwarze Haar wird vom grossen mit bunten Glassteinen geschmückten Kamme gehalten. Der lange blendend weiße baumwollene Rock, der um die netten Füßchen tanzt, ist unten handbreit mit grün und silberner Borte eingefaßt. Auf den Schuhen glänzen ungeheure große silberne Schnal-

len. Aber Zierlichkeit und Sauberkeit des Anzugs werden weit übertroffen von der Glut der wunderschönen Augen und Lippen, dem zartem Schmelz der Perlenzähne, und dem unbeschreiblich reizenden Ausdruck von Sanftheit, Feuer, Muthwillen und Schmachten, der sich in dem lieblichen Oval des griechischen Gesichtchens so unwiderstehlich ausspricht. Man sieht auf den ersten Blick, Menechella ist keine Neapolitanerin, sondern eine Insulanerin, wahrscheinlich aus Ischia. Und so ist es auch! Arm kam der Vater mit dem Kinde nach Neapel, und versprach damals die aufblühende Schönheit gern dem ebenfalls armen Pietro Fasenca, um die Tochter aus dem Brote los zu werden. Seit er aber ein paarmal im Lotto gewonnen, und Liebhaber aus den ersten Ständen seine Bude in der Straße Toledo belagern, wo ihnen die reizende Menechella das süße Eiswasser kredenzt — seitdem will der dummstolze Glückspilz nichts von dem ehrlichen Marinaro zum Schwiegersohne wissen. Don Peppino hat den Alten, wahrlich nicht seiner schönen Augen wegen, sein Geld so vortheilhaft untergebracht, daß er es mehr als doppelt nutzt. Dafür kann dann freilich Don Peppino, wann er will, Menechella sehen, dem Vater ist er stets willkommen. — Zu gleicher

Zeit treten die beiden Kompetenten auf das Mädchen zu. „Donna Menechella," schmunzelt Peppino, ihr den Arm bietend, wobey er den prächtigen Brillantring am kleinen Finger gehörig in der Sonne funkeln läßt. — „Menechella," seufzt mit leis' ersticktem Liebeslaut Falenca. Das kluge Mädchen reicht dem Freunde des Vaters den Arm, und dem Geliebten lispelt sie zu: „heut Abend nach dem Ave Maria auf dem Molo! *)"

„Recht schön," erwiedert Pietro mit verbissenem eifersüchtigem Grimme: „Schade nur, daß der Courier um 6 Uhr nach Palermo absegelt und ich mit ihm **)!"

„Du nach Palermo?" fragt Menechella mit einem Blicke und Ton, die des Jünglings Zorn entwaffnen: „nun wohl, also um 6 Uhr am Molo!" Damit wirft sie ihm einen Kuß zu und verschwindet mit dem vorwärtsdrängenden Peppino in der Halle.

„Nein, sie ist keine Buhlerin, meine süße Kleine!" So rief Falenca, in lautem Selbstgespräch

---

*) Molo, der weit in's Meer hineinliegende gepflasterte Hafendamm, auf dem der Leuchtthurm steht. Der tägliche Spaziergang der Neapolitaner aus allen Classen.

**) Das Courierschiff, das alle Monate nach Palermo absegelt. Eine dreymastige Briga mit 16 Kanonen.

den Molo auf und abſchreitend, aus, als er ſich Menechella's Betragen von heute früh vergegenwärtigte. „Verdürbe ſie es — fährt er fort — durch Sprödigkeit mit dem alten Advokaten, ſo hetzt ihr der den Vater auf den Hals, verhetzt auch mich bey ihm, der Alte ſperrt mein ſüßes Leben ein, und ſo kann ſie mir kein freundlich Wörtchen mehr ſagen. Bleibt dagegen Don Peppino in gutem Vernehmen mit ihr, ſo kann er, er ſoll ja doch eine ehrliche Haut ſeyn, vielleicht gar ein gut Wort für mich einlegen! Nein, nein, ſie iſt brav und ich will ſie nicht mit Eiferſucht quälen!" Recht als ſolle dieſer vernünftige Vorſatz ſogleich belohnt werden, ſah er im Umblicken ſein Mädchen auf ſich zuſchreiten. Wie flog er ihr entgegen, wie drückte er ihre Hände an ſeine Lippen, an ſein Herz!

Die Nachmittagsſonne lag heiß auf Meer und Stadt, kein Menſch war zugegen, nur im entfernten Winkel ſchnarchten, die ſtruppigen Köpfe auf zuſammengerolltes Tauwerk gelegt, ein paar Lazzaroni. Pietro durfte daher den Arm um ſeines Liebchens ſchlanken Wuchs ſchlingen, durfte den blühenden Lippen manchen ſüßen Kuß rauben, ja ſogar die Silbertropfen wegküſſen, die unter den ſeidnen Wimpern hervorquollen, als er ihr jetzt ent-

deckte, was ihn nach Palermo treibe. Das entschiedenste Mißlingen verdarb ihm jeden Versuch, etwas zu gewinnen.. Buscare *), das wollte er nicht, dazu war er zu ehrlich, auch hätte ihn das früher oder später in die Gefängnisse der Vicaria geführt, und dann war das Mädchen ganz für ihn verloren. Zum Ueberflusse des Unglücks war er ihrem Vater funfzig Piaster schuldig. Die Hälfte war verthan, ohne etwas gewonnen zu haben. Mit der letzten Hälfte wollte er nun sein Glück in Palermo suchen; dort gab es Waaren aus allen Welttheilen, vielleicht glückte es ihm dort, wohlfeil einzukaufen, und hier vortheilhaft zu verhandeln, und auf diese Weise ein kleines Geschäft anzufangen, damit er nur erst Menechella's Vater bezahlen könne. „Glückt aber dies auch nicht — setzte er mit schwankender Stimme hinzu — dann siehst Du mich nimmer wieder, — dann stürze ich mich —"

„Schweig, Petruccio," fiel ihm Menechella in's Wort, ihm die Lippen mit einem Kusse verschliessend, „und lästre nicht. Reise in Gottes Namen, mach' gute Geschäfte und komm' bald zurück, mich findest Du, wie Du mich verließest. Und nun

*) Buscare, Stehlen (Mausen), Lieblingswort und Lieblingsübung des gemeinen Volks in Neapel.

leb' wohl. Ich muß fort, der Vater wartet, auch verſammeln ſich die Paſſagiere!"

„Auf Wiederſehn in ſechs Wochen, mein Leben!" So rief Pietro der Scheidenden nach, und ſprang in's Boot, das die Reiſenden an's Schiff gebracht hatte.

Eilig klomm er die Strickleiter hinan, denn ſchon wurden die Anker aufgewunden. Der günſtige Wind blies alle Segel auf, und wie auf Adlersfittigen ſtrich die Brigantine über die hüpfenden Wellen hin. Noch einmal winkte er mit dem Tuche nach dem Geſtade, und Menechella erwiederte den Gruß. Aber bald ſieht ſie die Maſten des Schiffes nur noch gleich jungen Bäumchen ſchwanken, eben ſtreicht es an den grauen Felſenmaſſen der Inſel Capri vorüber — und weg iſt es, dem Blick verſchwunden. Nur ein langer Silberſtreifen bezeichnet ſeinen Lauf, da zieht ſie ihr Tuch über Kopf und Geſicht, ſetzt ſich auf eine Stufe nieder und weint bitterlich.

Die ſechs Wochen, welche Pietro für ſeine Abweſenheit beſtimmt hatte, waren beinahe zweymal verfloſſen, er immer noch nicht zurückgekehrt, und die arme Menechella faſt in Verzweiflung. Seit jenem Zuſammentreffen vor der Kirche ſchien Don Peppino ſeine bisherige Lebensweiſe und Anſicht

gänzlich geändert zu haben, und es auf nichts weniger anzulegen, als seinen Junggesellenstand mit dem des zärtlichen Ehemannes zu vertauschen, und bey dieser Transformation war der reizenden Menechella keine unbedeutende Rolle zugetheilt. Sie war nämlich die Erwählte, an deren Hand Don Peppino zuerst nach den glücklichen Inseln des Brautstandes und von da in das Elysium einer exemplarischen Ehe zu steuern entschlossen war. Unbekümmert, was für eine Temperatur der Empfindung Menechella's Freundlichkeit zum Grunde liegen möge, so wie, ob kein Jüngerer oder Liebenswürdigerer ihr Herz erworben, war der Advocat, einige bedeutende Dokumente in der Tasche, geradezu an den alten Aquajol gegangen, und der herzlose Filz hatte kaum einen Blick auf die darin verzeichneten Summen geworfen, hatte kaum des Advocaten volle Goldbörse klingen hören, seinen Brillantring funkeln sehen, als er ihn zärtlich an sein Vaterherz zog, und ihn den geliebtesten und liebenswürdigsten aller Schwiegersöhne nannte. Don Peppino ließ diese Ausbrüche eines edlen Herzens in Hinsicht ihres Werthes unbestritten, wünschte aber doch — was ihm der Vater zugeschworen — ganz dasselbe, oder doch etwas Aehnliches aus des Mädchens Munde selbst zu hören. Er besaß Selbst-

kenntniß genug, um keine feurige Erwiederung ſeiner Liebeserklärung zu erwarten, allein als Weltmann und Weiberkenner erinnerte er ſich, daß ein glänzend eingerichtetes Haus, eine ſchöne Equipage, und ein paar hundert Unzen *) Gold jährlich an Schneider und Modehändlerin zu verwenden, nicht ſelten eine ſehr zärtliche Dankbarkeit erzeugt habe. Seine Eitelkeit flüſterte ihm auch wohl in's Ohr, daß der Jungfrau auffallende Freundlichkeit doch vielleicht ſeinem werthen Selbſt gelten dürfe. Menechella war die Einzige, die alle dieſe Hypotheſen zu den tröſtlichſten Axiomen umzuwandeln vermochte; deshalb ward ſogleich nach ihr geſchickt. Sie kam bald, vernahm, was Don Peppino wünſche, was ihr Vater ihm von ihr verſprochen, und nun ergab ſich freilich eine ſolche gewaltige Declination ihrer Herzensmagnetnadel von dem Striche, den ihr der Doktor zu halten vorſchreiben wollte, daß dieſer gezwungen ward, ſo wie Dr. Steinhäuſer in Plauen einen Planeten im Mittelpunkt der Erde, einen ähnlichen in Menechella's Herzen anzunehmen, um ſo abnorme Oscillationen ſich nur einigermaßen erklären zu können. Vergebens hatte er unter Herzogen, Marcheſen, Baronen und Of-

*) Ein neapolitaniſches Goldſtück, drei Thaler an Werth.

fizieren seiner Bekanntschaft auf einen gerathen, der eine ähnliche Absicht, als er selbst, auf das Mädchen haben könne. Endlich fielen ihm, wie man spricht, die Schuppen von den Augen. „Ich will doch nimmermehr hoffen, so rief er, daß der arme Teufel, der Pietro Falenca" — „der ausgehungerte Lump," ergänzte der Vater. „Ganz recht," nahm Menechella mit unwilligem Erröthen und sehr ernster Miene das Wort. „Ihr rathet ganz recht, mein Vater, und Ihr, Don Peppino. Ich liebe den Jüngling leidenschaftlich und will nie, so lange er lebt, eines Andern werden. Um seine Umstände durch eine glückliche Spekulation zu verbessern, segelte er nach Palermo, und seit drey Monaten habe ich keine Nachricht von ihm. Bevor ich nicht seinen Todtenschein mit meinen Augen sehe, halte ich mich gebunden. Ihr wißt, daß es mir nicht an Anbetern fehlt, die mich Eurer Gewalt entziehn und in eine Lage versetzen können, wo ich des väterlichen Erbtheils leicht vergessen könnte. Treibt mich daher nicht aufs Aeusserste. Euch, Don Peppino, habe ich immer für einen durchaus rechtschaffenen Mann gehalten, und war darum so freundlich mit Euch, damit Ihr dereinst für den armen Pietro mir möchtet bei meinem Vater bitten helfen. —

„Verſchont mich, reizende Menechella,“ unterbrach ſie Don Peppin, „für meinen Nebenbuhler bitten, damit er Euch zum Weibe erhalte, das iſt mehr, als man vernünftigerweiſe von einem Menſchen, in specie aber von einem Advokaten verlangen kann. Nein, wir Juriſten ſagen: „ultra posse nemo obligatur!“ Aber laßt mit Euch handeln, ſchöner Engel! Pietro iſt, wie Ihr ſagt, um etwas anzufangen, nach Palermo gereiſt. Ihr habt ſeit drey Monaten keine Nachrichten. Ein böſer Umſtand! Wahrſcheinlich hat ihn, mit allerhand konfiscirten Waaren agirend, das Peſtgift angeſteckt. Ich ſetze mich ſogleich, ſchreibe an das Ufficio della Salute, verlange ſeinen Todtenſchein — denn todt iſt er, ſo gewiß als ich lebe — producire Euch das Dokument, gebe Euch noch ſechs Wochen, um ihn zu beweinen, und dann werdet Ihr mein Weib. Iſt's ſo recht?

Menechella konnte vor Schluchzen nicht antworten, und ließ ſich geduldig des Advokaten Brillantring an den Finger ſchieben.

„Eins, — zwey, — drey! —“ rief Don Peppino, indem er mit einem großen Schlüſſel auf den Tiſch ſchlug. „Ihr ſchweigt noch immer? Volenti non fit injuria, und qui tacet consentire videtur! Nach allem Recht ſeyd Ihr mein.

Lebt wohl, schöne Braut," — er küßte Ihre Hand, — „und in sechs Wochen mein zärtlich geliebtes Weibchen!" Damit schritt er zur Thür hinaus.

Menechella war zu vernünftig, um des Advokaten menschlichen, ja edeln Vorschlag nicht einzusehen. War Pietro todt — und unerklärlich blieb immer sein Stillschweigen — so zog sie Don Peppino jedem Andern vor, den der Geiz ihres Vaters hätte wählen mögen. Peppino war komisch und gutmüthig, das versprach eine erträgliche Ehe; er war alt und reich, das verhieß eine junge, glänzende Witwe, und welche Italiänerin wäre ganz gleichgültig gegen den Klang des bel oro? des schönen Goldes? Inzwischen hatten Jugend und Liebe doch auch ihr Wörtchen in Menechella's Herzen zu sprechen. Deswegen beschloß sie, alle Tage auf die Post, alle Tage in den Hafen zu gehn, und bis Pietro's Tod nicht so klar erwiesen sey, als ihr eignes frisches Leben, dem Don Peppino keine Rede zu stehen, und weder Kuß noch Gruß zu gestatten.

Vergebens war Menechella, ihrem Vorsatz getreu, um Erkundigung über Pietro's Schicksal einzuziehen, ausgegangen. Die Post brachte ihr keine Briefe, der Courier von Palermo war ebenfalls schon wieder einmal ein- und ausgelaufen, ohne

eine Zeile von dem Jüngling zu bringen, und es ward immer gewiſſer, daß er — mochte es nun als ein Raub der Peſt oder der Verzweiflung über fehlgeſchlagene Hoffnungen ſeyn — verſchollen ſey. Auch Peppino, der ſich ehrlich bemühte, konnte nichts über den Aufenthalt und das Schickſal des Jünglings erfahren. Menechella's Vater, den indeſſen eine Krankheit befallen, die er ſeine letzte glaubte, hatte die Verlobung der Tochter mit dem Advokaten ſofort verlangt, um ruhig ſterben zu können, und nur mit Mühe hatte dieſe bis zum nächſten Sonnabend Abends, wo der Courier einlaufen mußte, Aufſchub erhalten. Kam bis Abends nach dem Ave Maria Pietro nicht ſelbſt zurück, um ſich als Unternehmer eines anſtändigen Geſchäftes auszuweiſen, oder ſandte er nicht Briefe deſſelben beglaubigten Inhalts, ſo ward Menechella ohne weiter's dem Don Peppino verlobt, und acht Tage darauf war die Hochzeit. Noch einmal trat die erſte Liebe in ihre ganzen Rechte, und Menechella, Pietro's geliebtes Bild, ſein treues Herz, ſeinen milden, freundlichen Sinn ſich noch einmal recht vergegenwärtigend, zerfloß in Sehnſucht- und Wehmuthsthränen, als plötzlich die Thür aufſprang und der beweinte Jüngling in das Kämmerchen zu des Mädchens Füßen ſtürzte. Hier war keine

Zeit zu zärtlichen Vorwürfen, um so weniger, als nach den ersten stürmischen Küssen Pietro ein Päckchen hervorzog, und mit dem Tone der Verzweiflung ausrief: „Menechella, Du bist für mich verloren, denn das unversöhnlichste Mißgeschick verfolgt mich. Alle meine angestrengtesten Bemühungen waren vergebens, Niemand wollte dem armen, gramgedrückten Fremdling auch nur sein Vertrauen, geschweige denn einen Antheil an einem vortheilhaften Handel gönnen. Ich bin zurückgekehrt, so arm, wie ich hinging, aber gegen Deinen Vater erweise ich mich dennoch als eine ehrliche Haut. Sieh hier diese Kupferprobe, die ich von einem Spanier einhandelte, es ist echt peruanisch, ich habe vier Kistchen davon, und sie sind mehr als 50 Piaster werth. Erzeige mir die letzte Liebe, verkaufe sie, zahle davon meine Schuld an Deinen Vater, und den Ueberschuß gib mir mit Deinem letzten Kuß, denn in drey Tagen gehe ich mit spanischen Werbern auf ewig von Dir. Heut Abend bringe ich Dir die Kistchen!“ Er rannte aus dem Zimmer, und man kann denken, in welcher Stimmung er das arme Mädchen zurückließ. Vergebens gedachte sie des sterbenden Vaters, dem ihr Entschluß den Tod versüßen sollte, vergebens der Rechtschaffenheit Don Peppino's, der ihr das

Leben so sehr als möglich verschönern würde, vergebens endlich wiederholte sie sich, daß es Unsinn sey, an Pietro ferner zu denken, da er sie nicht erhalten könne, und der Vater, um sie schneller zu bestimmen, ihr sein Vermögen zu entziehen drohte, wenn sie nicht Don Peppino's Gattin würde — ja, daß sie, würde sie dennoch Pietro's, ihn nur noch schneller in den Abgrund hineinziehen würde — alle diese Gründe vermochten nicht, das Bild des geliebten, verzweifelnden, in seinem tiefen Schmerz doppelt schönen Jünglings zu verlöschen. Und als jetzt mit hoffnungstrunkenen Blikken Don Peppino hereintrat, da vermochte sie es nicht, ihm die Ursache ihrer Thränen zu verbergen. Sie erzählte ihm Alles, und er benahm sich dabei so mild, als es in seiner Weise möglich war. Um ihr, die noch von Falenca's Gegenwart erfüllt war, nicht mit seiner freilich gewaltig abstechenden Persönlichkeit lästig zu fallen, unterzog er sich mit Eifer dem Auftrage, die Kupferprobe ansehen und so vortheilhaft als möglich unterbringen zu lassen. Er ging sogleich zu einigen Kupferschmiden und legte ihnen die Platte vor, die schüttelten aber die Köpfe und meinten, das sey für ihre Handthierung nicht brauchbar. So ging es ihm bei mehreren, und verdrießlich beschloß er, zu Hause 70 Piaster

zu holen und sie Menechella, als den dafür gelösten Kaufschilling, zu bringen. Ermüdet, wie es der kleine dicke Mann war, trat er erst bei seinem Gevatter, dem nahen Goldschmid, Giuseppe Cerame, der die Arbeit für den Hof lieferte, ein. Auf die Frage des alten Freundes, was ihn so ermüdet habe, und weshalb er so wirrig aussehe, erzählte Don Peppino den ganzen Handel, und warf zuletzt die Kupferprobe auf den Ladentisch des Juweliers. „Nun, probiert mir einmal den Bettel, und sagt mir, was ich für den Centner solch Kupfer geben kann? Don Giuseppe setzte die Brille auf, nahm seinen Probierstein, strich, brummte leise: hm, hm, nahm die Gläser ab, um sich die Augen zu wischen, probierte wieder und sagte endlich, Brille und Probierstein bei Seite legend und das Stück Kupfer in der Hand wiegend: „Mit Euerm Centner solch Kupfer sollt Ihr alter Schelm mich nicht zum Besten haben, — für dies Stück gebe ich Euch indeß 100 Goldstücke!“

„Wahrhaftig,“ lächelte der Advokat, der auf Scherz des Gevatters rieth.

„I nun,“ versetzte jener, das Lächeln für Vorwurf haltend: „ich gebe allenfalls auch noch 50 Zechinen mehr!“

„Seyd Ihr toll?“ rief Don Peppino mit ei-

nem Satze aus der Ecke vor den Goldschmid hinspringend: „Hundertfunfzig Zechinen für ein Stück Kupfer?“

„Kupfer, Kupfer,“ wiederholte der, „das reinste Gold aus Peru, da seht hier selbst den Strich.“

„Himmel und Hölle!“ schrie Don Peppino, die Probe an sich reißend: „was sagt Ihr da. Reines Gold? Nein, auf Euer Wort?“

„Auf mein heiligstes Ehrenwort, so wahr ich Euer alter Freund bin!“

„Nun so muß doch gleich“ — murmelte der Advokat zwischen den Zähnen, indem er die Probe hastig in den Busen schob und aus dem Gewölbe rannte. Sogleich wollte er zu Falenca, ihm hundert Piaster zahlen und den ungeheuern Schatz heben. Pietro's Hütte stand vor der Stadt am Meeresstrande, es ward schon spät und der Weg fiel dem müden Manne sauer. „Hm,“ sagte er stillstehend, „was will ich denn eigentlich? — Einen armen Teufel um den einzigen Lichtblick bestehlen, den ihm sein hartes Schicksal in so langer Zeit zuwarf? — Hm, hm! — Ich bin reich, sehr reich; dazu, meine müden Knochen mahnen mich daran, alt und wohl betagt! — Nein, Don Peppino, respice finem, bedenke das Ende!“ —

Er drehte um, ging einige Schritte, dann stand

er wieder. „Caspetto del Diavello,“ rief er aus, „es gilt ja nicht das lumpige Gold allein, es gilt auch das Mädchen, das ich so mit einem Zuge verliere! — Ich müßte ihr denn verschweigen — — Nein!“ — — sagte er endlich, mit dem Stock gegen das Pflaster stoßend, — und der heiße Kampf des Edelmuthes gegen Geiz und Lust war in den herrlichsten Sieg übergegangen. Er lief, so sehr seine kurzen Beinchen es erlaubten, und war bald vor Menechella's Wohnung. Dort trat er in das niedrige Erdgeschoß, wo das Mädchen noch immer, den Kopf in die Hand gestützt, am Fenster saß.

„Donna Menechella,“ rief er triumphirend „gebt mir einen Kuß!“ —

„O, Don Peppino, quält mich nicht schon jetzt!“ —

„Ich sage Euch, gebt mir einen Kuß, einen warmen, heißen, liebevollen Kuß, denn —“ des wackern Greises Stimme schwankte: „denn Ihr seyd Pietro Falenca's Braut!“

„Was sagt Ihr?“ rief Menechella, mit Ungestüm sich in seine Arme stürzend und süße Thränen an seinem Halse weinend.

Klirr! schmetterte ein faustgroßer Stein durch's Fenster, Don Peppino's hohes Toupé entpudernd: „Seht den undankbaren Lümmel!“ rief er. Dann

riß er das Fenster auf, und schrie aus vollem Halse: „Pietro Falenca, kommt herein und küßt Eure Braut Menechella!“ —

Der eifersüchtige Jüngling war ganz in der Nähe, und trat, die Kupferkistchen unter'm Arme, ein. Als er aber den Zusammenhang erfuhr, und es klar wurde, wie ein seltner Zufall ihm statt des Kupfers einen ungeheuern Schatz zugeworfen, der wahrscheinlich schon in Peru selbst war verwechselt worden, und wie Don Peppino ihm nun auch das Mädchen lassen wollte, da fiel er, Freudenthränen weinend, ihm zu Füßen, drückte dessen Hand an seine Lippen, und beschwor das Mädchen, ihren gemeinschaftlichen Schutzengel mit den süßesten Namen und Küssen zu lohnen.

Der wackere Greis mochte aber den herrlichsten Lohn schon in der Befriedigung seines Selbstgefühls finden, denn er lächelte still selig auf die beiden durch ihn glücklichen Menschen zu seinen Füßen nieder.

Marianne.

Ein junger Offizier, der, unter den siegreichen deutschen Heeren im Jahre 1814 dienend, nach Frankreich gezogen war, befand sich zu Anfange des Spätherbstes mit seinem Regimente im Städtchen Locle *) auf neufchateller Gebiet. Das Oertchen, schon durch seinen Kunstfleiß merkwürdig genug, ward es dem Jüngling noch mehr durch die sonderbare Gegend, die, selbst im herbstlichen Gewande anziehend, im Blüthen- und Blumenschmuck der mildern Jahreszeit noch unendlich reizender seyn mußte. Um das Kreuzen der Truppenkolonnen zu verhindern, war derjenigen, zu welcher unser Landsmann gehörte, ein Stillstand von mehreren Tagen geboten. Wie freudig benutzte er, mannigfach durch

*) Locle und la Chaux de Fonds, bekannte Uhrmacherwerkstätten im Fürstenthume Welschneuenburg (Neufchatel).

sorgsame Erziehung gebildet, diese Frist, um bald die dunkeln, mit herrlicher Tannenwaldung begrünten Bergschluchten zu durchstreifen, bald die ungeheure, abentheuerlich ausgezackte Felswand*) zu erklimmen, die thurmhoch und thorähnlich aufgeschichtet, sich quer durch den Wiesengrund eines Thales zieht, und die Gegend in zwey Hälften scheidet, von denen die eine eben so durch Fruchtbarkeit entzückt, als die andre, jenseits des Felsenthores, durch Steingewölbe in eine unfruchtbare Klippenwüste verwandelt, den Blick von sich scheucht. Zum Begleiter auf seinen Zügen nahm unser junger Kriegsmann den Sohn seines Hauswirthes, einen guten freundlichen Menschen, den seine Liebhaberei für Naturgeschichte in ruhigen Zeiten oft Stunden weit vom Städtchen, ja bis über die Gränzen der nahen Franche Comté hinein getrieben hatte. Viel wußte dieser von jener Landschaft fast undurchdringlichen Waldungen, voll der seltensten Pflanzen, ihren unter den Fußtritten des Wandrers bebenden Sümpfen, vorzüglich aber von der wunderbaren Lage und Struktur einer Mühle zu erzählen, die oft das Ziel seiner Wanderungen gewesen **).

*) Von den Einwohnern le Col de Roche genannt.

**) Diese merkwürdige Mühle, schon in der Franche Comte' liegend, befindet sich nahe am See Etalieres, des-

Häusertief in den Felsen hatte die Natur dort einen Schacht ausgehöhlt, in dessen schwarzem Schosse sich über wildes Gestein die Wassermasse eines nahen See's mit donnerähnlichem Gebrüll herabstürzt und in der Erde verliert. Die Kunst des Menschen hatte diese Lage benutzt, und in drey Stockwerken übereinander eine Mühle von drey Gängen so in diesen Schlund hineingebaut, daß die Gewässer in jedem Stockwerke auf ein Rad fallen und das dreifache Getriebe in Bewegung setzen mußten. Dem kühnen Baue entsprach der Charakter der Gegend, dessen Bäume, Felsen und Thäler, nach des Erzählers Ausdruck, etwas Unaeheures haben sollten. Ja, der Besitzer der Mühle war eben so durch seine fast übermenschliche Stärke als Wildheit berühmt. Eingedenk derselben, wollte sich der junge Uhrmacher um keinen Preis dazu verstehn, den Kriegsmann auf einen ihrer Streifzüge zu jener Mühle zu geleiten. Vergebens berief sich der Soldat darauf, daß sich ja die Franche Comté für die gute Sache erklärt habe und zum Ueberflusse von deutschen Truppen durchzogen und

---

sen Wasser sie aufnimmt. Die Aint verliehrt sich unter der Erde, und bildet eine Stunde davon die Quelle eines Flusses, — angeblich der Reuß. Auf der Charte von Neufchatel des Hrn. von Merveilleux ist sie angegeben.

umzingelt ſey, — endlich würden ja die Bewohner wegen der Feſtigkeit, mit der ſie ein gegebenes Wort zu halten pflegten, gerühmt. „Alles wahr — entgegnete der Locler Bürger — allein ich weiß von guter Hand, daß gerade jener Müller mit der ganzen Heftigkeit ſeines Charakters ſich gegen die Deutſchen erklärt hat. Bei ihm werden nächtliche Zuſammenkünfte gehalten, wo Tauſende von jungen Konſkribirten ſich einfinden, die, Euern Durchmarſch vorüberlaſſend, aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen, in der Mühle Geld und Waffen empfangen, und dann auf Schleifwegen zu den gegenüberſtehenden franzöſiſchen Truppen eilen. Ja, ſo brav und treu dies Völkchen iſt, ſo hat doch der Schwindel hier und da die Köpfe der Landleute verdreht, und die Eurigen können von Glück ſagen, wenn nicht in den dichten Wäldern einer aus ihrer Mitte durch das Gewehr aufrühreriſcher Bauern unverſehens zu Boden geſtreckt wird. Und ich ſollte einen ſo milden, ſanften Herrn, als Ihr Euch bei uns erzeigt habt, ſelbſt in jene Gefahr hineinbringen? Nein, da ſey Gott für!“ — Dabei blieb es, und des Kriegers Bitten waren eben ſo fruchtlos, als der freundliche Spott, den er ſich über die Zuſammenkünfte mehrerer Tauſende in einer Mühle erlaubte, welchen letztern Umſtand er

ohne weiters für eine bloße rhetorische Figur erklärte. Als die beiden ziemlich spät von ihrer Wanderung zurückkehrten, nahm sich der Offizier vor, nächsten Tages, wenn das Regiment liegen bleibe, nach der Gegend allein hinüber zu reiten. Mit diesem Entschlusse legte er sich zur Ruhe, und was ihm bis jetzt in der Wirklichkeit versagt geblieben, das gewährten ihm, gleichsam vorkostend, wunderbare Träume. Von ihnen ward er nach dem höchst romantischen Thale zum See Estalieres geleitet. Dort stieg er, bald in Begleitung des berüchtigten Müllers, der mit bestäubtem Gesichte und durchnäßtem Kittel, ihn mit harter Faust und grimmigen Blicken in die rauschenden Räder hinabdrängen wollte, bald an der weichen Hand eines reizenden Mädchens, in das unterirdische Werk hinab, wo sie mit warnendem Finger eine Stelle am Boden zeigte, die er zu betreten sich hüten solle. Beängstigend warfen diese und ähnliche Bilder den Jüngling auf seinem einsamen Lager hin und her, als er durch ein starkes Rütteln am Arme in die Wirklichkeit gerufen ward. Beim Erwachen stand der Korporal mit der Schreibtafel vor ihm; der Sohn des Hauswirths leuchtete, und konnte die Thränen nicht verbergen, die seine Wangen herabrollten. Der Befehl lautete dahin, daß der Offi-

zier zum Quartiermachen beordert ſey und ſogleich aufzubrechen habe. Sobald es Dienſt galt, war unſer Held ganz bei der Sache. Indeß man die Pferde ſattelte, rüſtete er ſich völlig und ſuchte auf ſeiner Charte die ihm vom Offizier des Generalſtabes bezeichneten Ortſchaften. Es war die Franche Comté, wohin die Truppen, um weitläuftiger zu liegen, delogirt wurden, und war ſeine Charte richtig, ſo mußte die Felſenmühle in jener Gegend liegen. Der trübſelige Blick des jungen Menſchen, den er deshalb befragte, rechtfertigte ſeine Vorausſetzung. „Ehrliche Seele,“ rief er, den Jüngling umarmend und die Treppe hinabeilend, „Du wärſt nicht zum Soldaten geboren! Gib Acht,“ ſetzte er, ſich auf den vorgeführten Rappen ſchwingend, hinzu, „ich finde in jener Mühle ein treffliches Quartier, und Du mußt dem Manne noch Abbitte thun!“ — Gott gebe es! ſeufzte der Furchtſame und trat in's Haus zurück, während das Kommando in die Finſterniß hineintrabte.

Bisher hatte der Herbſt immer noch mit lieblicher Milde ſeine Herrſchaft behauptet, und der junge Kriegsmann, deſſen weichem Herzen auch zärtere Gefühle nicht fremd waren, hatte mit ſehnſüchtigem Heimweh die Scharen bunter Waldesſänger bemerkt, die, aus Deutſchland kommend, in

den letzten Sonnenblicken sich auf hohen Distelsträuchen versammeln, emsig die karge Nahrung suchen, und dann dem wärmern Süden zueilen *). Aber nun begann der Winter sein Recht geltend zu machen, und der scheidende Herbst wich vor dem rauhen Sieger. Der Morgen erschien trüb und neblig. Wilder Sturm sauste durch die Waldungen, indeß ein dichtes Flockengewimmel, das unausgesetzt anhielt, Thäler und Berge weiß färbte. Dichter in ihre Mäntel gehüllt, zog die behelmte Reiterschaar daher, und kein heiteres vaterländisches Lied, kein vertrauliches Gespräch entquoll den festgeschlossenen Lippen. Gegen Mittag war man an Ort und Stelle. Ein paar Walddörfer, Cerneux und Pecquignot genannt, waren den Regimentern bestimmt und die nöthigen Anordnungen bald getroffen. Allein bei dem noch immer andauernden Schneewetter und den grundbösen Wegen war es unmöglich, daß die, die Brigade begleitende Batterie dieselbe Straße einschlagen konnte. Der Offizier quartierte daher seine Mannschaft ein, ließ einen Korporal mit dem Auftrage, die Ankommen-

*) Tausende von Stiegligen und Zeiflaen kommen im Herbste hier an, fressen die trockenen Distelköpfe aus, weßhalb man sie Chardonnerets nennt, und setzen dann die Reise fort.

den vorschriftmäßig unterzubringen, und eilte, nur von ein paar Reitern begleitet, die andere ihm angegebene Straße über den Sarrazin-Berg zu besichtigen. Sie ward zweckmäßig befunden, einer der Reiter den Kanonen entgegengesandt, der andere am Eingange des Waldes postirt, wo sich die Wege kreuzten. Der Offizier, der — er wußte es wohl — vom Kommandeur ungern in seiner Nähe vermißt wurde, ritt dem Hauptquartiere wieder zu. Allein, mochte den Einsamen ein neckendes Trugbild irre geführt, mochte das fortstürmende Wetter die Wege verweht haben — als er nach einer im raschen Trabe zurückgelegten Strecke um sich blickte, ward er gewahr, daß der Wald, anstatt sich zu lichten, immer dichter zu werden begann. Er besann sich einen Augenblick, und lenkte sodann nach der Gegend zu, in welcher er beim Herreiten das steinerne Kreuz, mit den drei Thürmen des spanischen Wappens bezeichnet *), erblickt

*) Die Franche Comte' gehörte ehemals zum römischen Reiche, unter dem Namen der Freigrafschaft Hochburgund. In dieser Eigenschaft bekam sie König Philipp II. von Spanien von seinem Vater Karl V. Frankreich eroberte sie 1668 und 1674, und behielt sie endlich zu Folge des Nymweger Friedens. Daher schreiben sich in den Wäldern dieser Landschaft die häufigen steinernen Heergesäulen mit den drey Thürmen des kastilischen Wappens.

hatte. Allein vergebens. Das Waldesdunkel griff wie mit verlangenden Armen immer gewaltiger nach ihm aus, das Schneegestöber ward immer dichter, und der Boden, anstatt sich zu heben, begann sich thalein zu senken. Es blieb dem Kriegsmann kein Zweifel an der verdrüßlichen Gewißheit übrig, daß er sich verirrt habe. Noch überlegend, was bei dem schon sehr herannahenden Abend zu thun sey, vernahm er das Knistern von Fußtritten auf dem mit Tannenreißig belegten Boden. Eine hohe Mannesgestalt in geringer Kleidung, einen gewaltigen Hebebaum auf der Schulter, schritt in einiger Entfernung vorüber. Unser Held besann sich keinen Augenblick, den riesigen Wandler anzurufen, der sich ihm sogleich näherte. Auf Befragen erfuhr der Offizier, daß er in der That die rechte Straße gänzlich verloren. Wollte er aber — so schlug der Waldmann vor — mit ihm in der Thalmühle übernachten, so könne er morgen auf Fußsteigen bei dem Regimente noch vor dessen Aufbruch anlangen. „Wie heißt das Dorf, zu dem die Mühle gehört?" frug jener. Sie liegt allein — erwiederte der Mann — man nennt sie nur die Felsenmühle von Etalieres, und ich bin der jetzige Besitzer! — Wer war froher als der Offizier, nicht nur eine gute Herberge für Mann und

Roß, sondern auch gerade die so gewünschte Gegend so zufällig getroffen zu haben! Zwar fiel ihm sein Traum und des jungen Uhrmachers in Locle Bedenklichkeiten ein, und obgleich der Müller nicht eben räubermäßig aussah, so hätte doch seine riesige Gestalt, sein finstrer Blick einem minder Beherzten wohl einiges Grauen einflößen mögen. Unser Held hieß den Wegweiser voranschreiten, und stieg, da der eingeschlagene Fußpfad immer steiler bergab ging, vom Rosse, das er hinter sich herführte. So schritt er, vertraulich plaudernd, seinem ziemlich wortkargen Führer nach, indeß die spitzen Wipfel der Waldbäume immer höher über ihm emporstiegen, die schwarzen nackten Felsen sich immer schroffer und zackiger an ihm hinabspalteten.

Schon donnerten die Wasser näher; man hörte das Seufzen der Räder, das Klappern der Werke, und bald blinkte ein Licht, gleich einem tröstenden Sterne, den Wandernden entgegen. Noch einige Felsstufen und man schritt in das enge Gehöft, wo die erste Sorge war, das Roß gut unterzubringen. Der Müller — so lehrte es der Augenschein — wußte mit Pferden umzugehn — deshalb überließ ihm der Soldat gern diese Sorge, und trat auf den gepflasterten Flur, auf dem nach dortiger Sitte ein großes Feuer brannte, worüber an einer aus

dem Schornstein herabhängenden Kette ein Kessel schwebte. Wie angenehm ward der Jüngling überrascht, als ihm hier eine Gestalt seines Traumes — ein schlankes Mädchen, mit dem lieblichsten Gesichtchen entgegentrat, aus dessen schwarzen Augen Herzlichkeit, Unschuld und Melancholie in wunderholder Mischung zum Herzen des Fremden sprachen. Zitternd nöthigte sie ihn in das nahe, mit Bohlen gedielte Stübchen, wo sie einen langen tannenen Span, auf einer Art Wachsstockscheere befestigt, anzündete, und ihn leise fragte, ob er etwas zu genießen befähle. Unser junger Kriegsmann, dessen zartes, gefühlvolles Herz überall bemüht war, durch möglichste Schonung und Milde das Elend des Krieges selbst in Feindes Land zu mildern, ward von dem weichen, traurigsüßen Laut dieser Stimme aufs Tiefste bewegt. Der Landessprache vollkommen mächtig, bemühte er sich vor allen Dingen, das holde Geschöpf auf das Liebreichste zu trösten und ihr die Ursache ihres Kummers und der Silberthränen abzufragen, die sich noch häufig unter den langen seidnen Wimpern hervordrängten. Marianne, so hieß das Mädchen, widerstand dem Zauber des Mitgefühls nur kurze Zeit, und erzählte, daß vor einigen Stunden ein Trupp feindlicher Jäger hier gewesen, die ihnen

mehrere Stücken Vieh — einen Hauptreichthum des Landes — getödtet, ja sogar ihren zwölfjährigen Bruder, angeblich als einen Konskribirten, mit sich fortgeschleppt hätten, weshalb ihnen der Vater im Walde nachgespürt. Sie selbst sey durch die Flucht in eine Felshöhle Mißhandlungen entgangen, aber noch in dieser Nacht hätten die Freibeuter zurückzukehren verheißen, und wenn sie die versammelten Konskribirten, von denen man ihnen gesagt, nicht gefunden, so solle ihr Bruder vor ihren Augen erschossen und die Mühle angezündet werden. Ihr eignes und des Vaters Schicksal habe sie noch nicht einmal bedacht. Aber ihr Bruder sey unschuldig wie ein Kind, das könne sie beschwören: seit mehrern Tagen sey kein Franzos in die Mühle gekommen. Der Offizier, durch ihre Schönheit und durch sein Mitgefühl eben so zu ihr hingezogen, als durch die gesetzwidrige Grausamkeit jener Plünderer empört, versprach ihr auf das feierlichste Schutz und Rettung, so wie das Leben ihres Bruders. — Der Müller trat eben ins Gemach. Kalt und verschlossen, wie er sich auf dem Herwege erwiesen, zeigte er sich auch jetzt, als der Offizier ihm sein Beileid wegen des Vorgefallnen bezeugte. — „S'ist Krieg — sagte er bitter lächelnd — da gilt das Recht des Stärkern!" — Aber Euer

Sohn, Eure schöne Tochter — rief der Kriegsmann unwillig über des Vaters eisige Kälte. „Hm — entgegnete dieser — mögen sie sie schlachten; sie werden ihre Rächer finden!“ Marianne weinte vor Entsetzen bei diesen Worten, aber der Jüngling rief hitzig: Nein, so lange ich lebe — das schwöre ich Euch, soll weder Euerm Knaben noch diesem Engel hier ein Haar gekrümmt werden! — „Ja, ja,“ murmelte der Vater dumpf und schlich hinaus. Marianne beschwur den Offizier, sie nicht zu verlassen. Er wiederholte ihr seine Betheuerungen. Dabei nahm er sie in seine Arme, drückte ihr blühendes Haupt an seine Brust und liebkoste ihr so zärtlich und doch so ehrerbietig schüchtern, daß Marianne wohl einsah, der schöne feindliche Jüngling meine es treu, und kein Arges wohne in seiner Seele. Willig gab sich das reizende Mädchen so zarten, keuschen Liebkosungen hin, und als sie, nicht ohne Erblassen, die Erzählung, wie er sie im Traume vorhergesehen, angehört, da warf sie sich stürmisch an seinen Hals und rief schluchzend: „Ja, du edler Fremder, auch ich will Dich schützen, und nur über meine Leiche sollen sie den Weg zu Deinem Herzen finden!“ — In hoher Bewegung verließ sie das Stübchen. Der Offizier sah ihr lange und gedankenvoll nach; da sie nicht

wiederkehrte, ſo beſchloß er, in deſſen Augen kein Schlaf gekommen war, die Mühle nun doch zu beſehen, da er ſich einmal darin befinde. Zu dem Ende trat er auf den Flur; das Feuer war niedergebrannt, und die matten Lichtblicke, die der verlöſchenden Glut entſtiegen, huſchten, abentheuerlichen Geſtalten gleich, an den dunkeln Wänden umher. Zu ſeiner Seite ſtand eine ſchmale Pforte offen, die er vorher nicht bemerkt. Waſſerdampf und das Sauſen der Räder ſcholl von da herauf. Der Offizier erkannte den Eingang in das unterirdiſche Werk. Er holte deshalb den noch brennenden Spahn aus dem Zimmer und wollte hinab. „Wohin?“ ſcholl es dumpf herauf, und in der Tiefe ward der Müller mit der Lampe an der Bruſt ſichtbar. — Das Werk will ich ſehen — rief der Soldat. — Geduld! — kam es zurück — ich werd' Euch führen! Jetzt war der Müller herauf, eine blanke Axt dröhnend bei Seite werfend, ſagte er, wie heimlich lächelnd: „Laßt doch Euern Säbel oben!“ — Er iſt mir nicht im Wege! — entgegnete der Soldat unbefangen. „So, ſo, — meinte jener — nun ſo folgt mir nur!“ —

Es ging nun eine, aus rohen Felsſtücken von der Natur gebildete, von Menſchenhänden faſt gar nicht verbeſſerte Treppe hinab, deren Stufen und

Seitenwände vom ſtäubenden Waſſerfall tropften. Nach ziemlich langem Steigen ſagte der Müller: Nun ſind wir im unterſten Werke! — Und was rauſcht unter unſern Füßen? frug der Soldat. Waſſer — lachte jener — etwa ein funfzig Klaftern tief! Er drehte ſich bei dieſen Worten um, ſeine Lampe am Gebälke aufzuhängen, in dem Augenblicke ward an der erleuchteten Felswand der Schatten einer Hand ſichtbar, die mit aufgehobnem Finger zu warnen ſchien. Eh' der überraſchte Jüngling fragen konnte, faßte ihn der Müller, wie ſcherzend, bei beiden Schultern: Seht Euch nun recht um — grinzte er heimtückiſch, ihn nahe an das ungeheure Rad drängend, das mit ſeinen triefenden ſchwarzen Speichen vor ihnen niederſauſte. Laßt mich los — rief der Offizier ſtreng — ich will nicht näher! — Glaub's wohl — lachte jener, ihn rieſenkräftig um die Mitte des Leibes faſſend und hoch empor haltend, um ihn deſto gewaltiger zwiſchen die Räder hinabzuſchleudern — Haltet ein! — rief eine Stimme — oder, ſo wahr Gott lebt, ich ſtürze mich vor Euern Augen hinab! — Es war Marianne, die ihre Kleider zuſammenraffend ſchon den Fuß auf die ſchlüpfrige Welle ſetzte. Der Müller ließ den Jüngling los, der mit herausgeriſſnem Säbel ihn niederzuſtoßen entſchloſ-

ſen war. — Vergebt ihm — flehte die Tochter — denn auch wir haben Nachricht, mein Bruder, mein armer kleiner Bruder iſt von den Eurigen erſchoſſen worden! — Ein fürchterlicher Augenblick! Schmerz, Rachſucht und Mitleid durchwühlten die Gemüther. Marianne erholte ſich zuerſt, gab dem Vater die Lampe, hieß ihn voranſteigen und folgte mit dem Jüngling. Oben empfing ſie neuer Schreck. Die feindlichen Jäger waren zurück, ihre Nachforſchungen vergeblich geweſen. Der Knabe war entſprungen; im Rauſch des Trunkes und Zornes wollten ſie ſich an den Bewohnern rächen. Beherzt warf ſich unſer Jüngling der führerloſen Bande entgegen. Vergebens war Bitten und Drohen. Grauſamkeit und thieriſche Lüſternheit flammte aus aller Augen. Aber dem erſten, der mit frecher Gier die ehrenſchänderiſche Hand nach dem todtbleichen Mädchen ausſtreckte, fuhr des Offiziers Säbel durch die Bruſt; ein fürchterlicher Kopfhieb ſtreckte den zweiten zu Boden. Jetzt erſt, als zwey ihrer Kameraden blutend ſich zu ihren Füßen wälzten, beſannen ſich die Raſenden. Jetzt erſt vernahmen ſie ihres Landsmannes und Obern Stimme, der ihnen mit brennenden Worten ihre Unthat vorwarf, und ihnen, deren Geſichter ihm wohl bekannt waren, ſchwur, daß ſie ohne Gnade

erſchoſſen werden ſollten, wenn ſie nicht ſofort von ihrem ſchändlichen Vorhaben abſtehn und die Mühle verlaſſen würden. Der trunkne Muth verflog. Die Schützen kehrten zu ihrer ſoldatiſchen Pflicht zurück und entfernten ſich ungeſäumt. Da flog Marianne an ihres Retters Bruſt, Thränen des Dankes weinend und der Liebe. O, daß ich vornehm wäre — rief ſie begeiſtert aus — daß ich ſagen dürfte, hier, Geliebter, Dein ſey dies Herz und dieſe Jugend mit allem ihrem Reiz! — Sprichſt Du Ernſt, holdes Mädchen — entgegnete der Jüngling, die Arme ausbreitend — ſo komm an dies Herz, das frei iſt, und vom erſten Augenblicke an Dein gehörte! — Marianne zögerte eine Sekunde, furchtſam nach ihrem Vater blickend, dem Thränen aus den ſo lange trocknen Augen ſtürzten. O komm, komm, geliebte Marianne — rief der Soldat mit dem Accent der innigſten Liebe — komm an dies Herz, das Dich unauflöslich liebt. — Länger widerſtand ſie nicht; an ſeine Bruſt gezogen, ruhten ihre heißen Lippen auf den ſeinigen, und ihre Seelen floſſen in einander. Da zertrümmern donnernde Schläge die ſchwache Thür; kaum bricht ſie zuſammen, ſo ſchmettern Flintenſchüſſe durch die Lücke und der Jüngling ſinkt blutend in Mariannens Arme. Vergebens beſchwört der Müller

die nachstürzenden aufrührerischen Bauern, die den Mörder des kleinen Eustache getödtet zu haben glauben, daß sie einen Unschuldigen verwundet, daß der Knabe, der eignen Aussage seiner Verfolger nach, ihnen entsprungen sey — sie durchsuchen das ganze Haus nach jenen Feinden, und zwingen endlich den Müller, sie in den Wald hinauszuführen, wo sie der Spur derselben nachfolgen wollen, bis sie sie erreicht haben. Indeß sitzt Marianne allein mit ihrem Schmerz, den todtwunden Geliebten im Schoß. Alle Sorge ist umsonst, er fühlt sein Ende und haucht seinen letzten Odem unter ihren Küssen aus. Wer malt der Unglücklichen heißwüthenden Schmerz? Fest drückt sie das dunkellockige blutige Haupt des Todten, seine bleichen Lippen an ihr zärtliches Herz, als wollte sie sein fieberhaftes Schlagen auf ewig hemmen. So findet sie der nächste Morgen, vom wüsten Gelärm des leer gehenden Mühlwerkes umsaust. Da donnern Rosses Hufe, Stimmen rufen. Es sind Feinde, Landsleute des Geliebten, seine Rächer! Man ruft seinen Namen! Schnell überblickt Marianne ihre Lage. Der Sprache unkundig, wird ihren Thränen keiner glauben. Schimpf und Entehrung, in jedem Falle Trennung vom Geliebten ist ihr Loos. Eilig hebt sie das Seil von der Wand,

schlingt es um den Leichnam und läßt ihn ins niederste Stockwerk der Mühle herabgleiten. Die Lampe vor der Brust steigt sie nach. Mit leisem Tritt berühret ihr Fuß die Stelle, vor der der Schatten ihrer Hand den Freund gewarnt hatte. Ach, fliegt eine Fallthüre auf, den geheimnißvollen Abgrund enthüllend. Auch der Tod trennt mich nicht von Dir, Geliebter! So ruft sie im Uebermaße des Schmerzes und der Liebe, umklammert fest den Entseelten, löscht leisen Hauchs die Lampe — und stürzt sich in die dunkle Flut! —

Die heilige Rosa von Viterbo.

Der Vetturino, zu dessen Ladung, ausser ein paar italiänischen Kaufleuten, noch ein dicker Irländer mit seiner jungen reizenden Tochter und ich gehörten, hatte sich den ganzen Tag in den bergigen Waldwegen zwischen Radicofano und Bolsena, zwey Tagereisen von Rom, in einer drückenden Hitze und noch lästigerm Staube herumgetrieben, — so daß wir froh waren, als der Abend uns Kühlung zuwehte, obgleich wir noch zwey starke Stunden bis in's Nachtlager zurücklegen mußten und die am Wege aufgerichteten Kreuze mit den daran genagelten Knochen hingerichteter Straßenräuber eben nicht geeignet waren, uns die Dunkelheit wünschenswerth zu machen. Die kleine Irländerin ließ ihren Rosenkranz still eifrig betend durch die Finger laufen, der alte Papa, der in Rom die Erbschaft eines daselbst als Geistlicher verstorbenen Bruders heben

wollte, mochte auch ganz bedenklichen Reflexionen nachhängen, die Italiäner schwiegen furchtsam und meine Bemühungen, irgend einem Gliede der Gesellschaft Rede abzugewinnen, waren so vergeblich, daß ich sie aufgab, mich in eine Ecke drückte, und auf den Flügeln der Fantasie in die weiten Räume der Möglichkeit hinausschwärmte. Endlich hielt die Vettura vor dem Gasthofe in Bolsena still. Wir durften nicht lang auf das Abendessen warten und eine ungeheure, sehr wohlschmeckende Tinca (ein hechtartiger Fisch) aus dem nahen See, so wie recht guter Wein von Orvieto gaben dem alten Irländer seinen trocknen Witz wieder. Auch die reizende Miß Rosa, froh durch die Hülfe ihrer Schutzheiligen den gefürchteten Räubern entgangen zu seyn, war munter und gesprächig, so daß wir den Abend sehr heiter zubrachten. Wir hatten uns in Florenz bey Buonacorsi im Albergo delle quatro nazioni kennen lernen, und, recht als ob wir den Nahmen des Gasthofes darzustellen gedächten, bald Franzosen, bald Russen zu Gesellschaftern gehabt, die unterwegs, da es zufälliger Weise immer Mahler waren, bald da bald dort sich von uns verloren, so daß die Caravane zuletzt, wie schon gesagt, aus zwey Irländern, zwey Italiänern und einem Deutschen bestand. Der lange Weg brachte mich

den Insulanern um so näher, als die Kaufleute keine andre Sprache als die italiänische verstanden, in welcher grade die Inländer nicht recht fort kommten. Es waren ein paar wohlgezogne, liebenswürdige Menschen. Er trocken, gutmüthig, voll ächt nationalen Humors, die Tochter ganz unverdorben, naiv mit vorherrschendem Hange zu religiöser Schwärmerey. Wir versprachen uns am andern Morgen Punct vier Uhr aufzubrechen, um nicht im Abenddunkel so lang fahren zu müssen, und Ronciglione, unser Nachtquartier, bey guter Zeit zu erreichen.

Mit Rosa war die erste, die des andern Tags erwachte und an die Wand klopfte, die unsre Zimmer trennte. Den Papa hörte ich noch vernehmlich schnarchen, indessen dauerte es gar nicht lang, so war auch er in den Kleidern, und wir konnten uns an den Tisch setzen, wo Rosa mit ihren weißen Händchen uns den Thee bereitete. Meine Erzählung des berühmten Est, est, est im Städtchen Montefiascone, durch welches wir in einigen Stunden kommen mußten, machte den alten Herrn ganz lüstern nach dem trefflichen Wein, und wir verabredeten eine kleine Provision davon mit uns zu nehmen,*) wurden aber gewaltig in uns-

*) Zwey Deutsche verabredeten bey einer Reise durch

rer Erwartung getäuscht. Der tapfre Zecher Fugger muſste wohl allen vorhandnen alten Wein consumirt haben, und seitdem kein guter wieder erbaut worden seyn. Den man uns vorsetzte, fanden wir sehr schlecht. Ich tröstete mich durch einen Spaziergang mit Rosa um das prächtige, uralte Schloß mit seinen gewaltigen Festungswerken in der sehr reizenden Lage. Allein der alte Herr war so verstimmt, daß er dem Vetturin nur unsern gestattete seine Maulthiere zu tränken und ihnen ein Bund Bohnenstroh (anstatt des Heues, das man hier nicht kennt) verzehren zu lassen. Wir stiegen bald wieder in den Wagen und fuhren im raschen Trabe vorwärts. Der Wirth hatte dem Irländer gesagt, er würde in Viterbo einige Landsleute finden, die aus dem südlichen Frankreich kämen. Miß Rosa

---

Italien, daß einer vorausreisen und an jedem Orte, wo er den Wein gut fände, an's Stadtthor das Wort est (er ist) schreiben solle. In Montefiascone fand ihn der Forscher so gut, daß er das bedeutende Wort dreymal am Thore anschrieb. Der Nachkommende — es war ein Domherr, Graf Fugger — fand den Geschmack des Freundes so bewährt und ließ sich den trefflichen Wein so wohl schmekken, daß er sich daran — todt trank! Sein Kammerdiener setzte ihm folgende Grabschrift: Est, est, est, propter nimium est, dominus meus mortuus est. Zu deutsch etwa so: Est, est, est. Ob zu vielem est, mein armer Herr verweset!" —

vernahm dieſe Nachricht mit Erröthen und groſſer Bewegung. Ich neckte ſie damit — ſie erwiederte, daß die Freude in der Fremde Landsleute wieder zu ſehn, wohl einen ſolchen Eindruck hervorbringen könne. Der Vater ſchien andrer Meynung, und ſpottete nicht ohne Bitterkeit über dieſe Empfindeley — wie er es nannte. Aus Roſa's Augen fielen einige Thränen. Ich verſtand den Zuſammenhang nicht, und ſuchte einen andern Gegenſtand zur Sprache zu bringen, wodurch die Heiterkeit ſo ziemlich wieder hergeſtellt ward. Zu Mittag trafen wir in dem angenehm gelegnen Städtchen Viterbo ein. Die Landsleute fanden ſich bald zuſammen. Es waren drey junge Irländer, die hier ſehr freundlich bewillkommt wurden. Um ihnen, da ich ihre Sprache verſtand, nicht läſtig zu werden, beſchloß ich das Städtchen zu beſehen. Als ich im Nebenzimmer meinen Hut nahm, ſtand Miß Roſa, glühendroth, die Augen trocknend, aus denen häufige Thränen fielen, im Fenſter lebhaft mit einem ihrer Landsleute ſprechend. Ich eilte, natürlich nichts bemerkend, vorüber. Der alte Herr, der mit den beyden andern bey einigen Flaſchen Orvieto ſaß, wollte mich feſthalten, allein ich entſchuldigte mich und verſprach dagegen zu Mittag deſto beſſer meinen Mann zu ſtehn. Nun machte ich zuerſt

einen ziemlichen Bogen um das Städtchen herum, wobey mir die arme Rosa nicht aus den Gedanken kam. Mußte denn auch dieses liebenswürdige Wesen, so heiter und unbefangen scheinend, mußte auch dieses Schmerz — und wie es schien, einen recht bittern — in ihrem jungen Leben schon erfahren haben? — Sie that mir von Herzen leid, und hätte ich nur etwas von ihrer Geschichte gewußt und die Möglichkeit, ihr zu helfen, gesehen, so würde ich mich nicht auf ein unfruchtbares Mitleiden beschränkt haben. Unter diesen Ueberlegungen hatte ich das Städtchen wieder erreicht. Es war noch zu früh zum Mittagsmahl, und die Frage eines Straßenjungen, ob er mich in das Kloster der heiligen Rosa von Viterbo führen solle, bot mir eine willkommne Zerstreuung. Ich nahm den Vorschlag an. Die Kirche ist schön, reich geschmückt, aber sonst nichts außerordentliches von Bauart. Der Knabe führte mich in eine Art von dunkler Grotte in einer Seitenkapelle — es war das Grab der heil. Rosa. Wenn ich die Heilige selbst sehen wollte, so würde er sogleich die Nonnen des Klosters, an welches die Kirche stieß, benachrichtigen. Warum nicht? Mir schwebte eine heilige Rosalie vor, wie sie Göthe in Palermo gesehn, und ich gebot daher, den frommen Jungfrauen

meine Wünsche vorzutragen. Nach einiger Zeit erschien eine derselben, ein wahres Präservativ gegen alle weltlichen Gedanken, die mich sehr artig ermahnte mich aller solcher zu entschlagen und auf dem Betschemmel dicht an dem Grabe niederzuknieen, wo dem Glauben Anschauung werden würde. Ich that, wie mir geheißen ward. Nachdem ich ohngefähr fünf Minuten gekniet, schob sich die Bretwand, an die ich bisher mit der Nase angestoßen, zu beyden Seiten auseinander, eine matte Hellung verbreitete sich und ich sah vor mir eine recht zierlich decorirte Felsengrotte, in welcher sich der mumienartig conservirte Körper der heiligen Rosa befand. Es gibt ähnliche Darstellungen in Böhmen, Bayern, Frankreich und Italien, mit ungleich mehr Pracht und Geschmack aufgestellt. Sonach war hier nichts zu bewundern. Allein da die Heilige, wie ich wußte, eine unermüdete Pflegerin der Armen und Kranken, eine wahre Wohlthäterin ihrer Gegend und überhaupt ein Muster von Frömmigkeit und Tugend gewesen, so verdiente sie vollkommen das christliche Andenken, wozu man hier aufgefordert wurde und das ich ihr aus wahrer Verehrung widmete.

Als sich die Läden schlossen und ich den Schemmel verließ, erblickte ich Miß Rosa neben mir, in

tiefe Andacht verſunken. Um ſie nicht zu ſtören, trat ich leis zurück. Sie hatte bald geendet, und ſtand auf, indem ſie mir den Arm mit den Worten reichte: „ich habe Sie geſucht!“ Ein paar alte Nonnen, die herbeykamen, verhinderten mich zu antworten. Sie boten uns Cilicien — Drathgürtel mit einem rauhen weißen Zeug überzogen — die jährlich an dieſem Grabe geweiht werden und Wunderkräfte haben ſollen, gegen ein kleines Geſchenk in die Armencaſſe des Kloſters an, und bemerkten dabey, daß recht fromme Perſonen die niedergebogenen Drathſpitzen aufwärts richten und dann den Gürtel auf der bloßen Haut trügen, welches als ein ſichres Mittel gegen allerhand Anfechtungen von Zorn, Haß u. dgl. diene. Ich ließ dies auf ſich beruhen, und begnügte mich für die Armencaſſe mein Scherflein beyzutragen. Miß Roſa's Frömmigkeit und Naivität verrieth ſich aber auf eine rührende Weiſe, denn ſie verproviantirte ſich mit ſolch einer Menge, daß ſie bis zu dem Alter, wo man über alle Anfechtungen hinaus iſt, genug gehabt hätte — wenn ſie anders nicht daheim ihren ähnlich bedrängten innigen Freundinnen damit aushelfen wollte. Wir verließen nun die Kirche und meine Begleiterin begann das Geſpräch mit der Eröffnung — daß ſie entſchloſſen ſey —

hier in Viterbo im Kloſter zurückzubleiben und daſelbſt, als eine fromme Dienerin der heil. Roſa, ihr Leben zu beſchlieſſen! Mich, auf den ihr Vater ſehr viel halte, habe ſie erſehen, ihm dieſe Nachricht zu bringen, ſeine Meynung zu vernehmen und ihn um ſeine Einwilligung zu bitten! — Ich konnte vor Erſtaunen kaum Worte finden, und ergoß mich in einen Strom von Gründen, die mir geeignet ſchienen, ihr das Abentheuerliche dieſes Einfalls zu beweiſen, wobey ich indeß nicht unbemerkt ließ, daß ein ſolcher Entſchluß ſich wohl einem tiefbewegten, ſchwärmeriſchen Gemüth von heftigem Schmerz ergriffen, aufdrängen könne, deshalb aber bey weitem noch nicht zur Ausführung geeignet ſey. Allein ſie — die junge, reizende, lebensfrohe Tochter eines würdigen Vaters, habe doch wohl ſehr Urſache ſich nicht einer ſolchen Aufwallung hinzugeben. —

„Ich habe Sie nicht um Ihre Meynung gefragt — erwiederte ſie verdrüßlich — ſondern nur wiſſen wollen, ob Sie geneigt wären mit meinem Vater davon zu ſprechen, oder nicht?“ Ein Kloſter iſt die beſte Freyſtatt für ein gebrochnes Herz — das iſt mein Grund und mehr fühle ich mich nicht berufen zu entdecken, auch habe ich Freundſchaft und Diſcretion immer für unzertrennlich verbunde

Tugenden gehalten, es thut mir weh zu bemerken, daß ich —"

„Bey Gott, Miß Rosa — rief ich — wenn Sie in diesem Ton fordern, so thue ich, was Sie wollen — Sagen Sie kein Wort weiter — ich weiß genug, und suche sogleich Ihren Vater auf! —"

„Mein Dank und meine Freundschaft bleiben Ihnen ewig gewiß!" — so rief sie mir nach, als ich sporenstreichs nach unserm Gasthofe eilte. —

Ich traf den alten Herrn, der, nachdem er seinen weiter reisenden Landsleuten Lebewohl gesagt, in behaglicher Stimmung vor dem Hause, unsern Wagen betrachtend, auf und nieder schritt. „Schade" — rief er mir entgegen — „Schade, daß Sie so spät kommen. Jene braven Jungen hätten gern Ihre Gesundheit getrunken. Allein es ward zu spät, und sie mußten fort!" —

„Ich bedaure Sie; in der That. Aber würden Sie wohl die Gewogenheit haben, mir einige Augenblicke Unterhaltung mit Ihnen zu schenken?"

„Ein Jahr, wenn Sie wollen. Geben Sie mir Ihren Arm!" — Ich that das gern und machte den Eingang damit, ihn zu fragen, ob er es nicht für Unbescheidenheit halten werde, wenn ich ihm sagte, daß ich von seiner Tochter zu sprechen hätte? Er sah mich einen Augenblick scharf

an, dann ſagte er — „Ich halte Sie für einen Mann von Ehre — ſprechen Sie.“

„Ihre Tochter iſt ein reizendes, liebenswürdiges Geſchöpf, das ſich auf den erſten Blick jedes Herzens bemächtigt. Sie können nicht anders als ſie väterlich lieben und ihr Glück auf alle Weiſe zu befördern ſuchen —

„Ganz gewiß!“ —

„Selbſt dann, wenn ſie ein ſolches, nach andern Anſichten als die Ihrigen, im Auslande ſuchen ſollte“ —

„Das käme denn doch ſehr darauf an!“ — fiel er haſtig ein. „Aber wie iſt mir denn — haben Sie uns denn nicht erzählt, Sie ſeyen verheurathet?“

„Allerdings“ —

„Nun, und doch?“ —

„Was denn?“

„Geſt dam — wollen Sie Miß Roſa heurathen?“

„Wie könnt' ich“ —

„Alſo entführen?“

„Würde ich Ihnen das anvertrauen?“

„Nun, was in der Welt wollen Sie denn mit zwey Frauen?“ Ich dankte Gott, als ich eine los war, obgleich ganz London ſie einen Engel

nannte! Oder — auf meine Seele — ich will doch nicht hoffen —"

„Hätten Sie mich ausreden lassen, werther Sir, so wüßten Sie längst, was ich mit Ihrer Tochter will. So hören Sie denn endlich mich ruhig an. Miß Rosa ist unglücklich, leidet. Die Ursache ihres Schmerzes hat sie mir nicht entdeckt, und mir gebührt nicht darnach zu forschen. Genug, irgend ein Ereigniß hat sie tief betrübt, so tief, daß sie nur in der Einsamkeit, zwischen Gebet und Betrachtung ihre Zeit theilend, den Frieden des Herzens wieder erhalten kann, der allein das Leben zu einem schätzenswerthen Gut macht. Diese Ruhe, diese Abgeschiedenheit, diesen Frieden empfing sie am liebsten aus Ihrer väterlichen Hand. Deshalb bittet sie um die Veranlassung Sie verlassen zu dürfen —"

„Wie? höre ich recht?" Meine Tochter will mich verlassen?

„Um hier, im Kloster der heiligen Rosa zu bleiben, in den Orden dieser frommen Schwestern zu treten. Sie begreifen" — ich faßte seine Hand, als ich ihn sehr erschüttert sah — „daß ich einen solchen Auftrag nur mit großem Vertrauen auf Ihre Nachsicht und von meiner Freundschaft für Miß Rosa getrieben, übernehmen konnte. Beruhigen

Sie mich über mein Wagſtück, indem Sie mir Ihre Vergebung und, wenn es Ihnen möglich iſt, Ihrer Tochter Gewährung ihres Wunſches, wenigſtens auf einige Zeit — zuſagen!“ —

Er nahm ſehr ernſt meine Hand und dankte mir für die Theilnahme, die ich ihm ſowie ſeiner Tochter bewieſe. „Obgleich — ſetzte er hinzu — ich vermuthe, daß der Entſchluß Miß Roſa's die Folge eines Wunſches iſt, den ich ihr vor einigen Jahren verſagen mußte, und deſſen Erinnerung vielleicht durch die Erſcheinung ihrer Landsleute allhier wieder aufgelebt, durch die Stille und Abgeſchiedenheit des Kloſters, das ſie hier beſucht hat, geſchärft worden iſt — ſo kann ich doch nicht anders als mich der Ausführung deſſelben, durchaus und mit allen Kräften widerſetzen. Dieſe leichte Erregbarkeit, die ſie von ihrer vortrefflichen, aber höchſt ſchwärmeriſchen Mutter geerbt, trägt ganz gewiß zu ihrer Liebenswürdigkeit viel bey, allein ſie iſt durchaus nicht geeignet, darauf einen Entſchluß für's ganze Leben zu gründen. Ich ſehe der Vollendung eines Geſchäfts entgegen, das, wie ich hoffe, mich in die Lage ſetzen wird, bey Miß Roſa's einſtiger Wahl ihres Gatten durchaus keine äußern Rückſichten nehmen zu dürfen. Sie ſoll dieſen Zeitpunct erwarten, ehe ſie einen Schritt thun, den man nicht zurücknehmen kann und

zu welchem ſie, will ſie ja nicht davon abachn, in einer geringern Entfernung von ihrem Vaterlande immer noch Gelegenheit finden kann. Sagen Sie ihr — ihr, die ſich wohl ſehr vor meiner Heftigkeit fürchten muß — dieſen meinen Entſchluß, und ſetzen Sie hinzu, daß, um den Genuß der Reiſe uns nicht zu verderben, ich thun wolle, als ob kein Wort geſprochen worden wäre. Auch ſie ſoll wo möglich ihre Unbefangenheit wieder annehmen, und Sie, mein Freund, bitte ich mir behülflich zu werden, damit wir die melancholiſchen Grillen dieſes jungen Mädchens vertreiben!" —

Das Raiſonnement war ſo vernünftig, dabey ſo väterlich, daß ſich von mir eben ſo wenig, als von Miß Roſa dagegen einwenden ließ. Indeſſen blieb mir immer ein ſchwieriger Auftrag — ihr den ungünſtigen Erfolg meiner Negociation anzukündigen. Es glückte mir, ſie noch allein anzutreffen. Buchſtäblich wiederholte ich ihr des Vaters Worte. „Guter Gott" — rief ſie aus — „es muß wohl dem Wille ſeyn, und ſo bleibt mir nichts übrig, als mich zu unterwerfen!" — Sie weinte noch einige Thränen, dann ſchien ſie einen Entſchluß zu ergreifen und bat mich ſie in ihrer Faſſung zu unterſtützen, indem ich mich die erſten Tage viel mit ihrem Vater beſchäftigte. Ich verſprach das gern und hielt auch

Wort. Wir machten noch ein Nachtlager in Ronciglione, dann erreichten wir gegen Mittag Rom, wo wir zuſammen in der Villa di Londra ſpeiſten, und dann unſre Geſchäfte beſorgten. Ohne neugierig zu ſeyn, hätte ich doch gern gewußt, was die reizende Irländerin ſo plötzlich auf den Einfall brachte in's Kloſter zu gehn? Eine von Seiten des Vaters unbegünſtigte Neigung lag zum Grunde, wenn aber dieſe während der ganzen Reiſe ſie nicht verhindert hatte, heiter und froh, ja manchmal ordentlich ſchelmiſch zu ſeyn, ſo ließ ſich um ſo weniger abſehn, warum grade Viterbo ihr einen ſolchen plötzlichen Ekel an der Welt beygebracht hatte? Die Thränen in der Unterhaltung mit ihrem Landsmann ſchrieb ich dem aufers wachten Heimweh zu. Während unſeres gemeinſchaftlichen Aufenthalts in Rom ließ ſich vielleicht eine Aufklärung erwarten. Indeſſen hatte das Schickſal beſchloſſen uns in kurzem zu trennen. Schon am erſten Abend überzeugte ich mich, daß für meine Angelegenheiten in Rom nichts zu erwarten ſey, weshalb ich mich einer Geſellſchaft anſchloß, die in zwey Tagen nach Neapel abreiſen wollte. Mein Abſchied von Vater und Tochter ſchien ihnen ſo ſchwer als mir ſelbſt zu fallen, wir trennten uns nach mancher herzlichen Verſicherung mit dem Verſprechen uns von Zeit zu Zeit Nachrichten von einander zu geben. Am an-

dern Morgen ganz früh, als meine braven Irländer noch schliefen, verließ ich Rom, mit der Hoffnung, auf meiner Rückkehr, wo ich ein paar Monate daselbst bleiben wollte, sie wieder zu finden. In den ersten Tagen vermißte ich die treuherzige Gradheit des alten Herrn, sowie die Liebenswürdigkeit der reizenden Rosa, um so schmerzlicher, als meine diesmalige Reisegesellschaft nichts weniger als angenehm zusammengesetzt war.

Ich war bereits drey Monat in Neapel, als ich eines Tages einen Brief von dem Irländer erhielt, worin er mir meldete, seine dortigen Geschäfte seyen sehr verwickelt und versprächen überdies nur ein sehr unbedeutendes Resultat. Wenn er sich nicht schämte eine so weite Reise umsonst gemacht zu haben, so würde er sich von der ganzen Erbschaft lossagen, die größtentheils in Büchern und Papieren bestände, und ohne weiteres wieder in sein Vaterland zurückkehren. Uebrigens, setzte er sehr freundlich hinzu, gehe ich ihm um so mehr ab, als Rosa ihre gute Laune nicht wieder zu bekommen scheine, und ihm mit ihren halben Seufzern, ihren Ach und O's verdammt viel Langeweile mache. Dabey sehe sie mit ihren rothgeweinten Augen, wie eine alte Katze aus (like an old cat)! Ich mußte laut über den originellen Styl lachen, so leid es mir that, mich

überzeugen zu müſſen, daß Roſa's Schmerz nicht, wie ich hoffte, von der Zeit geheilt werden würde, und antwortete, wie es mir das Herz eingab. Dem holden Mädchen, die eigenhändig ein paar Worte beygeſchrieben, dankte ich für dieſen Beweis ihres mir ſo theuern Andenkens. — Unter den intereſſanteſten Bekanntſchaften, die ich in Neapel gemacht hatte, waren mir vorzüglich zwey Brüder, königliche Architecten und Ingenieurs, lieb geworden. Sie waren, ihrer Familie nach, Irländer, der Geburt nach Franzoſen, der Erziehung nach Italiäner. Ein ſonderbares Gemiſch, das ſich aber in ihnen auf eine ſehr angenehme Weiſe verband. Sie beſaßen außer trefflichen Kenntniſſen in ihrem Fach, einen Character, in dem ſich der engliſche Ernſt mit dem franzöſiſchen Witz und der italiäniſchen Gluth verbanden, und wurden allgemein mit der größten Achtung behandelt. Ich brachte die angenehmſten Stunden in ihrem Hauſe zu. Es wurden ihnen häufig Fremde empfohlen, und ſo ſtellten ſie mir eines Tages, wo ich bey ihnen zu Mittag ſpeiſte, einen jungen Engländer Namens Richard vor, der den Krieg in Spanien als Ingenieur mitgemacht, und wegen einer wichtigen Erfindung im Geniewesen vom Feldmarſchall Wellington vom Lieutenant zum Major und Adjutanten erhoben wor-

den war. Um ſich von den Bleſſuren, die er bey der Affaire von Toulouſe erhalten, und an denen er einige Jahre gekränkelt hatte, ganz herzuſtellen, war ihm ein Jahr Urlaub, um es in Italien zuzubringen und hauptſächlich die warmen Bäder in Oberitalien zu brauchen, zugeſtanden worden. Es war eine äuſſerſt angenehme Erſcheinung, und wenn die Bläſſe, die jetzt noch ſeine Wangen deckte, der Farbe der Geſundheit und Jugend wich, ſo muſte man ihn für ſchön erklären. Die Geſchichte ſeiner Erfindung, wozu ihm die Idee auf dem Krankenlager, in der tiefſten Niedergeſchlagenheit durch die Nachricht vom Falliment des Hauſes, bey welchem ſein Vermögen ſtand — gekommen war — erzählen zu hören, war höchſt intereſſant, und ein tröſtlicher Beweis von einer faſt ſichtbaren göttlichen Führung. Er befand ſich jetzt in einer eben ſo glänzenden als ehrenvollen Lage, und konnte ohne Unbequemlichkeit das Arrangement jenes Hauſes abwarten. Ich erwähnte im Geſpräch zufällig meine Bekanntſchaft mit den Irländern. Sein ganzes Geſicht klärte ſich auf, als ich ihren Namen nannte, und mit freudeſtrahlenden Blicken erzählte er uns, daß er mit der reizenden Roſa in jugendlicher Freundſchaft auferzogen worden, und erſt vor einigen Jahren ſey dieſes geſchwiſterliche Verhältniß

durch unangenehme Ereigniſſe im Innern der beyden Familen geſtört worden. Aber demohngeachtet bleibe er der Tochter ſowohl als dem Vater herzlich zugethan. „Wenn dem ſo iſt — erwiederte ich — ſo wird es Ihnen angenehm ſeyn zu erfahren, daß ſich dieſe liebenswürdigen Perſonen noch vor acht Tagen geſund befanden, und mir davon Nachricht gegeben haben.“

„In der That — rief er — das iſt mir äuſſerſt angenehm; aber wie iſt es möglich, daß ſie in ſo kurzer Zeit Nachricht haben konnten?“

„Nun, von Rom nach Neapel kann ein Brief wohl“ —

„Wie?“ — unterbrach er mich ungeſtüm — „Sie ſagen von Rom? — Wäre es möglich — Roſa und ihr Vater befänden ſich jetzt zu Rom?“

„Sie wußten das nicht?“

„Wie ſollt' ich, ſeit ſechs Jahren von England entfernt und mit den Schickſalen dieſer Familie unbekannt. O, ich bitte, ſagen Sie mir, wenn Sie es vermögen, mehr von den Abſichten, welche dieſe Beyden nach Italien führten!“

Der junge Mann verrieth eine ſo herzliche Theilnahme, daß ich ihm alles mittheilte, was ich theils unmittelbar aus des Irländers Munde, theils aus dem Geſpräch errathen hatte. Auch Roſa's Ent-

ſchluß zu Viterbo in's Kloſter zu gehn verſchwieg ich ihm nicht. Er ſchien dieſe Nachricht, die ihn ſehr erſchreckte, als den Anfang einer Geiſtesverirrung zu betrachten, die auf Roſa von ihrer Mutter, welche mehrere dergleichen Anfälle gehabt, übergegangen ſey. Meine Verſicherung, daß das Mädchen geſund und wohl ſey, daß ich weder vorher, noch ſpäter irgend etwas Aehnliches an ihr bemerkt habe, beruhigte ihn etwas. Wie lang ſie noch in Rom ſich aufhalten würden, konnte ich ihm nicht angeben; allein aus des Vaters Brief ging hervor, daß er je eher, je lieber, und ſobald wie immer möglich, Italien verlaſſen würde. Als der junge Mann Roſa's Handſchrift erblickte, drückte er das Blatt an ſeine Lippen, an ſein Herz und rief mit wehmüthiger Stimme: „o Erinnerung einer ſchönen Jugendzeit, welche Gewalt haſt du über das menſchliche Herz!“ — War der Jüngling nicht noch im Augenblick des Mädchens Geliebter, ſo war er es wenigſtens geweſen. Bey meinem nächſten Briefe nach Rom wollte ich ihn mit der Frage necken, ob er an ſeine Jugendfreundin etwas zu beſtellen habe. Allein der Scherz ward mir verbittert. In dem Hauſe, wo ich ſeine Bekanntſchaft gemacht, erfuhr ich, daß ſich auf's Neue Splitter in ſeiner tiefen Hüftwunde losgemacht, die man deshalb öff-

nen müſſen, und er liege nun an einem heftigen Wundfieber gefährlich nieder. Ich eilte zu ihm und fand ihn in der That äußerſt ſchwach. Sein Bedienter erzählte mir und dem gegenwärtigen Arzt im Nebenzimmer, daß er ſchon mehreremal, und zuletzt in Bordeaux, dieſen Zufall gehabt, wo ihm ſtarke Splitter aus der Wunde genommen worden, er ſich aber darauf bald erholt habe. Allein dieſer Bericht beunruhigte den geſchickten Arzt um ſo mehr. „Es iſt durchaus nicht zu behaupten" — vertraute er mir einſt — daß nicht noch mehrere Knochentrümmer in der Wunde ſtecken; iſt dies der Fall, ſo werden ſie immer neue Operationen nöthig machen, und ſo erliegt der ohnehin ſehr angegriffne Kranke entweder dem Wundfieber, oder fällt in Abzehrung.

Dieſer Bericht erfüllte mich mit tiefer Betrübniß; um dem Leidenden meinen Kummer nicht zu zeigen, und ſo vielleicht ſeine eigne Niedergeſchlagenheit zu vermehren, verließ ich ihn. Leider erholte er ſich nicht ſo ſchnell wieder, daß ich ihn vor meiner Abreiſe nach Rom, die ich nicht länger verſchieben konnte, hätte ſprechen und durch die Nachricht, daß ich ſeine Jugendfreundin vielleicht wieder ſehn würde — erſchüttern dürfen. Ich reiſte von Neapel mit den heißeſten Wünſchen für ſein Wohl

ab, und ließ dem Bedienten meine Addreſſe ſowohl für Italien, als für Deutſchland, zurück.

Mein erſter Gang, als ich in Rom ankam, war natürlich meine ehemaligen Reiſegefährten bey Serny in der Villa di Londra aufzuſuchen. Allein ſie waren bereits unterwegs, um ſich über Florenz nach Deutſchland zu begeben. Serny behauptete, der alte Irländer habe einige Tage vor ſeiner Abreiſe einen Brief an mich auf die Poſt gegeben, und ſey ſehr niedergeſchlagen über den ſchlechten Erfolg ſeines Geſchäfts abgereiſt. Eine neue unangenehme Nachricht; auch jenen Brief bekam ich, trotz aller Bemühungen, während meines zweymonatlichen Aufenthalts in Rom, nicht wieder. Von dem ſo werthen Kranken erhielt ich zwar Kunde durch jene beyden Architecten, aber mit dem Beyſatz, daß ſich keine dauernde Beſſerung hoffen laſſe. — Ich hatte nun alles Sehenswürdige betrachtet, mich verlangte ſehr den klaſſiſchen Boden mit dem minder berühmten, aber unendlich theurern der Heymath zu vertauſchen, und ich nahm deshalb den Vorſchlag gern an, in Geſellſchaft einiger deutſchen Kaufleute nach Viterbo, von da rechts herüber auf Terni zu gehn, ſodann die Mark zu durchſtreifen und uns in Ancona nach Trieſt einzuſchiffen. Mit recht tiefer Bewegung ſah ich Viterbo's alte Thürme und

Caſtelle vor mir emporſteigen. Meine Begleiter hatten daſelbſt Geſchäfte und wollten ſich einige Tage aufhalten. Wir traten in dem gewöhnlichen Albergo ab; kaum erblickte mich der Wirth, als er mir zurief, daß der dicke Irländer mit der hübſchen Tochter auch wieder hier ſey. „O geſchwind" — entgegnete ich froh überraſcht — „führen Sie mich zu ihnen!"

„Gemach, gemach" — erwiederte er. — „Er wohnt nicht hier, ſondern in einem Privathauſe ohnweit der Kirche der heil. Roſa, beym Pfarrer, wo er ſchon ſeit vier Wochen krank liegt!"

Ich eilte zu ihm. Er ſtreckte mir die Arme von weitem entgegen. „Sie ſehen hier" — rief er — „einen ehrlichen Irländer, dem der Verdruß über die Feilheit der italiäniſchen Juſtiz und der Aerger über die Spitzbüberey der Advocaten ein Gallenfieber zugezogen hat. Ich denke wohl, ich komme noch diesmal davon, und dann will ich nicht ehrlich ſeyn, wenn ich nicht mir zwey Köter zulege, denen ich die Namen der beyden Sachwalter gebe!" — Er berichtete nun, daß die Erbſchaft ſeines Bruders, die an ſich nicht unbedeutend geweſen wäre, zum größten Theil dadurch wäre zu Waſſer gemacht worden, daß der Verſtorbne ſein Kloſter und eine andre fromme Stiftung zu Miterben

eingesetzt hatte, ohne ihre Antheile genau zu bestimmen, wodurch freylich der juristischen Chicane und der Bestechung in allen Ländern, in Italien aber gar ein unermeßliches Feld geöffnet worden wäre. Er schwur, daß er wenig mehr, als ihm die Reise und seine Krankheit kosteten, davon tragen würde. „Allein setzte er hinzu" — „der Himmel mag nun über mich beschließen, was ihm gefällt, so sehe ich es immer als eine besondre Gunst an, daß er mir Sie schickt, jetzt, wo ich der armen Rosa eine böse Nachricht zu geben habe. Sie wollen ihr wohl und werden von ihr sehr geachtet, mögen Sie mir nun den Gefallen thun, mit ihr ein ernstes Wort zu sprechen?"

Ich betheuerte ihm meine Bereitwilligkeit so werthen Personen nützlich zu seyn. „Nun wohl" hob er an — „ich habe Briefe bekommen, die mir den Tod des jungen Mannes ankündigen, den Rosa schon als Kind liebte, und der ihr Gatte geworden wäre, wenn nicht die schändliche Treulosigkeit seines Vaters, der mir eine bedeutende Summe abschwor, die ich ihm geliehen, unsre Familien getrennt hätte. Indeß der Himmel hat ihn gestraft, er fallirte, starb und hinterließ seinem Sohne kaum so viel, daß er sich durch die Welt helfen konnte. Der junge Mann wäre also auf keine

Weise eine Parthie für Rosa gewesen, der ich nach meinem Tode nur wenig hinterlassen kann. Wenn ich indeß mein Alter und meiner Tochter Lage bedenke, die ohne Vermögen von ihren wohlhabenden Verwandten daheim über die Achsel angesehn, oder, weil sie zu brav ist um Gnadenbrot zu essen, sich mühsam in der Welt ihren Unterhalt würde erwerben müssen, so scheint mir des Mädchens früherer Gedanke, in ein italiänisches Kloster zu gehn, ein Fingerzeig der Vorsehung, und ich bitte Sie daher, ihr jetzt aufs Neue diesen Vorschlag zu machen, und Alles, was ich Ihnen mitgetheilt habe, ihr vorzustellen. Mag Sie Viterbo oder eine andre Stadt wählen, ich werde ihr eine gute Aufnahme und eine anständige Behandlung ausmitteln und versichern. Gehn Sie und nehmen Sie diese Last von meinem Herzen. Sie treffen Rosa in der Kirche ihrer Schutzheiligen; aber erschrecken Sie nicht vor ihrem übeln Aussehn!"

Die Nachricht, die ich hier von Rosa's Vater erhielt, betrübte mich nicht wenig. So war denn mein lieber kranker Richard — denn das war ja doch wohl der Jugendfreund Rosa's, von dem er sprach — an den Folgen seiner Wunde gestorben! Ich ging, mit schwerem Herzen die sonderbare Laune des Schicksals bedenkend, die mich in so kurzer

Zeit in derselben Familie zum zweytenmale als Bothschafter in derselben Angelegenheit zwischen Vater und Tochter hin und her sendete.

Als ich in die Kirche trat, war es still und leer, die Abendsonne vergoldete die Glorie von gelbem Glase über dem Hauptaltar bis zur Glut, mit mattem Lichte durch die Bogengänge hinstreichend. Mir ward sehr ernst zu Muth. Ich mußte ein leidendes Herz ganz zerschmettern, damit es, dem Phönix gleich, sich aus der Asche wieder erhöbe. Schon von fern gewahrte ich eine mit tief gebeugtem Haupt, im Gebet versunkne Person, die, der Größe und Haarfarbe nach, Rosa zu seyn schien. Ich schlich hinter den Pfeilern heran. Das arme Mädchen sah, wenn auch nicht so schlimm, als ihr gallenkranker Vater berichtete, doch allerdings blaß und leidend aus. Da die Sammlung des Gebets sie nur sanfter und geschickter machen konnte, meinen Auftrag zu vernehmen, so verließ ich die Kirche, um sie im Freyen zu erwarten. Es dauerte ziemlich lang — sie kam nicht — ich ging in die Kirche, — an's Grab der heil. Rosa zurück — sie war nicht da. Verdrüßlich schritt ich nach der Straße zurück. Da höre ich Fußtritte eines im schärfsten Lauf Eilenden, das Rauschen des Windes, der sich in den Kleidern eines Frauenzimmers

fängt — ich blicke um und sehe Rosa hochroth, mit fliegendem Haar, statt auf dem Fußsteige, auf der schmalen hohen Mauer, die am Felsen nach der Stadt hinläuft, im Fluge daher schweben. Mein erster Gedanke ist, daß sie wahnsinnig, sich ein Leid anthun, und vom Felsen hinabspringen will. „Rosa" — rufe ich mit aller Kraft, der ich fähig bin — „Rosa, um Gottes willen, halten Sie ein!" — Sobald sie ihren Namen hört, bleibt sie so sicher, als wäre es in ihrem Zimmer, auf dem gefährlichen Pfade stehn und horcht. Athemlos komme ich heran, kaum erkennt sie mich, so springt sie mit einem Satz, zwey oder drey Ellen hoch, auf meine Seite herüber, in meine Arme und drückt mich mit ungestümer Freude an ihre hochklopfende Brust. „O, mein Freund" — ruft sie in Extase und vom Affect schön wie eine Göttin — „die heilige Rosa hat mein Gebet vor Gott gebracht, — der Friede ist wieder eingekehrt in dieser Brust — mein Vater" —

„Gewährt Ihren Wunsch" — unterbrach ich die Athemlose — „Sie sollen in's Kloster!"

„Ha ha ha! — Wer spricht vom Kloster?" — entgegnete sie mit fröhlichem Gelächter — „eine Braut bin ich bald, wenn schon keine Himmelsbraut!"

Ich glaubte die wahnſinnige Ophelia zu ſehn und zu hören. „Erholen Sie ſich doch, liebe Freundin" — redete ich ihr zu — „beſinnen Sie ſich" — es iſt nur zu gewiß — „er iſt todt!" —

„Wer?" — frug ſie haſtig, und eine Unmuthswolke verſchattete ihr ſchönes Geſicht — „wer iſt todt? Mein Vater?"

„Nein doch. Der lebt und wird ſich erholen — jenen Jugendfreund meine ich — Richard —

„Percy wollen Sie ſagen?" — fiel ſie mit zauberiſchem Lächeln ein — „nein, Gott ſey Dank, der lebt, dieſe Augen haben ihn geſehen, noch vor wenig Minuten. Er iſt in ſein Wirthshaus gegangen, um ſeine indiſchen Reichthümer zu holen und ſie meinem Vater vorzulegen. Kommen Sie nur hier herauf, man erſpart hier die ganze Krümmung des Fußpfades. Ich erzähle Ihnen Alles!"

„Wenn die nicht wahnſinnig iſt, ſo iſt es keine" — dachte ich bey mir ſelbſt; dennoch kletterte ich ihr nach, dicht dahinter bleibend, damit ich ſie ſchlimmſten Falls, faſſen und nach der Landſeite hereinwerfen konnte. In ein paar Minuten waren wir auf dem breiten Wege und nun erzählte ſie mir mit der größten Lebhaftigkeit, daß ſie ſchon, als wir das erſtemal in Viterbo waren, von ihren Landsleuten die Nachricht erhalten, jener Freund

ſey in Bordeaux geſtorben. Sie hätte ihn ſtill betrauert, und weil ſie befürchtet, ihr Vater, der noch immer mit bitterm Haß des großen Verluſts gedächte, den er durch dieſe Familie erfahren, würde ihren Schmerz tadeln, dieſem die Nachricht verſchwiegen. Damals wäre die Erlaubniß — ihrem Entſchluß gemäß — in's Kloſter gehn zu dürfen, eine Wohlthat geweſen. Allein der Himmel wußte es beſſer. Die jetzige Krankheit ihres Vaters hatte ſie aufs Neue tief betrübt, und bey der Möglichkeit ihn zu verlieren, war auch ihr der Zufluchtsort im Kloſter wieder entfallen. Täglich hatte ſie in der Kirche Gott gebeten, den Tod ihres Vaters abzuwenden, und falls er beſchloſſen ſey, dann ihr den Weg zu zeigen, den ſie wandeln ſolle. Auch heut habe ſie ihr gewöhnliches Gebet verrichtet, als ſie plötzlich einen Mann an einem Pfeiler lehnend erblickt, der dem Todtgeglaubten auffallend geglichen. Ueberzeugt, daß es nur Täuſchung ſey, habe ſie ſich deſto ernſtlicher geſammelt, und als ſie geendet, den Betſchemmel verlaſſen. Aber kaum zehn Schritt davon habe ſie ſich rufen hören — und der Verlorengeglaubte habe vor ihr geſtanden. Sie ſey vor Schreck beynah umgeſunken, aber gegen die vor ihr ſtehende Würklichkeit habe ſie doch nicht länger ankämpfen dürfen. —

Wir ſtanden am Wirthshauſe, als Roſa ihre Erzählung endigte; und ich mußte bekennen, der Bericht klang weder unwahrſcheinlich, noch wie aus dem Munde einer Wahnſinnigen. Nur in dem Namen Percy, mit welchem ſie ihren Freund bezeichnete, lag ein Räthſel, da der meinige Richard hieß. Hierüber konnte ich mir keine Auskunft geben, und wollte deshalb diesmal erſt ſehen und dann glauben. Wir traten in's Zimmer, und wer ſchildert mein Erſtaunen, als mein todtgeglaubter Freund Richard ſich mir um den Hals warf und Miß Roſa mit dem unverkennbaren Entzücken glücklicher Liebe bewillkommte. Es kam natürlich zu Erklärungen und Richard berichtete, daß er in der That ſo gut wie todt, von den Aerzten aufgegeben und verlaſſen worden ſey. Sein gutes Glück habe einen deutſchen Chirurg im Gefolg eines Fürſten nach Rom geführt und in demſelben Hauſe untergebracht. Sein treuer Bedienter, der ihn ſchon mehremal ſo nahe am Verſcheiden geſehn, hatte auch diesmal die Hoffnung nicht aufgegeben, und ſich deshalb an den deutſchen Wundarzt gewendet, und dieſer, freylich vorherſagend, daß er den Patienten ſchon als einen Todten betrachte, die heroiſche Operation unternommen. Indeſſen hatte die gewaltſame Anſtrengung der Natur den fremden

Körper auszustoßen, seine Rettung bewürkt, es war dem geschickten Operateur geglückt, das ganze zerschmetterte Knochenstück herauszubringen. Nun die Ursache des Uebels gehoben war, konnten auch die heilenden Mittel, von Jugend, unverdorbnen Säften und der Hoffnung, die Geliebte wieder zu sehen, ja wohl gar ihre Hand zu erhalten, unterstützt — vollständige Würkung thun. Allein der Himmel hatte ihm eine glänzende Vergeltung seiner Leiden bestimmt. Er erhielt nämlich noch in Neapel durch ein schnellsegelndes Schiff die unerwartete Nachricht, daß ein längst vergessner Mutterbruder in Ostindien ihn zum Universalerben seiner Schätze, mit der Obliegenheit den Namen Percy anzunehmen, eingesetzt, worüber ihm die gerichtlich aufgesetzten Urkunden vorgelegt wurden. Die Nachricht von seinem Tode in Bourdeaux hatten jene Reisenden auf Treu und Glauben, wie sie dieselbe von den verzweifelnden Aerzten bekommen, verbreitet. Durch sie sey auch jene falsche Nachricht nach London gekommen und nun wieder an Rosa's Vater geschrieben worden. Indessen habe er schon die nöthigen Attestate seines Lebens nach England geschickt, um alle Stöhrungen in der Erbschaftssache zu beseitigen, und nur geeilt die Gewißheit von seinem Wiederaufleben an Miß Rosa selbst zu überbringen. Rosa's Vater setzte hinzu, daß Percy

aus freywilligem Antrieb die bedeutende Summe, die sein Vater empfangen und in einer unglücklichen Stimmung abgeläugnet, seiner Jugendfreundin als ihr unbeschränktes Eigenthum geschenkt. Natürlich hatte er so vielem Edelmuth nicht widerstanden und so leate er denn, mich zum Zeugen nehmend, die Hände der Liebenden in einander. Richard Percy und Rosa, beyde von Hoffnung und Liebe geröthet, bildeten das schönste Paar, das ich je gesehen habe. Ich konnte mich in der herzlichen Freude über die helle Zukunft, die sich diesen, mir so werthen Beyden eröfnete, nicht enthalten, der holden Rosa zuzuflüstern, ich freue mich doch sehr für meinen lieben Percy, daß sie nicht nöthig gehabt, sich mit den Stachelgürteln der heil. Rosa von Viterbo die schöne Lilienhaut zu verletzen, und ich bäte, damit sie nicht etwa aus Widerspruchsgeist auf den Einfall käme sie zu benutzen — mir diese verderblichen Waffen zu verehren. Eine helle Röthe überzog Rosa's Gesicht und mit Lächeln erwiederte sie — „Boshafter Spötter, Sie sollen die Cilicien haben und um Ihnen Ihr Unrecht zu beweisen, sogar den, den ich seit jenem Tage unausgesetzt und noch in diesem Augenblicke trage!" — Bewundernd küßte ich ihr die schöne Hand.

Nach einigen Tagen trennten wir uns — wahr-

ſcheinlich auf nimmer Wiederſehn in dieſer Welt, und es iſt leicht zu erachten, wie ſchwer uns allen die Trennung fiel. Indeſſen ward mir bey meiner Rückkunft im Vaterlande der Troſt, Briefe von Percy und ſeiner Gattin zu finden, die mich von ihrem vollkommnen Glück und den ſüßeſten Hoffnungen der ſchönen Roſa benachrichtigten. Auch der wackre Vater hatte ſich ganz erholt und mir in ſeiner treuherzigen Weiſe geſchrieben.

Seitdem liegen Roſa's Stachelgürtel neben ihren Briefen in meinem Schreibtiſch und ich kann mich nicht enthalten, ſo oft ich das Fach aufziehe, den, den das ſchöne Mädchen getragen, zu küſſen, und ihrer dabey mit herzlicher Zuneigung zu gedenken! —

Orangenblüten.

von

Carl Borromaeus von Miltitz.

II^te Sammlung.

Leipzig,
bei Carl Cnobloch. 1824.

Städtische Bücherei
Wurzen

Inhalt des zweyten Bändchens.

Der traurige Sänger . . . . . Seite 1

Maskenfreyheit . . . . . — 22

Die Bilder des Andréa del Sarto . . — 59

Don Giuseppe . . . . . — 88

Vallisneria . . . . . — 119

Otello . . . . . — 148

Die Statüe . . . . . — 177

Der traurige Sänger.

Herbert, ein Jüngling, der, um sich zum Tonkünstler zu bilden, eine für diesen Zweck berühmte Stadt zum Aufenthalt erwählt hatte, pflegte nach vollendeter Tagesarbeit sich durch einsame Streifereien in der reizenden Gegend zu erholen. Er liebte das fröhliche Gewühl der Menschen wohl zuweilen aus der Ferne zu betrachten — so konnte er die Gestalten wie in einer Zauberlaterne an sich vorüber gehn lassen; selbst unter ihnen hätte er sie nothwendiger Weise flach, gemüthlos, genußsüchtig, und wie die Mehrzahl nun ist, wenn die Lust ihr den Zaum der Sitte abstreift, finden müssen. Um nicht Menschenfeind zu werden, zog er vor, in keine nähere Beziehung zu kommen, und lebte fast ganz einsam. Sonderbar war des Jünglings Inneres gestaltet. Glühend für alles Schöne, lebendigen Geistes, vielfach gebildet, von angenehmen Aeußern, nicht unbemittelt — scheinbar

recht eigentlich für geſellſchaftliches Zuſammenleben beſtimmt — ſah man ihn ſtets ernſt, oft düſtern Blickes einſam umherwandeln. Den Grund ſeiner Eigenthümlichkeit zu erforſchen und die Sonderbarkeiten ſeiner perſönlichen Erſcheinung daraus zu erklären, dazu hatte Niemand weder Zeit noch Luſt. Er lag aber in ſeiner Erziehung. Des Vaters, eines höchſt genialen Mannes, der die ſonderbarſten Schickſale gehabt haben ſollte, auf eine, der Sage nach, entſetzliche Weiſe beraubt, blieb er unter der Leitung ſeiner Mutter, eines unbeſchreiblich zarten, faſt überirdiſchen Weſens. Als der Himmel ihm dieſe nahm, ward er der Sorge eines Mannes anvertraut, der nach den Stürmen eines leidenſchaftlichen Lebens, mit einem von Undank und Liebloſigkeit der nächſten Freunde vergällten und zerſtörten Daſeyn, in der Stille des Kloſters Ruhe gefunden. Was Wunder, wenn die Eigenthümlichkeit dieſer beiden Menſchen, in Herberts Gemüth ſich gleichſam abdrückend, ihm jene ſonderbare Miſchung von Schwermuth und Reizbarkeit mittheilte, welche durch ſeinen Künſtlerberuf eher vermehrt als vermindert wurde.

Eines Sonntags Nachmittags wandelte er an einem von geputzten Menſchen und bunten Blumen hell leuchtenden öffentlichen Garten vorüber.

Er drückte sein Gesicht an die Stäbe des Gitters; Düfte und Klänge wogten ihm entgegen. Der azurblaue, sonnenhelle Himmel blickte einladend durch das dichte Grün weitschattender Kastanien, und senkte milde Heiterkeit in des Jünglings Herz. Ihm ward zu Sinne, als dürfe er wagen, heut unter Menschen zu treten, und gedankenvoll schritt er, bei jedem Tritte tiefer in die ihn umwogende Menge sinkend, hinein. Der Zufall wollte, daß ihm in den nächsten Gängen, an den vielen reichbesetzten Tischen hin, kein Bekannter begegnete, so konnte er feste Fassung gewinnen. Jetzt stand er vor dem luftigen Gebäude in der Mitte des Gartens, unter dem eine Gesellschaft Musiker, etwas entfernt vom Lärm der Menge, von Bienen umsummt, von nahen Springbrunnen umplätschert, nur von wenig Zuhörern umstanden, ihre lieblichen Klänge durch die grünen Laubgewölbe in das Himmelblau hinaus hallen ließen. Eben flatterte eine süßkosende Melodie wie auf silbernen Fittigen empor, als plötzlich laut dröhnender Gesang unangenehm in die Musik hinein schallte. — „Der verdammte Kerl mit seiner trübseligen Dudelei," rief der geschäftige Marqueur, „er jagt uns noch alle Gäste fort!" — „Stille, stille," riefen die Musiker unwillig, „wer kann da ordentlich intoniren!"

„Mehr als funfzigmal," wiederholte der Maſquenir, „haben wir dem alten Narren ſchon verboten, ſeine Sterbelieder hier abzuſingen, wenn ſich die Leutchen ihres Lebens freuen wollen. Nun will ich ihn aber auch zur Thüre hinauswerfen, daß ihm die Luſt vergehn ſoll."

„Seyn Sie gelind," rief Herbert, ihm ein Stück Geld in die Hand drückend. Der Menſch blickte auf das Silberſtück, dann auf den Jüngling: „Nun, um Ihrentwillen," lächelte er, nach der Seite eilend, Herbert von fern ihm nach.

„Hört, alter Herr," ſagte der Burſch in rauhem Tone zu einem großen Manne von ausländiſcher Geſichtsbildung, der, auf einer ſchlechten Harfe ſehr laut ſpielend und dazu ſingend, an der Mauerbrüſtung lehnte: „hab' ich Euch nicht auf Befehl meines Herrn unzähligemal geſagt, Ihr ſollet hier nicht Euer Sterbelied abheulen, wenn die Hautboiſten dort Muſik machen?"

„Das habt Ihr," antwortete der Alte, ohne aufzuſehen und fortſpielend.

„Nun, warum folgt Ihr nicht?"

„Weil ich von dem lebe, was ich verdiene!"

„So ſingt etwas Luſtigeres, dabei verdient Ihr mehr, und macht die Leute nicht trübſelig!"

„Kann nur das eine Lied!"

„So packt Euch fort. Das Geheul ist unerträglich.“

„Laßt mich immer mein Lied endigen, indessen kommt mein Mädchen mit der kleinen Einnahme zurück!“

Herbert redete dem ungeduldigen Marqueur zu, den Greis endigen zu lassen. Jener ging, und Herbert stellte sich, von einer Hecke verborgen, so daß er unbemerkt den Alten genau betrachten konnte. Harfe und Anzug waren dürftig aber sauber. Die silbergrauen Haare und der weiße Bart hingen lang und dicht auf den Mantelkragen herab. Kraft, Wehmuth, Zorn und Milde sprachen aus den edlen Zügen, die aber einen sonderbaren Ausdruck von Grauenhaftem an sich hatten. Im langsamsten Zeitmaße, im düstern A moll sang der Alte mit überlauter Stimme, der es Herbert anzuhören glaubte, daß sie nicht immer die eines Bänkelsängers gewesen, folgende romanzenartigen Strophen:

„Der Stolz muß' ihn verblenden,
Der Vorsicht Schluß hat er verlacht,
Verließ sich mehr auf Menschenmacht,
Das mußte böse enden!

Der Sohn konnt's nicht ertragen,
Er floh in keckem Muth.

Da packt' ihn der Alte mit Wuth —
Und hat ihn gar erſchlagen."

Des Sängers Haupt fiel auf die Bruſt, Thränen floſſen aus ſeinen Augen. „Gott ſey Dank!" ſagte er vor ſich hin, „wieder einmal überſtanden!" — Langſam erhob er ſich, nach dem Ausgange zu ſchreitend. Herbert folgte ihm leis. Da rollte eine glänzende Equipage vor, geſchmückte Figuren ſtiegen aus. „Sieh da, Freund Herbert," lächelte der dicke, keuchende Mann, in welchem der Jüngling einen reichen Banquier, an den er addreſſirt war, erkannte. „Sieh, mein Schatz," fuhr er fort, Herbert bei der Hand nehmend und ihn einem Schwarm Frauenzimmer vorſtellend, die der Wagen, wie ein geborſtner Krater ſeine Schlacken, immer neugebärend, von ſich gab, „ſieh, das iſt der närriſche Kauz, der Herbert, von dem ich Dir ſagte, der keinen Tabak raucht, nie lacht, und bös wird, wenn andre lachen!" — Der elegante Pöbel ſchloß einen Kreis um den Gefangenen, und alles rief mit der geiſtvollen Gebehrde des weitgeöffneten Mundes: „Ah, alſo der iſt's!" Die ältliche Gattin des Banquiers, der die Vorſtellung eigentlich gegolten, ſagte nach einem langen, gedankenloſen Blick blos: „Schade!" — Damit zog

der Dunſtſchweif ſeinem Kometenkerne nach, der ſchon am breiteſten Tiſche in der Allee Platz genommen. „O großer Dichter," rief Herbert, der die Zeit über wie auf Nadeln geſtanden, „wie wahr haſt du geſprochen: dies Geſchlecht kann ſich nicht anders freuen, als am Tiſche!" Er ſah ſich nach dem Alten um — er war verſchwunden, vergebens durchlief er, ihn zu ſuchen, den ganzen Garten. Da begegnete ihm der Marqueur — der mußte wohl mehr von ihm wiſſen. Herbert rief ihn heran, und bat ihn um genaue Mittheilung aller Umſtände, da der ſonderbare trauernde Greis ſeine ganze Neugier erregt. „Die wird bald verſchwinden," lachte der Menſch, „wenn ich Ihnen das Wenige ſage, was ich von dem alten Narren weiß, und was Ihnen alle Straſſenbuben erzählen können, die ihn oft necken, wenn er mit ſeiner buckligen Milla durch die Stadt zieht. Der alte Kerl, er iſt wohl an die achtzig Jahr alt, ſoll vor langer Zeit viel Geld gehabt, aber alles in unmäßiger Verſchwendung verjubelt haben. Vermuthlich hatte er das Geld auf böſem Wege gewonnen, denn plötzlich iſt er närriſch geworden und hat ſich als Mörder angeklagt, weshalb man ihn in das Narrenhaus im ehemaligen Franciſcaner Palaſt, das ſonſt in der Vorſtadt geſtanden, zur Verwahrung gebracht;

als aber dies vor langer Zeit vom Wetterſchlage in der Nacht abbrannte, und die Narren alle in der Verwirrung leskamen, hat er ſich auch fortgemacht. Die ſchlimmſten hat man, glaub' ich, damals wiederbekommen, ihn aber nicht. Seit der Zeit ſchweift er in der Welt herum, und kömmt auch bisweilen hierher, wo er von ſeinem Palaſt ſpricht, an deſſen Thoren er ſeinen Richter erwartet. Sie können denken, daß Niemand auf ſein Schwatzen Acht gibt, da er für wahnſinnig bekannt iſt, und auch wohl keiner mehr lebt, der ihn gekannt hat. Er ſpricht wenigſtens von Perſonen, auf die ſich hier Niemand beſinnt. Ein häßliches Zigeunermädel, das er von der Straße aufgeleſen und Schön-Milla nennt, ſammelt für ihn, während er ſein Sterbelied heult, von dem er ſich einbildet, daß er es als aufgelegte Buße an einem öffentlichen Orte täglich abſingen muß. Das iſt alles, was ich weiß!" Damit ging der Burſche an ſein Geſchäft, und Herbert, von ſonderbarer Theilnahme durch dieſe Erzählung aufgeregt, eilte in's Freie, um den abenteuerlichen Bildern, die ſich ihm vor die Seele drängten, ungehindert nachhängen zu können. Er ſchweifte weit umher; vom ſüßen Duft der eben gemähten Wieſen, vom kühlen Hauch der Wälder verleckt, merkte er nicht, daß

es ſtark dunkelte, und weiße Nebelwolken ſchon aus Fluß und Gefild empor ſtiegen. Er eilte die Stadt zu gewinnen, und erreichte ſie, als ihre breiten Straßen ſich zu entvölkern begannen. Der Anblick einer in die Stille der Nacht verſinkenden großen Hauptſtadt, ihr immer mehr verhallender Lärm, die Keckheit, mit der das Nachtgeflügel, als ob ſie der verſunkenen Herrlichkeit ſpotteten, ſchwirrenden Fluges ihre Schlupfwinkel verlaſſen, und den verſpäteten Wanderer umkreiſen, erhöhete ſeine gereizte Stimmung, und reihete an die noch nicht verblaßten Bilder des Tages die verzerrten Traumgeſtalten der immer tiefer herein dunkelnden Nacht. Maſchinenmäßig forteilend, nur mit der Innenwelt beſchäftigt, durchlief Herbert die Straßen, und erwachte erſt aus der Zerſtreuung, als ihn Müdigkeit erinnerte, ſeine Wohnung aufzuſuchen. Um ſich blickend, glaubte er zu träumen, da er ſich in einer ihm völlig fremden Gegend fand. Die Stadt mit ihren nun ſchon in nächtliches Grau gehüllten Thurmſpitzen, mit ihrer langſam emporſchwebenden Dunſtwolke von Seufzern, Thränen und Flüchen lag hinter ihm. Er ſtand auf einem großen wüſten Platz, der mit wucherndem Unkraut bedeckt, völlig unbetreten ſchien, rings um ihn in Trümmer zerfallenes Gemäuer, ihm gegenüber ein Ge-

bäude, das er offenbar für einen Palast erkennen mußte, obschon es jetzt nur eine kolossale Ruine schien. In hohen leeren Fensterräumen wankte hinter eisernen Gattern üppig aufgeschossines Gras. Der Nachtwind strich kühl durch ein im schönsten Geschmack aufgeführtes Säulenportal, dessen Eingang mit Brettern verschlagen war. Am hohen Thor darüber zeigte sich künstlich verschlungenes eisernes Gatterwerk von Blumen und Laub, in dessen Mitte, kaum erkennbar im matten Schimmer erblindeter Vergoldung, ein gekrönter Wappenschild unterschieden werden mochte. „Wieder ein menschliches Werk," seufzte Herbert, an eine Säule gelehnt, „das gewiß nicht im Sinne seines Erbauers benutzt, ihn vielleicht schon um mehrere Menschenalter überlebte! Wer mag sagen, was den Besitzer zwang, sein schönes Eigenthum zu verlassen? Unglück oder Schuld? Leichtsinn oder Verbrechen?"

„Verbrechen," sagte eine tiefe Männerstimme dicht neben ihm. Herbert blickte rasch um. Es war der traurige Sänger. Tief hatte er den Hut ins Auge gerückt, den Mantel nach italienischer Weise über die Schulter geworfen, den Blick finster nach dem Wappenschilde empor gerichtet. Unbeweglich stehend, glich er mehr dem sinnvollen Bilde eines alten herrlichen Malers, als einem Lebendigen.

„Bei Euerm weißen Haar," erwiederte Herbert gefaßt, „ſcheint mir ſolche Deutung liebloß. Laßt uns doch im zweifelhaften Falle das Mildeſte denken. Warum nicht Unglück, unverſchuldeter Verfall?"

„Verbrechen, ſag' ich Euch, junger Menſch," fiel der Greis mit ſtarker Stimme ein, „ich werd's ja wiſſen. Aber," ſetzte er ſanfter hinzu, „Eure Milde macht Euch Ehre, ich danke Euch dafür!"

„Wer ſeyd Ihr, räthſelhafter Greis? Was wißt Ihr von dieſem Palaſte, warum verfiel er?

„Ihr fragt wie ein Jüngling. Zehnerlei, wovon Eines zu beantworten mir das Herz brechen würde. Wer ſeyd denn Ihr?

„Ein junger Tonkünſtler, mein Name Herbert."

„Gott!" rief der Greis, indem er, wie vom Wetterſtrahl getroffen, vor dem Jüngling auf's Knie ſtürzte, und mit empor gehaltener Rechte das Haupt wie vor einem fürchterlichen Streich ſchirmte, „die Stunde der Vergeltung iſt kommen!"

Herbert bebte. Endlich nöthigte er den Knienden aufzuſtehn.

„Laßt mich," erwiederte der Greis mit zitternder Stimme. „Obſchon uns Nacht umgibt, ſagt mir meine Seele, wie Ihr ausſehen müßt. Mir ahnete meines Schickſals Erfüllung, als ich hier,

wo ich, ach! ſo oft, am ſpäten Abend vergebens harrte, einen Menſchen erblickte. Kommt mit mir, leiht mir Euern Arm, ſcheut Euch nicht vor dem gewaltigen Zittern, das durch die alten Knochen ſtürmt, denkt Euch, wie dem armen Sünder zu Muthe ſey vor ſeinem Richter, und Ihr kennt meine Empfindung. Kommt!" Mühſam erhob er ſich und faßte gewaltig Herberts Arm, der ſchweigend neben ihm herſchritt, faſt überzeugt, daß der Marqueur nur zu wahr geſprochen, und daß er es mit einem Wahnſinnigen zu thun habe, bei dem er vielleicht in wüſter unterirdiſcher Höhle eine grauenvolle Nacht zubringen müſſe.

Man ſtand jetzt an einem niedrigen Hauſe von elendem Anſehn. Der Alte klingelte. Ohne daß Jemand ſichtbar ward, öffnete ſich die Pforte. Dichtes Dunkel vor ihnen: „Nur hinein!" ſagte der Alte dumpf, „die erſte Thür rechter Hand!" Mit dieſen Worten ſchob er den Jüngling vor ſich hin, der, einſehend, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten ſey, keinen Widerſtand verſuchte. Sie traten in ein ärmliches, aber reinliches Stübchen. Auf dem Tiſche brannte ein Licht. Im Fenſter lag weibliche Arbeit, die nur eben verlaſſen ſchien. Im Winkel lehnte die Harfe. Gegenüber war ein Betpult aufgeſchlagen, auf welchem Bücher lagen. Dar-

über ein Todtenkopf und ein metallnes Kruciſix. „Seht Euch, lieber Herr!“ bat der Greis, der nach dem Betpulte ſchritt, niederknicte und einige Augenblicke ſtill zu beten ſchien. Dann erhob er ſich, nahm Kruciſix und Todtenkopf von der Wand, legte beides vor den Jüngling hin, dann zog er einen blitzenden Dolch aus dem Buſen, und reichte ihn Heibert mit den Worten: „Küßt dieſen Schädel, vergebt mir, wie der Gekreuzigte vergab, und dann ſtoßt mir dieſen Dolch in die Bruſt, ſo wie ich —“

„Ich beſchwöre Euch,“ rief der bebende Jüngling, „entfernt ſo gräßliche Gedanken. Ihr habt mir nichts gethan, wie ſollt' ich —“

„Nichts gethan?“ lächelte der Greis fürchterlich, „betrachtet dieſen Schädel. Er iſt das Haupt Eures Vaters, den ich in der Umarmung erſtach!“

„Ha, wahnſinniger Mörder,“ ſchrie Heibert, von Schmerz zerriſſen, „dann haſt Du den Dolch verdient!“ Wüthend ſchwang er den ergriffnen Stahl, da fiel ihm eine weibliche Figur in den Arm, das Kruciſix ihm dicht vor die Augen haltend, und im fürchterlichen Tone rufend: „Jüngling, biſt Du ein Erlöſter, und mordeſt Deinen reuigen Feind?“

„Laß ihn, ſchöne Milla,“ ſagte der Greis, der

vor Herbert niedergesunken war. Der furchtbare Zuruf, der widrige Kontrast der grotesken Gestalt mit dem Namen „schöne Milla" brachten den Jüngling zu sich. „Rasender ich," sagte er leis, „einen schuldlosen Wahnsinnigen wollte ich morden?"

„Nicht schuldlos," entgegnete das Mädchen, „aber seht, den Greis überwannt die Schwäche, helft mir ihn auf dies Strohlager niederlassen, dann sollt Ihr alles erfahren!"

„Bin ich denn auch wahnsinnig," frug Herbert betäubt. Schön-Milla winkte ihm zu schweigen, und flüsterte: „Nur der unglückliche Greis ist's!"

Die beiden brachten den Alten auf sein niedriges Lager. Dann nahm Schön Milla einige Blätter aus einem verschlossnen Kasten, und setzte sich an den Tisch, so daß sie den Alten im Gesichte behielt. Herbert mußte neben ihr Platz nehmen. „Besser als ich," nahm sie das Wort, „werden diese Blätter Euch alles erklären. Vorher aber empfangt Euer Eigenthum!" Mit diesen Worten reichte sie ihm ein Miniaturportrait hin, in welchem Herbert augenblicklich die Züge des geliebten Vaters erkannte. Mit tiefer Wehmuth drückte er es an seine Lippen.

„So vernehmt in gedrängter Kürze," fuhr

Schön-Milla fort, „was Euch so nah angeht. Dieser Greis, dessen Name Cesar Francia, stammt aus einem uralten genuesischen Geschlechte. Sein Vater, Theilnehmer einer mißglückten Verschwörung, rettete Leben und einen Theil seiner Schätze durch die Flucht. Hier in dieser Stadt ließ er sich nieder, baute einen prachtvollen Palast, und trug die Charakterzüge seines Geschlechtes, Stolz, Ehrgeiz und Rachsucht, auf seinen einzigen Sohn über. Er starb, als Cesar von hohen Schulen, alle Hoffnungen des Vaters erfüllend, zurückkehrte. Bald verband er sich mit einem der angesehensten Geschlechter. Aber die stille, sanfte Gemüthsart der Gattin war dem hochfahrenden Jüngling zuwider. Er vernachlässigte, mißhandelte sie, die vor Gram und Liebe zu ihrem Peiniger starb. Die Frucht der unglücklichen Verbindung war ein bildschöner Knabe, Antonio benannt." —

„Anton, ha, so hieß mein Vater," unterbrach Herbert.

Schön-Milla warf einen mitleidigen Blick aus ihren großen schwarzen Augen auf ihn, und fuhr fort: „Während Cesar durch Gold und Verbindungen immer höher im Staatsdienste, dem er sich gewidmet, stieg, und für die Zukunft noch kühnere Hoffnungen hegend, auch den Knaben Antonio früh-

zeitig seine Gesinnungen einzuflößen bemüht war, bemerkte er mit Entsetzen, daß der Geist der Mutter auf dem Kinde ruhete, das, Sanftmuth und Milde in Blick und Betragen aussprechend, ganz des Vaters Gegenbild zu werden verhieß. Cesar ergrimmte. Strenge, die an Grausamkeit gränzte, sollte hervorbringen, was Gelindigkeit nicht vermochte. Der Knabe fiel in eine Todeskrankheit. Die Kunst der Aerzte rettete ihn, aber es bedurfte eines Jahre langen Aufenthalts auf dem Lande, um dem geschwächten Kinde die vorige Gesundheit wieder zu geben. In dieser Zeit entschied sich seine Bestimmung. Musik, die ihn zur Erholung gelehrt wurde, ergriff er mit dem glühendsten Durst; sie ward Mittelpunkt seines ganzen Daseyns. Alles übrige, was auf Hof und Staat Bezug hatte, verachtete er tief. Eine fürchterliche Scene, als der Vater die hartnäckige Widersetzlichkeit des zwölfjährigen Knaben erfuhr, war die Folge. Antonio ward unter die fürstlichen Leibpagen aufgenommen, und mit eiserner Strenge zu dem ihm verhaßten Berufe angetrieben. Als er nach einigen qualvoll durchlebten Jahren seinen Peiniger zu erweichen keine Möglichkeit sah, nahm er zur List seine Zuflucht, und verschwand. Hut und Kleidung, die man auf dem Badeplatze schwimmend fand, ließen

keinen Zweifel über die wahrscheinlich freiwillige Todesart des Gequälten. Der Vater verfiel sichtlich, als er das Ende seines Sohnes erfuhr. Sein innerer Grimm brach in offne Feindseligkeiten gegen seine Untergebenen aus. Alles floh den Fürchterlichen, der sich in den schreiendsten Ungerechtigkeiten und der sinnlosesten Verschwendung zu gefallen schien. Es war, als wolle er, daß mit seinem Tode sein Gedächtniß mit seinen Schätzen untergehe. So angesehen er bei'm Fürsten war, so ward er doch endlich, wegen zu gehäufter Klagen, entlassen. Dies vermehrte seinen Groll. Er wüthete gegen seine Umgebungen. Gleichgültig vernahm er die völlige Zerrüttung seines Vermögens, und ergriff nicht die geringste Maßregel sich zu retten. Die Gläubiger drängten ihn hart, und bemächtigten sich endlich des Palastes. Als er diesen verließ, verbreitete sich die Nachricht, der todtgeglaubte, seit Jahren verlorne Antonio lebe als Kapellmeister in Diensten eines deutschen Fürsten. Auch Cesars Ohr erreicht die Allen erfreuliche Kunde; ihm ist sie ein Donnerschlag. Das letzte Gold wendet er daran, augenblicklich den Flüchtling aufzusuchen. Sein böser Geist führt ihn auf die rechte Bahn. Er findet ihn geehrt, geliebt, seit einem Jahre glücklich vermählt, unter dem Namen Herbert, in einer

Reſidenz. Unerkannt tritt er in das Zimmer. Antonio entziffert die entſtellten Züge ſogleich, ſinkt, alle Kränkungen vergeſſend, in die lang entbehrte Umarmung, und in dieſem Augenblicke ſtößt der unverſöhnlich beleidigte Vater ihm den Dolch in die Bruſt!“ —

Herberts bleiches Geſicht überſchwemmte ein Strom heißer Zähren. Schön-Milla weinte ſtill. Nach einigen Augenblicken fuhr ſie fort: „Was ſeitdem mit dem Unglücklichen begegnet iſt, darüber ruht geheimnißvolles Dunkel, ſo wie, ob er ſelbſt die fürchterliche Begebenheit aufgezeichnet hat. So viel habe ich aus ſeinen Reden errathen, daß er nach dieſer That — wahrſcheinlich ſchon zerrütteten Geiſtes — in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, und dort durch eine ſonderbare Fügung in ſeinem Palaſte, den des Fürſten Nachfolger gekauft und zu einem Irrenhauſe umgeſtaltet hatte, verwahrt worden iſt. Dort mag er hart behandelt worden ſeyn, wohl gar Ketten getragen haben. Von dort iſt er, ſeiner Beſchreibung nach, wahrſcheinlich durch eine Feuersbrunſt frei gemacht, entſprungen. Ich habe ihn in Italien, meinem Vaterlande, als einen reuevollen, aber ſtill wahnſinnigen Pilger kennen lernen. Meine Mutter erbarmte ſich ſein, und wir pflegten ihn nach unſern geringen Kräften.

Als der Schreck des ausgebrochenen Krieges meine Mutter tödtete und das Land verwüstete, schlug er mir in einem lichtern Augenblicke vor, ihn nach Deutschland zurück zu geleiten. Der heilige Vater habe ihm die Buße auferlegt, als Harfner durch die Welt zu ziehn, und täglich die Geschichte seines Verbrechens laut auf der Straße abzusingen. Wenn seine Zeit erfüllt sey, werde er am Thor seines Palastes seinen Enkel finden, und von seiner Hand den Tod, aber auch zugleich Verzeihung erhalten. Wie viel an alle diesem der Wahnsinn Antheil hat, — ich vermag es nicht zu beurtheilen. Schon öfters sind wir in dieser Stadt gewesen. Diesmal sagte er, kurz nach unserer Ankunft: „Camilla, mir ahnet, ich stehe bald am Ziel!“ Wohl mußte ich seinem prophetischen Ausspruche Glauben beimessen, da ihn der Wahnsinn sichtlich verließ. Und das Ende hat seine Ahnung gerechtfertigt. — Wollt ihr dem unglücklichen Greise nun noch den Todesstoß versetzen, den er freilich um Euch verdiente?“ —

Camilla hatte sich bei diesen Worten aufgerichtet und Herberts Hand gefaßt. Er blickte sie ernst an, und gewahrte, daß, ihre Verkrüppelung und die schmutzige Farbe abgerechnet, ihr Gesicht die regelmäßigsten schönsten Züge enthalte. Tief bewegt

reicht er ihr die Hand, und über den ſchlafenden Greis hingebeugt, ſagte er laut: „Friede mit Dir, Unglücklichen! Sieh' — ich vergebe Dir von ganzem Herzen!" Da öffnete der Greis die Augen, ein mildes Lächeln verklärte ſeine ſtrengen Züge, er blickte zum Himmel auf — und verſchied. Ein leiſer Trauerklang rauſchte durch die Saiten der Harfe! —

Herbert und Camilla beteten an ſeinem Grabe. Das Schickſal hatte die beiden Menſchen wunderbar vereint, und der Jüngling konnte den Gedanken nicht ertragen, Camillen hülflos in die Fremde hinauszuſtoßen. Seine Studien waren vollendet, er machte, von Theilnahme und Achtung getrieben, nach einigen Monden ihr den Antrag, ſeine Gattin zu werden, und in ſein Vaterland mit ihm zu ziehen, wo eine ſichere und vortheilhafte Anſtellung ſeiner harre. Camilla drückte ſeine Hand dankbar an ihr Herz: „Euer Wunſch," ſprach ſie mit Rührung, „bei meiner Häßlichkeit, bürgt mir für mein künftiges Glück, und ich erfülle ihn mit Entzücken. Doch harret einen Augenblick, Euch bin ich Wahrheit ſchuldig!" — Nach kurzem Verweilen trat ſie, ſchlank wie eine Ceder, mit italiſcher, aber blühender Geſichtsfarbe vor den freudig überraſchten Jüngling, der ihr ſelig in das ſchwär-

merisch dunkle Auge blickte. „Nur mit künstlicher Verunstaltung und bemaltem Gesicht," lächelte Camilla, „war das vierzehnjährige Mädchen und mein armer Pilger vor grausamer Neugier sicher!" Glühenden Entzückens schloß Herbert die bräutlich erröthende Camilla in seine Arme, und bald ward sie die Seine.

Maskenfreyheit.

Die ſchönſte der in Neapel gelegenen Villen iſt unſtreitig die des Prinzen Caraffa, Belvedere genannt und auf einem geräumigen Hügel, dem ſogenannten Vomero, der gegen das Meer ſteil abfällt, gelegen. Im ganzen Jahre iſt ſie nur während des Oktobers und dann auch nur Donnerstags Nachmittags offen. Gründe genug für das Publicum aus allen Ständen, von allen Geſchlechtern und Altern hinauszuſtrömen. Beſtimmt zwey Drittheile der Einwohner von Neapel waren nie auf dem Veſuv — weil er für jedermann Jahr aus, Jahr ein, Tag für Tag zugänglich iſt. Eben ſo ſicher aber wird man kaum einen Menſchen in der ganzen Menge von ſieben bis achzig Jahren finden, der nicht mehrmals in Belvedere war — weil man im ganzen Jahre nur an vier Tagen den Eintritt erhält. In der That bietet

ſowohl die Villa real, als die Spiaggia Mergellina und die Höhe von St. Elmo dieſelbe Ausſicht, die von der täglich dort ab und zuſtrömenden Volksmaſſe keines Blicks gewürdigt wird — aber nur für die Villa Belvedere — ſo will es die Mode — hat der Neapolitaner Augen und nur dort macht er davon Gebrauch. Der Garten iſt nun wohl auch ſchön zu nennen. Dichte Schattengänge von Ulmen, Citronen und Lorbeerbäumen wechſeln mit freyen Plätzen ab, von denen man das darunter liegende Meer erblickt und einer reizenden Fernſicht über die Wellenfläche hin nach dem andern Ende des zirkelförmig ausgebogenen Golfes genießt. Lacht die Sonne recht freundlich vom blauen Himmel, wie das im, hier noch ſehr heißen, Oktober nicht fehlt, ſo wird die ganze gegenüberliegende Küſte von Sorrent, Caſtellamar, die Punta Sant'angelo, das Cap Minerva bis hinter die Somma und den Veſuv vom hellſten Lichte überglänzt. Aus dem Meere ſteigen die Inſeln Capri, Iſchia und Procida, bald deutlicher, bald umwölkter hervor. Der Standpunct ſelbſt, von dem man dieſes ſeltne Panorama überſchaut, iſt mit ſchönen Gruppen von Palmen, Cactus, Agave, Erdbeer und Oleanderbäumen geziert; ein mittelhohes Geländer läuft in einiger Entfernung von den

dunkeln Schattengängen durch niedrigeres Gesträuch hin, so daß der Blick aus jener schwarzgrünen Nacht zu den hellern, sonnebeleuchteten Räumen sehr anziehend ist. Auch kleine Springbrunnen bringen Leben und Kühlung in die Masse. Kurz, alles ist schön — nur Eins fehlt — freylich eine Hauptsache, die man im südlichen Italien überall vermißt, — Rasen! Keine sammtweiche, frisch grüne Wiesenfläche, auf der das von dem Dunkel der Cypressen und Lorbeer, eben so als von der Spiegelblendung des Meeres ermüdete Auge ruhen könnte! Kein Grashalm, geschweige denn ein Rasenplatz in der ganzen, weitläufigen Villa. Grelles Sonnenlicht und düstres Schattendunkel — das sind die beyden Extreme, zu denen die breiten, dürren, wohl unterhaltnen Erdwege führen!

Unter der großen hier auf und abwogenden Volksmenge fehlt es natürlich nicht an Ausrufern aller Art, Tablettkrämern, Sträußermädchen und dergl. Eins dieser letztern fiel — durch eine hohe, edle Gestalt, seelenvolle Züge und das schönste blonde Haar, hier eine große Seltenheit, — sehr in die Augen. Ihr Aeußeres war offenbar zu gut für ihren Stand. Noch mehr aber überraschte die Art, mit der sie ihre kleinen Bouquets von weißem Sinngrün und gelbem, starkduftendem Jasmin aus-

bot. Nicht jedem Vorübergehnden lief sie damit, wie ihre Schwestern, nach, sondern nur hier und da Einem aus der Menge bot sie mit schüchternem Blick und leiser Stimme ihre Waare an. Ihr Ton war dabey so melodisch, daß ich sie nicht ohne Theilnahme hörte, und mit noch gröſserer Theilnahme gewahr ward, daß ihre schönen Augen bisweilen voll Thränen standen, die langsam, eine nach der andern herabtropften. Ich vermochte es nicht kalt vorüberzugehn, und sagte ihr einige freundliche Worte. „Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und will mich Ihnen anvertrauen. Allein Sie sind Ihrer Aussprache nach ein Fremder. Ihre Bekannten würden lachen, wenn sie Sie mit einer Blumenverkäuferin sprechen sähen. Folgen Sie mir dort hinter jene Statüe und — retten Sie mich! —“ Neugierig folgte ich der reizenden Gestalt die paar Schritte und erfuhr nun eine ziemlich bewegliche, obschon, ich bekenne es, ziemlich gewöhnlich klingende Geschichte. Sie war eine Waise, lebte kümmerlich vom Verkauf ihrer Blumen; kürzlich waren ihr von einem Vornehmen einige Piaster vorgestreckt worden. Da sie diese nicht erstatten konnte, so verlangte der Darleiher das Opfer ihrer Unschuld oder drohte mit dem Gefängniß in der Vicaria. Alltäglich klang die Begebenheit,

das war gewiß; allein mußte ſie deswegen unwahr ſeyn? Im Gegentheil, gewann ſie nicht bey der großen Immoralität der Männer in Neapel und des Mädchens auffallenden Reizen die größte Wahrſcheinlichkeit? Ich grübelte nicht lange, ſondern gab, vom rührenden Zauber leidender Schönheit überwältigt, jene paar Piaſter und noch etwas dazu, um den kleinen Kram lebhafter treiben zu können. Sie hatte meine Hand mit Innigkeit an ihre Lippen gedrückt, eh' ich es hindern konnte, und war im freudigen Laufe verſchwunden. — „Was hatten Sie denn da für eine Unterhaltung hinter der Bildſäule der Veſta?" — frug mich bald darauf ein Neapolitaner, mit dem ich bekannt geworden. Seine Frage hatte etwas ſpitziges, das mich, noch halb gerührt und erhoben von dem Gedanken einer Leidenden wohl gethan zu haben, verletzte. Ich erzählte, nicht ohne bittre Seitenblicke auf die Sittenloſigkeit großer Städte und die Indolenz der Polizey, die Geſchichte des armen Kindes, der ich den Verluſt ihrer Ehre nicht mit einigen elenden Piaſtern zu erſetzen geglaubt hätte. — „Seyn Sie deshalb ruhig" — lächelte der Italiäner. „Elena hat ſchon vor drey oder vier Jahren von dem Prinzen . . . . daſſelbe Opfer, das Sie ihr heut vergüten wollten, reichlich bezahlt bekommen, dem

ſie ſich freywillig ausgeliefert. Sie iſt aber eine faule, verſchwenderiſche Dirne. Daß ſie mitunter Noth leiden mag, kann wahr ſeyn, aber ſie iſt ſelbſt ſchuld daran. Auf jeden Fall hat ſie Sie um Ihr Geld betrogen, und ich rathe Ihnen ſich von ihren Thränen nicht erweichen zu laſſen, denn ſie hat den Ruf einer höchſt verſchmitzten, leichtfertigen Creatur." — Der Rath war gut, und ob ich gleich nicht in der Stimmung war, ihn ganz zu beherzigen, ſo verdiente ein Inländer, der ſich die Mühe nahm einen Fremden zu warnen, gewiß lebhaften Dank, den ich ihm denn auch abſtattete. Das Mädchen ward ich nicht mehr gewahr und hatte ſie ganz aus den Gedanken verloren, als die kühler werdende Abendluft mich in Begleitung mehrerer Bekannten nach der Stadt zurückführte. Ich brachte einige Stunden in Geſellſchaft zu und wollte Abends nach San Carlo. Der nächſte Weg war durch eine ziemlich abhängige Quergaſſe, vico del Sergente genannt. Bey der unſaubern Gewohnheit der Neapolitaner, allen Küchenabgang, zumal von Gewächſen, auf die Straßen zu werfen, werden die Lavaplatten, aus denen das Pflaſter beſteht, äußerſt ſchlüpfrig, und man thut wohl, zumal im Dunkeln, langſam zu gehn. Auch ich ſchritt bedächtig an den Häuſern her, und vernahm

ſchon von weitem die dumpfen Schläge eines Tambourins aus dem Erdgeſchoß. Bald unterſchied ich die unaufhörlichen Triolenpaſſagen der Tarantella, die dazu von einer Geige im möglichſt ſchnellen Zeitmaaße geſpielt ward *). So wenig dieſer Tanz und die Muſik eigentlich graziös ſind, ſo haben ſie doch den Reiz des Nationalen, und ich ging daher nicht leicht vorüber, wo ich dieſe Klänge erſchallen hörte, ohne einige Augenblicke zuzuhören. Auch heut blieb ich gegenüber ſtehn, und — man denke ſich meine Verwundrung — ſah meine unglückliche, nothleidende Elena ſich wie eine Mänade gebehrden. Um recht ſicher zu beobachten, ſchlich ich, vom Dunkel geſchützt, ſeitwärts näher heran. Es war eine ächt neapolitaniſche Wohnung dieſer Claſſe, das heißt ein ungedichter, ungepflaſterter Raum, etwa eine Elle tiefer als das Steinpflaſter der Straße, mit einer Art Eſtrich ausgeſchlagen. Im Hintergrunde kauerten ein paar abſcheuliche alte Weiber, in der einen Ecke ſtanden zwey Kerls mit Banditengeſichtern, von denen einer auf einer Art von

*) Obgleich man in Neapel weder die Spinne, noch die von ihrem Biß entſtehende Krankheit kennt, ſo iſt doch ſowohl dieſer Tanz (das Heilmittel dagegen), als der Ausdruck — far la tarantella — thun, als ob man von der Tarantella geſtochen worden wäre, ſehr gemein.

Stockfiedel geigte, während der andre abwechselnd zwey Mädchen, die vor ihm auf einem umgestürzten Faß saßen, die Cour machte, wie ich aus ihren lebhaften Gebehrden schloß. Auf dem in der Mitte für die Tänzerin freygelassnen Raum von etwa zwey Ellen in's Gevierte, schrie, sang, sprang und tobte Elena, das Haar wild um den Kopf fliegend, und mit Bacchantinnenanstand das Tambourin schlagend, und schüttelnd. „U vin, u vin e'l strangola pret'!“ („Wein, Wein und Pfaffenwürger!“ Eine Art Daumdicker und Ellenlanger Maccaroni's, eine Lieblingsspeise des Volkes, woran einst ein Geistlicher erstickte. Daher der Name.) So schrie sie mit heiserer Stimme und warf sich auf ein Bündel Maisstroh. Sogleich erhob sich die am glühenden Kohlfeuer sitzende, und Maccaroni schmoorende eine Alte, die Andre schleppte einen großen Krug voll Wein herbey, die Gesellschaft stellte, setzte, kauerte sich um die dampfende Schüssel, jeder griff mit den Händen zu, die Nudel zu beliebiger Länge abspinnend, und nun begann ein, für mich sehr erbauliches Gespräch. „Le pezz' dellu forastier!“ (Die Piaster des Fremden!) schrie Elena, mit glührothem Gesicht, den Weinkrug hoch emporhaltend und einen gewaltigen Zug thuend. „Viva lu gran scioce'!“ (der Einfalts-

pinſel ſoll leben!) brüllten die übrigen. Dame Elena erzählte ſehr beredt und im lächerlichſten Style, wie ſie in Belvedere mit einem Fremden, dem ſie die Leichtgläubigkeit gleich an der Naſe angeſehen, l'afflitta, la tristarella (die Unglückliche, Tiefbetrübte) geſpielt und ihm etliche Piaſter abgelockt hätte. „Ja — ſetzte ſie hinzu" — „hätte ich nicht von weitem den Advocaten Don Luigi bemerkt, ſo hätte der Fremde mir folgen und ordentlich ausgebeutelt werden ſollen!" (svalizato) Ich hatte genug, und wollte auf die Unverſchämte losfahren, allein ich beſann mich eines Beſſern und ließ ſie die Freude, recht eigentlich auf meine Koſten zu lachen, ungeſtöhrt genießen. Es vergingen Monate und ſie kam mir nicht wieder vor die Augen. Ich war überzeugt, daß ſie wegen einer Spitzbüberey eingeſteckt ſey, und dankte es dem Don Luigi herzlich mich vor den Krocodilsthränen dieſer Creatur gewarnt zu haben.

Indeſſen war der Martinsſommer (l'estate di San Martino), das heißt der November (wegen des St. Martinstages ſo genannt), der hier zu Lande gewöhnlich nach acht oder vierzehn Tage kühleres, aber ſchönes Wetter bringt, vergangen. In der Mitte December war die Sonne ſchon des Morgens mit einem dichten Nebel bedeckt, und die

Regenzeit trat mit Wassergüssen und Stürmen bey Tag, mit Gewittern bey Nacht ein. Zum Glück fiel in der Feyertagswoche ein kurzer Stillstand ein. Um Weihnachten giebt es in Neapel zweyerley Merkwürdigkeiten, welche der Fremde sehen muß, den Fischmarkt und die Presepj. Des erstern Merkwürdigkeit beruht auf dem Kirchengebot der Fasten und dem uralten Gebrauch an diesen Tagen Aal (Capitone) zu essen. Der gemeine Handwerker behilft sich ein Vierteljahr elend, um an diesem Tagen Capitone zu essen. Man übernimmt sich in allen Ständen so leicht an diesen — freylich wunderschönen, das ganze Jahr hindurch eigens gefütterten — Fischen, daß die Aerzte Mühe haben jene Patienten, die ihnen das Weyhnachtsfest beschceert, zu retten. Auf dem Markte sieht man alle mögliche Seeproducte, Austern, Muscheln, große und kleine Meerspinnen, Nanagosten (ungeheure Seekrebse), Fische von allen Größen und Farben, und hauptsächlich die berühmten Aale aufgestapelt. Die Mittelclassen und selbst mancher Vornehme verschmäht es nicht, hier selbst einzukaufen, um sicher vor den Betrügereyen der Dienstboten, für sein Geld einen ausgezeichnet schönen Fisch zu bekommen. Wie allgemein die Nothwendigkeit an diesem Tage Fisch zu essen anerkannt sey, davon

erlebte ich ein merkwürdiges Beyſpiel. Während ich mich unter den wunderlich geſtalteten Seegeſchöpfen umſah, brach auf einmal ein gewaltiger Wortſtreit in der Nähe aus. Die neugierige Menge drängte mich mit ſich fort, nach dem Platz. Es war ein Franzos, der in der Straße von einem Tabletkrämer etwas gekauft, und, weil er kein kleineres Geld bey ſich hatte, ihm einen Piaſter mit dem Bedeuten gegeben, drey Carlinen (acht gute Groſchen) darauf zurückzugeben. Der Händler geſtand das zwar ein, allein er weigerte ſich das Geringſte zurückzugeben, weil Natall (Weyhnachten) ſey, und er einen Fiſch kaufen müſſe. Der Franzos überſchüttete den Mann mit Schimpfwörtern, aber dieſer entgegnete ſehr ruhig: „dite quel che volete, chiamatemi birbante, briccone, coglione, galeotto — oggi si mangia pesc'ed io vado a comprarmi un buon pesc'!“ („Sagt, was ihr wollt, nennt mich einen Schurken, Betrüger, Galgenſtrick, heut muß man Fiſche eſſen, und ich gehe und kaufe mir einen guten Fiſch!“) Der Franzos nahm alle Umſtehnde zu Zeugen dieſer unerhörten Betrügerey. Alle gaben ihm Recht, meinten aber, er möge den kleinen Verluſt verſchmerzen, denn das ſey allerdings wahr, heut müſſe jeder gute Chriſt Fiſch eſſen!! — Ich hatte bald einen Ver-

kannten aufgefunden, um mich zu den in mehrern Häusern prachtvoll aufgeputzten Presepj der Reihe nach zu führen. Man erräth schon aus dem Namen, daß es Krippen, und aus der Zeit, daß es Weyhnachtskrippen — das heißt Darstellungen des Stalles und der Krippe, in welcher der Heiland zur Welt kam — sind. So ist es denn auch; nur daß Reichthum, Andacht und Geschmack der Veranstalter in der Anlage und Ausschmückung mit einander wetteifern. Am liebsten wählt man ein Cabinet — ist aber dies nicht vorhanden, so wird im Winkel eines Vorzimmers, oder einer breiten, hellen Treppe, ein terrassenförmiges Gerüst von beliebiger Höhe aufgeschlagen, und entweder nur mit einem grünen Teppich, oder auch, und dies ist die schönste Art, mit, durch Leimwasser gezognem Papier verdeckt. Dies Papier wird nun in Felsen, Berge, Thäler und Flächen, mittelst der darein gemachten Brüche, abgetheilt und dem gemäß bemahlt. Zugleich vertheilt man darauf eine Menge, bald einige Zoll, bald Ellenhoher Figuren, meist sehr gut aus Holz geschnitzt, und mit Oelfarbe sauber bemahlt. Auf diese Weise erblickt man hier den Stern und die Feuersäule, die den Magiern leuchtete, den Thron des Herodes, die Geburt des Heilands, die Hirten auf dem Felde,

über ihnen die „Gloria in excelsis“ ſingenden Engel, den Zug der drey Könige unter Palmen an klaren Weihern (aus Spiegelglas) hin, mit ihren Schätzetragenden Kameelen, Roſſen, Mohrenſclaven bis zur Krippe des göttlichen Kindes. Im Thronzimmer des Herodes, ſo wie bey der Anbetung der Könige und der Darbringung ihrer Schätze, benutzt die Eitelkeit der Neapolitaner die Gelegenheit, und ſtellt die prächtigſten ſilbernen und goldnen Geräthſchaften, ſilberne Service, ja, oft ſogar Juweelen, Perlen, Cameen, goldne Ketten, geſchmackvoll angeordnet mit aus. In dieſem letztern Falle ſind denn beſtändig ein paar Cuſtodes aus der Dienerſchaft zur Aufſicht gegenwärtig. Wenn man auch dieſem Gebrauch den Namen einer frommen Spielerey nicht mit Unrecht geben möchte, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß etwas Romantiſches, Kindliches zum Grunde liegt, und das Ganze ſich ſehr hübſch macht. Uebrigens iſt in dieſer Sitte allein noch eine Spur von Poeſie übrig geblieben, welche ſonſt durch den ziemlich allgemeinen Kaufmannsgeiſt in allen Ständen und die nicht minder weit verbreitete Sucht nach blos phyſiſchen Genüſſen in Italien faſt ganz verdrängt worden iſt. Vorzüglich ſchön war die Darſtellung in dem Hauſe eines Großen, der, von Alter, Krankheit und To-

desfurcht im Bett gehalten, ſich ganz beſonders zur Andacht bewegt finden mochte. Die Jungfrau Maria war hier eine äuſſerſt ſorgſam gearbeitete Figur, welche wohl für ein Kunſtwerk gelten konnte, und der Turban, ſo wie der Hals des Mohrenkönigs und ſeine Arme waren mit prächtigen bunten Edelſteinen geſchmückt. „Wer iſt denn die Beſitzerin dieſes trefflichen Schmuckes?“ — fragte ich meinen Begleiter und erhielt die Antwort, er gehöre einem kinderloſen Wittwer, dem Marcheſe ...., der, alt und krank, ſeinem Tode mit doppelter Beſorgniß entgegenſehe, weil ſein Neffe, der einzige Erbe ſeines Namens und ſeiner Schätze, dem Vernehmen nach in Verbindung mit einer gemeinen Creatur, der Blumenhändlerin Elena, lebe, und ihr, wie man behauptet, die Ehe verſprochen habe. „Sehn Sie“ — ſetzte mein Führer leiſe hinzu — „den jungen Herrn dort im Nebenzimmer — das iſt der Neffe!“ — Ich wunderte mich darüber, daß der junge Mann von ſehr angenehmen Aeußern ſich nicht unter den Schönheiten ſeines Standes eine Geliebte erwählt habe, und bekam zur Antwort, daß hieran der alte Herr wohl ſelbſt Schuld habe, indem er, ſeinen pietiſtiſchen Grillen folgend, dem Neffen eine wahre Kopfhängerin, die Tochter der Herzogin . ., welche im

Kloſter erzogen würde, dabey nichts weniger als ſchön ſey, zur Gemahlin beſtimmt habe, u. ſ. w. Einen Augenblick ging ich mit dem Vorſatz um, dem jungen Mann zu entdecken, welche Heuchlerin die Exjungfrau Elena, und wie unwürdig ſie ſeiner Aufmerkſamkeit, geſchweige ſeiner Liebe ſey. Aber die Ueberlegung, daß die ungeforderte Einmiſchung eines Fremden in Familienverhältniſſe immer etwas Miſſliches, und hier höchſtwahrſcheinlich etwas ganz Nutzloſes ſey, hielt mich davon ab, ich glaubte dem jungen Marcheſino eine Lehre, auf eigne Koſten erhalten, wohl gönnen zu müſſen, und ließ die Sache auf ſich beruhen. Der Carneval, der nun ſchon begann, zerſtreute mich noch mehr, und ich verlor die ganze Sache bald aus den Gedanken. Wie in Rom und Florenz der Corſo, ſo iſt in Neapel die Hauptſtraße Toledo der eigentliche Mittelpunkt jenes tollen Maskengewimmels, das ſich zu Fuß und zu Wagen in den abentheuerlichſten Geſtalten, von denen die nationalen Masken größtentheils ſchon aus Göthe's römiſchem Carneval bekannt ſind, am Donnerſtag und Sonntags Nachmittag von 3 Uhr bis Mitternacht umtreibt. Die Schneider, die hier, wie überall in Italien, in Gewölben zu ebner Erde bey offnen Thüren und Fenſtern arbeiten, ſtellen alle erdenkliche, oft äuſ-

ſerſt prächtige und geſchmackvolle Anzüge, zum Theil gleich auf Holzpuppen mit Geſichtern gezogen, aus, und vermehren ſo den wunderlichen Anblick. Cavallerieposten mit gezognem Säbel, in der Straße zu beyden Seiten aufgeſtellt, ſollen die Menge im Zaum halten, haben aber an recht brillanten Tagen, oder wenn ſehr glänzende Aufzüge das Publicum in Bewegung bringen, oft Mühe genug ſich mit ihren Pferden aufrecht zu erhalten. Auch Policeybedienten drängen ſich, von Militärpikets begleitet, durch die Menge, aber wie zu Rom und Venedig ebenfalls, mit dem geheimen, tiefbegründeten Befehl, die Augen möglichſt zuzudrücken, ſich auf Zureden zu beſchränken, die tollſten Maskeraden, wenn ſie nicht ganz augenſcheinlich gegen Staat und Kirche anſtoßen, gewähren zu laſſen, und erſt dann ſich thätliche Einmiſchung zu erlauben, wenn ſie Dolche oder gar Blut ſehen. Eine Maske iſt daher eine Art public Character, eine geheiligte, unverletzliche Perſon, und ſie gewaltſam zu demaskiren, darf ſich auch die Policey ohne die augenſcheinlichſte Nothwendigkeit nicht erlauben, will ſie nicht die lebhafte Misbilligung und wohl gar Widerſetzlichkeit des Publicums zu erregen Gefahr laufen. Schmetternde Trompetenſtöße, die heut ſich hören ließen, verkündigten den Schau-

luſtigen einen glänzenden Aufzug aus einer höhern Claſſe, und in der That, von dem untern Ende der Straße herunter, rückte eine prächtige Cavalcade heran. Worauf ritten auf weißen, reichverzierten Pferden acht orientaliſch gekleidete Trompeter, die durch Glanz und Richtigkeit ihres Coſtümes ſchon viel verhießen. Aber ſie wurden von den ihnen nachfolgenden Mauriſchen Rittern weit übertroffen. Sechszehn junge Leute aus den erſten Familien, in der prächtigſten orientaliſchen Kleidung vom feinſten weißen, gelben, violetten, apfelgrünen, ſcharlachnen Merinos, mit reichen, golddurchwirkten Binden, Gürteln und Quaſten, ſo daß das kurze Jäckchen, der darunter reichgeſtickte Dolman und die weiten türkiſchen Beinkleider von drey abſtechenden Farben gewählt waren, mit weißen Turbans, aus deren bunter Füllung hohe Reiherſtütze emporſtiegen, ritten auf nicht minder glänzend geſchmückten, türkiſchen, arabiſchen und barbareſken Hengſten, die im zierlichen Einhertreten der ſchlanken Beine ſich ihrer Schönheit bewußt ſchienen. Die Ritter, ohne Masken, aber mit aufgeſetzten ſchwarzen Bärten, hielten arabiſche Wurfſpieße von Rohr mit breiten Stahlſpitzen; vom Gürtel herab hingen an bunten goldgewirkten Wehrgehenken krumme Säbel mit blitzenden Scheiden und ſteinbeſetzten Griffen. Den

Beſchluß des wahrhaft prächtigen Anblicks machten vier goldbedeckte Palankine, jeder von vier Mohren getragen, denen wieder acht Trompeter folgten. So ging der Zug langſam, von der jubelnden Volksmenge noch mehr verzögert, die breite Straße nach dem Largo di Palazzo (Schloßplatz), wo ſie vor dem königlichen Palaſt eine Quadrille ſo geſchickt als präcis ritten. Ich war ihnen dahin vorausgeeilt und hatte einen bequemen Platz gewonnen. Unter den ſchönen Geſtalten und größtentheils angenehmen Phyſiognomien, zog meine Aufmerkſamkeit der Reuter eines purpur und goldgezäumten arabiſchen Rappenhengſtes vorzüglich auf ſich. Er ſchien höchſtens achtzehn Jahr alt, war ſchlank und fein gebaut. Er trug ein apfelgrünes türkiſches Jäckchen, einen weißen, reich mit Gold geſtickten Dolman, weite dunkelviolette Beinkleider und gelbe Stiefelchen. Trotz ſeines ſchlanken Wuchſes — er ſchien im Gürtel mit zwey Händen umſpannt werden zu können — lag Bequemlichkeit, ſichre Kraft in ſeinen Bewegungen, und ſo gewaltig auch ſein ſchwarzer Hengſt mit breit ausgreifenden Hinterbeinen zu wilden Sprüngen anſetzte, mußte er doch knirſchend und ſchäumend der goldnen Stachelferſe ſeines Reuters gehorchen und Ruh geben. Des Jünglings ſchlanker Hals trug

einen ſchön geformten, ovalen Kopf, von dunkeln Locken umkräuſelt. Seine Geſichtsfarbe war blaß, ſeine Züge edel und von feinem, zärtlich-geiſtvollem Ausdruck. Der Contraſt der ſchwermüthig blickenden ſchwarzen Augen und des heiter, mit elfenbeinweißen Zähnen zwiſchen Rubinlippen ſtill lächelnden Mundes war bezaubernd. Ich konnte um ſo weniger den Blick von ihm wenden, als mir dünkte ihn irgendeinmal geſehn zu haben. Da ich auf einem Mauervorſprung von der Menge getrennt ſtand, ſo konnte ich leider nicht den Namen des reizenden Mannes erfahren. Die Quadrille war zu Ende, die Trompeter ſprengten an die Spitze des Zuges, der ſich ſofort in Bewegung ſezzen wollte, als ihm ein andrer — ächt nationaler — Gegenſtand den Weg vertrat. Es war ein ungeheurer, von Ochſen gezogner Veſuv, der, von Zeit zu Zeit Flammen und Rauch auswerfend, von einer ſtarken Bande Cyclopen, welche türkiſche Muſik machten, umgeben war. Die Ritter wichen zurück, um dem Ungethüm Platz zu machen, ſo daß ſie nur wenige Schritte von mir zu ſtehn kamen. Plötzlich borſt die Spitze des Berges mit ungeheuerm Krachen, mehr als hundert Raketen fuhren flammend, praſſelnd, ziſchend in die blaue Luft; ein coloſſales F mit der Krone (der Name

des Königs Ferdinand) brannte in bengalischem weißblauem Feuer, und zugleich fiel die türkische Bande mit wüthender Gewalt in den Marsch aus Rossini's Zoraide ein! Das Publicum brüllte ein tausendstimmiges Bravo und der Monarch winkte beyfällig. Desto unwilliger waren die Hengste der Mohrenritter, die sich bäumten und ihren Reutern viel zu schaffen machten. Zum Glück hatte ich die Augen mehr auf meinen grünen Liebling als auf den Spectakel gehabt, und so entging es mir nicht, daß, als der treffliche Reuter den vergebens mit Schmeichelworten begütigten Rappen nun mit scharfen Spornschlägen strafte, plötzlich der Gurt vor den unbändigen Sprüngen des wilden Thieres entzwey sprang, und der Sattel, nur vom Vorderzeug gehalten, herabfuhr. Natürlich flog auch der Reuter auf das Steinpflaster, blieb aber unglücklicher Weise im Bügel hängen, und ward so vom durchgehenden Roß geschleift, das in pfeilschnellem Lauf seinen Weg nach der Bildsäule des Gigante nahm. Es war kein Augenblick zu verlieren — das Publicum gaffte, die Ritter hatten Mühe ihre Thiere zu bändigen — wenn der Rappe in toller Wuth über die gar nicht hohe Balüstrade in den Hof der Marinacaserne hinabsetzte, so war der unglückliche Reuter verloren. Aufs Gerathewohl sprang ich also von meinem Ge-

mäuer herab und fiel dem Thier mit plötzlicher, durch die Höhe des Sprunges bedeutend vermehrter Gewalt mit beyden Fäusten in die Zügel, und — dem Himmel sey Dank — es stand auf dem Fleck still! Ich begütigte es mit Streicheln und Zureden, indeß ich dem am Boden Liegenden zurief gutes Muthes zu seyn, und zu versuchen, ob er den Fuß aus dem Bügel ziehn, oder, wenn er unverletzt sey, bis an die Schnalle des Vorderzeuges kriechen und diese lösen könne — ich würde das Pferd nicht loslassen, und sollte es mein Leben kosten. Zum Glück konnte er meinen Rath befolgen — so wie die Schnalle aufging, war er frey. Der Hengst stand, als ob er von Holz sey — ich half dem Ritter auf, der sehr erschrocken, dennoch sich ganz unverletzt fühlte und mir in den verbindlichsten, wärmsten Ausdrücken sein Leben dankte. Nun kamen Leute herbeygerannt, allein er wieß sie mit harten Worten zurück, indem er mich bey der Hand nahm und ihnen zurief — „schaut ihr nur nach dem Vesuv, ihr Maulaffen, dieser hier ist mein Erretter, — ohne ihn war ich verlohren!" — Jetzt erst erkannte ich in dem Jüngling den Neffen des Marchese, den mir der Stutzbart und das orientalische Costüm fremd gemacht hatten. Ich beschwor ihn, in einer Spezzeria irgend einen star-

ken Liquer einzunehmen, und dann in einem Carrikel (die leichten, zweyrädrigen Lohnwagen in Neapel) nach Haus zu fahren. Er willigte in das Erste, aber beſtand darauf, als ein guter Reuter, ſich wieder aufzuſetzen, um dem Hengſt zu zeigen, daß er ihn nicht fürchte. Ich mußte ihm Recht geben, und führte den Rappen zu dem nahen Magazin eines Schuhmachers, wo mit Pfriem und Pechdraht der Schaden am Sattelzeuge bald wieder hergeſtellt war. Eh' ſich der Marcheſe aufſetzte, wechſelten wir unſre Namen gegen einander aus, weil er durchaus wiſſen wollte, wem er ſein Leben zu danken habe. Er fühlte ſich ſo wohl, daß er glaubte, noch heut Nacht den Maskenball in San Carlo beſuchen zu können. Wir ſchieden. Er winkte mir noch lang freundlich mit der Hand zu, und ich ging nach meiner Wohnung, zu mancherley Ueberlegungen durch den heutigen Vorfall veranlaßt.

Bey Einbruch der Dunkelheit läßt der Volksſtrom auf der Hauptſtraße etwas nach, indem der gröſte Theil in die für den Maskenball beſtimmten Säle des Theaters San Carlo eilt. Und hier wieder theilt ſich die Maſſe in Zuſchauer, Tanzende und Spielende. Obgleich alle erdenkliche Hazardſpiele (von der Regierung geduldet und in Nea-

pel und Sicilien zusammen um 60,000 Silberducaten verpachtet) hier ihr Local und ihre Geräthschaften finden, so ist doch die Roulette und die Farobank ausschläßlich und zwar so stark besucht, daß die Zimmer zur linken und rechten nebenan, meist leer und unbesucht bleiben. Es mochte 10 Uhr nach Deutscher Zeit seyn, als ich im einfachen schwarzen Domino in den Saal trat, um sagen zu können, daß ich auch diese Herrlichkeit in Neapel einmal mit angesehn habe. Ein paar Stunden vergingen unter einer Menge von drey- bis viertausend Masken, durch manche Eigenthümlichkeit des Geschmackes und der Laune auffallend, ganz angenehm, wenn man manche kleine Neckerey, die durch hundertmalige Wiederholung sehr langweilig wird, aber bey der heiliggehaltenen Maskenfreyheit geduldig hingenommen werden muß, abrechnet. Ich sah mich einigemal nach dem Marchese um, der, wie fast alle Vornehme, auch nur im schwarzen Domino erscheinen mußte, allein er war nicht zu finden. Warum sollte er auch? Er war, trotz seines Läugnens, wohl mehr erschrocken, als er bekannte, ihm that Erholung noth. Und wenn auch dies nicht! Er war gefallen und ich hatte ihm aufgeholfen! Das war alles. Mußte er deshalb auch noch sich hierher bemühen, um sich ganz ergebenst

für meine hohe Menſchenliebe zu bedanken? Indeſſen — und damit beruhigte ich meinen innern Sittenrichter — lag mir an dem Dank des ſo intereſſanten jungen Mannes gar nichts, deſto mehr aber an ſeiner nähern Bekanntſchaft. Ich beſchloß bis um Mitternacht zu warten, und ging in die Spielzimmer. Eine Zeitlang gaben die Phyſiognomieen hier ein ſehr intereſſantes Schauſpiel. Nachdem ich mich genugſam daran ergötzt, machte ich einen Gang in die leeren Nebenzimmer, und durch den Hang für Contraſte verleitet, ſchob ich einen Seſſel hinter die bis zur Erde herabhängenden Gardinen und ſetzte mich dort nieder, ſo in ſelbſtgeſchaffner Abgeſchiedenheit inmitten des lauteſten Lärmens, von dem ich bald einzelne Muſiktöne aus dem Tanzſaale, bald das Klirren der Piaſter an der Farobank hörte — mich dem Flug der Gedanken überlaſſend. Auf einmal näherten ſich mir Fußtritte. Ich ſchielte durch die Vorhangsſpalte — es war eine Geſtalt im rothen Venetianermantel — ihr folgte ein ſchwarzer Domino, beyde hatten Maſken vor dem Geſicht. „Hierher — flüſterte der Schwarze — komm hierher und laß ſehen, wie Du ausſiehſt!“ — Er nahm eine Kerze von der Tafel und näherte ſich mit dem Rothmantel meinem Verſteck. Dieſer Letztere riß

ſchnell die Maske vom Geſicht — deutlich erkannte ich — Elena — zog ſchnell eine andere aus dem Mantel und hielt ſie vor — ein Todtenſchädel grinzte mich an und unter dem halbgeöffneten Mantel ward ein Gerippe ſichtbar. — „Abſcheulich" — lächelte der Schwarze — „aber herrlich." Nun eile und ängſtige den Alten, daß ihm die Seele ausfährt. Wir treffen hier wieder zuſammen, und an der Roſe an der Bruſt erkennſt du mich! — Der Venetianer zog den Mantel wieder zu, nahm die gräßliche Larve ab, und beyde ſchritten eilig aus dem Zimmer. Ich trat aus meinem Verſteck, ungewiß, was ich — wider meinen Willen in eine Abſcheulichkeit verflochten — thun ſollte. Mein erſtes Gefühl war geweſen, die Betrügerin mit eignen Händen zu entlarven; aber die Schwierigkeit des Beweiſes und die Erinnerung an das Recht der Maskenfreyheit hielt mich zurück. Die Sache dem Polizeyofficier entdecken ward mein zweyter Gedanke. Aber die Theilnahme an dem jungen, liebenswürdigen Marcheſe widerrieth mir auch dieſen Schritt. Ueber der Aufmerkſamkeit auf Elena hatte ich das Aeußere des ſchwarzen Domino's unbeachtet gelaſſen, und vermochte alſo nicht einmal mit Wahrſcheinlichkeit nach Stimme, Gang und Geſtalt zu behaupten, daß es der Marcheſino gewe-

sen. In einer Gewissensangst, als ob ich der Verbrecher wäre, blieb mir nichts übrig, als das Wiedererscheinen des schwarzen Domino's, mit der Rose an der Brust, abzuwarten. Zum Glück müssen alle Masken zu einer und derselben Thür herein; ich stellte mich daher, mit dem Custode (Thürsteher) mittelst eines halben Piasters verständigt, so dicht an den Eingang, daß mir durchaus Niemand entgehen konnte. Nach einer halben Stunde erschien im schwarzen Domino, ohne Gesichtsmaske, eine Rose an der Brust — der Marchesino! Er erkannte mich augenblicklich und umarmte mich mit Zärtlichkeit. Der Gedanke, daß er der Mörder seines Oheims sey, erfüllte mich mit dem tiefsten Abscheu. „Um Gotteswillen" — rief ich in der höchsten Bewegung — „was macht Ihr Oheim?

„Mein Oheim?" lächelte der Jüngling — „als ich ihn vor zwey Stunden verließ, war er sehr ruhig. Jetzt schläft er hoffentlich!"

„Keinen Doppelsinn, Marchese. — Er schläft? — Den ewigen Schlaf?"

„Das wolle Gott nicht," — entgegnete er betroffen — „aber sagen Sie nur —

„Dem Himmel sey Dank!" — seufzte ich aus voller Brust; — „Ihre Worte retten mir den Glau-

ben an die Menſchheit, und Ihnen Freyheit und Leben!

„Wie verſteh' ich Sie denn? — Was hat mein Oheim" —

Im Augenblick erkläre ich Ihnen alles, aber erlauben Sie mir — ich riß ihm die Roſe von der Bruſt — Ihnen dieſe Aehnlichkeit mit einem verruchten Böſewicht zu entziehen und dann löſen Sie den Mieverſtand auf, wenn Sie können, der hier obwalten muß — wenn Sie nicht ein Ungeheuer ſind. Aber verſtatten Sie mir, dieſe Thür beſtändig im Auge zu behalten."

An des Marcheſes Miene ſah ich wohl, daß er mich für wahnſinnig hielt, aber ich kehrte mich nicht daran, ſondern erzählte ihm die Begebenheit und fügte hinzu, was man mir von ihm heut früh in Bezug auf ſein Verhältniß zu Elena geſagt und wie ich daher bey jener hölliſchen Verabredung, von der ich wider Willen Zeuge war, auf den Gedanken gekommen wäre, daß das Leben ſeines Oheims in Gefahr ſtehe.

„Jetzt iſt mir Alles klar," — ſagte er lächelnd, als ich geendet hatte. „Laſſen Sie uns augenblicklich den Policeyofficier davon unterrichten, damit die Verbrecher nicht der Gerechtigkeit entſchlüpfen. Aus dieſem Schritte muß Ihnen ja wohl meine

völlige Unſchuld klar werden; die nöthige Erklärung gebe ich Ihnen dann ſogleich!"

„O, es wäre ja auch herzzerreißend geweſen" — erwiederte ich — „wenn ſo edle, ſeelenvolle Züge einem Böſewicht hätten angehören dürfen!" Er drückte mir die Hand und wir eilten dem Offizier von Allem in Kenntniß zu ſetzen, der ſich voller Theilnahme und Entſchloſſenheit zeigte.

Sobald die beyden Bezeichneten ſich nach den Spielzimmern begäben, ſollten ſie dort feſt gemacht werden. Kaum waren ein paar Soldaten durch einen andern Eingang in das Zimmer geſchickt, mit dem Befehl ſich hinter den Vorhängen bis auf den Ruf des Offiziers zu verbergen, ſo trat Elena in den Saal. Der Marcheſe, der Offizier und ich folgten ihr von fern; hinter uns einige Polizeybedienten in Civiltracht; ſie durchſtrich das Spielzimmer und verlor ſich in das Cabinett, während wir unter den Zuſchauern der Farobank ſtanden. Nach einigen Minuten erſchien der ſchwarze Domino mit der Roſe. Wir hinter drein; ſchnell ſchloß der Offizier die Thür, zog den Degen und rief: guardie! (Wachen!) Dies alles war das Werk eines Augenblickes, und eh' die Beyden ſich ſprechen konnten, waren ſie ſchon verhaftet. Man nahm ihnen die Larven. — Elene, noch unter dem Man-

tel in die Knochenhülle eingeſchnürt, war gleich kenntlich — der Domino — ein Unbekannter. Beyde wurden zum Arreſt gebracht; ich gab meine Addreſſe, falls meine Erſcheinung vor Gericht nöthig ſey, und der Policeyoffizier verſprach dem Marcheſe von der Ausſage ſogleich Nachricht zu geben. „Ihnen, mein Erretter" redete mich der Marcheſe an, „bin ich nun die Erklärung des Räthſels ſchuldig. Sie haben durch Ihre That ein Recht auf mein Vertraun, und mein Ehrgefühl drängt mich, einem Manne, deſſen Freund ich zu ſeyn wünſche, nicht in zweydeutigem Dunkel gegenüber zu ſtehn. Meine Erklärung iſt kurz — meine Geliebte iſt nämlich nicht jene Elena, ſondern die Enkelin der Herzogin ***, eine Waiſe, in einem hieſigen Inſtitute junger adlicher Damen erzogen, und mir von meinem Oheim zur Gattin beſtimmt." —

Der Marcheſe erzählte mir hierauf, daß ſein Oheim nicht nur (durch Alter und Kränklichkeit nach einem ſehr heitern Leben) dem Pietismus ergeben, ſondern auch von Natur die ſeltſamſte, aus Mistrauen und Widerſpruchsgeiſt zuſammengeſetzte Charaktermiſchung habe, die man denken könne. Er hatte früher ſeinem Neffen mehrere Damen vorgeſchlagen, um aus ihnen eine Gattin zu wäh-

len, aber ſobald ſich der junge Mann für eine entſchieden, ſogleich eine Menge Gegengründe aufgeſtellt und mit der Erklärung geſchloſſen, daß er, nach reiferer Ueberlegung, dieſe Idee verwerfe und nie ſeine Einwilligung dazu geben werde. So lang des Neffen Herz unentſchieden war, beluſtigte ihn dieſe Grille. Ganz anderes Anſehen aber gewann die Sache, als er Eugenien einſt in der Kloſterkirche geſehen und ſich von ihren Reizen unwiderſtehlich angezogen fühlte. Sie dem Oheim als die Erwählte bezeichnen, war hinreichend ihn das Verdammungsurtheil über ſie ausſprechen zu hören. Uebel von ihr reden, ſie tadeln — konnte etwas helfen, aber zu dem gewünſchten Zwecke nur langſam führen. In dieſer Verlegenheit ward der Neffe durch den Vorſchlag des Oheims, die junge Eugenia zur Gattin zu wählen, nicht wenig überraſcht. Zum Glück hatte er ſich genug in der Gewalt, um ſie ſo geringſchätzig zu beurtheilen, als nöthig war, den alten Herrn zu erhitzen. Dieſer ſtrich auch nicht nur des Mädchens Reize und Vermögen, ſondern hauptſächlich ihre Frömmigkeit heraus, die von der kopfhängeriſchen Tante auf die Nichte übergegangen ſeyn ſollte, und ſchloß, vom Widerſpruchsgeiſt erhitzt, mit der Betheuerung, der Neffe müſſe innerhalb Jahresfriſt ſeine Hand dem

Fräulein gegeben haben. Bis dahin war Alles gut; aber eben ſo ſchnell, als der Alte ſich erhitzte, eben ſo ſchnell erkältete er auch wieder; es war daher keinen Augenblick darauf zu rechnen, daß er nach Jahresfriſt eben ſo denken werde. Verrieth ihm überdies ein einziges Wort des Neffen wahre Geſinnung, ſo war er der Mann, ſich derſelben Verbindung, die er früher gewünſcht, mit allen Kräften zu widerſetzen, ja, den Ungehorſamen bis auf das Pflichttheil die Erbſchaft zu verkürzen. Auch dem Jüngling lag nicht das Geringſte daran noch ein Jahr auf den Beſitz der Geliebten zu warten. Der Oheim mußte daher bey ſeinem Widerſpruchsgeiſt erhalten, ja auf's Aeußerſte getrieben werden, und dazu fand ſich folgendes Mittel. Ein Oheim Eugenia's, Malteſerordenscommandeur, aber von ſehr lockern Sitten, hatte lange Zeit ein Verſtändniß mit einer gemeinen aber ſchönen Weibsperſon in Caſtellamar unterhalten. Die Frucht deſſelben war — Elena. Der Malteſer wurde vom Tode übereilt, ohne etwas für das Kind thun zu können, das ihm und Eugenien ſprechend glich. Die Familie ignorirte deſſen Daſeyn, mochte auch vielleicht andre gegründete Zweifel haben — genug, das Mädchen wuchs in der Niedrigkeit auf und ſchlug bald nach Art der Mutter aus. Ganz Nea-

pel kannte ſie als ſchön und leichtſinnig, aber von ihrer Aehnlichkeit mit Eugenien konnte niemand wiſſen, da dieſe noch keinen Schritt aus ihrem Kloſter gethan. Hierauf — fuhr der Erzähler fort — gründeten ſich meine Vorausſetzungen. Die Vorſteherin jener Erziehungsanſtalt war mit meiner Mutter aufgewachſen und empfand für mich mütterliche Zärtlichkeit. Sie war die Vertraute und Begünſtigerin meiner Liebe. Durch ſie war ich auch von Eugeniens Erwiederung unterrichtet. Sie kannte meines Oheims Grillen und ließ ſich daher durch meine ſtürmiſchen Bitten zu der Erlaubniß bewegen, das Fräulein, in der Tracht Elena's und mit etwas gefärbtem Geſicht, an zwey Donnerſtagen mit mir durch die Villa Belvedere ſtreifen zu laſſen. Ich war überzeugt, daß chriſtliche Seelen nicht ermangeln würden, dieſe Erſcheinung an die Behörde mit Zuſätzen geſchmückt zu bringen. Richtig. Nach einigen Abenden ließ mich der Alte ſehr unſanft darüber an, daß man mich mit der berüchtigten Elena öffentlich geſehen habe. Ich läugnete, prieß mich aber über das Gelingen meines Einfalls glücklich. Indeſſen mußte ich noch ſtärkere Mittel anwenden, um den Oheim zu einem entſcheidenden Schritt zu bringen, denn mehr als einmal durfte ich Eugeniens Liebe nicht

einen ſo gewagten Streich zumuthen. Ich nahm daher nach einigen Wochen den alten Caplan Sebaſtiano, der mich erzogen, vor und entdeckte ihm, ich könne ohne Elena nicht leben. Allein ich wiſſe, daß der Oheim zu nichts zu bewegen ſeyn würde, deshalb ſey ich entſchloſſen mit der Geliebten zu entfliehen. Zu Geſcheh'nem würde der alte Herr wohl Gutes ſprechen — übrigens ſey ich auf's Aeuſſerſte gefaßt. Ihn, den Caſſenvorſteher des Marcheſe, beſchwöre ich, mir einige hundert Zecchinen vorzuſtrecken, und für mich indeſſen zu ſprechen. Könne er den Sturm beſchwören, ſo ſollte er im Golde dereinſt ſchwimmen. Der wackere Alte warf ſich mir zu Füßen und bat mich bey allen Heiligen, eine Verbindung aufzugeben, die ſchon jetzt meinen Oheim quäle, aber durch ihre Vollziehung dieſen tödten und deſſen Fluch auf mich laden würde. Ich blieb unerbittlich. Der ſchlaue Sebaſtiano ſchien nachzugeben und verſprach das Geld, nachdem ich ihm den Tag der Flucht entdeckt hatte. Ich hatte Eugenien von Allem unterrichtet und ſie vorzüglich angewieſen ganz gleichgültig zu bleiben. Alles kam, wie ich es erwartete. Am Tage der Flucht fand ich plötzlich, als ich ausgehn wollte, mein Zimmer verſchloſſen und durch das Schlüſſelloch ſah ich zwey Schildwachen mit den Gewehren

im Arm auf und nieder gehn. Um mich nicht zu verrathen, tobte ich wie ein Rasender. Nach einer Stunde kam Sebastiano, zeigte mir einen schriftlichen Befehl meines Oheims, Gewalt zu brauchen, wenn Güte nichts helfen wollte, und bat mich, ihm, die beyden Gardesoldaten neben mir, in den Wagen zu folgen. Ich that es ohne Widerstand. Im Fluge fuhren wir nach Eugenia's Kloster. Im Sprechzimmer trat mir diese bräutlich geschmückt, zwischen der Vorsteherin und der alten Herzogin Tante, entgegen. Hier mußte ich nun einen langen Sermon anhören, bey dem ich vor Lachen hätte sterben mögen, aber wüthend genug um mich blickte. Endlich schien die geistliche Beredsamkeit Eingang zu finden. Sobald man dies bemerkte, eilte man in die Capelle, vor den Altar. Einige Zeugen traten herbey, die Herzogin flüsterte dem Geistlichen zu, sich zu fördern, und nach einigen Minuten war die Geliebte auf ewig mein. Wir fuhren zum Oheim zurück, der voller Stolz seinen Willen durchgesetzt zu haben, mich zärtlichst umarmte. Ich dankte Gott nun, durch einen so ernsten Schritt neugeboren, meine Maske ablegen und meine Seeligkeit auf eine gemeine Weise laut werden lassen zu dürfen. Allein Eugeniens wegen blieb das Geheimniß unentdeckt,

und auch Sie werden begreifen, daß mir deſſen ſtete Bewahrung wichtig ſey. Seit einigen Wochen bin ich der beneidenswertheſte Gatte. Indeſſen darf es Sie kaum wundern, daß in einer Stadt von dreymalhunderttauſend Einwohnern nicht jedermann, und ſo auch Ihr damaliger Begleiter, nicht von einem Familienact unterrichtet ſeyn konnte. —

Der Marcheſe ſchloß hier ſeine Erzählung, und ich, vollkommen mit der Löſung des Räthſels befriedigt, umarmte ihn, den unſchuldigen Verdacht ihm von Herzen abbittend. Er bat mich, deſſen nicht weiter zu gedenken, und lud mich ein am andern Tage bey ihm zu frühſtücken, wo er mir ſeine Gemahlin vorſtellen wollte. Ich nahm dies mit Freuden an. Als ich mich zu rechter Zeit bey ihm einfand, kam er mir mit der Nachricht entgegen, daß unſer Erſcheinen vor Gericht nicht gefordert werde, indem die Eingezogenen Alles bekannt hätten. Der ſchwarze Domino war ein Glücksritter aus Sicilien, der ſich bey einem wohlhabenden alten Hageſtolz, der krank und abergläubiſch war, durch Prophezeihungen und allerley Taſchenſpielerkünſte, ſo wie durch ein ſcheinheiliges Betragen ſo eingeſchmeichelt, daß ihn dieſer zum Univerſalerben eingeſetzt, ja, ihm ſein Teſtament in dieſem Sinne in die Feder dictirt hatte. Weil aber der Alte, nach ge-

richtlicher Anerkennung dieſer Verordnung, dem Schuft noch zu lang lebte, ſo kam dieſer auf den Einfall, durch eine vorgeſpiegelte Erſcheinung den abergläubiſchen Kranken aus der Welt zu ſchaffen. Spitzbuben finden ſich leicht zuſammen, und ſo hatte der Sicilianer der Elena, mit der er ein Verſtändniß unterhielt, vorgeſchlagen, die Rolle des Skeletts am Krankenbette zu übernehmen, die er klüglich unter dem Vorwand, die Gelegenheit und das Local dazu vorbereiten zu müſſen, perſönlich nicht übernehmen wollte. Elena war durch das Verſprechen ſie zu heurathen, ſobald der Alte todt ſeyn würde, bald gewonnen. Indeſſen vereitelte der Himmel den Erfolg des Bubenſtückes. Denn der Kranke ſchrie ſo gewaltig bey der Erſcheinung des Gerippes an ſeinem Lager, daß der ſymboliſche Tod, um nicht in die Hände der Lebendigen zu kommen, über Hals und Kopf Reißaus nahm. Die unterdrückte Lebenskraft ward durch den Schreck ſo aufgeſchüttelt, daß der Patient muthmaßlich noch eine ziemliche Friſt vor ſich ſah, ſein Vermögen würdigern Erben zuzuwenden. Der Domino mußte indeſſen für ſeine gute Abſicht ein paar Jahr auf den Galeeren rudern, und Donna Elena ward auf eben ſo lange Zeit in der Vicaria einquartiert. Ich war ſehr erfreut über dieſe Wendung der Be-

gebenheit und konnte mich nun mit desto freyerm Geiste der nähern Bekanntschaft des Marchese's und der liebenswürdigen Donna Eugenia, die, obgleich unendlich reizender und feiner als Elena, ihr doch allerdings ganz auffallend ähnlich sah, hingeben. Bald nach dieser Begebenheit starb der grillenhafte Oheim, der die Ueberzeugung mit in's Grab nahm, seinen Neffen wider dessen entschiedensten Willen glücklich gemacht zu haben. —

Die Bilder des Andrea del Sarto.

Ein junger deutscher Edelmann, von unwiderstehlicher Liebe zur Mahlerkunst getrieben, hatte mit großer Freudigkeit eine Geschäftsreise nach den französischen Niederlanden angetreten, wo er in den dortigen herrlichen Kirchen reichen Genuß an alten Bildern zu finden hoffte. Die damahls ausgebrochene französische Revolution, immer mehr sich den flandrischen Gränzen nähernd, schien indeß unsern Reisenden bald von hier verjagen zu wollen. Gern hätte er sogleich seinen Lieblingsplan ausgeführt, wäre den Rhein hinauf nach der Schweiz, von da aus nach Italien gegangen. Allein eine Angelegenheit, die über seine fernere Unabhängigkeit entscheiden mußte, hielt ihn in Brüssel fest. Endlich war auch dies Geschäft beendigt, und mit größer

Heiterkeit verkündete er einem kleinen Kreiſe von Kunſtverwandten, gut geſinnten Menſchen, ſeine auf den nächſten Tag feſtgeſetzte Abreiſe.

„So ſchön der Weg iſt, den Sie ſich vorzeichnen — nahm einer aus der Geſellſchaft das Wort — ſo würden Sie doch, wenn Sie es über ſich vermöchten, erſt einen Abſtecher in das Ihnen ſo verhaßte Frankreich zu machen, einen herrlichen Genuß für Ihre Kunſt gewinnen. Und falls Sie ſich entſchlöſſen, wollte ich Ihnen gern dazu behülflich ſeyn!“

„Erklären Sie ſich wenigſtens deutlicher, wenn ich bitten darf!“ antwortete der Deutſche.

„Im Städtchen Chaumont, im Departement de la haute Marne von Nordfrankreich, iſt eine alte, an ſich ſehenswürdige Kirche, zu St. Blaiſe genannt. Unſchätzbar aber iſt in ihr eine Reihe der ſeelenvollſten herrlichſten Bilder, die wohl je der Pinſel des unſterblichen Andréa del Sarto erſchuf!“

Andréa del Sarto? — fiel der Deutſche entzückt dem Sprechenden in die Rede — der geiſtvolle, ſinnige Andréa? Mein erklärter Liebling? O, ich beſchwöre Sie, befriedigen Sie meine Neugierde?“ „Die erhabenſte jener Kunſtſchöpfungen — fuhr jener fort, iſt ein heiliger Jacob von Com-

poſtella, in Lebensgröſſe und Pilgertracht. Er ſcheint aus dem Bilde herausſchreiten zu wollen. Die höchſte Kraft des Pinſels, die reinſte Harmonie der Farben vereint ſich hier mit der zarteſten Erfindung und der ſorgſamſten Ausführung. Nichts gleicht der Verſchmelzung von Wehmuth, Ernſt und Lieblichkeit in dieſes Pilgers Zügen, und ich habe nie ohne Thränen der Andacht und Rührung dies Bild betrachten können. Noch jetzt nach ſo vielen Jahren, gehen mir bei der Erinnerung die Augen über!"

Der Erzähler hielt ein, um ſich zu ſammeln.

„Das lieblichſte jener Gemälde iſt eine weibliche Figur, ebenfalls in Lebensgröße. In ihr iſt alles, was der blühendſte Jugendreiz, die edelſten Formen, die holdſeligſte Schönheit Bezauberndes haben, aufgefaßt und wiedergegeben. Ich ſtehe keinen Augenblick an, dieſem Bilde den Vorzug vor deſſelben Meiſters berühmten Gemälde, la Charité genannt, zu geben, das jetzt in Baſel befindlich iſt. Jenes ſoll übrigens das Porträt einer deutſchen Gräfin, und von ihr der Kirche geſchenkt worden ſeyn. Schade, daß es durch eine übertriebene Frömmigkeit entſtellt worden iſt!"

„Wie meinen Sie das?" frug der junge Deutſche.

„Die Gräfin iſt nämlich mit einem breiten, eiſernen Halsbande und ſchweren Ketten an Händen und Füßen vorgeſtellt. Vermuthlich eine fromme Maskerade der damaligen Zeit. Um ſo wahrſcheinlicher, da ſie, ich glaube als Büßerin, in einem dortigen Kloſter geſtorben ſeyn ſoll. Die andern Gemälde, ein heiliger Hieronymus, die Mutter des heiligen Sebaſtian, die Himmelfahrt Mariae, und das Leiden der heiligen Catharina, ſind nicht minder herrliche Arbeiten des großen Meiſters!“

Man brachte nun Poſtkarten herbey, um dem jungen Deutſchen, der feſt entſchloſſen war, nach ſeines Lieblings Meiſterſtücken zu reiſen, die Stationen aufzuzeichnen. Der Erzähler verſprach ihm Briefe an eine rechtſchaffene Familie, und es gereichte dem jungen Reiſenden zum nicht geringen Troſte, als er noch aus öffentlichen Blättern erfuhr, daß man in Chaumont einen Freiheitsbaum wieder umgehauen habe.

Am andern Morgen trat er ſeine Reiſe, mit den gehörigen Papieren verſehen, an.

Das Ziel war bald erreicht. Er lebte in dem kleinen Orte ſehr einſam, aber durch ſeine Empfehlungen an ein geachtetes Haus, und durch ſein Gold, das er nicht zu ſparen brauchte, angeſehen

und gesichert. In dem alten Sacristan von St. Blaise fand er ganz den Mann, den er brauchte. Durch ihn war es möglich, Tage lang von früh bis Abends die über allen Begriff herrlichen Bilder ungestört zu studieren. Der heilige Pilger von Compostella ward sein Liebling; je länger er dieses köstliche Gemälde betrachtete, je mehr wuchs seine Verehrung des erhabenen Meisters, und es vergingen Monate, ehe er den Muth gewann, eine Kopie dieses Stückes zu nehmen. Das kettenbeladene Bildniß, welches aber nicht in der Kirche, sondern in einem Seitengewölbe der Sacristei sich befand, zog seine Aufmerksamkeit nicht minder an, und er stand oft mit süßer Bangigkeit vor der über alles reizenden und doch ein dunkles Grauen erregenden Büßerin.

Von früh bis Abend beschäftigt, erfuhr er wenig oder nichts von dem, was um ihn her vorging. Nur als Leichtsinn und Verruchtheit auch die Bürger von Chaumont, im unwiderstehlichen Taumel ergriffen, und an dem unseligen Freiheitsschwindel thätigen Antheil nehmen hießen, da packte unser Mahler seine Copien zusammen, und sandte sie nach Basel voraus, wohin er ihnen in wenig Tagen zu folgen entschlossen war.

Mismuthig, in seinem friedlichen Treiben ge-

ſtört worden zu ſeyn, ging er an einem heitern Sommertage durch die Straßen, als ihm der Sohn ſeines Hauswirthes entgegenſprang. „Kommen Sie, kommen Sie, lieber Herr Maler — lachte der Knabe — dort führen die närriſchen Republikaner die Göttin der Wahrheit in einer prächtigen Proceſſion nach St. Blaiſe. Der Hochaltar iſt ſchon niedergeriſſen. Man hat den goldenen Tabernakel, in dem das heilige Sacrament ſtand, an Michel, den Juden, verkauft, und dafür eine Statue der Wahrheit beſtellt. Noch iſt ſie aber nicht fertig, und da wird ſie nun heut von einer lebenden Perſon vorgeſtellt. Ein bildſchönes Mädchen, Herr! eine Landsmännin von Ihnen! O kommen Sie, kommen Sie! Der Deutſche traute ſeinen Ohren kaum. Wie träumend ließ er ſich von dem muntern Burſchen fortziehen. Aber der tolle Lärm der Janitſcharenmuſik, das unabläſſige Brüllen „vive la liberté — hommage à la liberté" — brachten ihn bald zur Beſinnung. Jetzt kam der bunte, grell überladen geſchmückte Zug die Hauptſtraße herauf. Der Heſen des Pöbels tanzte um ein vergoldetes Poſtament, von acht Männern mit rothen Freiheitsmützen getragen. Hoch darauf ſtand eine weibliche Figur, vom Kopf bis zu den Füßen verſchleiert. So ſchrecklich unſerm jungen Edeln

dieſe Ausbrüche der ſcheußlichſten Geiſtesverwirrung waren, ſo beſchloß er doch in die Kirche zu folgen, um zu ſehen, wie weit die Tollheit eines raſenden Pöbels gehen könne.

Aber wer malt ſein Erſtaunen, ſeinen Ingrimm, als er die heilige Stätte betrat. Der Hochaltar war niedergeriſſen. An ſeiner Stelle ſtand ein antik geformtes Piedeſtal, das die Bildſäule der Wahrheit tragen ſollte. Crucifixe, Weihkeſſel, alles, was an chriſtliche Gebräuche erinnern konnte, war entfernt. Und, o Jammer! auch Andréa's heilige Bilder hatten patriotiſchen, bunt gefärbten Schildereien aus der griechiſchen und römiſchen Vorwelt weichen müſſen. Der Deutſche ballte krampfhaft die Fauſt bei dem Gedanken, ein deutſches Mädchen könne die Prieſterin ſolcher Horden ſeyn wollen.

Mittlerweile war die Verſchleierte auf das Piedeſtal getreten. Jetzt ſchrie ein abentheuerlich gekleideter betrunkener Kerl, der den Saturnus vorſtellte *): Messieurs voyés bien, le tems découvre la verité! damit riß er der Figur die Schleier ab, und ein bildſchönes, etwa ſechszehnjähriges Mädchen, im blühendſten Jugendreiz, ſtand

*) Die Zeit entſchleiert die Wahrheit.

vor des Deutſchen Blicken. Sie war in einem ſehr leichten Nachtkleide, in der rechten Hand einen runden Spiegel, das Attribut der Wahrheit. Ihre Züge waren himmliſch ſchön, aber ihr Blick nichts ſagend, ja faſt albern. Gleichwohl dünkte es dem Deutſchen dies Geſicht ſchon irgendwo geſehen zu haben. Indem er ſich dies klar zu machen ſtrebte, fiel die Menge auf die Knie, und rief im tollen Jubel:*) Adorons la verité — ah la belle femme — la belle allemande — hommage à la beauté.

Dieſe Worte gaben dem Deutſchen die Beſinnung wieder. Voll heiligen Zorns riß er ſich durch die Menge bis zur Göttin hinan, faßte ihren Arm: „Fluch über die Verruchte, die Gott läſtert und ihr Volk ſchändet!“ und mit dieſen Worten ſchleuderte er ſie rieſenkräftig auf das Steinpflaſter hin, daß ihr Blut den Marmor überſtrömte. Im nächſten Augenblicke ſank er ſelbſt, von tauſend Fäuſten ergriffen, bewußtlos und blutend zu Boden.

Als er zu ſich kam, lag er in dem kleinen, dunkeln Gewölbe neben der Kirche, der Sacriſtan ſtand vor ihm. Oft reichlich von dem Deutſchen beſchenkt, hatte der alte Mann ihm nun das Leben

---

*) Anbetung der Wahrheit — ach welch' ſchönes Weib — die ſchöne Deutſche — Ehre der Schönheit! —

mit Gefahr ſeines eigenen gerettet. Die kräftige Jünglingsnatur erholte ſich indeß bald, und da er zwar mehrere Wunden, aber keine bedeutende Verletzung empfangen hatte, ſo konnte er nach einigen Wochen daran denken, die Stadt zu verlaſſen, und ſich nach der Schweiz und Italien auf die Reiſe machen.

Vor ſeiner Abreiſe hatte er noch die große Freude, die Rettung von zwey Bildern des Andréas zu erfahren. Die andern waren ein Opfer der tollen Bilderſtürmer geworden. Aufrichtig beweinte der Künſtler ihren Untergang, wie den Tod eines Geliebten, und deſto inniger ſchloß er ſich an die Hinterlaſſenen. Es waren dies der oft erwähnte Jacob von Compoſtella und das Portrait der gefeſſelten Gräfin. Kaum warf der Deutſche einen Blick auf dieſes, ſo durchfuhr ihn wie ein Blitz die auffallende Aehnlichkeit deſſelben mit jener Göttin der Wahrheit, die er ſo unſanft vom Throne geſtürzt hatte. Er gab ſich alle erdenkliche Mühe zu erfahren, wer die Unglückliche geweſen ſey, aber der Sacriſtan wußte gar nichts, und ſcheute ſich, ſeinen mühſam verborgnen Fremden durch Erkundigungen in die Erinnerung der tollen Menge zurückzurufen. Der Deutſche ermüdete endlich in ſeinen fruchtloſen Nachforſchungen, und verließ die

Stadt mit einer tiefen Schwermuth, die ihm der letzte Auftritt zugezogen hatte.

Er durchreiſte jetzt die Schweiz, verfolgt von der Erinnerung an jene Begebenheit. Am meiſten ängſtigte ihn der Fluch, den er in Zorngluth über die Unglückliche ausgeſprochen hatte. War ihr Fall nicht tödtlich, mit welchen Empfindungen mußte ſie denn wieder ins Leben getreten ſeyn! Und genas ſie nicht wieder, wie centnerſchwer mag der Fluch auf ihrer Seele im letzten Augenblicke gelegen haben! „Richtet nicht," tönte es oft dumpf durch ſein Leben hin.

Je mehr ſich indeſſen ſeine Geſundheit befeſtigte, je mehr ſeine Schwermuth den milden Einflüſſen des herrlichen Klima's nachgab, je mehr war er geneigt, jene Beängſtigungen auf Rechnung ſeines damahligen durch den Schreck geſchwächten Nervenſyſtems zu ſetzen. Nach vier Jahren, die er im Vaterlande der Kunſt, ausſchließlich mit deren Uebung beſchäftigt, verlebt hatte, war das Bild jener Scene und die zufällige Aehnlichkeit jenes Mädchens mit Andréa's Bilde, ſo aus ſeinem Gedächtniſſe verſchwunden, daß er ſich beider kaum noch wie eines Traumes erinnerte.

Sein Durſt nach den Meiſterwerken der italiäniſchen Schule war geſtillt; er ſelbſt hatte als

ſchaffender Künſtler einen bedeutenden Grad von Fertigkeit erlangt, und reiſte nun gemächlich nach Deutſchland zurück, wo er ſeine Familie ſehen und ſeiner Kunſt leben wollte. In Steiermark bezauberte ihn ein romantiſches Waldthal ſo ſehr, daß er ſich ein paar Tage aufzuhalten beſchloß. Auf einer ſeiner einſamen Streifereien in dieſen wilden Gebirgen verlor er den Rückweg. Die Nacht überfiel ihn, und er war froh, als er Köhler antraf, die ihn nach dem Schloſſe des Grafen geleiteten, dem der Wald gehörte, und der ein ſehr gaſtfreundlicher Herr ſeyn ſollte.

Er ward in der That unter dem Namen eines reiſenden Mahlers, Ludwig Brage — den er annahm, um jeder Art von Ceremoniel enthoben zu ſeyn — ſehr gütig aufgenommen. Die Familie beſtand aus dem Grafen, ſeiner Gemahlin und einer aufblühenden Tochter, Gräfin Thecla.

Man entdeckte bald in dem reiſenden Mahler die feinſte Weltkenntniß, ein herrliches Talent, ein treffliches Herz und einen muſterhaften Wandel. Vergebens hatte er ſchon ein paar Mahl ſich beurlauben wollen. Seine liebenswürdigen Eigenſchaften ketteten die Herzen dieſer Edeln ſo feſt an ihn, daß er verſprechen mußte, ein paar Monate zu bleiben. Sein Kunſttalent machte dies

für Gräfin Thecla, die ſelbſt ſchon ſehr viel leiſtete, höchſt erwünſcht. Ludwig ſtand lang an, ob er der Familie das gewünſchte Verſprechen leiſten ſollte. Obgleich unabhängig, Herr ſeiner Zeit und ſeines Vermögens, trieb ihn eine unerklärliche Bangigkeit, das Schloß zu verlaſſen. Auf der andern Seite waren die himmliſche Gegend, die liebenswürdige Offenheit und Herzlichkeit ſeiner Schülerin, und die höchſt wohlthuende Behandlung der gräflichen Eltern ſtarke Magnete — zu bleiben.

Da kein vernünftiger Grund ihn von hier trieb, ſo verlachte er jene Ahnung, und erfreute die Familie mit der gewünſchten Zuſage. Man vergalt ihm das mit der zarteſten Anhänglichkeit und Freundſchaft, dem rückhaltloſeſten Vertrauen. Der für ſtolz verſchriene Graf behandelte ſeinen vermeint bürgerlichen Freund durchaus als Mann von Geiſt und Herz, der keinen Unterſchied der Stände als den, welchen die Handlungsweiſe — angibt — anerkennt.

Eines Abends, als Ludwig noch ſpät gearbeitet hatte, ward er durch das ängſtliche Geſchrei einer weiblichen Stimme unangenehm geſtört. Der Ton war unverkennbar der Laut des ſchärfſten Schmerzes. Er eilte ans Fenſter. Hier bemerkte er ein Licht im äußerſten Flügel des Schloſſes, das

hin und her getragen wurde. Lebhaft von Mitleid und Neugier ergriffen, eilte er mit brennender Kerze auf den hinter ſeinem Zimmer weglaufenden Gang der Richtung nach, die ihm der Schall angegeben hatte. Eilig ging es durch den hohen, öden Saal, der die beyden Flügel mit dem Hauptgebäude verband. Aber welche Thür war nun die rechte? Er öffnete die zu ſeiner Linken und ſah, nachdem er durch mehrere Gemächer gekommen, endlich eine dunkle Bogenpforte im Hintergrunde, die, dem Laute zufolge, zu der Leidenden führen mußte. Er eilte darauf zu, aber kaum hatte er ſie erreicht, als er, wie vom Donner gerührt, zurückprallte. Was er für eine Bogenpforte gehalten, war ein großes Gemählde — der Gegenſtand — jene eiſenbelaſtete Frauengeſtalt, die er in St. Blaise geſehen. Noch einen ſcharfen, prüfenden Blick ſandte er hin — er konnte nicht zweifeln, es war dieſelbe Geſtalt, dieſelben Züge und eben ſo gewiß von Andrea's Meiſterhand. Das Geſchrey ertönte jetzt näher als zuvor. Das Bild ſchien ſich zu bewegen, jetzt knarrte eine Thür — jetzt öffnete ſich die Wand. Aber Ludwig, von unerklärlicher Bangigkeit übermannt, floh wie ein geſcheuchtes Wild den Weg zurück, den er gekommen war. Waffen wollte er hohlen; das ward

er ſich bewußt, als er in ſein Zimmer trat, in demſelben Augenblick auch das Unnütze dieſer Abſicht erkennend. Er hatte Mühe ſich zu faſſen und ſeine Gedanken zu ordnen. Das war ihm klar, er lebte in der Familie jener räthſelhaften deutſchen Gräfin. Aber wie kam das Bild hierher? Weſſen war die klagende Stimme dicht hinter dem Gemählde. Wandelte vielleicht der Geiſt des Urbildes noch geſpenſtiſch umher und forderte mit kläglichen Geſchrei Erlöſung von den Lebenden? Oder war das Ganze nur Täuſchung ſeiner Phantaſie? Der Schlummer der Ermattung unterbrach ſeine Fragen. Mit Ungeduld erwartete er den Morgen, wo er vom Grafen Aufſchluß verlangen wollte. Er ſah ihn erſt bey der Tafel, trüb und wortkarg. Seine Gemahlin hatte geweint, Gräfin Thecla konnte noch jetzt die Thränen nicht ganz verbergen. Ludwig ſah irgend etwas Schreckliches voraus. Zum erſtenmale bemerkte er heute, daß die Gräfin Speiſen abtheilte und dem alten Diener, den ſie damit wegſandte, etwas zuflüſterte.

Endlich ward die Tafel aufgehoben. Sobald es der Anſtand erlaubte, näherte ſich Ludwig ehrerbietig dem Grafen mit folgenden Worten:

„Gnädiger Herr, die Freundſchaft, deren Sie

mich würdig achteten, ſo wie die innigſte Anhänglichkeit an Ihr Haus, nöthigen mich zu einigen Fragen, die Ihnen vielleicht unbeſcheiden dünken können. Aber keine unnütze Neugier — ich ſchwöre es, — ſondern eine Begebenheit meines Lebens, die mir ſchon viele trübe Stunden verurſachte, zwingt mich dazu!" „Ich traue Ihrer Verſicherung, lieber Freund — antwortete der Graf. Fragen Sie, ich verſpreche Ihnen ſtrenge Wahrheit."

„Weſſen iſt der fürchterliche Klageruf, der mich heut Nacht aus meinem Zimmer trieb? Wen ſtellt das Bild vor, was jene Tapetenthür verkleidet, und ſtehen Stimme und Bild in irgend einer Verbindung?"

„In einer ſehr nahen — ſeufzte der Graf. Ich verſprach Ihnen Wahrheit, und ich halte Wort, obgleich ich nicht begreife, welchen Zuſammenhang Ihr heitres Künſtlerleben mit dem düſtern Geheimniſſe haben kann, an deſſen Pforte Sie jetzt ſtehen. Hören Sie alſo!"

„Vor dreyhundert Jahren lebte in Italien eine Gräfin Julie Monted'oro, deren engelgleiche Schönheit allen Malern ein Vorbild, allen Dichtern einen unerſchöpflichen Stoff zu geben berufen ſchien. Leider belebte dieſen reizenden Leib keine eben ſo ſchöne Seele. Gräfin Julie frühzeitig Waiſe ge-

worden, von Natur leichtſinnig und leidenſchaftlich, gab ſich rückhaltslos dem ſüßen Duft des Weihrauchs hin, der ihr aus allen Provinzen Italiens entgegenwallte. Ihr Kopf war ſchwach, ihr Herz glühend und ohne Grundſätze: ſo ſchien ihr bald jedes Mittel erlaubt, die Huldigungen, die man ihr darbrachte, zu erhalten und zu vermehren. Einem jungen Kriegsmanne, ihrem erklärten Günſtling, eben ſo leichtſinnig, als ſie ſelbſt, gelang es in einem Anfalle verliebter Tollheit, ſie zu überreden, ſich als Madonna anzukleiden, und an einem Marienfeſte an die Stelle der Bildſäule der Mutter Gottes auf den Hochaltar zu treten. Julie war entzückt von dem Einfalle, und berauſcht von dem Gedanken, aller Männer Knie ſich vor ihr beugen zu ſehen, und von einer ganzen gläubigen Gemeinde als das höchſte Ideal aller himmliſchen und irdiſchen Schönheit — wenn auch nur eine Viertelſtunde lang — verehrt zu werden. Der Himmel ließ den Frevel gelingen, um die Sünder deſto härter zu ſtrafen. Theils durch die Beſtechung einiger feiler Knechte, theils durch genaue Kenntniß der unterirdiſchen Gewölbe der Kirche und einer künſtlichen Vorrichtung gelang es jenem Ruchloſen, Julien kurz vor Abſingung der Lauretaniſchen Litanei unbemerkt auf das Fußgeſtell der Bildſäule zu-

bringen. Alles war ſo genau abgepaßt und ſo künſtlich vorgerichtet, daß kein Menſch den läſterlichen Betrug ahnete, um ſo mehr, als die Gauklerin kein Auge verwandte, keinen Finger rührte. Das ſündige Paar feierte Minutenlang ſeinen entſetzlichen Triumph. Als aber jetzt der Chor die Worte ſang: „O heilige und unbefleckte Jungfrau, Mutter Gottes, bitt' für uns!" da zitterte der ganze Dom von einem fürchterlich krachenden Schlage. Ein Blitz ſchleuderte die Verbrecherin, ohne ſie zu beſchädigen, von der entweihten Stelle. Im erſten Schreck und Gedräng entfloh Julie. Ihr Geliebter verrieth ſich durch ſeine ſinnloſen Klagen um ſie, die er vom Blitz verzehrt glaubte. Er ward verhaftet, und büßte im Gefängniß zu Rom mit ſchmählichem Tode ſeine Ruchloſigkeit. Der heilige Vater excommunizirte die Verbrecherin, die dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit entflohen ſchien, und verwies ſie und alle ihre Angehörigen auf ewige Zeiten aus Italien. So kamen meine Vorfahren über die Alpen, und fanden, unter dem Namen der Grafen Goldberg, Schutz und Duldung in dieſem Lande. Julie ſtarb dem Vernehmen nach als Büßerin in einem ſtrengen franzöſiſchen Kloſter zu Paris. Noch immer ſchön, hatte ſie ſich von dem berühmten Andrea del Sarto, der

auf Franz I. Auf nach Frankreich reiſte, an Hand und Fuß gefeſſelt, malen laſſen, wie ſie dieſe Ketten von dem Tage ihrer Aufnahme im Kloſter bis zu ihrem Ende unausgeſetzt getragen hatte. Eine Kopie ſandte ſie zur Warnung ihren Verwandten. So ſtreng ihre Buße auch war, ſo ſcheint ſie dennoch den Himmel nicht verſöhnt zu haben. Noch jetzt bringt die Sünde der Ahnfrau Unglück über ihre ſpäten Nachkommen. Mein Sohn ſtarb früh. Meine älteſte Tochter Minona ward in ihrem zehnten Jahre mit einer Geiſtesverwirrung befallen, die, immer zunehmend, an Raſerey gränzte. Wir reiſten in alle berühmte Bäder, wir befragten alle große Aerzte. Vergebens. Endlich nannte eine Zigeunerin, die ſich aufdrang, die Stadt Chaumont, wo Minona ihren Arzt finden ſollte. Entſchloſſen, alle Mittel zu verſuchen, reiſten wir unter den größten Beſchwerden nach Frankreich. Der Zuſtand des unglücklichen Mädchens war ſo verzweifelt, daß man ſie nicht einen Augenblick ohne Aufſicht laſſen durfte. Aber wunderbar genug ſchien ſich ihr Leiden in Chaumont zu mildern. Sie ward in der That ſtiller und ſtiller, und wir ſchrieben ihre Heilung dem veränderten Klima zu, da wir keinen bedeutenden Arzt in dem Orte fanden. Unterdeſſen brach die franzöſiſche Revolution aus. Wir

waren in fürchterlicher Sorge. Eines Tages führte das Unglück einen Schwarm wüthender Republikaner herbei, die vor Minona's Fenstern ein gemeines Weibsbild, als Göttin der Wahrheit aufgeputzt, nach der Kirche in Prozession führten. Mit einem Satz ist Minona ihren Wärterinnen, die durch ihr stilles Betragen sicher gemacht waren, entflohen, stürzt sich unter den Haufen, und bietet sich als Stellvertreterin an. Diese entzückt, in einer so blühend schönen Fremden eine Anhängerin ihres Systems zu finden, verjagen das gewählte Weibsbild, und meine Tochter Minona — hier unterbrach die Rührung des Grafen Stimme. Ludwig zitterte voll bangen Vorgefühls. „Minona also — hub der gebeugte Vater wieder an — besteigt als Göttin der Wahrheit den verwüsteten Altar des höchsten Gottes, den Frevel ihrer Ahnfrau, obschon unbewußt, wiederholend. Aber eben, als alles Volk sich anbetend vor ihr niederwirft, springt ein junger Fremder herbei, und schleudert die schuldlose Schuldige, einen fürchterlichen Fluch über sie hindonnernd, so zornkräftig an den Boden, daß sie ihren zu spät herbeigeeilten Wärterinnen für todt zurückgegeben ward. Der Fremde ward ein Opfer der Volkswuth, aber auch Minona's Arzt und Retter. Sie genaß nämlich von ihrer Kopf-

wunde und zugleich von ihrem Wahnſinne. Dagegen überkam ſie eine ſtille Schwermuth, die ſeit einiger Zeit allnächtlich in ein krampfhaftes Geſchrei und Weinen ausbricht. Dann klagt ſie, daß ſie vor dem Fluche des Fremden, der ihr drohend erſcheine, keinen Troſt im Gebete, keine Ruhe in ihrer Seele finden könne, und bittet Gott ihn ihr zuzuführen, damit er ſeinen Fluch widerrufe. Der aber liegt längſt in kühler Erde, und ſo wird auch ſie wohl ihre Schwermuth und ihre unbefriedigte Sehnſucht mit ins Grab nehmen müſſen. Hier — ſo ſchloß der Graf — haben Sie die verlangte Beantwortung Ihrer Fragen, gewähren nun auch Sie — aber mein Gott — was geſchieht Ihnen? Sie werden blaß, eine Ohnmacht iſt nahe! Ich rufe nach Hülfe!" „Bleiben Sie" — ſagte Ludwig mit Anſtrengung — und ſank auf ein Sopha. „Nur einen Augenblick Geduld — ich bin gleich wieder geſammelt." Jetzt ergriff er des Grafen Hand: „ich bin unſchuldig, das zeugt mir mein Gewiſſen. Dennoch müſſen Sie mich haſſen, denn — ich bin jener Fremde — bin Minona's Arzt und Peiniger!"

In der erſten Aufwallung riß der Graf unſanft ſeine Hand aus der des jungen Malers. Die Gräfin betete ſtill. Thecla umfaßte mit Leidenſchaft

Ludwigs Knice, und rief: „o geben Sie mir meine Schweſter, geben Sie mir meine Minona wieder!“

„Laſſen Sie mich ſie ſehen — rief Ludwig — und wenn ich es vermag“ — „Ja, Sie müſſen, Sie ſollen, Sie ſollen ſie ſehen, unterbrach ihn der Graf — Sie ſollen ihr, wenn es Gottes Wille iſt, die verlorne Ruhe wiedergeben. Aber laſſen Sie mich vorher mit dem Arzte überlegen, wie wir Minona ohne Gefahr von dem unterrichten, was ihr bevorſteht. Dem Vater mögen Sie, mein junger Freund, die ungerechte Aufwallung verzeihen. Doppelt ungerecht, weil Sie ja entſchloſſen ſind, alles anzuwenden, was in Ihren Kräften ſteht, um die Unglückliche wieder herzuſtellen.“

Vorſichtig hinterbrachte man nun der Kranken die Nachricht, daß der Fremde, faſt durch ein Wunder gerettet, noch lebe. Demungeachtet ward ſie tief davon erſchüttert. In Wehmuthstränen rief ſie wie zweifelnd aus: „ja, wenn das gewiß wäre!“ Immer beſtimmter ward ſie nun auf die Möglichkeit gewieſen, daß er vielleicht auf der Rückreiſe aus Italien nach Deutſchland durch Steiermark kommen könnte. Minona bebte freudig. Jetzt hieß es, er ſey im nächſten Städtchen, und wünſche nichts ſehnlicher, als ſie zu ſprechen und jenen Fluch zu widerrufen. Endlich erfuhr ſie, wie

zufällig, der Fremde ſey im Schloß, und bereit, ihr ſein Unrecht abzubitten. Vor Freude jauchzte Minona auf, als ſie dies erfuhr, und beſtimmte den nächſten Tag zur Zuſammenkunft mit ihm.

Allein der erfahrne Arzt traute dieſer Stärke nicht, die an Ueberſpannung gränzte. Er verlangte, daß Minona des Fremden Bildniß einige Tage ſehen ſolle; und nur als dieſer Verſuch glücklich abgelaufen war, geſtattete er Ludwigs perſönliche Erſcheinung.

Vater, Mutter und Schweſter ſaßen ſchweigend und mit bang klopfenden Herzen bei einander, als ſich die Thür öffnete und Minona an der Hand des Arztes hereintrat. Himmliſch ſchön, nur etwas bläſſer als gewöhnlich, fiel die liebenswürdige Kranke in die Umarmung der Ihrigen. Der Arzt frug nun, ob ſie ſich ſtark genug fühle? „Noch einen Augenblick Zeit" flüſterte ſie und ſank betend auf die Knie. — „Ich bin gefaßt — ſagte ſie jetzt — er komme!" Näher drängten ſich ihre Lieben an ſie, bang ſtockte jedes Wort, Ewigkeiten ſchienen an dieſem Augenblick zu hängen.

Die Thür ging auf und Ludwig trat ein. „Gräfin" — rief er — mit Lebhaftigkeit auf Minona zutretend — „durch Gottes Allmacht ſind wir beide wunderbar gerettet! Sie haben abgebüßt; aber auf

mir ruht noch eine ſchwere Schuld, die mir das Leben vergällt! O wenn Sie verzeihen könnten!“ Er ſank vor ihr auf ein Knie. „Ich vergebe Ihnen Ihre fürchterlichen Worte“ ſagte Minona, ihn ſanft zu ſich emporziehend, indem ihre Geſichtsfarbe fieberiſch wechſelte, „ich vergebe Ihnen gern und ganz; ja nochmals danke ich Ihnen meine Geneſung, ſo viel ſie mich auch gekoſtet haben mag!“ Man war beſorgt um die Folgen dieſes Augenblicks, aber Minona ſelbſt beruhigte alle. „Seyd ohne Sorgen, meine Lieben; die fürchterliche Angſt iſt ja von mir genommen, nun ertrage ich alles!“

Die Familie begab ſich in die Hauskapelle, wo Ludwig an heiliger Stätte, vor dem ehrwürdigen Kapellan in den ernſtkräftigſten Worten ſeinen Widerruf ausſprach. Kaum verließ man die Kirche, ſo ſank Minona mit den Worten „Gott ſey Dank, nun bin ich doch wohl gerettet“ in der Mutter Arme!

Dieſe letzte Erſchöpfung ward für ſie Uebergang zu einem neuen Leben. Weniger als je, durfte Ludwig jetzt an ſeine Abreiſe denken. Sein Anblick war Minona — ſie ſagte es ihm oft — zum unentbehrlichſten Bedürfniß geworden. Ihr Geiſt erhob ſich in wiedergebohrner, ungetrübter Klarheit, ihre Geſundheit ſtärkte ſich zuſehends. Nach

einem halben Jahre blühte ſie reizender als je, und war wieder der Stolz und die Freude der Ihrigen.

Aber je freudiger ſich das reizende Weſen entfaltete, deſto düſterer zog ſich Ludwigs Gemüth zuſammen. Minona's unbeſchreibliche Liebenswürdigkeit, ihre Anmuth, ihre unwiderſtehliche Innigkeit, ja ſelbſt ihr früheres Unglück hatten in ſeinem Herzen die glühendſte Liebe zu ihr entzündet. Mit Schrecken ſah er, Minona verſtand und theilte ſeine Empfindung, ja ſie übertraf mit ihrer Glut die ſeinige. Erſt geiſtig, dann körperlich von ihm gerettet, — betrachtete ſie ſich als ſein doppeltes Eigenthum. Ihr ganzes Leben ſchien nur beſtimmt, das ſeinige in reinen Harmonien zu begleiten. Ihn ſehen, immer nur ihn ſehen, die Luft athmen, in der Er lebte, das ſchien ihr einziger Wunſch. Sie entdeckte ſich den Ihrigen, und fand allgemeine Billigung. Der Graf, Ludwigs Schweigen, das er ſich aus der Verſchiedenheit der Stände erklärte, ehrend, beſchloß ihm das Geſtändniß zu erleichtern. Minona's bald einfallender Geburtstag ſollte die Liebenden zu einander führen.

Vor der kleinen, zu dieſem Feſte veranſtalteten Feier, wo ſich jedes Glied der Familie auf die Entwickelung freute, trat Ludwig, der von nichts wußte, und einen unbeſchreiblich harten Kampf mit

ſich ſelbſt beſtanden hatte, reiſefertig in des Grafen Cabinet.

„Ich verzeihe Ihnen — lächelte der Graf — Ihr Coſtüm, weil Sie nicht im Geheimniß ſind.“

„Doch, doch, Herr Graf, antwortete Ludwig finſter. Aber Sie ſind es nicht, können es nicht ſeyn und deshalb will ich Ihnen entdecken —“

„Ich weiß, ich weiß — unterbrach ihn der Graf, ihm die Hand auf den Mund legend — aber nicht hier, folgen Sie mir, ſchnell, ſchnell!“

„Unmöglich, Sie können nicht wiſſen“ —

„Ich weiß — ſage ich Ihnen — ich weiß alles!“ Damit hielt ſich der Graf die Ohren zu, und öffnete das Nebenzimmer, in dem ſich ſeine Gemahlin mit ihren beiden Töchtern befand. Ludwig folgte betäubt.

„Hier, meine Tochter — ſagte der Graf, Minona's Hand faſſend — iſt ein neuer Gratulant zu deinem Geburtsfeſte! Aber ſchämen Sie ſich, lieber Freund, ſo ganz mit leeren Händen zu kommen. Wie? kein kleines Andenken? Keine flüchtige Zeichnung? Keine Blume wenigſtens?“

„Ums Himmels willen, Herr Graf, hören Sie auf. Sie zerreißen mein Herz auf eine fürchterliche Weiſe. So hören Sie denn —“

„Still, Freund, ich helfe Ihnen ſogleich aus dem

Traume. Minona, dieſer Mann liebt Dich! Könn-teſt Du ihm Dein Herz ſchenken?"

Erröthend barg das Mädchen ihr Haupt an des Vaters Bruſt, und reichte Ludwig die Hand. „Mi-nona" — rief Ludwig außer ſich, die dargebotene Hand mit glühenden Küſſen bedeckend — „könnteſt Du die Seligkeit fühlen, die Deine Liebe mir ver-heißt, und die Höllenquaal, ihr entſagen zu müſſen."

Alle ſtarrten ihn an. Er ſchien jetzt der Wahn-ſinnige. „Meine Tochter liebt Sie, Herr Brage,"— ſagte jetzt der Graf mit erwachſender Empfindlichkeit.

„Ich weiß es, Herr Graf, und mein letzter Athem-zug wird unauslöſchliche Liebe zu Minona ſeyn!"

„Fürchten Sie kein Vorurtheil gegen Ihren Stand!"

„Ich fürchte nichts mehr" ſagte Ludwig ſich krampfhaft an einen Seſſel haltend.

„Nun dann — brach der Graf los — ſo ſind Sie ein Thor oder ein Verbrecher!"

„Ludwig — ſagte Minona dicht vor ihn tre-tend, mit unbeſchreiblich rührender Stimme — ſag-ten Sie denn nicht, Sie liebten mich?"

„Ja, Minona, engelgleiches Weſen, ich liebe Dich, ich bete Dich an — aber — ich bin ver-mählt, und dies iſt meine Gattin!" Damit riß

er ſein Kleid auf und von ſeiner Bruſt ſtrahlte groß und hehr und ernſt — das ſchwarze Kreuz des teutſchen Ordens!

Minona ſchwankte. „Ich bin unſchuldig" — ſchrie Ludwig, zu ihren Füßen, Thränen der Wehmuth und des bitterſten Schmerzes über ihre Hand hinſtrömend.

„In meiner bürgerlichen Namensverhüllung glaubte ich die Gräfin vor aufkeimender Liebe zu einem unbekannten Fremdling genug geſichert, ohne mit der Entdeckung meines Ordensgelübdes ſchonungslos Dein wiederauflebendes Herz zertrümmern zu müſſen. O ich habe fürchterlich geirrt; dieſe gutgemeinte Täuſchung macht uns unglücklicher, als die harte Wahrheit gekonnt hätte! Minona, Licht meines Lebens, Schweſter, ach vergieb noch einmal! Ich mußte Dich ja lieben, ſobald ich Dich geſehn hatte!"

Weſſen Herz hätte hier unbewegt bleiben können? Auch des Grafen Zorn löſte ſich in Thränen. „Auf mich fällt alle Schuld — rief er aus — durch mein unglückſeliges Mißverſtändniß. Als Sie mir heut früh Ihr Geheimniß eröffnen wollten, glaubte ich, Sie kämen mir Ihre Liebe zu Minona zu entdecken, und ich hatte mir vorgenommen Sie mit des Mädchens Geſtändniß zu überraſchen." „O Schickſal!

wie bitter haſt du mich überraſcht!" — „Wer ſind Sie denn nun eigentlich, junger Mann?" „Graf Ludwig Arberg, der jüngſte von vier Brüdern und deshalb unauflöslich an mein Gelübde gefeſſelt, das nur dem letzten ſeines Stammes Dispens ertheilt. In den Niederlanden war meine Kommende. Um mir dieſe, meine einzige Habe zu ſichern, reiſte ich ſelbſt nach Brüſſel, ſo bald die Revolution Aufhebung aller Stiftungen verkündete. Die Ordensregierung entſchädigte mich durch Anweiſung einer andern Kommende. Liebe zur Kunſt trieb mich nach Frankreich und Italien, und hieher mußte ich kommen, um die höchſte Qual des Lebens zu erfahren, und ein Herz zu brechen, das mich liebt, deſſen Glück ich mit jedem meiner Blutstropfen erkaufen möchte!"

Der kaum wieder eingekehrte Friede war nun auf immer aus dem Schooße dieſer bejammernswerthen Familie gewichen. Graf Ludwig fand in einer ragusaniſchen Expedition gegen die Barbaresken den Tod, den er ſuchte. Minona, feſt überzeugt, der Himmel halte ſie keines irdiſchen Glücks mehr würdig und Ludwigs Widerruf ſey unerhört geblieben, verfiel aufs neue in ihre Schwermuth. Die gräflichen Eltern überlebten ſo vieles Herzeleid nicht lang.

Thecla pflegte ihre Schweſter bis an ihr Ende, und zog, nachdem ſie die väterlichen Herrſchaften

verkauft hatte, zu ihren mütterlichen Verwandten nach Böhmen, wo sie unvermählt, im Geruch der Heiligkeit starb. Das Bild der kettenbeladenen Ahnfrau hatte sie mit sich genommen, und es ist noch jetzt auf dem Schlosse *** in einer abgelegenen Gallerie befindlich. —

Don Giuſeppe.

Die Trattoria della Tigre in der Straße Incoronata zu Neapel iſt bey weitem keins der ſchlechteſten Speiſehäuſer, obgleich ihre dunkle, feuchte und ſchmutzige Lage nicht eben einladend genannt werden kann. Auch würde ein reiſender Schmekker, wie es deren ſo viele gibt, die von einer Hauptſtadt zur andern fahren, um nach einigen Jahren mit Gewißheit angeben zu können, wie man — o beruhigendes Reſultat! — in London, Paris, Rom und Wien ſpeiſt — ein ſolcher würde hier, wo man Portionsweiſe um wenige Gran geſättigt wird, ſeine Rechnung nicht finden, und vielmehr, wie ihm ſchon der Lohnlakey ſagt, zu dem Reſtaurateur Pindauro in der Hauptſtraße Toledo eilen, wo er, ohne Wein, für das Couvert anderthalb Piaſter zahlt und doch auch nur — ſatt wird. Allein in jener berühmten Sättigungsanſtalt ſieht

und spricht man — soviel überhaupt von rechten Gourmands beym Speisen gesprochen wird — nur Fremde. Der Neapolitaner, der ächte, unfranzösirte, ist einerseits viel zu genau, um soviel Geld an seinen Magen zu wenden, andrerseits viel zu einfach gewöhnt, um so vielerley zu bedürfen, und endlich auch viel zu indolent, um in einer solchen gewählten Gesellschaft, wo er nicht den Hut aufbehalten und manche kleine Unart sich gestatten darf, gern zu seyn. Viel lieber ist ihm da eine abgelegne Trattoria, wo er unter seinen Landsleuten und höchstens ein paar eben so ökonomischen Fremden sichs für sein Geld, nach seiner Weise wohl seyn läßt. Hier lernt denn nun auch der Ausländer den wahren Neapolitaner kennen, hier kommen Gebräuche, Sitten, Scherze vor, die man in den feinern Classen nicht mehr hört — hierher flüchten sich jene wunderlichen Originalcharactere, die in Italien häufiger als sonst in einem Lande gefunden werden — und die Bekanntschaft derselben ist dem Dichter und Beobachter ungleich anziehender als die todte Einförmigkeit jener verfeinerten Eß- und Sprechanstalten du bon ton, wo, gleich wie in jener ehmals bestehenden deutschen Militärerziehungsanstalt, aufs Tempo gegessen, getrunken, gesprochen und aufgestanden wird. Während meines Aufent-

halts in Neapel entschädigte ich mich daher sehr gern für ein Diner beym Pindauro mit einer Mahlzeit in irgend einer der ersten, besten Trattorien, unter ganz fremden Gesichtern. Leider war das merkwürdigste dieser Originale, ein gewisser Don Giuseppe, kurz vor meiner Ankunft mit Tode abgegangen. Dieser würdige Don muß einer der wunderlichsten Gestalten gewesen seyn, die je existirt haben! Noch wunderlicher sein Betragen, am allerwunderlichsten seine Schicksale! Seine Gattin hatte ihn nämlich bey der Policey, als einen — Wolf angezeigt — er war beobachtet, die Angabe richtig befunden, und er auf einige Zeit in einer Sicherheitsanstalt eingesperrt worden! Meine Leser werden glauben, ich wollte ihnen Mährchen erzählen, allein ich betheure, daß man — der Pöbel nämlich — im Jahr 1819 in Neapel noch an Währwölfe glaubte. Die nähere Berichtigung dieser Angabe wird der Verfolg der Geschichte lehren, wobey ich nur vorher bemerken muß, daß sie mir von einem Landsmann mitgetheilt worden, der durch seinen Beruf, naturhistorische Gegenstände für einen auswärtigen Hof einzukaufen, mit dem Don Giuseppe bekannt ward, und dem er später seine Lebensgeschichte mittheilte.

Ich hatte mich — so erzählte mir jener Lands-

mann — eines Tages am Meeresſtrande beym Erhandeln eines ſeltnen Fiſches von den Marinaren ſo verſpätet, daß es nach Deutſcher Uhr beynah Eins war, eh ich das untre Ende der Straße Incoronata, vom Caval bianco herein, erreichte. Der Hunger trieb mich, raſch eilte ich vorwärts und vernahm ſchon, etwa noch zweyhundert Schritt entfernt, Francesco's, des primo servitore (erſten Kellners), Steintorſtimme, mit der er, ſobald ein Gaſt auf dem Speiſezettel ſeine Wahl getroffen, den Namen des Gerichtes ausruft; ihm antwortet das Echo in der Küche, — dann kömmt ein Burſch mit dem Teller, reicht ihn — ebenfalls den Namen dazu brüllend, — dem primo servitore und dieſer mit gleichem Aufwand von Athem dem Gaſt. Da der ganze Proceß ſehr ſchnell geht und oft an zwey, drey Tafeln geſpeiſt wird, ſo hört das Geſchrey nicht auf, und bey den offnen Fenſtern vernimmt man es ſchon ſehr weit. Jetzt trat ich ein. Es war noch ein Platz leer, am untern Ende des Tiſches, grade dem Don Giuſeppe gegenüber, den ich ſchon öfter hier geſehn. Es war ein großer, ziemlich ſtarker Mann von nah an 60 Jahren. Seine Geſichtszüge ſprachen eine gutmüthige Schläfrigkeit aus, und hatten alle eine beſonders verlängerte Form, Mund, Naſe, Kinn und

Backenknochen waren ſpitzig. Die Augen klein, von grauen Braunen überſchattet, der Kopf kahl, aber gepudert, und an den Seiten prangten ein paar künſtliche, ſtarkgepuderte Locken. Er trug einen ſehr großen runden Hut von weißem Filz, der, auf allen Seiten heruntergeſchlagen, hinten bis tief in den Nacken reichte, vorn den Mund überſchattet haben würde, wäre er nicht durch einen kunſtmäßigen Griff queer über der Stirn in die Höh geklappt geweſen. Sein Kleid von grauem Tuch, im Schnitt der ehmaligen Hofkleider, Weſte und Beinkleider eben ſo, mit Gold beſetzt, obſchon dies durch den häufig darauf liegenden ſpaniſchen Tabak ziemlich roth geworden. Er hatte, wie ich beym Aufſtehn bemerkte, Schuh mit großen ſilbernen Schnallen, aber — o, Wunder — keine Strümpfe an! Ich hätte dies ſchließen können aus den gewaltigen Verzerrungen ſeiner Geſichtsmuskeln, die ich von Zeit zu Zeit bemerkte. Es iſt nämlich in Neapel gewöhnlich, mehrere Katzen, das Lieblingshausthier der Italiäner, im Zimmer zu halten. Sobald die Speiſen aufgetragen wurden, ſtellten ſich natürlich auch dieſe Thiere ein, und erinnerten die Gäſte, indem ſie leiſe mit den Pfoten kratzten, mildthätig zu ſeyn. Bey uns andern traf dieſe Mahnung nur Stiefel und Beinkleid; allein

bey Don Giuſeppe's poetiſchem Eigenſinn, baar-fuß zu gehn, mochten die Waden bisweilen von den hungrigen Katzen in Requiſition geſetzt werden. Sein Geſicht blieb dabey ſo gelb als vorher, nur in den beyden Zinnoberpuncten auf den Backenknochen ſtieg die Röthe zu leichtem Brand. Er ließ ſich ſtets den Speiſezettel geben, las laut einige zwanzig Gerichte ab — und ließ ſich dann einen Teller Suppe und zwey oder drey Stückchen rothen Selleri geben, ſo daß ihm ſein Mittagstiſch leicht, nach den äußerſt wohlfeilen Preiſen in Neapel, an zwey Groſchen und ſechs Pfennig (ſächſiſch) zu ſtehen kam. Trinken ſah ich ihn nie; ſo oft ich ſein Nachbar war, pflegte ich ihm von dem ſehr guten Weine einzuſchenken, und machte dadurch ſichtlich in ſeiner Gunſt Rieſenſchritte. Indeſſen waren ſein Äußeres, ſo wie ſeine ungemeine Mäßigkeit bey weitem nicht das Sonderbarſte an dem Manne. Es lag dies vielmehr in der wunderlichen Unterhaltung, die er mit ſich ſelbſt führte. Niemand ward von ihm gegrüßt, niemanden dankte er anders, als mit ſtummen Kopfnicken, er ſchien in unaufhörlichem Selbſtgeſpräch begriffen, das ſich nur von Zeit zu Zeit in den entſetzlichſten Verwünſchungen und Flüchen, die oft ganz originell erfunden waren, äußerte. Man findet auch wohl an-

derwärts alte Soldaten, Jäger und dergleichen Menſchen, denen das Fluchen zur andern Natur geworden iſt, und glaubt die Urſache davon in ihrem mehr oder weniger harten Beruf zu finden. Don Giuſeppe aber war dem Vernehmen nach ein Apotheker geweſen — und es ließ ſich durchaus nicht errathen, wie er bey dieſer ruhigen, blos mit lebloſen Gegenſtänden ſich beſchäftigenden Berufsweiſe zu jenen zornigen Invectiven veranlaſt worden ſey. Genug, es war ſo, und obgleich er immer vor ſich hinmurmelte, ſo unterſchied man doch deutlich dieſe und ähnliche Phraſen — „möchteſt Du doch geſchunden werden — dürft' ich dir das Geſicht auf den Rücken drehn — laß dich hängen, Beſtie!" Bey allen dieſen Exploſionen veränderte er indeſſen das Geſicht keinesweges, und wie Blaſen auf der Oberfläche des Waſſers — verriethen ſie nur, daß auf dem Grunde etwas koche.

Ich war — wie geſagt, durch die ſpitzbübiſchen Marinari's verſpätigt worden, und konnte mich nicht enthalten meine Unzufriedenheit darüber auszuſprechen, daß man ſich in Italien und hauptſächlich in Neapel gar kein Gewiſſen daraus mache, den Fremden auf das unverſchämteſte zu überheuern, ſo daß, wenn dieſer auch, durch Erfahrung

gewarnt, von dem Preiſe gleich zwey Drittheile abzieht, er dennoch überzeugt ſeyn kann, den Gegenſtand immer viel theurer als der Einheimiſche bezahlen zu müſſen. So hatte man mir heut für eine tinca (eine Art Schleyhe), deren mehr als funfzig in einem Zuber lagen, ſechs Carlin (ſechszehn gute Groſchen) abverlangt, indeß ich ſah, wie gemeine Neapolitaner zwey Carlin zahlten und ſich den ſtärkſten Fiſch ausſuchten. Eine Gattung Schnepfe, die bey uns nicht vorkömmt, in Neapel aber zu hunderten auf einmal gefangen wird, ſollte ich meiner Wirthin für einen Piaſter abkaufen, da ſie der Händler kurz vorher die Hälfte geboten hatte. Ich ſetzte hinzu, mir ſey das doppelt ärgerlich, indem ich für meinen Zweck doch nichts als die Haut benutzen könne. Don Giuſeppe hob, als ich dieſes ſprach, ſein Haupt unter der gewaltigen Filzdecke hoch in die Höhe, und ſah mich mit einem Blicke an, der Verwundrung, Mitleiden, Geringſchätzung ausdrückte. Die übrigen Gäſte waren alle meiner Meynung, allein ſie ſetzten hinzu, dies widerfahre jedem Fremden, ja oft ſelbſt den Einheimiſchen, und man müſſe dagegen auf ſeiner Hut ſeyn. Ich ſetzte hinzu, daß ich wegen dieſer Betrügerey meiner Wirthin Haus verlaſſen und ein andre Wohnung, ſo wie einen Menſchen ſuchen

würde, der mir zu billigen Einkäufen gegen eine Vergütung, die doch nie so hoch kommen könnte, behülflich wäre. Man schüttelte ungläubig die Köpfe, und bezweifelte mit naiver Aufrichtigkeit, daß ich in Neapel einen so ehrlichen Menschen finden würde. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach; ich blieb länger als gewöhnlich, weil ich später gekommen war. Auch Don Giuseppe verlangte sein Saldo, und schien zum Aufbruch Anstalt zu machen: als er aber hörte, wie ich eine Flasche des besten Volpicell verlangte, so zog er langsam die Hand aus der Westentasche, ließ den Stock wieder in den Winkel gleiten, und blickte mit möglichster Absichtslosigkeit auf das Tischtuch. „Don Giuseppe" — rief ich ihm zu, indem ich meinen Platz verließ und mich neben ihm setzte — „erzeigt mir die Ehre, diese Flasche mit mir auszuleeren!" „Höchst verbunden" — erwiederte er schmunzelnd, schob mir sein Glas hin, und setzte halblaut hinzu „ti venga il Cancaro!" (möchtest du den Krebs bekommen!) Ich hatte Mühe, bey dieser Höflichkeit das Lachen zu unterdrücken. Indessen schenkte ich fleißig ein, und als er anfing gesprächiger zu werden und vom heißen Wein durchglüht, jetzt gar den ungeheuern Sombrero (Schattenhut) bey Seit warf, so ließ ich die Flasche wie-

der füllen. Es entspann ſich eine ziemlich lebhafte Unterhaltung, wobey er, ſeiner Sitte gemäß, mich laut anredete, und leiſe ſeinen Fluch dazwiſchen ſchob. Als er, mehr trinkend, lebhafter ſprach, vergaß er dieſe Maasregel, und nun kam das wunderlichſte Wortgemeng heraus, das man ſich denken kann. Z. B.

„Sagtet Ihr nicht vorhin (Rabenaas, verwünſchtes) Ihr kauftet Fiſche und Vögel?“

„So ſagte ich allerdings. Fiſche, Vögel, Muſcheln und dergleichen.“

„(Anima di bue ....) und was macht Ihr mit den Beſtien?“

„Ich ſtopfe ſie aus für meine Sammlungen?“

„Was verſteht Ihr darunter? Ausſtopfen?“

„Ich ziehe ihnen die Haut ab, und fülle den Balg mit Werg nach der natürlichen Geſtalt aus.“

„(An den höchſten Galgen mit Dir!) So, ſo. Ihr zieht ihnen das Fell ab? Recht gut; allein was macht ihr mit dem Fleiſch?“

„Nun, das werf' ich weg, oder gebe es meiner Wirthin für ihre Katze?“

„(Corpo di Christo nero!) Das Fleiſch werft Ihr weg? — Ah prezipizio! — Und Ihr glaubt — (könnte ich dir doch das Geſicht auf den Rücken drehn), Ihr glaubt, daß Eure Wirthin (Carogna

maledetta ti venga la rabbia) — daß Eure Wirthin das Fleiſch der Katze gibt? „Ich ſage Euch — morte di Dio — ſie frißt es ſelbſt!“

„Pfui doch“ — erwiderte ich — „warum nicht gar?“

Don Giuſeppe rückte nun vertraulich an mich heran, indem er ſeinen Arm auf die Lehne meines Stuhls legte, dann zog er ſeine lange ſtählerne Uhrkette heraus, — an der aber keine Uhr — ſondern ein fingerlanger Corallenzacken, wie ein Horn geſtaltet — befeſtigt war, und hielt es mir vor die Augen, indem er ſehr ernſthaft ſagte: „Ich kenne Euch nicht, alſo nehmt mir meine Vorſicht nicht übel: „Abait il Jettatore!“ ſo rufte er ſehr laut, dann fuhr er in ſeiner gewöhnlichen Weiſe fort, und entdeckte mir, er kenne einen braven Mann, der, uom' onestissimo, mir höchſtens einen Carlinello (Einen Zehnkreuzer) mehr, als das Object, Fiſch oder Vogel, würklich werth ſey, abverlangen werde, unter der Bedingung jedoch, daß ihm das Fleiſch der Thiere gehöre. „Ihr hört alle Tage“ — ſetzte er vertraulich hinzu — „wie ſchändlich mich die Barbaren in der Trattoria übertheuern — faccia svergognata (ſchaamloſe Stirn) und begreift, daß ich mir keinen Biſſen zum Abendeſſen geſtatten darf. Daher wäre mir das Fleiſch, das Ihr wegwerft, ſehr willkommen!“

Aus dieſer Wendung merkte ich erſt, daß der uomo onestissimo, der mich nur um einen Carlinello bey jedem Stück bevortheilen und das Fleiſch behalten wollte, niemand anders als Don Giuſeppe ſelbſt ſey. Der Vorſchlag war indeß originell und auf jede Weiſe vortheilhafter, als wenn ich ſo fortführ auf dem Markte zu kaufen. Ich ſchlug ein. Aber er hatte noch etwas auf dem Herzen, das er denn auch vorbrachte — nämlich in ſeiner Wohnung ſtand ihm ein Zimmer — un paradiso nannte er es — leer, das ich ihm für drey Piaſter monatlich abmiethen ſolle. Ich verlangte Bedenkzeit, und die Erlaubniß das paradiso erſt anzuſehn. Er war es zufrieden und beſchied mich in einer Stunde, denn eher ſey er nicht zu Haus, in Nr. 45. des vico degli allabardieri zu kommen, und mich al 4to piano hinauf zu bemühn. Wir ſchieden nach dieſer Verabredung. Mein Erſtes war mich gleich bey Francesco zu erkundigen, was an dem Don eigentlich ſey. „Der ärgſte Arpagone, den es gebe, ſey er gegen ſich ſelbſt — übrigens wiſſe man nichts Böſes von ihm. Seine Geſchichte, ein wahrer Roman, ſey nur halb bekannt, und unentſchieden, ob er oder ſeine verſtorbne Frau Recht gehabt, ſo wie, ob er immer ganz bey ſich ſey" — das war Francesco's Urtheil, welches mit dem

andrer Perſonen, die ich befrug, übereinſtimmte. Der Mann war gar zu originell, ich beſchloß daher mich bey ihm einzuquartieren, wenn es halbweg möglich ſey. In einer Stunde machte ich mich auf den Weg und langte bald in dem bezeichneten Vico an. Das Zimmer mußte wahrhaft un paradiso ſeyn, wenn man die Treppen — ein wahres Inferno — darüber vergeſſen ſollte. Ich klingelte ſehr behutſam an einem Endchen Violinquinte, das als Klingelſchnur aus einem Loch in der Mauer heraushing. Die Vorrichtung war koſtenerſparend — die Klingel ſelbſt mußte noch weniger gekoſtet haben, — es war ein Bund durchlöcherter Auſterſchaalen — daher ihr heiſerer Klang. Don Giuſeppe erſchien, ganz ſo wie er bey Tiſch erſchien, den Hut auf dem Kopf. Er bewillkommte mich ſehr freundlich mit einem halben Duzzend hölliſcher Flüche, und lud mich ein in ſein Zimmer zu treten. Es war reinlicher, als ich erwartet hatte, obſchon höchſt ärmlich eingerichtet. Um ſo weniger verſtand ich den Luxus der hell polirten bunten Ochſenhörner, die, von gewöhnlicher Größe bis zu einer Länge von zwey Ellen reichlich, auf Poſtamenten umherſtanden. Meine Vermuthung, daß er ſelbſt ein Naturaliſt ſey, ſetzte ihn in Verwunderung. „Wißt Ihr denn nicht, was es mit dem Jettatore hier zu Lande für eine Be-

wandniß hat?" Ich wußte kein Wort, ob ich gleich mich beſann, an vielen Häuſern ſolche Hörner geſehn zu haben, die ich für das Aushängeſchild eines Drechslers gehalten. „Oh madre di Dio" — rief Don Giuſeppe — „che bestialità!" Er erzählte mir nun, daß es im Königreiche Leute gäbe, die die Gabe hätten, vermöge ihres Blickes die Leute zu verzaubern und ihnen allerley Unglück zuzufügen. Dieſem Zuwerfen des Blickes (gittare oder im neapolitaniſchen Dialect jettare gli occhi) ſey bloß durch das Vorhalten eines Ochſenhornes zu begegnen. Man hinge deshalb Kindern dergleichen von Corallen um, die Damen trügen ſolche an einer Schnur im Buſen, die Männer an der Uhrkette, und ſelbſt vor den Fenſtern, neben den Eingängen der Häuſer, richte man dergleichen auf. Begegne einem in der Straße ein ſolcher männlicher oder weiblicher Jettatore, an ſeinem bohrenden Blicke kenntlich, ſo bleibe nichts übrig, als ſchnell an ſein eignes Horn, oder das an einer Hausthür zu greifen, und, den Blick zu Boden gerichtet, den Hexenmeiſter vorüber zu laſſen. Verſäume man dies, und ſey unglücklich oder tollkühn genug ſeinem Blick zu begegnen, ſo könne man überzeugt ſeyn, an demſelben Tage ein Unglück zu erfahren. Hauptſächlich ſeyen im Beſitz dieſes Zaubers — die Capuziner, die denn auch ſowohl für Geld

Uebles abhielten, als zufügten, Liebe in Haß, Wein in Gift verwandelten, ja ſogar einem den Lupomanaro auf den Hals hetzen könnten. Ich frug, was dies ſey, allein Don Giuſeppe behielt ſich vor, mir dies ein andermal zu erklären, und begnügte ſich mir mehrere Fälle zu erzählen, welche alle die Kunſt des Jettatore's zum Gegenſtand hatten. Meine Zweifel wiederlegte er mit dem entſcheidenden Wort „è cosa indubitabilissima“ und dabey blieb es. Er beſorgte mir höchſt gefällig einen Facchino, der meinen Coffer aus der vorigen Wohnung abholte, war mir beym Einräumen behülflich, und ſchon nach einigen Stunden ſaß ich in meinem Zimmer, deſſen Lage, wenn auch der Ausdruck „un paradiso“ nur eine Hyperbel war, doch in der That eine ſehr angenehme Ausſicht über die Rückſeite von Neapel, nach Averſa zu, gewährte. Unſer Contract ging ſchon am nächſten Tage in Ausführung, und zwar ſo, daß ich mit Don Giuſeppe den Fiſch- und Eßwaarenmarkt durchſtrich, und ihm, ohne mich bey den Händlern aufzuhalten, die Stücke bezeichnete, die ich zu haben wünſchte. Um nicht ganz blind mich ihm zu vertrauen, hieß ich ihn einigemal Dinge kaufen, die ich ſchon mehreremal ſelbſt erhandelt hatte, und ich muß dem alten Herrn die Gerechtigkeit wi-

verfahren laſſen, daß er alles um zwey Drittheile wohlfeiler zu bekommen wußte, auch mir nie mehr abverlangte, als er ſelbſt gegeben, wie ich nach einigen Erkundigungen erfuhr. Ich hatte bemerkt, wenn ich durch ſein Zimmer ging — weil ich keinen andern Ausgang hatte — daß er oft vor einem ſchwarzen Schrank, das einzige Meubel auſſer einem Tiſch und einem Stuhl, ſtand, und ſobald ich eintrat, die halboffnen Thüren blitzſchnell verſchloß. Da ich gewahr worden, daß er bisweilen allerhand Gegenſtände zu Haus brachte, die nach einiger Zeit wieder verſchwanden — er lieh nämlich im Kleinen auf Pfänder — ſo vermuthete ich in dem Schranke ähnliches, und kümmerte mich nicht weiter darum. Er ſaß oft, während ich arbeitete, neben mir, und wir wurden ſo bekannt, daß ich den drolligen Kauz ordentlich vermiſte, wenn ihn ſeine Angelegenheiten außer dem Hauſe hielten. So lernte ich ihn auch durch ganz zufällige Aeußerungen als einen gar nicht ungebildeten Mann von zumal äußerſt viel Fantaſie und einem ſehr zärtlichen Herzen kennen. „Warum aber, Don Giuſeppe" — frug ich ihn einſt — „warum habt Ihr nicht geheurathet? Bey Eurer regelmäſſigen Lebensweiſe, Euerm friedfertigen Sinn und Euerm warmen Herzen hättet Ihr eine

Gattin ſehr glücklich gemacht!" „Zitto!" — rief er leiſe — „Zitto, per l'amor di Dio, daß uns mein Schwager, der Jettatore, nicht hört!" — Euer Schwager? Alſo ſeyd Ihr — — „Ich war — ich war verheurathet" — fiel er ein — „bin Wittwer. O, Donna Margareta war — Gott verdamme ſie — eine ſehr tugendhafte, fromme Frau — wenn dich doch der Teufel in den Lüften zerriße! — Und ihr würdiger Bruder, der reverendissimo, onestissimo Padre Don Pippo (Philipp) vom heil. Orden der fratri mendicanti, ein ganz unvergleichlicher, herrlicher Mann — an den Galgen mit dem Schurken — o, eine verehrungswürdige Familie — wenn ihr doch alle auf der Kuhhaut hinausgeſchleppt würdet — wie ich Euch ſage — ganz reſpectable Menſchen, wahre Engelsherzen — müßtet ihr doch an euer eignen, ſchwarzgeräucherten Zunge erſticken!" — — „Mäßigt Euch, guter Don Giuſeppe" — rief ich ihm erſchrocken zu, als ich ſah, daß er ſich ganz athemlos auf den Stuhl warf — „und verzeiht mir, wenn ich Euch unwiſſend auf widrige Erinnerungen brachte. Thut mir den Gefallen und trinkt auf den Aerger ein Glas alten Catanеer mit mir!" — Ich eilte nach dem Wandſchranke, wo ich einige Flaſchen herrlichen Sicilianerwein verwahrte,

nahm eine davon nebst ein paar Gläsern heraus, und schenkte dem Armen ein, ihm nach Möglichkeit zusprechend. „Laßt's gut seyn, Don Antonio" — nahm er endlich das Wort — „beruhigt Ihr Euch nur, mir thut die Alteration keinen Schaden, ich habe sie so ein zehn Jahr täglich genossen — müsse deine Seele hundert Jahr unerlöst am Jordan auf und nieder rennen — Ihr seyd ein wackrer Mann, ein Teutscher — Christo sagrato Euer Wein ist gut — Euch will ich meine Geschichte erzählen, Ihr werdet weinen, heulen — wie ein eitles Weib um den letzten Zahn — aber Ihr verdient zu hören, verdient zu sehen" — Er sprang schnell auf, und schloß die Thüre ab. Mich durchfuhr der Gedanke — „wenn er jählings rasend würde?" — „schließt doch nicht ab, Don Giuseppe" — rief ich — „ich will noch ausgehn!" „Wertheſter Don Antonio, schlagt Euch das aus dem Sinn. In einer halben Stunde haben wir Regen, als ob es mit Kannen gösse. Da" — er gab mir den Stubenschlüssel — „geht hinaus — seht selbst die Klingel an. Wegen ihrer hygrometrischen Eigenschaft nahm ich eben eine Darmsaite dazu — so habe ich um einige Gran den richtigsten Barometer!" — Ich mußte über den Einfall lachen, sah aber dennoch hinaus, und ließ die

Thür, obgleich ich ſie abzuſchließen ſchien — unverſchloſſen. Don Giuſeppe ſchenkte ſich ein, ſtreckte ſich behaglich aus, riß mit einem Griffe ſeine Weſte von oben bis unten auf — was nicht ſchwer fiel, da von den zwanzig Knöpfen wenigſtens ſechszehn blind waren, und begann ſeine Erzählung, ſich immer mit den originellſten Verwünſchungen unterbrechend, von denen ich die allerwenigſten behalten habe. „Wie Ihr mich hier ſeht, war ich der berühmteſte Apoteker in ganz Neapel — (farmaceuto famosissimo di tutta Napoli) Aus meiner Offizin wurden vornehme und geringe Spitzbuben, in Kapuzenkappen, Uniformen und Rathsherrnkleidern, ja ſelbſt das hochpreißliche Criminalgericht letzter Inſtanz — wovon ich jedes Mitglied mit zehntauſend Stück pfundſchweren Aſafötidapillen alle Stunden zu bedienen wünſche — verſehn. Ich gewann anſehnlich und hatte ein ſchönes Stück Geldes vor mir, als ich den Einfall bekam — pensiero atroce — mich — mit Reſpect zu ſagen — zu verheurathen! — Der Teufel hat nicht ſo viel Haare in ſeinem Sonntagsbart, als mir Weiber angeboten wurden, ſobald ich einmal das Wort „Matrimonio“ ausgeſprochen! Aber welche war die Beſte? Eine junge, hübſche trug ich doch einiges Bedenken zu wählen — eine gar alte, häßliche — huh

— war doch auch schrecklich — daher suchte ich die Mittelstraße zu halten, fragte viel, hier und dort bekam ich viel Auskunft, und wählte endlich Donna Margareta! — (hoffentlich hat die Hölle kein ander Loch als den Eingang, und so steht sie wohl da drin sicher.) Sie war groß und stark und wenn sie ihre schweren goldnen Ohrringe nicht einhing, so glich sie mit ihren durchbohrten Ohren genau einem Schwein des heil. Antonius *). Sie war im Alter und Aussehn — von allem das Mittel — nur in der Bosheit war sie Anfang, Mittel und Ende — das vollständigste Ganze — ein Ungeheuer, das der Teufel, als er vom Himmel zur Hölle herabgestürzt, auf respectswidrige Weise zur Erde fallen ließ! Möge Satan, wenn er sie heut zwickt, sich die Krallen zehnfach roth geglüht haben! Auf ihr Wohlseyn da unten — er trank sein Glas aus — sie möge es in alle Ewigkeit genießen! — Es gingen keine drey Monat in's Land, so wußte ich, daß ich keine Frau —, sondern eine Schlangenhöle, eine Galeere, die Reckleiter (il cavaletto) geheurathet hatte. „Geld, Geld — brüllte der Drache von früh bis Abends, und was

*) Den fettesten Schweinen schlitzt man in Neapel die Ohren; sie gehören dann der Brüderschaft des heil. Antonius, und heißen Porci di Sant Antonio.

ich in einer Woche verdiente, das ging in Schmauſereyen mit ihrem Bruder, dem Capuziner, und der geiſtlichen Brüderſchaft, zu der ſie gehörte, in einem Abende auf. Während ich im Laboratorio an der Kohlenglut oder hinter dem Mörſel ſchwitzte — denn ich wollte das Lohn für den Stößer ſelbſt verdienen —, da fraß mir die verlorne Seele meine Conſerven, trank mir mit ihren Geſellen die feinſten Geiſter aus — wenn ſie doch noch am jüngſten Tage Colick davon bekämen und darüber die göttliche Begnadigung verſäumten! — Ich ſah meinen Untergang vor Augen und durfte kein Wort ſagen, denn einmal ſchleuderte die Hyäne eine Mörſerkeule nach meinem Kopfe, die zum Glück mich verfehlte, aber durch's Fenſter flog und den draußen ſtehenden heil. Joſeph, meinen Schutzpatron, zuſammenſchlug, als ob er in ſeinem Leben nicht dageſtanden hätte! Seit der Zeit ſchwieg ich und fraß den Aerger in mich. Da warf mich ein Fieber nieder. Nun war guter Rath theuer. In der Noth ſchickte mir meine Megäre eine junge Verwandte von ſich, um dieſer die groben Arbeiten machen zu laſſen. Aber war ich denn ein lybiſcher Tieger, hatte ich denn ein ſteinernes Herz? Nein, ich konnte das engelholde Geſchöpf, das ganz Sanftmuth und Liebe, oft im Stillen weinte, wenn ſie ſah, wie mir mitgeſpielt ward — nicht im feuchten

Keller beym Schlangenrohre, oder hinter der ſchweren Mörſerkeule ſehn. Ich that mir Gewalt an, arbeitete im Groben vor und lehrte die holde Cecchina, — der der Erzengel Gabriel mit den beſten Flaumen aus ſeinen Flügeln ihr hartes Kiſſen in der Erde ſtopfen möge — die Miſchungen bereiten. Das fromme Kind, ganz Dankbarkeit, verſtattete mir bisweilen — in allen Ehren — einen Kuß aus Reſpect für den Herrn Vetter! Allein der Teufel ſchläft nicht. Mein theurer Schwager — möge Satan alle Riemen ſeiner hölliſchen Peitſchen aus deſſen Haut ſchneiden — dem der leckere Biſſen wahrſcheinlich in die Augen ſtach, belauſchte, überraſchte, verrieth mich der Madam Beelzebub! Hilf, heiliger Joſeph, und ihr heilige vierzehn Nothhelfer, helft, — was gab das für eine Scene! Ich ſah meine unglückliche Cecchina von den unbarmherzigen Streichen blutend, mit ausgerauftem Haar am Boden, geknebelt, Margarethen und ihren Bruder mit Peitſchen in jeder Hand auf die Unglückliche loshauend. Da riß mich die Wuth hin. Ich packte, was mir in die Hände kam — es war ein großer Topf mit dem feinſten Sirupo cerasorum — im Nu flogen tauſend Scherben um das Haupt des Reverendiſſimo, deſſen quittengelbe Grundfarbe in das ſchönſte Kirſchroth verwandelnd. Heulend lief

er davon. Nun wollte ich meiner verehrungswürdigen Gattin wo möglich die meisten Rippen im Leibe zertreten — allein sie war während des Gerichts über ihren Bruder davon geraunt. Ich wendete meine ganze Sorgfalt auf die unglückliche Cecchina, die ohnmächtig am Boden lag. Mit Mühe brachte ich sie wieder zu sich. Daß sie nach diesem Auftritt nicht länger im Hause vor Margarethens Wuth sicher war, lag am Tage; wir trennten uns daher, sie mit dem Entschlusse, sobald als möglich außerhalb Neapel ein Unterkommen zu suchen, ich mit dem heiligen Versprechen, sobald meine Frau dem Satan reif genug seyn werde, sie zu holen, — Francisca zu heurathen. Allein kein Unglück kömmt allein. Hatte ich die holde Cecchina verloren, meinen Teufelsrachen von Eheweib eifersüchtig gemacht, so hatte ich nun auch den giftigen Basilisken von Schwager auf dem Halse, der, dafür bürgte mir sein Character, unversöhnlich seyn würde. Einst stand ich in der Straße di Montolireto, mit einem Freunde sprechend und ihm mein Hauskreuz klagend, als dieser mir auf einmal eine Ohrfeige gab, daß mir der Kopf auf die andre Seite flog. Schon wollte ich ihm mit beyden Füßen in den Bauch rennen, als er mir zurief, ich möge ihm nur dankbar die Hand küs-

ſen — ohne dieſen Schiaſſo hätte ich dem Reverendiſſimo Don Pippo, den gewaltigſten Jettatore in ganz Napoli, grade in die Augen geſehn, die er ſchon von weitem auf mich gerichtet. Ich wußte nicht, ſollte ich dem allzubeſorgten Freunde fluchen oder danken. Als ich aufſah, war er weg und keine zehn Schritte von da ſah ich einen Capuciner auf mich los kommen. Wie ein Pfeil flog ich in eine enge, unbeſuchte Seitenſtraße — wer rennt mich an? — Don Pippo! — O Satan, Adermelech, Beelzebub! Ich wollte vorbey, aber er packte mich und indem er ſeine dämoniſchen Blicke in mich einbohrte, lispelte er, „kennt Ihr mich, Don Giuſeppe, wißt Ihr von meiner Kunſt, erinnert Ihr Euch, wie Ihr mich behandelt habt? Merkt Euch: ſo lang die Sonne wärmt, der Wind kältet, die Welle näßt und das Feuer trocknet, ſo lange habt Ihr mich zum unverſöhnlichſten Feinde!“ — Nach dieſen Worten war er verſchwunden und ich ſtand klappernd vor Fieberfroſt allein. Nun war ich verloren und noch am heutigen Tage mußte mein Unſtern anheben. Die Ohrfeige hatte ich ganz überflüſſiger Weiſe bekommen — das war der Anfang. Ich rannte nach Hauſe. Auf dem Tiſche lagen ein Stoß Recepte. Ein königlicher Lakey verlangte Roſenſyrup für die Prin-

geſſ von Calabrien. Ich ſteige hinauf — die Büchſe iſt leer — mir ahnet Unglück. Ich ſehe in alle andre Syrupbüchſen — alles leer! — der Lakey geht weiter. Außer mir, ſtürze ich ins Zimmer — Margareth — möge ſie doch in aller Ewigkeit ſiedenden Schwefel und Pech fäſſerweis ſaufen müſſen — ſah da und ſtrich eben einen Löffel des köſtlichen Syrups auf ihr Brod. „Wer hat mir den Roſenſyrup gefreſſen?" — frug ich — „Ich, Don Giuſeppe" — antwortete das Meerungeheuer hämiſch lachend — „und den Syrupo cerasorum?" — „Ich!" — „und den von pyras cotonastes? —" — „Don Pippo — „und die Ananas Conſerve?" — „Ich allein!" — Mir vergingen die Sinne und ich ſank beſinnungslos in den Stuhl zurück. Denkt Euch, die beyden Cannibalen hatten die Frucht eines ganzen Sommers, die Arbeit von Cechina's Engelsfingern, — mehr als fünf und zwanzig Pfund Syrup gefreſſen!!

O, daß ihr doch mit Euern Laſterzungen die Straßen in Neapel fegen müßtet, wenn während neunmonatlicher Dürre die Viehheerden von ganz Poſilippo durchgetrieben worden ſind! *) Dieſe That

*) Täglich werden früh vor Tage Ziegen und Kühe vom Lande durch die Grotte di Poſilippo nach Neapel ge-

Bibl. Univers. Linz.

verlangte Rache. Meine Ehre, mein Credit beym Hofe war hin, was galt mir das Leben? Verbrennen, todtschießen, todtstechen, zerreißen, war mir alles zu wenig. Vergiften, das war das Rechte. Ich griff schon nach der Arsenicschachtel. Da trat mir Cecchina's Engelsgestalt vor die Augen, und ich gab die Mordgedanken als ein guter Christ auf. Aber — eine Colik sollte sie bekommen — ohne dran zu sterben — eine Colik, daß gegen ihr Geschrey der Zeterlärm von zehnmalhunderttausend ranzenden Märzkatzen wie eine Cabbaletta von Paisiello klingen sollte! *) Gesagt, gethan. Ich setzte ihr ein allerliebstes Tränkchen von himmlischem Geruch an die Stelle, wo meine Syruppe standen, mit der Aufschrift: „in spanischem Seet aufgelöster Rosenzucker" — und richtig, nach einer Stunde hatte sich die genäschige Fliege gefangen. Sie sang so lieblich, daß die Wölfe in Calabrien, ihre Landsleute, ihr hätten antworten mögen. Ich wußte von gar nichts, und da sie in ihrer Wuth das Glas aus dem Fenster gewer-

---

trieben, um die Stadt mit Milch zu versehn. Abends ziehen sie wieder hinaus. Natürlich sind die armen Thiere sehr mager, und die Milch sehr schlecht.

*) Cabbaletta nennt man in einer Oper die Arie, die das Lieblingsstück des Publicums wird.

ſen, ſo ließ ſich auch kein Hauch von Verdacht auf mich bringen. Don Pippo war benachrichtigt worden und herbeygekommen. Ich ging ihm mit dem ruhigſten Geſicht entgegen, aber der verdammte Jettatore — dem der Himmel den Bandwurm beſcheeren möge, ſo lang daß man Neapel dreymal mit umſpannen kann — ſah mich einen Augenblick an, dann ſagte er: „Ihr habt meine Schweſter vergiftet, und auf Euch — verſteht ſich — iſt nichts zu bringen, — allein auch ich habe für Euch was Süßes bereitet — Cecchina," — er ſchrie es mit fürchterlicher Stimme in mein Ohr — „iſt in meiner Gewalt!" — Hölliſcher Teufel, du hatteſt mein Herz und mein Gehirn zerriſſen! Ich warf mich mit heißen Thränen der wiedergeneſenen Margareth zu Füßen, bot ihr all meine Habe für ein einziges Wort über Cecchina's Aufenthalt! Vergebens! Endlich erbarmte ſich mein eine alte Nonne, der ich einmal gedient hatte, und ließ mir mittelſt eines Recepts wiſſen, Cecchina ſey in den unterirdiſchen Gewölben des wüſten Kloſtergebäudes San Severo eingeſperrt. Aber dieſe wohlgemeinte Nachricht war der Eingang zum letzten Akt meiner Leidenspoche. Täglich rannte ich an die wüſten Mauern, brüllte verzweifelnd wie ein wunder Stier in die hier und da offnen Kel-

lerlöcher. Keine Antwort! Verzweifelnd saß ich Nächte durch in dem alten Gemäuer, heulend wie eine Nachteule. Hier an dieser Stätte des Leidens, ward ich eines Tages überfallen, gefangen, mit Ketten beladen, nach Aversa geschleppt! Der menschenfreundliche Aufseher sah wohl, daß ich kein Rasender sey, aber er rieth mir, wenigstens ein Jahr hier auszuhalten, und entdeckte mir, meine Frau habe mich bey dem Tribunal als einen vom Lupomanaro *) Befallnen angezeigt, man habe mich belauscht, mich brüllen hören, auch gesehen, wie ich einen Hund im Stücken zerrissen — und so sey ich ohne weiters als wahnsinnig in eine Sicherheitsanstalt gebracht worden. Nach einem halben Jahre brachte mir der ehrwürdige Aufseher des Hospitals — den Gott dereinst auf seinem linken Knie wolle sitzen lassen — die himmlische Nachricht, Donna Margareth und Don Pippo seyen beyde in Satans höllischer Leibguardia ange-

*) Lupomanaro. Der Wahrwolf. Eine Art Raserey, während welcher die Kranken, wenn sie ihren Wächtern entschlüpfen, bey Nacht, hauptsächlich bey Mondschein, mit entsetzlichem Geheul durch die Straßen rennen und alles anfallen, beißen und kratzen, was ihnen begegnet. Der Aberglaube behauptet, sie liebten die Kreuzwege, und fielen hauptsächlich Kinder und Hunde an, von welchen letztern sie die stärksten würgten und in Stücken rissen.

ſtellt worden und bereits nach ihrem Schwefeldampf qualmenden Standquartier abgegangen. Ich aber — ſey frey, und könne in die Welt zurückkehren, wo ich freylich nichts finden würde als das leere Neſt. Denn meine Apotcke ſey in den Kurkoſten für die Geſchwiſter Teufelsbraten drauf gegangen! — Ich küßte meinem Befreyer Hände und Füße, rannte, als ob mir die Sohlen brennten, nach Neapel, — und ſprach die Vorübergehenden um Almoſen an, denn ich wollte erſtlich wiſſen, was aus Cechina geworden, ehe ich die koſtbaren Steine aus meiner Halsbinde, von denen niemand wußte, heraus trennte. Der Todtengräber aus Don Pippo's Kloſter, der auch dieſen begraben und ein pfiffiger Kerl war, mußte Beſcheid wiſſen. Er war übrigens mein Landsmann und gegen Gold hielt er nicht aus. Ihm entdeckte ich, daß mein ganzes Vermögen in zwanzig Unzen (ſechzig Thaler) Gold beſtände. Die Hälfte gehöre ſein, wenn er mir Cechina wiederſchaffe. — „Ihr dauert mich, Don Giuſeppe" — erwiederte er gerührt — „lebendig kann ich Euer Mädchen Euch nicht wiederſchaffen, aber wohl todt, wenn Ihr die Leiche vielleicht einbalſamiren wollt. Ich habe ſie vor einem halben Jahr begraben ſehn, auf dem Campo ſanto vor der Stadt. Euer Schwager hatte Euch nur qui-

len wollen. Sie iſt nie eine Stunde lang in ſeiner Gewalt geweſen; allein ſie ſtarb wahrſcheinlich an den Folgen jener Mißhandlung, die ſie von Euern Verwandten erduldete, kurz nach Eurer Entfernung. Geht hinaus zu dem Cuſtode des Kirchhofes außerhalb der Kirche San Maria Novella, er iſt mein Gevatter und wird billig ſeyn.“ Ich drückte dem ehrlichen Kerl ein paar Zechinen in die Hand, that, wie er geſagt und brachte nach einigen Tagen meine Geliebte unter dem Vorwande, ſie in meine eigne Gruft im Kloſter St. Oliveto zu beſtatten, in meine indeß gemiethete Wohnung — in dem Kaſten eines Pianofortes verborgen. Sie war, Dank ſey's der metalliſchen Beſchaffenheit des Bodens, wo ſie gelegen, ſo friſch, als ob ſie erſt vor vier und zwanzig Stunden geſtorben wäre. Ich öffnete ſie unter tauſend Thränen, balſamirte ſie nach allen Regeln der Kunſt ein, und habe nun die traurige Luſt, die Geliebte, die mir lebendig verſagt war, wenigſtens todt täglich ſehen zu können. Blickt her — rief er mit vor Schluchzen erſtickter Stimme — „das iſt meine Franciſca!“ — — Er trat an den ſchwarzen Schrank, riß die Thüren auf — und ein bildſchönes Mädchen, von höchſtens achtzehn Jahren, lag unverſtellt, nur bleich wie weißes Wachs, vor meinen Blicken.

„Betet mit mir für die Ruh der Verſtorbnen" — indem er mich zu ſich niederzog — „flucht mit mir den Quälern dieſes Engels!" — Ich that, was er verlangte, bat ihn aber, ſtatt den Verſtorbenen zu fluchen, ihnen lieber nach ächter Chriſtenpflicht zu verzeihn. „Verzeihen?" — rief er — „in meinem Leben, ja, in meinem Tode nicht!" — Und ich bin überzeugt, wenn ich es thäte, würde mir der ewige Richter ſagen: „O, Don Giuſeppe, che gran bestia che sei tu! An deiner Stelle hätte ich den Beyden nimmermehr verziehn!" — „Und ſo will ich es auch halten!" — Er ſchloß den Schrank — ich nahm meinen Hut und eilte ins Freye zu kommen, weil mir während dieſer Erzählung, dem ſonderbarſten Gemiſch von Komik und gräßlichem Ernſt, ganz unheimlich zu Muth geworden. Noch einen Monat hielt ich bey dem wunderlichen Kauz, der doch eigentlich von Schickſal und Menſchen grauſam mißhandelt worden war, aus, dann aber riefen mich Geſchäfte nach Sicilien. Wir ſchieden als Freunde, und er iſt noch, wie ich ſpäter erfahren, viele Jahre in Neapel geſehen worden! —

Vallisneria.

In den heißen Frühlingsmonaten April und Mai wird man es ſich in Venedig auf eine läſtige Art bewußt, daß man mitten in der prächtigen Stadt gleich Fröſchen in einem Sumpfe lebe. Die weißen Quadern des St. Marcoplatzes, die hohen Spiegelfenſter der Procuration und der Zitterglanz der Millionen kleiner Wellchen, in die ſich das Meer bey ſtiller Luft bricht, blenden das Auge, während die erhitzte Atmoſphäre das Athemholen erſchwert. Weit und breit nichts als Gebäude und Waſſer! Kein freundliches Raſenplätzchen, das mit ſanftem Grün den matten Blick erfriſcht, kein ſchattiger Baum, unter deſſen kühlem Dach man ruhen, ſich erholen könnte! — Vor ungefähr funfzig Jahren, wo es, im ſtrengſten Sinne des Wortes, weder Strauch noch Baum in Venedig gab, ſtieg die Sehnſucht danach in heißen Sommern ſo hoch, daß

ganze Corporationen Unbemittelter ſich Schattenplätze auf der Terrafirma miethéten, und noch heut zu Tage eilt jeder, der nur die Miethe eines Gartenhauſes erſchwingen kann, beim Eintritt der heißen Jahreszeit über die Lagunen hinüber. Seitdem ſind hier und da kleine Anlagen von Gärtchen entſtanden. Am wohlthätigſten iſt aber für Venedig die Gründung der ſogenannten giardini publici in der neueſten Zeit geworden. Ein großer Raum, den man theils durch verſchüttete Canäle geſchaffen, theils dem Meere abgeſtritten hat, iſt mit vielfachen Alleen von weißen und rothblühenden Acacienbäumen bepflanzt, deren balſamiſcher Duft weit in's Meer und die Stadt hinein ſich verbreitet. Friſche Buchenhecken wechſeln mit gut unterhaltenen Raſenplätzen, die mit ihrem dichten Grün dem Auge wohlthun. Man ſieht daher, hauptſächlich an Sonn- und Feiertagen, die lange Riva de Schiavoni (Straße der Sclavonier) längs dem Meere hinab, eine dichtgedrängte Menge nach den Gärten zu ſtrömen. Phyſiognomien und Trachten könnte ein Maler nirgends beſſer ſtudiren. Frauen aus allen Ständen im neueſten Pariſer bon genre, im Londoner Ungeſchmack, im italiäniſchen buon gusto der Mittelklaſſen, ſo bunt als möglich, bis zum einfachen Zendale (langer Schleier), der den ſchlan-

ken Venetianerinnen so wohl steht — gleiten wie in einer Laterna magica vor dem Beschauer vorüber. Hier bemerkt er die graziöse Flüchtigkeit der Französin, dort fesselt ihn der dunkelglühende, leidenschaftliche Blick der Italiänerin. Hier belächelt er die maschinengleiche, leblose Gravität der reichgekleideten Türken, die vor den Kaffehäusern, auf Polstern mit verschränkten Füßen ruhend, die langen Pfeifenröhre weit von sich strecken und mit geistlosem Phlegma in die Menge hineinstarren, während der meistens hochschlanke Grieche in fantastisch-geschmackvoller Nationaltracht, mit einnehmendem Betragen und reizenden Gesichtzügen, sich in geschäftiger Lebendigkeit umtreibt und bald da, bald dort aus dem Menschenstrome auftaucht. So sehr mich dieß Schauspiel an andern Tagen in stundenlanger Betrachtung ergötzte, so graute mir doch heut, ganz von Kräften erschöpft, vor dem langen, staubigen Weg auf heißem Pflaster nach dem Giardino publico, und ich suchte, der Ruhe und Kühlung höchst bedürftig, in der nächsten Richtung den Canal grande zu erreichen, um von dort in einer Gondel in's Meer hinaus und nach den Gärten hinab mich rudern zu lassen. Ich pflegte nämlich während meines ziemlich kurzen Aufenthalts in Venedig täglich von früh bis Abend herumzuwandern, um keine

ſeiner zahlreichen Merkwürdigkeiten unbeſehen zu laſſen. Tags vorher hatte ich die Sonne vom San Marcothurme aus untergehn ſehn, heute früh von deſſen Spitze ihre erſten Strahlen bewillkommt, die am roſigen Himmel über Land und Meer aufglühten, Nachmittags ihn nochmals beſtiegen, um eine Flotille zu erſpähen, die von Triest aus aviſirt worden. Dann war ich auf das Dach des gegenüberſtehenden Pallaſtes geklettert, um das berühmte Uhrwerk der due Mori in Augenſchein zu nehmen, hatte die Gàlleria Manfrini, das Haus der Bianca Capello betrachtet, ſodann vier oder fünf Kirchen beſucht und wankte nun, unſichern Trittes und faſt verſchmachtend, aus der Kirche San Giovanni e Paolo, wo Paul Veronese's und Tizian's Meiſterwerke, ſo wie die prächtigen Basreliefs in weiſſem Marmor des Tagliapietra und Bonazzo's, vorzüglich aber eines Deutſchen Maria Morlait mich auf Augenblicke Müdigkeit und Schlafluſt vergeſſen lieſſen. Es ſey mir noch erlaubt, hier einer grauſenhaften Merkwürdigkeit in dieſer Kirche zu erwähnen, die auf mich einen unbeſchreiblich tiefen Eindruck machte. Ich meine das Epitaph, welches dem Feldherrn der Republik, Antonio Bragaderi, von ſeinen Söhnen errichtet ward. Er gerieth in türkiſche Gefangenſchaft. Von venetianiſcher Seite

ward er gegen Auslieferung vornehmer Osmanen zurückbegehrt, weil man den trefflichen Kopf an der Spitze der Armee höchst nöthig bedurfte. Die Türken versprachen Gewährung, sandten aber — mit abscheulichem Scherz — nur seine Haut, die sie dem Greise lebend abgezogen! Sie ward den Söhnen übergeben, die sie in einer schwarzen Urne über dem Grabmale aufstellten und dem unglücklichen Vater glühende Rache schworen. Beyde fanden ihren Tod in Schlachten, nachdem sie eigenhändig eine ungeheuere Anzahl Türken gefällt! — Schon früher hatte ich beym Durchblättern meiner alten venetianischen Chronik die Geschichte erwähnt gefunden und beschloß nun, sie recht ausführlich, wie sie dort erzählt wurde, nachzulesen. Ueberhaupt rathe ich jedem, der fähig und geneigt ist, den eigenthümlich romantischen, oft schauerlichen Charakter Venedigs in sich aufzunehmen, nicht des neuen, nüchternen, klugen Wegweisers (Il forastiere istruito), sondern der alten Chroniken sich zu bedienen. Man erfährt aus ihnen eine Menge Particularitäten, die der albern aufgeklärte Forastiere verschweigt, und weil Plätze, Palläste und Canäle häufig noch die malten Namen führen, so glaubt man sich in die wunderbare Zeit versetzt, wo das kleine Venedig der reichste Staat der Christenheit war, und um Can-

dia, Morea und Cypern mit den Türken blutige Kriege führte. — Ich hatte den Canal erreicht und meinem alten Gondelier, der eben abstoßen wollte, zugewinkt, mich zu erwarten. Er benachrichtigte mich, daß schon eine Person in der Gondel Platz genommen. Zu ermüdet, um deßhalb Bedenklichkeiten zu haben, kroch ich nach ächt venetianischer Sitte, das heißt, rückwärts, in das schwarze Gehäuse. Dort ließ ich mich auf das schwellende Polster nieder und wollte meine Höflichkeitdemonstration gegen den unbekannten Nachbar beginnen. Der ließ aber Gruß und Anrede gänzlich unbeachtet — er war nämlich in tiefen Schlaf versunken, oder stellte sich wenigstens so. Ich faßte ihn in's Auge. Ein schöner, schlanker Mann von höchstens dreißig Jahren; nach Tracht und Gesichtsbildung ein Grieche, deren es bekanntlich sehr viele in Venedig giebt. Sein kurzes Jäckchen von veilchenblauem Sammet, das, gleich dem Gurt, reich mit Gold und Perlen verziert war, die prächtig funkelnde Diamantnadel, die das blendendweiße, feine, in tausend Fältchen sorgsam gelegte Battisthemde unter dem olivenbraunen Halse zusammenhielt, bezeichneten einen Wohlhabenden. Aber weit mehr als sein Anzug, bewieß mir, daß er kein gewöhnlicher Mensch seyn könne, die äußerst reizende Form seiner

Gesichtzüge. Es war nicht jener griesgramige Verdruß, den armenisch-griechische Wechsler und Kaufleute so häufig zwischen den Augenbraunen tragen, nicht die falsche Freundlichkeit der Spione und Gelegenheitmacher. Um den feinen Mund spielte heiterer Scherz, auf den schöngeformten Augen, von hochgeschwungenen schwarzen Bogen überschattet, ruhte — selbst jetzt, wo sie geschlossen waren — ein besonders rührender Ausdruck von zärtlicher Schwermuth — kurz, ich konnte mich nicht entsinnen, je einen so schönen Mann gesehn zu haben.

Einige Augenblicke setzte ich meine physiognomischen Beobachtungen fort, dann zog ich meine Chronik aus der Tasche und schlug Bragaderis Geschichte auf. „So haben wir — setzt der Chronist in seiner kräftig einfältigen Sprache, am Schlusse der Begebenheit hinzu — so haben wir auch in unseren Tagen (1612) ein grausamliches Exempel von dem blutigen Haß derer ungläubigen türkischen Hunde gegen die Christen, und in specie gegen die Vasallen der erlauchten Republique Venedig erleben müssen. Es ist nämlich ein wohlanschnlicher Jüngling, so der Sohn eines illustren Hauses gewest, in der Abenddämmerung auf dem Meere oftmalen hin und her gefahren, um der anmuthigen Kühlung zu genießen. Weilen aber der Türke solches durch

ſeine Kundſchafter und Spione — dazu ſich — Gott ſey's geklagt — auch Chriſten gebrauchen laſſen — erfahren, hat deren einer, in der Tracht eines griechiſchen Sclavenhändlers, dem Gondolier gar anſehnliche Verſprechungen gethan, ſo er ihm den obbemeldeten Jüngling zuführen wolle, auch ihm einen mit Dublonen wohlgefüllten Beutel vorgehalten. Anfangs hat ſich der Gondolier ob ſolchem Anſinnen billigermaßen entſetzt, nach mehreren Tagen aber hat der leidige Golddurſt — zweifelsohne durch Satanae hölliſche Verblendungskünſte erhöht — dergeſtalt in ſeiner Seele Platz gewonnen, daß er aufs neue mit dem Sclavenhändler Abrede genommen, den unſchuldigen Jüngling auf das Schändlichſte verrathen und in ſeiner eigenen Gondola auf das hohe Meer hinausgeführt. Allda ſind einige türkiſche Schaluppen blitzſchnell auf ihn zugerudert, und nach einem kurzen, fingirten Kampfe haben ſich die Ungläubigen des Jünglings bemächtigt. Derſelbe iſt ſodann, wie man ſpäter ganz probablement erfahren, miſerabel verſtümmelt und als ein Sclave in des Großherrn Seraglio abgeliefert worden. Als man aber den verruchten Gondolierer zur wohlverdienten Strafe ziehen wollen, hat man denſelben auf dem Fußboden ſeines Schiffleins gar lang ausgeſtrecket erwürgt gefunden, und iſt ihm die

Zung, ſchwarz angelaufen, zum Halſe heraus⸗ hangen, welcher ſcheußliche Anblick jederman über⸗ zeuget, daß der Böſe ſein liſtig acquirirtes Opfer ihm ſelbſt abgeholet; daher Gott jede chriſtliche Seel für dergleichen entſetzlichen Nachſtellungen gnädig⸗ lich bewahren wolle!“

Ich fühlte mich wunderbar bewegt von dieſer Erzählung und die abentheuerlichſten Vorſtellungen gewannen in meiner Seele Raum. Allein das ſanf⸗ te Hingleiten der Gondel, der laue Seewind, der leishauchend unter der Sonnengluth eines tiefblauen Himmels hin und her flog, machte, verbunden mit den frühern Ermüdungen, meinen Betrachtungen ein baldiges Ende und ich ſank in einen feſten Schlaf. Wer in dieſer Zeit neben uns vorbei ge⸗ fahren, wird wohl über die beyden Männer gelächelt haben, die eine und dieſelbe Gondel beſteigen, um darin neben einander einzuſchlafen. Vielleicht ha⸗ ben uns Andere für ein Paar Gaſtronomen gehal⸗ ten, die, nachdem ſie beym Mittageſſen dem Alma- nac des gourmands alle mögliche Ehre gemacht, nun ihren Rauſch zwiſchen Himmel und Erde aus⸗ ſchlafen wollten. Dem ſey, wie ihm wolle, genug ich erwachte nach einiger Zeit, weil mir die bedeu⸗ tend kühler gewordene Luft den Schlaf von den Au⸗ gen ſcheuchte. Ein ſchwerer Traum hatte mich

beunruhigt und ich war daher froh, als ich mich überzeugte, nur geträumt zu haben. Ich ſchob ein Fenſterchen auf und ſah mit Verwunderung, daß die Sonne bereits untergegangen — ich mußte alſo wohl ein Paar Stunden geſchlafen haben! Venedig, das ich auf der kurzen Fahrt nach dem Giardino publico nicht einen Augenbick aus den Augen verlieren konnte, lag mit ſeinen Inſeln San Nicola, degli Armeni und dem Porto franco ziemlich weit hinter uns, ja die Gondel ſchien mir die Richtung nach Trieſt oder den dalmatiſchen Küſten zu nehmen! Unbegreiflich! Mein Nachbar war verſchwunden, die Vorhänge feſt zugezogen, ebenſo die Thüren auſſerhalb! Immer räthſelhafter! Wohin ging die Fahrt, um dieſe Stunde, in dieſer Richtung? — Ein leiſes Geflüſter ſchien draußen umzugehen — jetzt — ja wahrlich, es war keine Täuſchung — deutlich vernahm ich das Klirren von Ketten, die man bemüht iſt, möglichſt leiſe von einem Ort zum andern zu ſchaffen. — Das Raſſeln ging über mir weg — die Ketten wurden alſo nach dem Vordertheil getragen, wo man ſie ganz leiſe an den Boden ließ. — In dem Augenblick ſah ich des Griechen levantiſches rothes Käppchen unweit von mir liegen, er war alſo nicht zum Baden, wie ich erſt glaubte, ausgeſetzt! — Jetzt auf's neue Kettens

gerassel, dann heimliches Gezische zwischen den Beiden. — Wie ein Blitz durchfuhr mich der Gedanke, daß diese Fesseln mir bestimmt, daß der Gondolierer ein erkaufter Schurke, der Grieche ein verkappter türkischer Sclavenhändler sey! Im selbigen Nu erinnerte ich mich, eine ganz ähnliche Begebenheit nicht nur in der Chronik gelesen, sondern auch während meines Schlafes geträumt, ja was noch mehr, vor einigen Tagen von einem Engländer erzählen gehört zu haben, der Zeuge war, wie in dem Golf von Constantinopel, mitten unter europäischen Schiffen, türkische Sclavenhändler zwei badende Christenjünglinge wegfingen! Beim Himmel, wenn dieß keine Warnungstimmen waren, so gab es keine!! — Jetzt galt es einen raschen Entschluß, ehe der gewöhnlich Abends aufspringende Seewind die Gondel auf's hohe Meer hinaus trieb. Kampf wäre Tollkühnheit gewesen, da ich nur ein Federmesser und ein leichtes Palmenstöckchen bei mir hatte, auch standen ihrer Zwei gegen Einen. Zum Glück war ich ein guter Schwimmer; um mir dieß, mein einziges Rettungsmittel zu erleichtern, zog ich schnell und leise Rock und Stiefeln ab, warf Halsbinde und Weste von mir und rannte, auf gewaltigen Widerstand rechnend, mit aller Kraft gegen die Vorhänge und die dahinter gewiß verschlossene Thür

an. Allein man hatte dieſe Vorſicht — vermuthlich, weil man des Fanges zu gewiß war — für unnöthig erachtet, und ſo fuhr ich mit der Hälfte des Leibes durch die morſchen Vorhänge, unſanft zu Boden ſtürzend. Schnell riß ich mich empor, ſprang auf das Verdeck und goß hier einen Strom von Verwünſchungen über den treuloſen Schiffer aus. — Anfangs hörte er — meine Expectoration wahrſcheinlich blos für eine Redeübung im Venetianiſchen Dialekt haltend — mir mit ſtiller Verwunderung zu; allein der Affect, mit dem ich ſprach, mein Aufzug und die wiederholte Verſicherung, daß ich, ein tüchtiger Schwimmer, keinesweges verzweifle, eine Barke zu erreichen und ihn ſodann, als einen niederträchtigen, verrätheriſchen Schurken, denunciren würde, — dieß alles zuſammen mochte ihn auf andere Gedanken bringen. Ohne ein Wort zu ſagen, ließ er das Ruder los, packte mich beim Fuß, ſo feſt, daß ich nicht von der Stelle konnte und rief dem Griechen zu: „Ser Dottore — ajuté mi — quello l'é pazzo!“ *) — Der ſchöne Mann ſprang auf und griff ſogleich kräftig zu. Ueber dem Lärm kam des Gondoliers Hund, der im Vordertheile gelegen hatte, mit lang hinter ihm raſſelnder Ket-

*) Helft mir, Doctor — dieſer iſt närriſch worden!

te auf mich los gefahren und packte mich am Knie. — Was Menſchen nicht gelungen war, gelang einem Thier! — Der Hund mit ſeiner klirrenden Kette war es, der mich zur Beſinnung brachte! — Jetzt ſah ich auch, daß der Gondolier an ſeinem Platze im Hintertheil des Schiffchens ſtand, und der Grieche mit abgeworfenem Oberkleide und aufgeſtreiften, vom Waſſer triefenden Armen vorn in der Spitze lag. Ich hielt nun mit Schmähungen ein und ſtellte den Gondolier zur Rede, der mir mit ſeiner gewohnten Höflichkeit verſicherte, es ſey ihm lieb, daß ich, ſein ſehr guter Kunde, nicht toll geworden, indeſſen hätte ich mich gänzlich ſo gebehrdet. Gleich beim Einſteigen habe er mir geſagt, es ſey ſchon eine Perſon in der Gondel, die eine Spazierfahrt machen wolle. Da ich aber nicht darauf geachtet, ſondern mit offenem Buche hineingetreten, ſo habe er vermuthet, ich habe in dem darin Sitzenden einen Compagno erkannt und die Richtung der Fahrt ſey mir gleichgültig. Dieſen griechiſchen Arzt nun müſſe er, ſeit einigen Tagen, immer um dieſelbe Abendſtunde auf eine gewiſſe Stelle im Meere fahren, wo er viertelſtundenlang in die Wellen ſtarre und dazu die Arme in's Waſſer hängen laſſe. Es könne daher unmöglich

ganz richtig in ſeinem Kopfe ſeyn; indeß zahle er reichlich und ſo geſchehe, was er verlange.

So tief ich mich meiner Albernheit ſchämte, und ſo froh ich war, daß die Dämmerung die brennende Röthe, die ich im Geſicht fühlte, verbarg, ſo war ich doch dem Gondelier eine Erklärung und Abitte ſchuldig. Ich leiſtete die letztere und gab die erſtere, indem ich alles auf einen böſen Traum ſchob — wobei ich ihm ein gewichtiges Goldſtück in die Hand drückte. Solchen Argumenten wird bekanntlich in Italien kein Widerſtand geleiſtet. Auch mein Gondolier fand nichts natürlicher, als ſolche Träume, und bedauerte mich nur wegen der Agitation, in der ich mich befunden. Nun ſah ich mich nach dem Griechen um, der gleich bei meinen erſten ſanften Worten von mir abgelaſſen. Er lag ſchon längſt wieder ruhig im Vordertheil, die Arme in's Waſſer herabhängend und mit ſtieren Blicken ihnen nachſehend. Einige erklärende Worte, die ich zu ihm ſprach, blieben unerwiedert. Ich ſetzte mich ihm gegenüber, das Ende ſeiner Träume abzuwarten. Mir war nämlich völlig ausgemacht, daß ich der Vernünftige, er der Narr ſey. Vor zehn Minuten mochte er, mit nicht geringerm Rechte, anders geurtheilt haben. Der Mond, der ſchon einige Zeit über dem Meere wie ein purpurrother Ball geſchwebt

hatte, ſtieg jetzt ſilberſtrahlend, ein mildes, ſanftleuchtendes Geſtirn, am blauen Firmament empor. Bei ſeinem hellen Schimmer glaubte ich Thränen in des Griechen Augen glänzen zu ſehen. „An's Land!“ rief er dem Gondelier zu, richtete ſich auf, trocknete ſeine Hände, brachte ſeine Kleidung in Ordnung, und ſagte dann, nach einem tiefen Seufzer, im reinſten Toscaniſch vor ſich hin — „'s iſt vergebens — ſie kömmt heute nicht!“

Wer? — fragte ich mit inniger Theilnahme an dem, in welchem ich kurz vorher den ſchändlichſten Auswurf der Menſchheit, einen Sclavenhändler, erkennen zu müſſen glaubte.

Wer? — entgegnete er verwundert — nun eben die, um derentwillen ich hier bin!

Ah! — alſo ein Liebchen? lächelte ich.

Nicht doch, nicht doch! — rief er heftig — ein himmliſch-zartes, ſchüchternes Weſen, das nur des Abends mir erſcheint, das ein Lichtſtrahl tödten würde!

Das muß ja ein unbeſchreiblich zartes Geſchöpf ſeyn! Aber ich habe doch niemand geſehen —

Geſehen! — lächelte der Grieche bitter — Wenn ſie mir, ihrem Vertrauten, im langen, ach! ſo freudloſen Jahr, nur wenige Tage erſcheint, ſoll

ſie deßhalb jedem ganz gewöhnlichen Menſchen nach ſeinem Belieben ſichtbar werden?

Der Ausfall war ſtark, aber durch meine dreiſte, obſchon gutgemeinte Frage herbeigeführt. Meine etwas gekränkte Eitelkeit, für einen ganz gewöhnlichen Menſchen gehalten worden zu ſeyn, kam vor der Neugier, ein ſo ätheriſches weibliches Weſen näher kennen zu lernen, nicht zur Sprache. Ich wagte daher die Frage, ob die Erwartete eine Venetianerin ſey?

Urſprünglich eine Weſtindierin — war die Antwort —, indeß jetzt hier nationaliſirt!

Sie hat folglich Verwandte hier?

Keineswegs.

Nun, doch Bekannte, Angehörige?

Angehörige? — nein — doch ja — wenn Sie ſo wollen — Vierzigtauſend!

Was ſagen Sie da, vierzigtauſend Angehörige? Wie in aller Welt iſt das möglich?

Ja, wenn ſie gleichgeformte Weſen, in demſelben und von demſelben Element lebend, Angehörige nennen, ſo hat ſie deren vielleicht eher mehr als weniger.

Ich merkte, daß ich es mit einem Geiſteskranken zu thun hatte. Nach dieſer Beſtimmung war ſeine Geliebte freilich mit der ganzen geſammten

Menschheit verwandt. Die Vierzigtausend, die er angab, bezogen sich vielleicht nur auf die Völkerschaft, der die Geliebte angehörte. — Stiller Wahnsinn ist eine der interessantesten, das Mitgefühl am gewaltigsten aufregenden Erscheinungen. Ich vermochte es nicht, mich von dem Griechen zu trennen, als wir jetzt an's Land stiegen. Um ihn nicht, ohne es zu wollen, durch meine Fragen zu verletzen, und dennoch voll Neugier, den Zusammenhang zu erfahren, auch in der Hoffnung, irgend etwas für ihn thun zu können, nahm ich seine Hand, drückte sie freundlich und bekannte ihm offenherzig, daß sein Wesen mich ungemein anziehe, und daß ich, könne er anders mir den unbescheidenen Wunsch verzeihen, die größte Sehnsucht empfände, seine Lebensgeschichte zu hören.

Meine Lebensgeschichte? fragte er mit unbeschreiblich liebreicher Stimme. Nun die ist hier jedermann bekannt, aber ich erzähle sie gern. Geben Sie mir Ihren Arm!

Auf's höchste gespannt, reichte ich ihm den Arm und erwartete nun ein höchst abentheuerliches Gemeng von Begebenheiten zu hören, häufig vom glühenden Colorit des Wahnsinns erhellt und durchblitzt. Statt dessen erzählte er mir sehr besonnen, er heiße Zaccár, sey aus Scios gebürtig, der Sohn

eines reichen Kaufmannes. Auch er ſey zur Handlung beſtimmt geweſen, allein ſchon früh habe er ſich ſehr von der Heilkunde angezogen gefühlt, weshalb der Vater endlich nachgegeben. — So ſey er Arzt geworden, und da er bald nachher ſeine Aeltern verloren, nach Venedig gezogen, wo ein Vatersbruder, ebenfalls an der Spitze eines großen Handelshauſes, bedeutende Geſchäfte mache. Allein er habe ſich der Anweſenheit ſo naher Verwandten nie zu erfreuen gehabt. Nicht allein, daß der Oheim mit tiefer Verachtung auf jeden herabblickte, der nicht, wie er, Kaufmann war, ja er verfolgte auch den Neffen mit dem giftigſten Haſſe, weil dieſer nicht ſeinen Beruf gegen jenen verwechſeln wollte. Den jungen Arzt kümmerte das wenig; voll Hoffnung, ſich eine ausgedehnte Praxis zu erwerben, durch eigenes beträchtliches Vermögen vor Abhängigkeit geſichert, bedurfte er des fühlloſen Oheims nicht und kam bald außer allem Verkehr mit ihm. „Eines Abends — fuhr er mit erhöheter Wärme fort — ward ich in die Wohnung eines Fremden gerufen. Dort fand ich einen Mann, der mich mit Thränen beſchwor, einer angebeteten Tochter das Leben zu erhalten und ſie von unerträglichen Schmerzen zu befreien. Man führte mich zu der Leidenden — Himmel, welch unbeſchreiblich reizendes Ge-

ſchöpf erblickte ich da! Ein Mädchen — nein, ich will mich nicht mit mattherzig erbärmlicher Beſchreibung ihres überirdiſchen Reizes verſündigen! Genug, die Kranke litt an den Folgen eines Pflanzengiftes, das ſie in einer Speiſe, durch Unkenntniß deſſen, der ſie bereitete, genoſſen hatte. Noch war Hülfe möglich: es gelang mir, ſie zu retten. Allein das heftige Gift hatte ihre unbeſchreiblich zarte Conſtitution ſo ſehr angegriffen, daß ſie einige Monate zu ihrer völligen Wiederherſtellung bedurfte. Ich ſah ſie täglich, ſie bat mich bald, um ſie vor ähnlichen Vergiftungen ſicher zu ſtellen und weil ſie für die Pflanzenwelt eine unbeſchreibliche Zärtlichkeit hegte, ihr in der Botanik — — haben Sie einen Begriff von der Botanik? — rief er mit ungeduldiger Heftigkeit, als ärgere ihn eine verneinende Antwort im voraus —

O ja — erwiederte ich ſchnell — ich trieb ſie mit vieler —

Schon gut, ſchon gut, unterbrach er mich freundlicher — Sie wiſſen alſo, daß man dieſe erſte aller Wiſſenſchaften nicht ſtudiren kann, ohne ihr mit ganzer Seele ergeben zu werden. Auf jedem Schritt begegnen uns die erhabenſten Wunder, vor denen wir geblendet in den Staub ſtürzen müſſen. Pracht über der Erde, unter der Erde, in Waſſer und

Luſt, davor der erſte Kaiſerſchmuck irdiſcher Thronen armſeliger Bettelprunk iſt. Die heimlichſten Heimlichkeiten der Liebe und Luſt erſchließen ſich uns, wir ſind Zeugen des ſehnſüchtigſten Verlangens, Zeugen der genußreichſten, glühendſten Vereinigung, hier mit dem blendendſten Farbenglanz, dort mit dem ſüßeſten Arom geſchmückt. Wünſche, denen die ſtammelnde Zunge Worte verſagt, ſprechen ſich hier in der allmächtigen Sprache der Natur aus vor den Augen der beobachtenden Liebenden, und ſie blicken ſich ſchweigend an und verſtehn ihre Sehnſucht! — Genug, in dieſer Zeit ſenkte ſich der Olymp auf die Erde, und ich ward Luna's Endymion, Cypriens Adonis. Meine Feinde wütheten, als ſie erfuhren, daß ich, voll Sehnſucht mein Glück zu gründen, dem holden Geſtirn, das meinen dunkeln Weg mit Mondesmilde erleuchtete, zum Opfer auf meinem Altar Rauchwerk verbrannte. — Ich floh, man ſtellte mir nach. Wir flohen beide! Glückliche Monate, himmliſche Abende, wo wir auf dem Meer, das von der rothen Scheidesonne glühte, das Zeichen unſeres Bundes fanden. Wir heiligten es, als ein Denkmal für alle Zeiten. Aber auch dort erreichte uns der Haß unſrer Feinde! Sie rüſteten eine Flotte gegen uns Beide!

Wie? — unterbrach ich den ſich immer mehr verirrenden und erhitzenden Sprecher — eine Flotte gegen ſie Beide?

Ja, ja! — verſetzte er ſehr lebhaft. O, ſie wußten wohl, mit wem ſie es zu thun hatten und daß ich nie nachgeben würde. Wir geriethen an einander. Fürchterlicher Tag, nie vergeß' ich dein! Die Winde ſauſ'ten ſo hohl in den ſtraffen Segeln, dunkel waren Himmel und Meer, die Wellen gingen hoch und ſchwarz! Wild ſchwankte mein Schiff! Da blitzt, da knallt es, feurige Bälle fliegen hin und her, Segel lodern von praſſelnden Flammen ergriffen, Maſten brechen; Geſchrei der Verwundeten, Röcheln der Sterbenden, Donner des Geſchützes um mich her. Die Geliebte ficht heldenmüthig an meiner Seite. Da wirft mir der tückiſche Oheim einen glührothen Ball entgegen, im Nu ziſcht's, leuchtet's, kracht's, die Wellen weichen unter mir, das Firmament berſtet; feſt umſchlungen werden wir hoch in die Lüfte hinausgeſchleudert — endlich landen wir im Monde. O, ich weiß recht gut, es war ſchön kühl dort oben, alles von Silberlicht umfloſſen, alles klar, der Boden tönend, klingend unter jedem Tritt! — — Ach — er hielt inne, ſchlug die Hand vor die Augen und ſchien ſich zu ſammeln. Nach einigen Augenblicken ſagte er

ſehr ſchmerzlich — nun — als ich wieder zurück kam — da war ich den Verwandten ein Aergerniß. Mit Rauch wollten ſie mich nähren, weil ich auch mit Rauch genährt hätte. Sie ſtießen mich aus ihren Häuſern — und ganz leiſe ſetzte er es hinzu — ich habe doch manchen Tag keinen Biſſen Brod!

Wie ein Pfeil ſchoß er mit dieſen Worten von mir durch ein ſchmales, dunkles Gäßchen und ließ mich, auf das ſchmerzlichſte gerührt, ſtehn. Seine letzten Worte hatten mir das Herz zerriſſen, ich fluchte den unnatürlichen Verwandten, die den liebenswürdigſten Unglücklichen darben laſſen konnten, während ſie im Ueberfluſſe ſchwelgten. Mein Rufen hörte er nicht, ihm nacheilen war vergebens, auch kannte ich die Stelle nicht, wo ich mich befand. Mit Mühe orientirte ich mich und langte ziemlich ſpät in Quadri's Kaffeehauſe auf dem Marcusplatze an. Ich war ſo voll von meiner Begebenheit, daß ich ſie erzählte und tüchtig auf die Verwandten loszog.

Ein Narr iſt der Kerl — rief zornig aus einer Ecke vor ein alter, ſchwarzbärtiger Grieche — und ein Narr hat Sie, mein Herr, zum Narren gehabt! — Damit ſprang er auf und ſchritt aus dem Zimmer.

Der alte, reiche Zaccár — antwortete man auf meine Fragen. Genug für mich, ihm nachzueilen, er ſollte mir Rede ſtehen, ſeinen unnatürlichen Groll aufgeben, aber mein Vorſatz blieb unerfüllt; vergebens arbeitete ich mich durch die Menge, die aus den eben geendeten Theatern heranſtrömte — der alte Zaccár war nicht wieder zu finden. Mißmuthig ſchlich ich nach Haus. — Ihn in ſeinem Comptoir aufſuchen, war mir eine leichte Sache. Eben ſo leicht aber war es, ihn zu erzürnen und welchen Nutzen brachte das dem Neffen? Die Sache mußte anders angefangen werden. In den nächſtfolgenden Tagen hielten mich Geſchäfte ab. Am dritten Tage hatte ich mich nach dem Theater San Chriſoſtomo auf den Weg gemacht, in deſſen Nähe Zaccárs Comptoir ſeyn ſollte. Viele Menſchen gingen nach dem Eingange des Theaters; eben wollte ich einen nach der Nummer des Hauſes fragen, als ich mir gegenüber, ungefähr zwanzig Schritt weit, meinen Unglücklichen erblickte, der mich zu ſich heran winkte.

Ich habe ſie gefunden! rufte Zaccár, als ich ihn umarmte.

Wie? Die Geliebte?

Ja wohl — entgegnete er — und habe ſie bei mir!

O dann geſchwind mit Ihnen in Ihre Wohnung, und dann wir Drey zu Ihrem Oheim, den ich vorgeſtern bei Quadri ſprach. Er wird nicht unverſöhnlich ſeyn!

Zu meinem Oheim? — In meine Wohnung? fragte Zaccár langſam: Hier, hier — er ſchlug auf ſeine Bruſt — hier habe ich ſie!

Ich glaub' es wohl. Allerdings gehört die Geliebte in die Bruſt.

Nicht doch — begann er ungeduldig — hier in meiner Taſche iſt ſie!

In Ihrer Taſche? —

Ja doch! Geſtern Abends — in den Lagunen —

Fanden Sie —

Im tiefſten Schlamme —

Ihre Geliebte? —

So iſt's!

Ich ſtand mit offnem Munde vor dem Manne, den ich zwar für wahnſinnig, aber nicht für ſo complet toll gehalten. Indeſſen hatte er ſeine Buſentaſche aufgeriſſen und ein Blättchen Papier hervorgezogen, das er behutſam aufbog und mir hinhielt. Hier — ſagte er mit leuchtenden Augen — das iſt Wallisneria!

Ich blickte hin und ſah — ein zuſammenge-

trocknetes Pflänzchen mit kaum erkennbaren kleinen Blüthen *).

Sie können nun ſagen — hob er ſelbſtgefällig an — daß Sie ſie geſehen! — Raſch drehte er ſich um, und war verſchwunden, ehe ich mich von meinem Erſtaunen erholt hatte. Da trat ein feiner Mann auf mich zu. — Ihrem Geſicht nach ſind Sie ein Deutſcher? — Ich bejahte das. — Ihrer Unterhaltung mit jenem Wahnſinnigen zu Folge ein Fremder? — Auch das mußte ich zugeben, und bat den Mann, mir das Räthſel zu löſen. — Das kann ich mit wenigen Worten, erwiederte jener: es war auch gleich meine Abſicht, als ich Sie von

---

*) Vallisneria spiralis (Linn.), eine in den Lagunen vorkommende, durch ihre ſcheinbare Willkühr merkwürdige Pflanze. Sie wächſt unter dem Waſſer, wird aber zur Blüthenzeit von einem langen, ſpiralförmig gewundnen Stengel über die Oberfläche heraufgetrieben, blüht dort gegen Abend und zieht ſich kurz nach dieſem Akt wieder in ihre Verborgenheit zurück. Den Namen hat ſie von Anton Vallisneri, Prof. M. d. Patav. und Kaiſer Karls VI. Leibarzt, erhalten. In Petit-Radets: De amoribus Pancharitis et Zoroae, mit franzöſiſcher Ueberſetzung unter dem Titel: Le Mariage des Plantes, S. 16, findet man die ſehr merkwürdige, obgleich ſchlüpfrige, Beſchreibung dieſes Gewächſes. Der Verfaſſer dankt ſowohl die nähere Beſchreibung des Pflänzchens, als die Mittheilung des ziemlich ſelten gewordenen Gedichts, dem eben ſo gefälligen, als gelehrten Profeſſor Dr. Reichenbach.

fern ſchon für einen Landsmann erkannte und mit dem Verrückten im Geſpräch ſah, dem hier kein Menſch mehr Rede ſteht. Ich war ſelbſt einige Jahre Buchhalter im Zaccár'ſchen Hauſe und kann Ihnen für die Wahrheit bürgen. Wir haben noch einige Minuten Zeit, ehe das Theater angeht! — Der Landsmann hob folgendermaßen an:

Allerdings iſt der Arzt Zaccár ein Neffe jenes reichen Banquiers gleichen Namens. Auch das iſt wahr, daß ſowohl ſeine Aeltern, als ſeine Anverwandten, ihn ungern dieſen Beruf wählen ſahen. Indeſſen hat ihm, als er die Praxis angetreten, keiner Hinderniſſe in den Weg gelegt. Er machte Bekanntſchaft mit der Tochter des ſpaniſchen Capercapitains Vallisneri, der hier wegen Verſilberung einer Priſe Geſchäfte hatte. Ob die Heilung des ſehr ſchönen Mädchens, die er Jedem erzählt, gegründet iſt, weiß niemand. Der Oheim erfuhr, daß Zaccár ſein Vermögen in Scios mobil mache und in Papiere umſetze. Zugleich beſtätigte ſich ſeine Liebſchaft. Es lag am Tage, daß er damit umging, ein beträchtliches Vermögen ſeiner Familie zu entziehen und dieſem Mädchen zuzuwenden. Mündig, wie er es war, einziger Erbe ſeines Vaters, ließ ſich juriſtiſch nichts dagegen einwenden. Allein dem Kaufmann, dem Oheim, iſt

es vielleicht zu verzeihen, wenn er Verſuche machte, den Neffen auf andere Gedanken zu bringen. Da er auf wiederholte freundliche Einladungen nicht erſchien, ſo kam der Alte auf den Gedanken, da einmal Alles auf dem Spiele ſtehe, den Jüngling durch ein Paar ſeiner Landsleute mit Gewalt aufheben und in ſein Haus bringen zu laſſen. Hier ſtellte er ihm ſeine Wünſche auf eine freundliche Art vor, machte ihm das, nach ſeiner Anſicht, Unbillige begreiflich, das in einer ſolchen Entziehung eines Vermögens läge, worauf die Familie nähere Rechte habe, als eine Fremde. Zugleich ſtellte er ihm Zoe, eine junge Anverwandte und ein ſehr reizendes Geſchöpf, vor, die er ihm bei den Aeltern zur Gattin auswirken wolle. Zaccár dagegen wüthete, wollte von keiner Beſchränkung ſeines Willens hören und überſchüttete den Oheim mit Vorwürfen. Sie mögen wohl hart an einander gekommen ſeyn, denn Zaccár beſtätigte nach einigen Tagen vor dem Tribunale eine Schenkung ſeines Vermögens an die junge Vallisneri und ging kurz darauf mit der Geliebten auf des Vaters Schiff unter Segel, um ſich in Spanien niederzulaſſen. Auf dieſer Fahrt wurden ſie unfern Neapel von einem Tuneſer angegriffen, das Unglück wollte, daß eine glühende Kugel in die Pulverkammer

fiel, das Schiff flog auf, und von der ganzen Mannſchaft ward niemand als Zaccár gerettet, den Fiſcher als einen Halbtodten auffingen. Soviel berichteten öffentliche Blätter. Er hat lange in Neapel krank gelegen. Als er nach Jahresfriſt hier wieder ankam, bemerkte man ſogleich eine gänzliche Zerrüttung ſeines Geiſtes, die ebenſowohl vom Schreck und dem Verluſt der Geliebten, als einer ſchweren Kopfverletzung, von der er die Narbe trägt, herrühren kann. Natürlich ging auch jenes Schenkungs-Document in Flammen und Rauch auf, und es iſt wohl möglich, daß ihm der Oheim, als er ihn wiedergeſehen, einige harte Worte darüber geſagt haben kann. Indeß iſt das Vorgeben, daß er oft Hunger leiden müſſe, völlig ungegründet, und eine jener kleinen Bosheiten, die man auch bei dem gutmüthigſten Wahnſinnigen nie ganz vermißt. Er hat des Oheims Unterſtützung ausgeſchlagen, und bedarf ſie auch nicht, da er, wie Ihnen ſein Anzug beweiſen kann, Gegenſtände von Werth gerettet hat. Jetzt lebt er in einer kleinen Wohnung mit einem alten Seemann, der für ihn ſorgt, ſehr einfach. Sein Betragen iſt durchaus unſchädlich. Außer der Eigenthümlichkeit, gern Mitleid zu erregen, weßwegen er bei der geringſten Aufforderung eine abenteuerliche Geſchichte, bald ſo, bald anders aufge-

ſtutzt, erzählt, hat man bemerkt, daß vorzüglich um den Jahrstag ſeines Unglücks die Geiſtesverwirrung am ärgſten iſt. Er läßt ſich dann gegen Abend in's Meer oder in die Lagunen hinausfahren, und fiſcht dort nach einer Waſſerpflanze, die den Familiennamen ſeiner Geliebten trägt, und von der er erzählt, daß er ſie entdeckt und nach ſeinem Mädchen zum Andenken ihrer Liebe und ihres Unglücks benannt habe. Doch hören Sie — die Ouverture beginnt, gehen Sie mit in's Theater?

Ich entſchuldigte mich, dankte dem Landsmann für ſeine Erklärung und wandelte noch ein wenig durch die Stadt. Zum alten Zaccár, das begriff ich wohl, brauchte ich nun nicht mehr zu gehen, dennoch ſchien mir der Unglückliche des höchſten Mitleids und einer theilnehmenden Seele ſehr bedürftig. Ich habe ihn nicht wieder geſehen, da ich bald darauf Venedig verließ. Vielleicht muß der Arme noch manches Jahr umherſchiffen und im Scheidelicht der ſinkenden Sonne, mit ſtillem thränenumdunkelten Blick, die Gedächtnißblume ſeiner Valliſneria ſuchen, bis er einſt, geiſtig und körperlich entfeſſelt, der Geliebten gegenüber ſteht! —

Otello.

Donna Gaëtana Morani
an
Donna Olympia Seſſa.

Ich bin verloren, Olympia! Mein Herz gebrochen, meine Sinne betäubt, alle Blumen aus dem Kranze meines Lebens geriſſen — nichts mir übrig als das Gerippe dieſes Kranzes — die ſtechenden Dornen des Schmerzes! O laß, laß mich die thränenwerthe Begebenheit langſam, tropfenweis vor Dir ausgießen, und wenn Du ein Weib biſt, wenn Du ein Herz haſt, das je Liebe empfunden, wenn je Sehnſuchtsthränen Dir im Auge brannten, ſo lies, empfinde, weine und ermiß meinen Jammer! —

Du weißt, daß ſeitdem mich die Geſetze von dem Wüthrich trennten, an den mich der Stolz

meiner Verwandten kettete, mein einziges Ziel, mein ganzes Dichten und Trachten dahin ging — das Leben zu genießen. Die Rosen des Lenzes hatte jenes Ungeheuer gebrochen, that ich Unrecht, wenn ich der Früchte des Herbstes zu genießen bedacht war? Des Herbstes, der ach! hier und da, im trübern Aug', wenn ich erwachte, in einem weißen Haar, wenn ich meine Flechten löste, in einem tiefern Grübchen, wenn ich lächelte, mich an das Loos aller Sterblichen zu erinnern begann? Aber es bedurfte jener Wahrnehmungen nicht einmal, um mich zu vermögen, die Schaale des Genusses rascher an meine versiegenden Lippen zu bringen — nein — ich wollte mich am Schicksal rächen, das mich gezwungen eine Gestalt, ein Herz, die einen Gott beglückt hätten, einem Elenden Preiß zu geben. Wenig kümmerte mich, daß Neapel über mich sprach, daß hier eine abgelebte Buhlschwester, die die Farbe der Heiligkeit angezogen, dort ein Heuchler, den nicht die Lust, nur die Kraft zur Sünde verlassen, andächtig die Augen nieder, wohl gar ein Kreuz über ihre Schächergestalt schlugen, wenn ihr matter Blick auf die heißen Alabasterwellen meines sehnsüchtig wogenden Busens fiel! Genug — das Glück will in Augenblicken genossen seyn; ich suchte diese Momente festzuhalten.

Allein Du müßtest mich nicht kennen, wenn Du nicht voraus wissen solltest, dies Leben könne Deiner Gaëtana nicht behagen. Im Genuß suchte ich die Seele, in der Freude den süßen Schmerz, in der Liebe den Himmel, der dies Alles vereint. Ich wollte mich nicht berauschen, um, gemeinen Zechern gleich, mit Ekel und Selbstverachtung zu erwachen — nein, ich wollte im Genuß mir dessen bewußt werden, und die Gewißheit ihn wiederholen zu können, ohne Reue und Selbstqual vorausempfinden. Doch was zergliedre ich mühsam mein Inners — ich wollte lieben und geliebt seyn. Hier hast Du die Lösung des Räthsels! Aber ach! So wie Sphinx diejenigen am Felsen zerschellte, die ihr Räthsel nicht lösten, so mußte auch ich die Gestalten zertrümmern, die meine Einbildungskraft den Männern überwarf, die sich mir näherten! O wie arm, wie bettelhaft arm an Empfindung ist doch das Herz, das die meisten dieser Herrn der Schöpfung in ihrem flachen Busen tragen — wie matt der Strahl, den die Sonne des Gefühls in ihre herbstlichkalten Gemüther hineinzuzwängen vermag! Wie sind alle edlern Keime verschrumpft, vor der fett wuchernden Giftpflanze des Egoism! Ich Thörin glaubte geliebt zu werden, zu beglücken, mit meiner Sehn-

ſucht ein gleichgeſtimmtes Herz zu erfüllen, zu reicher Erwiedrung zu befruchten, während ich bloß das Opfer war, das jene Molochsgeſtalten in ihren von flüchtiger Glut erhitzten Armen der Eitelkeit verbrannten, um bald darauf wieder in bleyerner Kälte zu erſtarren! Es bedurfte nur ein paar ſolcher Erfahrungen, um mich auf immer mit ihnen, aber freylich auch mit mir ſelbſt zu entzweyen. In dieſer Epoche von Männerhaß, Melancholie und Sehnſucht — der gefährlichſten für ein weibliches Herz — gebot ich eines Nachmittags mich in die Kirche Sta Maria della Nuova zu fahren, wo um dieſe Zeit gewöhnlich gute Muſic aufgeführt wird. Du biſt ſo wenig eine Heuchlerin als ich und wirſt mich daher verſtehn, wenn ich Dir ſage, daß meine Sehnſucht nach Liebe ſich mit der Andacht verſchwiſterte und ich in einem heißen Gebete um Löſung des innern Kampfes Lindrung — ja eine Art von Gewährung finden konnte. Nur wenig Menſchen waren gegenwärtig, die hohen ſpitzen Bogenpfeiler hauchten Kühlung über meine heiße Stirn. Libera's und Bellino's herrliche Bilder blickten mitleidig auf mich nieder. Milde Sonnenlichter glitten durch die bunten Fenſter und ſpielten in magiſcher Dämmerung auf dem Marmorpflaſter. O, es kamen Vollendungsſchauer über mich und

im Tempel der höchſten Liebe ſchien mein Gebet um einen Strahl aus dieſem Lichte mir keine Läſterung zu ſeyn. Da, wie mit mächtigem, ernſtem Geiſterſchritt quoll ein tiefer Baston vom hohen Orgelchore herab, der ſich bald zum rührenden Accord einer Molltonart verdreyfachte. Ich warf meinen Schleyer übers Geſicht und ſetzte mich, um ruhig der Muſic als Kennerin — Du weißt, ich darf mich ſo nennen, — zuzuhören. Aber kaum die erſten ſechs oder acht Tacte des Miſerere's waren vorüber; ſo zog es mich mit Gewalt wieder auf die Knie. Enger und enger ſchmiegte ich mich in mich ſelbſt zuſammen, hoffend, der Zauber werde verhallen, ſich zu gewöhnlicherer Tonſprache herablaſſen und mir Zeit zur Faſſung geben. Umſonſt; immer gewaltiger ſtiegen die harmoniſchen Wellen, immer ſeelenvollere, nie gehörte Melodien entwickelten ſich, traten in den überraſchendſten Wendungen zuſammen. Wahrlich, das Entzücken ſtieg bis zum Schmerz, ich lag wie niedergeſchmettert, heiße Ströme ſtürzten aus meinen Augen — da wich der Hymnus in's lichthelle, zärtliche A dur, und ſchloß beruhigend, ja, ich möchte ſagen liebkoſend, ſchmeichelnd. Ich mußte unter meinen Thränen lächeln, als vergäb ich dem Künſtler die ſüße Qual. Sobald ich mich völlig erholt hatte, ſandte

ich meinen Bedienten mit dem Auftrag weg, ſich zu erkundigen, von wem die Muſic geweſen, und ſuchte mich durch einen Gang unter den kühlen Bogenhallen zu erholen. Die Antwort kam bald — „von einem Deutſchen, der ſich ſeit einiger Zeit hier aufhält —“ „Hm“ — dachte ich bey mir ſelbſt, — „ein Lebender und gar ein Deutſcher! Wieviel Jahrhunderte mag wohl die Sonne ſcheinen müſſen, eh' in der kalten Nacht der deutſchen Wälder der zarte Keim der Kunſt ſo herrliche Früchte trägt?“ — Ich mochte ſehr ſpöttiſch ausſehn, denn Francesco verſicherte — „wahrhaftig, Madonna, die Muſic war von einem Deutſchen. Aber niemand konnte im Orcheſter den Namen ausſprechen, und wer weiß, ob es am End' nicht gar ein Diebſtahl“ — Ich winkte dem Troyf zu ſchweigen, ſtieg in den Wagen und fuhr nach Haus. Du kennſt mein Caſino *) — gewiß das ſchönſte in ganz Neapel, aber glaubſt Du wohl, daß mich der reizende Blick über die Wellenfläche hin bis zum Veſuv, deſſen majeſtätiſche Rauchſäule ſchnurgrade zum blauen Himmel aufſtieg, heut gleichgültig ließ? Daß mich die Pracht und das Arom

*) Caſino nennt man in Italien ein Sommerhaus mit Garten, innerhalb oder außerhalb der Stadt.

von tauſend erſchloſſnen Blütenkelchen nicht angezogen? Tief bewegt und unruhig ging ich, immer noch jene Melodien hörend, auf und nieder, und wenn ich meine Empfindungen mir klar zu machen ſtrebte, ſo entwichen ſie meiner prüfenden Seele und verdichteten ſich zu einem Seufzer, der, ach ſo tief, ſo tief herauf geholt, nur auf kurze Augenblicke dem gepreßten Buſen Luft machte. War jener Tonkünſtler nur halb ſo intereſſant als ſeine Melodien, ſo konnte man ſich viel von ſeiner Bekanntſchaft verſprechen; allein wie ſelten teſſerirt ſich die ſchöne Seele, nur in einem gefälligen — ich ſage gar nicht reizenden Aeußern. Wie oft ſtatt tritt die zarte Pſyche in einem grob zuſammengeflochtenen Käfig! Während ich ſchwankte, ob ich den Komponiſten zu mir fordern ſollte oder nicht, ſchickte mein Bruder und ließ mich bitten den Abend bey ihm zuzubringen, weil er einige Perſonen bey ſich habe. Ich wußte, daß ich, wie ich es liebe, dort keine Frauen finden würde, die ſich ſo ſchnell einander gegenſeitig langweilen, und ſagte daher zu, mußte auch an's Ankleiden gehn, denn ich hatte nicht viel Zeit mehr übrig. In einigen Minuten war ich fertig und im raſchen Trabe brachten mich meine calabreſiſchen Schimmel zu Don Fernando. Der ſinnige Mann mochte mir etwas ſehr Ausge-

zeichnetes bereitet haben, denn ich ſah an ſeinem feinen Lächeln, daß er ſich darauf freue, mich zu überraſchen.— Ich habe unausſprechlich viel erfahren ſeit jenem Tage — Seeligkeit und marternde Qual — vergönne mir daher den traurig-frohen Rückblick auf ein Leben, das, gleich einem herrlichen, aber zertrümmerten Stradivari-Inſtrumente vor mir liegt. Als es noch unzerbrochen war, wohnte Leben und Wohllaut in ihm — jetzt ſind es werthloſe Scherben! — Die Geſellſchaft verſammelte ſich nach und nach. Die Sängerin Cerni vom Theater St. Carlo, unſer wackrer Profeſſor Naſti, ein franzöſiſcher Dichter, zuletzt noch ein Fremder — ein Muſiker, wie ich hörte, als mir ihn mein Bruder vorſtellte — Virtuos vom erſten Rang auf dem Violoncell. Der Mann zog meine Aufmerkſamkeit an ſich durch das auffallende Gepräge des Auslandes. Ein hoher, ſchlanker Wuchs, ein etwas rundes, wenig gefärbtes Geſicht, ſehr große himmelblaue Augen, die das ſeltſamſte Gemiſch von Schwermuth und Heiterkeit ausſprechen, ein angenehm geformter Mund, um den ebenfalls Schmerz und Luſt ſpielen, goldgelbes Haar, das in reichen Locken ſich um die hohe weiße Stirn krümmt. — Ich ſprach einige Wort mit ihm, er antwortete geiſtreich, bisweilen nicht ohne Ironie,

im reinſten, etwas geſuchten Toscaniſch. Als ich ihm meine Vorliebe für ſein Inſtrument zu erkennen gab, ſchienen Nebel, die über ſeiner Seele gelegen, ſich zu zerſtreun, eine Wärme ergriff ihn, die ſeine ruhigen Züge auf einmal mit einer Schönheit überglänzte, davor mein ganzes Herz erbebte. Ich erfuhr, daß er eine Waiſe, im Seminar einer ſüddeutſchen Stadt für Muſic erzogen, auf Koſten eines Hofes nach Italien geſandt worden ſey, um die hieſige Geſangweiſe zu ſtudieren. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie der Jüngling zum Manne reifte, wenn von ſeiner Kunſt die Rede war. Mitten im Geſpräch ward er unruhig, ſeine Augenbraunen zogen ſich zuſammen, ſichtlich quälte ihn etwas, und ich wollte eben nach der Urſache fragen, als er mit dem Ausruf — „verzeihn ſie, Marcheſin — ich kann es nicht ertragen — o, der Ungeſchickte —" auf den Menſchen losſprang, der den Kaſten, worin das Inſtrument lag, auf den Boden zu werfen drohte. Unwillig riß er es ihm aus der Hand, öffnete den Kaſten und mit der väterlichſten Zärtlichkeit hineinſtarrend, ſchien er ganz vergeſſen zu haben, daß noch andre Gegenſtände ſeiner Aufmerkſamkeit nicht unwerth wären. Ich blieb einige Augenblicke, ihn erwartend, ſtehn, — vergebens, er kam nicht zurück. „O, Du Hyperboräer" —

ſagte ich zu mir ſelbſt, — „der du, einer ſchönen Frau gegenüber, an dein Inſtrument denken kannſt!“ — Ich ward in ein ander Geſpräch verflochten, ſo daß ich nicht wieder in ſeine Nähe kam, und wenn ich manchmal aus der Ferne einen Blick herüberwarf, ſo ſah ich ihn, mit der unerträglichſten Gleichgültigkeit in dem ſchönen Geſicht, am Fenſter neben dem Franzoſen ſtehn. Ueber die ſonderbaren, kalten Deutſchen! — Endlich waren die zur Begleitung nöthigen Muſiker gekommen, die Sängerin trat an's Piano, der Deutſche brach ſein Geſpräch ab, ſchlug die vorgelegte Partitur auf und verwandte keinen Blick von derſelben. Es iſt quälend ein großes Talent, das uns als ſolches angekündigt ward, deſſen Leiſtungen wir mit Ungeduld erwarten, ſich erſt mit Handlangerdienſten bey einem geringern Subjecte abarbeiten zu ſehn. Die Sernt ſingt recht gut, aber ihn, ihn wollte ich hören, und grade er ſaß mit ſo ſchülermäßigem Gleichmuth da, die andern arbeiteten ſo herzhaft, daß mir die Geduld beynah ausging. Dazu hatte ſich der Franzos an meine Seite gefunden, der mir mit bewundernswürdiger Zungenfertigkeit eine ganze Flut verbindlicher Dinge herſchnatterte, die ziemlich auf alle junge Frauen der Welt paßten, und die er auch wohl ſchon diſſeits und jenſeits der Alpen uns

zähligemal abgehaspelt haben mochte. Ohne dem Nachbar zu antworten, schlug ich die Arme unter, that, als ob ich mit groſser Aufmerksamkeit der Music zuhörte, und erwartete geduldig den Schluß. Ueber der nachgemachten Abwesenheit versank ich in wirkliche und weiß daher nicht, wie lang noch gesungen, gegriffen und gepfiffen worden ist. Ein sonderbarer, scharfer und doch angenehmer Ton fuhe plötzlich wie ein Bliz durch die Nacht des Unmuths, die mich schon zu umdüstern begann. Ich blickte auf — die Scene hatte sich verändert. Das Piano war bey Seit gerückt, der Deutsche saß allein, sein Instrument in der Hand, die andern Musiker, gleich dienenden Geistern, standen hinter ihm. Welche Kühnheit, welche Gröſse, welche unwiderstehliche Liebenswürdigkeit sprach aus dieser Composition. Er mußte der Dichter jenes Miserere's seyn, das ich vor einigen Stunden gehört, oder ich habe nie auffassen und vergleichen gelernt! Er spielte ohne Noten, was mich entzückte, denn so hoffte ich seinen Augen zu begegnen, in ihnen die innre Thätigkeit sich abspiegeln zu sehn. Es glückte mir — aber er hatte den Blick eines Blinden — er schaute, aber er sah nicht, oder richtiger — er blickte wie ein Uebersichtiger über uns weg, wahrscheinlich in jene Welt hin

über. Sehr oft lauschte er mit sichtbarer Aufmerksamkeit seinem eignen Tone — offenbar spielte er nicht für, nur vor uns! Laß mich nicht Dir sein Spiel beschreiben, ich müßte dieselben Worte brauchen, die schon hundertmal dazu angewendet worden, und doch stand seine Leistung eben so hoch über dem bisher Geleisteten, als Empfindung über der Beschreibung. Die dummen Teufel, die ihn begleiteten, sahen sich mit ihren Werkeltagsgesichtern höchst einfältig verwundert an, wenn dieser Genius Schwierigkeiten der unglaublichsten Art mit bewußtloser Sicherheit hinwarf, die sie kaum auszusprechen, geschweige nachzumachen wagen. Er schien uns durch solche Gewaltstreiche erst zur stummen Bewundrung zwingen zu wollen — mit Sehnsucht erwartete ich sein Adagio. Es brach an — die Morgenröthe eines harmonischen Tages der Wonne und des Schmerzes! Weil aus seinem Gesicht durchaus nichts zu lesen, sein Blick durchaus nicht zu uns herab zu ziehn war, so hielt ich mir die Augen zu — und sah durchs Gehör! Wahrhaftig, Olympia, ich sah ihn bald edelstolz, bald tief betrübt, bald mild lächelnd im Blumenthal seiner Dichtung einherschreiten — ach, es war bald vorüber, denn er spielte, — eine ausgesuchte Grausamkeit — keinen erheiternden Schlußsatz, wie

es gewöhnlich iſt. Er hatte ſich ausgeſprochen, hatte ſeine Schätze geſpendet und überließ es dem werthen Publicum zu beurtheilen, ob er Goldſtücke oder Spielpfennige ausgeworfen. Don Fernando trat zu ihm, die Menge rauſchte hinterdrein und gackerte Lobpreiſungen, in denen ſie die eigne Kennerſchaft pries. Er machte drey höchſt ſteife Bücklinge, bloß mit Kopf und Schultern, die aber hier grade, als Antwort auf dieſe Anrede, voll der Grazie des feinſten Spottes waren. „Mein Bruder rief mich, auch ich ſollte urtheilen — das that ich nicht, ſondern ſagte ganz einfach mit dem Tone der entſchiedenſten Gewißheit: „Sie ſind der Componiſt des Miſerere's, das heut in Santa Maria della Nuova aufgeführt ward!“ —

„Ich bin es“ — antwortete er ſichtbar überraſcht — „aber woher ſchließen Sie“ —

„Es iſt ein und derſelbe Geiſt, der dort in düſtern Grabgewölben, hier in heitern Regionen wandelt!“ —

Sein Blick ward ernſt freundlich und indem er mir ehrerbietig die Hand küßte, ſagte er: „ich danke Ihnen, gnädige Frau. Ich bin ſeit einem Jahre in Italien, und habe an mehrern Orten öffentlich geſpielt, allein es iſt das erſte Urtheil, wel-

ches wahres Beachten der Eigenthümlichkeit eines Künstlers verräth!" — Es war nach diesen wenigen Worten eben so natürlich, daß er sich neben mich setzte, während Erfrischungen herumgegeben wurden, als es unnatürlich und daher mir ganz unmöglich gewesen seyn würde, zu thun, als zöge mich seine Unterhaltung nicht an. Ich that nicht so, hätte es auch nicht vermocht, denn in Allem, was und wovon er sprach, war Geist und Herz, Beobachtung und Prüfung, mit einem Wort, jene Geistesthätigkeit unverkennbar, die alles Große, Schöne, Neue an sich zieht, es verarbeitet, sich davon durchdringen läßt, es in sich aufnimmt, zu seinem Eigenthum macht. Der Abend an der Seite eines solchen Mannes war bald vorüber. Ich hätte die menschliche Natur verleugnen müssen, um nicht die innigste Sehnsucht nach öfterm Umgang mit ihm zu empfinden — allein die weibliche Natur hieß mich ihm den Vorschlag thun, mich bisweilen mit seinem Instrument am Piano zu begleiten. Er versprach es mit Feuer und schlug mir gleich den nächsten Abend dazu vor. Erwünscht! — Dir verberge ich nicht, daß ich die Stunden zählte. Endlich kam er — wir musicirten ein paar Stunden, dann lustwandelten wir durch den Garten und blieben zuletzt, als es schon

dunkelte, auf der Loge *), vom Monde beleuchtet, von Düften umwallt, ſitzen. Die Chitarre lag neben mir; er bat mich um einige Canzonen. Ich willfahrte ihm gern und fühlte, daß die erwachte Neigung meinem Geſang jene gewaltigen Accente verlieh, denen ſo ſchwer zu widerſtehn iſt. Der Eindruck, den ich auf meinen Nordländer machte, entging mir ſo wenig, als die Ausſicht ihn in meinen eignen Netzen zu fangen. Wie mich nun aber nirgends Schein, ſondern Weſenheit befriedigt, ſo verlangte ich auch hier nicht bloß den muthmaaslichen, ſondern den würklichen Sieg der Empfindung zu ſehen. Nach einigen ungewöhnlichen, ſchwierigen Präludien, deren gelungne Ausführung auf dem ſo undankbaren Inſtrument ihn nicht wenig in Erſtaunen ſetzte, ging ich in das Thema des Adagio's aus ſeinem Concert über, dem ich einige leidenſchaftliche Strophen untergelegt hatte. So vielen Angriffen widerſtand er nicht, ſein Auge glänzte feucht, ſeine Stimme bebte, ſeine Hand zitterte, als er die meinige an ſeine brennenden Lippen drückte. Er ſprang auf, ſeufzte, ging unruhig auf

*) Loggia. Die mit Steinplatten belegte Fläche auf dem Dach der italiäniſchen Gebäude. In guten Häuſern iſt ſie reinlich gehalten, mit Blumen beſetzt und gewährt des Abends einen entzückenden Aufenthalt.

und nieder. Ein überwallender Blick, ein heißes Wort hätten ihn zu meinen Füßen, an meine Bruſt geführt, allein ich war weit genug gegangen, und wollte nun ihn kommen ſehn, die Seeligkeit, ein Herz errungen zu haben, nicht dem ſüßen Rauſche verdanken, mit dem ich es belohnen wollte. Deshalb bat ich ihn ſein Inſtrument zu nehmen. Ich wollte einige Veränderungen ſeines Themas wagen und dann ihm accompagniren, wenn er daſſelbe variiren würde. Ergriffen von der Idee, ſprang er nach der Salaterrena hinab, holte ſein Inſtrument in ſolcher Eile, daß er — o Wunder! — es nicht achtete, als er damit gegen die Thür ſtieß, und ſetzte ſich mir gegenüber. Ein ſonderbarer Contraſt ergab ſich hier. Ich hatte es vorempfunden, wie, ſobald er erſt ſeinen Bogen hielt, er aus meiner Welt nach der ſeinen, vom Sichtbaren zum Geiſtigen hinüber mir entſchweben würde, und als ich an ſeinem immer ſeelenvollern Spiel, ſeinen immer verklärtern Blicken, langſam die Pſyche ihr, ach ſo ſchönes Gewand aus Sinnlichkeit gewoben, abſtreifen und vergeiſtigt entflattern ſah — da gingen meine Töne zu tiefer Trauer über — mir ahnete, er ſpiele zum letzten male vor mir, dieſe Klänge ſeyen — wie es ſeine Sprache unbeſchreiblich rührend nennt — ſein

Schwanengesang. — Wehmuth und Sehnsucht übermannten mich — ich konnte nicht weiter. Ich warf die Chitarre auf die Kissen, verbarg mein Gesicht und stürzte aus dem Zimmer. Er wollte mir nach, allein ich beschwor ihn mich mir selbst zu überlassen und floh auf mein Zimmer. — — Er hatte — die Kammerfrau erzählte es mir — nachher noch über eine Stunde allein fantasirt!! Ich bitte Dich, Olympia, nach einem solchen Abend, nach solchen Momenten, sieht er meinen innern Aufruhr, meine Thränen, läßt mich gehn — und setzt sich und geigt noch eine Stunde!!! Soll ich mich vor mir selbst schämen und willig den stärkern Mann anerkennen, oder die deutsche Memnonssäule, die nur klingt, wenn die Sonne scheint, liegen lassen — oder der Musie, dieser unsichtbaren, ach so gewaltigen Nebenbuhlerin, zürnen? — Tags darauf schickte er nach seinem Instrument und ließ sich mir, — der höfliche Eiszapf — zu Gnaden empfehlen! Vielleicht wäre er auch, er hatte ja sein Violoncell, erst in acht Tagen wiedergekommen, hätte mein Bruder nicht einen Entschluß gefaßt, der uns einander näher brachte. Don Fernando schrieb mir nämlich, ihm sey eingefallen auf seinem schönen Privattheater Rossini's Otello zu geben. Ich solle die Des-

demona, er den Otello, Nesti mit ſeiner präch-tigen Baſſtimme den Dogen und noch einige Freunde die übrigen Rollen an ſich nehmen. Die Proben leiten, die Muſic einſtudiren und am Pia-no dirigiren ſollte unſer Deutſcher Maeſtro. Der Gedanke war entzückend und hauchte neues Leben in meine müde Seele. Ich hatte wenig mehr als die Recitative zu lernen, da ich dieſe himmliſche Muſic faſt ganz auswendig kann. Indeß die An-dern ſputeten ſich nicht wenig und nach acht Ta-gen, wo ich täglich einige Stunden mit unſerm jungen Maeſtro meine Part einübte, konnten wir die erſte Theaterprobe halten. Es war eine Freude den liebenswürdigen Jüngling am Piano zu ſehen! Misfiel ihm etwas, ſo murrte er ſehr vernehmlich und ſchüttelte gewaltig das goldlockige Haupt, ge-fiel ihm etwas — und das war ſehr häufig — ſo rief er eben ſo laut, „bravo Maestro, bravissimo.“ Ja, bey dem Gebet und der wunderſüßen Stelle in meiner Parte: „se'l padre m'abbandona“ (wenn mein Vater mich verläßt) ſchrie er ganz außer ſich: „divino Rossini!“ — Nach der Probe ſprang er auf und erklärte mit Emphaſe, Italien habe heutiges Tages einen außereinzigen genialen Componiſten — „Roſſini“, und es liege nur an ihm, daß er nicht dem ganzen muſicaliſchen Europa

das werde, was er ſeinem Vaterlande iſt — der Erſte in ſeiner Gattung!" Du kannſt denken, wie dieſe Worte, aus dem Munde eines ſolchen Meiſters, dazu eines Deutſchen, unſern Landsleuten honigſüß und honigglatt eingingen. Auf mich fuhr er mit ſolcher Haſt und mit ſo freudeglänzenden Augen los, daß ich glaubte, er würde mich hier vor allen Leuten umhalſen. Die Stelle „S'el padre" von meiner Stimme vorgetragen, habe ihm — ſo ſagte er — den Himmel geöfnet. Was durfte ich erſt erwarten, wenn ich, von Anzug, Beleuchtung und dem Intereſſe der Handlung unterſtützt, alle Sorgfalt auf mein Spiel wenden konnte? Nach drey Proben konnten wir die Aufführung wagen. Es ging prächtig zuſammen. Der Deutſche dirigirte herrlich! das Orcheſter ſpielte meiſterhaft, Don Fernando ſang und recitirte wie ein Begeiſterter, — und ich? Meine Seele war ganz in Desdemona's Rolle übergangen, willig ſprach die Stimme harmoniſch aus, was das Gefühl ihr einhauchte. Mein Bruder betheuerte, ich ſey durch und durch Wohllaut geweſen. Wie war ich auf den Eindruck geſpannt, den Desdemona auf den Deutſchen machen würde. Schon nach der erſten Arie bemerkte ich, daß er bisweilen, den Blick feſt auf mich gerichtet, das Umwenden der Blätter ver-

gaß. Hätte der neben ihm ſpielende Contrabaſſiſt nicht ausgeholfen, es hätte übel ablaufen können. Nach dem erſten Akt kam er aufs Theater in mein Cammerino (Ankleidezimmer), das tiefaufgeregte Gefühl flammte aus ſeinen Blicken. Allein Don Fernand und Neſti waren zugegen, er mußte ſich bezwingen. Sein Kampf war eine Vergeltung für mich. Ich fragte ihn, ob er zufrieden ſey? Meine Ruhe, die mit meinem leidenſchaftlichen Spiel auf eine ihm nothwendig ſchmerzhafte Weiſe contraſtirte, vollendete ſeine Verwirrung. Um ſo weniger merkten die Andern den wahren Grund. Ich allein verſtand ihn, und als der zweyte Akt ihn hinaustrief, und er beym Handkuß mir zufliſterte: „Voi siete un angelo, io vi adoro!“ (Sie ſind ein Engel — ich bete Sie an) ſo drückte ich ſeine Hand und entgegnete: „tornate alla fine del opera!“ — (Kehren Sie am Ende der Oper wieder hierher zurück) Der letzte Akt iſt, auch in Desdemona's Parte, viel ſchwächer — die herrliche Scene abgerechnet, wo während des Gewitters Otello die Schlafende morden will. Allein der Genius der Harmonie ließ mich Spiel und Geſang ſo verſchmelzen, ſo veredeln, daß ich, rein vergeiſtigt, meinem Freunde auf ſeiner ätheriſchen Höhe gegenüber ſtand. Wie ganz anders aber empfindet

auch hier das weibliche Herz! Er, auf den Fittigen der Kunst, über die kleine Erde emporgeflügelt, badet im Aetherglanz, entbehrt und bedarf nichts, genügt sich selbst. Ich ward mir meiner Verklärung und Vergeistigung nur mit dem Wunsche bewußt, ihm dadurch näher zu stehn, theurer zu werden. Ihn, den Liebling, wollte ich beglücken, und ich war stolz im Gefühl, daß ich es vermochte. Er, allein auf seiner Höhe, hatte keinen Wunsch — ich den, mein Glück mit ihm zu theilen! — — Das Finale war vorüber, das Publicum wogte brausend durch einander. Angelica verließ mich auf einen Wink und meldete Don Fernando, sobald ich umgekleidet sey, werde ich erscheinen. Indessen leitete die kluge Iris den Liebling in mein Cammerino und bewachte die Thür. Ach, Olympia, ich weiß nur, daß er vor mir niedersank, mit einer Glut, der ich ihn unfähig gehalten und die mich in Flammen setzte, mir seine Leidenschaft bekannte, ich ihn empor, an mein Herz zog, seine heißen Lippen auf den meinen brannten. O, Lust und Liebe, eure Folie ist die Wehmuth, die euch vorhergeht; sie erhöht euern Glanz; und duldet der Himmel in seinen lichten Räumen keine Sehnsucht, so hat er auch nur ein halbes Glück! — Ich erschien bald darauf in der Gesellschaft. Mein

Freund, unter dem Vorwande die Muſie zu ſammeln und zu ordnen, eine Stunde ſpäter. Wie ganz anders, wieviel ſichrer, ſchöner, liebenswürdiger kam er mir vor. Don Fernando, der wohl merkte, wie wir ſtanden, zog die Aufmerkſamkeit von uns ab und ſo hatten wir während dieſes Abends noch himmliſche Momente unbeachteten Geſprächs. Der Prinz S... lud die ganze Geſellſchaft auf den dritten Tag zu einem großen Frühſtück auf der Villa. Der Morgen war himmliſch; mein Bruder fuhr ſelbſt, ich und mein Liebling ſaßen im luftigen Phaeton. Während ſo die ſechs brauſenden Schimmel dahin flogen und Nebel vom Meer herüber zwiſchen den Blütenſträuchen ſchwebten, dünkte es mich Aurora und Thiton zu ſehn und ich faßte die Idee, uns beyde ſo in einem Gemälde vorſtellen zu laſſen. Ach Aurora, wenn ſie ſchon dem Geliebten nicht ewige Jugend erflehn konnte, ſah ihn doch nicht von ihrer Seite geriſſen! Ich Unglückliche verlohr ihn im reinſten Morgenglanz ſeines ſchönen Lebens! — Der Prinz, ein vertrauter Freund meines Bruders, und verliebt in Rafaellà S... machte den Wirth auf jene ächt liberale Weiſe, die für jeden ſorgt und doch niemanden Zwang auflegt. So gelang es mir in den dichten Schattengängen der Villa mit meinem

Freunde auf und abgehn zu können. Eine grüne Wand verbarg uns der Menge — warum hätte ich ihm den Kuß, um den er bat, verweigern sollen? In dem Augenblick, wo seine Lippen mir den Mund schließen, tritt — o, Gespenst des Abgrunds — jener Abscheuliche, Widerwärtige vor uns, dessen Namen ich einst führte! Sein blaubleiches, giftgeschwelltes Gesicht verzog sich zum Lächeln der Hölle — „Bravo, Marchesina!“ grinzte der Unhold — „buon prò vi faccia!“ (Wohl bekomm' es Ihnen). Wir flogen aus einander, doch hatte ich soviel Besinnung, ihm mit dem verächtlichsten Blick ein paar scharf beißende Worte nachzurufen. Ich war wie vom Donner gerührt, und zitterte an allen Gliedern. Von fern sah ich Don Fernando auf mich zu eilen. „Der Herzog“ — rief er ängstlich, meinen Arm ergreifend. „Geschwind, lieber Maestro, zu der Gesellschaft im Pavillon! Wir folgen Ihnen bald!“ — Der Deutsche flog dahin und der engelgute Bruder machte mit mir noch einige Gänge und suchte mich zu beruhigen.

Wir kehrten nach dem Pavillon zurück. Vor der Thür trat uns der Prinz entgegen, sich zu entschuldigen, daß wir den Herzog hier getroffen, und schwur, daß er ganz unschuldig daran sey, indem die ganze Stadt wisse, daß sie einander nicht

leiden könnten. Der Portier habe einem Manne von des Herzogs Anſehn und Rang den Eintritt nicht weigern dürfen. Da er nun einmal da ſey, bleibe nichts übrig, als ihm das allgemeine Misvergnügen recht deutlich merken zu laſſen, indem man ihn ertragen müſſe. Jetzt habe er ihn mit dem Muſicmeiſter in einen Streit verwickelt, der ihn wohl davon jagen werde, denn er bekomme ſtarke Sachen zum Angehör. Ich trat, möglichſt Faſſung haltend, an Fernando's Arm in den Pavillon und nahm dicht neben ihm Platz. Der Herzog ſtand mit dem Ausdruck innrer Wuth, den ich nur zu gut aus Erfahrung an ihm kannte, meinem Freunde gegenüber, deſſen erhitztes Gemüth ſich in einem Redeſtrom Luft machte. „Ich wiederhole es — rief er mit lauter Stimme, und es iſt meine feſteſte Ueberzeugung, daß der Deutſche auch nicht in einer einzigen Beziehung vom heutigen Italiäner lernen kann. Ihr zehrt jetzt, wie der Dachs im Winter, vom vorjährigen Fett und prangt wie eine alte Coquette mit der Erinnerung an eine längſt entflohne Jugend. Dennoch würde man Nachſicht mit Eurer Anmaaßung haben. Jede Nation hat ihren Culminationspunct, hat ſie dieſen erreicht, ſo ſinkt ſie zurück, wenn nicht eine kräftige Regierung, eine große Maſſe allgemein verbreiteter Bildung

und Anhänglichkeit des Volkes an seine Nationalität, die wankenden Trophäen stützt. Das Zeitalter Shakespear's ist für England, das Ludwigs XIV. für Frankreich, das Leo's X. für Euch vorüber. Ganz Europa ist bey Euch für Musik, Mahlerey und Sculptur in die Schule gegangen, und hat die Lehrerin dankbar durch drey Jahrhunderte gepriesen. Jetzt aber ist der Knabe zum Manne, der Schüler zum Meister gereift, und kein Trotzig- und Vornehmthun wird ihm die Ueberzeugung rauben, daß er reif ist. Wie gesagt, man würde Euch bedauern, wenn Ihr Euer Loos still und würdig trügt; allein statt dessen feindet Ihr den Ausländer, zumal den Deutschen, aufs Gehässigste an, kabalirt, intrigirt, machinirt heimlich mit Gift und Dolch, mit Wort und Blick, um ihm die Palme zu entreissen, die Eure schwache Hand doch nicht mehr zu halten vermag. Meint mir doch heut nur eine Wissenschaft, eine Kunst — den Nebenzweig der Singmethode abgerechnet — worin ihr unerreicht seyd? Ich will nicht von Europa, ich will nur von Deutschland reden. Euern Astronomen, Mathematikern und Naturforschern setze ich die doppelte Anzahl Deutsche, Euerm Canova unsre Schadow, Danecker, Klauer, Euerm Camuccini eine ganze Schaar deutscher Mahler entgegen. Und nun

gar in der Muſic! Selbſt Euer mit großem Recht geprieſener Roſini, der einzige Componiſt, den Ihr jetzt habt, was iſt er, als ein geſchickter Moſaicarbeiter? Seine glänzendſten Steine nimmt er aus Mozart, Beethoven, Cherubini und Andrer Werken; ſeine Kenntniß des Effects iſt der Kitt, mit dem er die fremden Elemente zuſammenhält, und ſo entſtehn Werke, die der Pöbel vergöttert, der Laye bewundert und der Kenner beſeufzt, weil ſie durch das Studium des bloß Effectmachens und Lärmens die wahre Muſic in die Barbarey der Janitſcharenmuſic zu verſenken drohen. Ebenſo iſt es mit den Dichtern deren, in ganz Europa, und namentlich in Deutſchland, ſo große blühen, als Eure Taſſo's, Petrarka's und Arioſte waren. Ich würde Euch Belege aus Klopſtock, Göthe, Schiller und Wieland für dieſe Behauptung geben, wenn Euch die Eigenthümlichkeit derſelben nicht ſo fremd bliebe, als ihre Sprache. Darum ſeyd gerecht, wie wir es waren und noch ſind. Lernt begreifen, daß der Mann nicht wieder in die Kinderſchuhe zurücktreten kann, daß Europa bey ſeinen Univerſitäten, Kunſtſchulen, Gallerien und Antikenſammlungen, und vor allen bey einer ſo allgemein verbreiteten Bildung nicht des kleinen Italiens bedarf, um ſich zu geiſtiger Höhe zu erheben und legt Euern unduldſamen Stolz ab, der

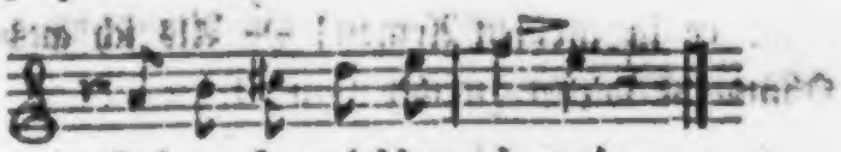
heut zu Tag so lächerlich ist als der Ahnenstolz gehaltloser Enkel auf erhabne Vorfahren!"

Ich zitterte und bebte, denn ich sah in des Herzogs Augen, daß seine Basiliskennatur Rache brüte. Er ging, fürchterliche Blicke auf mich und den Deutschen werfend, der „kühl und furchtlos wie ein Gott im Kreise" stand. Wir drangen alle auf den muthigen Kämpfer ein, ihm Vorwürfe wegen seiner Heftigkeit zu machen. Er erwiderte, er wisse, daß er übertrieben habe, zu weit gegangen sey; allein man solle ihm zeugen, ob der Herzog ihn nicht als Deutschen, als Künstler, als Mann von Ehre auf unerträgliche Weise mit dem giftigsten Spott angefallen habe? Wer ihn in der Vorstellung des Otello gesehen, müsse ihm seine Unpartheylichkeit, sein Anerkennen des wahren Schönen bekräftigen. Allein als ihn der Herzog wie einen Schulknaben behandelt, der nach Italien gekommen sey, um sich dort, wie die deutschen Bären alle, erst zum Menschen lecken zu lassen — da sey ihm die Galle übergesprudelt, der Kopf mit der gereizten Empfindlichkeit davon gegangen! — Der Prinz bezeugte ihm das, aber nahm ihn bey Seite, und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, deren Sinn ich, zur Schande meines Volkes, nur zu gut verstand. Wir wichen nicht mehr von ihm. Man ging aus einander und wir nahmen den Deutschen in unserm Wa-

gen mit zurück. Don Fernando, der auf ſeinen Gütern in Calabrien Geſchäfte hatte, ließ nicht ab ihn zu bitten, daß er ihn begleite, und brachte ihn mir erſt nach vier Wochen zurück, wo er dann gleich eine Wohnung in meines Bruders Villa bezog. Seelige Tage, himmliſche Nächte, ihr waret der letzte Lichtblick dieſes ſchönen Lebens. Bald darauf ſetzte uns eines Morgens ein ſtürmiſches Läuten der Klingel aus ſeinem Zimmer in bange Unruh. Fernando und ich eilten zu ihm — entſetzlicher Anblick — mit gräßlich verſtelltem Geſicht, warf ſich der Unglückliche auf ſeinem Lager herum, von wüthenden Schmerzen gefoltert. „Ich bin vergiftet — Gaëtana — ein Grab in Ihrem Garten — unter unſerm Baum — darauf die Worte — se'l padre — o, weh — ich kann nicht mehr —" Das waren ſeine letzten Worte, dann verſchied er in meinen Armen! — Als ich aus tiefer Ohnmacht wieder zu mir kam, keinen Laut für die zermalmende Qual, keine Thräne für den unausſprechlichen Jammer hatte, ſtumm und trocken wie eine Mumie dem geliebten Todten gegenüber ſaß — da berichtete mein Bruder, der zwölfjährige Knabe des gegenüberwohnenden Caffetiere's, der dem Verſtorbenen täglich die Cioccolata gebracht *), ſey verſchwun-

*) In Italien wird nirgends, auch in den größten

den, allein man ſey ihm auf der Spur, und hoffe von ſeinem Bekenntniß Aufſchluß, um Maasregeln zu ergreifen, die den Thäter entdecken müßten. Was half das mir, gab es meinem Todten das Leben wieder? Ich kannte den Mörder und behielt mir vor, ihn dereinſt vor Gottes ewigem Richterſtuhle anzuklagen. Indeſſen kömmt mir der Geruch von Mord aus allen Straßen Neapels entgegen. Ich verabſcheue mein Vaterland, mein Volk, und will, auf einige Zeit wenigſtens, nach Deutſchland in den Geburtsort meines Geliebten. Vorher aber beſtatte ich den Theuern in der Villa heimlichſten Stelle unter der Thränenweide, die mich früher, ach ſo oft Zähren der Luſt vergießen ſah. Auf dem einfachen weißen Marmor ſteht, wie er es verlangte, die Stelle aus Otello, die mir ſein Herz erworben:



Se'l pa-dre m'abban-do-na!

Häuſern das Frühſtück daheim, ſondern ſtets im nächſten Caffehauſe bereitet.

Die Statüe.

Die Cuſtoden der Peterskirche zu Rom verſäumen nicht, den Fremden, wenn er alle Herrlichkeiten dieſes erhabenſten der chriſtlichen Tempel bewundert hat, noch an das Grabmal eines Papſtes zu führen und ihm auf demſelben in einer allegoriſchen Gruppe eine weibliche Statüe von der ſeltenſten Schönheit bemerklich zu machen. Sie ſoll, nach den verſchiedenen Auslegungen, bald die chriſtliche Liebe, bald die Hoffnung, bald die Sünde vorſtellen. Gewöhnlich wird noch die Anecdote hinzugefügt, daß ein ſpaniſcher Prinz ſich in das ſteinerne Mädchen verliebt habe und Tag und Nacht nicht von ihr gewichen ſey. Da keine Weiſung der Obrigkeit den Jüngling von ſeinen ärgerlichen Ausbrüchen zurückhalten konnte, ſo ward er aus der Stadt gebracht; allein noch innerhalb des Thores befiel ihn Wahnſinn, an dem er bald darauf

ſtarb. — Lange bemühte ich mich den wahren Grund der Begebenheit zu erfahren, die mir, ſo wie ſie der Cicerone vorträgt, doch gar zu unglaublich klang. Ganz zufällig fand ich in einer alten italiäniſchen Anecdotenſammlung folgende Erzählung derſelben Begebenheit, welche weniger unglaublich und meines Bedünkens nicht ohne Intereſſe iſt.

Zu Anfang des verfloſſnen Jahrhunderts — erzählt der italiäniſche Chroniſt — ſtarb in Madrid der Herzog von P.... und hinterließ zum Erben eines fürſtlichen Vermögens einen Knaben, der, weil der Herzog Wittwer, mit fünf Jahren in ein Kloſter zur Erziehung gegeben worden war. Der Bruder des Verſtorbenen, Don Aſtolfo, General-Gouverneur von Andaluſien, Jugendfreund und beinah Liebling des Königs, ward dem verwaiſten Knaben zum Vormund beſtimmt, und es ließ ſich nichts dagegen einwenden, daß der Gouverneur ihn zu ſich nahm, um ſeine Erziehung unter den Augen eines Kriegsmannes, beſſer als unter der Obhut von Mönchen, leiten zu können. Nur diejenigen die ſich Don Aſtolfo durch ſeinen finſtern, jähzornigen Character, durch ſeine düſtre Heftigkeit, ſeinen eiſernen oft grauſamen Willen während ſeines Gouvernements zu Feinden gemacht,

wollten für den kleinen Fernando keine helle Zukunft vorausſehen. Sie erinnerten daran, daß Don Aſtolfo mit ſeinem ſchwärmeriſchen, mehr auf das Ideale als Reale gerichteten Bruder in Unfrieden gelebt, ja, ſeit der Geburt Fernando's, den er ſtets mit ſcheelem Auge betrachtet, ſich ganz von dem Herzog entfernt habe. Bekanntlich wäre ohne die Exiſtenz jenes Kindes der ungeheure Beſitz dem Gouverneur, der einen Sohn und eine Tochter hatte, zugefallen. Ließ ſich nun — fuhren jene Misgünſtige in ihren trüben Prophezeihungen fort — ließ ſich nun von einem Character, wie ihn Don Aſtolfo unverholen zur Schau trug, erwarten, daß, wenn er den Gegenſtand ſeines Widerwillens täglich vor Augen hatte, er denſelben liebreich, gütig, vorſorgend behandeln werde? Konnte nicht die Schwächlichkeit Fernando's und das Heer von Zufällen, denen Kinder ausgeſetzt ſind, einen Gedanken in Aſtolfo's nächtiger Seele empor und zur Reife bringen, zu deſſen verdachtloſer Ausführung ihm, mit faſt unbegränzter Gewalt in den Händen, nie die Mittel fehlen konnten? So gehäſſig dieſe Beſchuldigungen klangen, ſo fanden ſie doch, da ihnen einige Wahrſcheinlichkeit nicht abzuſprechen war, hier und da Eingang und mochten auch wohl ſelbſt bis zu Aſtolfo's Ohren gedrungen

seyn. Dagegen schien nur dieser Gelegenheit erwartet zu haben, um sich in dem glänzendsten Lichte zu zeigen und über seine heimlichen und öffentlichen Gegner den vollständigsten Sieg davon zu tragen. Der Knabe Fernando wurde nicht nur standesmäßig gepflegt und gehalten, sondern der Oheim umgab ihn auch mit Allem, was in jenem Alter wünschenswerth seyn kann. Ja, er ging hierin so weit, daß er vom König, der mit Widerwillen jene Verunglimpfungen seines tapfern Feldherrn und Günstlings vernommen, ein in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßtes Belobungsdecret wegen der dem anvertrauten Kinde bewiesenen väterlichen Sorgfalt zugefertigt erhielt. Don Astolfo schien durch diese Anerkennung nur noch mehr in seinem Eifer angefeuert zu werden. Er hatte bald bemerkt, daß für die körperliche Schwäche und Reizbarkeit Fernando's die beabsichtigte militairische Erziehung eben so wenig, als die, mannigfacher Verpestung unterworfne Luft einer großen Stadt zuträglich sey. In der Provinz Murcia, dem Paradiese Spaniens, besaß der General einen Landsitz, so reizend gelegen, so prachtvoll eingerichtet, daß man ihn sprüchwörtlich die Insel der Seligen nannte. Don Fernando ward hier wie der Erbe eines Thrones, oder richtiger wie ein Liebling der

Feen erzogen. Er war bereits ſieben Jahr alt, und die Art ſeiner Erziehung verurſachte, ſoweit ſie bekannt ward, die Bewundrung und das Erſtaunen der Menge, die indeß mit vollen Backen die Weisheit des Oheims pries, der für ein, am Körper ſo ſchwaches Kind die väterlichſte, entſprechendſte Behandlungsweiſe gewählt habe. Die Natur ſchien übrigens mit beſondrer Vorliebe bey der körperlichen Bildung Don Fernando's zu Werke gegangen zu ſeyn. Er war ſchön wie ein Götterknabe — nur zu zart für dies harte Erdenleben. In ſeinen großen ſchwarzen, melancholiſch umherblickenden Augen entbrannte zeitig die Glut, die, als er reifer ward, in ſeinen Spielen wie in ſeinen Träumen die Herrſchaft einer unerſchöpflich thätigen und lebhaften Einbildungskraft verrieth, die kaum geneigt ſeyn dürfte, auf die gebrechliche Hülle, in der ſie wohnte, beſondre Rückſicht zu nehmen. Er begriff ſchnell, was ihm gelehrt ward, allein er vergaß es eben ſo bald wieder, und es würde eine ganz beſonders gründlich und ſchrittweiſe gehende Lehrmethode nöthig geweſen ſeyn, um dieſem Feuerkopfe, wäre er fürs Geſchäftsleben beſtimmt geweſen, die Summe der ſo leicht erworbenen Kenntniſſe zu ſichern. Allein ſobald der Knabe ſoviel Dogmen, als man damals für einen guten Chriſten

nöthig hielt, behalten und mit kirchlichen Gebräuchen verbinden gelehrt hatte, ſo war ſein Unterricht beendigt, und das Reich der Dichtung und chriſtlichen Fabellehre erſchloß ſich ſeinem wißbegierigen Geiſte, dem die vaterländiſchen Sagen und Sänger, verbunden mit der ſo nah liegenden Wunderwelt des Orients, unerſchöpflichen Stoff verhießen. Der Abt, ſein Lehrer, ein Vertrauter des Oheims, führte ihn mit ſyſtematiſcher Conſequenz in die Welt der Feen, Zaubrer, Gnomen, wunderthätigen Zwerge, verzauberten Prinzen und ſchätzehütenden Drachen ein; alles, was er hörte und ſah, trug völlig das magiſche Gepräge der arabiſchen Mährchen, ſo daß der Knabe nach etlichen hier verlebten Jahren ſo ganz in dieſer Vorſtellungsart daheim war, daß ihm, trat er je in die wirkliche Welt, dieſe wie eine traurige Fabel erſcheinen und ihre ihm bald klar werdende Realität einen Kampf in ihm erzeugen mußte, in dem entweder ſein Geiſt oder ſein Körper unterlag. Und darauf war der Plan des Oheims berechnet. Gelang er vollſtändig, ſo bedurfte es nur eines ächten Don Quichoteſtreichs, um dem vorbereitend längſt in der Stille ausgeſtreuten Gerücht, der Erbe des Herzogs ſey blödſinnig, volle Evidenz zu verſchaffen. Mislang er — das heißt, ward Fernando

nicht völlig ſo excentriſch, als er mußte, oder wi-
derſtand ſein Phyſiſches länger, als man wünſchte,
ſo war es immer noch zu Maasregeln Zeit, deren
Don Alfonſo ſeines Credits wegen gern überho-
ben geweſen wäre, ſobald die Aufgabe, die fürſtliche
Succeſſion dem Brudersſohne zu entreißen und dem
Eignen zu ſichern, auf gelindere Art zu löſen ſtand.
— Fernando hatte in ſeinem Eldorado, von Moh-
renknaben bedient, von unſichtbaren Händen ge-
wiegt, von Geiſterſtimmen eingeſungen, im vergol-
deten Perlmuſchelwagen von weißen Roſſen gezo-
gen, von einer Tafel, die ſich täglich, mit goldnen
Schüſſeln belaſtet, aus einer Cryſtallfelſengrotte
emporhob, geſpeiſt, und von ſeinem Lehrer, an Ge-
ſtalt und Tracht ein weiſer Zaubrer Alquif, in der
beabſichtigten Weiſe myſtificirt, ſein dreizehntes
Jahr erreicht. An Geſellſchaft fehlte es ihm nicht,
denn außer den ſchwarzen Sclaven, waren einige
weiße Knaben, Söhne von Aſtolfo's Unterthanen,
mit ihm zugleich nach dem Feenſchloſſe gebracht
und erzogen worden, die ihn, ſo lang er es wollte,
unzertrennlich begleiteten. Allein unter dem glü-
henden Himmel Murcia's reift die phyſiſche Natur
weit ſchneller, als unter der kalten, nebelſchweren
Zone des Nordens. Fernando, der nicht anders
wußte, als daß er der Sohn eines Paladin's ſey,

deſſen ſich eine gute Fee angenommen, verlangte ſo ungeſtüm die Zauberformel zu erfahren, durch die er das holde Weſen, dem er für ſeine Pflege verbunden, zur Verkörperung zwingen könne, daß der Abt ſich mit Mühe eine Friſt ausbedung, in der es möglich war an Don Aſtolfo zu ſchreiben und Verhaltungsmaasregeln zu bekommen. Der Brief, heimlich durch einen Eilboten abgeſendet, fand den Oheim nichts weniger als unvorbereitet. Er hatte den Fall vorhergeſehen und dafür geſorgt. Der Courier nahm daher die Nachricht zurück, daß die zur Rolle der wohlthätigen Fee beſtimmte Perſon ehestens in einem bezeichneten Orte eintreffen werde, von wo ſie auf zweckmäßige Weiſe in ihre Beſtimmung eintreten zu laſſen, des Abtes Klugheit überlaſſen bleibe. Der Oheim, dem es ganz recht hätte ſeyn können, den ſchwächlichen Neffen mit aller Kraft der Uebereizung in den Strudel der Sinnlichkeit ſtürzen zu ſehn, der ihn vielleicht ſchneller noch hinabgeriſſen hätte, war anfangs willens geweſen, nur irgend ein ſchönes Mädchen nach Murcia zu ſenden. Allein die Ueberlegung, daß entweder eine Perſon mehr ins Geheimniß gezogen werden müſſe, die dann vielleicht einmal zu ſchonen ſey — oder daß ärgerliche Auftritte entſtehen könnten, die unter dem Landvolk ſelbſt Bedenklichkeiten

erregen dürften — endlich auch die Erfahrung, daß, je glühender der Rauſch, deſto nüchterner das Erwachen und deſto geneigter zu Reflexionen ſey, auf die ein ungebildetes Mädchen dann nicht zu antworten wußte — alle dieſe Bedenklichkeiten trieben ihn, die Rolle der wohlthätigen Fee ſeiner eignen Tochter Roſaura, die im Kloſter erzogen und ein paar Jahr älter als Fernando war, zuzutheilen. Die Töchter haben in Spanien, wenn außerordentliche Verbindungen, Reichthümer oder Reize ihnen nicht einen Gatten zuführen, keine andre Ausſicht, als den Schleier zu ergreifen. Roſaura, durch ſeltne Schönheit ihren Vater täglich an eine Gattin erinnernd, die Kummer und ein freudloſes, liebeleeres Leben zeitig ins Grab gedrückt hatten, — war ihm immer ein leiſer Vorwurf geweſen, und ſie hatte zeitig vor ihm, wie vor einem grauſamen, fühllos kalten Richter, zittern lernen. Daher wagte ſie keine Sylbe zu erwiedern, als er ihr erklärte, ſie ſey beſtimmt ihrem blödſinnigen Vetter in Murcia auf einige Zeit zur Geſellſchafterin zu dienen. Der Abt werde ſie unterrichten, wie der Kranke zu behandeln ſey, und von ihrer Geſchicklichkeit, ihrem guten Willen und ihrer Schweigſamkeit werde es abhängen, ob ſie bey ihrer Rückkehr in das tiefſte Gefängniß eines Kloſters zeitlebens einge-

ſperrt, oder zu einer heitern Exiſtenz in der groſſen Welt berufen ſeyn wolle. Roſaura ſchwur zitternd unverbrüchliche Folgſamkeit und ging, nur von einer Kammerfrau und einem Bedienten begleitet, nach Murcia ab, wo ſie in der nächſten Stadt, einige Meilen vom Landſitze, der Abt in Empfang nahm und das Gefolg zurückſandte. Unterwegs erklärte er ihr, worauf es ankomme und auf welche Weiſe ſie in die Welt, in der allein Don Fernando leben wolle, einzugreifen habe. Wie erſtaunte das funfzehnjährige, als Spanierin ſchon völlig ausgebildete Mädchen, als ihm, dem im Kloſter keine andre Liebe, als zu Gott und der heiligen Jungfrau gelehrt wurde, jetzt die Exiſtenz der irdiſchen Liebe bekannt gemacht, und als Pflicht eingeſchärft wurde, dem kranken Jüngling mit Zärtlichkeit entgegen zu kommen, aber dennoch ſich immer in den Schranken zu erhalten, die das Gefühl mädchenhafter Schüchternheit und Schicklichkeit vorſchreibt. Der kluge Abt, dem, trotz aller Berechnung, das Spiel Don Aſtolfo's ein ſehr gewagtes erſchien, behielt ſich vor im entſcheidenden Puncte dazwiſchen zu treten. Fernando, dem die Erfüllung ſeines Wunſches unter der Bedingung zugeſagt war, daß er ſich ja hüten ſolle ſeine Wohlthäterin zu erzürnen, indem ſie ihm ſonſt unwiederbringlich verloren ſey, ward indeſſen

faſt von Liebesſehnſucht, die er Dankbarkeit nannte, verzehrt. Umſonſt führten die Mohren ihm das ſchneeweiße Roß, den Muſchelwagen vor, umſonſt winkten die Arome der goldnen Tafel, umſonſt ſangen ihn die unſichtbaren Sänger in Schlaf — die Ruhe floh von ſeinem Lager und er irrte wie wahnſinnig im dichteſten Schattendunkel der Hayne umher, lag ſtundenlang an den plätſchernden Quellen, in ihr Wellengekräuſel ſtarrend, und zerwühlte in wachen Wonneträumen die Blumenhügel. Eines Nachmittags hatte er ganz allein die entfernſtern Gegenden des ungeheuern Parks, deſſen Gränzen er noch nicht kannte, durchſtrichen, und in mancherley Spiel ſich die Zeit verkürzt. Er warf ſich, unweit des Stromes, der das Luſtgeheege durchſchnitt, unter einem weitſchattenden Platanus nieder und verſank bald, geiſtig und körperlich ermüdet, in tiefen Schlummer. Die verheißne Erfüllung ſeines glühendſten Wunſches umgaukelte in bunter Traumgeſtalt ſeine Schläfen. Er war ſeelig. Als er erwachte, ſank die Sonne hinab; in blaſſen Purpur-, Crokus- und Azurtinten prangte der Himmel, nur hier und da vom Glanzgolde zerzerriſſner Glutwölkchen durchflammt, die mit ihrem Wiederſchein die vorübereilenden Wellen ſäumten. Fernando blickte um ſich, da trat, die Hände

auf der Bruſt kreuzend und tief das Haupt neigend, Altamor, ſein liebſter unter den dienenden Schwarzen, heran, meldend, die leichte Barke liege, ihn zu erwarten, hundert Schritte von hier in der Palmenbucht am Ufer. Fernando folgte gern, um das herrliche Schauſpiel, davon ſeine tiefſte Sehnſucht erwachte, ganz ungeſtört genießen zu können, und ließ ſich von den vier ſchweigenden Mohren die ſtille Flut hinabrudern. Immer tiefer verdämmerte des Abends magiſches Farbenſpiel vor dem dunklern Braun der heraufziehenden Nacht, immer mehr wichen Fels und Hain in Schatten zurück, leis und heimlich ſanken Heſper's Thränen in die durſtigen Blumenkelche und heiliges Schweigen lag auf der weit ausgebreiteten Gegend, nur vom Ausderſchlag der Mohren, oder vom tiefaufflötenden Liebesſeufzer der Nachtigall unterbrochen. Fernando zerfloß in ſehnſüchtigem Schmerz. Den Kopf zur Bruſt hinabgeſenkt, ſaß er, die Arme untergeſchlagen, im Fahrzeug und bemerkte es nicht, wenn, am nahen Ufer hingleitend, aus überhängendem Geſträuch duftige Blütendolden freundlich über ſeine heiße Stirn ſtrichen. Der Nachen legte an. Der Abt trat ihm entgegen und Fernando's Thränen gewahrend, entdeckte er ihm, daß ein günſtiger Stand der Geſtirne in den vorigen Nächten ihm

die Erfüllung ſeiner Wünſche auf heut zuſagte. Fernando warf ſich wonnetrunken an des Erziehers Hals und flog nach der bezeichneten Stelle. Er ſtand im Kreiſe hoher Platanen, deren leiſes Blattgeflüſter ſich mit dem Plaudern der Springwäſſer harmoniſch vereinte. Aufs Höchſte geſpannt, kaum athmend, blickte er in die grüngewölbten Bogengänge, die von mehrern Seiten auf ein Rundtheil zuliefen, das, vom Mondlicht überſchienen, in magiſcher Beleuchtung vor ihm lag. Wohlriechende Dampfwolken ſtiegen aus der Erde hervor, die nächſten Bäume dichter und dichter verhüllend — jetzt ſchien in ihrem Schooße ſich eine Geſtalt zu bilden — ſie wichen zurück und — kaum traute Fernando ſeinen Augen — ein engelſchönes, jugendlich ſchlankes, weibliches Weſen trat ihm entgegen. Er ſank aufs Knie; wenig fehlte, daß Roſaura, ein ſieches, kränkelndes Geſchöpf erwartend, nicht vor dem reizenden Jüngling daſſelbe gethan hätte. Indeſſen behielt ſie Faſſung und kündigte ſich als die Erſehnte an, der vergönnt ſey, unter dem Namen Roſaura, ſich ihrer geiſtigen Macht auf einige Zeit begebend, bey dem Liebling zu weilen. Nur müſſe er nie „woher" noch „wohin" fragen, und ſich damit genügen laſſen, daß ſie des Abends auf Hornesruf verſchwinde, um am nächſten Mor-

gen zurückzukehren. Fernando, in namenloſes Entzücken verloren, hörte wenig oder nichts von den Bedingungen. Sein ganzes Weſen war in ſeine Augen übergegangen, er ſah, blickte um ſich, ob keine Täuſchung zerrinnen werde, ſah wieder hin und konnte des Schauens nicht müde werden. Zwiſchen Ehrfurcht, Dankbarkeit und die glühendſte Liebe getheilt, die eine unerklärliche Scheu laut zu werden hinderte, floſſen Stunden wie Augenblicke dahin. Da riß ein gewaltiger Hornklang Roſaurens Hand aus der Don Fernando's. Sie floh nach der Stelle, wo ſie ihm erſchienen, und verſank vor ſeinen nachſtarrenden Blicken.

Die darauf folgende Nacht verſtrich für Roſaura und Fernando in der lebhafteſten Anſtrengung. Ihnen hatte ſich im erſten Moment, da ſie ſich erblickten, eine neue Welt eröffnet. Am Abend bebte Fernando vor dem Gedanken ſeine holde Beſchützerin je wieder verlieren zu ſollen. Roſaura fühlte mit Wonne und Wehmuth, daß das Bild des liebenswürdigen Jünglings auch dann nicht aus ihrer Bruſt weichen würde, wenn des Vaters ihr fremde Abſichten ihn unerbittlich von ihr riſſen. Der Abt wachte von Mitternacht bis Morgen in der peinlichſten Unruh. Ihm war der Eindruck nicht entgangen, den die Beyden wechſelſeitig auf einander

gemacht, und er ſah nur die Alternative vor ſich, entweder wie ein Schatten an die Sohlen der Liebenden geheftet zu ſeyn, oder Begebenheiten herbeyzuführen, deren Verantwortung nur ihm allein zur Laſt fallen und deren Folgen keines Menſchen Macht abwenden könne. Mit banger Sorge blickte er dem Tage entgegen: mit Entzücken bewillkommten ihn Fernando und Roſaura, die ſich beym erſten Sonnenſtrahl wiedergefunden hatten. Allein mit gerührter Beſchämung erkannte der Abt nach einigen Wochen, daß er nur eine, und nicht die edelſte Seite der menſchlichen Natur vor Augen gehabt habe. Daß zwey Menſchen verſchiedenen Geſchlechts, in nur erſt aufgeſchloſſner Jugendblüte, im freyeſten Spiel aller Kräfte, voll glühender Fantaſie unter einem glühenden Himmel, ſich den ungezügelten Ausbrüchen einer zum erſtenmal erwachten Sinnlichkeit überlaſſen würden: das war es, was der Abt befürchtet hatte. Mit ſtummer Verehrung ſah er, daß in dem, durch Cultur veredelten, unverdorbnen Menſchen der rohe Trieb vor einer heiligern Regung zurückweicht und die düſtre Glut der Begierde ſich zur Aetherflamme der reinen Liebe läutert. Dieſe war es, die auf unbeſchreiblich rührende Weiſe die beyden jungen Gemüther über ſich ſelbſt erhob und für's ganze Le-

ben vereinigte. Im ächten Dienſt der Minne verfloſſen Don Fernando's Tage an der Seite der angebeteten Roſaura. Ein zauberiſches Lächeln von ihren Roſenlippen, ein zärtlicher Blick aus ihren von Rührung feuchten Augenhimmeln, gab ſeiner Sehnſucht auf Wochen hin Befriedigung. Sie wandelten Hand in Hand durch die Schattenhaine ihres Edens, ſaßen bald neben einander während der Mittagsglut in kühler Felſengrotte, wo Fernando Roſauren aus ſeinen Lieblingsdichtern vorlas, bald im Vollmondslichte am Silberquell, vom Balſamgedüft ihrer Blumenfelder umweht, bis der gewohnte Hornesruf Roſauren von ihrem Liebling trennte, der mit den ſüßen Hoffnungen des Wiederſehens ſie verließ, und mit ſtets erneuter Sehnſucht zu dem Geſchäft erwachte, für die Angebetete ſeines Herzens die ſchönſten Blumen zu pflücken, die ſeltenſten Gewächſe in vergoldeten Scherben, die bunteſten Papagayen um ihren Lieblingsſitz auf immer neue Weiſe zu ordnen, aus allen Wegen, die er ſie heut führen wollte, jeden Stein, jeden herabgefallnen Zweig wegzuräumen, der ihren zarten Fuß verwunden, ihren Elfenſchritt aufhalten konnte. Der Abt ſah dies Alles mit an, las noch weit mehr in der ihm offnen Seele ſeines Pfleglings, und dankte dem Himmel für die Leitung ei-

ner Begebenheit, deren Ende er nicht vorauszusehn vermochte. Treulich berichtete er, ergriffen, wie er sich fühlte, an Don Astolfo, der ihm aber mit bitterm Scherz vergalt und Zufriedenheit nur aus der Versicherung des Abtes zu schöpfen vermochte, daß Fernando sein jetziges Leben mit Rosaura, gegen das Leben in der Welt ohne sie, freywillig nie vertauschen würde, und daß, geschäh' dies je, des Jünglings Geist den mannigfachen herben Erfahrungen, die ihm dann bevorstünden, erliegen und auch den Körper aufreiben müßten, so daß er entweder wahnsinnig werden oder schnell dahin welken würde. Ein halbes Jahr war den beyden Liebenden in ungetrübtem Glück verstrichen, als eine Depesche vom Oheim an den Abt, wie ein Blitz vom blauen Himmel, sie in Schrecken setzte. Ein Ereigniß hatte sich begeben, das der Klügste nicht hatte voraussehen, noch dessen Folgen berechnen können, und das urplötzlich, ohne den Hauptzweck zu verändern, dennoch Don Astolfo's bis hierher befolgte Pläne ganz unnütz machte. Sein Sohn, Don Juan, um dessen einstigen desto größern Glanz Fernando zum Blödsinnigen gemacht werden sollte, dieser Don Juan, mit achtzehn Jahren Obrister der königlichen Garde, war im Zweykampf erstochen worden! Sollte Astolfo nicht vor sich

ſelbſt beſchämt daſtehn, ſollte der ungeheure Aufwand, den der Aufenthalt in Murcia gekoſtet, nicht bloß für das theure Spielwerk eines blödſinnigen Knabens weggeworfen ſeyn, ſo mußte man aus dieſer Schickſalstücke Nutzen ziehn: ſo mußte der blödſinnige Fernando auf einmal klug, gut und der Ehre würdig ſeyn, als Don Aſtolfo's Schwiegerſohn Roſauren die Hand zu reichen. Aber ſo mächtig auch der Gouverneur von Andulaſien war, ſo konnte er doch die öffentliche Meinung, dieſes Palladium der Redlichen, nicht zwingen zu vergeſſen, daß er ſelbſt vor ſechs Monaten überall verſichert hatte, Fernando ſey und bleibe der Bemühungen der Aerzte ſowohl als ſeiner väterlichſten Pflege und Sorgfalt zum Trotz — blödſinnig. Don Aſtolfo fühlte am beſten, daß eine plötzliche Verſicherung vom Gegentheil an ſich ſchon wenig Glauben finden, allein in Verbindung mit einer Heurath zwiſchen Fernando und Roſaura den Spöttern gar zu viel Feld einräumen würde. Daher beſchloß er Roſauren zurück zu rufen und den Neffen Fernando in Begleitung des Abtes ein Jahr auf Reiſen zu ſenden. So ward alles ausgeglichen. Was der Kunſt der Aerzte nicht geglückt, konnte der Veränderung von Luft, Lebensweiſe, dem Reiz der Neuheit und fremder Ein-

drücke gelingen. Dabey ließ ſich erwarten, daß der Jüngling in der Fremde am erſten ſich in der neuen Welt einbürgern und nicht mit einer Unbeholfenheit in des Oheims Haus zurückkehren werde, die jenem auf unbequeme Fragen über die Erziehung, die er dem Neffen geben laſſen, zu antworten zwänge. Da es ſein Grundſatz war, die Menſchen ſtets in der Hand zu behalten und ihnen erſt durch den Erfolg wiſſen zu laſſen, wozu ſie beſtimmt geweſen, ſo ward dem Abte befohlen Roſaura und Fernando durchaus nicht zu entdecken, daß ſie für einander beſtimmt ſeyen. Don Aſtolfo hatte kaum ſeine Befehle für den Abt niedergeſchrieben, als ihm die Weiſung kam, der König wolle in vier Wochen eine Reiſe in die mittägigen Provinzen des Reiches beginnen, die Provinz Murcia als den Mittelpunct des zu bereiſenden Cirkels feſtſetzen und deshalb auf dem daſelbſt gelegenen Landſitz ſeines Günſtlings Wohnung nehmen. Nun war kein Augenblick zu verlieren. Aſtolf riß ſeine Depeſche an den Abt wieder auf, befahl ihm die jungen Leute ſogleich zu trennen, Donna Roſaura zurückzuſchicken und ſich mit Fernando binnen zweymal vier und zwanzig Stunden auf den Weg nach Paris zu machen. „Da Ihr mir meldet" — ſetzte er hinzu — „daß die Lie-

bestollheit die Beyden gewaltig ergriffen und ſie wohl gar — lächerlich genug — an Widerſtand denken dürften, ſo ſende ich Euch einige handfeſte Männer. Für Don Fernando's Leben bürgt mir das Eure. Nützt er mir ſchon lebendig nicht viel, ſo wäre er mir doch todt höchſt ſchädlich!" Man kann denken, in welcher Verlegenheit der Abt ſich befand, als er dieſen Brief erhielt. War es ihm auf der einen Seite lieb, daß die Zeit gekommen, jene kindiſchen Täuſchungen fallen zu laſſen, ſo zerriß es ihm auf der andern Seite das Herz die beyden Menſchen mit jener bittern Trennungsnachricht, der er auch nicht einen Tropfen Hoffnung beyzumiſchen wagen durfte, niederzuſchmettern. Er glaubte gelinder zu verfahren, wenn er noch einmal zur Illuſion, die ſo lang die Beyden beglückt hatte, ſeine Zuflucht nähme, und verkündete ihnen in dieſem Sinne, daß nach einem durch die Conſtellation ihm kundgewordnen Schickſalsſchluß ihnen die Trennung ganz nah bevorſtände! Als hätte Grabesodem die beyden blühenden Geſtalten angehaucht, ſo ſtanden ſie bey dieſen Worten geiſterbleich, zitternd, die Augen voll ſchwerer Thränen, die der Schreck feſthielt, vor dem Abte. Das Herz blutete dieſem, und kaum vermochte er ſeine Faſſung zu behalten, als die ſchuldloſen Ge-

ſchöpfe ſich vor ihm niederwarfen, ſeine Hände mit Küſſen und Zähren bedeckten, von ſeiner Weisheit Abwendung des entſetzlichen Schlages flehten, und er verwünſchte heimlich Don Aſtolf's grauſame Machinationen. Indeſſen hatte er keinen Troſt für die Unglücklichen; nur Thränen des Mitgefühls. Allein wie erſtaunte er, als Fernando mit einer Kraft, die weit über ſeine Jahre und Conſtitution hinausgieng, aufſprang, die halb ohnmächtige Roſaura an ſein Herz riß und ausrief: Nun wohlan, ſo ſey denn der Kampf mit dem Schickſal beſchloſſen und es theuer geſchworen, daß keine Macht lebendig mich von Roſaura trennt. Und du, o heiliges Weſen, das du ſo oft edle Liebe ſchützteſt und treuer Ritter Arm ſtärkteſt, verleihe auch dem Meinigen, der noch kein Schwerdt führte, Kraft, damit Keule und Schleuder durch ihn todtbringende Waffen werden. Erwache, Roſaura, und ſage ſchon heut der unbekannten Macht, die jeden Abend dich aus meinen Armen ruft, den Gehorſam auf. Ich ſchütze dich und weiche nicht mehr von deiner Seite! —" Mit dieſen Worten umfaßte er Roſaura und verließ mit ihr den betroffnen Geiſtlichen. Was ſollte er thun? Eine Gunſt des Schickſals verkündigen, die Roſaura erlaubte den Geliebten nicht mehr zu verlaſſen? Das war

zu gefährlich und zeigte eine Schwäche, die den erwachten Mannessinn Fernando's wohl leicht zu neuen Widersetzlichkeiten hätte reizen können. Die Zeit drängte, denn dem Abt war Kunde gekommen, daß das Gefolge bereits im nahen Städtchen eingetroffen und Don Astolfo's Getreue noch am heutigen Abend sich der jungen Leute bemächtigen wollten. Der Abt entschloß sich daher, mit einem Schlage die Ideenwelt, in der sein Zögling bis jetzt gelebt, zu vernichten. Er eilte zu ihm und bat ihn einen Spaziergang mit ihm zu machen, weil er ihm etwas Hochwichtiges zu entdecken habe. „Recht gern" — erwiderte Fernando, — „allein Rosaura begleitet uns, sonst gehe ich nicht von der Stelle!" — Er war von seinem Sitze neben der Geliebten aufgestanden und der Abt sah nicht ohne Bekümmerniß, daß eine schwere Keule in seinen Händen ruhte, eine Schleuder an seinem Halse hing. Rosauren's Gegenwart konnte nichts hindern, im Gegentheil ihr Zeugniß von großem Gewicht bey den Dingen seyn, die Fernando jetzt erfahren mußte. Er begann daher seine Erzählung, indem er von Fernando's Geburt anfing und ihn als einen höchst schwächlichen Knaben schilderte, der einer ganz besondern Art von geistiger und körperlicher Pflege bedurfte. Die Furcht, daß übles Bey-

ſpiel und Verführung, vor welcher man nie ſicher ſey, den theuern Sprößling noch früher aufrieben, habe den weiſen Oheim bewogen, denſelben nach Murcia auf ſein Landgut zu ſenden, und ihm dort in der reizendſten Abgeſchiedenheit eine Erziehung geben zu laſſen, die, indem ſie der, mit der Muttermilch eingeſognen Schwärmerey durch einſtweiliges Eingehn in dieſe Schwäche zu Hülfe käme, den Kränkelnden nach und nach kräftigte in die würkliche Welt einzutreten, die allerdings von jener, die Fernando bis hierher kennen gelernt, ganz und gar verſchieden ſey. Die menſchenfreundliche Anſicht, einen Wahn, der ſeine Anhänger beglücke, ſo ſpät als möglich, und nicht früher zu zerſtören, als bis er ihnen ſelbſt ſchädlich zu werden beginne, habe Don Aſtolfo abgehalten, ſeinen Neffen früher aus dem Schlummer zu wecken. Jetzt aber ſeyen Verhältniſſe eingetreten, die dies Erwachen nöthig machten und zugleich zeigen würden, ob Don Fernando ſich am Gängelbande einer gelinden Erziehung zu dem kräftigen Schritt der Würklichkeit, in welche er nun ſelbſt eintreten müſſe, erſtarkt habe. Er möge daher von nun an Zauberer und gute Feen, Drachen und Zwerge, Paladine und verwünſchte Prinzen für das halten, was ſie wären, — Dichtungen zur Erhaltung der Geiſter

vom Geſchäftsleben — erfunden, aber ſich eben ſo wohl hüten an ihre wahrhafte Exiſtenz zu glauben, als ſeine künftigen Beſchlüſſe und Handlungen von der Stellung der Geſtirne, den Wahrſagereien der Zigeuner und ähnlichen Alfanzereien abhängig zu machen. Der König, ſo wie die Landesverfaſſung vertrete dem edeln Spanier die Stelle der Zauberer und Feen vollkommen; gegen Drachen und ähnliches Ungethüm, wo es dergleichen geben ſollte, habe er ſeinen Degen, für geiſtige Kämpfe endlich die Religion, ſein Gewiſſen und die Ehre. Somit ſey er gegen alles gerüſtet und ſolle nur mit frohem Muth und hellem Blick in's Reich der Würklichkeit eintreten! — Der Abt ſprach mit aller Wärme, deren er fähig war, und hoffte ſeinem Zögling den Weg von der Dichtung zur Wahrheit eben ſo ſicher als leicht gemacht zu haben. Allein das iſt das Loos der Lüge, daß man ſich ihrer nie ungeſtraft bedient, und daß ſie ihr eignes Werk zerſtört; gleich jenen ſtarken Giften, die zwar für den Augenblick zu helfen ſcheinen, aber den Organism heimlich deſto tiefer und gefährlicher untergraben. Don Fernando hatte mit ſprachloſem Erſtaunen zugehört. „Ihr habt mich" — nahm er endlich das Wort — „in eine Lage verſetzt, die ich Euch nicht zu ſchildern vermag! Gleich einem, der bey einem furchtbaren

Sturze, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend; ſich ſeines Zuſtandes bewußt würde, bin ich keinem von beyden angehörig, und werde den Abgrund nur gewahr, um ihn im entſetzlichen Fall mit dem eignen Körper zu meſſen. Den Boden, auf dem ich bisher wandelte und froh ward, habt Ihr mir unter den Füßen entrückt, ohne mir einen andern unterzuſchieben, auf dem ich einwurzeln könnte. Zwar bietet Ihr mir, wie ihr ſagt, zum neuen Vaterlande das Reich der Wahrheit an. Aber was ſoll ich von einem Reich der Wahrheit halten, deſſen Pforten ſich mir mit einer Lüge erſchließen? Mit einer entſetzlichen Lüge, die mir das ganze Glück meines Lebens koſten kann! Habt Ihr überlegt, als Ihr meinen bisherigen Glauben für Täuſchung, Eure bisherigen Lehren für Betrug und nur die neue Welt der Wahrheit meiner Achtung werth nanntet, daß Ihr Euch durch Euern eignen Ausſpruch als höchſt verachtungswürdig erklärtet? Wart Ihr fähig mich acht Jahr hindurch unausgeſetzt zu betrügen, wer ſteht mir dafür, daß Ihr jetzt Wahrheit ſprecht? Konntet Ihr, der Vertraute meines Oheims, konnte er, Roſaura's Vater, ſo lang im Dienſt der Lüge ſtehn, wer bürgt mir dafür, daß die Menſchen Eurer neuen Welt wahrhaftiger ſind? Aber, wenn es weder böſe Zaubrer, noch gute Feen, keine zu

fürchtenden Conſtellationen und kein unverſöhnliches Geſchick giebt, wenn wir alle unter Gottes Schutz und der väterlichen Obhut eines herrlichen Monarchen und einer väterlichen Verfaſſung ſtehn, die — wie Ihr ſagt — jedem Spanier, als Kind einer großen Familie, zu rathen, zu helfen, beyzuſtehn, verpflichtet und geneigt ſind, wie könnte es dann geſchehn, daß man mich Unglücklichen ſo entſetzlich auszeichnete, mich in einer geträumten Welt erzög, um mich ihr plötzlich zu entreißen und in eine fremde hinaus zu ſtoßen, wo ich entweder noch einmal erzogen, oder ſie mir und ich ihr zum immerwährenden Aergerniß werden muß? Was war der Zweck dieſer Thorheit oder Grauſamkeit? — Wie dem Allen auch ſey, Ihr begreift, daß mich nach dem neuen Lande, in dem mir die beyden Menſchen, die mir armen Waiſe am nächſten ſtehn, mein Oheim und mein Erzieher, als ſchwachköpfige oder herzloſe Betrüger entgegen treten — ohnmöglich ſehr verlangen kann. Es giebt nur ein Weſen für mich voll Wahrheit und Liebe, Donna Roſaura, und Ihr vernahmt meinen Entſchluß, mich nie von ihr zu trennen. Daher wiederhole ich den Schwur —

„Vergeßt nur nicht" — fiel der Abt ein, der bisher in ſtummer Beſchämung zugehört — „ver-

geſt nicht bey Euerm Schwur, daß Donna Roſaura als Tochter, Ihr als Mündel, in der Gewalt Eures Oheims ſeyd, den der König und die Geſetze in der Behauptung derſelben ſchützen werden!"

„Elender!" — rief Fernando mit zornblitzenden Augen — „Lernet doch Eure Lügen beſſer auswendig! Kann denn ein Monarch, können Geſetze, die Eure feile Zunge ſo eben als weiſe und väterlich prieſen, einen Unterdrücker ſchützen, einen Betrüger gegen Unſchuld und Recht vertreten wollen? Bin ich ein Spanier, bin ich der Sohn eines Granden? Bin ich ein Verbrecher oder ein Wahnſinniger? Steht mir der Weg zum Throne des Königs ſowohl, als zum Tribunal jedes Ortsrichters offen oder nicht? — Darum erſchließt mir die Pforten des Parks, oder ich ſtürze mich mit Roſaura von den Felſenmauern, die ihn umſchließen, in's Land der Wahrheit, das Ihr mir verkündet, hinab!" — Der Abt ſah nun wohl, daß er bey ſeinem Zögling allen Glauben verlohren, ſo wie, daß hier nicht zu ſpaßen ſey, und wenn er auch hoffte, daß dieſe Kraftaufwallung vorüber gehn würde, ſo hatte er doch jetzt keine Zeit dies abzuwarten. Er wandte ſich daher mit ſeinen Bitten an Roſaura, damit ſie ihren Ge-

liebten nur zu einem Aufſchub von einem Tage bewegen, und die Ausbrüche eines Unwillens beſchwören möge, die ihnen allen ſchaden und den Zorn des Oheims aufs Höchſte treiben würden. Am nächſten Abend ſchon würden ganz unausbleiblich Nachrichten von Don Aſtolf einlaufen, die zuverläſſig den Wünſchen der Liebenden günſtig lauteten. Da er Roſaura's Furcht vor ihrem Vater kannte, ſo durfte er es wagen, ihr, unter dem Schwur des tiefſten Geheimniſſes, etwas von Aſtolf's Plänen ahnen zu laſſen. Roſaura verſprach den Geliebten zu beruhigen, und eilte zu ihm, der wenige Schritte davon in der Felſengrotte ſich unmuthig auf's Moos geworfen hatte. Kaum ſah ſich der Abt hierüber ſicher, als ihm das verabredete Zeichen gegeben ward, welches ihm die Ankunft der Vertrauten Don Aſtolfo's ankündigte. Auf verborgnen Wegen eilte er ihnen entgegen, beſchloß aber, ſich bey der Ausführung der kühnen That entfernt zu halten, um nicht dem Jüngling, als Mitverſchworner gegen ſein Glück und ſeine Freyheit, gar zu widerwärtig zu erſcheinen.

So ſtanden denn die Liebenden der letzten Stunde ihres hier ſo ungetrübt genoſſenen Glückes, ohne

es zu wiſſen, gegenüber, und eine finſtre Zukunft thürmte ſich ahnungsvoll dahinter empor. Als ſcheue ſich der Mond den ſtillen Schauplatz ihrer unſchuldigen Freuden zu gewaltthätigem Frevel zu beleuchten, blieb er verhüllt, und Dunkel lag brütend über der Gegend und dem langen Bogengang am Strome hinab, durch den Roſaura nach dem Pavillon mußte, den ihr der Abt, ſeit ſie nicht mehr zu verſchwinden pflegte, zur Nachtruh angewieſen. Eine bange Schwüle quoll ihr heut entgegen, als ſie ihn an des Geliebten Arm betrat. Als ging ein leiſes Geflüſter hinter den Taxuswänden auf und nieder, ſo rauſchte und kniſterte es bald da, bald dort. Schweigend hatten ſie die Mitte des Ganges erreicht, da vertraten urplötzlich zwey hohe ſchwarze Geſtalten ihnen den Weg. Federn wogten auf ihren Hüten, Schwerdt und Sporen klirrten unter ihren Tritten. Roſaura ſchrie laut vor Schreck. Im Nu flammten ringsum Fackeln mit düſterrother Glut auf, aus den Hecken traten Vermummte hervor, in deren Händen Waffen blitzten. „Wir ſind betrogen, Fernannando!“ — ſchrie Roſaura, als ſich zwey Männer ihrer bemächtigten. „Schändlicher Verrath!“ — rief Fernando, mit ſeiner Keule einen furchtbaren Schlag auf denjenigen führend, der eben Roſauren

emporhob. Allein der Schlag hallte dumpf vom eiſernen Küras zurück, und im Augenblick war Fernando von hinten ergriffen, überwältigt und entwaffnet, indeß Roſaura, in einen dichten Schleyer gehüllt, nach dem Strome getragen ward, wo eine Barke ſie aufnahm. Fernando hatte einen Baum ſo feſt umklammert, daß es unmöglich war, ihn ohne große Gewalt loszureißen. „Roſaura" — rief er mit herzzerreißendem Schmerzenslaut — „Licht meines Lebens, gedenke mein!" — „Ewig, ewig Geliebter!" — jammerte die Verhüllte. Einen Augenblick noch flammten die Fackeln hoch auf, weithin des Stromes dunkle Fläche erhellend, dann verloſchen ſie plötzlich, die Stimmen ſchwiegen, eilige Ruderſchläge durchſchnitten die Flut, und Fernando ſank bewußtlos zu den Füßen ſeiner Peiniger nieder. —

Sorgenvoll ſtand der Abt an Fernando's Lager, ungewiß ob er, der ſeit einigen Stunden kein Lebenszeichen gegeben, je wieder erwachen würde. Endlich ſchlug der Jüngling die Augen auf. „Roſaura!" war das erſte Wort, das er über die Lippen brachte. Der Geiſtliche trat herbey und bemühete ſich, auf die liebreichſte Weiſe, ihn an die

neue Welt zu erinnern, die er so bald betreten sollte, und die unbezweifelt der Aufmerksamkeit eines denkenden Wesens würdiger sey, als jene mährchenhafte, die die Verhältnisse zertrümmert hätten. Don Fernando's Blick ruhte mit dem Ausdruck der unbeschreiblichsten Verachtung auf dem Abte, der unwillkührlich die Augen niederschlagen mußte. „Die Verhältnisse?" — sagte er gezogen und bitter — „haltet mir's zu gut, Herr Abt, daß mir aus Euerm Munde die vernünftigsten, ehrwürdigsten Dinge wie Lüge klingen, und daß mir vor einer Welt ekelt, die Ihr empfehlt. Thut mir den Gefallen, hübsch Alles in's Künftige beym Namen, z. B. Rosaura und mich, das Opfer ruchloser Gewalt, die Verhältnisse eine Kette von grausamen Nachstellungen und herzlosen Combinationen, Euch selbst den verachtungswürdigen Helfer eines unerhörten Bubenstückes zu nennen. So verstehn wir uns ordentlich!" — Der Abt schwieg seufzend. Er begnügte sich von nun an nichts mehr von dem Herzen, sondern alles von der Vernunft seines Zöglings zu verlangen. So eröffnete er ihm Astolfo's Befehl, sich zur Reise nach Frankreich, Deutschland und Italien bereit zu machen, nach deren Beendigung er in die Heymath zurückkehren solle. „Und dann?" frug Fernando. Der

Abt zuckte die Achseln und betheuerte, daß ihm von den Plänen des Vormunds nichts Weiteres bekannt sey. „Gut" — nahm der Jüngling das Wort — „ich weiche der Gewalt. Abtr. thut mir den Gefallen, Don Astolfo zu melden, es sey weit heilsamer mich nicht wegzusenden. Denn sagt selbst, wenn ich nur einigermaaßen Sitten und Gebräuche, Menschen und Gesetze in jenen, wie Ihr sagt, so cultivirten Ländern beobachte, was kann dann aus dieser Kenntniß anders als der tiefste Abscheu gegen den Oheim und seine Helfershelfer hervorgehn?" —

Tags drauf reisten die Beyden ab. Der Abt hoffte viel Gutes von dem Reiz der Neuheit, der von allen Seiten her auf den Jüngling zuströmen mußte. Und in der That waren der Dinge soviel, über die der wißbegierige Fernando unterrichtet seyn wollte, daß sich ein fast unausgesetztes Gespräch zwischen ihm und dem Abte anknüpfte. Allein wie sehr irrte dieser in der Hoffnung, sich durch den Nutzen seiner Aufklärungen dem Herzen Don Fernando's wieder zu nähern. Je schneller und richtiger dieser die neuen Verhältnisse auffassen und beurtheilen lernte, je mehr fühlte er, daß er mit den riesenhaftesten Anstrengungen, im Jünglingsalter an Kenntniß und Erfahrung ein Knabe, im

Mannesalter höchſtens ein verſprechender Jüngling ſeyn werde, und ein tiefer Haß gegen den Unterdrücker ſchärfte ſich je mehr und mehr.

Paris war erreicht, und die Empfehlungen ſo wie der Glanz, mit welchem Don Fernando an der Seite ſeines Führers auftrat, richteten bald alle Augen nach ihm. Seine angenehme Geſtalt ſowohl, als die Sonderbarkeiten, die über ſeine frühere Erziehung laut geworden, und ſich hier und da aus ſeiner Unbekanntſchaft mit den Gebräuchen der großen Welt als gegründet bewieſen, vermehrten das Intereſſe an ihm. Mancher Gauner und manche abgelebte Coquette glaubten an dem Neuling einen guten und leichten Fang zu thun, und wurden gewaltig in ihren Erwartungen betrogen. Fernando's beſtändiger Ernſt, der ſelten einer heitern Stimmung, wie ſie in ſeinen Jahren zu erwarten geweſen, wich — machte ihn für Geſchöpfe dieſer Art völlig unzugänglich. Die Liebenswürdigkeit einiger ſchönen Frauen, in deren Häuſern er Zutritt gefunden, ſchien eher geeignet ihm die wahre Weltkenntniß mitzutheilen. Der Abt, gemäß Don Aſtolf's Inſtruction, überließ ihn dort ſich ſelbſt und jenen reizenden Damen, der Blüte

franzöſiſchen Geiſtes und franzöſiſcher Liebenswürdigkeit. Fräulein Juſtine Desfours, die im Hauſe ihrer Tante, der Wittwe eines Parlamentspräſidenten, ſich aufhielt, konnte ſich rühmen Fernando's Aufmerkſamkeit mehr als irgend eine ihrer Landsmänninnen zu beſchäftigen, obſchon ſie ganz das Widerſpiel ſeiner Gemüthsart darbot. Von queckſilbergleicher Unruh und Lebendigkeit beſeelt, war ihr der ernſte Jüngling, mit ſeinen melancholiſchen ſchwarzen Augen, ſeiner großartig klingenden Sprache, der Grandezza in allen ſeinen Bewegungen, die ſich auf das Sonderbarſte mit einer glühenden Einbildungskraft und ſelbſt einem gewiſſen Ungeſtüm im Außern verband, eine höchſt unterhaltende Erſcheinung. Sie übernahm es, ihm Geläufigkeit im franzöſiſch Sprechen beyzubringen, und wollte vor Lachen ſterben, wenn er in ſeinem Kauderwelſch Geſinnungen von Beſtändigkeit in der Liebe und von einer Sittenreinheit an den Tag legte, die man damals zu Paris in einem Roman langweilig, im Leben aber höchſt lächerlich und cruellement gothique — wie es in der Kunſtſprache der ſchönen Welt hieß — gefunden haben würde. Wenn er des Nachmittags zu der alten Präſidentin kam, ſo hüpfte ihm Juſtine entgegen, ſprang zehnmal um ihn herum, muſterte ſeinen Anzug, zupfte an ſeinem Jabot,

besprengte ihn überreichlich mit wohlriechenden Wäs-
sern, versicherte ihn, daß er wie ein Bär aus den Pyrenäen aussehe, richtete ihm mit ihrer kleinen Hand den Kopf in die Höhe und bemerkte begü-
tigend, er sey „passablement joli garçon pour un espagnol!“ Dann sprang sie davon, holte ihre Theorbe und bat ihn um ein spanisches recht schwermüthiges Lied, wobey sie zwey, drey Thrän-
chen weinte, dann ihn auf die Finger schlug und ihn aufzuhören beschwor, weil ihr das Geschwirr der Saiten Migraine mache, ihm das Instrument aus der Hand riß, und das Bouquet, das sie am Busen trug, in's Gesicht warf. Lauter französische Liebenswürdigkeit, die Fernando mit beyspielloser Langmuth ertrug, und die ihm höchstens ein Kopf-
schütteln mit lächelndem Munde entlockte. Ver-
muthlich mochte er Justinens Tante, in seiner aus Poesie und Unerfahrenheit gemischten Weise, sehr wenig gefährlich vorkommen, denn sie ließ ihn oft Stundenlang mit ihrer Nichte allein. Einst, er hatte sich, mit der gewöhnlichen unerschöpflichen Ge-
duld, Justinen's tausend Tollheiten hingegeben, hatte mit ihr bald gespielt, bald gelesen, bald getanzt, bald gesungen — trat sie vor ihn hin und frug, ob er sie denn nicht höchst liebenswürdig finde. „Unbeschreiblich“ — erwiederte Fernando zerstreut

und an Rosaura denkend. „Gefalle ich Ihnen denn nicht?“ fuhr sie fort. „O“ — entgegnete Fernando — „ganz außerordentlich! Gewiß, so wie Sie einmal sind, ganz außerordentlich!“

„Wissen Sie wohl, daß ich das schönste Mädchen in Paris bin?“

„Ich kenne nicht alle Mädchen dieser Stadt, allein unter den schönen, die ich kenne, tragen Sie allerdings den Preiß der Schönheit davon!“

„Nun, wenn Sie das finden, so begreife ich nicht, daß Sie mich noch nie um einen Kuß gebeten haben! Soll ich ihn vielleicht Ihnen anbieten?“

„Gott behüte, Fräulein! Ja, ich würde diese Gunst nicht einmal benutzen können!“

„Wie so? Sie würden mich — “

„Nicht küssen!“

„Nicht? O das ist einzig! Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“

„Weil alle meine Gedanken, Worte und Werke und folglich auch meine Liebkosungen, einem über allen Ausdruck holdseligen, reizenden, himmlischen Wesen gehören.“

„Der Engel! Und wo lebt er? Doch wohl hier in Paris?“

„Nein, in Spanien.“

Juſtine wollte vor Lachen vergehn. „Guter Freund, Sie ſind ein romantiſcher Narr!“— Damit warf ſie ſich in das Sopha und kaute an den Nägeln. Nach einigen Augenblicken, während welchen Fernando träumeriſch auf der Laute geklimpert hatte, trat ſie mit thränenvollen Augen vor ihn: „Ich ehre Ihre Beſtändigkeit, Don Fernando. Ach — ich liebe auch, unausſprechlich — aber hoffnungslos!“

„Iſt's möglich, Fräulein“ — rief Fernando — „das knüpft ein neues Band zwiſchen uns. Nicht wahr, Sie wollten mich nur auf die Probe ſtellen? O denken Sie künftig beſſer von mir! — Kenne ich den Glücklichen?“

„Vielleicht. Monſ. Lequin, mein Lehrer in der Mahlerey — ein trefflicher Künſtler, ich verſichere Sie! Er war auch in Madrit, der König hat ihn reiſen laſſen. O er iſt delicios. In Spanien hat er allen Mädchen den Kopf verrückt!“

„Ich kenne die ſpaniſchen Mädchen nicht von dieſer Seite“ — lächelte Fernando cauſtiſch — „allein ich möchte den Herrn Lequin ſehen, das muß ja ein wahrer Apoll ſeyn!“

„Gewiß, das iſt er! — Hören Sie — mir kömmt ein Gedanke — ein herrlicher, entzückender Gedanke. Bleiben Sie — nicht von der

Stelle — im Augenblick bin ich wieder bey Ihnen!" — Sie hüpfte fort. Bald kam ſie, vom Kopf bis zu den Füßen Grau verhüllt wieder. „Geſchwind, Fernando, Ihren Arm. Sie haben doch Ihren Degen?"

„Ein Spanier geht nie ohne Degen, Fräulein, aber was ſoll ich denn?"

„Eine Leidende beſchützen, die ſich Ihnen anvertraut. Geſchwind kommen Sie. Ein paar hundert Schritte, ſo ſind wir da!"

Fernando mußte folgen, er mochte wollen oder nicht. Es ging die Treppen hinab, zum Hauſe hinaus, die Straße entlang, jetzt rechts in ein kleines Gäßchen, das bey der einbrechenden Dämmerung ziemlich dunkel war. Juſtine klingelte an einem kleinen Hauſe. Die Thür öffnete ſich. Sie ſtiegen die Treppe hinan und traten in das Arbeitszimmer Herrn Lequin's, eines jungen Herrn von ziemlich luſtigem Anſehn. Juſtine warf ſich auf's Sopha und fand keine Worte vor Lachen über Fernando's ernſthaftes Geſicht, auf dem ſich einiges Misbehagen über dieſe Myſtification zeigte. Er behielt indeſſen ſeine Faſſung, und beſah die Arbeiten, die an den Wänden umher ſtanden, mit Aufmerkſamkeit, die dreiſten Scherze des Lequin

überhörend, die er ſich gegen das Fräulein erlaubte, das ihm viel heimlich zu ſagen hatte.

„O zeigen Sie doch" — rief Juſtine — „zeigen Sie doch dieſem Herrn, der einen Engel in Spanien zurückgelaſſen hat, einige Ihrer dortigen irdiſchen Eroberungen."

Der Geck von Mahler that, als ob er ſich auf die Eine aus ſo vielen beſinnen müſſe, und ſuchte lange in ſeinem Carton, indeß Fernando, innerlich über die Unwürdigkeit der Beyden empört, mit ſeiner Degenquaſte ſpielte. Der Mahler hatte jetzt das verlangte Portrait gefunden und auf die Staffeley geſtellt. Es war ein kleines Bildchen auf Elfenbein gemahlt.

„Ha" — rief Fernando, Roſaura augenblicklich erkennend, hoch entrüſtet — „wie kommt Ihr zu dem Bilde? Wie könnt' Ihr Euch unterſtehn es hier aufzuſtellen? Wer gab Euch die Erlaubniß dieſe Dame zu mahlen? Wißt Ihr, wen es vorſtellt?"

„Was für eine Menge unnützer Fragen" — erwiederte ſpottend der Franzos — „allerdings kenne ich die Dame, es iſt Donna Roſaura, des Gouverneurs von Andaluſien, Tochter. Ich habe ſie aus dem Gedächtniß gemahlt, und möchte den ſehen, der mich darüber zur Rede zu ſtellen das Recht hätte?"

„Ich habe dies Recht" — fuhr Fernando auf — „ich habe das Glück Donna Roſaura's Verlobter zu ſeyn, und werde nie geſtatten, daß ein Andrer ihr Bild beſitze. Ich befehle Euch daher, es mir ſofort auszuliefern. Hier — er warf ihm ſeine Börſe hin — nehmt dies für Eure Arbeit!"

„Nicht um Eures Königs Silberflotte" — entgegnete der Franzos, die Börſe an die Erde ſchleudernd. — „Uebrigens macht mich Eure ächt nationale Donquichottade herzlich lachen. Fräulein Roſaura wird wohl Eure Erlaubniß nicht erwartet haben, um ihre Anbeter mit ihrem Portrait, oder wohl gar dem Original zu belohnen!"

„Nichtswürdiger franzöſiſcher Schuft" — ſchrie Fernando außer ſich — „das Bild oder meinen Degen in Euer verläumderiſches Schurkenherz!"

Der Franzos zerbrach das Bild in tauſend Stücke und warf es Fernando vor die Füße. „Dies dem ungezogenen Knaben" — ſagte er ruhig — „jetzt eine Züchtigung dem lächerlichen Prahler!" — Er zog den Degen, der im Winkel lehnte, aus der Scheide und trat Fernando gegenüber.

„Bravo, mein tapfrer Landsmann" — rief Fräulein Juſtine dazwiſchen — „bleibt dem ſpaniſchen Fabelhelden nichts ſchuldig."

„Ich kann Eure Geſinnungen nur beklagen, mein Fräulein" — entgegnete Fernando — „ſo wie Euch und Euern ſaubern Galan von Herzen verachten!" — Mit dieſen Worten fiel er gegen den Franzoſen aus.

Beyde waren gute Fechter. Allein Fernando's edler Zorn übermannte die kalte Geſchicklichkeit ſeines Gegners und nach einigen Stößen ſaß Fernando's Degenſpitze tief in des Mahlers Seite, der von Blut überſtrömt, zu Boden ſank. Sogleich warf Fernando den Degen weg und wollte dem Verwundeten beyſtehn. „Bemüht Euch nur nicht — ich ſterbe wohl noch nicht an dieſer Wunde und dann will ich von Eurer veſtaliſchen Geliebten ein Bild machen, daran alle Bagnio's ihre Freude ſehen ſollen!" —

„Ihr ſeyd und bleibt ein Schuft!" Erwiederte der Spanier achſelzuckend, warf den Degen in die Scheide und verließ das unwürdige Paar.

„De par le Roi!" — ſo rief beym Heraustreten ihm ein Policeybedienter entgegen, um den ſich eine große Menge Volk verſammelt hatte. Zum Glück war der Abt darunter, der ſeinem Zögling ſpaniſch zuflüſterte: „Keinen Widerſtand; in einer Stunde ſeyd Ihr frey!" — Don Fernando gab dem Officier ſeinen Degen und folgte

ihm, während sein Lehrer zum spanischen Gesandten eilte.

Nach ein paar Stunden ward er aus der Haft entlassen und ihm seine Freyheit durch ein Billet des Gesandten, doch mit dem Bedeuten angekündigt, sogleich von Paris abzureisen. Lecains Leben, setzte der Abt hinzu, sey noch nicht außer Gefahr. Fernando schritt schweigend und mismuthig über alle Verlegenheiten, die er als Folge seiner Erziehung voraussah, neben seinem Lehrer her. Sie verließen Paris, noch eh' der Tag graute, und schlugen die Straße nach Deutschland ein, weil ihnen Wien zu besuchen, vorgeschrieben war.

Don Astolfo hatte, wie wir gehört, dem Abte verboten gegen irgend jemand etwas von einer beabsichtigten Verbindung zwischen Rosaura und Fernando merken zu lassen, und wir haben in der Eigenthümlichkeit seines Characters den Grund dieses Verbotes einsehn lernen. Ob seine Tochter und sein Neffe einander haßten oder liebten, war ihm völlig gleichgültig, so lange sie nicht für einander bestimmt waren. Auch jetzt, da sie einander in Jahresfrist die Hände als Gatten reichen sollten, fragte er keinen Augenblick nach ihrer Ge-

ſtimmung für einander. Genug, daß er ſie erſehen hatte die Schätze und Namen zwey erlauchter Häuſer auf die Nachwelt zu bringen und die Hoffnung der Verwandten auf dieſen Beſitz zu vernichten. Der Abtes Bericht über den Vorfall in Paris überzeugte ihn indeß, daß der Neffe ohne des Oheims Vergunſt zu erwarten, ſich in deſſen Tochter verliebt habe, und, trotz aller anſcheinenden phyſiſchen Schwächlichkeit, Manns genug ſey, für dieſe Liebe ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen. Dieſer Zug von Selbſtſtändigkeit verdroß den Deſpoten, er würde indeß den Unwillen darüber zu äußern unter ſeiner Würde gehalten haben, wenn nicht die neue Richtung, die ſeine Pläne ſeit der Anweſenheit des Königs in Murcia erhalten, neue Maasregeln nothwendig gemacht hätten. Der Abt erhielt alſo noch in Paris eine Depeſche, in welcher ihm zuerſt ein ſcharfer Verweis über die Geſtattung eines Briefwechſels zwiſchen Fernando und Roſaura gegeben und vorgeſchrieben ward, nicht nur dieſe Correſpondenz zu unterdrücken, die Briefe Fernando's nicht abgehn zu laſſen, die Roſaura's zu unterſchlagen und an den Vater zurückzuſenden, ſondern auch dem Jüngling bekannt zu machen, daß Roſaura in drey Tagen dem Marcheſe R.... einem Angehörigen des königlichen

Hauſes, die Hand als Gattin reichen werde. Kaum traute der Abt ſeinen Augen, als er ſah, wie grauſam Menſchen und Schickſal hier mit zwey edeln für einander geſchaffnen Herzen ſpielten. Jener Marcheſe — der Abt wußte das wohl, hatte ſich früher dem Hofe durch Anwendung ausgezeichneter militairiſcher Talente im fremden Dienſt misfällig gemacht. Wahrſcheinlich war es der Politik gelungen, den glücklichen Feldherrn wieder für die Sache des Vaterlandes zu gewinnen; um ihn unauflöslich zu feſſeln, verband man ihn mit der Tochter des erſten Mannes im Staat nach dem König, und eröffnete Ausſichten, die wohl geeignet waren, ſowohl den Marcheſe als den Schwiegervater in ehrgeiziger Freude ſchwindeln zu machen. Der König wünſchte die Verbindung und die beyden Soldaten waren bald darüber einig. Roſaura's geſchah keine Erwähnung. Daß alle andre Verbindung als die bloß verwandtſchaftliche zwiſchen Fernando und Roſaura ohne weiteres aufhören mußte, war um ſo dringender, da der Marcheſe in ſeine ſchöne Braut ſehr verliebt und ſehr eiferſüchtig war. Der Abt ſah alles ein. Allein ſo blind er dem Aſtolfo ergeben war, ſo vermochte er es dennoch nicht ſeines Zöglings Herz, durch die Nachricht von Roſaurens Vermählung, zum zwey-

tenmale zu durchbohren. Er hatte jene Correſpondenz ſtillſchweigend zulaſſen zu dürfen geglaubt, weil er die Abſichten Don Aſtolfo's kannte, weil es das einzige Band war, das den verwaiſten Jüngling ans Leben feſſelte, und zugleich das einzige Mittel, in Fernando's Herzen nicht alle mildern Geſinnungen gegen den grauſamen Oheim ausſterben zu laſſen. Sollte er nun die paar ſüßen Hoffnungstropfen die dem Armen vom Schickſal ſo karg zugemeſſen waren, unbarmherzig durch jene Kunde vergiften? Er vermochte es nicht. Gleichwohl mußte dem Briefwechſel Einhalt gethan werden. Der Abt glaubte noch einmal zur Täuſchung ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen; er beſchloß Roſaura's Briefe zu unterſchlagen und ſie für **krank**, nach und nach für **kränker**, ja endlich für **todt** auszugeben. Durch dieſe Steigerung, die in keiner Art gegen Aſtolfo's Pläne vorſchritt, hoffte der Abt ſeinen Zögling allmähliger auf den Schlag, der ihn erwartete, vorzubereiten.

Die Reiſenden hatten die Gränze erreicht und bereits die geſegneten Fluren Süddeutſchlands betreten. In einem freundlichen Weiler zwang ſie eine Unpäßlichkeit Fernando's zu übernachten.

Kaum hatte der Pfarrer die Ankunft der beyden Fremden und daß einer von ihnen unwohl ſey, erfahren, als er zu ihnen in die elende Herberge eilte, und in gutem Franzöſiſch nicht ablies in ſie zu dringen, bis ſie einwilligten in dem geräumigen Pfarrhauſe ihre Wohnung zu nehmen. Als nach Verlauf eines Tages Don Fernando ſich nicht beſſer und zu ſchwach fühlte die Reiſe fortzuſetzen, ſo ſtellte ihnen der wackre Pfarrherr vor, daß ſie nicht allzuweit von ärztlicher Hülfe entfernt, beſſer thäten, den Ausgang der Sache hier abzuwarten, als ſich weiter hinein ins Gebürg zu wagen, wo ſie dann gezwungen ſeyn könnten, in dem elendeſten Dörfchen liegen zu bleiben. Der Abt nahm dies um ſo lieber an, als Fernando in ihn drang einen Reutenden nach der nächſten Stadt zu ſchicken, um Briefe, die auf der Poſt oder beym Banquier eingelaufen ſeyn müßten, abzuholen. Er verheelte nicht, daß Sehnſucht nach Kunde von Roſaura und die bange Ahnung, daß ihr etwas zugeſtoßen ſeyn müſſe, da ſie ihm nur einmal während des Aufenthalts in Paris geſchrieben, die Haupturſache ſeiner Unpäßlichkeit ſey. Der Abt, der wohl wußte, daß während dieſer Zeit ſowohl die Correſpondenz entdeckt, als auch die Vermählung vollzogen worden ſey, nahm die Gelegenheit wahr, Don Fernando in ſeiner Ver-

muthung, daß Rosaura krank ſey, zu beſtärken, obſchon er das Beſte von ihrer Jugend und Geſundheit erwarte. Während der Abweſenheit des Reutenden ging Fernando in einem Zuſtand von fieberhafter Anſpannung umher, welcher dem beſorgten Abte einigemal ſein Geheimniß zu entreißen drohte. Endlich ſprengte der Reuter in den Hof, Fernando ſtürzte ihm entgegen, der Abt, der ihm gefolgt war, riß haſtig das Paket auf. Keine Zeile an Fernando. Der arme Jüngling ward bleich und von angſtvollem Vorgefühl ergriffen, rief er aus: „Gütiger Himmel, mein Herz ſagt mir, Roſaura iſt für mich verloren!“ — Den, freylich ſehr allgemeinen, Troſtgründen des Abtes ſchien er wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken: deſto offner war ſein Herz dem milden Zuſpruch des Pfarrers und ſeiner Tochter Mathilde, einem reizenden, durch Geiſt und Herz gleich anziehenden Mädchen von Fernando's Alter. Er war des Mitgefühls ſo bedürftig, daß er keinen Anſtand nahm, ſeine holde Pflegerin mit der Geſchichte ſeines Herzens bekannt zu machen. Sie nahm dieſen Beweis von Zutraun mit jener innigen Dankbarkeit und Theilnahme auf, zu welcher ſich edle weibliche Herzen ſo gewaltig bey der Mittheilung des Schickſals zweyer unglücklich Liebenden angeregt fühlen. Da ſie durch die Kenntniß dieſer Angelegenheiten

ſicher war in Fernando nur den Freund zu finden, ſo gab ſie ſich der zärtlichſten Bekümmerniß um ihn ohne Rückhalt hin. Und o wie edel erſchien ſie ihm, als er ſie öfter ſah, ſie in ihrem Tagewerk beobachten konnte. Rein wie der Spiegelſee im nahen Walde war Mathildens Seele, ohne Ahnung, daß man etwas könne ſcheinen wollen. Zerſtörende Glut ſo wie herzloſe Kälte und Frivolität waren ihrer glücklichen Stimmung gleich fremd, in der nur ein Hauptton vorherrſchte — Wahrheitsliebe. Aber nicht jene beißige Tadelſucht, die ſich hinter der Wahrheitsliebe verbirgt und mit gefühllos roher Hand die verhüllten wunden Stellen des fremden Gemüthes dem ſchauluſtigen Publicum bloslegt: nein, jene wohlthätig durchwärmende, ſichernde Treue der Empfindung, die, unfähig zu heucheln, ihr Mitgefühl nicht verbirgt, aber dem Leidenden, ſo geneigt ſich zu übertreizen, dieſe Selbſtquälerey nicht geſtattet, ſondern ihn mit milder Hand auf die Würklichkeit zurückführt; jene Wahrheitsliebe, die voll Theilnahme am ächten Schmerz, nur für eins kalt bleibt — für nachgeäfften: voll Geduld bey fremden Schwächen, nur für eine ſchonungslos iſt — für die Lüge. Daher konnte ſie die tiefe Verachtung nicht unterdrücken, die in ihr bey Fernando's Beſchreibung von Juſtinen aufſtieg. Sie würde

eine ſolche Unnatur bemitleiden können — ſagte ſie oft — wenn ſie nicht überzeugt wäre, daß ſie dem ächt weiblichen Gemüth völlig fremd, nur bey der höchſten ſittlichen Verderbenheit ſtatt finden könne. Deſto inniger ergriff ſie Roſaura's Bild, und ihr Schmerz über das harte Schickſal dieſer Beyden ſchärfte ſich, als ihrem hellen Blicke nicht entging, daß Fernando nicht ahne, bis zu welchem Grade der abſcheulichſten Willkühr der Oheim ihn und Roſaura für ſeine Zwecke benuhe.

Der Abt hatte eines Tages auf einige Stunden die Wohnung des Pfarrers verlaſſen, um in der Stadt einige Gegenſtände, die ihnen auf der Reiſe ausgegangen waren, zu vervollſtändigen. Fernando luſtwandelte an Mathildens Hand im blühenden Garten. Da verkündete das Gebell der Hunde einen Fremden. Es war ein Bote, vom Banquier geſandt mit einem Paket an den Abt. Fernando öffnete es, warf Wechſel und Briefe an den Abt bey Seite, nach Roſaura's Schriftzügen ſuchend. Da fand er, was er ſuchte, haſtig riß er das Blatt auf, durchflog es, ſchrie laut auf: „Gott im Himmel, ich bin ſchändlich betrogen!“ — und ſtürzte leblos neben Mathilden zu Boden. — Zum Glück ließ

das beſonnene Mädchen ſich nicht von unthätigem Schreck übermannen, ſondern eilte nach Hülfe. Der Jüngling ward aufgehoben und in ſein Zimmer, auf ſein Lager gebracht. Indeſſen war der Abt nach Haus gekommen, hatte ſchon unterwegs von dem rückkehrenden Boten den traurigen Vorfall erfahren und konnte den Zuſammenhang leicht errathen. Roſaura hatte Gelegenheit gefunden, dem Geliebten die Nachricht von der Verbindung, zu der man ſie gezwungen, heimlich zu geben, und in tiefer Empörung über die Behandlung, die ſie von Seiten ihres Vaters wegen einer gewagten Gegenvorſtellung erfahren, Fernando über Don Aſtolf's Betragen und Pläne eine eben ſo wahre und ſcharfſichtige als furchtbare Aufklärung gegeben und in den Ausdrücken der innigſten, zärtlichſten Liebe für dies Leben von ihm Abſchied genommen. Der Abt hatte nicht Zeit die übrigen Briefſchaften, die nichts Wichtigeres enthalten konnten, zu durchleſen, weil ihn der Zuſtand ſeines Zöglings an deſſen Lager rief. Ein hitzig-nervöſes Fieber war mit entſetzlicher Kraft ausgebrochen, und drohte den Unglücklichen in wenig Tagen wegzuraffen. Er raſte fürchterlich gegen ſich ſelbſt und die Umſtehenden, in völliger Bewußtloſigkeit. Alle Mittel, alle Erleichterungen, die der Reichthum gewähren kann, wurden herbeygeſchafft und angewendet.

Ein berühmter Arzt, der mehrere Gehülfen in seiner Abwesenheit zurückließ, kam täglich zweymal, gab aber durchaus keine Hoffnung. „Sollte er auch" — war sein Ausspruch — „von der Krankheit erstehn, so wird er unfehlbar dem Wahnsinn zum Raube!" — Leider bestätigte sich diese traurige Vorhersagung vollkommen, und man hatte keine Ursache, sich über Don Fernando's Genesung zu erfreuen, da sein Geist zerrüttet blieb. Die Spannung der Muskeln, die sonst einem Ausbruch von Wuth vorauszugehen pflegte, hatte nachgelassen. An ihre Stelle war Erschlaffung getreten, die bedeutenden Züge hatten sich verflacht und einem geistlosen stehenden Lächeln Platz gemacht, welches den Geisteskranken so entsetzlich characteristisch bezeichnet. Er war mild aber kindisch und erkannte weder Mathilden noch den Abt wieder. Das arme Mädchen zerfloß in Thränen. Der Arzt rieth die Reise nach Italien zu beschleunigen, damit auch dem sehr erschöpften Körper Don Fernando's durch die mildere Luft wieder aufgeholfen würde.

So war denn das finstre Werk unnatürlich grausamer Habsucht vollständig gelungen. Don Fernando, der Erbe indischer Schätze und eines

Namens, ſo alt als die Geſchichte von Spanien, der ſchöne Jüngling voll Geiſt und Herz, war — wie ſein Tyrann es gewollt — blödſinnig geworden, und der Abt, der in knechtiſcher Dienſtbarkeit dazu geholfen, hätte es werden müſſen, wenn er ſoviel Herz als Kopf gehabt. Was Don Aſtolf, wenn er dieſe Nachricht erhielt, verfügen werde, das war es, was den zum reſignirten Mönchsgehorſam gewöhnten Mann jetzt beſchäftigte.

Es iſt eine oft gemachte Erfahrung, daß bey der Zerſtörung des geiſtigen Organism der körperliche zu nie vorher gekannter Kraft erwacht, gleich als ob der inwohnende intellectuelle Bildungstrieb ſeine ganze Productionsfähigkeit an den phyſiſchen abgetreten. Don Fernando erholte ſich augenſcheinlich in der mildern Luft. Deſto tiefer verſank ſein Geiſt in ſtillem Hinbrüten. Den italiäniſchen Boden, den ſie ſeit einigen Tagen betraten, ſtarrte er mit ſeelenloſer Gleichgültigkeit an. Da ihn das Reiſen gar nicht zu ermüden ſchien, ſo konnte man ſich der ſchnellen italiäniſchen Extrapoſten bedienen, um Rom eher zu erreichen. Des Abtes Hoffnung, ſeinen Zögling durch die mancherley Sehenswürdigkeiten während der Oſterzeit, zu welcher ſie in der Hauptſtadt der Welt eintrafen,

zu zerſtreuen, ward, für den Augenblick wenigſtens, geſtört, denn Kirche und Stadt trauerten um den Statthalter Chriſti, der wenige Wochen vorher mit Tode abgegangen war. Alle öffentliche Feyerlichkeiten, die bloß größere Pracht der hergebrachten Ceremonien zum Zweck hatten, unterblieben. Die ſchöne Welt wanderte drey Monate hindurch in die Werkſtätte eines alten berühmten Bildhauers, dem von der Familie des Verſtorbenen die Fertigung des Epitaphs, das in Sanct Peter errichtet werden ſollte, aufgetragen und die Allegorie vorgeſchrieben worden. Der alte Meiſter ſchien ſich bey dieſer Arbeit verjüngt zu haben; ganz vorzüglich galt dies von einer weiblichen Statue, in deren Kopf Liebreiz der Jugend, Schönheit der Form und des Ausdrucks auf eine ſo bezaubernde Weiſe verſchmolzen war, daß davon alle lebendige Köpfe Roms zu gereimten und ungereimten Lobpreiſungen entflammt wurden. Vergebens forderte der Abt Fernando auf, doch auch einmal die Werkſtelle jenes Bildhauers zu beſuchen und das Meiſterwerk in Augenſchein zu nehmen. Sein ſtiller, melancholiſcher Trübſinn hielt ihn an die Wohnung gefeſſelt, und die Verwirrung ſeiner Gedanken ließ kein Intereſſe an neuen Gegenſtänden aufkommen. Man hatte Mühe genug ihn, ſo

viel als ſein Geſundheitszuſtand erforderte, an die freye Luft zu bringen. Das Monument war indeſſen aufgerichtet, von ganz Rom betrachtet, bekrittelt, vergöttert, verworfen, und, als die Neugier geſtillt war, vergeſſen worden. Fernando lebte nun ſchon ſechs Monate in Rom, ohne Sanct Peter nur einmal beſucht zu haben. Als daher der Zufall fügte, daß bey der Heimkehr von einer Spazierfahrt der zerbrochne Karren eines Landmannes in einem Gäßchen, ganz nahe bey jenem herrlichen Gebäude, und das um die ſcheugewordnen Stiere verſammelte Volk, ihnen den Weg verſperrte, ſo gebot der Abt dem Kutſcher zu halten, und bat Fernando, daß er, ſo nah dem achten Wunderwerke der Welt, es doch einmal betrachten möchte. Nachgiebiger als ſonſt, ſtieg Fernando aus und folgte dem Abt. Ein Cuſtode geſellte ſich ſogleich zu ihnen und erklärte mit unermüdlicher Zungenfertigkeit alles Merkwürdige. Kalt und theilnahmlos ſchlich Fernando beyher. Sie ſtanden jetzt vor dem neuerrichteten Monument. Mechaniſch blickte Don Fernando hinan. „Allmächtiger" — rief er plötzlich mit einem Blick, der von überirdiſchem Lichtglanz ſtrahlte — „iſt's möglich — ſeh ich recht?" — Beyde Männer lächelten wohlgefällig, der Abt, froh ſeinen Zögling ſich für ir-

gend etwas beleben zu ſehen — der Cuſtode, geſchmeichelt von der Bewunderung des Fremden. „O hinan, hinan zu ihr" — fuhr Fernando ekſtatiſch und mit der zärtlichſten Stimme fort — „daß ich ihre kalten Lippen küſſe, die auch im Tode noch ſchön ſind!" — Der Abt bemühte ſich ihm ſeinen Irthum zu beweiſen. „Alter" — rief der Jüngling — „ſetzt doch Eure Brille auf, ſeht Ihr denn nicht, daß wir vor Roſaura's Grabe ſtehn?" — Der Abt zog ſein Glas hervor, ſah hin und erſchrak nicht weniger, als ſein Zögling. Ja, es waren unverkennbar Roſaura's Züge, nur ließ ſich nicht errathen, wie die Statue dazu komme. Fernando war indeß über die Einfaſſung geſprungen und an dem Epitaph hinaufgeklettert, die herabhängende Hand des ſteinernen Mädchens mit heißen Küſſen bedeckend. Der Cuſtode, ein Skandal befürchtend, machte Anſtalt, da jener auf ſein und des Abtes Zureden nicht hörte, ihn mit Gewalt herabzureiſſen. Allein Fernando packte ihn, mit rieſenkräftiger Stimme rufend: „Menſch, laß mich gewähren, oder beym allmächtigen Gott, ich ſchmettre Dich hinab auf das Marmorpflaſter, daß Dein Gehirn bis zur Kuppel ſprützen ſoll! — Hier, in Roſaura's Armen, will ich ſterben!" — Der Cuſtode fühlte an der Gewalt, mit welcher er gehalten ward, mit

wem er es aufgenommen, und ſchrie, was er konnte, um Hülfe, die Kirche ſey entweiht! Die Hallen von Sanct Peter ſind nie ganz leer, und auf den Stufen des Eingangs liegen immer Müſſiggänger umher. Man kann denken, daß in einem Augenblick ein paar hundert Menſchen beyſammen waren. Man rief nach Wache. Sie kam, von einer Schaar Sbirren und einer Menge Neugieriger, die nachſtrömten, begleitet. Der Abt lag auf den Knieen vor dem Grabmahl und beſchwor ſeinen Zögling herabzuſteigen. Fernando hatte die Statue umſchlungen, ſein Kopf ruhte auf ihrer Hand, er gab keine Antwort. „Er iſt raſend — er iſt ein Kirchenſchänder!“ — ſchrie der entrüſtete Cuſtode. „Nein“ — entgegnete der Abt — „er war raſend, aber jetzt iſt er vernünftig, denn er erkennt ſeine Geliebte wieder! — Andre riefen: „Schießt ihn dort oben todt, wenn er nicht herab will!“ — „Ja, ja“ — brüllten hundert Stimmen — „den Tod dem Kirchenſchänder!“ — Der Abt ſah mit Entſetzen den Tod ſeines Zöglings vor Augen. Zum Glück befand ſich unter den, wider Willen hereingedrängten Perſonen der erſte Secretair des ſpaniſchen Ambaſſadore zu Rom. Sobald er hörte, daß es einem Landsmann gelte, drängte er ſich zum Abt heran, und kaum hatte

er das Nöthige erfahren, ſo eilte er im vollen Laufe zum Gouverneur, und erbat ſich verſtärkte Wache und einen Oberoffizier, die er nach der Kirche ſchickte, indeß er den Geſandten von dem Vorfall benachrichtigte. Dieſer, ſobald er ſich überzeugt, daß es Don Fernando, der Neffe des gefürchteten Aſtolfo's, Günſtlings des Königs, ſey, fuhr ſogleich ſelbſt nach Sanct Peter, wo er ſich dem Offizier, welcher das Detaſchement commandirte, zu erkennen gab. Die Würde und Milde des Geſandten beruhigte das Volk, es gelang den ſtarken Patrouillen die Kirche zu reinigen und die Thüren ſchließen zu laſſen. Allein alle Ueberredung, die man an Don Fernando verſchwendete, bewog ihn weder zu einer Sylbe Antwort, noch zu einer Bewegung, um herabzuſteigen. Der Abt mußte endlich einwilligen, daß man Gewalt brauche. Man ſchob eins der hohen Gerüſte, mittelſt welcher an hohen Feſten die reichen Teppiche an den Wänden befeſtigt werden, an das Monument. Mehrere Männer beſtiegen die oben befindliche Bühne, indeſſen andre hinter Fernando am Epitaph hinankletterten. Sobald als die vom Gerüſt ein Seil mit einer Schlinge über den Jüngling und die Statue geworfen und die Schlinge feſt angezogen hatten, damit er nicht herabſtürze, ſo ward es den

andern möglich, ihm ein dickes Tuch über das Geſicht zu werfen und feſtzubinden, indeß ihm Hände und Füße feſtgeſchnürt wurden. Indeſſen war es ein gefährliches Unternehmen, ihn aus den Armen des ſteinernen Mädchens empor zu heben. Alle Kraft des Wahnſinns war über ihn gekommen, und es war zu befürchten, daß er die Statue herabreißen und ſich, ſo wie die Männer, im entſetzlichen Sturz unter den Trümmern begraben würde. Endlich war es geglückt, man brachte ihn auf eine herbeygeſchaffte Tragbahre, auf der man ihn, weil er fürchterlich tobte, feſtbinden und mit einem Teppich bedecken mußte. In ſeiner Wohnung angelangt, wurden Arzt und Wundarzt herbeygerufen. Man öffnete eine Ader, man gab ihm Opiate, und ſo gelang es ſein empörtes Blut zu beſänftigen. Er ſchlief in ſeinen Banden ein, und konnte, der Arzt hatte es vorhergeſagt, erſt am andern Tage wieder erwachen. Indeſſen ward ein Courier an Don Aſtolfo abgefertigt, und nachgeforſcht, wie die Statue zu der portraitartigen Aehnlichkeit Roſaura's komme. Der Meiſter war kurz nach Aufſtellung des Epitaphs geſtorben, allein ſeine Wittwe konnte gnügende Auskunft geben. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte ein Engländer eine Hebe von carrariſchem Marmor beſtellt und um einen hohen

Preis behandelt. Der Künſtler, damals in den ſchönſten Jahren der Kraft und Kunſtblüte, war bedacht ſich im Auslande durch dies Werk einen Namen zu gründen. Er machte daher die ſorgfältigſten Studien, verſchaffte ſich die herrlichſten todten und lebendigen Modelle. Nur für den Kopf war keins aufzutreiben, was dem Künſtler, dem die Schöpfungen ſeiner Einbildungskraft nicht befriedigten, gnügen konnte. Während er entwarf, und wieder vernichtete, beſuchten häufig Fremde ſeine Werkſtätte. Unter dieſen befand ſich Donna Elvira, die Tochter des damals zu Rom reſidirenden ſpaniſchen Geſandten, eine kaum erblühte Jungfrau. Der Meiſter ward von dieſer himmliſchen Schönheit ſo entzückt, daß er um die Gunſt bat, dem Kopf ſeiner Hebe Donna Elvira's Züge geben zu dürfen. Es ward ihm geſtattet, da das Kunſtwerk für ein ſo fernes Land beſtimmt war. Donna Elvira verließ mit ihrer Familie bald hernach Rom, kehrte nach Spanien zurück, und ward ſpäter Don Aſtolfo's Gattin und Mutter Roſaura's. Indeß verging ein Monat, ja eine Jahrszeit nach der andern, ohne daß der Engländer auf die Nachricht, ſeine Hebe ſey vollendet, Antwort gab. Endlich kam zwar eine ſolche, allein ſie enthielt die Kunde von des Lords Tode. Seine Umſtände wa-

ren zerrüttet, und da ſich kein ſchriftlicher Vertrag vorfand, ſo ſagten ſich die Erben von dem Werke los, falls der Künſtler nichts Schriftliches aufzuweiſen habe; und ſelbſt in dieſem Falle müſſe er ſich die Bedingungen, die die andern Gläubiger eingegangen, gefallen laſſen. Leider war der ganze Vertrag nur mündlich gemacht worden, und der Meiſter ſah ſich alſo um den Lohn ſeiner Arbeit betrogen. Gar leicht hätte er nun wohl einen andern Liebhaber, wenn ſchon zu geringerm Preiſe, gefunden. Allein ſein Künſtlerſtolz war ſo gekränkt, daß er die Kiſte, worin die Hebe ſtand, gar nicht wieder öffnen, ſondern in den dunkelſten Winkel ſeiner Werkſtelle bringen ließ, wo ſie zwanzig Jahr lang ungekannt und unbewundert ſtand. Erſt nach des Papſtes Tode, als die Familie das Epitaph beſtellte und in der Allegorie eine junge weibliche reizende Figur nöthig war, entſchloß ſich der Meiſter, deſſen Zorn indeß verraucht war, ſein Werk an's Tageslicht zu bringen, und der griechiſchen Hebe auf dem Monumente eines Papſtes eine Stelle anzuweiſen.

Dies Räthſel war demnach gelöſt; allein wer vermochte das zu löſen, das ſo dunkel und ſchwer über dem unglücklichen Fernando lag? Der Abt ſtand neben dem Arzte, mit Bangigkeit dem Erwachen des Kranken lauſchend, das ſich weit über das

geſteckte Ziel hinaus verzögerte. Puls und Athemzug verkündeten Leben, indeß hatte der Arzt doch nicht den Muth ihm die Feſſeln abnehmen zu laſſen; denn welcher Anſtrengung hätte es bedurft, den Unglücklichen, falls der Paroxysm zurückkehrte, wieder in die Gewalt zu bekommen! Endlich verkündigten einige matte Bewegungen des Schlafenden, daß die Betäubung nicht mehr mit bleiernem Gefieder preſſend auf ihm laſte. Jetzt ſchlug er die Augen auf, blickte um ſich, erkannte den neben ſeinem Lager im Gebet knienden Abt, wollte ſich erheben und fand ſich, zu ſeinem größten Erſtaunen, gefeſſelt. „Wo bin ich denn?“ — frug er mit matter Stimme — „was hab' ich verbrochen? Warum ſind dieſe Hände gefeſſelt?“ — Mit Thränen der Dankbarkeit gegen die Vorſehung vernahm der Abt Fernando's Stimme, bemerkte ſeine wiedergekehrte Beſinnung. Behutſam wagte er ihn an ſeinen Krankheitszufall in Sanct Peter zu erinnern, der ſolche Maasregeln nöthig gemacht hätte. Fernando wußte kein Wort. Er fragte dringender, der Abt antwortete umſchreibend, aber wahr. Umſonſt; Fernando wußte von nichts. Mathilden's erinnerte er ſich mit Innigkeit, Roſaura's mit Sehnſucht. Die ganze Epoche ſeiner Geiſteszerrüttung war ſpurlos aus ſeinem Gedächtniß verſchwunden. Er ſchien dieſe Zeit hindurch einer fin-

ſeiner Macht angehört zu haben, deren Gewalt mit dem letzten Anfall aufgehört hatte. Roſaura war der einzige Gegenſtand, der ihn beſchäftigte, und der Abt ſchwur hoch und theuer, ſobald Fernando's Befinden ſich erhalte, ſo ſolle ihn nichts hindern, die Villa außerhalb Rom, die ſie bewohnten, zu verlaſſen und nach Spanien unter Seegel zu gehn. Mochte denn auch der rückkehrende Courier bringen, was er wollte.

Man durfte, da Fernando ſich vollkommen beſonnen zeigte, es wagen ſeine Feſſeln zu löſen. Der Himmel hatte ſich ſeiner erbarmt. Der Wahnſinn kehrte nicht wieder, ſo wenig als die Erinnerung dieſer ganzen Zeitperiode. Im übrigen war er vollkommen vernünftig und körperlich geſund genug, um in einigen Wochen die Heimreiſe antreten zu können. Der vom Abt erſehnte Courier traf endlich nach dieſer Zeit, unerklärlich verſpätet, ein, als ſchon das Schiff beſtimmt war, das den völlig geneſenen Fernando zurückführen ſollte. Kopfſchüttelnd löſte der Abt das Siegel des von fremder Hand überſchriebenen Briefes, durchlief das Papier — „Gott hat gerichtet!“ — rief er mit gen Himmel erhobnem Blick und ſank auf die Knie.

Don Aſtolf war geſtürzt; ja, was noch mehr, er hatte aufgehört zu leben! Den Feinden die ſeine Härte und Grauſamkeit ihm zugezogen, war es gelungen, erſt Zweifel, dann Verdacht beym König zu erregen. Endlich wurden dem Monarchen Thatſachen vorgelegt. Don Aſtolf ward plötzlich zur Verantwortung gezogen und unter Aufſicht geſtellt. Allein da er ſich derſelben durch die Flucht zu entziehn verſuchte, ſo kam der Befehl ihn gefangen zu nehmen und nach Madrid zu bringen. Er ſah indeß zu gut voraus, wohin ein, nur gerechter, Urtheilsſpruch ihn führen müſſe und durchſtach ſich mit einem verborgen gehaltnen Dolche. Der Familie wegen ward der Leichnam ohne Beſchimpfung heimlich beſtattet. Roſaura lebte als Wittwe und Koſtgängerin in einem Kloſter zu Madrid. Der Marcheſe, dem es unmöglich war im Frieden glücklich zu ſeyn, hatte Seedienſte genommen und gleich im erſten Gefecht den Tod der Ehre gefunden.

Der Abt blieb zweifelhaft, wie Don Fernando die unerwartete Begebenheit aufnehmen würde. Der Tod des Oheims war ihm unerwartet, doch ſagte er ruhig: „ich habe ihm vergeben!“ Mit Ehrfurcht und Dankbarkeit erfüllte ihn die Verſicherung des Erſatzes von allem, was er durch den Oheim verloren, welche ihm der Monarch ertheilen

ließ, ſo wie die Beſtätigung eines vom Könige ſelbſt gewählten Curators. „Und Roſaura?“ frug er geſpannt. „Roſaura lebt und iſt frey!“ — „O, dann ſchnell, ſchnell zu ihr!“ — So rief er und eine ſanfte Röthe überglühte ſein blaſſes Geſicht. Nach einigen Tagen ging man zu Schiffe, Wind und Wetter waren günſtig und führte ſie nach glücklicher Fahrt an die vaterländiſchen Küſten. Fernando eilte nach Madrid und verlangte am Hofe vorgeſtellt zu ſeyn, um dem Monarchen für ſeine Gnade zu danken. Er ward huldreich aufgenommen, und ihm ſowohl der angeſtammte Beſitz als die Wiedererſtattung des vielleicht Entzognen zugeſichert, ſtrenge Genugthuung an den Werkzeugen des Tyrannen verheißen und ihm endlich noch geſtattet ſich eine Gnade auszubitten. Don Fernando beugte ehrfurchtsvoll das Knie und bat um völlige Verzeihung für ſeinen Erzieher, den Abt, ſo wie, daß jede Unterſuchung über den verſtorbnen Oheim niedergeſchlagen werden möchte. Der König bewunderte des Jünglings Edelmuth, gewährte ihm die edle Bitte und bedeutete ihm, daß er ihn mündig erklären werde, da er ſich an Kopf und Herz ſo vollkommen gereift zeige. Mit der reinſten Freude verkündigte Fernando dem Abt die Worte des Königs, die je-

ner, der ſchon im Begriff war, ſich ſelbſt der Gerechtigkeit auszuantworten, voll demüthiger Dankbarkeit vernahm. Nun beſchwor ihn Don Fernando, zu Roſaura zu eilen und ſie auf ſeinen Beſuch vorzubereiten. In einer Stunde wollte er nachkommen.

Armer Fernando, welche harte Prüfung erwartete dich hier! — Die er als ein blühend ſchönes Mädchen vor ungefähr anderthalb Jahren verlaſſen, trat ihm, von den Blattern bis zur abſchreckendſten Häßlichkeit verſtellt, entgegen. Die edeln Züge, das holde große Auge, der Schmelz der Wangen, ach alles, alles war aufs entſetzlichſte vom Gift der Krankheit, der man damals keine Gränzen zu ſetzen verſtand, zerſtört. Roſaura erzählte dies ihrem Jugendfreunde ſelbſt, ſo wie daß gleich in den erſten Monaten ihrer Ehe ihr dies Unglück wiederfahren, weshalb ihr Gemahl ſich von ihr getrennt habe. Fernando's Herz war zerriſſen; allein als der dumpfe, heiſere Laut ihrer Rede ihn belehrte, daß auch das unbeſchreiblich wohlklingende, herzenerobernde Organ, die weiche, zärtliche Stimme, die ſo oft ihm Worte der Liebe und des Troſtes zugeſprochen, vernichtet ſey: da brach ſeine Faſſung zuſammen, heiße Schmerzenstränen ſtürzten über ſeine Wangen, er warf ſich in einen Seſſel und überließ ſich ſeinem Gram.

Auch Roſaura weinte ſtill. Endlich ermannte ſich der Jüngling; ſich ſelbſt ſtrafend ob ſeinem unwürdigen Schmerz über hinfällige Schönheit, riß er ſich empor, aber kaum warf er einen Blick auf Roſaura, ſo ſank ſein Auge ſcheu und tiefverletzt zu Boden. Er verſuchte es noch einmal, vergebens, er vermochte es nicht, den Anblick zu ertragen. Roſaura entging ſein Kampf nicht. „Don Fernando" — ſagte ſie leis — „wollet nicht das Unmögliche erzwingen. Ihr wäret nicht der Edle, Großmüthige, der Ihr Euch gegen Eure Feinde gezeigt, wäret keiner Liebe und keines Haſſes, folglich keiner Aufopferung fähig, wenn meine Häßlichkeit Euch nicht empörte. Habt Geduld mit Euch ſelbſt, gewöhnt Euch an meinen widrigen Anblick. Hütet Euch den Geliebten zurückzaubern zu wollen, ſo werde ich mir vielleicht den Freund wieder gewinnen und dieſen erhalten!" Sie reichte ihm zum Abſchied die Hand. Er ergriff dieſe, ach, einſt ſo weich und lebenswarm, jetzt kalt und hart wie ein Gerippe — drückte ſie an ſeine Lippen und verließ das Zimmer.—

Mit Wehmuthsthränen warf er ſich dem Abt in die Arme, ihm alles berichtend. „Iſt es nicht empörend" — rief er aus — höchſt verächtlich, daß unſre Augen unſrer Seele gebieten dürfen, da kalt zu bleiben, wo ſie ſich mit Abſcheu vor phy-

ſiſcher Häßlichkeit abwenden? Ihr wißt, was mir Roſaura war, welch eine Engelsſeele ſie beſitzt, werdet Ihr glauben, daß trotz alle dem ich es nicht vermochte, meine Blicke auf der bejammernswürdigen Leidensgeſtalt feſt zu heften? Daß mich, ſo oft ich mich näherte, ein Schauer überlief, ja ich mich geiſtig erkalten fühlte? Aber nein, ich thue mir Unrecht, noch liebe ich ſie, ihre Tugenden, ihr himmliſches Herz, ihre geiſtigen Reize entzücken mich noch. Jene Schauer ſind Folgen meiner Krankheit, die ſich verlieren werden. Nein, ſie muß und wird mir angehören, in den nächſten Tagen ſchon reiche ich ihr die Hand zum unauflöslichen Bunde!" — Er ſetzte ſich ſogleich und ſchrieb an ſie, voll der Exaltation einer ſchönen Seele. Der Abt beſtellte ſelbſt den Brief und brachte bald folgende Antwort:

„Euer Antrag, Don Fernando, überraſcht mich nicht. Euerm Edelmuth ließ ſich zutrauen, daß er weder Vernunft, noch eignes Gefühl würde ſprechen laſſen. Bisher war ich unglücklich, aber ſchuldlos; eine Verbrecherin würde ich ſeyn, wollte ich Eure kaum wieder hergeſtellte Jugend an meine von Krankheit und Schmerzen zerriſſne Geſtalt knüpfen. Das kann, will und darf ich nicht. Ich darf nicht — denn da ich Eure Großmuth vorausſah, ſo ſprach ich,

ſobald die Nachricht hierher kam, daß Ihr Rom verlaſſen, die unauflöslichen Gelübde im Kloſter Santa Chiara aus. Aber eins kann, darf und will ich — ewig Eure ſchweſterliche Freundin bleiben!

Magdalena.

Fernando war tief erſchüttert, zumal da die Unterſchrift mit dem als Ordensſchweſter angenommenen Nahmen ihm bewies, daß es hoher Ernſt ſey. Je mehr er ſich prüfte, je mehr mußte er Roſaura's Schritt billigen, obgleich, wenn er ſie nicht ſah, ſein Herz von Liebe zu ihr überwallte. In dieſer Stimmung konnte er ſich nicht entſchließen, einer Andern ſeine Hand zu geben, und ſo wurden alle deshalb ihm gethane Vorſchläge abgelehnt. Er lebte noch einige Jahre ſtill neben Roſaura hin, die er oft ſah, da die milde Regel ihres Ordens den Umgang mit ſo nahen Verwandten geſtattete. Nach dieſer Zeit ergab es ſich, daß nur die Hoffnung auf Roſaura's Beſitz den vielfach untergrabnen Bau ſeines Lebens zuſammengehalten. Es brach ſchnell zuſammen. Er entſchlief unter dem Gebet ſeiner Freundin.

Nächſt der treueſten Sorgfalt für das Schickſal des Abtes, fand man in ſeinem Teſtamente ein ſehr ſtarkes Vermächtniß für ſeine Freundin Mathilde in Deutſchland, die ihm ihre glückliche Ehe ſelbſt gemeldet hatte. Roſaura folgte dem Geliebten bald.

Orangenblüten.

von

Carl Borromaeus von Miltitz.

III^te Sammlung

Leipzig,

bei Carl Cnobloch. 1825.

Städtische Bücherei
Wurzen

Inhalt des dritten Bändchens.

Die Venetianerin . . . . . Seite 1

Die Nacht in Terracina . . . . . — 52

So lohnt die Welt . . . . . — 111

Das Kloſter San Domenico . . — 139

Die Seufzerbrücke . . . . . — 186

Jacob Stainer . . . . . — 227

Die Venetianerin.

Es waren die herrlichsten Tage, die ein italiänischer März bieten kann, in denen ich mit meinem Freunde Friedrich von W.... durch die Mark über Spoleto und Loretto nach Ancona reiste. Die treffliche Straße, die in voller Blüte stehenden Johannisbrodbäume (Caruba), die mit ihren prächtigrothen Blumenbüscheln mitten aus den schroffsten Felsen emporragen, ein Heer unausgesetzt schlagender Nachtigallen, Wasserfälle, die, gleich Silberbändern, zwischen schwarzen Klippen sich durchschlängeln, die völlig lauwarme Luft, der lieblichste Mondschein die ganze Nacht hindurch, und vor Allem — das Bewußtseyn, uns auf der Rückreise nach Deutschland zu befinden, machte den Weg, den wir zurücklegten, zu einem der angenehmsten. Ancona, das wir endlich erreichten, ist indessen sehr geeignet, auf

eine unangenehme Weiſe aus dieſer Stimmung zu reiſſen. Die von den Oeſtreichern im Jahr 1814 geſprengten Befeſtigungen auf dem Monte Cardetto geben der Umgebung ein zerſtörtes Anſehn, und die Gewerbloſigkeit und Verfallenheit der ſonſt ſo blühenden Stadt, vermehren das Unbehagliche eines ſechstägigen Aufenthalts, wie wir ihn machen mußten, weil, ungünſtigen Windes wegen, das Trieſtiner Schiff, das hier im Hafen lag, nicht auslaufen, und uns nach jener Stadt bringen konnte. Wenn man die ganze ungeheure Landſtrecke, die wir von Verona über Florenz und Rom nach Neapel, von dort nach achtmonatlichem Aufenthalte wieder nach Rom, von da ſeitwärts durch die Mark bis Ancona in Gedanken nachmißt, und ſich dabey erinnert, welche ungeheure Menge von Grabmälern, Waſſerleitungen, Brücken und Triumphbogen, alles altrömiſcher Art, dem Auge vorübergeführt wird, ſo dürfte man es begreiflich finden, wenn wir, als Nichtarchitecten, dieſe Dinge zuletzt mit groſſer Gleichgültigkeit betrachteten. Am erſten Abend nahm der ganz und gar von coloſſalen weißen Marmorquadern aus dem Meere empor gebauete Arco di Trajano unſre Aufmerkſamkeit ſehr in Anſpruch, und als er uns am zweyten Tage von

der Abendsonne beglänzt, ja an vielen Stellen der köſtlich ausgehauenen Verzierungen buchſtäblich durchſchienen, in rother Glut aus bläulich grauer See entgegenblitzte, da vergaßen wir ihm gegenüber, auf Augenblicke unſre Sehnſucht nach dem Vaterlande, das wir — ſpäteſtens in drey Wochen — wieder zu betreten hoffen durften. Allein als ſechs lange Tage in dem traurigen unſchönen Städtchen ſo verſtrichen, wir jeden Abend auf dem Molo unter Trajan's Bogen geſtanden, die Sonne glührоth in die Wogen ſinken ſehn, und die Schiffer laconiſch hatten berichten hören, daß der Wind noch immer conträr ſtehe; da betrachteten wir Stadt und Hafen, den Triumphbogen und das Meer voll Widerwillen als ein groſſes Gefängniß. Endlich, eines Abends, hieß es, der Wind habe umgeſetzt und, bleibe er ſo, ſo werde die Tartana um 10 Uhr Vormittags abſegeln. Wer war froher, wer hatte ſchneller den Koffer gepackt, und ſchritt am folgenden Tage flinker dem Hafen zu, als wir! Daß uns höchſtwahrſcheinlich die Seekrankheit bevorſtehe, kam in gar keine Ueberlegung. Alle Koffer, alle Güter, die unſer trieſtiner Kapitain dahin zurücknehmen ſollte, waren eingeladen, die öſtreichiſche Flagge wehte luſtig auf unſern Maſten,

man löſte die Taue, die Anker wurden gelichtet, da brüllte uns ein verwünſchter Facchino (Laſtträger) vom Hafendamme an und zwang uns, noch eine Weile zu warten, bis er aus mehrern Säcken eine ungeheure Menge lebendiger Wachteln, die man auf dem Zuge gefangen und die dem Bruder unſer's Kapitains beſtimmt waren, in drey oder vier coloſſale Hühnerſteigen hinübergelootſt und wir die Käfige an Bord genommen hatten. Auch dies war überſtanden, und wir ſegelten mit friſchem Winde aus dem Hafen in's hohe Meer hinaus. Die Ueberfahrt dauert in der Regel, obſchon man den adriatiſchen Meerbuſen in ſeiner größten Breite durchſchneidet, doch nur höchſtens ſechs und dreißig Stunden. Allein wir brauchten drey Tage und Nächte, denn kaum eine Stunde von Ancona bekamen wir unruhiges Meer (Mare-tto), dann einen tüchtigen Gewitterſturm, der zuletzt in eine anhaltende Bora (Gegenwind) umſetzte, ſo daß wir, anſtatt uns Trieſt zu nähern, nach den dalmatiniſchen Küſten hinunter geworfen wurden. Seekrank lagen wir alle, während das Gewitter am ärgſten war, in unſern Betten, längs der Kajütenwand in die Höhe gebaut, und verzichteten darauf, das Vaterland, ja überhaupt je wieder

Land unter die Füße zu bekommen. Ein wüſtes Geſchrey ſchreckte uns aus dem Schlummer der Ermattung empor. Wir glaubten, das Schiff ſäße auf einer Sandbank und ſey leck oder vom Blitz getroffen. Gleich darauf eben ſo unbändiges Geſchrey. Nach vielen Fragen erfuhren wir, der Sturm habe die Steigen umgeworfen, die Schieber aufgeriſſen und der ganze Schwarm Wachteln ſitze nun theils auf Maſten und Tauwerk, theils ſchwebe er über den Wellen hin und her. Die Ungezogenheit der italiäniſchen Seeleute, alle Verrichtungen mit Fluchen und Schreyen zu begleiten, und ſo ihre Paſſagiers bald zu ſchrecken, bald zu ſtören, iſt höchſt läſtig. Wir nahmen ſie — was in ſolchen Fällen das Beſte iſt — ſtillſchweigend hin, und hätten gern die Erde küſſen mögen, als wir endlich in Trieſt am Quarantainengebäude ausſtiegen.

Trieſt, hellen, freundlichen Anſehens, von Chriſten, Juden, Türken, Griechen bewohnt, und in lärmender Handelsgeſchäftigkeit zu allen Stunden, in allen Richtungen durchſchnitten, mit ſeiner halb deutſchen, halb italiäniſchen Sprache und Sitte, erſchien uns ſehr reizend. Unſre Gefährten gedachten, ihrer Angelegenheiten halber, einige Monate hier zu bleiben. Dagegen trieb

es uns nach acht Tagen ſchon weiter, nach Venedig, dem Zielpunct unſrer Wünſche in Italien. Es gab zwey Wege, zu Lande um den ganzen Golf herum, in fünf Tagen; zu Waſſer mit dem Dampfſchiff Carolina, wenn Wind und Wetter günſtig waren, in vier und zwanzig Stunden. Der grundböſen Wege halber, verlangten die Vetturino's ſieben Tage und zwanzig Piaſter für die Perſon; dagegen der Kapitain des Vapor, wie man hier ſagt, im ſchlimmſten Falle drey Tage und überall nur zwey Napoleon vom Kopf. Wer unſre während der Meerfahrt geleiſteten Schwüre gehört hätte, würde uns im Voraus entſchieden geglaubt haben. Keineswegs. Das Wetter war ſo ſchön, man ſprach ſo viel Gutes von der Schnelle und Sicherheit des Vapor's, ſo viel Uebels von der unerträglichen Langſamkeit der Vetturino und der Grundloſigkeit der Wege, daß wir uns kurzweg für den Waſſertransport entſchloſſen. Leider überfiel mich am Abend vor der Einſchiffung ein Fieber, das mich vier Wochen an's Lager feſſelte. Ich mußte mich daher von meinem Reiſegefährten trennen, den ſeine Geſchäfte nach Venedig und Mayland riefen, wo wir uns ſpäter wieder zuſammen fanden. Allein, ich will meinen Leſern die intereſ-

sante Begebenheit, die meinem Freunde unterwegs aufstieß, um so weniger vorenthalten, als sie höchst geeignet ist, die Eigenthümlichkeit eines italiänischen weiblichen Gemüthes kennen zu lernen. Ich ziehe die Geschichte so aus, wie mein Freund sie mir in seinen Briefen mittheilte.

Es war am 4ten May 1820 des Nachmittags, als ich — so schrieb M.L.., nachdem ich von Dir Abschied genommen, dem Hafen zueilte, um im Vapor auf dem Platz Nro. 11., dem besten nach der schon besetzten Nro. 12., Posto zu fassen. Die innere Einrichtung des Dampfbootes für die Passagiere ist dieselbe, wie auf andern Schiffen, nur weit eleganter. Die Schlafräume sind in den Wänden angebracht, inwendig mit Kissen von violetten Maroquin, außen mit dicht schließenden, faltenreichen, seidenen Vorhängen. Man steigt auf einer kleinen, saubern Leiter übereinander weg, und die Einrichtung ist so, daß der Raum in zwey Zimmer getheilt wird, von denen die Nummern 9, 10, 11 und 12 die theuerern, aber sehr guten, die Nummern 1 bis 9 die geringern Plätze ausmachen. Ich kümmerte mich wenig um meine Gesellschaft, sondern saß ruhig auf dem Verdeck neben einem Kaufmann von seinem Beiragen,

der italiäniſchen und franzöſiſchen Ausſprache nach, einem Franzoſen. Uns gegenüber ein kleiner, dicker Holländer, höchſt elegant und fönſant, dabey ein unermüdlich gehaltloſer Schwätzer. So lange wir ernſthafte Gegenſtände abhandelten, verſchonte er uns mit ſeinen albernen Belehrungen; als wir auf die geſellſchaftlichen Vergnügungen Venedig's und namentlich auf die Venetianerinnen kamen, da wuſte er unglaublich viel zu berichten, was er Alles ſelbſt bey ſeinen öftern Anweſenheiten in dieſer Stadt erlebt, und wobey er ſtets der Beglückte geweſen war. Wir achteten wenig auf ihn; allein ich geſtand meinem Nachbar, daß mir im ſüdlichen Italien, in Neapel wie in Sicilien, wenn ich nach Grazie und Liebenswürdigkeit gefragt, die bewährteſten Kenner immer die Venetianerinnen und Mayländerinnen genannt hätten, und ich daher vor Begierde brenne, ein recht liebenswürdiges Geſchöpf aus einer dieſer beyden Städte, und namentlich der erſtern, als der bey weitem romantiſchern, kennen zu lernen. Der Mann lächelte und meinte, man habe mich nicht falſch berichtet. Vielleicht ſey ich überdies der Erfüllung meines Wunſches näher als ich glaube, denn, habe er den Schiffskapitain Lavalette recht verſtanden,

ſo befinde ſich eine Venetianerin mit uns am Bord. — „Ja, ja" — fiel der naſeweiſe Holländer ein — „allerdings eine Venetianerin, eine angebliche Gräfin, wie ſie zu Hunderten herrnlos in jener Stadt herum laufen. Nun, ich werde ja ſehen, ob es die Mühe lohnt, einen Blick auf die Frau Gräfin zu werfen!" — Ich hatte Mühe, meinen Unwillen über dieſe unverſchämte Geckerey zu unterdrücken, und nur nach ihrem Namen zu fragen. „O, der klingt vornehm genug," — erwiederte der Patron — „aber dieſe Damen verwechſeln ſie auch alle Monate mit den Quartieren, aus denen ſie die hartherzigen Wirthe, die nicht lange creditiren, herauswerfen!" — Der Wind, der uns den Rauch in's Geſicht trieb, nöthigte uns das Verdeck zu verlaſſen, und wir ſtiegen herab zu dem Maſchiniſten, um den intereſſanten Bau des Werkes zu betrachten. Indeſſen hatte ſich die Luft verändert, die Hitze war einer angenehmen Kühlung gewichen, die den Sonnenuntergang verkündigte und die Paſſagiere verſammelten ſich auf dem Verdeck, um Luft zu ſchöpfen. Wie groß war mein Erſtaunen, wie freudig meine Ueberraſchung, als aus der Kajüte eine Dame, aufs höchſte 20 bis 22 Jahr alt, von mittlerer

Größe, aufs reizendste gewachsen und von der einnehmendsten Gesichtsbildung, hervortrat. Ihre schwarzen, feurigen Augen waren entzückend schön, und zu ihnen gesellte sich — eine große Seltenheit in Italien — die reinste Gesichtsfarbe, aus Weiß und Roth zum blühendsten Colorit verschmolzen. Sie nahm auf einem Sitze Platz, und zog — wieder eine höchst feine Erscheinung — ein Buch aus der Tasche, worin sie zu lesen begann. „Sie hält es verkehrt!“ — flüsterte mir der Holländer zu. Ich antwortete nicht und suchte mich unvermerkt zu nähern, und verstohlen in ihr Buch zu blicken. Der Holländer hatte gelogen, die Dame hielt ihr Buch ordentlich, allein sie las — Fabeln. Deutlich erkannte ich die Ueberschriften: „il cane e la volpe“ — „l'asino ed il leone —!“ Phaedri fabulae in der Ursprache zu lesen, hätte ich allenfalls auch einem Manne zur Unterhaltung auf dem Dampfschiffe gestattet; aber ganz gewöhnliche Fabeln für Kinder aus des alten Chossin's fablier de la jeunesse — das war selbst für ein Frauenzimmer zu flach. Ich schwankte in meinen Betrachtungen zwischen Mitleid über die niedere Geistesbildung der Italiänerinnen und Spott über eine so alberne Coquetterie. Die schöne

Leserin — denn schön war sie wirklich — nahm indeß weder von mir noch einem andern aus der Schiffsgesellschaft Notiz, las, ohne einen Blick zu verwenden, ruhig fort, machte, als es dunkel ward, ihr Buch zu und stieg in die Kajüte hinab. Mich hielt der prächtige Sternhimmel noch bey einer Stunde im Freyen, während die Uebrigen ihre Schlafstätten gesucht hatten. Endlich wurden auch mir die Augen schwer, und ich suchte das Bett Nro. 11. Kaum trat ich in das kleine Zimmerchen, als ich die Dame im zierlichen Nachthäubchen, mit dem Oberleib aus ihrer Schlafstätte — Nro. 12. mir gegenüber, herausgebeugt, dem vor ihr stehenden Holländer mit dem Ausruf: „Rostra insolente!" — eine weitschallende Ohrfeige mit kräftigem Arme zutheilen sah. Fluchend stürzte dieser hinaus, die Dame zog ihre Vorhänge langsam zu, und wenig Minuten nach diesem Strafact hörte ich sie mit den sanften Athemzügen der Gesundheit so ruhig schlafen, als ob in der Welt nichts vorgefallen sey. Stoff zu neuen Bemerkungen! Die Dame konnte indeß dabey nur gewinnen; der Holländer nur verlieren. Ich warf die entbehrlichsten Kleidungsstücke ab und streckte mich behaglich auf den trefflichen elastischen blauen Ma-

roquinmatrazen aus, vom eintönigen Geklapper der Ziehstangen des Werks und dem Schöpfen der Radschaufeln im Meere bald eingeschläfert. Wie süß ich geschlafen, ward ich mir erst bewußt, als ich bey dem ersten Dämmern des Tages mit weicher Stimme und leisem Oeffnen der Vorhänge geweckt ward. Wie erstaunte ich, die Venetianerin vor mir zu sehen! „Nur gemach" — lispelte sie mit dem freundlichsten Gesichtchen der Welt, als sie meine Verlegenheit gewahr ward — „ich hörte gestern, wie Sie dem Schiffsmeister auftrugen, Sie zu wecken, sobald die Sonne über Venedig aufgehn würde; allein er ist bey der Maschine beschäftigt, und da ich nicht will, daß Sie den herrlichen Anblick meiner Vaterstadt, von den ersten Strahlen beglänzt, verlieren sollen, so bin ich so frey, Sie zu wecken. Eilen Sie, die Sonne ist nicht mehr tief unterm Meere!" — Eh ich eine verwirrte Danksagung für diese ausgezeichnete Aufmerksamkeit zusammenbrachte, war sie aus dem Zimmer, und ich verlor keinen Augenblick, in die Kleider und aufs Verdeck zu kommen.

Die Dame war nicht da; die übrige Gesellschaft schlief noch und ich sah allein und ungestört den gewaltigen St. Markusthurm wie einen

Sohn des Meeres aus dem weichen Wellenschooße hervorsteigen, dunkel und riesig anzusehn! Die Königin des Tages schwebte bald darauf unvergleichlich prachtvoll im Feuerglanze, von tausend rosenrothen, goldnen, blauen und purpurnen Wölkchen, als von einer Schaar blühender Zofen, umgeben, über des Golfo's äußerster Gränze empor, alle Nebel vor sich nieder und auf die grüne dalmatinische Küste niederwerfend, indeß wie durch die Risse eines ungeheuern Schleyers, das wunderbare Venedig in einzelnen Gruppen hervortrat. Jetzt war alles, Himmel und Erde — Licht, die See ein Feuermeer von Millionen Glanzwellchen, die der Blick kaum ertragen konnte. Die einzelnen Schläge der Thurmglocken bebten gewaltig und weithallend durch den Himmel hin. Ich konnte mich nicht losreissen und blieb bis die Stadt mit ihren Gärten und Gebäuden, weiterhin die Inseln im hellen Tageslichte zu mir herüber glänzten. Als ich das Verdeck verließ, stieg ich in's Passagierzimmer herab, wo ich die Gesellschaft beym Frühstück versammelt, die Venetianerin in lautem lustigen Gespräch mit dem neben ihr sitzenden Holländer, antraf. „Werde einer aus den Weibern klug!" — so sagte ich zu mir selbst, meine

Eigenliebe durch die characterloſe Koketterie der Italiänerin verletzt fühlend. Wie war es möglich, nach der Aufmerkſamkeit, deren ſie mich gewürdigt hatte, ſich mit jenem Gecken, den ſie erſt am Abend zuvor ſo fühlbar apoſtrophirte, wieder in ein Geſpräch einzulaſſen. Schweigend nahm ich gegenüber Platz und zankte jedesmal mit mir ſelbſt, wenn ich mich im unwillkührlichen Anſchauen ihrer ſeelenvollen Züge oder der reizenden Jugendfülle überraſchte, die alle ihr entgegengeſetzten Dämme zu überſchwellen drohte! Die Geſellſchaft berieth ſich über die Wahl der Gaſthöfe. Der Holländer empfahl das Hôtel alla Scala bey Marſeille, wo er abtreten wolle. — „Da ſind wir Nachbarn" — unterbrach ihn die Venetianerin. Er lächelte geckenhaft — ich fühlte mich unwillkührlich erröthen — andre rühmten die Regina d'Inghilterra, die allerdings auf keinem ſchönen Platze, aber dafür nahe an S. Marco liege und ſehr gut eingerichtet ſey. „Wo werden Sie abſteigen?" frug mich der Holländer. „Der Zufall ſoll mich beſtimmen" — erwiederte ich gleichgültig — „wenn ich durch die Straßen ſtreiche!" — Bald darauf liefen wir im Hafen ein. Unter den Formalitäten der Declaration unſrer Effecten, die nach dem Frey-

hafen von San Giorgio wandern mußten, verlor ich meine Gefährten aus dem Geſicht, die einer nach dem andern an's Land geſtiegen waren. Ich ließ mich auf einer Gondel eben dahin rudern, und als ich eben ausſteigen will, tritt mir die Venetianerin mit einem — „endlich — ich habe auf Sie gewartet" — entgegen.

Auf mich? frug ich mit kauſtiſchem Blick und Tone.

„Auf Sie" — entgegnete die Dame unbefangen — „geſchwind geben Sie mir den Arm. Sie werde ja auch in der Regina d'Inghiltorra wohnen."

Woher vermuthen Sie —

„Ich vermuthe es gar nicht, ſondern ich weiß es ganz gewiß. Geſtehn Sie nur" — ſie lächelte unwiderſtehlich — „Sie ſind an das Haus gewieſen?"

Nun ja — erwiederte ich überraſcht und ſchnell entwaffnet — aber woher wiſſen Sie nur —

„Davon nachher; kommen Sie nur jetzt!" — ſie bot mir den Arm, deſſen Weiſſe, Fülle und Lebenswärme mich in der kleinen Rechnung, die ich mit dem Gondolier hatte, irre machte. Um ihn los zu werden, gab ich ihm eine Handvoll ſchmutziger venetianiſcher Münze.

„Madre di Dio!“ — rief die Italiänerin, dies bemerekend — „werfen Sie doch Ihr Geld nicht an dieſen Schurken weg. Die Hälfte davon iſt noch zu viel!“

Ich mußte lächeln über dieſen nationalen Zug von Sparſamkeit. Wir ſchritten nun, ich ganz im Anſchaun der wunderhübſchen Frau verloren, über den Platz hin. Unterwegs ſagte ſie mir mit großer Naivetät: ich habe ihr auf den erſten Blick Vertrauen und den Wunſch eingeflößt, mich näher kennen zu lernen. Auch die Aufmerkſamkeit ſey ihr nicht entgangen, mit der ich ſie betrachtet und bey der ſie nicht verloren habe. Daß die Begebenheit mit dem dreiſtgewordenen Gecken ihren Credit ſteigern müſſe, war vorauszuſehn geweſen, und im Vertraun darauf habe ſie den kühnen, aber völlig abſichtsloſen Schritt gewagt, mich zu wecken — „wahrhaftig blos“ — betheuerte ſie — „damit Du den Sonnenaufgang über Venedig nicht verſchlafen ſollteſt!“ — Um zu ſehen, ob aber auch ich einer lebhaften Empfindung fähig ſey, habe ſie beym Frühſtück dem Holländer erlaubt, ſich neben ſie zu ſetzen. Mein finſtres Geſicht und meine Weigerung, meine Wohnung anzugeben, als ſie geſagt, daß ſie dem Hotel Europa gegenüber wohne,

habe sie entzückt, und daraus mit Gewißheit schließen lassen, daß, da die Europa und die Regina d'Inghilterra die beyden einzigen Hotels von Bedeutung wären, ich aber in dem erstern nicht wohnen wolle, weil ich sie daselbst vermuthet, ich nun zuverlässig in dem zweyten abtreten werde. In der That sey ich nun doch ihr Nachbar geworden, und zwar so nahe, nur durch eine ganz schmale Straße geschieden, daß wir aus dem Fenster uns die Hände reichen könnten! Der Holländer möge sie nur immer in der Europa suchen. „Astuzio feminili“ (weibliche List!)“ rief ich aus, allein sie schloß mir schnell den Mund mit ihrer kleinen Hand, und bat mich schmeichelnd, alle Titel, die ihrem allerdings uralten Stamme gehörten, wegzulassen, und sie ganz einfach „Du“ zu nennen. Das Leben sey so flüchtig, daß man toll seyn müsse, die Zeit mit nichtssagenden Höflichkeitsphrasen zu verschwenden. „Zwar“ — setzte sie seufzend und mit halb komischem, halb schmerzlichem Blick hinzu — „Du bist ein Fremder, wirst nur einige Wochen hier bleiben, und ich bin eine Närrin, einer Empfindung Raum zu geben, die mir das Herz schwer machen wird. Indeß, du gefällst mir, und so will ich das Leben ge-

nieſien. Lebwohl, morgen früh um 10 Uhr dort in jenem Fenſter des erſten Stockes erwarte ich Dich. Frage nur nach meinem Namen!" damit hauchte ſie mir einen Kuß auf die Stirn, und ſchlüpfte in die enge Thür hinein, die ſie hinter ſich zuwarf.

Mit einem beſondern Gemiſch bog ich rechts in die Regina d'Inghilterra ein. Allerdings hatte ich mir zur Vervollſtändigung meiner Kenntniß von Italien die Bekanntſchaft eines liebenswürdigen weiblichen Weſens, in dem ſich die ſüdliche Originalität recht ſtark ausſpräche, gewünſcht; — aber keine Intrigue, die mir Zeit rauben, und mich in eine Menge Begebenheiten, meinen Reiſezwecken ganz entgegen, verwickeln konnte. Dagegen ſtand nicht zu läugnen, daß Gräfin Marianne ganz das war, was ich ſuchte — jung, reizend, geiſtreich und ganz Italiänerin. Was mich über alle Bedenklichkeiten hinwegahob, war die kurze Friſt von vierzehn Tagen, welche die Dame — ſonderbar genug — ſelbſt ihrer Empfindung geſetzt hatte. Etwa ſo wie ein Arzt einem Petechialfieber ſein Stadium! Zur beſtimmten Stunde ging ich von Gennaro (Januar), meinem Servitore di Piazza (Lohnbedienten), geleitet, hinüber, und

ließ mich melden. Haus, Eingang und Treppe waren eben nicht gräflich. Ich ward angenommen, und sandte Gennaro zurück. Das Zimmer war reinlich, aber verrieth Beschränktheit. Die Dame in glänzend weißen, höchst eleganten Kleide, saß an einem Tische, mit weiblicher Arbeit beschäftigt; im Fenster — ihre Mutter, eine bejahrte Frau — auf dem Sopha eine junge magere Gestalt — ihre Schwester. In kurzen Worten ward ich als Fremder und Bekannter del vapor — vom Dampfboot her — vorgestellt, und nun ging die Rede sogleich in's traute liche Du über. „Du hast da" — sagte sie lachend — „eine Bestie von Lohnbedienten mit. Bezahlen mußt du ihn, als Fremder, auf jede Weise, das thu denn auch, aber schick' ihn nach Haus. Ich werde dich viel besser zu allem Sehenswürdigen führen, und wir haben dann nicht die Langeweile, den Esel hinter uns drein traben zu hören. Du mußt deine Zeit nutzen. Ich schlage dir vor, heut hier in der Nähe den Pallast Barberigo, dann den Canal grande mit dem Ponte di Rialto, und hierauf die Galleria Manfrin (von einem Dalmatiner dieses Namens so genannt, dem sie gehört) zu sehen. Dann wird es etwa Zeit zu speisen sem. Nach Tisch holst du

mich ab, und wir fahren nach San Lazaro oder einer der Inseln!“ — Ich war entzückt, ſich Alles ſo nach meinen Wünſchen ordnen zu ſehn, und bot ihr den Arm. Wir grüßten die Hausgenoſſenſchaft flüchtig, und verließen das Zimmer. Nachträglich muß ich einer ſonderbaren Geſtalt von Bedienten erwähnen, die mich bey Gräfin Mariannen gemeldet und introducirt hatte. Es war eine baumlange Figur, dünn wie eine Kerze, mager wie ein Stecken, wenigſtens vierzig Jahr alt, höchſt verdrüßlich ausſehend, und in einer ganz hohen ſauern Sopranſtimme ſich explicirend. Auf der Treppe ſcherzte ich über die wunderliche Figur, und erfuhr, daß er von ehrſamen Bürgersleuten unter der Franzoſenherrſchaft gewaltſam ausgehoben, und mit den neapolitaniſchen Truppen nach Rußland entſendet worden. Unterwegs habe er deutſch, franzöſiſch und ruſſiſch gelernt, ſey mit über die Bereſina gegangen, halb todt gefroren, und ungeſchickten Wundärzten in die Hände gefallen. Für den Feldzug ſey ihm nichts geworden, als Erfahrung und eine Sopranſtimme. Bey der Menge Armer in Venedig habe man ihm noch keine Anſtellung irgend einer Art zuweiſen können. Um ſo weniger, als er ſich durchaus nicht von drey

Hunden trennen wolle, die er seine Brüder nenne, und mit einer unglaublichen Zärtlichkeit liebe. Um diese nicht verlassen zu dürfen, habe er sich entschlossen, als Cammeriere in Dienste zu gehn, und er sey in der That wegen seiner Treue, Discretion und Geschicklichkeit unschätzbar, nur verrichte er kein Geschäft eher, als bis seine Hunde sich satt gefressen. Sey er einst zu alt, um zu dienen, so verzehre er — sein heiligster Entschluß — erst die drey Favoriten und springe dann in den grossen Canal. Welch ein seltsames Original! rufte ich laut, höchst ergötzt, auf den ersten Schritten durch das seltsame Venedig auch schon einem eben so seltsamen Menschen zu begegnen! Unterwegs theilte ich meiner Gefährtin alles mit, was mir hier an Gebäuden, Trachten, Gebräuchen neu erschien, und war entzückt über den scharfen, richtigen Blick, den sprudelnden Witz, den sie, neben der unbegreiflichsten Unkunde an den Tag legte. So z. B. hatte sie keinen Begriff von der Electricität, nie davon gehört, und wollte sich über das unbequem auszusprechende Wort halb todtlachen. Sie ward öfters von Vorübergehenden sehr verbindlich gegrüßt, auch bemerkte ich, daß die Männer dem reizenden Geschöpf mit Interesse nachsahen.

Eben wollten wir in den Pallaſt Manfrin einbiegen, als ihr beyfiel, daß ſie kein Fernglas beſitze, welches bey Betrachtung der hoch hängenden Gemälde unentbehrlich ſey. Daher möge ich ſie erſt zu einem famosissimo professore d'ottica — einem gewöhnlichen Optiker, wie er in Deutſchland geheißen haben würde — begleiten. Ich that das gern, und hörte mit Intereſſe ihrem ſcharfen Handeln zu. Allein ſie konnte mit dem Professore nicht einig werden. Die Gläſer, die ihr zuſagten, waren ihr zu theuer, die wohlfeilen taugten ihr nicht. Ich beendigte den Handel, indem ich das Schönſte jener Gläſer, das ihr ſehr gefiel, kaufte, und ſie bat, als Andenken von mir anzunehmen. Sie dankte freudig erröthend, und wir eilten in die Gallerie zu kommen, die nur des Vormittags offen iſt. Hier zeigte ſie viel Geſchmack, viel geſundes Urtheil, zartes Gefühl, und ein geſundes Auge. Obſchon dem Techniſchen, wie dem Hiſtoriſchen der Kunſt völlig fremd, waren ihr doch die verſchiedenen Schulen, vorzüglich die venetianiſche mehr als bloß namentlich bekannt, in welcher letztern ſie freylich das allerſchönſte Muſterbild hätte abgeben können! Ein Urtheil des Paris, aus dieſer Schule, führt ein langes Geſpräch

über männliche und weibliche Schönheit herbey. Aus ihrem Urtheil über letztere ward mir klar, daß man in Italien das Colorit — vermuthlich weil es so selten ist — für Hauptbedingung hält, und ein Frauenzimmer mit weißer Stirn und Nacken, rothen Wangen — wären auch die übrigen Züge ganz unbedeutend — ziemlich allgemein für eine Schönheit gelten kann. Die Bewundrung steigt, wenn sie damit blaue Augen und blonde Haare verbindet. Deshalb gefallen Engländer und Deutsche am meisten, Franzosen weniger, Spanier am wenigsten. Von dem, was einen Mann interessant macht, hatte meine Dame sehr richtige Begriffe, und suchte hier Schönheit weit weniger in Gesichtszügen oder der Incarnation, als in einer kräftigen Gestalt, ernstem, aber nicht unfreundlichem, Wesen, vorzüglich von aller Geckerey entfernt. Wir waren während dieses Gesprächs vor Mariannens Wohnung angekommen. Sie entließ mich mit dem Bedeuten, zu rechter Zeit wieder da zu seyn.

Im Speisezimmer meines Hotel's hatte ich die Freude, den triestiner Kaufmann wieder zu treffen, mit dem ich auf dem Vapor Bekanntschaft gemacht. Auch er schien erfreut, mich wieder zu sehen, und erzählte mir als interes-

ſante Nachricht, die Dame, die ſich mit uns am Bord befunden, ſey in der That eine venetianiſche Gräfin von berühmten Hauſe, und ſeit einem Jahre von ihrem Gemale wegen ſchändlicher Mishandlungen, die ſich der Wüthrich gegen ſie erlaubt, geſchieden. Obgleich ſehr reich, laſſe er ſie doch völlig darben, und die arme Gräfin ſey durch den intendirten und verlornen Proceß um Alles gekommen, ſo daß ſie ſich keinesweges in glänzenden Umſtänden befinde. Ohne daß ihr etwas vorzuwerfen, ſetze ſie ſich doch zu oft über das Herkömmliche weg, wie ſchon ihre abentheuerliche Fahrt von Trieſt auf dem Vapor beweiſe. Ueber ihre Liebenswürdigkeit ſey nur eine Stimme. Mehreremal ſeyen ihr Heurathsanträge gemacht worden, die ſie aber ſtets zurückgewieſen. Ich vernahm dieſe Nachrichten mit Theilnahme, obſchon feſt entſchloſſen, klängen ſie nur nicht gar zu toll, mich an nichts zu kehren, und von dem doppelten Freybriefe als Mann und Fremder den unumſchränkteſten Gebrauch zu machen. Die Tafel ward aufgehoben, ich ging in mein Zimmer, um eine kurze Ruhe zu halten, als ich zu meinem nicht geringen Erſtaunen die Dame gegenüber im Mittelzimmer mit einem jungen Herrn ſtehn ſah, der, den Huth auf dem

Kopf und die Reitgerte in der Hand, ſehr lebhaft geſticulirte. Ihm folgte ein zweyter — bald ein dritter. Die Unterhaltung, von der ich nichts verſtehn konnte, war ſehr lebhaft. Man ſchien etwas zu wetten, der gröſte der jungen Männer hielt die Hand der Gräfin flach entgegen, ſie ſchlug herzhaft ein. Ein allgemeines Gelächter erſcholl, und zum Schluß — o Freude für den Zuſchauer — umarmte ſich die ganze Geſellſchaft untereinander, die Gräfin aufs Herzlichſte küſſend. „Allerliebſt!“ — rief ich aus, aufs Höchſte über meine Myſtification entrüſtet, und die Venetianerin mit den ſchmeichelhafteſten Namen bezeichnend. Aufs Neue warf ich mich in's Sopha, willens, die ganze alberne Geſchichte zu verſchlafen. Allein wie ärgerlich ward ich, als der Schlaf nicht kommen wollte, ich rückte mich unruhig aus einer Ecke in die andre, und konnte das Bild der ſchönen Frau nicht los werden. Die Vernunft rieth mir, ohne weiters abzureiſen. — Allein ich hatte kaum erſt die Hälfte von Venedigs Merkwürdigkeiten geſehn. Indeß ein andres Zimmer, eine andre Ausſicht konnte ich verlangen, und das ſollte ſogleich geſchehn, ſogleich. Raſch ſprang ich auf, einen flüchtigen Blick hinüber werfend. Da ſtand die

Sirene am Fenſter, und hielt mir eine Uhr entgegen, dann legte ſie die Hände bittend zuſammen, deutete mit ſchwärmeriſchem Ausdruck auf ihr Herz, hielt dann eins, zwey, drey, vier Finger in die Höh', winkte noch einmal, warf mir einen Kuß zu, und verſchwand. Unſchlüſſig war ich ſtehn geblieben, als mir beyfiel, daß ſie trübe Augen gehabt und geweint habe. — Noch einmal — dacht' ich, und ſprang hinüber. Der Sopreno führte mich in ihr Schlafzimmer, das ich noch nicht geſehn, und das weit zierlicher und ſauberer, als das gemeinſchaftliche Wohnzimmer, eingerichtet war. Sie kam mir entgegen. In der That, ihr Auge war matt, an den langen Wimpern glänzten noch Thränen. Sie war unbeſchreiblich reizend. Ich fragte nach der Urſache ihres Schmerzes — „ach", antwortete ſie mit erſtickter Stimme auf ihren Buſen deutend — „der liegt hier!" — Ich glaube es — erwiederte ich mit Ironie — vielleicht ſind Sie eher geneigt, mir die frohe Nachricht mitzutheilen, die Ihnen vor einigen Augenblicken von drey jungen Herren auf ſehr herzliche Weiſe überbracht wurde. — Die Gräfin ſah mich an, und brach in ein unmäßiges Gelächter aus, das mich ungeduldig machte, und ihre Luſt mehrte.

„Welche Männer meinen Sie denn, verehrteſter Freyherr?“ frug ſie, das Sie mit Carricatur betonend.

Welche? — fuhr ich auf — alle drey!

„Den langen, blonden vielleicht, mit dem Lockenkopfe?“

Ja, ja!

„Oder den kleinen, ſchwarzäugigen?“

Auch den.

„Vielleicht aber den braunen, ſchiefbeinigen?“

O zum Teufel! — rief ich verdrüßlich — machen Sie mich nicht wild! Häßliche Beſtien waren alle drey, ſo viel weiß ich! Ein neues ſtickendes Gelächter war die Antwort, wobey ſie meine Hand nahm, mich nach dem Sopha führte, dort neben ſich niederzog, mich zärtlich küßte, und dann ſehr laut „Benedetto, Saverio, Cooco“ rufte. Sogleich traten aus dem Alkoven die drey jungen Männer ein. Mit Pathos ſtellt ſie mir ſie vor, und indem ſie mit jugendlich toller Luſtigkeit und italiäniſchem Muthwillen dem einen das Gilet, dem andern den Ueberrock aufriß und den dritten mit einem Stöckchen in die Knie ſchlug, rief ſie aus: „nun ſprich, haben die Männer in deinem Lande ſolche Knie,

ſolche Hälſe, ſolche Hüften?" — Ich ſah beſchämt, was ich freylich in meinem tiefer liegenden Zimmer nicht hatte ſehen können, daß die drey jungen Männer — Frauenzimmer waren, die eine, Teresina, der Gräfin Schweſter, die andern beyden, Schweſtern ihres Geſchäftsmanns, der ihr, um die ſchlimme Nachricht, die er ihr hinbringen mußte, zu verſüßen, die beyden Jugendfreundinnen als Ueberbringerinnen geſchickt hatte.

Aber wie iſt es möglich, — rief ich überraſcht — im Augenblick, da man eine böſe Kunde erhält, auf ſolche Mummereyen zu verfallen? — Marianne erwiederte, ſie habe Anfangs viel geweint, werde auch morgen wieder viel weinen; aber während man ihr die fatalen Papiere vorgeleſen, habe ſie der Luſt nicht widerſtehn können, mich durch eine Maskarade wüthend zu machen (di farti arrabiar), wozu der Wuchs der jungen Mädchen ihr den Einfall gegeben. Sogleich habe ſie den Advokaten um Männerkleider bitten laſſen, und ſey entzückt zu ſehn, wie trefflich ihr Spaß gelungen. Ich bewunderte ihre Geiſtesſtärke, obgleich ich ihr Leid höchſtens für eine ausgeklagte Putzmacherinnen Schuld hielt, und ſchon auf Aushülfe dachte. Wir ſetzten uns

nun zuſammen, und plauderten und ſcherzten auf das vergnügteſte, wobey ſie die Mädchen wegen ihres unmännlichen Anſehns aufs witzigſte neckte. Nach einiger Zeit hieß ſie mich nach der Uhr ſehen, griff nach Hut und Sonnenſchirm, und nahm meinen Arm. „Ich habe eine Gondola beſtellt, und du ſollſt mit mir nach einer von den Inſeln fahren, der Abend wird mondhell und auf dem Meere herrlich ſeyn. Am nächſten Tag — erzählte ſie mir im Gehn — ſolle ich einen wahren Spaß erleben. Benedetto, der Advocat, werde einen jungen Menſchen mitbringen, der ſich zum Schauſpieler beſtimme, obgleich er nicht die geringſte Anlage dazu habe. Die Geſellſchaft werde ſich in die Rollen eines Trauerſpiels theilen, und den jungen Bellavita leſen zu hören, ſey ein wahres Feſt. Sie bitte mich demohngeachtet col ochio critico — mit kritiſchem Auge — alles zu betrachten, und ganz beſonders ihre Declamation zu beurtheilen, weil viel davon abhange, wie ich ſpäter erfahren ſolle. Nach welcher der vielen Inſeln, die um Venedig herum liegen, gefahren werden ſolle, war jetzt die Frage, als wir am Strande angelangt waren? Ich entſchied mich für San Lazaro degli Armeni, wo ſich ein Kloſter ar-

meniſcher Mönche beſände, deren Bibliothek und armeniſche Druckerey mich ſehr anzöge. Ihr war Alles recht, wir ſtiegen in das lange ſchmale ſchwarze Gehäuſe ein, wobey ich wohl Acht gab, mich nicht als ein ungeſchickter Fremder zu zeigen. Die Gondolen ſind nämlich inwendig ſo eng, daß man Mühe hat, ſich darin umzudrehen, deshalb geht jeder der Landesſitte Kundige rückwärts hinein, und da wir nur zu zweyen waren, ſo nahmen wir beyde neben einander auf dem großen ſchwellenden Kiſſen von ſchwarzem Marroquin Platz, öffneten die Jolouſien, und zogen nun, im tactmäßigen Ruderſchlag des Gondolier's hin durch die blaue Wellenfläche. Bald waren wir an Ort und Stelle, leider aber der Prior, der den Schlüſſel zur Büchersammlung verwahrte, in Venedig, von wo er erſt in einer Stunde zurück kommen ſollte. Wir hinterließen, daß man uns von ſeiner Ankunft benachrichtigen ſolle, und gingen indeß am Meere auf den mit ganz kurzem Gras bewachſenen Dämmen ſpazieren. Wie in Neapel, ſo ließ auch hier jede brandende Welle eine Menge Seegeſchöpfe zurück, und ich war erfreut, meine Sammlung Muſcheln aus dem mittländiſchen Meere auch noch mit ſo reichen Beyträgen aus

dem Adriatiſchen vermehren zu können. Sobald Marianne hörte, worauf es ankam, ſo ſchürzte ſie ſich nach italiäniſcher Weiſe auf, den niedlichſten Fuß, die ſchönſte runde Wade vor mir enthüllend, und langte Alles aus den ſalzigen Fluten heraus, was ſie mit ihrer kleinen Hand erreichen konnte, wobey ſie jedesmal laut aufſchrie, und die Kleider noch weit höher, als nöthig war, heraufzog, ſobald die zurückkehrende Welle ihre Schuh zu benetzen drohte. Endlich brachte uns ein ſchwarzgekleideter Mönch mit langem Bart und finſterm Anſehn die Nachricht, der Prior ſey da und erwarte uns im Refectorio. An dieſem fanden wir einen äußerſt liebenswürdigen Geiſtlichen von etwa vierzig Jahren. Er war ein geborner Armenier, nannte ſich Peter Pasquale Aucher, hatte erſt kürzlich ganz Europa durchreiſt, ſprach trefflich franzöſiſch, engliſch und ſehr gut deutſch. Wir erfuhren, daß die hieſige Niederlaſſung armeniſcher Mönche, Jünglinge ihres Volkes zu Gelehrten, Miſſionarien und Ordensgeiſtlichen zu bilden, beſtimmt ſey. Gegen neun Millionen armeniſcher Chriſten in der Türkey, Griechenland und Natolien werden aus der hieſigen Druckerey mit Büchern aſcetiſchen und wiſſenſchaftlichen Inhalts, in armeni-

ſcher Sprache abgefaßt, verſorgt. Ich befürchtete bey dieſer, nur mir intereſſanten Belehrung, Mariannen's ſchöner Mund werde mehr als einmal ſich zum Gähnen öffnen, was ich ihr gern verziehn haben würde. Allein ich irrte. Sie ſchien im Gegentheil mit großer Aufmerkſamkeit zuzuhören, und vor dem, was ſie nicht verſtand, große Ehrfurcht zu hegen. Peter Aucher hatte die Gefälligkeit, uns das Innere der Einrichtung — die Zellen, die Kirche, Apotheke, die Buchdruckerey und den botaniſchen Garten zu zeigen. Meine Begleiterin war hier viel mehr in ihrer Sphäre, und that ſo beſonnene Fragen, machte ſo geiſtreiche Bemerkungen, erkannte ſo richtig die wahrhaft glänzenden Seiten des Inſtituts, daß ich, von der Schärfe ihres Urtheils, der Aechtheit ihres Geſchmacks und der Güte ihres Herzens, bezaubert ward. Auch unſer armeniſcher Führer verbarg ihr ſeine Bewunderung nicht, und ſie nahm dieſen Tribut mit einer liebenswürdigſchüchternen Beſcheidenheit auf, die ſie deſſelben noch würdiger machte. Es war indeſſen Abend geworden. Peter Aucher begleitete uns bis an die Gondel. Als wir durch den Garten ſchritten, ſahen wir einen Geiſtlichen auf einem kleinen Hügel knien. Er erhob

ſich bald und ſchritt ſchnell bey uns vorüber, ſtumm, grüßend. Wir hielten ihn, ſeinem Ausſehn nach, für krank. „Er iſt es auch" — erwiederte P. Aucher bewegt — „der Geiſt dieſes jungen Mannes reibt den Körper auf. Eine unglückliche Liebe führte ihn hierher. Das Grab, auf dem er kniet, iſt das ſeiner Geliebten, die er als eine Todte mit ſich hierher brachte, und ſie auf dieſem Fleck beſtatten zu dürfen, anſuchte. Das Gerücht behauptet, die Geliebte ſey ſeine Schweſter geweſen. Wir frugen danach nicht, ſondern geſtatteten unſrer Landsmännin gern ein Grab in heiliger Erde, und ihrem Freunde den Aufenthalt in unſerm Kloſter, wo er das Ende ſeines Lebens erwarten wollte. Als Erſatz für den Himmel der Liebe, ſucht er ſich den der Erkenntniß zu öffnen, und ſtudiert deshalb unausgeſetzt. Allein er welkt ſichtbar dem Grabe zu, und unſer Zureden iſt vergebens. Nur einmal des Tages geht er aus — Abends, um auf ihrem Grabhügel unter jenen Zypreſſen zu beten!" — Die Glocke läutete zur Hora, P. Aucher verließ uns, und wir nahmen herzlich von dem würdigen Manne Abſchied. Es war ziemlich dunkel, als wir unſer Schiffchen betraten. Fernhin auf dem Meer, glänzten die vielen In-

ſeln mit ihren erleuchteten Gebäuden, über uns funkelte ein herrlicher Sternhimmel, das wunderliche Venedig, mit Tauſenden von Lichtpuncten bezeichnet, lag im Hintergrunde. Der Wind führte balſamiſche Düfte aus den blühenden Acaziengebüſchen der giardini publici uns zu. Allein er war zu kühl für meiner Begleiterin leichten Anzug, die ihren Shawl mitzunehmen vergeſſen hatte. Wir ſchloſſen daher die Thüren und Jalouſien der Gondola, und ſaßen nun auf den ſchwellenden Polſtern behaglich neben einander, die Begebenheiten des Tages beſprechend. Die Eindrücke, welche der Beſuch des Kloſters in Mariannen erzeugt hatte, geſtalteten ſich, vermiſcht mit den frühern im Laufe des Tages empfangenen böſen Nachrichten, der tollen Mascarade und meiner warm ausgedrückten Bewunderung ihres Geiſtes, zu der wunderbarſten Exaltation, die ich je an einem weiblichen Weſen geſehn habe, und deren nur eine Italienerin fähig iſt. Es war ein unaufhörliches Fluten zwiſchen Scherz und Schmerz, zwiſchen Weinen und Lachen, zwiſchen Wonne und Wehmuth. Sie betheuerte, daß dies der ſchönſte Abend ihres Lebens ſey, wie ich begreifen würde, wenn ſie mir am Tage unſrer Trennung ihre Geſchichte

mittheilte — ihr ſey das Glück nur in kurzen Augenblicken zugemeſſen, und ſie halte es für eben ſo undankbar als thörigt, dieſe, die nie wiederkehrten, ungenoſſen verſtreichen zu laſſen, oder ſich ihnen, Vorurtheilen zu Liebe, zu entziehn, die in ihren Verhältniſſen doppelt chimäriſch wären. Ich konnte ihre Behauptung nicht beſtreiten, da mir ihre frühere Geſchichte ſo gut wie fremd war; auch wäre dies ganz vergebens geweſen, da ſie mich ſehr ernſtlich bat, ſie an dieſem ſeltnen Abend nicht mit Sophismen zu langweilen, ſondern in ihre Stimmung einzugehn. „Dulce est desipere in loco", ſagt ſchon Horaz, und ich fand neben der wunderholden Frau in der engen dunkeln Gondel, auf weichen Polſtern von leisrauſchenden Meereswellen geſchaukelt, und bald hier bald dort an die reizendſten lebenswarmen Formen angedrückt, meine philoſophiſchen Argumente ſo ſchwach, daß ich für beſſer hielt, nachzugeben — — und zu ſchweigen! — — —

Nach einer halben Stunde landeten wir; ich ging in meine Locanda, um mich nach etwa eingelaufenen Briefen zu erkundigen. Die Gräfin machte indeß eine andre Toilette, mit der ſie eben fertig war, als ich eintrat, um ſie

in's Theater San Benedetto zu führen, wo die Cassarini angeblich Furore machte.

Man hatte nicht zu viel gesagt. Die Sängerin, plump von Gestalt, häßlich von Gesicht, hölzern im Spiel, sang ihre Parte — die Adelina, in Generalis Oper dieses Namens — wunderherrlich. Seit der süßen Stimme der Dardanelli in Neapel hatte ich keine so weiche klangvolle Stimme, so originell kühne Coloraturen eben so vollkommen ausgeführt als glänzend erfunden, gehört. Mit einem Worte, ich war entzückt. Dazu ist die Composition eine der besten aus italiänischer Feder. Wir hatten es seit unsrer Bekanntschaft, nach ächt italiänischer Sitte, im Gebrauch, beym Herausgehn aus dem Theater, über den Markusplatz zu wandeln, wo sich ganz Venedig einfindet, und dann im Caffe bei Quadri Platz zu nehmen — so auch heut. Man kann sich nichts Angenehmeres denken, als gegen 1 Uhr Nachts, wo sich der kühle Seewind gelagert hat, unter den Zelten zu sitzen, welche die zahllosen Caffettieri's des Marcusplatzes und Quadri, der reichste unter ihnen, ihren mit Spiegelwänden und Kronleuchtern prangenden Gewölbern gegenüber, aufgeschlagen haben. Die Temperatur der Luft ist dann die

des lauen Waſſers, die wohlthätigſte, die es geben kann. Keine Militärparaden mit kopfzerſchmetternden Muſikbanden, keine brüllenden Facchino's und Matroſen, keine blökenden Ausrufer fallen einem um dieſe Stunde mehr zur Laſt, wo ſich das abentheuerliche Venedig in ſeiner ganzen feenartigen Eigenthümlichkeit zeigt. Nur Peking, mit ſeinen Millionen farbiger Laternen, die zwiſchen glühenden Blütenbüſcheln der aufgethürmten Blumenmaſſen längs den Canälen funkeln, indeß bunt lakirte hell golden ſchimmernde Fahrzeuge ebenfalls reich beleuchtet mit grotesken Chineſern und reizenden Tatarinnen beſetzt, dazwiſchen in Sommernächten auf und niederfahren, muß noch magiſcher ausſehn! Hier ſind die Zelte von bunten, meiſtens blau und weiß geſtreiftem Zeug, ſehr groß, ſo daß ſie wohl funfzig Menſchen faſſen. Aus der bedeutenden Menge dieſer Zelte läßt ſich auf die Tiefe des Marcusplatzes ſchließen. Der Raum inwendig iſt voll kleiner Tiſche und Stühle, aber unerleuchtet. Dagegen iſt es der breite gepflaſterte Bogengang in dem ſich die Kaffeehäuſer befinden, und der ebenfalls um das ganze längliche Viereck des Platzes herumläuft, deſto blendender. In dieſem breiten Gange drängt ſich die ganze Maſſe

der Spazierenden und derer, die aus den Theatern kommen, zusammen, und an den in den Zelten sitzenden auf und ab und vorüber. Daß hier Juden und Christen, Türken und Griechen, Raitzen und Dalmatiner, die letztern in ihren verschiedenen Trachten, neben Fremden aller Nationen, Offiziere und Senatoren, Abbate's und Damen aus allen Klassen vorkommen, brauche ich kaum zu erwähnen. An vielen Orten zugleich musicirren harmonische Banden; aber ohne Janitscharenspectakel, meist Guitarren, Mandolinen, Violen und Violinen, oft ganz vortrefflich. Dazwischen werden Lanterne magiche und hundert andre Sehenswürdigkeiten herumgetragen. Ein dumpfes Summen der Sprechenden und Gehenden, erfüllt, ohne dem Ohr lästig zu fallen, den Platz. Keiner kümmert sich um den Andern, jeder thut was und wie's ihm behagt. In den Zelten sitzt man dicht bey einander, das Halbdunkel begünstigt die Vertraulichkeit. Dabey erfrischt man sich mit dem köstlichsten Gefrornen, und gesteht sich, daß das sumpfige Venedig, ohne Baum und Strauch, ungeachtet seiner Hitze und seiner riechenden Canäle, doch ein zauberischer Aufenthalt sey. Die drey Elegants, die mich heut Nachmittag in Harnisch gejagt, hatten sich ihrer

Männlichkeit entäußert, und waren wieder Mädchen geworden. Eben trafen ſie uns an, und baten uns, doch ja zuverläſſig Morgen Abends uns bey ihnen einzufinden, weil ihnen von der Terrafirma eine Verwandte gekommen, die eine allerliebſte Singſtimme habe, und ſich in Venedig vollends ausbilden wolle. Wir verſprachen uns einzuſtellen, und brachen endlich auf als der Platz leer zu werden begann. Marianne gebot mir, ſie am folgenden Morgen nicht zu beſuchen, weil ihr Geſchäftsmann komme, und ſie, was ich ſchon wiſſe, viel zu weinen habe. Erſt wenn in meiner Locande abgeſpeiſt ſey, dürfe ich bey ihr erſcheinen. Mir war dieſe Vorſchrift nicht unwillkommen, da ich ſelbſt mancherley zu thun und zu ſchreiben hatte. Es war Sonntag, und für Venedig noch ziemlich früh, als ich am andern Morgen aus dem Seebade, das ein Franzos hier trefflich eingerichtet hat, zurückkehrte. Ein herrlicher Tag war aufgegangen. Die drey großen öſtreichiſchen Flaggen wehten von den coloſſalen Maſtbäumen vor der San Marcuskirche luſtig unter dem blauen Himmel hin. Ich trat in die prächtige Kirche, ſie war noch ziemlich leer, und ich konnte ſie ungehindert nach allen Richtungen durchſtreichen. In einer dunkeln

Seitencapelle kniete ein weißgekleidetes Frauenzimmer, andächtig betend, und ſich öfters dazwiſchen die Augen trocknend. Ich rieth auf die Gräfin, und ſchlich, um ſie nicht zu ſtöhren, hinter einem Pfeiler, der mich ganz verdeckte, nah heran. Sie war es wirklich, und betete ſehr innig. Die tiefe Andacht verſchönerte ihr reizendes Geſicht ungemein, und es ging mir durchs Herz, als ich häufige Thränen ihre blühenden Wangen herabſtürzen ſah. Da ſie ſich unbeachtet glaubte, ſo ward ihr Gebet immer lauter, ſo daß ich ganze Phraſen verſtehn konnte. Aber je mehr ich hörte, je unbegreiflicher ward mir der Zuſammenhang. Ihr Flehn galt — das hörte ich wohl — einem Dritten — einem höchſt liebenswürdigen, reizenden Weſen, wie ſie es nannte — von dem ſie ſich trennen müſſe, obgleich ſie nicht wiſſe, woher ſie die Kraft nehmen ſolle, getrennt von ihm zu leben. Dann kam eine Bitte, daß der Himmel doch die verdammten Beſtien von Galgenvögel (*ste maledette bestie di galeotti*), die ihr Geld ſchuldig wären, und ſie darum bringen wollten, doch zur Vernunft bringen möchte; dagegen ſolle er auch nicht vergeſſen, ihr die guten Freunde in der Entfernung geneigt zu erhalten. So oft mich die

Lachlust über das sonderbare Gebet anwandelte, so ward sie doch stets durch den innig vertrauend himmelan gewendeten Blick, die demüthig zuversichtliche Andacht der holden Beterin verscheucht. Plötzlich stand sie auf und verschwand, ohne sich umzusehn, auf der andern Seite, mich aus meiner unwillkührlichen Haft befreyend. — Der Tag verging mit Correspondenz und Besuchen einiger Landsleute, so daß ich nicht nach Tisch, wie ich versprochen, Mariannen sehn konnte. Gegen Abend ging ich hinüber, wo ich mehrere junge Leute beyderley Geschlechts versammelt fand. Bald darauf begann man eine Tragödie von Alfieri, zu welcher die Rollen ordentlich vertheilt waren, zu lesen. Mir gab man das Buch, um soufflieren und das ganze in Ordnung halten zu können. Wie die italiänische Poesie überhaupt, so ist auch die Tragödie da stehn geblieben, wohin sie Alfieri, Maffei und andre, nach griechischen Mustern blind nachahmend, gestellt hatten. Ihre Declamation ist mit sclavischer Treue der französischen nachgebildet. Dieselbe Uebertreibung, dasselbe zum Gebrüll gesteigerte Kehlenorgan. Kaum kann man den Italiänern etwas mehr Wahrheit und Gefühl für Natur, als den Franzosen, zu-

geſtehn. Deſtomehr war ich verwundert, Mariannen leſen zu hören, die ganz von der Weiſe ihrer Landsleute abweichend, eine Zartheit und Kraft der Empfindung entwickelte, die mich in Erſtaunen ſetzte. Dem jungen Candidaten der Schauſpielkunſt war ſehr zu rathen, davon abzuſtehn, da ihm dazu nicht weniger als Alles, Geſtalt, Organ, phyſiſche Kraft und intellectuelles Verſtändniß des Dichters, den er las, fehlte. Die Art, wie ihn die Gräfin tadelte, und wenn er dies übel nahm, lächerlich machte, war eben ſo witzig als gründlich, und überhaupt Mariannen ein entſchiedenes Talent für's Dramatiſche auf keine Weiſe abzuſprechen. Sie ſchien mehr als geſchmeichelt, ordentlich beruhigt, wie ich ihr dieſe Bemerkung mittheilte, indem ſie, ihrer Ausſage nach, viel Zeit und Mühe auf dieſe Beſchäftigung gewendet habe. Das Stück war zu Ende. Es ſollte Muſic gemacht werden, denn man erwartete die Sängerin jeden Augenblick; aber leider hatte man nicht bedacht, daß man, wohl Canzonetten und Barcarolen, aber keine Arien, am wenigſten Enſembleſtücke mit der Begleitung einer Guitarre allein, ſingen könne. Indeß es ward Rath geſchaffe, und aus dem Hauſe von Mariannens Conſulenten, der ſelbſt

ein guter Pianoſpieler war, der Mann und ſein Inſtrument herbeygeſchafft. Kaum angelangt, trat auch die Sängerin ein. Ein wunderſchönes Mädchen! Obgleich von ganz andrer Art als die Gräfin, ich möchte ſagen — aus einer andern Schule. Marianne, voller Jugendfülle und Leben, einer Geſichtsfarbe aus Roſen und Lilien gemiſcht, Geſundheit und Kraft in jeder Bewegung. Daher ihr Gang lebhaft, ihre Stimme laut, ihr Blick ſcharf, aber heiter und frey, ihre Miene lachend, ſchien ſie einem Bilde des Tizian zum Muſter gedient zu haben. Die Sängerin dagegen etwa achtzehn Jahr alt, bedeutend größer und ſchlanker als Marianne, nicht mager, aber weniger Fülle des Buſens und Nackens, die Geſichtsfarbe ſüdlich, warmbräunlich, die Lippen dunkelkirſchroth, der Gang langſam ſchwebend, der Blick — unter dunkelſchattenden Wimpern hervor, die ſich mühſam zu heben ſchienen — brennend und ſchwer, die Miene leidenſchaftlich innig, aber düſter — ſchien ſie eine der edelſten Geſtalten des ſpaniſchen Murillo's. War es der Contraſt dieſer beyden gleich reizenden Erſcheinungen — oder fühlte ſich der Geiſt verwandtſchaftlicher durch die zweyte angeregt, genug, ich konnte mich an der ſchönen Emilie Kascari

nicht satt sehn, und übersah daher Mariannen's Mienenspiel gänzlich, das, wie ich später mich überzeugte, lebhaft genug gewesen seyn mochte. Das Piano ward in die Mitte des Zimmer's gerückt, Einer aus der Gesellschaft akkompagnirte die Romanze aus Otello — ich hatte mich einige Schritte davon entfernt, und stand der Sängerin gegenüber, in ihre Züge versunken, und schmerzlich gespannt, zu erfahren, ob die Stimme dem Gesicht entsprechen würde. Jetzt endete das Ritornell, und sie begann im rührendsten Contr'alt mit einer Fülle und Süssigkeit des Tons, die mir kaum zu athmen erlaubte. Hier war von keiner Schülerin die Rede — eine vollendete Meisterin ergieng sich hier im Himmelsreich der Klänge. So klagen gefallne Engel um die verlorne Unschuld, mit solchen Tönen bewillkommen selige Geister die Seelen, die zur ewigen Herrlichkeit eingeführt werden! — Emilie, nur in ihrer eignen Wunderwelt lebend, schien sich der äussern kaum bewusst zu seyn, und nur zufällig erhob sich bisweilen langsam ihr Blick, zog, wie prüfend, an unsern Alltagsgesichtern vorüber, und kehrte dann mit einem ganz besonders wehmüthigen Ausdruck in sich zurück. Einmal begegnete ihm der Meinige, und

zwang ihn eine Secunde lang zu verweilen. Mir war als blickte ich durch den Vorhang in's Allerheiligste einer Engelsseele. In dem Augenblick warf mich ein gewaltiger Stoß vorwärts aufs Piano, das krachend zusammenschlug, die Lichter stürzten herab, und Marianne schrie mit einer Zeterstimme „un scorpione, un scorpione!“ — Die Sängerin schrie ebenfalls, wir alle nicht weniger — es war ein ächter Theatercoup! Schnell raffte ich die Lichter auf, andre Männer brachten deren mehr herbey, man leuchtete an den Boden, und in der That, zwey Scorpione, die wahrscheinlich von der kleinen Terrasse — wir waren im Erdgeschoß — hereingeschlüpft waren, kreuzten grade an der Stelle hin und her, wo die Sängerin gestanden. Sicher würden sie, ihrer Art nach, unter den Gewändern emporgekrochen, und eine abscheuliche Störung hervorgebracht haben. Sie wurden beyde zertreten; die Sängerin dankte der Gräfin in den wärmsten, verbindlichsten Ausdrücken, in die ich eingestimmt haben würde, wenn nicht einige Flüche, Kniffe und Püffe von Mariannens niedlichen Händen mich überzeugt hätten, daß drevviertheil der Kraft jenes Stoßes nicht auf die Scorpione, die nur die erwünschte Ge-

legenheit der Entdeckung gaben, sondern auf mich gerichtet waren. Mein Lachen, und die Versicherung, daß sie in ihrem Zorn noch zehnmal reizender sey, beruhigten die Eifersüchtige. Die Ruhe war bald wieder hergestellt, und man ging zu lustigen Nationalspielen, die mehr oder weniger Aehnlichkeit mit unserm Dreymannhoch oder Blindekuh hatten, über. Als die Gesellschaft endlich aufbrach, händigte Mariannen ihr Geschäftsmann einen Brief ein, der sie sogleich in Wehmuth und Thränen versetzte. Die Schwestern des Advocaten, wahrscheinlich davon unterrichtet, zogen die Aufmerksamkeit der Uebrigen von den Beyden ab. Wir blieben zuletzt. Ich bot der Gräfin den Arm, wir gingen unsern gewöhnlichen Weg nach San Marco. Sie war ganz wieder die Gewöhnliche. Unsre Plätze bey Quadri waren zum Glück noch unbesetzt. „Nun heut zum letztenmal" — flüsterte sie mir zu. Wie so — frug ich — zum letztenmale? „Zitto" — entgegnete sie — „ich sage zum letztenmale, und morgen um 11 Uhr erfährst Du Alles!" — Ich wollte Erläuterungen, allein ich erhielt nichts, und sie sprach viel mit vorüberstreifenden Bekannten. Wahrscheinlich eine neue Eifersüchteley — dachte ich, mit Unmuth

mich der Scene erinnernd am Piano, und — o unbeſtändiges Männerherz! — mit Sehnſucht mir das Bild der holden Sängerin vergegenwärtigend. Die Nacht verging, wie gewöhnlich, und ich ſchritt, noch immer jene Klänge in Ohr und Herzen, nach Haus.

Die milde Nacht hatte meine aufgeregte Fantaſie beſchwichtigt, und obgleich der ſchönen Emilie Geſang und Geſtalt eine wunde Stelle mir im Innern zurückgelaſſen, ſo ſah ich doch Alles, auch Mariannens hohe Liebenswürdigkeit wieder im rechten Lichte, ja ich fühlte mich durch eine beſondre Ahnung, daß ſie an einer wichtigen Stelle ihres Lebens, vielleicht an einem Abgrunde ſtehe, doppelt zärtlich für ſie beſorgt. Um 11 Uhr eilte ich zu ihr — und war nicht wenig verwundert, den dienenden Sopran mit Einpacken eines Koffers beſchäftigt zu ſehen. Ich frug, wem dieſer gehöre, wozu, wohin? Gräfin Marianne, war die Antwort, reiſe in einer Stunde mit dem Vapor nach Triest, und von da nach Fiume ab. Ich traute meinen Ohren nicht, als ſie eintrat, erhitzt von ſchnellem Gehn, die Augen dick geſchwollen von Thränen. Sie zog mich ihr nach in ihr Schlafzimmer. „Du weißt — begann ſie, ihre Thränen trock-

nend — „daß ich ein Ungeheuer zum Gatten habe, und gesetzmäßig von ihm getrennt bin. Einen Prozeß, den ich mit ihm führte, habe ich verloren, und somit den letzten Rest meines kleinen Vermögens. Schurken, hier in Venedig, denen ich aus Barmherzigkeit Geld lieh, haben mich auch um dieses noch betrogen. Der Teufel hole das Geld, nicht um mich schmerzt mich sein Verlust; allein ich habe einen Sohn, einen engelholden Knaben, für den" — sie brach in lautes Schluchzen aus, das mir das Herz durchschnitt — „für den ich mich viertheilen ließe. O mein heißgeliebter, theurer Benedetto, mit Wollust will ich für Dich betteln, um Dich aus den Klauen deines Unholds von Vater zu befreyen, der ohne Sinn für dein edles Gemüth Dich zu einem gemeinen Schuft, wie er selbst ist, verwildern lassen will! Sieh" — fuhr sie fort, mir einen Geldbeutel in die Brust schiebend — „alles, was ich habe, sind hundertfünfzig Zechinen. Funfzig nehme ich mit mir, hundert und dieser Brief sind für Benedetto, der im Trevisio bey gemeinen Leuten lebt. Ich habe dich geliebt, weil du edel und gut bist, willst du mir das verargen, so händige diese Dinge meinem geliebten Kinde ein, und kannst du, so sieh

daß du den Knaben in eine der östreichischen Militairacademien bringst. Thu es mir zu lieb, du weißt nicht, welche Sorge du von einem gepreßten Mutterherzen nimmst, das nichts mehr hat, als Gott, den theuern geliebten Sohn und Dich!" Thränen erstickten ihre Stimme. Ich schwur ihr, tiefgerührt, und mit heiligen Eiden, die Erfüllung ihrer Wünsche. „Nun Gott sey Dank" — rief sie fröhlich lächelnd — „so bin ich beruhigt. Vielleicht verschlingt mich das Meer, dann wacht der Himmel über meinem Kinde. Bleib' ich leben, so ist mir nicht bang. Ich bin jung, gesund, hübsch (bellina) und nicht dumm, da verdirbt kein Mensch. Jetzt fort nach Fiume, dort hat mir ein braver Impresser, den ich kenne, eine Stelle bey seinem recitirenden Schauspiele angetragen und aufbehalten. Leb wohl" — sie umarmte mich stürmisch — „leb wohl, küsse Benedetto für mich, und denk bisweilen an deine Freundin!" — Mit diesen Worten riß sie hastig die Thür auf, eilte die Treppe hinab, zog ihre Addresse und eine Schnur von ihren Haaren aus dem Busen, gab mir beydes, und litt schlechterdings nicht, daß ich sie begleitete. Sie eilte dem Hafen zu, der Sopreno und ein Fachino folgten mit dem Koffer.

Ich ſtieg zu den due Mori hinauf, wo man das Meer überblicken kann, und ſah nach einer Viertelſtunde den Vapor vogelſchnell mit vollen Segeln aus dem Hafen hinaus ins offne Meer ſtechen. Meine innigſten Wünſche folgten dem holden Geſchöpf, und nie werde ich die Tage vergeſſen, die ich in dem herrlichen Venedig an ihrer Seite verlebte!" —

Hier ſchließt der Bericht meines Freundes, den ich erſt in Begleitung Benedetto's, den er gewiſſenhaft zu Trevilo abgeholt hatte, in Mayland wiederfand. Es war ein bildſchöner, geiſtreicher, engelguter Knabe, der einem das Herz auf den erſten Blick gewann. W...'s Verbindungen mit den angeſehnſten Perſonen in dieſer Stadt, ſein früherer Aufenthalt im öſtreichiſchen Militairdienſt, machten es ihm möglich, verbunden mit raſtloſer, geſchickt angelegter Thätigkeit, den kleinen Benedetto in einer der vorzüglichſten Militairacademien unterzubringen. Der würdige und gewiſſenhafte Chef fand Gelegenheit, Benedetto's Sparpfennig, den W.... edelmüthig mehr als verdoppelt hatte,

ſicher anzulegen. Der Mutter ſeliges Entzücken, ihre glühende Dankbarkeit, als ſie dieſe Nachricht erhielt, lohnte meinem Freunde reichlich. Er ſchrieb Mariannen noch einigemal, hat aber nie Antwort erhalten. Ein Trevisaner, den wir nach einigen Jahren in Deutſchland ſprachen, wollte wiſſen, daß ſie ihre theatraliſche Exiſtenz aufgegeben habe, und einem reichen dalmatiniſchen Wittwer als Erzieherin ſeiner Kinder, tief in's Land hinein gefolgt ſey. —

Die Nacht in Terracina.

Der junge Graf Walden war der letzte Sproß eines berühmten Hauses, und von einem unvermählten Oheim zu dessen Erben, unter der Bedingung eingesetzt, daß er sich der diplomatischen Laufbahn widme. Guido's Vater hatte ein blühendes Leben tragisch — angeblich durch Gift — geendigt. Von gewaltiger Phantasie zu den Künsten, ja selbst zu alchymistischen und magnetischen Wunderlehren gezogen, war er in schlimme Hände gefallen, und von Unwürdigen gemißbraucht, betrogen, beraubt worden. Irr an den Menschen, so wie am vermeint Göttlichen seines Studiums, floh er heimlich — eine Gattin zurücklassend, die ihm, dem transcendentalen Grübler, trotz ihrer Liebenswürdigkeit, nie viel gewesen war. Gram und Kummer rafften sie, bald nach eines Knaben Geburt, hinweg. Der Flüchtling erschien nie

wieder, und hatte ſich ſo verborgen gehalten, daß alle Nachforſchungen unnütz blieben. Endlich meldeten öffentliche Blätter ſeinen Tod aus Marſeille. Erſt im letzten Augenblicke entdeckte er Stand, Namen und Herkommen. Er war in tiefer Armuth geſtorben. Die Familie eilte, alles in Ordnung zu bringen, und war froh, über die nähere Geſchichte des Verblichenen einen Schleyer fallen zu laſſen, den die Welt, nur mit der Gegenwart beſchäftigt, nicht zu lüften verſuchte. Des verwaiſten Knaben, Guido's, hatte ſich glücklicherweiſe der Oheim ſchon früher angenommen. Obgleich ein trockner Geſchäftsmann, blos auf das Practiſche gerichtet, und des verſtorbenen Bruders Lebensweiſe mit Bitterkeit tadelnd, ſchien er doch allen Groll vergeſſen zu haben und dem Knaben ein zärtlicher Vater werden zu wollen. Gewiſſermaſſen verlangte ſchon ſein eigner Vortheil dieſe Sorgfalt, wollte er anders nicht ſeinen reichen Beſitz lachenden Erben hinterlaſſen. Guido indeſſen, grübelte nicht über die Motive, ſondern vergalt ſeinem Pfleger durch Liebe, und erfreute ihn durch ſein körperliches und geiſtiges Gedeihn. Bald hieſi er der ſchönſte Knabe der Reſidenz, einer ihrer fähigſten Köpfe. Bis hieher hatte der Alte mit Luſt zugeſehen, allein

als der Knabe zum Jüngling heranreifte, da beſchlich ihn doch bisweilen eine leiſe Bangigkeit, ob denn gar keine Spur von des Vaters heftiger, exaltirter Gemüthsart ſich entdecken laſſen werde. Er dachte lange über Guido's künftiges Schickſal nach. Das ſtand feſt, daß er von Künſten, die die Phantaſie beſchäftigen und nähren, kein Wort erfahren dürfe; denn ſie allein waren es, die, nach des Oheims Anſicht, dem Bruder Glück, Geſundheit, Reichthum und Leben geraubt hatten. Alles Dichten und Nachhängen über Gefühlen, alle romantiſche Exaltation und Phantaſterey — lauter Dinge, die weder Brot noch Amt brachten, und ihm daher höchſt verächtlich dünkten — mußten aus dem Lebens- und Bildungsplan des Neffen ausgeſchloſſen bleiben. Den Weibern traute der alte Hageſtolz ſo wenig als den Künſten; auch ihre Einwirkung mußte daher im voraus berechnet und unſchädlich gemacht werden. Endlich hatte er, was er ſuchte, und der Stand, der alle poetiſchen Gefahren entfernte, über Weiber und Geſellſchaft die richtige Anſicht verſchaffte, dabei äußern Vortheil und Ehre mehr als irgend ein andrer erwerben half, war kein andrer als der ſeinige — der des Diplomatikers. Nun war

er ruhig und verfolgte das erkannte Ziel mit unermüdlicher Beharrlichkeit. Guido kam von dem Tage an unter seine specielle Aufsicht, arbeitete in seinem Cabinet, besuchte an seiner Seite Schauspiel und Ball, und mit wahrem Entzücken überzeugte sich der Oheim täglich mehr, daß sein Zögling — ganz das Gegentheil seines Vaters — grade die völlig leidenschaftlose Gemüthsart habe, die allein die wahre Grundlage eines ächten Lebensglückes sey; ja daß er, als man ihm seine künftige Bestimmung erklärte, sich sehr dazu geneigt bewies, und die nöthigen Studien mit Ernst und Eifer angriff. Wer war froher als der Oheim, der zwar des Neffen Glück, allein nach seinen Begriffen, wollte, und außer dem diplomatischen Geschäftskreise, an keins glaubte.

Schon damals warnte indessen ein erfahrner Freund, nichts zu übereilen, sich überall nicht vorsätzlich zu verblenden, nicht Pläne eines sechzigjährigen Kopfs auf ein sechzehnjähriges Herz zu gründen, in welchem doch über spät oder früh des Vaters Heftigkeit erwachen, und mit desto größerer Gewalt alle Bande von sich werfen werde, je fester man diese geschnürt habe. Es sey möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß der

Knabe durchaus ſich als das Gegentheil ſeines Vaters zeige. Ja, es ſey nicht einmal wünſchenswerth, indem ihm dann zugleich die herrlichſten Eigenſchaften abgehn würden, die jenem, nur irrgeleitet, Schaden brachten. Guido's Fleiß ſey ein Zeugniß ſeines guten Willens und ſeiner Duldſamkeit: allein ſein Phlegma könne eben ſowohl für noch nicht vollſtändige Entwicklung, als für Naturanlage gelten, und könne, ja müſſe ſich ſogar verlieren, wenn mehr als ein bloßer Automat aus dem Jüngling werden ſolle. Auf einen Zuſtand aber, der höchſt wahrſcheinlich nur Uebergangsſtufe ſey, irgend etwas gründen, wäre Verkehrtheit; ihn gewaltſam feſthalten, durch künſtliche Erziehung verlängern, dauernd machen wollen — Unnatur, die ſich, wie überall, ſo auch hier, rächen werde. Deshalb rathe er, nichts im voraus zu beſtimmen, und warne vor ſpäter Reue. Vergebens! Der Oheim arbeitete luſtig auf dem einmal gelegten Grunde fort.

So war Guido zwanzig Jahr alt worden, und ſollte nun eine Akademie beziehn. In der neuen Welt, die ſich ihm dort eröffnete, waren über Weiber und Geſellſchaften umfaſſendere, deutlichere Notizen nöthig. Vieles früher nur Hingeworfne, Angedeutete, mußte jetzt beſtimmt

ausgesprochen, erörtert, bewiesen werden. Auch hierzu erbot sich der Hausfreund. Allein sein Kopf und Herz waren dem Oheim noch viel zu warm, als daß er ihnen nicht hätte mißtrauen sollen. Er selbst wollte seinem Zögling das Wenige, was ihm noch fehle, beibringen. Es geschah nach seiner Weise — nämlich nach der Ansicht eines französisch gebildeten Staats- und Weltmannes der damaligen Zeit, dem eine Gesellschaft, ein Kreis auszufragender oder zu behorchender Personen, — Frauen, Gegenstände des feinern Luxus, und nur dann der Beachtung werth schienen, wenn sie auf hohe Personen einen Einfluß hatten. Freilich kreuzte und segnete sich jener alte Freund beim Anhören solcher Lebensphilosophie, die den Jüngling zum trocknen Pedanten, oder zum gewissenlosen Schwelger machen müsse. Dagegen lächelte der Oheim satyrisch über derlei poetische Träume, und stützte sich auf den Erfolg — der ihn allerdings zu rechtfertigen schien. Schon im ersten halben Jahr meldete Guido's Begleiter auf die Universität, der junge Graf sey sehr fleißig, und mache die Bewundrung der Professoren aus. Uebrigens entziehe er sich der Gesellschaft keineswegs, wo sein höchstes Bestreben sey, mit Glanz und

Anſtand zu erſcheinen. Die Damen wären ihm wegen ſeines ironiſchen Tones und kalten, beobachtenden Weſens allerdings nicht recht hold, welches indeſſen den Grafen wenig kümmere, der ſich in keiner Art zu dem ſchönen Geſchlecht gezogen fühle. Das wird einmal ein Diplomatiker — jubelte der Oheim, triumphirend dem herbeigerufnen Freund dieſe Nachricht mittheilend, wozu jener ſeufzend die Achſeln zuckte. Nur eins billigte er von ganzem Herzen: des Oheims Entſchluß, ſobald Guido ſeine Studien abſolvirt habe, ihn, nach damaliger Sitte, noch ein Paar Jahr reiſen zu laſſen, ehe er in die ihm durch des Fürſten Gnade bereit gehaltenen goldnen Feſſeln eingeſchmiedet würde. — „Iſt der Menſch eine bloße Spieluhr, die ihre Walze ohne Sinn und Begriff in alle Ewigkeit ableiert, ſo iſt überall nichts an ihm zu verderben. Hat er aber noch ein Herz — Gott weiß, ob von Natur oder durch die verkehrte Erziehung verſteint, — ſo wird ſüdlicher Himmel, ſüdlicher Wein und der Liebreiz ſüdlicher Frauen dieſe Eisrinde ſchmelzen; Liebe, Leben und Jugend werden ſein neuerwärmtes Blut raſcher durch die Adern jagen; und mögen ſie ihn dann auch in ihr, aus Verſtellungskünſten gewebtes, Zwangs-

kleid einſchnüren — er wird nie vergeſſen, daß er unter Menſchen lebte, ſelbſt einſt Menſch war!" — So dachte der grauköpfige Enthuſiaſt, aber freilich hütete er ſich, ſo ketzeriſche Meinungen laut werden zu laſſen. Deſto ſchärfer beſchloß er den Jüngling zu beobachten, und wo noch ein Fünkchen Tugend unter der Aſche angebildeter Gefühlloſigkeit glimme, es wie der Veſta heilige Flamme zu ſchirmen und zu nähren. Leider zertrümmerte Guido bei ſeiner Rückkehr dieſe ſanguiniſchen Hoffnungen durch ſeine eiskalte Gleichgültigkeit, ſein abgeſchliffnes Weſen, ſeine gänzliche Abgeſtorbenheit für alles, was nicht auf Mode, Welt und Diplomatik Bezug hatte. Dieſe Dinge beherrſchten ihn ausſchließlich. Alles war durch ſie geregelt und abgemeſſen; nichts jugendlich, als ſeine Geſtalt. Mit wahrem Kummer hatte der Freund bemerkt, wie Guido ſelbſt gegen ihn und den Oheim den aushorchenden Ton, die lächerliche Geheimthuerei des Diplomatikers, verſetzt mit allem Widrigen eines Modethoren, nicht ablege. Allein als er nun gar erfuhr, daß der kaltblütige, abgemeſſne Elegant, mit demſelben Ton, mit dem man theure Pferde behandelt, Auftrag gab, einem Mädchen Vorſchläge zu thun, weil einige Wichte aus der Reſidenz, an denen

nichts mehr gut war, als ihr Frack und ihr Magen, Maitreſſen unterhielten: da trat der edle Greis ins Dunkel zurück, um dort unbelauſcht eine Thräne der Wehmuth über die vollſtändig gelungne, kunſtmäßige Entartung eines herrlichen Geſchöpfes zu weinen, das er vor ſeinen Augen untergehn ſah, ohne es retten zu dürfen.

Raſch eilte Guido auf der Straße von Rom nach Neapel vorwärts. Daß auch in jener glänzenden Hauptſtadt ſeine Schritte von diplomatiſcher Klugheit voraus beſtimmt waren, läßt ſich denken. Vor der Abreiſe ſchon kannte er durch des Oheims weitläufige Correſpondenz ſowohl die Cirkel, die er zu beſuchen habe, als die politiſche Meinung, die dieſelben beherrſchte, ſo wie die nähern Verhältniſſe der höhern Staatsbeamten. Nächſtdem waren die Einrichtung ſeiner Wohnung und Equipage, die Eintheilung ſeiner Zeit, ſeine Toilette an Cour- und Gallatagen die Gegenſtände, die ihn während des Weges beſchäftigten, den er mit der vogelſchnellen italiäniſchen Extrapoſt auf den herrlichſten Straßen zurücklegte. Wo der eigentliche Gränzpunct zwiſchen Italien und ſeinem Vaterlande, ob er ſcharf unterſchie-

den durch Clima, Character der Gegend, Vegetation und Cultur, ſich als ſchroffer Gegenſatz ankündige, oder ob, wie faſt überall, auch hier die Natur Sprünge vermeide, und durch allmälige, in einander verflieſſende Abſtufungen die Contraſte einander näher bringe: das Alles ſchien ihm zu poetiſch, um darauf Acht zu haben, und der Würde eines Diplomatikers eben ſo unangemeſſen, als Beobachtungen über die tiefere Bläue des Himmels anzuſtellen, wozu ihm ein berühmter Phyſiker kurz vor der Abreiſe ſein Cyanometer angeboten: über welches Anſinnen ihn noch jetzt ein ſarcaſtiſches Lächeln — mehr erlaubte er ſich nie — anwandelte. —

Die Hitze des ſüdlichen Frühlings und der läſtige Staub der breiten Straße bewog ihn, in Terracina, dem letzten römiſchen Gränzort, ſich eine Nachtruhe zu gönnen. Während ſeine Leute das Nöthige beſorgten, war er herabgeſtiegen, um, da er eben nichts Beſſers wußte, das Meer zu ſehen, deſſen Wellen den Palaſt beſpühlen, in welchem ſich das Gaſthaus befindet. In wenig Augenblicken ſtand er dem furchtbaren Elemente gegenüber — ein Anblick, der ſeinen Gleichmuth doch etwas erſchütterte! Bis in unabſehlicher Ferne lag die wogende Fläche, gegen den Horizont

anſtelgend, in bläulich grauem Dunkel da; rein das azurne Himmelsgewölb über ihm ausgeſpannt, vom leiſen Windeshauch durchflogen, der hier in blühenden Myrthen und Oleanderſträuchen ſäuſelte, dort die ungeheuern Aeſte rieſiger Dattelpalmen hin und her bewegte, die, aus der Orangenbäume gelblichem Grün hervorragend, mit dunklerer Färbung vom klaren Lufttone abſtachen. Dumpfe Donner, gleich Ahnungen ſeiner furchtbaren Kraft, ſandte das Meer aus geheimnißvoller Tiefe herauf. Nach jedem ſolchen Gebrüll ſah Guido eine lange, dunkle, ſchaumgekrönte Woge über die ganze Fläche her ſo vogelſchnell auf ſich zueilen, daß er unwillkührlich zurücktrat, als ſie jetzt, unfern vom Strande aufbäumend, ſich brach und ſanfte Fluthen nach dem Erſchrocknen hinabtrieb, gleichſam verſtohlen ſeine Füße küſſend, und augenblicklich eben ſo ſchnell wieder davon rollte. Jeder Waſſerſchwall ließ eine Anzahl bunter Muſcheln, Seeſterne, Seepferdchen und dergleichen Meergeſchöpfe auf dem ſchwärzlich ſilberglänzenden Quarzſande zurück. Guido konnte der Luſt nicht widerſtehn, einige Schritte auf dem weichen Boden zu wagen. Er that's, und mit gleicher Schnelle rollte die Woge wieder auf ihn zu, brandete und überſtrömte mit lauer kry-

ſtallheller grüner Fluth ſeinen Standort. Dazu ſangen Vögel aus dem Gebüſch, während das Avelanten des nahen Fleckens ſich in ihre Weiſen, in das Liſpeln des Windes, in das Gemurmel der Wellen miſchte. — Ein tiefer Seufzer arbeitete ſich in ihm empor; er empfand Regungen, die ihm im Cabinet des Oheims hinter Acten längſt abgelaufner Negociationen unbekannt geblieben, und jetzt läſtig und verdächtig waren. Deshalb vermied er, ſie ſich zu erläutern, ſondern unterdrückte ſie ohne weiters mit dem Anathem: „Poſſen!“ — Es dunkelte immer mehr und mehr, er ſtieg daher die Treppen herauf und ſtaunte über den kühn geſchwungnen Säulengang, der den Palaſt von außen her umlief; über die altmodiſche, verfallne Pracht der hohen Gemächer, der weitſchallenden Säle, durch deren trübe Spiegelfenſter das letzte matte Abendroth, wie furchtſam erblaſſend, hereinblickte, und wo manch ein geſtörter Bewohner mit nächtig dunkelm Flügel über ſeinem Haupte dahin rauſchte. *)

*) Reiche Familien in Italien verpachten oft die ſchönſten Villen, die ſie nicht beſuchen, als Gaſthöfe, wodurch ſie nach und nach in Verfall gerathen, indem die Pächter nur darauf ſehen, das Gebäude und die Meubles in nothdürftigem Stande zu erhalten. Solche Gaſthöfe ſind un-

Die fremdartige, immer ſich erneuernde Stimmung war, wie geſagt, dem Grafen unbequem. Der Schlaf — ſo hoffte er — würde dieſen läſtigen Zuſtand vertreiben, und er eilte deshalb zur Ruhe. Umſonſt! Eine innre Bewegung ſcheuchte die Müdigkeit von ihm; ſchloß er gewaltſam die Augen, ſo erblickte er Zaubergärten vor ſich und liebliches Glockenſpiel tönte in ſein Ohr. Vergebens rufte er die Wirklichkeit, ſeine Verhältniſſe, ſeinen Beruf ſich ins Gedächtniß zurück — ſie konnten ſich heut keine Achtung in der aufgeregten Seele verſchaffen. Zürnend ſprang er um Mitternacht empor, alles Ungemach auf den fremden heißen Wein, das ungewohnte Clima ſchiebend, und trat ans offne Fenſter. Aber hier konnte er die Kühlung nicht in vollen Strömen genießen, deshalb verließ er das Zimmer und ſtieg nach dem luftigen Säulengange herab. Eben wandelte der Vollmond am Nachthimmel herauf, weithin die Wellenfläche mit zitterndem Silbergefunkel ſäumend und die Gemächer der Villa mit Zauberlicht durchleuchtend. Nachtigallenſang und Orangendnft quoll wie Opfer der dankbaren Erde

---

ter andern die prächtigen Villen in Terracina und Velletri, auf der Straße von Rom nach Neapel.

dem blassen Herscher entgegen. Der Graf bebte leis; und als solle er in dieser Nacht ahnend vorempfinden, welche gewaltige Angriffe auf sein Realitätssystem ihm noch aus dem luftgen Reich der Phantasie bevorstünden — schlugen melancholische Guitarrenarpeggio's ihm entgegen, von süß klagender Mädchenstimme durchtönt. Worte ließen sich nicht entziffern; die Melodie war eine jener altfranzösischen Troubadoursweisen, deren fremdartige Wendungen so innig ans Herz dringen. Ganz aus der Nähe kamen die Töne. Guido lauschte, und bemerkte, daß sie aus einem Zimmer schlichen, dessen nicht fest angezogne Balconthüren auf den Säulengang stießen. Leis trat er näher, drückte das Auge an die Spalte, und welch ein seltsamer Anblick überraschte ihn hier! Eine schlanke weibliche Gestalt im reizendsten Nachtkleide stand an einen Pfeilertisch gelehnt, sich mit der Guitarre zum Gesang begleitend. Ihr blendend weißer Hals war vom reichen Haargelock malerisch umflossen. Leider warf der vor den Kerzen stehende Schirm zu dunkle Schatten auf ihr Gesicht, als daß sich dessen Züge hätten unterscheiden lassen. In der Mitte des Zimmers schrieb an einem Tischchen ein Mann von riesenhafter Größe. Als er aufblickte, glaubte Guido

nie abſchreckendere Züge geſehen zu haben. Kleine verſchwollne Augen mit ſtechendem Blick funkelten in dem Baſchkirenſchädel mit tief eingedrückter Naſe, wulſtigen Lippen und niedriger, viereckiger Stirn. Er hielt ein, als werde ihm von dem Frauenzimmer dictirt, dann ſchrieb er weiter. Bald that er Fragen in einer, dem Grafen fremden Sprache. Die Sängerin ſchien ſie nicht zu beachten. Er wiederholte ſie. Vergebens! Haſtig ſprang er auf, Stuhl und Feder an den Boden ſchleuderud, trat mit drohenden Gebehrden vor das Mädchen, das, verächtlich lächelnd, ihm den Rücken wandte. Fluchend, tobend ergriff er eine Kerze, raffte ſeine Papiere zuſammen und rannte davon. Die Sängerin legte ihr Inſtrument weg, ſetzte eine Charoulle auf den Tiſch, nahm eine Handvoll Goldſtücke heraus, überzählte ſie flüchtig, und ſchlug ſie in ein Papier. Hierauf zog ſie aus ſammtner Kapſel ein Halsband von Diamanten, und ließ die prächtigen Steine wohlgefällig im Kerzenlichte funkeln. Dann warf ſie Geld und Juweien ins Fach, nahm das Licht und verſchwand im Nebenzimmer. Bis jetzt hatte Guido faſt wie angezaubert an ſeiner Stelle geſtanden: allein das Gefährliche und Bedenkliche ſeiner Lage erwägend, hielt er es für beſſer,

das Wiedererſcheinen der Dame nicht zu erwarten, obgleich er eine beſondre Neugierde empfand, ihr Geſicht zu ſehen. Auf den Fußſpitzen ſchlich er vom Balcon weg, und eilte den Säulengang hindurch der Haupttreppe zu. Der letzte Abſatz war erreicht, und eben wollte er nach ſeinem Zimmer einbiegen, als raſch um die Ecke hervor ihm der häßliche Schreiber dicht vor die Augen trat, das Licht in der Linken, den Säbel in der Rechten, Dolch und Piſtolen im Gürtel. Widrig überraſcht wich Guido auf die Seite. Auch der Häßliche ſtutzte. Scharfen Blickes betrachtete er den Jüngling einen Augenblick, dann ſtrich er mit einem rauhen „Pardon" — neben ihm weg. — Guido überlegte die Begebenheit in ſeinem Zimmer und ſchämte ſich des unheimlichen Gefühls, das ihn auf der Treppe ergriffen. Wahr blieb es, der ſchwarze Knebelbart des Mannes, das blutrothe Tuch, das er abenteuerlich um den Kopf geſchlungen, ſah widrig genug aus. Inzwiſchen war dies noch kein Grund zum Argwohn. Daß ein Reiſender in Italien, zumal auf dieſer Straße, Waffen mit ſich führe, war am Ende auch nichts Unerhörtes. Und das Mädchen? — Und die Juwelen? — Doch wohl nicht viel mehr, als eine artige Sängerin, die die falſchen Steine muſterte,

mit denen sie nächstens als Königin in San Carlo glänzen wollte! Vielleicht, ja wahrscheinlich war der häßliche Schreiber der erste Tragiker einer ambulanten Truppe, und hatte außer dem Theater wohl nie den Säbel gezogen! — Mit solchen vernünftigen Ueberlegungen beruhigte Graf Walden seine erregte Phantasie. Er schlief die wenigen Stunden der Nacht ruhig, und mußte am Morgen drauf herzlich über seine romaneske Stimmung lachen, die ihm den unbedeutendsten Vorfall zu einer Schauerscene, würdig der Miß Radcliff und ihrer nächtlichen Erscheinung im Schlosse Mazzini, hinaufgeschroben hatte. Froh, daß Oheim und Hausfreund nichts von alle dem poetischen Unfug wußten, der ihm gestern im Lauf des Tages nah getreten, warf er sich in den Wagen und fuhr, ohne sich nur nach den Namen der Coulissenhelden erkundigen zu lassen, die seinen Gleichmuth zu erschüttern gedroht hatten, davon.

Im geräuschvollen Neapel, wo der Graf nun schon seit einigen Monaten sich umhertrieb, und bei keinem prächtigen Feste, in keiner glänzenden Gesellschaft vermißt wurde, waren die schwachen

Blitze von Phantaſie, die in Terracina ſein Inneres auf Augenblicke durchleuchtet hatten, bald wieder verloſchen. Kaum eine dunkle Erinnerung an jenen Vorfall, war ihm geblieben, und er wieder ſo ganz der umſichtige, ſpähende, gegen alle Eindrücke verpanzerte Diplomat, daß der Oheim, der ihn vielleicht doch nicht ohne alle Bangigkeit hatte ziehn ſehen, der Lobſprüche in ſeinen Briefen gar nicht ſatt werden konnte. Nach des Alten Anſichten, verdiente er ſie in der That. Unter den reizendſten Geſtalten blieb ſein Herz unbewegt, und da er ſich auf dieſe dumpfe Fühlloſigkeit gewaltig viel einbildete, ſo entfernten ſich die Gelegenheiten, die ihm hätten gefährlich werden können, immer mehr. Die Frauen bedauerten, daß ein ſo junger, ſchöner, geiſtreicher Mann ſo karg von Seiten des Herzens ausgeſtattet ſey, entwichen gern ſeinem ſpottenden Tone, ſeinem diplomatiſchen Späherblick; und hier, wie im Vaterlande, ſah er ſich, ohne grade von ihnen vermieden zu werden, auf einen Kreis älterer Geſchäftsleute und ihm gleichdenkender Modemänner beſchränkt. Die Triumphe, die ſich hier ſein Wiſſen, ſo wie ſein suprême bon ton errangen, mußten ihn für die ſchönern Siege des Herzens und der Empfindung ſchadlos halten. Eines Ta-

ges hatte er an der Tafel des Miniſters mit ſeltner Einſicht und Gewandheit, obſchon nicht ganz ohne Selbſtgefälligkeit, über ein politiſches Ereigniß geſprochen, und alle Stimmen in ſeinem Lobe vereinigt. Da trat nach aufgehobner Tafel ein Mann zu ihm, bei deſſen Anblick ihn ein unwillkührlicher Schauer überlief. Betrog ihn nicht alles, ſo war es jener häßliche Schreiber, dem er in Terracina des Nachts begegnete — gleichwohl ſtritt ſein damaliger Aufzug, ſo wie ſein Betragen gegen die Möglichkeit eines Erſcheinens an der Tafel des erſten Miniſters. Widrig lächelnd, als errieth er Guido's Zweifel, lobte der große, wohlbeleibte Mann im altfranzöſiſchen Hofkleide mit hochgethürmten, weißgepudertem Toupé, die Originalität ſeiner Anſichten, den Glanz ſeiner Diction, und wünſchte dem Souverain Glück, für deſſen Dienſt ſich ein junger Mann von ſo ſeltenen Fähigkeiten beſtimme. In jedem andern Augenblicke würde Graf Walden eine ſolche Anerkennung ſeines höchſten Strebens mit dem lebhafteſten Danke erwiedert haben. Heut ſtammelte er verwirrt einige Höflichkeiten gegen den nachſichtigen Beurtheiler, den er ſchon irgend einmal geſehen zu haben glaube. „Das würde ich nie vergeſſen haben" — fiel ihm jener

ſchmeichelhaft ins Wort — „allein Sie irren ſich, Herr Graf; ich bin der Baron Paſſarez, ehedem im Dienſt der ..... ſchen Republik, ſeit mehreren Jahren aber wegen einer Erbſchaftsangelegenheit in Sicilien, hier zu Neapel wohnhaft, wo das höchſte Tribunal in Entſcheidungsſachen Sitz hält.“ — Guido ſuchte in den Phraſen, die nun zwiſchen ihnen gewechſelt wurden, noch einmal auf jene Aehnlichkeit anzuſpielen; allein der Baron wußte ihn ſo zu verwickeln, daß, ehe dies ſchicklicher Weiſe möglich, mehrere Perſonen herbeigetreten waren, und der Baron ſich unvermerkt entfernt hatte. Angelegentlich forſchte der Graf nach näherer Kunde über dieſe ihm ſo räthſelhafte Erſcheinung. Er fand indeß wenig Theilnahme. Alle beſtätigten des Barons Namen und längere Anweſenheit in Neapel; allein um nähere Verhältniſſe ſich zu bekümmern, dazu blieb bei der Fluth immer wechſelnder Geſtalten keine Zeit. Guido mußte ſich begnügen, und verſuchte daher, ſich wenigſtens das Aeußre des Barons ſo lebhaft als möglich zu vergegenwärtigen, und mit jenem Schreckensmanne zu vergleichen. Allein der Punct, wo dieſe beiden Geſtalten, eine in die andre, gleichſam hinüberſchillerten, war durchaus nicht

klar zu erkennen. Im Gegentheil ergab ſich, je mehr und ſchärfer ſie Guido zu individualiſiren ſtrebte, eine immer größere Verſchiedenheit, ſo daß er zuletzt nicht mehr wußte, was er denken ſollte. Obſchon er die Unmöglichkeit der Identität dieſer beiden Menſchen beinahe zugeben mußte, ſo war er ſich doch klar bewußt, daß, als der Baron auf ihn zugetreten, er jenen häßlichen Kerl vor ſich zu ſehen geſchworen haben würde.

Es iſt immer unangenehm, wenn wir irgend etwas, das ſich uns nicht deutlich macht, und dennoch unſre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, mit uns herum tragen müſſen. Die fruchtloſen Verſuche, jenes Dunkel aufzuklären, ermüden, ohne das Intereſſe zu ſchwächen, und der immer wiederkehrende Gedanke daran kann zur wahren Marter werden. Phantaſiereiche Menſchen helfen ſich, indem ſie die Sache als übernatürlich betrachten, den Kampf dagegen, ſo wie die Enthüllungsverſuche aufgeben, und in ſcheuer Unterwerfung, des Räthſels Löſung erwarten. Deſto unangenehmer iſt den nüchternen Verſtändigen, zu denen ſich Guido zählte, ein ſolch mährchenhaftes Spiel des Zufalls. Mit wahrem Ingrimm erfüllte ihn ein Blendwerk, das ihn in

seinen würdevollsten Momenten mit Ahnungsschauern beschlich, und ihn wie einen Knaben zu fürchten machte. Deshalb beschloß er, den Baron, wo er ihn auch wieder begegne, auf der Stelle fest zu halten, und ihn ohne weiters über seine Aehnlichkeit mit jenem confiscirten Gesicht förmlich zur Rede zu stellen. Die Einladung zur Abendgesellschaft der Herzogin D..... in den nächsten Tagen war ihm höchst willkommen. Dort hoffte er jenem verdrießlichen Krahenbild die Verhüllung abzureißen, oder, wenn es keine war, den rechtmäßigen Inhaber dieser widrigen Gestalt kennen zu lernen.

Briefschaften, die er erhalten, gaben ihm so viel Arbeit, daß er erst einige Stunden später, als die Einladung besagte, zur Herzogin kommen konnte. Er fand die Spieltische größtentheils besetzt, und den jüngern Theil der Gesellschaft im Salon um eine Dame versammelt, die auf vieles Begehren am Piano ihre Stimme werde hören lassen. Genug für Guido, um im Nebenzimmer zu bleiben. Er kannte diese Gattung artistischer Productionen, die mit bewundernswürdiger Dreistigkeit ein — meistentheils — höchst erbärmliches Talentchen zu Gehör bringen. Das erleuchtete Auditorium zwickt sich dann, die

Robuſten zu lautem Beifall, die Zartern zu den leiſern Accenten eines unwillkührlich laut werdenden unbeſchreiblich tiefen Gefühls; der Virtuos ſtreicht ſüß lächelnd mit beſcheidner Habſucht den erhaltenen Beifall ein, und die ganze Herrlichkeit ſchließt mit tollem Jubel; deſto lauter, je ſchlechter die Leiſtung war. Guido zog vor, die beſtellte Exploſion in der Entfernung abzuwarten, wo er unbelauſcht ſeine wenigen beifälligen Exclamationen einſchieben konnte. Diesmal ſollte er ſich indeſſen verrechnet haben. Nach einigen Gängen auf dem Inſtrument, die durch eine ungewöhnliche Fertigkeit, des Grafen Unmuth ſchon etwas ausſüßten, begann die Sängerin in einer düſtern Molltonart. Seufzer eines Engels um eine verlorene Seele! Schmerzenslaute eines nach Licht ringenden Verlaſſnen! Glühenden Tropfen gleich, fielen dieſe Töne in Guido's kaltes Herz und ließen unvertilgbare Maale daſelbſt zurück. Er wagte keinen Schritt vorwärts, aus Furcht, einer dieſer Edenslaute könne ungenoſſen entgleiten. Allein ſeine Extaſe ging in die lebhafteſte Bewegung über, als die Sängerin die zweite Strophe anfing. Jetzt ſtand es klar vor Guido: das war nicht nur dieſelbe Stimme — nein, bei Gott! — auch dieſelbe Romanze,

die ihn in Terracina feſtgezaubert hatte! Mit ſtürmiſchen Fluthen brach ein Meer von Zweifeln über ihn herein. Alſo keine wandernde Comödiantin — kein Geſchöpf aus dieſer Claſſe — ein Frauenzimmer, ihm gleich an Stand und Erziehung! Aber in welcher Verbindung ſtand dann jener Unhold mit ihr und der jenem ſo ähnliche Paſſarez? — Guido's Bruſt arbeitete heftig, mit ſchnellen Schritten trat er ins Muſikzimmer, da wankte am entgegengeſetzten Ende Paſſarez durch eine Thür hinaus — eben wollte Guido auf dieſen losſtürzen — als die Sängerin vom Piano ſich erhob, ihm gegenüber trat, und — ſo vergehn dem die Augen, der aus langem Dunkel jählings in das Sonnenlicht eines Frühlingsmorgens tritt — er muſte geblendet die Augen niederſchlagen. Langſam, zweifelnd, ob das Engelsbild nicht entſchwebt ſey, hob er den Blick. Da ſtand ſie unfern von ihm, die hohe, göttlichſchöne Geſtalt im blühendſten Jugendreiz, doppelt ſchön durch die ſüße Schaamröthe, mit der ſie der rauſchende Beifall überzog. Himmel, wie war es möglich, ſo engelsholde Züge, ſo rührende Anmuth, ſo genienglaiche Zartheit in einem weiblichen Geſchöpf zu verbinden? Und da nur Einer im

Strahl ihres Götterreizes ſich ſonnen, nur Einer ſie beſitzen konnte, wie unbeſchreiblich grauſam war es, ſie kennen zu lernen, um ſie verlaſſen, einem Andern überlaſſen zu müſſen? Dieſe und ähnliche Gedanken durchſtürmten unſern Diplomatiker, der weder ſeines Zornes gegen den doppelköpfigen Paſſarez, noch ſeiner eignen unerſchütterlichen Würde mit einem Odemzug mehr gedachte. Schnell erkundigte er ſich nach Namen und Stand der Sängerin. Es ſey die Markiſe Fleury, ward ihm zur Antwort — eine Fremde und junge Wittwe, die in Santa Lucia, dem reizendſten Quartier von Neapel, wohne, und auf eine, großen Reichthum verrathende Weiſe lebe. Er ließ ſich ihr vorſtellen, und berührte, wie eine leiſe Erinnerung, daß er vor einigen Monaten in Terracina dieſelbe Romanze mit Guitarrenbegleitung von ihrer Stimme gehört zu haben glaube. — Das ſey wohl möglich, entgegnete die Markiſe, da ſie dies ihr vaterländiſches Lieblingslied aus der Provence täglich ſinge; doch entſinne ſie ſich nicht, daß eben dort —

„O ganz gewiß“ — fiel Guido ihr mit Feuer ins Wort — „ganz unfehlbar, gnädige Frau, war es dieſelbe Melodie. Beim erſten

Ton fühlte ich, daß ich sie nicht vergessen hatte, so wie ich nie vergessen werde, daß ich Sie heut zum erstenmale gesehn!" —

Die Markise hob jetzt die schwarzen, seidnen Wimpern langsam in die Höhe. Ein voller, schwermüthiger Blick ruhte secundenlang auf dem fremden schönen Manne, dessen naive Versicherung ihr nicht zu mißfallen schien. Dann verließ sie ihren Platz, um sich in die Gesellschaft zu mischen.

Die eifrigen Musikliebhaber besetzten nun mit nicht minderm Eifer die Spieltische. Auch dem Grafen ward eine Karte geboten, die er zerstreut nahm, aber gern an die Lippen gedrückt hätte, als er, beim Abgeben derselben bemerkte, daß sie ihn mit der Markise zusammengeführt. Man kann denken, daß er weniger bemüht war, sein Geld zu vertheidigen, oder fremdes zu erwerben, als, so oft es geschehn konnte, der wundersüßen Mischung von Lust und Schmerz nachzuspüren, die in dem Gesicht der engelholden Frau herrschte. Ihre Augen begegneten einmal den seinigen, es war als leuchte ein Strahl des Wohlwollens aus ihnen auf, und sogleich gewann Alles um ihn her eine lachendere Farbe. Er begriff nicht, wo die Zeit geblieben, als die

Partie zu Ende war und man ſich zum Weggehn anſchickte. Mit Bangigkeit ſah er den Augenblick der Trennung nahen, doch reichte ihm die Markiſe auf ſein Anerbieten freundlich den Arm, ſie zu ihrem Wagen zu geleiten. Seine Frage; ob ſie viel in Geſellſchaft gehe? beantwortete ſie mit einem Seufzer. — „Mehr als ich möchte! Faſt in Alle!“ — Man ſtand am Wagen. Leicht grüßend ſchwang ſie ſich hinein und war in wenig Augenblicken verſchwunden. — Wie Zaubergärten der Fabel plötzlich verſinken, ſobald des Beherrſchers Blick und Wort ſich von ihnen wendet, ſo ward Guido zu Muth, als er ſich allein ſah. Der warme, blütenduftige Hauch ihres reinen Odems ſchmeichelte nicht mehr ſeinen Wangen — rauh dünkte ihn der Sirocco, unfreundlich der ſternfunkelnde ſüdliche Himmel, und er eilte, ſeine Wohnung zu erreichen, um ungeſtört den Gedanken von ganz andrer Art, als ſie bisher in ihm aufgeſtiegen waren, nachhängen zu können. —

So war denn das Werk einer unausgeſetzten, faſt zwanzigjährigen Bemühung, mit welcher der Oheim gearbeitet hatte, ſeinem Neffen

jenes unzerſtörbare Gleichgewicht zu erringen, wodurch allein die Macht der Phantaſie entkräftet würde — in einem Augenblick vereitelt. Den Augen eines holdſeligen Weibes iſt es ohne Kampf gelungen, alle jene gehäſſigen, erniedrigenden Spöttereien, jene liebloſen, faſt unmenſchlichen Urtheile über das ſchöne Geſchlecht zu Boden zu werfen, alle jene künſtlichen Bollwerke gegen Gefühl und Empfindung zu zertrümmern. Allein nicht nur der Oheim iſt beſiegt, ſondern der Zögling ſelbſt iſt zur Erkenntniß gekommen. Ihm, dem durch Erziehung künſtlich Verſpäteten, Verbildeten, iſt urplötzlich der ſichtbar gewordne Genius der Schönheit entgegen getreten. Was Guido bisher für conventionelle Uebertreibung, für hyperboliſchen Unſinn gehalten, das gewinnt mit einmal Leben und Geſtalt, und wie durch einen Zauberſchlag fallen die loſe zuſammengefügten, widerſtrebenden Beſtandtheile der angebildeten Verhüllung ab. Er liebt — liebt heiß, innig, unausſprechlich, fühlt, daß dieſe Empfindung allein die Summe aller irdiſchen Glückſeligkeit in ſich faſſe, daß Reichthum, Glück, Ehre und Gelehrſamkeit nur durch Beziehung auf einen geliebten Gegenſtand Werth und Bedeutung gewinnen. Wer ohne Liebe lebte, iſt

ein unglücklicher, wer Liebe verachtet und im physischen Wohlbefinden das Glück sucht, der ist entweder ein moralisch verkrüppelter oder ein blödsinniger Mensch. Sein früheres Thun, Dichten und Trachten ist ihm verhaßt, in tiefster Seele zuwider, denn es erinnert ihn an den Zustand von Blindheit und Knechtschaft, in dem er bis heut schmachtete. Himmel! so sind denn alle jene unbeschreiblich süßen, sehnsuchtsvollen Regungen, die ihn in Terracina beim Anblick der schönen Landschaft, bei Anhörung jenes Gesanges beschlichen, nur Strahlen eines göttlichen Lichtes, das ihn nun durchleuchtet? Ja, so ist es; denn beim Anblick der Markise drängten sie sich, nur in unendlich erhöheter Fülle und Kraft, in sein Gemüth, und die unaussprechlichste Seligkeit, aus Wunsch und Erhörung, aus Sehnsucht und Gewährung, aus Lust und Schmerz gemischt, durchströmte seine Seele. Und um diese reinste Wonne der Geister hatte man ihn bringen wollen? hatte der Oheim ihn bringen wollen? hatte es vermocht, zu wollen? Das Herz, die Fähigkeit zu lieben, das, was den Menschen vom Thier unterscheidet — grade dies hatte er auszurotten getrachtet? — — Guido schauderte. — — Und welcher Ersatz war

ihm geboten worden, für die Vernichtung der edelsten Menschlichkeit? Wissenschaften vielleicht? Mathesis oder Philosophie, die ihrem Anhänger den Weg zur Gottheit durch Vernunftschlüsse zeigen? Oder Kunst, die mit dem Zauberstabe ihrer Schöpfungen nach derselben erhabnen Richtung deutet? O nein, keins von beiden, sondern — — er vermochte es nicht auszusprechen. Es ward Nacht um ihn her. Ein gräßlicher Abgrund gähnte ihn an. Gleich seinem Vater stand er an der fürchterlichen Klippe, zweifelnd an den liebsten Wünschen, an sich selbst, an dem Werth seines Berufs — verrückt der Schwerpunct seines ganzen Wesens. Ihm schwindelte; dumpf starrte er vor sich hin in die öde Finsterniß: da ging in milder Klarheit ein holder Stern über ihm auf — das Bewußtseyn seiner Liebe, und kaum war ein Strahl dieses Lichts in sein Inneres gefallen, so fühlte er auch schon wieder Boden unter seinen Füßen, seine Gedanken ordneten sich, und schossen, Krystallen gleich, um den festen Kern jener Ueberzeugung an. Er fühlte, daß ihn die Liebe gerettet, und ergab sich ihr mit allen Kräften seiner Seele.

Man kann denken, daß nach der ungeheuern Veränderung, die in Guido vorgegangen war, er nichts Wichtigeres kannte, als seiner Empfindung nachzuhängen, den Gegenstand derselben so oft als möglich zu sehen, und dem wichtigen Punct immer näher zu kommen, ob er auf Erwiederung seines Gefühls hoffen dürfe. Daß er der Markise nicht zuwider sey, das hatte er bemerken können, da er sie seit jenem Abend mehreremal gesehen, und mit immer steigender Freundlichkeit von ihr war empfangen worden. Allein daran genügte dem Jüngling nicht, der, von der Flamme der Leidenschaft ergriffen, hoch aufloderte. Ueberdieß drängten, außer seiner eignen Sehnsucht nach einer Erklärung, noch andre Umstände dazu. Der Oheim hatte geschrieben, daß er ihn in drei Monaten zurück erwarte, und als eine begeisternde Aussicht hinzugefügt, daß er für den Neffen die Hand der Tochter des ersten Ministers negocirt und zugesagt bekommen! Guido begriff, daß er an der Entscheidung stehe. Die Markise aufgeben — das kam nicht in sein Herz. Ja, auch wenn sie ihn nicht liebte, begriff er die Möglichkeit nicht, einer andern die Hand zu reichen. Dem Oheim seine Empfindung schildern, bitten, be-

ſchwören — der würde ihn für toll gehalten, und wenn er ſich von ſeiner gänzlichen Umwandlung überzeugt hätte, ihm mit ſeinem ganzen Zorn gedroht haben. Eben ſo wenig ließ ſich von der Interceſſion des Hausfreundes hoffen, ſo leicht auch dieſer zu gewinnen geweſen wäre. Der Oheim war eiſern im Widerſtand. Gefühle kannte und achtete er nicht. Nur eins konnte ihm Achtung abgewinnen — Conſequenz und Feſtigkeit. Und dieſe mußte und wollte Guido mit aller Kraft ſeines neugeſchaffnen Selbſts beweiſen. Allein um ſagen zu können — „ich liebe, werde geliebt, und gehe unter eher, als ich meine Liebe aufgebe" — dazu mußte er vorher mit der Markiſe geſprochen haben. Zwar hatte er ſchon hin und wieder in Geſellſchaft die Gelegenheit wahrgenommen, ihr ein ernſthaftes Wort zu ſagen; allein ſie ſchien das ſtets zu überhören, und plagte ihn ſeit einiger Zeit, ſobald er ſich ihr nahte, mit politiſchen Geſprächen, in die ſie ihn ſo tief als möglich zu verwickeln ſuchte, wobei Guido, wenn er auch ihren Scharfſinn bewundern mußte, doch in ſeiner jetzigen Stimmung vor Ungeduld vergehn wollte. Welches auch ihre Gründe ſeyn mochten, der Geſellſchaft keine Vorliebe für Guido

merken zu laſſen — immer dünkte ihn dieſer Zwang zu weit getrieben.

Der Carneval mit ſeinen tollen Spielen war zu Ende, und man verſammelte ſich aufs Neue, aber zu unendlich verſchiedenen Zwecken — nämlich in den ſogenannten Quareſimalpredigten, als Vorbereitung zur heiligen Woche. Indeſſen auch hierbei verleugnet ſich der Italiäner nicht; und ſoll ihn die Kirche anziehn, ſo muß der Reiz der Muſik, der Schmuck der Altäre oder ein beliebter Prediger dies vermögen, der es nicht verſchmäht, die Betrachtungen, die er vorträgt, mit einem derben Spaß zu untermiſchen. Bei ſolchen Motiven ſtrömt Alles den Kirchen zu. Guido war, hoffend, die Markiſe dort zu ſehen, nach der Kirche del Gieſu gegangen, wo ſich ein zahlreiches Auditorium vor einem berühmten Redner zu verſammeln pflegte. Mochte das Mißvergnügen, die Dame ſeines Herzens nicht zu finden, den Grafen verſtimmen, oder gelang es ihm als ernſtem Nordländer nicht, einen Scherz an geheiligter Stätte paſſend zu finden: genug, als der Redner beim Schluß des erſten Theils in die Worte ausbrach: „Geliebte Zuhörer, es iſt heut „hölliſch heiß, und das Sprechen wird mir ſauer. „Ein Frauenzimmer freilich kann dreimal länger

„in einem Odem sprechen, ohne warm zu wer„den! Nicht wahr, schöne Frauen?" *) — so dünkte ihm dies so anstößig, daß er, unbekümmert um das Urtheil der Anwesenden, sich durch das Gedränge durcharbeitete, und das Freie zu gewinnen suchte. Er eilte nach der am Meere gelegenen Villa Real, wo um diese Zeit die Veilchen schon verblüht haben, und an allen Bäumen und Sträuchen saftgeschwollne Knospen sich dem warmen blauen Himmel entgegen drängen. Der dunkle Gang zwischen den hohen Zypressen, an dessen Ende unter der Statüe der Flora eine marmorne Bank ein Ruheplätzchen gewährt, wo man das Getümmel der Spazierenden an sich vorüber lassen kann, ohne davon ergriffen zu werden, war sein Ziel. Himmel! wie erschrak er freudig, als er in der daselbst sitzenden Gestalt die Markise erkannte. Sie schien in tiefe Gedanken versenkt, und ward selbst durch sein eilendes Näherkommen nicht erweckt. Der Klang seiner Stimme rief sie indeß aus ihren Träumen auf. Guido berichtete unverhohlen, daß er sie in der Kirche del Giesu vergebens gesucht, und ent

*) Factisch; und vom Erzähler selbst in dieser Kirche am 3ten März 1820 mit angehört!

zückt ſey, ſie hier zu finden. Er wollte noch mehr ſagen, aber während er ihr in die Augen blickte, erſtarben ihm die Worte auf den Lippen, und ſeufzend rief er: „o mein Gott, wie unausſprechlich ſchön ſind Sie!“ — Einen Moment weidete ſich die holde Frau an ſeiner ſchmeichelhaften Verwirrung, dann reichte ſie ihm den Arm, ſie nach Haus zu führen. Seine Klagen, als ſie am Palaſt der Markiſe ſtanden, ſich ſobald von ſeinem Glücke trennen zu müſſen, waren ſo rührend, daß ſie ihm lächelnd geſtattete, ſich noch einige Augenblicke in ihrer Wohnung auszuruhn. Mit ſüßem Schauer betrat er das Zimmer, in dem ſie ſich gewöhnlich aufhielt; alles athmete den Geiſt der Anmuth, in welchem ſie wie in ihrem Elemente ſchwebte, und als er ihr folgte, um aus dem Geſellſchaftszimmer die herrliche Ausſicht über den Golf hin zu betrachten, ſo konnte er ſich nicht enthalten, im Vorbeigehn eine Feder von ihrem Schreibtiſch zu entwenden. In Gedanken küßte er ſchon die Stelle, an welcher die weichen, lebenswarmen Roſenfinger geruht hatten. Eine ſchönere Gelegenheit, ſich zu entdecken, war nicht zu hoffen, auch ſchien der Markiſe heitere Stimmung ihm Nachſicht zu verſprechen. Angſtklopfenden Herzens ſtand er neben ihr am Fenſter, folgte

er ihr zu einer herrlichen kleinen Statüe des Harpocrates, die auf einem Pfeilertiſche ſtand. Allerdings — bemerkte die Markiſe — ſcheine der Gott des Stillſchweigens nicht recht paſſend in einem Sprech- und Geſellſchaftszimmer. Indeß hoffe ſie, die hohe Schönheit des Kunſtwerks werde den Widerſpruch entſchuldigen, und ein Diplomatiker werde ja wohl noch eine andre Deutung aufzufinden wiſſen. —

„Ich kenne eine, die mich vernichten würde" — ſtammelte Guido mit kaum beherrſchter Heftigkeit.

„Sie erſchrecken mich" — rief die Markiſe — „welche denn, um des Himmels willen?"

„Die — daß Ihnen gegenüber dem Herzen Schweigen geboten würde!" —

Einem dunkeln Flor gleich, legte ſich eine plötzliche Wehmuth bei dieſen Worten Guido's über die Züge der holden Frau. Und indem der matte Glanz einer hervorquellenden Thräne in dem ſchwarzen Auge zitterte, ſagte ſie leis — „mir ward nie vergönnt zu glauben, daß das Herz eine Sprache habe, und wenn ich je —" ſie ſchwieg, als habe ſie zu viel geſagt.

„Um meiner Ruhe willen, vollenden Sie!" rief der Graf, außer ſich vor ihr niederſtürzend.

„Doch nein, hören Sie erſt, daß ich Sie anbete, bis zur Abgötterei liebe, daß ich ohne Ihre Liebe die Gegenwart verabſcheue, die Zukunft verachte. O machen Sie ſich nicht los, himmliſche Frau, entziehn Sie mir dieſe Hand nicht, ohne die ich in Verzweiflung ſtürze. Noch habe ich dem Himmel für mein Daſeyn nie gedankt. Rufen Sie mich zum zweitenmale aus dem Nichts hervor. Seyn Sie allmächtig, und lehren Sie mich in einem Augenblick leben, lieben und dankbar den anbeten, der Sie ſchuf —"

„Raſender" — unterbrach ihn die Markiſe, von Thränen überſtrömt — „läſtern Sie nicht länger — ja, ich liebe Sie, — allein Sie wiſſen nicht, welchem Ungeheuer Sie Liebe ſchwören, welche Schlange Sie in Ihrem Buſen wärmen" mit dieſen Worten ſank ſie kraft- und ſprachlos in ſeine Arme. Nach einigen Minuten der bängſten Angſt kam die Markiſe wieder zu ſich. „Was auch geſchehn ſey, was ich auch geſprochen haben mag — ſagte ſie mit blaſſem Geſicht — ich bereue nichts. Durch einen unerklärlichen Zug gehörte Ihnen mein Herz im erſten Augenblick, da ich Sie ſah. Allein — obſchon ich nie verheirathet war, und von niemand abhänge, ſo kann ich dennoch nicht — nicht jetzt — ach, vielleicht

nie die Ihrige werden. Laſſen Sie ſich an meinem Geſtändniß genügen; beſuchen Sie mich — ich darf es Ihnen erlauben. Allein, wenn Ihnen Ihr Leben, wenn Ihnen das meinige lieb iſt, ſo vermeiden Sie in Geſellſchaft den Schein näherer Bekanntſchaft mit mir. Ich werde indeß ſuchen — doch nein — es kann nicht gut enden — o wenn Sie wüßten!" — Mit ſolchen abgebrochenen, herausgeſtürmten Worten trieb die Markiſe den Grafen nach der Thür, ohne auf ſeine Einwendungen zu hören. Dann brach ſie von einem naheſtehenden Roſenſtrauch eine Knospe, gab ſie ihm, hauchte einen heißen Kuß über ſeine Lippen — „Denk an Roſa Fleury. Bald ſehen wir uns wieder!" — Mit dieſen Worten eilte ſie ins Zimmer zurück, das ſie hinter ſich abſchloß.

Der Graf wußte nicht, wie ihm geſchehn war. Mit Entzücken wiederholte er ſich Roſa's ſüßes Geſtändniß, aber mit Bangigkeit erfüllten ihn ihre dunkeln, ängſtlichen Reden. Sie liebte ihn, war freie Gebieterin über ihre Perſon, und dennoch wollte, konnte ſie ſich nicht für ihn entſcheiden, beſchuldigte ſich des Verraths gegen ihn — unbegreiflich! — Er hatte keine Zeit zu verlieren und ſah ſich genöthigt, in die Markiſe zu dringen. Um ihr die Entladung ihres Herzens leich-

ter zu machen, kehrte er einige Tage darauf wieder zu ihr zurück, den Brief seines Oheims in der Tasche. Noch hatte er mit ihr nicht von seinen Familienverhältnissen gesprochen; heut sollte sie alles erfahren. Er fand sie in einem bedauernswürdigen Zustande. Die bösen Geister ihres Geheimnisses, das sie, wie sie sagte, noch nicht entdecken dürfe, waren wieder über sie gekommen und hatten sie fürchterlich gequält. Ihre zarte Constitution vermehrte das Gewaltsame ihrer innern Bewegung bis zur höchsten Exaltation. Mit heißen Thränen und den zärtlichsten Versicherungen ihrer ewigen Liebe hatte sie sich an Guido's Hals geworfen, ihn ihren guten Engel, sich eine Schuldige, seine Mörderin genannt, und im wilden Schmerz ihn beschworen, sie ihrem finstern Geschick zu überlassen. Mit Mühe hatte sie Guido zu sich gebracht, und sie um ihr Vertrauen gebeten. Bei dieser Gelegenheit war auch die Begebenheit in Terracina, der häßliche Schreiber und dessen unbegreifliche Aehnlichkeit mit dem Baron Passarez zur Sprache gekommen. Bei Erwähnung dieser Personen stockten Rosa's Thränen, sie ward aufmerksam, dann aber versicherte sie den Grafen beinah lächelnd, er thue dem dummen André, so nannte sie den Schreiber, zu viel Ehre, ihn für

eine myſtiſche Perſon zu halten. Er ſey nichts mehr und nichts weniger als ihr Rechnungsführer, von Jugend auf um ſie geweſen, heftig, ohne Erziehung, aufbrauſend, wenn die Markiſe, ſeiner Meinung nach, mehr Geld ausgebe als ſie ſolle. Solchen Launen pflege ſie dann allezeit mit Spott und Lachen zu begegnen. Den Baron Paſſarez, der, wie ſie gehört, in dieſem Augenblick in Sicilien ſey, habe ſie nur wenig geſehn, könne aber auch nicht die entfernteſte Aehnlichkeit zwiſchen den Beiden finden. Der Graf, obſchon nicht befriedigt mit dieſen Aufſchlüſſen, eilte zu Dingen zu kommen, die ihn näher angingen. Er zog den Brief ſeines Oheims hervor, las ihn der Markiſe, und machte ihr dann eine genaue Schilderung von den Eigenthümlichkeiten dieſes Mannes, ſo wie er auch die Anſichten entwickelte, nach denen er erzogen war. Zum Schluß umfaßte er die Markiſe zärtlich, ſchwur ihr, daß keine Macht der Erde vermögend ſey, ihn von ihr zu trennen, und bat ſie, nun auch nicht länger zurückhaltend zu ſeyn, ſondern ihre Verhältniſſe und was ſie ihr Geheimniß nenne, ihm — wenigſtens in ſo weit mitzutheilen, als es ein Hinderniß ſeiner heißeſten Wünſche ſeyn könne. Die Markiſe hatte mit großer Aufmerkſamkeit zuge-

hört, die zuletzt in lebhafte Bewegung übergegangen war. Einige Augenblicke saß sie neben dem Grafen, den Kopf in die Hand gelegt, und in tiefes Nachsinnen verloren. Dann sprang sie auf und betheuerte mit der liebenswürdigsten Freude, die ihr schönes Gesicht röthete, — ihr sey ein Hoffnungsstrahl aufgegangen! So wie Guido ihr das Opfer einer glänzenden Verbindung und thatenreichen Zukunft, nächst der Liebe seines Oheims bringe, so sey auch sie entschlossen, ihm sich selbst und ihr Geheimniß zum Opfer zu bringen, sollte es auch ihr Leben kosten. Noch sey der Augenblick nicht da, allein er könne morgen, übermorgen — je nachdem ihr Vorhaben gelinge — erscheinen. Dann erhalte er sogleich Nachricht. Indeß bitte sie ihn, in den nächsten Tagen sich nicht aus Neapel zu entfernen. Die strengste Verschwiegenheit sey bis dahin nöthig. Er müsse sie sogleich verlassen, indem sie augenblicklich einige höchst wichtige, dahin abzielende Briefe zu schreiben habe. So viel dürfe sie ihm sagen, daß sie durch ihren Wandel und ihr Herkommen seiner würdig zu seyn hoffe, wenn auch über diesem letztern einiges Dunkel läge, welches aber die Ursache ihrer jetzigen Verhältnisse sey. Inständig bitte sie ihn nur, sie nicht nach dem Schein zu

beurtheilen, noch einen Entschluß, den die Nothwendigkeit erzeugt habe, ihrer Wahl zuzuschreiben. — Es hätte dieser Betheurungen nicht bedurft, da der Graf, der mit jedem Male, daß er Rosa sah und sprechen hörte, sich inniger und fester an sie gezogen fühlte, und fest entschlossen war, allen Hindernissen zum Trotz, sich unauflöslich an sie zu knüpfen, und entweder im Vaterlande, oder, wenn der Oheim unversöhnlich zürnen sollte, unter einem fremden Himmel sich niederzulassen und ein still glückliches Leben im Schooße der Liebe und Ruhe zu führen. Dies dem Oheim zu eröfnen war sein Vorsatz, als er die Markise verließ. Er warf daher das Paket Briefe, das er in seiner Wohnung vorfand, auf den Schreibtisch, Willens, es nicht eher zu eröfnen, und sich durch eine fremde Gedankenreihe unterbrechen zu lassen, bis der inhaltsschwere Brief an den Oheim, der über sein ganzes künftiges Leben entscheiden sollte, klar, bestimmt, ohne Leidenschaftlichkeit, und dennoch warm, aus seinem Kopfe auf das Papier übergegangen wäre. Er arbeitete lange und mit Anstrengung, so daß, als der Aufsatz endlich vor ihm lag, er der Erholung höchst bedürftig, zur Ruhe eilte. In dieser Nacht begegnete ihm etwas Sonderbares. Ihm war nämlich, als trete

der häßliche André, ganz so wie er ihn in Terracina gesehen, leis in sein Zimmer, an sein Bett, sein unförmliches Haupt tief über ihn niederbeugend, mit glühenden Blicken ihn durchbohrend, und zugleich in sonderbaren abgemessnen Bewegungen die Hände über ihm auf und nieder führend. Langsam trat die Gestalt hierauf an den Schreibtisch, öfnete alle Schubladen, lief alle Papiere durch, las den daliegenden Aufsatz, entsiegelte das Briefpaket, warf noch einen furchtbaren Blick auf den Grafen und verschwand! — —

Es war hoher Tag, als Guido aus schwerem, unerquicklichem Schlummer erwachte. Sogleich fiel ihm der Traum ein, sein erster Blick richtete sich auf den Schreibtisch. Das Paket lag an derselben Stelle, unerbrochen. Freier athmete der Graf, denn er sah nun wohl, daß ihn nur ein böser Traum geäfft, der gar leicht in seiner Seele nach den Vorfällen des gestrigen Tages habe entstehen können. Heiter sprang er auf vom Lager, und seine gute Stimmung erhöhte sich, als ihm ein Billet der Markise überbracht wurde, worin sie ihn des Abends nach dem Ave Maria zu sich beschied, und ihm wichtige Dinge zu entdecken hoffe. Ungeduldig blickte

Guido auf den vor ihm liegenden Tag, und nahm den Vorschlag eines jungen Neapolitaners, der ihn besuchte, ihn nach dem Fechtsaale zu begleiten, als eine willkommne Zerstreuung, mit Freuden an.

Die italiänischen Fechtsäle sind darin von den deutschen unterschieden, daß sie, die Fastenzeit ausgenommen, wenig besucht werden. Dagegen strömt in dieser Epoche die ganze männliche Jugend der eleganten Classen ihnen zu. Die Fechtmeister pflegen alsdann Wettkämpfe, sowohl unter ihren Scholaren als unter den fremden Fechtmeistern, die zum Besuch kommen, zu veranlassen; und es gilt für einen groben Verstoß gegen gute Erziehung, ein dargebotnes Rappier auszuschlagen, wenn man nicht des Degens ganz und gar unkundig ist. Die Meister haben ein eignes Costum. Weiße Kamisöler mit rothen Binden darüber, blaue Strümpfe, große dreieckige Hüte, büffellederne Schlaghandschuh, die bis an die Ellbogen reichen, und mit goldnen oder silbernen Franzen besetzt sind. Die Rappiere, lange, grade, unbiegsame Stoßklingen, sind mit ihren ungeheuern Handkörben bedeutend schwerer als in Deutschland, und verlangen deshalb eine eigne Uebung. Man ficht hier auf

Hieb und Stoß zugleich, bisweilen auch, um die alte Kunst nicht untergehn zu lassen, mit Degen und Dolch, wie es der berühmteste Fechtmeister seiner Zeit, Niccolo Giganti, der im Jahr 1521 zu Venedig ein eignes Werk darüber herausgab, hinterlassen hat. Statt der graden stolzen Stellung des Deutschen, Faust und Degenspitze vor des Gegners Auge, die linke Hand auf dem Rücken, ohne einen Laut von sich zu geben — legt sich dagegen der italiänische Fechter sehr tief aus, mit zurückgeworfnem Körper und weitvorgestrecktem Fuß. Die linke Hand fliegt bald vors Auge, bald vor die Brust. Dazu brüllt er wie ein wunder Stier, ruft bald den Himmel, bald die Hölle an, flucht auf seinen Gegner, springt auf die Seite und erlaubt sich manche List, die der Deutsche, streng an der Regel haltend, verschmäht. Guido sah hier manche gewandte Schläger, und man stand eben beisammen, sich gegenseitige Lobsprüche machend, als die Thür mit Geräusch aufflog, und der längst erwartete französische Fechtmeister, Msr. Capistrong, wie ihn die Italiäner nannten, hereinbrauste. Alle Schrecken der vergangnen Nacht durchfuhren den Grafen bei seinem Anblick. Der häßliche Andre, der Baron Passarez und dieser Fechtmei-

ſter waren einander wie Brüder ähnlich, oder wenigſtens auf eine und dieſelbe Hauptform gemodelt, die nur hier und da in Geſichtsfarbe, Korpulenz, Knebelbart und ſtruppigen Haaren differirte. Der Franzoſe entſchuldigte ſich mit vaterländiſcher Zungenfertigkeit, daß er nicht früher gekommen, allein er habe erſt einige Elende, die an ſeiner Kunſt gezweifelt, ſo zugerichtet, daß ihnen der Beichtiger nöthiger als der Wundarzt geweſen. — Aufs Innerſte von dieſer Eiſenfreſſerei empört, voll Widerwillen gegen ein Aeuſſeres, das, wie der Graf erſt jetzt überlegte, wahrſcheinlich einem Juſtiz- oder Policeiſpion zur Maske diente, brannte er vor Begierde, dem Patron eine Klinge anzubieten. Allein Capiſtrong kam ihm zuvor, und bat um die Ehre, ſein Gegner ſeyn zu dürfen. Man trat an. Der Graf, ſelbſt ein vortrefflicher Fechter, merkte bald, daß er es mit einem Meiſter zu thun habe, und ſuchte dem Spiel durch einen Hauptſtreich ein Ende zu machen, als ſchnell und furchtbar, wie ein Wetterſtrahl, Capiſtrong mit rieſenkräftiger Battuta des Grafen Klinge zur Seite ſchlug, daß ſie wie Glas zerſplitterte, und ihre gegen Guido's Stirn geflogne Trümmer dieſe mit Blut überſtrömten. Alles

rannte herzu. Einige unterſuchten die Wunde, andre riefen nach ſtarken Geiſtern und bereiteten eine Kopfbinde. In dieſer Verwirrung hatte ſich Capiſtrong ſcheinbar theilnehmend dem Grafen genähert und ihm ins Ohr geflüſtert: „meinen ſchärfſten Degen in Euer Herz, wenn Ihr Roſa nicht aufgebt!“ — Eh der Graf ſich aus den Armen derer, die ihn verbanden, losmachen, die Augen vom Blut reinigen und auf Capiſtrong loseilen konnte, war dieſer, der natürlich nicht auf Antwort gewartet hatte, längſt zum Saal hinaus. Die Wunde zeigte ſich, als das Blut geſtillt war, unbedeutend, und mehr dem Zufall als des Franzoſen Geſchicklichkeit zuzuſchreiben. Damit wollten die Freunde den Grafen über ſeinen Unfall tröſten, dem aber ganz andre Dinge, als eine ſolche Schramme, im Sinne lagen. Er eilte nach Haus, und ſchrieb der Markiſe den Vorfall, wobei er ſie beſchwor, ihm den Zuſammenhang zu erklären, in welchem ſie mit jener widerwärtigen Geſtalt ſtehe; er könne es keinen Augenblick länger dulden, ſie mit derſelben auch nur in der allerentfernteſten Verbindung zu wiſſen. Der Bediente trug das Billet hin, und hatte es einer Kammerfrau gegeben, da die Markiſe nicht zu Haus war. Mehrere Stunden

verſtrichen ohne Antwort. Von Unruh gefoltert, lief der Graf ſelbſt hin. Die Markiſe ſey am Morgen weggefahren, war der Hausleute Antwort. Ahnungsbang kehrte er zurück, unentſchloſſen, was er thun ſollte. Da erhielt er folgendes Billet:

„Schnell auf die Flucht! Ich bringe „Dir mich ſelbſt, Deinem Oheim Kunde „von Dingen, die ihn, wäre er von Stein, „bewegen würden. Sende eiligſt Wagen „und Pferde nach Averſa. Dort erwarte „ich Dich am Eingang des Irrenhoſpitals. „Für mich hab ich Päſſe. Eil und Ge„heimniß ſey Dir empfohlen!“ —

Eine groſſe Laſt fiel von Guido's Herzen. Zu einer Flucht bedurfte es nur Entſchloſſenheit, Vertraute und Gold. Er hatte Alles. In einer Viertelſtunde flog ſein Poſtzug nach Averſa hin. Er ſelbſt folgte ſpäter zu Pferde. Alles ging glücklich, man traf Roſa am Hoſpital. Im Fluge ging es vorwärts. Die Markiſe zitterte am ganzen Körper. Im Wagen entdeckte ſie dem Grafen, daß er nur zu ſcharf geſehen. André ſey ein ihr zugegebner Emiſſar und mit Paſſarez und Capiſtrong einerlei Maske, die dieſer höchſt gewandte Mann vornehme, je nachdem er deren

bedürfe. Er ſtehe im Solde einer großen Macht, die ihn fürſtlich lohne. Auch ſie — unter heißen Thränen rang ſich ihr dies Geſtändniß los — diene ähnlichen Zwecken, wozu ſie die bitterſte Armuth und der Wunſch: einer in Dürftigkeit lebenden Mutter ihr Alter zu erleichtern, vermocht habe. André, dem vom Gouvernement die Aufſicht über ſie gegeben, habe ihr befohlen, alle Mittel, ſelbſt ihre Schönheit anzuwenden, um vom Grafen Notizen zu erhalten, die unter den damaligen Umſtänden unſchätzbar wären. Standhaft habe ſie ſich geweigert, woraus André auf ein Verhältniß zwiſchen ihr und Guido geſchloſſen. Den Tod habe er ihr gedroht, wenn ſie ſich länger widerſetzte. Alles übrige, was ſie ihm zu entdecken habe, ſeyen Dinge, die, von der höchſten Wichtigkeit, ganz gewiß den Oheim zur Einwilligung bewegen würden. Allein er möge ihr vergönnen, ſie ihm zu verſchweigen, bis ſie die deutſche Gränze erreicht haben würde. In dieſem Lande, wo alles käuflich ſey, halte ſie ſich noch nicht vor André's Nachſtellungen ſicher, und beſchwöre den Grafen, deshalb nach Möglichkeit vorwärts zu eilen. Guido zog die ſchöne Unglückliche an ſein Herz. Sie dünkte ihm nach dieſem Bekenntniß, das ihr Leben aufs Spiel

setzte, mit ihrem Daseyn ausschließlich an ihn gewiesen. Höchst widrig war es ihm, als, da sie Terracina erreichten, man ihm meldete, es sey unmöglich weiter zu fahren, indem der Wagen gebrochen sey. Es blieb nichts übrig, als die Nacht liegen zu bleiben. Rosa wurde bleich vor Schrecken, wie man ihr diese Nachricht brachte. Sie rief einmal über das andre, das sey ihr böses Geschick, das sie verfolge, und sie halte sich für verloren. Mit Mühe beruhigte sie der Graf durch die Versicherung, daß er und seine Leute die ganze Nacht bewaffnet vor ihrem Zimmer Wache halten würden.

Eine stilldunkle warme Nacht lag auf der Villa. Die Markise, von Anstrengung erschöpft, ruhte in todähnlichem Schlummer. Guido, zwei geladene Pistolen im Gurt, den bloßen Degen in der Hand, ging vor ihrer Thür auf und nieder. Seine Leute lagen bewaffnet in der Nähe. Mitternacht war vorüber, und der Graf zweifelte keinen Augenblick, daß auch der Rest der Nacht so ungestört verfließen würde. Plötzlich schlägt ein furchtbarer Schrei von der Markise Zimmer her an sein Ohr. Im Nu ist er an der Thür — sie ist von innen verriegelt. Er ruft — keine Antwort! Mit gewaltigem Fuß-

tritt will er die Thür sprengen! Umsonst! Da drückt er in der höchsten Angst ein Pistol ab; im Augenblick sind seine Leute bei ihm, man schlägt sogleich die Thür ein, und findet — die Markise im Blut schwimmend, eine fürchterlich klaffende Dolchwunde in der Brust! — Bei diesem Anblick stürzt Guido lautlos über die geliebte Todte hin, und keine Kraft vermag ihn von ihr zu trennen. Vergebens wendet der ärztlich erfahrne Kammerdiener Alles an, die Markise ins Leben zurückzurufen — sie schläft den eisernen Schlaf des Todes. Inzwischen sind mehrere Leute herbeigekommen. Der kluge Diener schickt nach der Obrigkeit; dann trennt er, nicht ohne Mühe, seinen Herrn von der Leiche und bringt ihn in einem Zustand von Erstarrung in sein Zimmer. Der Friedensrichter erscheint; man nimmt ein Protocoll auf, man untersucht der Markise Zimmer, und findet eine Fallthüre grade unter ihrem Lager. Blutspuren bezeugen, daß der Mörder diesen Weg gegangen. Der befragte Hauswirth schwört, daß kein anderer Fremder in seinem Hause diese Nacht über beherbergt worden, und daß ihm selbst sowohl diese Fallthüre, als das darunter befindliche weitläufige Gewölb unbekannt sey; schwört ferner — doch

was ſchwört ein neapolitaniſcher Gauner nicht, und was läßt ſich der neapolitaniſchen Juſtiz nicht wahrſcheinlich machen, wenn ſie erſt merkt, daß kein Geld zu gewinnen iſt! Der Kammerdiener, dem es nur darum zu thun geweſen, klar zu machen, daß ſein Herr nicht der Mörder geweſen, läßt die Sache auf ſich beruhn, da die Markiſe doch nicht wieder zum Leben zu bringen iſt, und verdoppelt ſeine Sorge um den Grafen. Es glückt, ihn wieder zu ſich zu bringen. Er erwacht. Allein zu welchem Daſeyn! Sein Geſicht iſt todbleich, ſein Blick ſtier, ſeine Phantaſie zerrüttet. Er kennt niemand, hört auf niemand. Er ſcheint in ſeinem Wahnſinn ſich für Roſa's Mörder zu halten, denn mit Abſcheu betrachtet er ſeine Hände, und bemüht ſich, Flecken an ihnen zu vertilgen. Dem treuen Menſchen, der ihn nicht verläßt, bleibt nichts übrig, als ihn nach Averſa zurückzubringen. Hier, in einer der trefflichſten Anſtalten, die es für Geiſteskranke giebt, entdeckt er dem würdigen Vorſteher die Begebenheit und belegt ſeine Ausſagen. Der unglückliche Jüngling wird auf eine ſeinem Zuſtand und Vermögen entſprechende Weiſe untergebracht. Zu ſeiner Pflege bleibt der Kammerdiener zurück. Den Jäger ſchickt

man als Courier mit einem Brief an jenen vieljährigen Hausfreund von Guido's Oheim, um diesen nicht mit einem Schlage zu tödten. Indessen wendet man alle erdenkliche Mittel an, den Kranken wieder zu sich selbst zu bringen. Weil der Vorsteher viel von einer starken Rührung hoffte, so ward dem Grafen eine Locke von Rosa's Haar, ja zuletzt ihr Bild gezeigt, das der Kammerdiener aus des Herrn Chatoulle herbeibringt. Vergebens! Guido bleibt unbewegt, verschlossen, finster. Aerztlicher Behandlung widersetzt er sich indessen nicht, und so gelingt es durch zweckmäßige Mittel, ihn zu erleichtern, und die furchtbare Verschlossenheit zu lösen, die ihn aufzureiben droht. Zwar spricht er kein Wort, was auf sein Unglück Bezug hätte, allein er läßt sich in den Garten führen, und scheint sich nicht ohne Empfindung dem Einfluß der milden Luft hinzugeben. Endlich langt nach einigen Wochen der treue Freund an, vom Oheim beauftragt, den Kranken, wenn es ohne Gefahr und Zwang möglich ist, mit sich ins Vaterland zurückzubringen. Die Stimme des alten Mannes, der, heiße Thränen vergießend, den Jüngling an sich drückt, scheint an Guido's Herz zu dringen. Er sieht ihn an, will sich besinnen, wird un-

ruhig, verlangt weg von hier. Ein erwünschtes Symptom, da eine Veränderung von Clima und Gegenständen Wunder thun kann! — Seit seinem hellern Zustande hatte sich Guido mit besondrer Liebe auf die Pflege der Blumen, und hauptsächlich der Rosen gelegt. Ob er damit wirklich eine Fortpflanzung des Andenkens an die geliebte Rosa verband, oder ob der Himmel ihm den Sinn für die so anziehende Pflanzenwelt als ein Geschenk in seiner traurigen Lage verliehn, blieb unerörtert, weil, trotz seiner mildern Stimmung, er mit keinem Worte jener Begebenheiten erwähnte. Auf den Vorschlag, in sein Vaterland zurückzukehren, ging er leicht ein, nur machte er zur Bedingung, sich nicht von seinen Blumen zu trennen. Man willfahrte ihm natürlich darin, und so trat der vor einem Jahr so blühende Jüngling heut blaß und schweigsam, wie der Genius des Todes, mit Rosen besteckt, blühende Rosensträuche in seinen Armen, die Heimreise an, die er auch glücklich überstand.

Man wagte es nicht, ihn gleich dem Oheim vorzustellen. Inzwischen ward diesem der Trost, zu erfahren, daß der Neffe mit schnellen Schritten seiner Genesung entgegengehe, immer länger dauernde helle Zwischenräume habe, und mit

einer Art von Innigkeit ſich des Aufenthalts ſeiner Jugend bewußt werde. Er verlangte endlich den Oheim zu ſehen, und umarmte ihn mit kindlicher Rührung und Liebe, aber wie von innerlicher Scheu hinweggezogen, trat er bald in einen kältern Ton zurück, den er nie wieder gegen denſelben verlor, auch dann, als er nach mehrern Monaten ſeine Beſinnung völlig wieder erhalten. Mit deſto größerer Herzlichkeit ſchloß er ſich an jenen alten Freund an. Hieraus, ſo wie aus der entſchiedenen Abneigung gegen alles, was auf ſeine ehmalige Beſtimmung Bezug hatte, ſchien hervorzugehn, daß er den Oheim und die von ihm angeordnete Erziehung für die Urſachen ſeines Unglücks halte. Möglich, daß den Greis die Ueberzeugung nicht nur für ſeine ehrgeizigen Pläne, ſondern auch für ſein Herz, den Jüngling verloren und ſelbſt deſſen heiteres Leben getrübt zu haben — ins Grab ſtürzte. Er ſtarb noch in demſelben Jahre, und hinterließ Guido als Erben ſeiner Beſitzungen und Fortführer ſeines Namens, aber keinesweges ſeiner Anſichten und Wirkſamkeit. Im Gegentheile verließ dieſer bald die Reſidenz, und bezog, von ſeinem väterlichen Freunde begleitet, einen Landſitz in der herrlichſten Gegend. Hier ganz dem ſtillen,

einfachen Leben und der emsigen Beschäftigung mit der Pflanzenwelt gewidmet, zwischen Natur und Freundschaft erschloß sich sein Herz. Er theilte seinem Freunde unaufgefordert die Begebenheit mit, und weinte heiße Thränen auf Rosa's Bild. Der würdige Greis war indessen, diesen Moment längst hoffend, nicht müssig gewesen, und durch seine kluge Thätigkeit, verbunden mit des verstorbenen Oheims Verbindungen, war es ihm geglückt, folgende Aufklärungen zu erhalten, die wir hier dem Leser mittheilen.

„Die Markise und André waren politische „Emissarien einer Macht, deren innerer „Zustand damals eben solche Maasregeln „nöthig machte. Freiwillig hat sie dies Ge„schäft übernommen, in welchem sie, durch „Schönheit, Liebenswürdigkeit und seltnen „Scharfsinn unterstützt, zu großen Hoffnun„gen berechtigte, und deshalb sehr reich be„soldet wurde. Jenem unglücklichen Spi„onssystem gemäß, war André zu ihrem „Aufseher bestimmt. Der Lebenswandel der „Markise war ohne Tadel, allein ihre Ver„bindung mit einem jungen Manne, der, „Neffe eines Ministers einer feindlichen

„Macht, selbst Diplomatiker war, lief ge„gen die Instruction. André gab dem „Gouvernement davon Nachricht, und erhielt „Befehl, die Markise, die von den wich„tigsten Dingen Kenntniß habe, von die„sem Schritte zurückzuhalten. Sein Kopf „verbürge die Bewahrung der der Markise „anvertrauten Geheimnisse. Sie ward von „ihm gewarnt, und auch jener Fremde scheint „von André unter verschiedenen Gestalten „aufmerksam gemacht worden zu seyn. Sie „entfloh indeß, nachdem sie in einem Bil„let, das durch André's Hände ging, ihrem „Freunde die Entdeckung der wichtigsten „Dinge zugesagt hatte. Dies beschleunigte „ihren Tod. Der wachsame André kam „den Flüchtigen zuvor, veranlaßte den „Aufenthalt in Terracina und die daselbst „erfolgte Catastrophe. Die unentsiegelten „Depeschen in Rosa's Chatoulle bestätigten „André's Voraussetzung, daß sie jene Ge„heimnisse nur dem Oheim ihres Geliebten „als Preis seiner Einwilligung entdecken „wollen."

„Gerichtlich beglaubigte Nachforschungen, „die wir mittheilen, beweisen, daß Rosa

„Fleury, geboren zu Marſeille im May des „Jahres 16.., die Tochter von Maria „Fleury, einer adlichen Penſionairin des „Urſulinerinnen-Kloſters zu G..., in „außerehlicher Verbindung erzeugt mit Graf „Ludolf Walden — folglich des Grafen „Guido von Walden Schweſter „ſey!" —

Sollte nach dieſen Aufſchlüſſen man den Grafen bedauern, oder bekennen, daß die Wendung, welche dieſe Begebenheit genommen, obſchon mit blutigen Spuren bezeichnet, unter ſolchen Umſtänden vielleicht die einzige war, um eine Verbindung zu verhindern, die, göttlichen und menſchlichen Geſetzen zuwider, ſelbſt nach ihrer Vollziehung hätte getrennt werden müſſen, da Nachforſchungen über Roſa's Geburt dem Oheim nicht zu verdenken waren, und folglich ihre Verwandtſchaft mit Guido ſich von ſelbſt ergeben hätte? Dann würden beide elend, durch ein Verbrechen befleckt, getrennt, und Guido nicht minder für ſeines Oheims Pläne verloren geweſen ſeyn.

Als der Greis dieſe Papiere, nebſt den gerichtlichen Atteſten, ſeinem jungen Freunde

vorgelegt, und Guido ſich von der Authenticität der letztern überzeugt hatte, zog er Roſa's Bild hervor, drückte es an ſeine Lippen, und ſeufzte mit zum Himmel gerichtetem, thränenverdunkeltem Blick: „dort werde ich Dich ohne Schuld lieben dürfen!“ —

So lohnt die Welt!

Unter den Mädchen einer ſüditaliſchen Hauptſtadt wurde keins aufmerkſamer betrachtet und von den jungen Männern ausgezeichnet, als eine gewiſſe Giovannina Pesca; nicht um ihrer Schönheit willen — denn obgleich erſt achtzehn Jahr alt, groß und ſchlank gewachſen, zeigte ſie in ihren Zügen durchaus nichts Bedeutendes, und ſelbſt der Reiz, den ihr eine unſchuldsvolle Jugend lieh, ward durch häufige Blatternarben entſtellt; nicht um äußerer Vortheile willen, — denn ſie war von fremden Aeltern zwar in Italien geboren, aber in Frankreich erzogen, auch hatte ihre Familie, durch mancherlei widrige Zufälle, zwei Drittheile ihres Vermögens eingebüßt. Wir werden ſpäter den Grund angeben, der die allgemeine Theilnahme an Giovannina feſſelte, müſſen aber vorher noch einiger Fami-

lienverhältniſſe erwähnen, die auf des Mädchens Schickſal einen entſcheidenden Einfluß hatten. Der Vater, vor Jahren geſtorben, war aufbrauſend, ſtörriſchrauher Gemüthsart geweſen. Da er Alles ſich ſelbſt verdankte, war es ihm Hauptgrundſatz geworden, ſeine Kinder ſo zu erziehn, daß ſie die möglichſt wenigen Bedürfniſſe habend, von den Menſchen faſt ganz unabhängig leben möchten. Deshalb führte er zuvörderſt das Syſtem phyſiſcher Abhärtung mit unnachſichtlicher Strenge ein. Giovannina, in männlicher Kleidung, wie ihre beiden Brüder, mußte mit dieſen täglich ſchwimmen, reiten, exerciren, Sommer und Winter in bloßem Kopfe und nackten Armen gehn. Die Sache hatte ihr Gutes. Beider Knaben Natur erſtarkte ſichtbar. Giovannina's ſchwächere Organiſation entwickelte ſich in Kraft und Fülle. Sie war zur Jungfrau herangereift, als ſie, wie geſagt, den Vater verlor. Es galt nun, die erworbenen Fähigkeiten, ſo wie die erlangte körperliche Abhärtung, für's Leben zu benutzen, denn der Alte, in mannigfache unglückliche Geſchäfte verwickelt, hinterließ das letzte Drittheil des noch erhaltenen Vermögens, beträchtlich geſchmälert. Die Söhne traten ſofort in Militärdienſte, Giovannina mußte

der bejahrten Mutter in die sehr kleine Wohnung folgen. Trefflich kam ihr in der beschränkten Lage die genossene männliche Erziehung zu statten. Für die Reinlichkeit des kleinen Hauses sorgen, des Morgens früh um 3 Uhr auf dem Markte die Bedürfnisse des Tages einkaufen, sodann die weibliche Garderobe der Mutter, für sich selbst die beibehaltene männliche Tracht säubern, dann, während die Alte die Küche versah, mit ihren Brüdern, die beide in der Kavallerie dienten, ein paar Stunden auf dem Fechtsaale zubringen, oder auf wilden kalabresischen Hengsten um die Stadt jagen — das war ihre tägliche, stets mit gleicher Freudigkeit unternommene Beschäftigung. Des Nachmittags vergnügte sie sich mit Büchern oder am Piano, das sie trefflich spielte, und sie wußte des Abends im kleinen Kreise bei einer Freundin ihrer Mutter mit der Nadel in der Hand, so sittig am Nähtischchen zu sitzen, daß Niemand in der hochschlanken, ernsten Giovannina den wilden schwarzlockigen Burschen erkannt haben würde, der am Morgen auf seinem Schimmel so toll über Gräben und Hecken setzte. So lange man jung ist, paßt sich Alles, kleidet Alles, auch das Sonderbarste, gut! Was hätte man daher, zumal in

Italien, gegen eine Lebensweise einwenden sollen, die von der Nothwendigkeit bedingt, mit Grazie ausgeführt, streng in den Gränzen der Sittlichkeit blieb? — Dieser oft spaßhafte Kontrast, diese oft geniale Vereinigung zweier Naturen in einem Individuo, war es eben, was Giovannina in den Augen der jungen Männer so interessant machte. Jeder wollte mit ihr reiten, fechten, die seinern musiciren und deklamiren. Und so hatte sie eine Menge Verehrer um sich, die sie den gepriesensten Schönheiten gleichstellten. Von Liebe oder Heirathen sprach freilich keiner; allein wer dachte weniger daran, als Giovannina? Ihr war es im Vorgefühl jugendlicher Kraft und Heiterkeit hinreichend, mit erlaubtem Selbstbewußtseyn sich sagen zu dürfen, daß sie eine eben so gute Tochter als treffliche Pianofortespielerin, ebenso blitzschnelle Fechterin als kühne Reiterin sey. —

In dieser Zeit brachen die politischen Unruhen aus, die später in gewaltigen Stürmen ganz Europa erschütterten. Giovannina's Brüder folgten der Armee nach den Gränzen. Indeß wüthete Parteigeist in der Hauptstadt mit wechselndem Glücke. Bald hatten die Franzosenfreunde, bald ihre Gegner die Oberhand.

Der Pöbel riß die Maske des Franzoſenhaſſes an ſich, um ſo mit einem Scheine von Rechtmäßigkeit ſich Plünderung und Grauſamkeiten aller Art an denen erlauben zu können, die etwas Vermögen beſaßen, und die man mit dem Ekelnamen „Jakobiner" bezeichnete. Giovannina und ihre Mutter konnten daher, einen franzöſiſchen Namen tragend, von Glück ſagen, daß ſie nur mit mehreren ihrer Nation proviſoriſch in ein feſtes Schloß geſperrt wurden. Auch hier kam Giovanninen ihre halb männliche Erziehung zu ſtatten. Statt zu jammern, war ſie die erſte, wo es Muth und Entſchloſſenheit galt, auf dieſe Weiſe ſich des Befehlshabers Achtung und die Verehrung der Mitgefangenen erwerbend. Ja, als auf Anſtiften blutdürſtiger Verräther ein engliſches Kriegsſchiff von der Seeſeite her das Caſtell einige Stunden lang mit Bomben bewarf, und eine derſelben an der Thür der Santa Barba (Pulvermagazin) niederſchlug, da war es wieder die heldenmüthige Giovannina, die, einen Eimer voll Waſſer in der Hand, herbeiſtürzte, den glühenden Feuerball löſchte, und ſo die fürchterlichſte Begebenheit abwendete. Dieſem Zuge verdankte ſie, daß nach bald erfolgter Befreiung ihrer Mutter auf Verwendung des

Kommandanten, ihr ein Theil ihres kleinen Eigenthums zurückgegeben ward. Die Ruhe in der Hauptſtadt war nun wieder hergeſtellt; allein wegen Abweſenheit der regulären Truppen, mußten die Bürger die Sorge für Ordnung und Sicherheit übernehmen, und eine Nationalgarde ward auf's ſchnellſte organiſirt. Jede Hausgenoſſenſchaft ſtellte ihren Mann, oder zahlte einen Stellvertreter. Giovannina glaubte ihrer Mutter die bedeutende Ausgabe für einen ſolchen erſparen zu müſſen. Beiſpiele von Mädchen, die ihres Ruſes unbeſchadet zehn und mehrere Jahre Kriegsdienſte gethan, waren in der großen Armee nichts Unerhörtes. Neigung und Erziehung hatten ſie mit männlichen Beſchäftigungen vertraut gemacht; ihr Aufenthalt im Caſtell, wo ihr Muth ſich ſo heldenmäßig bewährt, hatte dieſen Hang vermehrt, vielleicht trug auch der kleine heimliche Stolz, Männern zu zeigen, was ein Mädchen vermöge, dazu bei, die Gegenvorſtellungen der Mutter zu entkräften, die überlegend, welcher großen Ausgabe ſie hierdurch entging, und wie Giovannina doch nur immer den dritten oder vierten Tag im Dienſte, die übrige Zeit bei ihr zubringen könne, nicht ſehr hartnäckigen Widerſtand that — genug, Giovan

nina ging zum Distriktskommissär, sich als Nationalgardist für die Wohnung ihrer Mutter einschreiben zu lassen. Die Organisirung der Nationalgarde war, wie überall, so auch in jener Stadt, ein höchst lästiges Geschäft. Es war daher dem Kommissär kaum zu verdenken, wenn er, herzlich froh, für die bezeichnete Hausnummer ein waffenfähiges Subjekt zu finden, sich nicht in Untersuchungen einließ, ob der vor ihm stehende sonnengebräunte Bursche wirklich ein solcher, oder die ihm vielleicht nicht einmal persönlich bekannte Giovannina sey. Unter dem Namen Giovanni ward das Mädchen in die Musterrolle eingetragen, erhielt Waffen nebst Anweisung, zu welcher Compagnie sie vertheilt sey, versah sich mit Montur und Patrontasche, und that nun ihren Dienst, wenn sie die Reihe traf, mit gewissenhafter Strenge und der gewöhnlichen Heiterkeit. Natürlich blieb dieser Schritt kein Geheimniß, auch mochte es wohl an lieblosen Auslegungen und Prophezeiungen nicht fehlen. Indeß begriff man doch, daß in jener Zeit der Noth Giovannina's Mutter schwerlich Jemand gefunden haben würde, der ihr die bedeutende Summe zur Erkaufung und Ausrüstung eines Stellvertreters geliehen haben würde.

An Sonderbarkeiten von Seiten des männlich erzogenen Mädchens gewöhnt, sahen billiger Denkende vielmehr ein schönes Beispiel kindlicher Liebe in der abenteuerlichen Unternehmung, und die Erhöhung der allgemeinen Achtung der Guten und Verständigen, lohnte ihr für manche Mühseligkeit des neuen Berufs.

In einer naßkalten, stürmischen Winternacht, die auch in Italien sehr empfindlich fallen, hatte Giovannina den äußersten Posten auf den Wällen gehabt. Zwei Stunden nach Mitternacht kam sie mit der Ablösung auf der Hauptwache an, vom Regen triefend, vor Frost zitternd, sie ließ sich nicht Zeit, Kartouche und Säbel abzulegen, sondern Gewehr und Czako in den ersten Winkel lehnend, warf sie sich erschöpft auf das harte hölzerne Lager, wo sie bald in tiefen Schlaf versank. So fand sie Ludwig, der Associé eines reichen deutschen Handelshauses, der, um ein wenig Soldaten zu spielen, in die Nationalgarde eingetreten war, und ebenfalls von dem Posten heimkehrte. Gedankenvoll blieb er vor ihr stehn, die das flakkernde Lampenlicht zweifelhaft beleuchtete. Schlank, fast männlich gewachsen, lag das seltsame Mädchen in voller Rüstung da. Hoch glühten ihre

Wangen, der tiefgeschöpfte Odem des vollen Busens drohte die knappe Uniform zu zersprengen, das reiche Haar hing aufgelöst und zerstreut über Brust und Schultern, das weiße Riemenzeug mit tausend schwarzen Schlangenlinien wunderlich durchkreuzend. Der leicht erregbare Ludwig ward schnell von dem Abenteuerlichen der Situation ergriffen. Er war ein Mann — wie jener Dichter so treffend sagt — „Gott besser's, wie viele Männer sind!" von halbem Charakter und halber Bildung. Mit bedeutendem Vermögen, vielem Glück und ziemlicher Einsicht der Geschäfte, befand er sich in einer angenehmen Lage. Trotz seiner rasch verlebten Jugend, that er sich auf die Frische seiner Empfindungen viel zu Gute, und da er in jeder Heldengestalt eines Dichters sein werthes Ich zu erkennen glaubte, so daß er nach Befinden sich heut für das Original des Werther, morgen für Carl Moor oder Max Piccolomini zu erklären kein Bedenken trug, so war er nicht nur stets sehr mit sich selbst zufrieden, sondern auch fest überzeugt, dereinst mit seiner Hand ein ganz unschätzbares Gut zu verschenken. Daß er die Frauen heimlich verachtete, war in der Weise eines Libertins gegründet: daß er aber auch sein leckes Herz,

seinen beschränkten Geist, seinen jähzornigen Charakter in eitler Selbstgefälligkeit so ganz übersah — das eben reiht ihn der Klasse der „Gott besser's" an. Das Gespräch einiger hinzugekommenen ältern Bürger, welche die Verdienste der Schlafenden, ihre kindliche Liebe, ihre Resignation, ihre Heiterkeit bei Erfüllung oft schwerer Pflichten, mit verdientem Lobe erwähnten, überspannten ihn vollends. Wir können nicht unbemerkt lassen, daß des Mädchens voller üppiger Wuchs, der knappen Kleidung ungern gehorchend, auf Ludwig seine Wirkung that. Was jeder unbefangene Menschenkenner momentane Exaltation, sinnliches Wohlgefallen genannt haben würde, das stempelte er zu glühender, unauslöschlicher Liebe. Er erklärte mit vieler Wärme gegen die Umstehenden, daß er Giovannina mit seiner Hand beglücken werde, und als ein bejahrter Mann und Bekannter des Mädchens erwiederte, eine solche Verbindung sey für Giovannina kaum zu wünschen, indem sie durch Eigenthümlichkeit und Erziehung nicht zur Hausfrau bestimmt scheine: da erkannte Ludwig mit Entzücken den neidischen Nebenbuhler, das Hauptingredienz eines echten Liebesromans, und sein Entschluß gewann so gewaltig an Festig-

keit; daß man ihn nur mit Mühe dahin vermochte, die Erwählte den Tag vor ihrem Glücke noch einmal ruhig schlafen zu lassen. Am nächsten Morgen — nichts war gewisser — entnationalisirte Ludwig den Nationalsoldaten Giovanni von der sechsten Kompagnie, alt 22 Jahre, hoch 5 Fuß, und verwandelte ihn in seine geliebte Braut und respektive Hausfrau! — Er hielt Wort. Sobald Tags darauf die neue Mannschaft aufgezogen, und er und Giovanni na abgelöst waren, bat er, sie nach Hause begleiten und mit ihr sprechen zu dürfen. Er schilderte ihr mit den lebhaftesten Farben seine seit gestern entstandene Empfindung, und schloß, immer mehr sich exaltirend, mit dem Schwure, daß er ohne das Mädchen nicht leben könne. Es ist schon oft bemerkt worden, daß die mehresten Dinge mit weit größerer Lebhaftigkeit ersagt, als genossen werden. So auch hier. Mit peinigender Ungeduld hatte Ludwig den Augenblick erwartet, seine selbstgeschaffne Liebesglut in dichterischen Phrasen dahinströmen, den ganzen Vorrath seiner modernen Sentimentalität aufgehn zu lassen. Er war gekommen, und einem künstlichen Springwasser vergleichbar, rauschte seine Wohlredenheit einige Minuten volltönend, dann

immer abnehmend dahin, bis endlich der steinerne Boden des Behälters sichtbar ward. Giovannina hatte ihn mit keinem Worte unterbrochen. Er hatte nun geendigt, der Rausch war vorüber, und er nach Männerweise so abgekühlt, daß er kaum bemerkte, wie Giovannina bereits ihre Antwort begonnen. Der Inhalt derselben störte ihn in seinen selbstgefälligen Betrachtungen. Sie dankte ihm einfach für die erwiesene Ehre, ging dann zu einer kurzen Darstellung ihrer Verhältnisse, wobei sie sehr hervorhob, daß sie sich ihrer Mutter unentbehrlich glaube, und schloß mit dem freimüthigen Geständniß, daß sie in ihrem Herzen keine Regung fühle, ihre beschränkte, aber zufriedene Lage zu Gunsten Herrn Ludwigs zu verändern. Dabei grüßte sie verbindlich, die Hand an den Czako führend, nahm das Gewehr von der Schulter und trat in die Thür des kleinen Hauses.

Viele Menschen haben es, den Kindern gleich, in der Art, gerade das, was ihnen versagt wird, oft blos deshalb mit Ungestüm zu verlangen. Ludwig, im besten Mannsalter, schön, reich, angesehn — und abgewiesen von einem Mädchen, wie Giovannina, beinahe in

Dürftigkeit lebend? Von einem Mädchen, das er — ein Hauptgrund — bereits öffentlich für seine Gattin erklärt hatte? Nein, solchen Schimpf ertrug er nicht; und so mußte er sie haben, und wäre sie mit Ketten an den Himmel geschlossen gewesen. Er wollte sich deshalb an ihre Brüder wenden, und ging in's Militärbureau, sich zu erkundigen, wo die beiden Männer durch Briefe zu erlangen. Hier erfuhr er zu seiner großen Freude, daß beide mit den Trümmern ihres Regiments zurückgekehrt, sich in der Hauptstadt befänden, von der wieder hergestellten Ordnung der Dinge eine neue Wirksamkeit hoffend. Er eilte zu ihnen, die seinen Antrag mit vieler Zufriedenheit anhörten, ihm die Einwilligung von Mutter und Schwester zusagten, ihn baten, die Ungeschicklichkeit der Letztern zu entschuldigen, und ihn einluden, in drei oder vier Tagen Giovannina's Jawort von ihr selbst in Empfang zu nehmen. Völlig befriedigt trennten sich die Männer. — Desto trüber sah es am Abend desselben Tages in des Mädchens Seele aus. Der Friede war daraus gewichen, mit verweinten Augen saß sie da, uneins mit sich selbst. Sie hatte der Mutter Ludwigs Antrag mitgetheilt, und war ihrer Antwort halber bitter getadelt

worden. Hierauf waren die Brüder gekommen, die ihr das Unpaſſende ihres Benehmens ziemlich lieblos und mit ſoldatiſcher Derbheit vorwarfen. Ein Mädchen — ſo ſcholl es, wie aus einem Munde — ſey auf der Welt, um zu heirathen. Wären ſie zugegen geweſen, ſo hätten ſie dieſes Soldatenſpielen nicht geſtattet. Indeß ſey dem Himmel zu danken, daß es zu ſolchem Ende geführt, und ſie ſolle mit beiden Händen das angebotene Glück ergreifen. Was intereſſant mit zwanzig Jahren ſcheine, werde lächerlich mit vierzig. Für die Pflege der Mutter ſey durch einen reichen Schwiegerſohn unendlich beſſer geſorgt, als durch eine ſitzengebliebene alternde Tochter. Auf die ſogenannte Stimme des Herzens zu lauſchen, wo die Vernunft Beifall rufe, ſey überall eine Narrheit, Raſerei aber, ja ſtrafwürdige Vermeſſenheit ſey es von Seiten eines armen, häßlichen Mädchens, das ein ſchöner, reicher und angeſehener Mann zu ſich emporheben wolle. Von den Ihrigen habe ſie in den jetzigen unſichern Zeiten durchaus keine Unterſtützung zu gewarten. Daher möge ſie es dem Himmel auf den Knieen danken, wenn Ludwig, durch ihre Albernheit nicht abgeſchreckt, ſeinen Antrag wiederhole; beharre

ſie auf ihrer Weigerung, ſo habe ſie das letzte freundliche Wort von den Ihrigen gehört! —

Man denke ſich Giovannina's Lage! Was kränkt ſchmerzlicher als einen gutgemeinten Schritt verkannt, gemißbilligt, verſpottet zu ſehn? Der Mutter wegen, um dieſer nicht die gewohnte Pflege zu entziehn, hatte ſie Ludwig abgewieſen, und gerade von dieſer wird ſie getadelt! Ihrer Brüder würdig glaubte ſie zu handeln, wenn ſie nicht aus Weichlichkeit die gewohnte harte Lebensweiſe verließe, nicht, ſelbſt noch fähig für ihren Unterhalt zu ſorgen, ſich fremder Großmuth in die Arme würfe — und eben dieſe Brüder ſind es, die ſie am liebloſeſten verurtheilen. Von dem Wohl oder Weh, das die Schweſter aus des Fremden Hand erwartet, iſt keine Rede, ſondern Mutter und Brüder erklären ihr, daß, wenn ſie ihnen nicht die Sorge für die Zukunft abnähme, man ſie als eine Verbrecherin aus dem Familienkreiſe ſtoßen werde! Eine herbe Bitterkeit überflutet ihr Herz. Zum erſten Male ſenkt ſich eine Scheidewand zwiſchen ſie und die Angehörigen. Das Vernünftige in den Forderungen überſehend, hält ſie nur die kränkende Gewißheit feſt, daß man ſie unterzubringen wünſche, um ſie nicht ernähren zu

müſſen, wenn ſie einſt, gleich einem Pferde im Zuge, ſich müde und ſchwach gearbeitet habe. Jetzt begreift ſie die Nothwendigkeit fremden Schutzes, da ihr die Blutsfreunde untreu werden. Sie ſtellt Vergleichungen an, die zu Ludwigs Gunſten ausfallen. Er, ein Fremder, ein Ausländer, hatte unaufgefordert ihr Theilnahme und Liebe gezeigt, indeß die Nächſten ihr dieſe Empfindungen aufkündigen, ja ihr dieſelben auf immer zu entziehn drohn! — Endlich war ſie doch auch Mädchen genug, um für Männeraufmerkſamkeit nicht ganz unempfindlich zu bleiben. Wenn ſie auch Ludwigen noch nicht ſo liebte, wie ſie geglaubt hatte, einen künftigen Gatten lieben zu müſſen, ſo war er ihr doch nicht unangenehm, und ſie hoffte von der nähern Kenntniß ſeines Charakters, dem Rufe nach, das Beſte erwarten zu dürfen. Alle dieſe Betrachtungen vermochten ſie, als Ludwig nach einigen Tagen im Beiſeyn ihrer Brüder ſeinen Antrag wiederholte, ihm vertrauensvoll die Hand zu reichen. Noch glaubte ſie ihm ſchuldig zu ſeyn, im einſamen Geſpräch ihm einige Worte über ihre frühere, nicht weibliche Erziehung ſagen zu müſſen; allein er fiel ihr mit der Betheuerung in die Rede, daß ſein Vermögen ſie aller läſti-

gen Sorge um das Hauswesen überhebe; sie könne durchaus thun, was ihr behage, sein Geschäft werde es seyn, ihr das neue Leben so angenehm als möglich zu machen. Damit umarmte er sie zärtlich. Das erste Wort der Liebe aus Männermunde, der erste zärtliche Kuß von Männerlippen muß doch für das weibliche Herz eine magische Kraft haben, die Züge, die des Schmerzes heißer Griffel eingrub, schnell und spurlos zu verlöschen! Giovannina athmete in Ludwigs Armen leichter. Der vergangenen Kränkungen gedachte sie nicht mehr, eine heitere Zukunft lag vor ihr. Die Verwandten bewiesen sich wieder freundlich und mild. Ihr war, als sänke die Erde mit aller ihrer Schwere abwärts, und sie flöge gewichtlos durchs reine Aetherblau der heitern Sonne zu! Gönnen wir ihr den poetischen Glauben! —

Die Verbindung ward bald vollzogen. Was Giovannina, in deren Herzen sich langsam, aber tief die Liebe zu ihrem Gatten entzündete, als diesem unangenehm gefürchtet hatte — ihre männliche Richtung — das schien gerade dessen Wohlgefallen an ihr zu erhöhen. Sie fuhren, ritten, fochten, musicirten täglich, bald allein, bald in Gesellschaft, und als Giovannina be-

merkte, wie die Bewundrung, die man ihrer Geſchicklichkeit in dieſen Geſchicklichkeiten zolle, ihrem Gatten ſchmeichelte — ſo waren es bald dieſe Fertigkeiten allein, auf die ſie ſich um ſo ausſchließlicher legte, als ſie Ludwig ungern ſich um Küche und Keller bekümmern ſah. Indeſſen war ſie Mutter geworden, und ob gleich Ludwig einen Sohn lieber geſehn, ſo ward das kleine Mädchen, dem ſie das Leben gab, recht freundlich empfangen. Sobald es thunlich war, ergriff ſie die gewohnte Lebensweiſe wieder, man übergab die Kleine einer Wärterin, und einige Jahre vergingen in ungetrübter Heiterkeit, obgleich Ludwig bisweilen kälter als gewöhnlich erſchien, auch Giovannina ſich nicht verhehlen konnte, daß von den höhern Rechten einer Gattin auf des Mannes Vertrauen, ſo wie von den ſtillen geiſtigen Genüſſen, die ſie erwartet hatte, in ihrem Verhältniſſe nie die Rede war. Jetzt ſah ſie auf's Neue ihrer Niederkunft entgegen; allein ihre Geſundheit ward diesmal ſo erſchüttert, daß ſie ſich eine ſtrenge, von der vorigen durch mancherlei Entbehrungen ganz verſchiedene Lebensweiſe vorſchreiben mußte. War Ludwig ſchon damit unzufrieden, ſo ward er es noch mehr, als man ihm zum zweiten Male die

Geburt einer Tochter ankündigte. Auch vermochte er nicht seine Empfindlichkeit gegen Giovannina zu unterdrücken, die nicht wenig von der Unbilligkeit an sich, noch mehr aber von der Lieblosigkeit erschreckt ward, sich in ihrem leidenden Zustande auch noch mit sehr unzarten Vorwürfen überschüttet zu hören. Eine Geschäftsreise, die ihr Gatte in den nächsten Tagen unternehmen mußte, verhinderte unangenehme Auftritte, indeß war der Abschied von beiden Theilen ziemlich frostig. Giovannina seufzte tief, und legte das Andenken dieses ersten Schmerzes in ihrer Ehe, zu den früher empfundenen; vorahnend, daß sich der unheilbringende Schatz nur zu schnell vermehren werde. Ihres Mannes Rückkehr verzögerte sich von Monat zu Monat, und sie glaubte hierin eine ihr vom Himmel geschenkte Frist zu erkennen, die sie zu ihrer Wiederherstellung nutzen solle. Gewissenhaft unterwarf sie sich einer beschwerlichen, ärztlichen Vorschrift, damit nur Ludwig sie wieder so jugendkräftig, so zu der gewohnten Lebensweise tüchtig finden möchte, als vorher. Allein trotz ihrer sorgfältigen Aufmerksamkeit, trotz der Bemühungen geschickter Aerzte, blieb der Armen dieser Wunsch unerfüllt. Sie verfiel sichtlich

immer mehr, und nahm aus Ludwigs kaltem Gruße bei seiner Rückkehr mit herzerschütterndem Schrecken wahr, welche Veränderung mit ihr vorgegangen seyn müsse. Inzwischen hatte sie nicht Zeit, über diese trüben Anzeigen nachzudenken. Das Gewitter, das sich über ihrem häuslichen Horizonte zusammengezogen, begann ungesäumt sich in starken Schlägen zu entladen. Ludwig war mit böser Kunde von seinen Handelsfreunden heimgekehrt. Die politischen Umstände verschlimmerten sich täglich, mit ihnen auch die einlaufenden Nachrichten. Vergebens waren alle Bemühungen, die Geschäfte stockten, die Gläubiger drängten, in ein paar Monaten war die Insolvenz erklärt, und er von der Höhe eines glänzenden Wohlstandes zu einer Beschränktheit herabgesunken, die beinahe drückend genannt werden konnte. Nun sollte auf einmal an die Stelle der bisherigen sorglosen Wirthschaft, die strengste Sparsamkeit treten, und es ist nicht zu läugnen, daß er selbst mit dem besten Beispiel voranging. Leicht trennte sich Giovannina von ihren Pferden, ihren reichen Meubeln, ihrer glänzenden Garderobe; allein das war nicht genug. Nach Ludwigs Willen sollte sie, wie mit dem Schlage einer Zauberruthe, durch die Noth-

wendigkeit mit eins in die erfahrenſte Hausfrau umgewandelt ſeyn, ſollte alle Lehrſtunden ihren Kindern ſelbſt geben, ſollte waſchen, backen, kochen, und wer weiß, was ſonſt noch. Ja, er war unbillig genug, ihr die Rechnung über die Ausgaben früherer Jahre abzuverlangen, die ſie freilich nicht vorlegen konnte, weil er ihr nie geheißen, eine ſolche zu führen. Das Schlimmſte war, daß Giovannina theils aus Ungewohntheit, theils aus Schwäche der Geſundheit, ſich den Vorſchriften Ludwigs, die er in ſehr ſtrengen Worten kund gab, nicht zu fügen vermochte. Weil aber von Liebloſigkeit zu fühlloſer Härte nur ein Schritt iſt, und kein wahres Gefühl für ſeine Gattin ihn je erwärmt hatte, ſo ſtand er keinen Augenblick an, in ihrer Unerfahrenheit böſen Willen, in ihrer phyſiſchen Schwäche Verſtellung zu ſehen, die man mit Gewalt vertreiben müſſe. Anfangs ſetzte ihm die Arme nur Thränen und Bitten entgegen, als ſie aber jene verſpottet, dieſe unbeachtet ſah, da erwachte das Gefühl, ſchuldlos zu leiden, in ſeiner ganzen Stärke, und ſie vergalt Spott mit Spott, Bitterkeit mit Bitterkeit. Schweigen wir über die empörenden Auftritte, von denen Kinder und Hausgenoſſen Zeuge waren, und die nur dazu

dienten, ihr Loos härter zu machen. Nur zu klar lag es vor ihren Augen, daß die Rosenzeit ihres Lebens vorüber, und sie einem langen todtstarren Winter entgegensehe. In der That ward des Gatten Laune immer böser, so wie sich seine Umstände verschlimmerten. Ein Versuch, durch offne Mittheilung sich bei den Ihrigen Trost und Theilnahme zu erwecken, hatte einen entsetzlichen Auftritt herbeigeführt. Liebslos von Mutter und Brüdern zurückgestoßen, mit pöbelhafter Gemeinheit von Ludwig gemißhandelt, floh die Unglückliche in ihr kleines Zimmer. Dort warf sie sich mit Verzweiflungsthränen an den Boden, verwünschte den Tag, an dem sie ihrem Gatten die Hand gegeben, und flehte den Himmel, ihr Leiden durch schnellen Tod zu enden.

Gleich dem unbeständigen April hatte auch der charakterlose Ludwig Sonnenblicke und Regenschauer in seiner Stimmung. In solchen hellen Augenblicken war er zwar freundlicher gegen die arme Giovannina, allein kein Herz hatte er doch nicht mehr für sie. Ihre Wunden schlossen sich zwar, wenn die Hand des — ach immer noch geliebten — Peiniaers sie berührte, allein der Dorn blieb in der Tiefe stecken! —

Eine verloren geglaubte beträchtliche Forderung, die in dieſer Zeit einging, ſchien ein freundliches Licht auf Ludwigs dunkle Lage werfen zu wollen. Die gewiſſenhafte Schuldnerin war die ſchöne, eben ſo reiche als ausſchweifende Witwe eines griechiſchen Kaufmanns. Ludwig mußte mit der Dame in nähere Verbindung treten, und es bedurfte keines Prophetengeiſtes, um die Wendung voraus zu ſehen, welche die Sache nehmen würde. Die Griechin fand Wohlgefallen an Ludwig, der im Sonnenlichte ihrer Schönheit und ihres Reichthums bald wieder zur vorigen Heiterkeit erblühte, und aus dieſer Verbindung kein Geheimniß machte. Eine eiferſüchtige Regung Giovannina's führte eine Erklärung herbei, aus welcher ſie die Ueberzeugung ſchöpfte, daß, um Ludwigen nicht ganz zuwider zu werden, und nur in einiger Vertraulichkeit mit ihm zu bleiben, es für ſie nur noch eine Rolle gebe — nämlich die Freundin ihrer Nebenbuhlerin zu ſcheinen, die Schmeichlerin der zu werden, die auf das kränkendſte in ihre Rechte eingriff. Allein es ſchien, ihr ſolle keine Beſtrebung, das Herz ihres Gatten wieder zu gewinnen, gelingen. Ihre Nebenbuhlerin blieb ihr feind, nicht nur indem ſie ſie als ein immerwährendes Hinderniß

betrachtete, ſondern auch, weil Giovannina's männlicher, gerader Charakter, ihr klarer, ſcharfer Blick, auf unwillkommene Weiſe das dunkle Gewebe von Liſten und Ränken beleuchtete, durch welches jene ſich in ihrer Herrſchaft zu befeſtigen ſtrebte. Ludwig hatte beide Kinder in eine Erziehungsanſtalt gebracht. Ein Schritt, dem ſich die Mutter bei ihrer ganz zerſtörten Geſundheit vernünftiger Weiſe nicht wohl widerſetzen konnte. So war ſie, da Ludwig die Tagesſtunden auf dem Komptoir, die Abendſtunden bei der Griechin zubrachte, ſich ganz ſelbſt überlaſſen; immer mehr zehrte ſie ſich ab, und ihre oft und laut ausgeſprochene Bitte zum Himmel war um ihr baldiges Ende. Doch nicht — wie ſie mit hoffendem Blicke nach Oben hinzuſetzte — nicht ohne ihren Gatten noch einmal den ganzen Schatz ihrer Liebe, den er ſo unwürdig verſchleudert, gezeigt zu haben. Was ſie dabei im Sinne gehabt, zu welchem großmüthigen Opfer ſie entſchloſſen geweſen, hat ſie keinem vertraut. Ihr Wunſch ward ihr, vielleicht auf viel vollſtändigere Weiſe, als ſie es ahnete, gewährt. Und pflegt denn nicht recht oft das Schickſal unſere laut ausgeſprochnen, wohlbegründeten Forderungen mit ganz kleinem, unſere ſtillen,

kaum gewagten Bitten, mit vieldeutigem, unsre eignen Ahnungen weit übersteigenden Erfolg zu beantworten? — Die Griechin hatte zu Ludwigs Geburtsfeier ein Fest, auf dem ihr zugehörigen Landhause, etliche Meilen von der Hauptstadt entfernt, angeordnet. War es die Absicht, ihrer Nebenbuhlerin eine ausgesuchte Kränkung zuzufügen, oder regte sich eine selten lautwerdende Gutmüthigkeit, der sie in stolzem Selbstgefühl sich ohne Scheu hingeben zu dürfen glaubte — genug, die Griechin verlangte, Giovannina solle an dem Feste Theil nehmen, solle sie zu Pferde, und in dem Anzuge begleiten, in dem sie zuerst Ludwigs Herz gewonnen — nämlich in der Uniform der Nationalgarde. Giovannina nahm die seltsame Bedingung ohne Zaudern an. Sie sah darin nur eine erwünschte Gelegenheit, ihren Mann an die Vergangenheit zu erinnern, und so noch einen Lichtschimmer auf ihr verdämmerndes Leben zu werfen. Die Erwartung hatte die gesunkenen Kräfte auf's Neue angeregt; die Erfüllung steigerte die Spannung.

Der Tag kam, hell und festlich, wie man ihn zu solchem Vorhaben wünschen konnte. Mit freudig zitternder Hand legte Giovannina die Uniform an, die sie einst — ach in glücklichern

Tagen — getragen und aufbewahrt hatte. Mit Sicherheit bestieg sie das schön gerüstete feurige Roß, das ihr vorgeführt ward, mit geübter Hand es regierend. In seligen Erinnerungen verloren, flog sie vor dem Wagen her, in welchem ihr Gatte, der von Schönheit und Schmuck strahlenden Griechin zur Seite, deren unzarte Bemerkungen über das Abenteuerliche einer modernen Amazone und über der Reiterin verfallene Gestalt belächelte und erwiederte. Der Tag verging in sinnberauschendem Jubel, welchem auch Giovannina sich hingab, nachdem ein Händedruck und ein paar freundliche an Ehmals mahnende Worte Ludwigs ihrer erhitzten Phantasie die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer Wiederbelebung ihres längst erstorbenen Glückes vorspiegelte. So ritt sie, süß träumend, bei schon stark hereingebrochnem Abend hinter dem Wagen her, in welchem Ludwig und die Griechin im Schutz der Dämmerung sich freiern Liebkosungen überließen. Die vor ihnen fahrenden Wagen klommen eben den waldigen Bergweg hinan, als mit eins zwei Räuber aus dem dichten Gebüsch hervorstürzten, deren einer die Pferde hielt, und dem Kutscher mit gespanntem Pistol drohte, der andre in den Schlag sprang,

und der Griechin den glänzenden Halsschmuck zu entreißen bemüht war. Allein wie ein Blitz vom Himmel sprengt Giovannina heran, und eben als des Räubers Dolch Ludwigen durchbohren will, der unbewehrt über die ohnmächtige Geliebte hingebeugt, sie nur mit seinen Händen vertheidigen kann — in dem Augenblicke streckt ihr Säbelhieb den Bösewicht zu Boden. Aber zugleich drückt auch der zweite Räuber im Fliehen sein Pistol ab, und — Giovannina sinkt mit dem Schrei: „Ludwig für Dich sterbe ich!“ rücklings vom Pferde! Indessen sind die Männer aus den vordern Wagen herbeigeeilt. Die Gefahr ist vorüber, das Bubenstück vereitelt, der Griechin ihre Schätze erhalten, der Räuber liegt am Boden. Aber auch die Hülfe ist vergebens. Denn Giovannina, die man bleich und blutend aufgehoben, ist und bleibt todt. Mit Mühe bringt der Arzt, der sich in der Gesellschaft befindet, ihre krampfhaft geschlossene Hand von der Wunde. Die Kugel ist mitten durch's Herz gegangen, und alle Versuche zu Wiederbelebung unnütz.

Die Griechin kann nicht in einer Todten Nähe bleiben, die Leiche wird daher in einen andern Wagen genommen. Ludwig bleibt bei

der Geliebten, der der Schreck die Nerven gewaltig erschütterte; man eilt nach der Residenz, die Begebenheit geht wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und Alle sind der Meinung, der auch Ludwig und die Griechin, ganz vergessend, wer sie vom augenscheinlichen Tode rettete, beistimmen — daß Giovannina durch die tolle Maskerade selbst an ihrem Tode schuld, und überhaupt nichts unstatthafter sey für ein Frauenzimmer, als eine solche halbmännliche Erziehung, die, wie jede Unnatur, nie zu gutem Ende führen könne! —

So lohnt die Welt, und dies lieblose, halbwahre Urtheil war die einzige Leichenrede der armen Giovannina, die Tags darauf im Stillen versenkt wurde, und längst vergessen war, als der Rasen auf ihrem Grabe im nächsten Frühling Blumen trieb! —

Das Kloſter San Domenico Maggiore.

Unzähligemal war ich, während eines achtmonatlichen Aufenthalts in Neapel, bei dem obgenannten Kloſter vorbey gegangen, ohne Neugier ſein Inneres zu betrachten. Ich wußte aus Vasi's Beſchreibung, daß es un convento molto vasto und die Kirche Magnifica ſey. Aber nicht allein daß der erwähnte Schriftſteller über Neapel äußerſt freygebig mit dieſem Beywort iſt, ſondern es wird dies Prädicat auch jedem nur etwas großem mit Bildhauerarbeit verziertem Gebäude, ſey es übrigens noch ſo geſchmacklos, von den Eingebohrnen beygelegt, die ſelten einen Gegenſtand anders als im Superlativ, gut oder bös, bezeichnen. Die ſogenannte Gualia (Nadel) eine hohe dreyeckige aufs überladenſte decorirte Spitzſäule auf der Piazza di San Dome-

nico, machte mich eben nicht neugierig, das Inſtitut, zu dem ſie gehört, näher zu betrachten. Ja, wenn die herrliche Bibliothek noch da geweſen wäre, die Giannone in ſeiner Geſchichte von Neapel erwähnt, und die allein an 18000 Manuſcripte enthalten haben ſoll! Aber dieſe mußte leider, während der franzöſiſchen Oberherrſchaft, nach Paris wandern, und da man, dem Vernehmen nach, keinen Catalog davon hatte — eine ächt italiäniſche Sorgloſigkeit! — ſo war es beynahe unmöglich, ſie wieder zurück zu bekommen. Höchſt wahrſcheinlich würde ich alſo aus Neapel weggegangen ſeyn, ohne dies Kloſter — wie ſo viele andre — geſehn zu haben, wenn nicht ein Zufall mich mit einem Bewohner deſſelben bekannt gemacht hätte. Ich traf dieſen Mönch bey dem .... ſchen Conſul, in deſſen Hauſe ich wohnte. Der lange, ernſte, hochbejahrte Mann, hatte ein ſchönes, bedeutungsvolles Geſicht, von dem man ſich angezogen fühlte, und ich ward freudig überraſcht, als jener ihn mir mit dem Beyſatz „ein Deutſcher" vorſtellte. Er redete ſeine Mutterſprache zierlich und geläufig, was ich bey einem funfzigjährigen Aufenthalt in Italien, wie er ſelbſt angab, bewundern mußte. „Funfzig Jahr in Italien?"

— rief ich verwundert — „alſo faſt von Jugend auf — und funfzig Jahr in einem Kloſter vermauert?“ — Entſchuldigen Sie — entgegnete der Dominicaner — ich war mehrere Jahr Soldat, trat dann erſt in den Orden und ward aus einem Diener des Kriegs einer des Friedens! — Die Lebensgeſchichte dieſes Mannes müßte intereſſant ſeyn, dachte ich wohl bey dieſer Antwort, indeß es wäre unbeſcheiden geweſen, bey einer erſten Bekanntſchaft in Familienverhältniſſe eindringen zu wollen, auch ſchien mir ein leiſer Schmerz, gleich einem fernen Blitz durch das ehrwürdige Geſicht des Mönches zu zucken, und ich unterdrückte meine Neugier. Dagegen lud er mich freundlich ein, wenn mir die Luſt ankomme, das Kloſter zu beſuchen, in ſeiner Zelle einzuſprechen, und ihn zum Cicerone zu nehmen. Der gütige Vorſchlag kam mir erwünſcht bey der Theilnahme, die mir der Mann eingeflößt; aber die Ausführung verzog ſich noch lange — wie es in Italien immer geht, wo tauſend Gegenſtände der verſchiedenſten Art, tauſend Gelegenheiten ſich zu unterhalten, einem ſelten Zeit zur Beſichtigung ſo ernſter Gegenſtände laſſen. Fragte ich einmal danach, ſo antwortete man mir entweder mit

Vasi's vorlauten Bombast, nichtssagenden Worten, oder es hieß: „ja ja, interessant genug, für den, der gern Gräber und Särge sieht!" — Endlich kam ich eines Nachmittags an der Spitzsäule di San Domenico, bey einem Spaziergange vorüber, wie ich sie oft allein machte, um Stadt und Volk ungestört und näher betrachten zu können. Es war unbeschreiblich heiß, und ich von dem langen Wege ziemlich erschöpft. Ein Besuch bey dem Mönche — fiel mir ein — würde vielleicht Erholung und Befriedigung der Neugierde auch des Mannes Geschichte mit einander verbinden! — So dachte ich, und begann die bequemen Stufen zu dem Kloster, das ziemlich hoch liegt, hinan zu steigen. Ich zog die Klingel, und fragte nach dem Padre Tedesco, wie mir geheißen worden. Er sey in der Sacristey beschäftigt — ward mir zur Antwort — allein man werde ihn sogleich benachrichtigen, ich möge mich einstweilen in der Kirche umsehen. Ich that dies, und hatte Ursache mein voreilig geringschätzendes Urtheil über das Gebäude zurückzunehmen. Die Kirche ist ungeheuer groß, und, was man ihrer jesuitisch decorirten Außenseite freylich nicht ansieht, im gothischen Style recht sehr schön und kunstreich aufgeführt.

Sie hat drey weitläufige Schiffe. Ein heiliges Dunkel herrschte in dem erhabnen Gebäude. Ueber dem Hochaltare ist eine colossale Glorie von gelbem und purpurnem Glase. Die Sonne schien eben darauf, und verbreitete über diese Stelle ein magisches Licht. Es ward Vesper gehalten, doch ohne Music. Der tiefe Baß-unisono von einigen dreyßig Chorherrn, die einander respondirten, scholl dröhnend durch die hohen Gewölbe, und klang düster feyerlich. Ich hatte meinen Landsmann in der priesterlichen Kleidung vergebens gesucht. Erst jetzt, als er dicht an mir vorbeyschritt, um sich in die Sacristey zu begeben, erkannte ich ihn, und folgte dahin nach. Ein einziger Pfeiler trägt das herrliche Gewölbe, das in allen seinen Proportionen und Einzelheiten bis auf die Verzierungen der Tragsteine herab, sich grandios und vollendet zeigte. Eine bedeutende Anzahl Geistlicher außer den Chorherrn, kamen hier von den verschiedenen Altären zusammen, woraus man sowohl auf die Größe der Kirche, als auf den starken Bestand des Klosters schließen kann. Tedesco hatte sein Ordenskleid abgelegt, schritt auf mich zu, und bewillkommte mich deutsch — herzlich. Er fragte mich, ob ich für's erste die Schätze und

Merkwürdigkeiten der Kirche sehen, dann das Klostergebäude in den Hauptrichtungen durchkreuzen, und ihn zuletzt auf seine Zelle, die eine angenehme Aussicht habe, begleiten wolle, um dort auszuruhn. Mit Vergnügen ergriff ich seinen Vorschlag; er nahm ein Schlüsselbund von der Wand und schritt voran. Ich übergehe, als nicht hierher gehörig, die Aufzählung der Tonnen Goldes werthen Monstranzen, Kelche, Ciborien und Patennen, der kostbar gefaßten Reliquienbehälter, der mit Perlen und bunten Edelsteinen besetzten Stolen, Dalmatika's und was sonst zur Priesterkleidung gehört, und welche die Munificenz der vorigen Könige gegeben, die französischen Eroberer geraubt, und der jetzt lebende Monarch theils eingelöst, theils vertragsweise wieder bekommen, theils mit eignen Geschenken vermehrt hat. Auch an Mahlerey- Schnitz- und Bildhauerarbeit, bewahrt man hier werthvolle Stücken. Des Geistlichen Erklärung dieser Gegenstände war, wie sein Gesicht, anziehend, mild, voll Tiefe. Wir hatten das Schiff der Kirche verlassen, und waren zu einem schmalen Gang hinaufgestiegen, der mit einem vergoldeten Gitter versehn, etwa in zweydritteln der Höhe an den Pfeilern angebracht, und

durch das ganze Mittelgewölb hinlief. Er war so voll von Kisten verschiedenen Ansehens, daß wir kaum dazwischen Platz hatten. Dies Alles — nahm mein Führer das Wort — sind Särge, welche Personen, theils aus der königlichen Familie, theils mit derselben in Beziehungen stehend, oder sonst merkwürdig, enthalten. — Er nannte die Königin Johanna I. und den (angeblich) auf ihr Anstiften getödteten Gemal, Andreas II. Die bekannte Geschichte dieser Herrscherin, entriß mir einen wehmüthigen Ausruf. Allein der Mönch rieth mir, meine Theilnahme zu mäßigen, indem höchst wahrscheinlich grade diese beyden Särge leer, und es glaubwürdiger sey, daß die Körper in der Kirche des heil. Januar ruhen. Man werde aber hier aus lauter Theilnahme an den Lebendigen so gleichgültig gegen die Verstorbenen, daß sogar dieser Umstand noch nicht einmal verificirt sey. „Wären die Schlüssel" — setzte er hinzu — „in unserm Kloster, und nicht in der Königlichen Cancelleria, so hätten wir uns längst überzeugt!" — Wir gingen weiter, ich nicht ohne eine unangenehme Empfindung, mein Interesse so critisch abgelöscht zu sehen. Er zeigte mir noch einige Särge, da er aber keine nähern Umstände dabey erwähnte,

ſo mußte ich die Exiſtenz der darin enthaltenen Perſonen für eben ſo apocryph halten, und wir ſchritten ſchweigend vorüber. Endlich am äußerſten Ende blieb er vor einem rothüberzognen Kaſten ſtehn. „Dieſen Sarg hier" — er probirte einen Schlüſſel — „kann ich öffnen, und Ihnen die Aechtheit des darin Ruhenden verbürgen. Es iſt Don Antonello Petrucci, Secretair, Vertrauter, ja Liebling König Ferdinand I., der dieſen durch Geiſt und Kenntniſſe gleich ausgezeichneten Mann, den er ſo ſehr liebte, daß er im Nebenzimmer ſchlafen mußte, auf den bloßen Verdacht einer Verſchwörung hin, den 12ten May 1487 beym Mittagseſſen — erwürgen ließ!" — Der Mönch drückte an einer Feder, der Deckel des Sarges ſprang auf, und ich wich einen Schritt zurück! Ein Skelett hatte ich erwartet mit zahnloſem Munde und hohlen Augen. Statt deſſen ſah ich einen ſehr großen ſtarken Mann vor mir liegen, ſo wohl erhalten, als ob er nur ſchlummre, und einem Ausdruck, als ob er höchſtens böſe Träume habe. Er war in der Tracht jener Zeit, einem carmoſinſeidnen Wams, mit reichen goldnem Wehrgehenk, büffelledernem Beinkleid, Stiefeln mit goldnen Sporen. Seine ſtarken ſchwarzen Augenbraunen hingen nicht

ſchlaff, ſondern waren finſter zuſammengezogen. Unter dem breiten Knebelbart ſah man die rothen Lippen, wie vom Zorn oder Schmerz zuſammengekniffen. Die Hände, voller Muskelkraft, lagen geballt im Schoos. Die prächtige Spitzenkrauſe war geöffnet, um den bloßen Hals lief eine ſtarke lederne Schnur, doppelt geſchlungen. Ein erſchütternder Anblick! „Für die Vertrautheit ſeines Verhältniſſes zum Könige" — nahm der Mönch das Wort — „ſpricht der koſtbare Stein in Petrucci's Halskrauſe, der das Monogramm Ferdinands I. enthält!"

Ich bückte mich herab, um das Kleinod genauer zu betrachten, aber — man denke ſich meine Ueberraſchung — als ich mich emporrichtete, erhob ſich auch der Todte mit mir, ſein kaltes Antlitz an das Meinige legend. Ich mochte wohl einen unwillkührlichen Laut des Entſetzens ausgeſtoßen haben, denn der Mönch rief beſorgt: „mein Gott, was iſt Ihnen?" Allein ſchnell die Urſache erblickend, ſetzte er hinzu — „ey, wie gar gewaltig beherrſcht Sie die Fantaſie! Sie haben bey Ihrem kurzen Geſicht nicht bemerkt, daß, als Sie ſich über Petruccio hinabbeugten, die Knöpfe Ihres Kleides an den Goldſpitzen ſeiner Halskrauſe hängen

blieben, und Sie den Todten alſo nothwendig mit ſich in die Höhe ziehn mußten! „Er neſtelte mich los, und legte den ſtattlichen Schläfer ſanft nieder, und ich konnte mit Wahrheit betheuern, daß das höchſt lebendige Ausſehen dieſes längſt Verſtorbnen mir unendlich mehr Graun einge-flößt, als ein entfleiſchter Schädel gethan haben würde, auf den ich gefaßt geweſen. Im Uebri-gen — ſetzte ich hinzu — iſt doch auch die Begebenheit höchſt ſchauderhaft! Den vertrau-ten Freund auf einen bloßen Verdacht hin, ſo gräßlich ſterben zu laſſen! Dies blinde Dahin-geben einer zügelloſen Wuth war doch nur je-nen entferntern, rohern Jahrhunderten eigen, wo eine ſorgfältige Erziehung noch nicht gelehrt hatte, die wilden Kräfte in Pflicht und Zaum zu nehmen. Heut zu Tag iſt ſo etwas wohl unmöglich! — „Ich weiß nicht," entgegnete der Mönch mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Schmerz und Reſignation in ſeinen Zügen — „welchen Namen ſie frühern Jahrhunderten ge-ben würden, wenn Sie ſchon das Funfzehnte das r o h e nennen. Ich meiner Seits bin feſt überzeugt, daß, was vor vierhundert Jahren geſchehen iſt, nach achthundert wieder ſich ereig-nen kann, und daß in unſern heutigen aufge-

klärten Zeiten, der ſinnliche Menſch, wenn ihn die Umſtände treiben, oder Zorn ihn verblendet, keinen Augenblick ſich beſinnen wird, ſeinen liebſten Freund aufzuopfern.

Entſetzlicher Gedanke! Um's Himmels Willen, wer gab Ihnen, Mann des Friedens, dieſen troſtloſen Glauben?

„Die Erfahrung, junger Mann!" — verſetzte er mit tiefgeholtem Seufzer. „Wie jener Todte, ward auch ich einſt, von dem liebſten Freunde, den ich hatte, dem Gericht überliefert, kniete ſchon mit verbundnen Augen auf dem Richtplatz, und ward nur durch einen Zufall gerettet!"

Ich ſah den Mönch an, als ob ich an ſeinem Gedächtniß zweifle. Er nahm mich freundlich bey der Hand: „Sie glauben, ich rede irre. Begleiten Sie mich in meine Zelle, dort will ich Ihnen meine Geſchichte mittheilen. Sie ſind mein Landsmann, und ich fühle mich zu Ihnen gezogen. Dazu bin ich alt, es thut mir wohl, wenn Jemand an mir Theil nimmt; vielleicht auch können meine Erfahrungen, jungen, fantaſiereichen Männern nützlich ſeyn, obſchon ſie nichts enthalten, was nicht ſchon oft geſchehn iſt, und ſich, ich wiederhole es, ſo lang

Menſchen Menſchen bleiben, noch oft wiederholen wird!" — Wer war froher als ich, bey dieſer Verheißung des Geiſtlichen. Ungern folgte ich ihm nach, durch die hochgewölbten Kreuzgänge des Kloſter's, und freute mich ſehr, als wir ſeine Zelle betraten, und uns an dem offnen Fenſter, das einen herrlichen Blick über das Meer freygab, niederließen. —

In einer ſüddeutſchen Stadt gebohren und erzogen — ſo begann der Mönch ſeine Erzählung — war ich zur Rechtsgelehrſamkeit beſtimmt worden. Franz von Hornberg, der Sohn eines landesherrlichen Beamten, ein Knabe meines Alters, wohnte in demſelben Hauſe als meine Mutter, und war mein Schulkammerad. Den Vater hatte ich früh verloren, und da meine Mutter ſich in Franzen's Eltern, die wohlhabend waren, gut zu ſchicken wußte, ſo traf mich, der ich etwa ein paar Jahr älter ſeyn mochte, als ihr Sohn, die Beſtimmung, ſein unzertrennlicher Gefährte und Aufſeher zu ſeyn. Ich paßte dazu, denn meine Temperamentstugenden, ſtille, ernſte Gemüthsart, Fleiß und Sittlichkeit waren geeignet, Zutraun zu erregen. Meine neue Pflicht ward mir lieb, ich fühlte mich zu dem ſchönen Knaben gezogen, der zwar ein gutes

Herz, übrigens aber alle Fehler eines Mutterſöhnchens hatte. Dieſe waren aber ſo anerkannt und im elterlichen Hauſe ſtillſchweigend gut geheißen, daß es gar nicht von mir verlangt ward, ihn zu beſſern. Ich ſollte nur ſtets um ihn ſeyn, beym Studieren nachhelfen, ihn vor Lebensgefahr warnen, in welche ihn ſeine unbändige Wildheit alle Augenblicke zu ſtürzen drohte, und die Händel durch Zureden und Vorſtellungen ſchlichten, in welche ihn ſeine aufbrauſende Heftigkeit eben ſo oft verwickelte. Ich wiederhole, daß ſein Herz gut war, aber man mußte ihn kennen und lieben, wie ich, um über ſeine Tollheiten nicht ungeduldig, über die Beleidigungen, die ihm im Jähzorn entſchlüpften, nicht gereizt und rachſüchtig zu werden. Auch ich mußte natürlich, trotz meines melancholiſchen Naturell's, darunter leiden, dennoch ſagte er mir hundertmal, daß er mich unbeſchreiblich liebe, ſich nie von mir trennen werde, weil er ohne mich nicht leben könne. Ein einziger Zug wird hinreichend ſeyn, Franzens Charakter deutlich zu machen. Als Jünglinge von ſechszehn und ſiebzehn Jahren, die in kurzer Zeit die Academie beſuchen ſollten, konnten wir uns nicht wohl den Einladungen zu Bällen und Geſellſchaften entziehn,

die jetzt ziemlich oft an uns gelangten. Da Franzen's Eltern ihren Sohn durchaus immer in meiner Aufsicht wissen wollten, so mußte ich ihn auch dorthin begleiten, und ward dazu von ihnen auf eine, die Vermögensumstände meiner Mutter weit übersteigende Weise ausgestattet. Wir folgten der nächsten Einladung. Der Erfolg ließ sich voraussehen; Franz kam entzückt, ich unbefriedigt zurück. Der Anblick des Fräulein's C... eines bildschönen Mädchens hatte auf mich düstern Melancholiken einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht. Der sanguinische Franz, der von Einer zur Andern geflattert war, schien das holde Geschöpf kaum bemerkt zu haben. Des Tags darauf wurden wir beym Mittagstisch ausgefragt, wie uns das Fest gefallen habe, und welches Mädchen, nach unserer Meynung, die Reizendste gewesen. Die Frage war an sich, so jungen Leuten gethan, unpassend; allein die Eitelkeit von Franzens Mutter wollte den Triumph haben, zu vernehmen, daß ihr Liebling sich die Schönste ausgesucht haben würde. In der That war es so, und Franz versicherte mit stürmischer Heftigkeit, Fräulein C... müsse einst die Seinige werden, und sollte es seinen letzten Blutstropfen kosten. Die schwachen Eltern verspra-

chen ihm das, und richteten, um etwas anders zu hören, dieſelbe Frage an mich. Ich hatte keinen Grund zu verheelen, daß auch ich Fräulein von C... für die Königin des Feſtes durch Schönheit und Grazie erklären müſſe. Das Geſpräch nahm eine andre Richtung, und des Fräulein's ward nicht mehr gedacht. Wir gingen an unſre Geſchäfte; in der Nacht, ich mochte ſchon ein paar Stunden geſchlafen haben, fühlte ich mich durch einen Druck auf der Bruſt beläſtigt. Ich erwachte, und ſah Franz mit einem blanken Degen in der Hand auf meinem Bette ſitzen. Auf mein Erſtaunen ſagte er mir, er ſitze hier, um zu hören, ob ich Fräulein C... im Traume nennen würde, in dieſem Falle müſſe ich mich mit ihm auf Tod und Leben ſchlagen. Er bete das Mädchen an, habe aber nur zu wohl bemerkt, daß auch ich von ihr bezaubert ſey. Indeſſen könne nur einer ſie beſitzen, und dieſer müſſe ſie dem andern mit ſeinem Blute abkämpfen. Ich verſicherte ihm, höchſt erſtaunt über ſolch einen Anfall, daß mir zwar das Mädchen ſehr wohl gefallen habe, allein ich meine Verhältniſſe zu gut kenne, um die thörigte Hoffnung auf ihren Beſitz auch nur eine Minute lang zu nähren. Dies beruhigte ihn, und wir brachten

die Nacht ungestört zu. Tags darauf aber konnte ich mich nicht enthalten, ihn darüber zur Rede zu stellen, mit welchen Empfindungen er gegen mich, mit dem Degen in der Faust, übergetreten seyn würde. Mit Verzweiflung — sagte er, mich zärtlich umarmend — aber dennoch würde ich bey dem geringsten Scheine, daß du der von ihr Begünstigte seyst, dir den Degen durch die Brust zu rennen gesucht haben!! — Mich schauderte, und ich verwies ihm seine blinde Wuth, die ich jedoch für Uebertreibung hielt, von der sein Herz nichts wisse, und er blieb mir so lieb als zuvor! Wir sollten in einem halben Jahr nach der Universität abgehn; der Tod von Franzen's Vater, verzögerte dies noch ein Jahr. Endlich waren die Geschäfte so weit in Ordnung gebracht, daß wir unsre Reise antreten konnten. Meine ernste Gemüthsart, die, gegen die Gewohnheit, sich mit den Jahren immer tiefer zu begründen schien, dünkte der trostbedürftigen Wittwe doch einige Gewähr für ihren Sohn Franz zu geben, dessen unbändige Gemüthsart sie nun wohl zu spät einsah. Da der alte Hornberg ein bedeutendes, schuldenfreyes Vermögen hinterlassen hatte, so bewog sie Franzen's Vormund, mich ihrem Sohne nicht als Gesellschaf-

ter und Freund, sondern förmlich als Aufseher und Begleiter gegen ein bedeutendes Honorar zuzugesellen. Meine Mutter war arm, ich wußte, daß ich ihr durch Uebernahme dieser Verpflichtung, die Sorge für meinen Unterhalt abnahm, und so willigte ich denn ein, obgleich mir nicht entging, welche schwere Verpflichtung ich dadurch auf mich lud, für die ich nur in der Freundschaft Franzen's und in der Beruhigung seiner Mutter einen Ersatz finden konnte. Die letztere nahm mir noch einen Schwur ab, daß ich ihren Sohn unter keinerley Bedingung vor seiner Rückkehr in sein Vaterland verlassen wollte. Kurzsichtige Maasregeln der Sterblichen, die in den nächsten Augenblicken oft schon zu Schanden werden!

Wir waren bereits zwey Jahr auf der Academie, und einige Kleinigkeiten abgerechnet, hatte sich Franz aus allen Händeln zurückgehalten. Bey einem Fest, welches eine angesehne Familie gab, mit welcher wir bekannt geworden waren, lernte Franz die Tochter eines reichen Kaufmann's kennen. Das Mädchen war geistreich und reizend, aber beydes in so unbedeu-

tendem Grade gegen Fräulein C..., die wir in unſrer Vaterſtadt verlaſſen hatten, daß ich, noch ganz von ihrem Bilde erfüllt, es für Scherz hielt, als mir Franz entdeckte, er ſey ſterblich in die neue Bekanntſchaft verliebt. Er lachte ſpöttiſch, als ich ihn frug, wie er ſobald ſeine erſte Liebe vergeſſen, und einem neuen, in allen Beziehungen geringern Gegenſtande, einen Platz in ſeinem Herzen einräumen könne. Längſt — verſicherte er mir — habe er das Fräulein vergeſſen, möglich, daß auch die Nachfolgerin in Kurzem daſſelbe Schickſal haben werde, vor der Hand aber liebe er ſie unausſprechlich, und er bäte mich, ihm kein Hinderniß in den Weg zu legen. So wenig nun auch eine ſo frühe Verbindung in den Wünſchen ſeiner Mutter liegen konnte, ſo war es doch nur zu gewiß, daß ſie, die ihm nichts abſchlagen konnte, auch ihre Einwilligung dazu nicht verſagt haben würde. Ich beſchwor ihn daher, nur keinen Schritt ohne mein Vorwiſſen zu thun, und gab ſeiner Mutter davon Nachricht. Von Studiren war bey Franz nicht die Rede, auch ſeine Eltern hatten mir früher ſchon zu verſtehn gegeben, daß ihr Sohn Vermögen genug habe, um ſich einen Titel zu kaufen, und von ſeinen Renten zu leben.

Deſto fleiſſiger ſtudirte ich, aus Luſt und Nothwendigkeit. Anfangs hatte mich Franz bisweilen in die Collegia begleitet, jetzt aber eilte er, ſo wie es nur einigermaßen ſchicklich war, zu ſeiner neuen Geliebten. Im Anfang war ich, da er einmal nicht ſtudirte, froh, ihn in einem unbeſcholtenen Hauſe zu wiſſen, auch war die indeß erfolgte Antwort der Mutter ſo ſchwach verneinend, daß ich wohl ſah, Franz werde, ſey es ihm nur überhaupt Ernſt, keine groſſen Schwierigkeiten zu überwinden haben. Wie groß aber war mein Schreck, als ich erfuhr, jenes junge Frauenzimmer ſey bereits einem Manne verlobt, den man in den nächſten Wochen erwarte, und der ſowohl von den Eltern als der Tochter die beſtimmteſte Zuſage hatte. Man verſchwieg mir nicht, daß die Eitelkeit der Tochter und der Stolz der Mutter ſie dem jungen, ſchönen, reichen Hornberg, dem einzigen Sohne einer Patricierfamilie geneigt mache, dagegen ſey der Vater unwiderruflich entſchloſſen, aus Grundſatz und Gewiſſenhaftigkeit, das früher gegebne Wort, trotz allem Widerſtande zu halten, und es habe deshalb ſchon unangenehme Auftritte in der Familie gegeben. Man durfte nur einen Blick auf Franzen's Gemüthsart wer-

sen, um sich zu überzeugen, daß er den unangenehmsten, ernsthaftesten Scenen entgegen gehe, und sich mit wahrer Lust in die verwickeltsten Händel, je toller, je besser, stürzen werde. Ich schrieb dringend an die Mutter und den Vormund, mit ihrem Ansehen, mir, da das meinige hier nicht ausreiche, beyzustehn, ich beschwor Franz, das Gefahrvolle seiner Lage, so wie das Unedle seiner Handlungsweise sich klar zu machen, und davon abzustehn, indem sie ihm nur Unehre und Gefahr, seiner besorgten Mutter Kummer, ja tödtlichen Schreck bereiten würde. Aber alles war vergebens! Mochte er nun wirklich so leidenschaftlich ergriffen seyn, oder sich in dem Gewagten seines Vorhabens so gefallen, genug er schwur mir, daß keine Macht der Erde ihn von Julien, so hieß die Geliebte, trennen solle, und daß er fest entschlossen sey, ihr sein Leben, ja wenn es seyn müsse, Freund und Mutter aufzuopfern. Dies war deutlich genug gesprochen, und die mir bekannte Heftigkeit seines Character's ließ mich keinen Augenblick in der Ausführung seiner Drohungen zweifeln. Nur ein Mittel blieb mir noch, es mußte versucht werden — eine Unterredung mit Julien's frühern Verlobten, der bereits seit einigen Tagen ange-

kommen war. Ich fand einen jungen Mann von Haltung, Charakter und guten Grundsätzen, der mir versprach, Franzen nach Möglichkeit zu schonen, nur müsse er nicht aufs äußerste getrieben werden, da er entschlossen sey, durch des künftigen Schwiegervaters Zureden unterstützt, seine Ansprüche auf Julien durchaus zu behaupten. Die Antwort von Franzen's Vormund vermehrte meine Besorgniß. Er meldete, daß die Mutter plötzlich erkrankt, sich in einem Zustand befinde, der ihr jede Gemüthsbewegung tödtlich machen könne, und empfahl mir Vorsicht und Thätigkeit. Allein nur ein Gott hätte hier helfen können. Schon zweymal waren die beyden Männer, die sich bey Julien getroffen, hart aneinander gekommen. Vergebens beschwor ich Franzen mit Thränen freundschaftlicher Besorgniß, die Stadt zu verlassen, und eine Reise zu machen. Er wies mich erst unwillig, zuletzt hart und beleidigend zurück. Das Unausbleibliche geschah — schon in den nächsten Tagen, da sich die beyden Nebenbuhler trafen, beleidigten sie sich, aufs höchste erhitzt, gröblich, und gaben sich auf, den nächsten Tag, Stunde und Ort außerhalb der Stadt, um sich auf Pistolen zu schlagen. Franz benachrichtigte mich davon,

indem er von mir verlangte, daß ich ihn secundiren solle. Kaum hatte ich Zeit, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen — mir ahnete das Schlimmste. Wir fuhren am folgenden Morgen eh' der Tag graute aus der Stadt, und sahen sie nicht wieder. Beym zweyten Schuß streckte Franz seinen Gegner zu Boden. Die Kugel war durch's Herz gegangen, und der Tod erfolgte schon während des Aufhebens. Uns blieb kein Heil als in der Flucht, die wir sofort ergriffen. Unter falschen Namen und Päſſen gelang es uns, queer durch das Land unentdeckt zu streifen, und Hamburg zu erreichen. Hier fanden wir ein Schiff, das uns nach Frankreich führte, allein auch hier bemerkten wir, daß man uns beobachte. Wir schifften uns aufs Neue ein, und landeten an der calabresischen Küste. Natürlich mußten wir eine Stadt wählen, um unsre Wechsel einzucassiren. Reggio war uns am nächsten. Ich schlug Franzen vor, hier Briefe zu erwarten. Er war es zufrieden. Während ich unsre Geschäfte ordnete, Briefe schrieb, und unsern nächsten Lebensplan entwarf, überraschte er mich mit der Nachricht, daß er Militärdienste genommen habe. Der Commandant des hier liegenden Regiments sey ein

Deutscher, mit dem er im Kaffeehause Bekanntschaft gemacht, und der ihm eine Offizierstelle angetragen habe. So sehr mich diese Nachricht überraschte, so war sie mir doch nicht unwillkommen. Dieser Stand war für Franz der passendste, und wenn er sich von dessen Glanz angezogen fühlte, so konnte ich andrerseits hoffen, daß die Strenge seiner Pflichten, so wie der Zwang der Subordination ihn von mancher Tollheit zurückhalten, und er ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden würde. Für mich freylich waren die Aussichten desto trüber, da ich durchaus keine Neigung zum Militär empfand, und des sehr liberalen Obristens Anerbieten, auch mir eine Offizierstelle zu verschaffen, aufs Bestimmteste abgelehnt hatte. Fremd, ohne Beschäftigung, aus meinen Lieblingsstudien gerissen, gewissermaßen von Franzen abhängig, ja in seinen Solde, sah ich die Möglichkeit nicht ein, hier als Mann von Kopf und Ehre aushalten zu können. Aus diesen quälenden Bedenklichkeiten ward ich durch ein Billet des wackern Obristen gerissen, der mich zu sich beschied, weil er mit mir zu sprechen habe. Schon fürchtete ich irgend eine neue Tollheit Franzen's. Allein ich irrte. Der Obrist sagte

mir, er habe erfahren, daß ich Juriſt ſey, und mein Studium nicht aufgeben wolle. Dagegen ſey ihm daran gelegen, viel Deutſche in ſeinem Regiment zu haben, und auch die Regierung ſehe es gern. Nun habe ſich der Fall ereignet, daß der bisherige Uditare (Auditeur und Regimentsquartiermeiſter in einer Perſon) eine Civilverſorgung erhalten. Er ſchlage mir daher die erledigte Stelle vor, die mich ganz und gar nach meinen Wünſchen beſchäftigen, und ein anſtändiges Auskommen, wenn ich nicht heurathen wollte, gewähren würde. Ich glaubte in ſeinem Anerbieten eine Fügung des Himmels zu erkennen, und nahm ſie nach kurzer Ueberlegung an, da ich bey den Vorkenntniſſen, die ich auf die Academie gebracht, und dem unermüdlichen Fleiß, mit dem ich dort zwey Jahr hindurch ſtudirt hatte, dem Amte gewachſen zu ſeyn, hoffen durfte. Um mich mit der Verfaſſung bekannt zu machen, war es ein günſtiger Umſtand, daß mein Vorfahrer ſeinen Poſten erſt in einem halben Jahr antreten, und mich alſo inſtalliren und von dem currenten Geſchäftsgange unterrichten konnte. Ich habe nie Urſache gehabt, dieſen Schritt zu bereuen, der mir einen nützlichen Wirkungskreis und die Möglichkeit anwies, dem Schwure, den

ich Franzen's Mutter gethan, auch in den unerwartetsten Schicksalsfügungen Genüge zu leisten. In der That ward mir auch die Beruhigung, zu erfahren, daß sie den Schreck, den ihr ihres Sohnes Abentheuer verursachte, überlebt, und das Geschick gesegnet habe, das uns in den bisherigen Verhältnissen des Beysammenlebens zu bleiben verstattete. Der Obrist eines Regiments hat in Italien, so wie in Frankreich und Oestreich, eine weit ausgedehntere Wirkungssphäre, als der Inhaber selbst. Er ernennt, mit vorausgesetzter und nachzuholender höchster Genehmigung, die aber nie ausbleibt, die Subjecte zu den Offizierstellen bis zum Hauptmann. Ihm steht das Recht über Leben und Tod in Criminalfällen zu, das Recrutirungs- und Montirungsgeschäft liegt nicht minder in seinen Händen, und hierbey, so wie in den Cassaangelegenheiten, deren Bestände ihm von der Hauptstadt des Königsreichs zugefertigt werden, und über deren vorschriftsmäßige Verwendung er jährlich Rechnung ablegt, controllirt ihn niemand, geht ihm niemand zur Hand, als der Uditore. Für Beyde ist es daher höchst wichtig, wie sie sich mit einander stehn. Mein Chef war der rechtschaffenste, arglosteste Mann, den es geben konnte, und man

kann denken, welche angenehme Exiſtenz ich unter ſeinem Commando hatte. Auch er wollte mir wohl, obgleich er als leidenſchaftlicher Soldat, den kühnen, glänzenden, zu jedem Wagſtück aufgelegten Franz, vorzog. Dieſer befand ſich hier in ſeinem Elemente. Hatte ihm das Andenken an Fräulein C... nicht verhindert, ſich aufs Neue zu verlieben, ſo machte ihm der Gedanke an Julien noch weniger Kummer. Er betheuerte mir, daß ſie ihren Verlobten mit Widerwillen geheurathet haben würde, und geſtand mir, daß er mit keinem Odemzug mehr an ſie denke, auch überzeugt ſey, daß ſie längſt ſeine Stelle beſetzt habe. Ich konnte nur ſeufzen und den Kopf bey ſolchen Mittheilungen ſchütteln, da ich längſt wußte, daß meine Vorſtellungen durchaus ohne alle Wirkung blieben. Aber oft ward mir bang vor dem Abgrund von Leichtſinn in der Menſchenbruſt! Er nahm ſich dagegen die ganze Begebenheit im Geringſten nicht zu Herzen, ſondern eilte auch hier von einer Intrigue zur andern, aus einem Einverſtändniß in's andre. Da er aber im Dienſt nie fehlte, überhaupt alles, was ſeinen Beruf anging, mit unermüdlichem Eifer verrichtete, ſo ſchloß der Obriſt über Nebendinge gern das Auge, und wer hätte es

gewaagt, dem allgemein verehrten Manne, ſeinen Adjudanten und Liebling, wegen Dingen gehäſſig zu machen, die in Italien für ganz unbedeutend gelten, ſobald ſie nicht der dadurch Beeinträchtigte rügt. Wir lebten daher Beyde, jeder nach ſeiner Weiſe, ein höchſt angenehmes Leben, und als uns nach einigen Jahren der Tod von Franzen's Mutter, und der erhaltene landesherrliche Pardon bekannt gemacht wurde, ſo verſah mich Franz mit den nöthigen Inſtructionen und Vollmachten zu Regulirung des Nachlaſſes, weil er ſich nicht entſchließen konnte, ſeinen Verhältniſſen auch nur auf einige Zeit zu entſagen. Mir aber war es von einer kränklichen Mutter zur Pflicht gemacht, ſie noch einmal vor ihrem Ende zu umarmen. Der Obriſt wirkte mir einen dreymonatlichen Urlaub aus, und ich eilte in's Vaterland zurück, wo ich nun eben ankam, um meiner Mutter, die die Sehnſucht, der vieljährigen Freundin nachzog, die Augen zuzudrücken. Die Zeit meines Aufenthalts nutzte ich, meines Freundes Angelegenheiten, da er mündig war, nach ſeinen Wünſchen in Ordnung zu bringen, und ſodann die Bekannten meiner Jugend aufzuſuchen. Auch hier fand ich vieles verändert! Meine Uniform verſchaffte mir überall Eingang,

und ſo ward es mir nicht ſchwer, auch Fräulein C . . ., die indeſſen Gattin und Mutter geworden war, zu ſehen. Sie lebte nicht glücklich. Mit Rührung erinnerten wir uns der Jugendzeiten, und da ſie von Franzens Lebensgeſchichte ſo genau als ich ſelbſt unterrichtet war, ſo war es keine Treuloſigkeit, wenn ich ihre Ueberzeugung, daß ſie mit Franz nicht glücklicher geweſen wäre, nur ſchwach beſtritt. Ich wagte es nicht, ihr zu ſagen, was mein Knabenherz für ſie empfunden; allein ihre Thränen bey unſerm Abſchiede gaben mir die ſüße Bürgſchaft, daß ſie mir wenigſtens jetzt wohlwolle! Ich ſchied — auf Nimmerwiederſehn in dieſer Welt! — So war ich denn von allen, was mein Herz liebte, losgekettet, denn daß Franz mir nichts ſeyn konnte, lag ſchon in der Verſchiedenheit unſrer Charaktere am Tage. Es war ein rauher Wintertag, als ich meine Vaterſtadt verließ, und bey der melancholiſchen Stimmung, die ſtets in mir vorherrſchte, war ich geneigt, hierin ein Vorbild künftiger Stürme zu erblicken. Mags doch — rief ich mir ſelbſt zu — kein Sturm ſoll mich von der Bahn des Rechts und der Frömmigkeit abtreiben, und im ärgſten Ungewitter bleibt mir das Vertrauen auf Gott, mein

gutes Gewiſſen und die Ueberzeugung, daß eine edle Seele mir wohl will! — Raſch ging die Reiſe vorwärts, und in ſechs Wochen traf ich in Reggio ein. Wie können doch drey Monate das ganze Lebensglück eines Menſchen umgeſtalten! Auch hier hatte ſich alles verändert! Unſern Landsmann, Freund und Beſchützer, den Obriſt, hatte der König zum General befördert, und er ſollte in wenig Wochen das Regiment an ſeinen Nachfolger, einen Calabreſe, Namens Bellalont, abgeben. War Stadt, Provinz und Regiment darüber unerdöſtlich, ſo war ich es noch weit mehr, als ich aus ſichern Händen erfuhr, Bellalont ſey in allen Stücken das Gegentheil ſeines Vorgänger's, ein ächter Calabreſe im ſchlimmſten Sinn des Worts. Unſer Abſchied von dem Ehrenmanne war zärtlich, wie liebender Kinder von einem hochverehrten Vater. Er verſprach, ſobald er erſt die Verhältniſſe ſeines neuen Poſtens genauer kenne, alles mögliche zu thun, um uns wieder an ſeine Perſon zu knüpfen. Wir geleiteten ihn, in Begleitung des ganzen Offiziercorps, bis an die Gränze der Provinz. Indeſſen war Bellalont in Reggio eingetroffen, und hatte ſeine Unzufriedenheit mit den Einrichtungen des Vorgängers eben ſo un-

verholen an den Tag gelegt, als seinen Haß gegen die Deutschen. Franzen verkündete er selbst, daß er in einem Monat in's Regiment zurücktreten, und die Adjutantur einem Calabresen, einem Anverwandten von sich, zu übergeben habe. Mich konnte er nicht von meiner Stelle bringen, aber um mir sein Misfallen zu erkennen zu geben, begann er damit, mehrere Einrichtungen, die zwischen mir und dem vorigen Obristen zu gröſserer Bequemlichkeit statt gefunden hatten, ohne der Gesetzmäßigkeit des Geschäftsganges im Mindesten Eintrag zu thun, aufzuheben. Es ließ sich nichts dagegen einwenden, und ich schwieg. Nicht so biegsam fand er mich, als er willkührliche Eingriffe in das Recht vornahm, die Bereicherung seines Beutels — sein höchster Zweck auf Erden — zum Zwecke hatten. Je mehr er bat, schmeichelte, tobte, fluchte, je kälter fand er mich, und zuletzt erklärte ich mit Festigkeit und Nachdruck, daß bey dem ersten ähnlichen Ansinnen ich eine Vorstellung, in welcher seine eigentlichen Beweggründe zu Gewaltthätigkeiten, auseinander gesetzt wären, beym Generalcommando zu Neapel einreichen würde. Er schäumte vor Wuth, und schwur mir unauslöschliche Feindschaft und blutige Rache. Ich ließ

ihn wüthen, verrichtete meine Geschäfte mit der gewohnten Pünktlichkeit, und hütete mich, ihm in den Weg zu kommen. Natürlich blieben mir seine häuslichen Verhältnisse fremd, und ich wußte nicht, daß er Wittwer sey, und eine erwachsene Tochter habe. Ich erfuhr dies erst von Franz, als ich ihm meine Verwunderung darüber mittheilte, daß Bellafont seine Drohung ihm die Adjutantur abzunehmen, und ihn in die Gebürge zu einem in der Provinz liegenden Bataillon zu versetzen, ausgeführt habe? Franz entgegnete, er mache, seitdem der Obrist ihn damit bedroht, der Tochter den Hof, die recht hübsch sey, und seine Aufmerksamkeit annehme. Da sie den Vater ganz beherrschte, so sey natürlich von keiner Versetzung und keinem andern Adjutanten mehr die Rede. Ich fragte ihn, wohin das führen solle, und wie er, falls die Sache zu Ende käme, mit dem rachsüchtigen Vater sich zu verständigen gedenke? Er umarmte mich lachend, indem er mich versicherte, darauf habe er sich längst gefreut, ich wisse ja, jemehr Waghälsigkeit eine Sache erfordre, je willkommner sey sie ihm, auch schleiche dies Leben hier in Calabrien gar zu einförmig hin. Ich bat ihn, nur nicht aus bloßer Lust am Wagen,

die Sache auf die Spitze zu ſtellen, und er verſprach es, ſo weit es ihm möglich ſey, in dem gewöhnlichen Gleiſe zu bleiben. Eine Wendung, die ich damals nicht ganz verſtand. Nach ein paar Tagen gegen Abend ließ mich der Obriſt zu ſich fordern. Es waren einige hundert Stück Louisd'rs vom Generalcommando zur Anſchaffung von Montirungsſtücken an ihn mit der Weiſung geſandt worden, ſie mir zur Verwendung gegen Quittung auszuhändigen. Wir waren allein im Zimmer. Herr Uditore — redete er mich an — wir leben in Unfrieden, was mir leid thut. Wollten Sie, ohne Ihrer Redlichkeit etwas zu vergeben, weniger eigenſinnig ſeyn, ſo ginge alles beſſer, wir würden Freunde ſeyn, und auch ich Gelegenheit finden, Ihnen Gegengefälligkeiten zu erzeigen! — Meine kurze Antwort war, ich verſtünde den Sinn ſeiner Rede nicht. Nun denn — hob er an — hier liegt eine Summe, welche von Ihnen gelegentlich, wenn der Zeitpunkt am vortheilhafteſten iſt, zu Ankäufen verwendet werden ſoll. Quittiren Sie über den Empfang, und laſſen Sie mir die Summe noch vier Wochen, wo ich Sie Ihnen auf mein Ehrenwort, mit Zinſen zurückerſtatte. Zu Ihrer Sicherheit gebe ich Ihnen noch ein Juweel was

den doppelten Werth geschätzt ist, zum Unterpfand. Wollen Sie? dem Soldaten kann es gleich seyn, ob seine Montirungsstücken und Arzneymittel vier Wochen früher oder später eingekauft werden, übrigens weiß kein Mensch um die Sache! — Ich erwiederte mit Abscheu, ich sey weder ein Jude, der auf Pfänder leihe, noch ein sträflicher Wucherer, der mit dem Staate gehörigen Geldern Agiotirung treibe. Uebrigens sey, wie jedermann bekannt, die Fiere, (eine Art Messe) vor der Thür, wo die Einkäufe am vortheilhaftesten gemacht würden. Ich riethe ihm daher, das Geld an seine Bestimmung abgeben zu lassen. Ganz bestimmt würde ich den Empfang nicht eher bescheinigen, als bis es in meinen Händen sey. Er sah mich mit wüthendem Blick an, noch einmal ließ er sich zur Ueberredung herab. Vergebens! Es ist gut — sagte er mit kaum verhaltnem Grimm — ich werde Ihnen das Geld senden. Rechnen Sie auf Vergeltung Ihrer Gefälligkeit! — Ich verließ ihn achselzuckend. Auf der halben Treppe stürzt mir ein Frauenzimmer entgegen, mit unterdrücktem Schluchzen ergreift sie mich — „um Gottes willen, leihen Sie mir Ihren Arm — Sie wissen nicht — ich bin Laura Bellafont. Ihr

Freund — o geſchwind retten Sie mich! — Sie zog mich ſo eilig, ihr Schmerz, ihre Angſt ſchien ſo groß, ich konnte nicht widerſtehn, und da ich glaubte eine Unglückliche vor mir zu ſehen, die an Franzen ihre Ruhe verlohren hatte, ſo gab ich nach, und eilte mit ihr durch den ſchon ziemlich dunkeln Garten, durch eine Hinterpforte, die ſie eröffnete, und durch welche wir in ein dunkles Gebüſch traten. Sie ſchlug in die Hände, ein Wagen rollte herbey. In der höchſten Bewegung warf ſie ſich mir zu Füßen, und rief mit von leiſen Thränen unterbrochner Stimme — „o Verzeihung, Verzeihung für mich und Ihren Freund! Gott ſteh Ihnen bey!“ — Sie ſprang auf, warf ſich in den Wagen und verſchwand im Nu vor meinen Blicken. Ich glaubte geträumt zu haben, denn ihre Worte blieben mir unverſtändlich. Und was ſollte ich von ihrer Flucht denken? Jetzt erſt fiel mir das Bedenkliche meiner Lage ein. Ich eilte nach Haus, Franz darüber zur Rede zu ſtellen. Er war nicht da. Auf meinem Tiſch lag ein Brief an mich von ihm überſchrieben. Ich las ihn, und denken Sie ſich meinen Schreck, als ich den Zuſammenhang erfuhr. Franz ſchrieb Folgendes:

„Ich kann ohne Laura, die ich anbete,
„nicht länger leben. Der Vater will sie
„einem Geizhalse vermählen, der in den
„nächsten Tagen erwartet wird. Wir fliehen,
„und Laura wird auf der Gränze mein
„Weib. Aber wir sind ohne Geld. Ich
„habe die Summe, die dem Regiment ge-
„hört, durch Lauras Hülfe aus des Obri-
„sten Zimmer weg- und an mich genom-
„men — weil mich die Noth trieb, weil
„ich Laura nicht zwischen zwey Ungeheuern,
„ihrem Vater und ihrem Zukünftigen, las-
„sen durfte. Du weißt, ich bin reich, in
„Monatsfrist ist der Ersatz in deinen Hän-
„den. Denk' an die Freundschaft, die uns
„seit unsern Jugendjahren verbindet, und
„leite auf irgend eine Art, die dir über-
„lassen bleibt, die Verfolger nur bis zu
„morgen, von der rechten Spur ab, dann
„sind wir über die Gränze!" —

Was sollte ich thun? die Sache entdecken, und in wenig Stunden die Geflüchteten in Fesseln vor mir, ihrem Richter stehn sehen, Laura und Franz, der gränzenlosen Wuth eines rohen Unmenschen Preiß geben? — Franz war in diesem Falle so gut wie verloren. Die Summe

war nicht über seine Kräfte, und der Ersatz gewiß. Allein eben so gewiß, daß Schimpf und Entehrung, ja vielleicht der Tod mich erwarteten, wenn Franz nicht Wort hielt! Mich schauderte vor der Leidenschaftlichkeit eines Menschen, der sich nicht besinnt, seinen Freund aufzuopfern, wenn es die Erfüllung eines Wunsches gilt! Mit bitterm Schmerz empfand ich, wie wenig werth ich ihm gewesen, da er mir die treueste Anhänglichkeit, ja die Resignation, mit welcher ich mein Glück an die Erhaltung des seinigen gesetzt hatte, so lohnen konnte. Da trat der Schwur, den ich seiner Mutter geleistet, ihn nicht zu verlassen, so lang ich lebe, vor meine Seele. Ich sah mich einsam, ohne Liebe, ohne Freundschaft in der Welt, die für mich wenig Reiz hatte, die an mir nicht viel verlor, ich empfand im Geiste die Segensthränen, mit denen seine Mutter mir gelohnt haben würde, und mein Entschluß war gefaßt, die Liebenden zu retten. Da hörte ich plötzlich Apell schlagen — ein Zeichen, daß der Verlust entdeckt, die Entflohne vermißt worden sey. Ich begab mich zum Obristen, aber eh' ich sein Haus erreichte, holte mich ein Commando ein, das von ihm ausgeschickt war, sich meiner zu versichern. Ich ward

zum Obriſten gebracht. Er war auſſer ſich, bey dem Gedanken, das Geld, das aus ſeiner Wohnung war entwendet worden, erſtatten zu müſſen. Von Auseinanderſetzung der Sache, ſo wie von einem Verhör konnte nicht die Rede ſeyn, da der Obriſt Kläger und Richter in eigner Perſon zu ſeyn, ſich anmaßte. Ich war Schuld an Allem, ich hatte meinem Freunde gerathen, Laura zu entführen und das Gold mitzunehmen, um mich am Obriſten zu rächen. Es war unmöglich, nur ein Wort dazwiſchen zu ſchieben. Ich hörte dem Strom von Schmähungen, die er über mich ausgoß, anfangs ruhig zu; allein als er alle Deutſche Spitzbuben nannte, die, wenn ſie im Vaterlande dem Galgen entliefen, über die Alpen kämen, um hier ehrliche Leute zu beſtehlen, da übermannte mich die Hitze, und ich betheuerte ihm, daß ein Schuft ſeinesgleichen in Deutſchland längſt mit Schimpf und Schande vom Regiment würde gejagt worden ſeyn. Wüthend riß er den Degen heraus, um mich zu durchbohren, aber ich entwand ihm denſelben, zerbrach ihn, und züchtigte ihn mit den Stücken, ohne daß einer von den Umſtehenden, die ihm alle die Strafe gönnen mochten, mich ernſtlich gehindert hätte. Aber ſo wie mir die Beſonnen-

heit zurückkam, sah ich ein, daß ich ein Subordinationsverbrechen begangen, und folglich diesem Manne gegenüber verlohren sey. Und so war es. Ich ward arretirt, und nach einigen Tagen vor ein Kriegsgericht gestellt, daß unter des Obristen Vorsitz von einem Uditore eines benachbarten Regiments, einem Landsmanne Bellafonts gehalten ward. Sehr geschickt trennte der Rechtsgelehrte die Privatangelegenheit vom Subordinationsverbrechen, von dem allein die Rede war. Es fiel mir nicht ein, zu läugnen, was auch bey der Menge Zeugen, Unsinn gewesen wäre, und so ward ich einstimmig des Todes schuldig erkannt. Das Urtheil sollte vollzogen werden, sobald die Anzeige an das Generalcommando abgegangen, und die Genehmigung erfolgt wäre. Allein Bellafont war viel zu glücklich, mich in seiner Gewalt zu haben, als daß er so lange hätte zögern sollen, da er wußte, daß der Bericht an's Gouvernement, und dessen Genehmigung eine bloße Formalität war, und er, schlimmsten Falls, ja nur vorwenden durfte, ich habe entfliehen wollen, und sey auf der Flucht erschossen worden. Die italiänische Justiz hat noch heut zu Tag den Ruf sehr zweydeutiger Legalität, vor funfzig Jahren aber war dies noch

weit mehr der Fall, und einem gewandten Uditore faſt Alles möglich, ſobald er mit dem Chef einverſtanden war. So brachte man mich denn ſchon am Tage darauf, gegen Abend unter militäriſcher Bedeckung aus meiner Wohnung weg zu dem Obriſten, wo mir mein Urtheil publicirt, und als eine beſondre Huld meines Richters bekannt gegeben ward, daß ich nicht auf dem gewöhnlichen militäriſchen Richtplatz im Beyſeyn der ganzen Garniſon, ſondern in dem nahen Walde, bloß von dem Commando begleitet, erſchoſſen werden ſollte. So wenig ich den Tod fürchtete, ſo tief erſchütterte mich doch eine Sentenz, die die abſcheulichſte Willkühr gefällt hatte, gegen die aller Widerſtand vergebens war. Ich verlangte einen Geiſtlichen, und bereitete mich auf den ernſten Augenblick kurz, aber andächtig vor. Ihm durfte ich, da die Flüchtigen ſchon längſt über die Gränzen des Königreiches hinaus ſeyn mußten, die Wahrheit ſagen, und den Erſatz zuſichern. Wir ſchritten, als ſich der Tag neigte, hinaus. Bald war die Stelle erreicht, man hieß mich Hut und Uniform ablegen, der Geiſtliche betete mit mir, dann trat er auf die Seite, ich mußte niederknieen, die Augen wurden mir verbunden, meine Sinne ſchwanden,

ich konnte den Gedanken an Gott nicht mehr feſthalten, da hörte ich es knallen, fühlte einen Schlag am Kopf, und ſtürzte bewußtlos nieder! — — — — Ich erwachte von den ſtarken Geiſtern, mit denen mir Naſe und Schläfe gerieben wurden. Den Uebergang vom Tode zum Leben, vermag ich nicht zu ſchildern. Es dauerte lang, eh' ich Sprache und Beſinnung wieder erhielt. Ich blickte um mich, und ſah, daß ich mich in einer Felshöhle bey armen Hirten befand. Als ich die Männer genauer betrachtete, erkannte ich ſie für ein paar Deſerteurs meines Regiments, denen ich von ſchwerer Strafe durch eine geſchickte Vertheidigung losgeholfen. Sie hatten von ihren ehmaligen Cammeraden die Begebenheiten, das Urtheil, das man mir geſprochen, und ihre Betrübniß deshalb erfahren. Das ganze Bataillon wollte mir wohl, ich hatte Manchem geholfen, und ſo war bald der einſtimmige Entſchluß heimlich gefaßt, daß diejenigen, die zur Execution commandirt werden würden, anſtatt würklicher thönerne Kugeln auf das Pulver laden ſollten. Der Himmel wollte, daß der zur Execution commandirte Offizier, ein Mann war, der mir wohlwollte. Man brauchte die Vorſicht, ihn nicht von dem Vorhaben zu unterrichten,

um ihn nicht zu einer Untreue an seiner Pflicht zu verleiten. Als ihn aber die Ziegenhirten baten, zu erlauben, daß mein Körper nicht nach Militärgebrauch auf dem Richtplatze verscharrt, sondern ihnen, aus alter Anhänglichkeit, zur Bestattung in ihren Gebürgen überlassen würde, so glaubte er dies bewilligen zu dürfen. Daß ich vom Schreck zu Boden stürzen würde, war vorauszusehn. Der Offizier hatte mit Thränen eine handvoll Erde über mich hingeworfen, und war sogleich mit seinen Leuten abmarschirt, worauf die Hirten mich bey Einbruch der Nacht in ihre Höhle getragen. So war ich denn gerettet, allein, wo sollte ich ohne Aussicht hin, wie konnte es mir gelingen, mich vor Bellafonts Nachstellung zu sichern, meine Ehre zu retten, wenn er je meine Existenz erfuhr? Je mehr ich meine Lage in allen Beziehungen überlegte, je trostloser fand ich sie. Eine tiefe Schwermuth, durch Franzen's Undankbarkeit vermehrt, ergriff mich, ich bereute es wahrhaft, gerettet worden zu seyn. Einige Tage brachte ich so zu, endlich ward es heller in meinem Innern, und der Entschluß stand fest, in ein Kloster zu gehn. Meine Hirten jubelten vor Freude, als sie mich lebensmuthiger

sahen. Ich mußte eine Hirtenkleidung anlegen, und sie brachten mich auf einsamen Gebürgssteigen bis ganz in die Nähe von Rom. Dort legte ich bürgerliche Kleidung an, sandte meine Erretter, nachdem ich ihnen mit Mühe eine Kleinigkeit aufgedrungen, zurück, und suchte ein Kloster, was mir einer der Hirten genannt, und dessen Prior ein Deutscher sey. Ich ward aufgenommen, und trat nach kurzem Novitiat in den Dominicanerorden ein. Hier kehrte der Friede in meine Brust zurück, ich vergab dem Urheber meines Schicksals seinen Leichtsinn, und suchte nur von ihm irgend einige Nachricht zu bekommen. Alle Forschungen, so wie die in's Vaterland geschriebenen Briefe blieben ohne Erfolg. Es war ihm ein Abwesenheitsvormund bestätigt, und eine Frist festgesetzt worden, nach deren Ablauf, wenn er nicht erschiene, das Vermögen an die nächsten Verwandten ausgeliefert werden sollte. So vergingen einige Jahre. Einst saß ich in der Klosterkirche, ganz mit meinen Berufspflichten vertraut, im Beichtstuhl, als sich eine blasse, krankaussehende Frauengestalt mir näherte. Sie kniete nieder, und begann ihre Beichte. Himmel, wie erschrack ich, als ich nach allen Umständen, Franzens Gattin erkannte!

Ohne eine Frage zu bedürfen, erfuhr ich von ihr, die ihr Herz zu entladen strebte, den ganzen Verlauf. Franz hatte sie bald nach ihrer ersten Niederkunft, in Oberitalien unter dem Vorwand verlassen, sein Vermögen in Deutschland liquid zu machen. In Mayland habe sie so lange auf ihn gewartet, bis die größte Noth sie gezwungen, sich mit dem kranken Kinde nach Rom aufzumachen, wo sie eine entfernte Anverwandtin habe, von deren Wohlthätigkeit sie bisher dürftig unterhalten worden sey. Ihr Knabe sey gestorben, ihre Gesundheit von Schmerz und Krankheit zerrüttet, seit einigen Tagen habe der Himmel auch ihre alte Verwandte abgerufen, nun bleibe ihr kein Zufluchtsort mehr übrig, da ihr Vater, dem sie geschrieben, ihr gedroht habe, sie auf der Schwelle des Hauses zu erschießen, wenn sie sich je wieder bey ihm blicken lasse, — sie stehe der Verzweiflung gegenüber, und habe deswegen den Entschluß gefaßt, nachdem sie das heilige Sacrament empfangen haben würde, sich in die Tiber zu stürzen. Ich hatte keine Mühe, ihr das Entsetzliche dieses Vorhabens begreiflich zu machen; allein desto schwerer war es, ihr einen Rettungsweg anzuweisen. Zum Glück besaß ich einige Gegenstände von Werth, die ich

am Tage meiner Hinrichtung zufällig bey mir getragen. Eine Buſennadel und ein paar Ringe. Dem Mönch waren ſie überflüſſig. Ich beſtellte die Unglückliche des andern Tages gegen Abend, damit ſie nicht ſo leicht erkannt würde, wieder in den Beichtſtuhl, und händigte ihr die kleine Summe ein, die ich indeß gelöſt. Nun ſchrieb ich in meine Vaterſtadt an meine Freundin, das ehmalige Fräulein C..., und deutete ihr an, wie verfahren werden müſſe, um von Franzens Erben, falls er nicht ſelbſt am Leben ſey, den Erſatz jener Summe herbeizutreiben. Meine Bemühungen ſeegnete der Himmel. Ich erfuhr, daß Franz, nachdem er den diſponibelſten Theil ſeines Vermögens ſelbſt erhoben, damit, dem Vernehmen nach, in engliſche Dienſte gegangen ſey. Später habe man in Erfahrung gebracht, daß er in einem bekannten Bade mit einem Spieler Händel bekommen, und von dieſem im Duell getödtet worden ſey. Da die indeß geſetzte Friſt abgelaufen, ohne daß er, oder einer ſeiner Erben, ſich zu dem Reſt des Vermögens, das in liegenden Gründen beſtand, gemeldet, ſo ſey daſſelbe dem einzigen Verwandten der Hornbergſchen Familie, der noch am Leben war, zugeſprochen worden. Dieſer, ein reicher, ebenfalls

kinderloſer Mann, war leicht zu bewegen geweſen, nachdem ihm der Zuſammenhang vorgelegt, an mich, für Franzens Gattin, jene Summe, die derſelbe dem Regiment entwendet, zu ſenden. Laura's Vater hatte natürlich dem Fiſcus den Defect erſetzen müſſen, und ſich durch meine Verurtheilung dafür gerächt. Da er aber auch gegen ſeine Tochter ſich als ein herzlöſer Barbar zeigte, ſo wäre es ſtrafbarer Unſinn, ihm dieſe Summe auszuliefern. Ich ſtiftete davon eine kleine Rente, die nebſt dem, was ſie von mir erhalten, hinreichte, ihr Aufnahme und Unterhalt in einer Congregation frommer Frauen zu verſchaffen. Ihre Dankbarkeit that meinem Herzen wohl, jedoch genoß die Arme das ihr gerettete Leben nicht lang, ſie ſtarb bald an einer auszehrenden Krankheit. Indeß vergingen mir in geräuſchloſer Wirkſamkeit die Jahre, und ich ſah mit Ergebung dem Tag entgegen, wenn der Herr der Erndte den müden Schnitter abrufen würde. Allein mir war ein langes Ziel geſetzt, und ich ſollte noch manches erfahren. Die Revolution in Frankreich brach aus, und ihre gewaltſamen Erſchütterungen durchbebten auch Italien. Dem Geiſt jener Zeit gemäß, wurden die Klöſter geöffnet, Mönche und Nonnen heraus-

getrieben, und aus dem wohlthätigen Werke geiſtlicher und ärztlicher Thätigkeit herausgeriſſen, ohne ihnen weder Stellung noch Unterhalt in der Welt, deren Angriffen ſie bloßgeſtellt waren, anzuweiſen. Klöſter und Kirchen wurden geplündert, Bibliotheken weggeſchleppt oder verwüſtet, Seelſorge und Gelehrſamkeit, Schul- und Kirchenzucht verfiel. Dergleichen Raub- und Plünderungsacte nannten die franzöſiſchen Befreyer eine Wiedereinſetzung in die Rechte der Menſchheit, und gezwungne Anleihen. Auch die uralte Dominicanerabtey, zu der ich gehörte, wurde ſeculariſirt, das heißt, in eine Wüſte verwandelt. Wir irrten auf den Straßen herum, bisweilen von Almoſen uns erhaltend. Zwanzig Jahr dauerte dieſer Bealükkungsprozeß. Viele von uns erlebten ſein Ende, die Wiederkehr der alten Ordnung, die Wiederherſtellung des Zertrümmerten nicht. Ich war einer derer, welche den Umſchwung der Dinge erfuhren. Der rechtmäßige König kam zurück, den Orden wurden ihre Wohnſitze, ihr Unterhalt, ihre Kleidung, ihr Beruf wieder angewieſen. In dieſelbe Zelle, die ich vor zwanzig Jahren verlaſſen, kehrte ich zurück, und hoffe nun auch in ihr zu ſterben. — Der Mönch ſchloß hier

seine Erzählung. „O sehen Sie" — rief er aus — „eben sinkt die Sonne in's Meer! Alles wiederholt sich in dieser Welt, Sonnenauf- und Untergang, Glück und Unglück, Tugenden und Laster der Menschen, und in diesem ewigen Wechsel giebt nur ein's Trost und Sicherheit: „ein reines Gewissen, und der Blick nach Oben!" — Wir traten an's offne Fenster, der laue Seewind führte uns Orangenblütendüfte entgegen aus den tieferliegenden Klostergärten. Das Meer lag still und ruhig in bläulicher Unermeßlichkeit vor uns; die weiten Himmelsräume waren von purpurnen Wolkenstreifen durchschossen; ganz nah an der Wellenfläche schwebte die glühend rothe Sonnenscheibe, noch mit ihren letzten Strahlen die dreyhundert Kuppeln der Kirchen in Neapel vergoldend. Jetzt sank sie hinab — und eine Thräne der Sehnsucht und Andacht zitterte langsam aus des Mönches Auge. Schweigend faltete er die Hände, und versank in stummes Gebet, bis ihn das Aveläuten erinnerte, daß das Kloster gesperrt würde. Ich schied von ihm, nicht ohne Wehmuth, aber voll Verehrung der sittlichen Höhe, welche der Mensch auch hier noch zu erreichen vermag! —

Die Seufzerbrücke.

Neapel prangt mit ſeiner maleriſchen Lage; Rom und Florenz mit den herrlichſten Kunſtſchätzen: Venedig allein, das keine reizenden Umgebungen und nur wenig Sammlungen aufzuweiſen vermag, hat dagegen einen ganz eigenen Reiz, der den vorgenannten Städten abgeht — den, des Romantiſchen, Abenteuerlichen; — ein Reiz, der bekanntlich für diejenigen, die dafür Sinn haben, von großer Kraft iſt. Was kann in der That abenteuerlich mit größerm Recht genannt werden, als der berühmte Sanct-Marcus-Platz, mit der daranſtoßenden Piazetta? Auf drei Seiten von prächtigen Gebäuden eingeſchloſſen, von denen die ſogenannten alten und neuen Procuratien (Wohnungen der Procuratoren) die beiden längſten Seiten bilden, läuft der Platz unmittelbar in's Meer aus, deſſen Wogen,

wenn es zürnt, die zwei bekannten Säulen nehen, auf deren einer der berühmte Löwe, auf der andern der heilige Theodor ſteht. Links, der hohe ſpitze Thurm, ſeitwärts der St. Marcus-Kirche, die mit ihren vielen, wunderlich geformten Kuppeln mehr orientaliſch, als chriſtlich ausſieht. Vor ihr, auf prächtig verzierten metallenen Fußgeſtellen, drei ungeheure Maſten, auf deren Spitzen die Wappen der Inſeln Candia, Cypern und Morea, von denen an Feſttagen ungeheure, weiße und rothe Flaggen bis zur Erde herunter wehen. Rechts, auf dem Dache eines Pallaſtes, der einen Durchgangsbogen bildet, das merkwürdige Uhrwerk mit groſſer freiſtehender Glocke, an welche zu Mittag und um Mitternacht zwei metallene Rieſen — i Mori — mit zentnerſchweren Hämmern, weit ausholend, zwölf ungeheure Schläge thun. Geht man nun an dem Dogenpallaſte, der von unzähligen, prächtig gearbeiteten Bogen, auf eben ſo viel Säulen ruhend, getragen wird, die ſogenannte Riva de' Schiavoni — die Straſſe der Slavonier — hinunter, welchen ſonderbaren Anblick genieſſt man hier! Nicht allein, daß Gaukler und Taſchenſpieler aller Art hier ihre Künſte produciren, während das elegantere Venedig, und darunter Türken, Griechen und Dalmatier in

reicher Nationaltracht, nach den Giardini publici ſtrömt: nein, dem Blick des ſinnigen Betrachters zeigt ſich hier die ſehr ernſte, obgleich nicht minder romantiſche Seite der uralten Stadt, nämlich der Pallaſt der Staatsinquiſitoren, die dreierlei Gefängniſſe, (unter denen die Piombi — die Bleidächer, und die Pozzi — die Brunnen — die berühmteſten) und ein Gebäude, deſſen Name angſterregend in jedes Ohr klingt: die Seufzerbrücke (ponte de' sospiri), die ſich über den dunkel darunter hinfließenden Canal del Orfano wölbt. Durch ihre ſchweigenden Mauern, ihre dicht vergitterten kleinen Fenſter hin, gingen die Verurtheilten den letzten Gang — vom Urtheil zum Gericht. Die Zugänge ſind auf beiden Seiten mit ungeheuren Eiſenriegeln und Schlöſſern verwahrt. Es bedarf wahrlich weder der geheimnißvollen Schilderungen älterer Beſchreiber von Venedig, noch der, die fürchterlichſte Grauſamkeit, die geſetzloſeſte Willkühr darlegenden Enthüllung des Grafen Daru in ſeinem Werke über Venedig *), um alle Schauer des heimlichen Gerichts nachzuempfinden. Der bloße Anblick der

*) Histoire de la République de Venise, par Daru. Paris, chez Firmin Didot. 1819.

dunkeln Bogen, der gewaltigen Eisengitter reicht allein hin.

Als in den neuesten Zeiten, unter den mancherlei Regierungsveränderungen, auch diesen Gebäuden, zum Theil, andre Bestimmungen angewiesen wurden, fand man in einem Gefängnisse eine Inschrift — wahrscheinlich von Frauenhand — vielleicht im letzten fürchterlichen Augenblick, flüchtig in die Wand gekritzelt. Schreiber dieses, der sie gesehen, bringt hier eine Auslegung derselben bey, die er in Venedig selbst gehört hat, ohne deren Aechtheit verbürgen zu können *).

Unter der Blüthe des hohen venetianischen Adels, der im Jahr 1524 zu dem Heere stieß, welches der Senat unter Anführung des Herzogs von Urbino, seinem Verbündeten, dem Könige Franz I. von Frankreich, gegen die österreichische Uebermacht unter Carl V. zuführen ließ, war Graf Christoph Frangipani wohl der glänzendste Ritter, wie durch innre Eigenschaften, so durch

*) Die Inschrift lautet so: Ioan . . . f. . . . l. . . . inclusa qua . introis . . . fin a terzo zorno . de . setembro . del . M. D. . . XVIII. io . cristoforo . frangipanibus . chonte . de . vegia . sen. . . et . modrusa. et. io. apolonia chonsorte . de . sopradito . signior chonte . . .

äuſſerlich zu gewahrenden Reichthum. Obſchon in Venedig geboren, hatte er ſich doch, ſobald dem Jüngling eine Meinung zuſtand, oft ſehr frei und mißbilligend über das Geheimnißvolle in der venetianiſchen Staatskunde und Gerechtigkeitspflege geäuſſert; und wenn man ihn früher, vielleicht in Rückſicht auf ſeine Jugend, nicht zu beachten ſchien, ſo waren es wohl die ſchönen Hoffnungen allein, zu denen er berechtigte, die ihn ſpäter vor ſtrengerer Ahndung ſchützten. Kühn und kräftig, wie ſein Geiſt, war auch ſeine hohe, männlich ſchöne Geſtalt. In allen, damals in Italien gebräuchlichen Ritterſpielen Sieger, verwandte er doch ſeine Kraft am liebſten zum Schutz der Schwächern. So war es nicht zu verwundern, wenn er zu gleicher Zeit Liebling des Volkes und der Frauen ward. Von dieſen konnte jede, ſchön oder häſſlich, auf ſeinen kräftigſten Beiſtand rechnen, ſo lange ſie deſſen würdig blieb. Freilich weckten alle dieſe glänzenden Eigenſchaften nicht wenig heiſere Kläffer, die mit neidiſchem Gebell — meiſt heimlich — jede ſeiner Handlungen auslegten. Aber wen kümmerte das weniger, als den hochherzigen Frangipani! Er that, was er ſollte, ließ reden, wer da wollte, und blieb auf dem Kampfplatz, wie unter den

schönen Venetianerinnen, fast immer Sieger. Indessen hatte er, zu männlichen Jahren herangereift, jenen scherzweise geführten Liebesabenteuern den Abschied gegeben, und sich nach einer, seiner würdigen Gemahlin umgesehen. Er fand sie in Apollonien, Marchesin von Modruse, die sich ihm mit dem seeligen Erröthen gestandener Liebe hingab. Wenn er nun nach seiner Vermählung, das holde Weib am Arme nach angehörter Messe in San-Marco durch die Menge, die sich unter den Hallen der Procuratien versammelte, hinschritt: so hörte man von allen Seiten freundliche Aeusserungen über das seltenschöne Paar. Apollonia vernahm diese unbestochenen Huldigungen mit sittsam niedergeschlagenen Blicken, die ihren Reiz noch erhöheten; Frangipani, mit stillem, freundlichem und anspruchlosem Selbstbewußtseyn, das den Mann so wohl kleidet. Bis jetzt hatte man in der jungfräulichen Apollonia die Zierde und das Muster aller weiblichen Tugenden kennen lernen, und alte Freunde konnten, ihre Häuslichkeit, ihre Ehrfurcht und Liebe gegen die hochbejahrte, blinde Mutter rühmend, nicht genug beschreiben, wie sehr sich ihre reizende Gestalt bei diesen Pflichtausübungen verschönere, so daß sie in der That mehr ein überirdischer Schutzgeist,

als ein ſterbliches Mädchen zu ſeyn ſcheine. Der berühmte Maler Tizian, als er noch, ein Schüler des groſſen Johann Bellini, zu Venedig lebte, erblickte ſie einſt ſo, wie ſie auf niederm Schemmel zu den Füſſen der ehrwürdigen blinden Matrone ſaß, während das Mondenlicht ihr rührend, ſchönes Angeſicht weiß überglänzte, und das Feuer ihrer dunkeln Augen milderte. Sie hielt die Laute in der Hand, mit melodiſcher Silberſtimme heilige Lieder ſingend, indeß die laue Seeluft, durch die offnen Fenſter ſäuſelnd, ihr ſchönes, reiches Haar in ſchwarzen Wellen um Hals und Buſen ſchlängelte. O reizende Marchesina — rief der begeiſterte Maler aus — eben bedarf ich eines Engels, der über das geliebte, aber ſo tief gefallne Menſchengeſchlecht nachdenkend, ſich in ſchwermüthige Phantaſieen verliert: vergönnt mir, Euch zum Muſterbilde dazu zu nehmen. Denn hier auf Erden finde ich kein Schöneres! — Es fehlte wenig, daß die junge Apollonia, tief in ihrer Beſcheidenheit verletzt, und über und über vor Beſchämung erglühend, dem Jüngling ſeine — ſo ſchien es ihr — vermeſſne Zuſammenſtellung nicht mit ſtrafenden Worten vorhielt. Seitdem ſie aber des trefflichen Frangipani Gemahlin worden, gab ſie auch Proben einer Unerſchrockenheit und eines

Heldenmuthes, den man in dem Buſen einer ſo zarten Dame kaum hätte erwarten dürfen. Nicht nur daß ſie den Grafen, wenn er ſich auf ſeinen und ihren Stammgütern im Trevisaniſchen befand, während der Jagd auf flüchtigem Roſſe begleitete: auch ſpäter, da derſelbe, wie oben erwähnt, an der Spitze einer Schaar venetianiſcher Edelleute in's Feldlager zog, begleitete ſie ihn dahin, und war ſogar, nur um ein weniges leichter als er ſelbſt gerüſtet, in einigen Scharmützeln an ſeiner Seite; mit geübter Hand, welche die zärtlichſte Liebe zu dem Gatten ſtärkte, gewichtige Schwerdtſtreiche führend, ſobald ſich ihm die Gefahr nahte. Allein ſo ſehr ihr hoher, kräftiger Wuchs und die eigenthümliche Geſchicklichkeit, mit der ſie alles ergriff, ihr dabei zu Statten kam, ſo bewog ſie doch der Graf, den die ſtete Sorgfalt für ſie von der ihm eignen Kühnheit abzog, das Heer zu verlaſſen, und ſich unter reiſiger Bedeckung auf ihre Güter, im Rücken der Armee, zu begeben. So viele Thränen dieſer Entſchluß Apollonien koſtete, ſo gab ſie doch den gegründeten Beſorgniſſen, die ihren Gemahl dazu bewogen, Recht. Die Umſtände ließen nämlich in kurzem einer allgemeinen Hauptſchlacht entgegenſehen, und Graf Frangipani,

deſſen heller Geiſt und tapfrer Arm ihn ſo ſehr auszeichneten, war dem ritterlichen König Franz I. ſo lieb geworden, daß er nicht nur im Felde, ſondern auch im Kriegsrathe ihn an ſeiner Seite zu haben wünſchte. Zu dem Ende hatte er, mit Vergunſt der erlauchten venetianiſchen Republik, ihn von deren Truppen weg, und, auf die Dauer des Krieges, in ſein Lager herüber genommen, wo ſein Zelt unfern des königlichen aufgeſchlagen werden mußte. Bei den ernſten Begebenheiten, denen man entgegenging, und den vielfachen Berathungen, die deswegen gepflogen wurden, gehörte Frangipani's Zeit ſo ganz denſelben, daß ihm für das ſtille Koſen der Liebe kein Augenblick übrig bleiben konnte.

Die Stadt Mailand hatte ſich dem König Franz durch Uebereinkunft übergeben; faſt alle andre Ortſchaften des Herzogthums waren in ſeine Hand gefallen, und er umzingelte daher Pavia, welches allein ihm noch Widerſtand leiſten wollte, mit der ſichern Hoffnung, es in einigen Wochen beſiegt zu ſeinen Füßen zu ſehen. Allein die Beſatzung ſpaniſcher Truppen, unter dem braven Leyra, hielt ſich ſo wacker, daß nach vier Monaten die Belagerer auch nicht Einen Vortheil errungen hatten. Viel ſchlimmer aber wurde die-

ſer Zeitverluſt dadurch, daß es dem Connetable von Bourbon, einem der größten Feldherrn ſeiner Zeit, inzwiſchen möglich ward, mit einer bedeutenden Verſtärkung dem geängſtigten Pavia zu Hülfe zu eilen und unter ſeinen Mauern dem Gegner die Schlacht anzubieten. Wir wiſſen nicht, ob Krangipani's Heldenmuth und die Kampfluſt der venetianiſchen jungen Edeln, die gern ſchlagen wollten, ſeinen ſonſt ſo hellen Feldherrnblick ſo ſehr umwölkte, daß auch er für das Annehmen der Schlacht ſtimmte, oder ob er bei der genauen Kenntniß, die er von der Unzuverläſſigkeit geworbner und nicht ordentlich beſoldeter Truppen, — wie dies leider der Fall war — voraus ſah, die Condottieri möchten mit ihren Schaaren davon gehn, und deshalb ſey ein rühmlicher Tod auf jede Weiſe einem ſchimpflichen Rückzuge vorzuziehn: genug, nachdem eine bedeutende Partei, allerdings durch die Vernunft und Regeln der Kriegskunſt unterſtützt, ſich lange hartnäckig widerſetzt hatte, ſo entſchied endlich der ritterliche Franz, dem der Gedanke eines Rückzugs, ohne die Kraft des Schwerdtes geprüft zu haben, gar zu ehrlos dünkte, für die Annahme der Schlacht, und es wurden ſogleich die nöthigen Anſtalten getroffen. Dem Grafen

Frangipani, den ſeine Gegner beſchuldigten, den Franzoſenkönig dazu vermocht zu haben, erregte dieſer Beſchluß groſſe Feindſchaft zu Venedig, worauf er indeß damals keine beſondre Rückſicht genommen haben mag.

Unter den Condottieri, welche der venetianiſchen Republik Truppen zugeführt hatten, war einer, Namens Camillo Urſino, eben ſo ausgezeichnet durch Muth und Geſinnung, als durch ſein edles Aeuſſeres und ſeine feine Sitte. Als die Nachricht, die Schlacht ſey angenommen, bekannt wurde, und die unbeſoldeten Haufen erſt ihre Rückſtände verlangten, bevor ſie ihre Haut auf's Neue zu Markte trügen, da wußte Camillo theils durch Vorſchüſſe, die er aus eignen Mitteln leiſtete, theils durch Zureden, die rohe Menge ſo zu begeiſtern, daß die Allermeiſten wieder zu ihren Fahnen ſtieſſen, und das Schickſal des Tages zu theilen verſprachen. Der Dienſt, den Camillo hierdurch dem König Franz leiſtete, war um ſo gröſſer, als das Heer durch die unzeitige Abſendung von 16000 Mann zu einer Expedition nach Neapel, ſehr geſchwächt war. Der Hauptmann erhielt eine ſchwere goldne Gnadenkette dafür.

Die Geſchichte lehrt uns, wie blutig der

25ste Februar des Jahres 1525 für Frankreich und Venedig ward. Mit ungestümer Tapferkeit warfen sich die Franzosen auf die Feinde, und brachten einzelne Geschwader zum Weichen; allein bald wandte sich das Glück von ihren Fahnen. Die Treulosigkeit der Schweizer, die ihren Posten verließen, die Wuth, mit welcher die kaiserliche Reuterei unter dem Marchese Pescara auf die französischen Schwadronen einhieb, während die ihnen zum Schutz aufgestellten venetianischen Hülfsvölker, trotz ihres Widerstandes, zu Boden gerennt wurden, und die Besatzung von Pavia unter Antonio de Leyra mit Löwenmuth in das feindliche Hintertreffen einbrach, entschied das Schicksal des Tages. Die Niederlage ward allgemein, und der bisherige Kampf ging in das blutdürstigste Mordgemetzel über. Vergebens belebte Franz I., umringt von französischem und italiänischem Adel, der blutend um ihn her lag, durch die kühnste Tapferkeit das Gefecht. Schon war sein Pferd unter ihm gesunken, er focht zu Fuß, und bald ward auch er übermannt, und zugleich mit dem König von Navarra gefangen genommen.

Die französische Armee ward fast ganz niedergehauen, und auch den Venetianern kostete der

Tag beinahe den sämmtlichen hohen Adel und die Hälfte der geworbenen Truppen. Frangipani, obschon selbst verwundet, war mit einer Gesandtschaft in's Lager des stolzen Siegers abgegangen, und hatte, als er vernommen, daß der Hauptmann Ursino als Courier nach Venedig eile, ohne denselben sprechen zu können, ihm ein paar Zeilen für die Gräfin mitgegeben.

Wie erstaunte Camillo, als er, aus der Gondel tretend und über den St. Marcus-Platz nach dem Pallast des Dogen schreitend, fast an den Thoren aller Paläste den Trauerflor wehen sah! So groß hatte er selbst den Verlust der Venetianer an Vornehmen nicht geglaubt, und als er nun in des Dogen Vorzimmer trat, da sah er wohl, daß Flüchtlinge ihn der Mühe überhoben hatten, die böse Botschaft selbst zu bringen. Trauer, Schmerz und Bestürzung lagen auf allen Gesichtern. Scheu nahte man sich dem Unglücksboten, und selbst Andrea Gritti, der damalige Doge, ein hoher, strenger Mann, hatte Mühe, als er den Bericht empfing, dem jungen Kriegsmann gegenüber seine Fassung und Würde zu behaupten. In einigen Tagen bedeutete ihn der Doge, solle er zum Heere wieder abgehn; einstweilen möge er sich in der ihm anzuweisenden

Wohnung Ruhe und Erholung gönnen. Der Zufall wollte, daß er in dem Pallaſt Frangipani einquartiert wurde. Er kannte den Grafen nicht perſönlich, wußte nichts von ſeinen häuslichen Verhältniſſen, und war daher nicht wenig überraſcht, als ihm, bei Eröffnung der Flügelthüren, eine Dame von der allerſeltenſten Schönheit, die noch durch tiefſchwarze Trauerkleidung gehoben ward, entgegentrat, und ihm von den vortretenden Diener als Gräfin Apollonia Frangipani genannt ward. Urſino, eben ſo eifriger Verehrer des ſchönen Geſchlechts, als braver Kriegsmann, hatte ſich kaum vom ſüßen Schreck der Ueberraſchung erholt, als er mit ſoldatiſcher Keckheit der Dame zurief: Nicht Euch, ſchöne Gräfin, gebührt dieſe düſtre Tracht, von der die göttlichſten Reize ſich nur ungern verhüllen laſſen. Euer Gemahl lebt, und iſt nur leicht verwundet. Ich, Camillo Urſino, Hauptmann in Dienſten der erlauchten Republik, kann Euch deſſen vertröſten, und zum Zeugniß dies Brieflein überreichen!

Ihr müßt in der That übel von mir denken, Herr Hauptmann — entgegnete Apollonia — wenn Ihr das erſtemal, wo Ihr die Ehre habt, vor der Gemahlin des Grafen Frangipani zu ſtehn, es wagt, derſelben eine ſo unzeitige, als

dreiste Schmeichelei zu sagen. Auch müßt Ihr mich für keine Venetianerin halten, wenn es Euch befremdet, mich an einem Tage in Trauer zu sehn, der meinem Vaterlande unzählige und so schwere Opfer kostet. Inzwischen — Eurer Sprache nach seyd Ihr ein Fremder: möglich, daß es eben bei Euch anders gehalten wird. — Mein Gemahl, sagt Ihr, sey verwundet, und doch schrieb er diese Zeilen?

Er schrieb sie, holde Zürnende, und ist nur leicht verwundet; ganz gewiß leichter, als ich von Euern Augen!

„Ihr sahtt ihn nicht?"

„Ich kenne den Glücklichen gar nicht, ob man mir zwar den oft in der Schlacht vorüberjagenden Ritter mit geschlossnem Visir und stahlblauer Rüstung, Graf Frangipani nannte. Bei Gott, wär' ich an seiner neidenswerthen Stelle, das ganze Heer sollte Apolloniens Busenband; auf meinem Helme kennen!" —

Die Gräfin senkte den Schleier über ihr hold erröthendes Antlitz, befahl dem Diener, den Fremden in die Gastzimmer zu leiten, und genau Acht zu haben, daß er keine Bequemlichkeit vermisse.

Camillo war zu ehrgeizig, um nicht von

Apollonens strafenden Worten verletzt zu werden; allein er war zu sehr Wüstling, um hierin mehr, als eine französische Neckerei, eine Aufforderung zu sehen, noch mehr zu wagen. Er betrachtete jedes weibliche Wesen als eine gute Prise, die auf der Welt ihre Schönheit bloß deshalb erhalten habe, um damit dem Krieger sein hartes Leben zu verschönern. Wie damals, so hat sich auch heut zu Tage diese Ansicht sehr häufig erhalten, obgleich sie den edeln Stand schändet. Der ächte Soldat ehrt fremdes Eigenthum, und schützet weibliche Tugend, die sich ihm anvertraut. Der rohe Söldner, der gemeine Freibeuter, selbst ohne allen moralischen Werth, glaubt auch an keinen fremden, und steht mit dem Räuber auf einer Stufe. Wie jener, stiehlt auch er die fremde Frucht, nach der ihm lüstet, stellt der Unschuld nach, die ihm ein Spott ist, und findet im zügellosen Taumel die lockendste Seite seines Berufs.

Camillo dachte eben so. Trotz Apollonia's Erröthen und der strengsten Sittsamkeit, war er doch überzeugt, daß sie so wenig, als eine Frau in der Welt, Widerstand leisten werde, wenn ihre Stunde gekommen sey; und diese herbei zu führen, das schien ihm der Triumph

der Weitklugheit, und ein Unternehmen seiner würdig.

Bei der Mittagstafel erschien die holde Gräfin so liebenswürdig, so zuvorkommend um ihren Gast besorgt, daß dieser immer klärer seinen Irrthum hätte einsehen müssen, wäre er anders nicht gar zu tief darin befangen gewesen. So aber hielt er Apolloniens Gastfreundlichkeit für angelegentliches Bemühen, ihre frühere Uebereilung vergessen zu machen, und er beschloß großmüthig, nicht allzustreng zu seyn. Eine solche lächerliche Verblendung wäre unglaublich, sähen wir sie nicht oft genug, noch in unsern Tagen. — Das Gespräch kam bald auf den Grafen. Camillo wußte nur, daß die genaue Freundschaft, mit der Frangipani vom König Franz I. beehrt werde, die glänzenden Auszeichnungen, mit denen ihn dieser bei jeder Gelegenheit überschütte, und zuletzt der Umstand, daß er dessen Zelt im venetianischen Lager habe abbrechen lassen, um es neben dem seinigen aufzurichten — manchen ehrenwerthen Kämpfer verdrossen, der vielleicht nicht weniger als der Graf gethan, ohne daß es jemand einfalle, darüber viel Aufhebens zu machen. Ueberhaupt, setzte er hinzu, habe der Graf mehr Neider als Freunde, woran vielleicht

nicht minder ſeine glänzende Tapferkeit, als die Freimüthigkeit Schuld habe, mit der er ſich über alles, was vorfiele, zu äuſſern pflege.

Die ſchöne Gräfin ſeufzte tief bei dieſen Worten, die ihr groſſes Auge mit ſchwermüthigen Thränen füllten. „So tritt denn überall der Neid dem Verdienſt in die glänzenden Fuſstapfen? Auch hier — ſolltet ihr es glauben? — hier, in ſeinem Vaterlande nagt Scheelſucht und Miſsgunſt an meines Herrn Ehre!“

Wer Euch ſieht — verſetzte Camillo — begreift wohl, daſs Euer Gemahl Neider haben müſſe.

Ach wenn es nur um ſolcher Armſeeligkeiten willen geſchähe! entgegnete Apollonia. Nein, ſeine Feinde beneiden ihn um das Anſehen, das er beim Heere ſich erworben, um die Liebe, die ihm ſeine Landsleute bezeigen, ja ſie beſchuldigen ihn, daſs er König Franzens Vertraulichkeit geſucht, um durch deſſen Anſehn und Vermittlung den Oberbefehl über die Truppen zu erhalten — den eigentlich kein Eingeborner erhalten ſoll — und dann mit gewaffneter Hand die Volksfreiheit zu unterdrücken. Nun weiſs jeder, der den Grafen kennt, ob ſolcher Gedanken ſeine groſse Seele fähig iſt!

Um so weniger habt Ihr, schöne Gräfin — versetzte Camillo — von jenen Verläumdern zu fürchten.

Als ob — erwiederte Apollonia — die Menschen nicht immer geneigt wären, das Böseste zu glauben; sollte es auch zugleich das Unwahrscheinlichste seyn! Und dann, seyd Ihr so gar fremd in Venedig, daß Ihr nicht wisset, wie man den Rechtschaffensten dem geheimen Tribunal verdächtig macht; die Aufmerksamkeit der drei furchtbaren Richter, die keinem Rechenschaft ablegen, die niemand kennt, auf ihn lenkt? Nicht die öffentlichen, lauten Anklagen sind die furchtbaren —

Sollte es also gegründet seyn? unterbrach der Hauptmann neugierig.

O nur zu wahr — erwiederte Apollonia — zur Schande der Republik nur allzugegründet! Ja, die oberflächlichste, unerweislichste Anklage auf namenlose Zettel geschrieben, und in einen jener eisernen Löwenrachen *) geworfen, die ihr

*) Die Löcher, welche von jenen Löwenrachen bedeckt wurden, sind noch jetzt sichtbar; allein die Köpfe selbst sind weggenommen, so wie ihr Zweck und ihre unterirdische Verbindung aufgehoben ist. —

faſt an allen öffentlichen Plätzen bemerkt, und die in unterirdiſcher Verbindung mit dem geheimen Tribunal ſtehn, iſt hinreichend, den Sohn aus den Armen des Vaters, den Gatten von der Seite der Gattin zu reißen. Vergebens wäre es, ſich auf ſolchen Fall gefaſt zu halten: im Schooße der Ruhe, unter dem Schleier nächtlicher Finſterniß, oft auf ganz unerklärliche Weiſe, verſchwindet der Unglückliche und wird das Opfer jener ſcheußlichen Rachſucht, die wir hier Politik nennen, und die, wie der Böſe, ihr Geſchäft im Finſtern treibt. O es iſt gräßlich, die Möglichkeit denken zu müſſen, daß vielleicht . . .

Quält Euch doch nicht ſo unnütz — tröſtete Camillo die Gräfin, deren Augen ein Thränenſtrom entſtürzt war. Wie kann nur ein Gegenſtand, Euch ſo fern, ſo gewaltige Erſchütterung hervorbringen!

Apollonia erwiederte, wie ſie nicht ſich allein dabei vor Augen gehabt. Nein, jedes glückliche Paar, hier liebende Geſchwiſter, dort innige Freunde, ja die ganze Menſchheit liege ihr im Sinne, deren heilige Rechte durch ſolche Eingriffe aufs himmelſchreyendſte gekränkt würden. Sie hieß ihn erwägen, wie gegenſeitiges Vertrauen, das heiligſte Band, auf ſolche Weiſe zerriſſen,

und die Geſellſchaft, zu einer Heerde Giftmiſcher, Mörder, Banditen herabgewürdigt, jeder Keim der Moralität zertreten würde. Sie lenkte ſeinen Blick auf die Scenen des herzzerreißenden Jammers, wenn, wie ſie ſelbſt geſehen, am frühen Morgen ſcheußlich verſtümmelte Leichname in den Straßen gefunden würden, in denen die Schweſter den Bruder, die Gattin den Gatten erkennen mußte. Im ſchönſten Enthuſiasmus ſich bis zur höchſten Rührung ſteigernd, verlangte ſie von ihm den Schwur, nie in ſeinem Leben ſich des ſcheußlichen Mittels der geheimen Anklage bedienen zu wollen.

Ich ſchwöre es bei Euern ſchönen Augen — erwiederte der liebestrunkne Jüngling, indem er mit zärtlicher Wuth die weiche, lebenswarme Hand der ſchönen Frau an ſeine glühenden Lippen preßte.

Nach aufgehobener Tafel ward er durch einen Senatorialboten gegen Abend zum Doge beſchieden, um ſeine Depeſchen in Empfang zu nehmen. Pünktlich leiſtete er dem Befehl Folge, allein ſeine Abfertigung verzog ſich. Während er im Vorſaal auf- und niedergehend, die dort aufgeſtellten Meiſterwerke Tizians und Tintoretto's bewunderte, ward ein Mann eingeführt,

von finſterm Anſehn, der Tracht nach ein Nobile, dem ebenfalls bedeutet wurde, hier zu warten, bis überhäufte Geſchäfte dem Dogen ihn zu ſprechen geſtatten würden. Der gemeinſchaftliche Zweck führte die beiden Männer bald zu einander. Natürlich kam das Geſpräch auf die Begebenheit, die damals ganz Europa in Bewegung ſetzte, und zumal den Venetianern ſo nahe lag: auf die Schlacht von Pavia. Mit unverhaltnem Grimm ſchob der Nobile, der, wie er ſagte, auch den Verluſt zweier Söhne beweinte, das Unglück dieſes Tages ganz allein auf den Grafen Frangipani, der, gegen des Herzogs von Urbino und aller erfahrnen Feldhauptleute Meinung, nur von Franz I. elendeſtem Feldherrn, Bonnivean, unterſtützt, die abenteuerliche Ritterehre und Schlaglust des Königs gegen ſeine eigne Ueberzeugung, aufgeregt habe. Aber freilich — ſetzte er hinzu — freilich wußte der Verräther wohl, was er that. Wenn Er herrſchen ſollte, mußten alle ſeine Gegner zu Boden geſchmettert werden, und wie wäre dies auf eine leichtere und glänzendere Weiſe möglich geweſen, ohne daß man ihn deshalb einen Augenblick direct beſchuldigen konnte? Die Mocenigo's, die Contarino's, Foscarini's und alle wahrhaft

edle Geſchlechter ſind Feinde eines Mannes, wie Frangipani, der den Adel ſeines Geſchlechts mit Füßen tritt, um die Gunſt eines Königs buhlt, um einſt mit fremdem Gelde, fremdem Einfluſſe und fremden Waffen der Freiheit ſeines Vaterlandes den Todesſtoß zu geben!

Ich kenne den Grafen nicht, vermag alſo auch nicht auf Eure Beſchuldigung zu antworten — erwiederte Camillo gleichgültig. Mich hat ein günſtiges Geſchick in ſeinen Pallaſt einquartiert, und freilich, wenn man die göttlich ſchöne Apollonia ſieht, und zu Gunſten ihres Gemahls ſprechen hört ...

Göttlich ſchöne Apollonia! wiederholte der Nobile mit höhniſchem Naſerümpfen. Nun, nun, wir kennen die Göttliche! Unter vier Augen iſt ſie menſchlich genug!

Was ſagt Ihr da? frug raſch der Jüngling, der des Grafen Anklage von ſeinem offenbaren Feinde ohne den mindeſten Glauben angehört hatte, in deſſen boshaften Worten über Apollonien dagegen viel größere Wahrſcheinlichkeit fand.

Ich ſage — entgegnete der Venetianer — daß die ſtrenge Gräfin vor ihren Dienern, und Apollonia unbewacht in ihren Zimmern, zwei himmelweit verſchiedene Perſonen ſind!

Himmel und Erde! — rief der entzündete Jüngling — So wäre es wahr· dies stolze Herz schlüge für etwas Wärmeres, als die kalte Pflicht? dieser Marmorbusen könnte vom Vorgefühl der Lust zu höherer Wallung emporgejagt werden? Ich selbst könnte . . .

Wenn Ihr noch ein wenig die Stimme erhebt — bemerkte der Nobile — so kann Euch der Doge gleich selbst Antwort auf alle Eure Fragen geben, die mir in dem Munde eines jungen, schönen Soldaten sehr lächerlich dünken!

In dem Augenblick ertönte die silberne Klingel, die hohen Flügelthüren öffneten sich, und Camillo wurde in das rothsammeten ausgeschlagene innre Gemach des Dogen eingeführt.

Als er, seine Depeschen in der Hand, nach einiger Zeit heraustrat, war der Nobile verschwunden. Auch vermißte er ihn nicht. Wie hätte der glühende Jüngling, der dem Dogen gegenüber kaum etwas Anderes als Apolloniens Reize dachte, sich nach den gehässigen Einblasungen eines rachsüchtigen Nebenbuhlers Frangipani's — vielleicht um denselben Zweck — sehnen sollen? Nein, ganz Anderes beschäftigte seine, zum höchsten Sturm aufgeregte Einbildungskraft, die ihm das heiße Blut noch zehnmal glühender

durch die geſchwellten Adern jagte. Seine Weltklugheit hatte alſo nicht geirrt. Apollonia war geneigt, wie alle Weiber in gleichen Fällen, ſich über des Gemahls Entfernung zu tröſten, und mit ächt weiblicher Liſt hatte die Maske ſtrenger Hoheit das Entzücken über die geſundne Gelegenheit und das vielleicht im Augenblick aufgekeimte Wohlgefallen an ihm decken müſſen. Wie nahm er ſich vor, ſie mit dem Glutregen ſeiner bis in's Mark brennenden Küſſe für die kleine Falſchheit zu ſtrafen! Daß ihn Apollonia erwarte, mit Sehnſucht erwarte, war ihm ſo ausgemacht, als daß der unverkennbare Ausdruck von Unſchuld in ihren Blicken, der reinſten Sittſamkeit in Anzug und Bewegung, nur bis zur höchſten Fertigkeit gediehene Künſte des Scheins wären. Aber wie, wo, wenn er die doppelt ſüßen, weil verbotenen Früchte pflücken ſollte: das auszuforſchen, war jetzt die Aufgabe! Von Apollonien ſelbſt wußte er, daß ſie von Trauerbeſuchen bei Verwandten erſt ſpät in der Nacht zurückkommen ſollte. Er dagegen ſollte mit Tagesblinken nach Rialto, wo ihn ſeine Gondel erwartete. Dem Zufall, beſchloß er endlich, der ihm ſo oft gedient, wolle er es auch diesmal überlaſſen. Im ſchlimmſten Fall hatte er Gold und Eiſen in

Bereitſchaft, je nachdem er es brauchen würde. Um die ſo ſchneckengleich fortkriechende Zeit hinzubringen, durchſtrich er das ſchöne, ihm unbekannte Venedig in allen Richtungen, beſuchte alle öffentliche Oerter, und trat endlich, als ſchon Dunkel über Meer und Stadt lag, in ein Erdgeſchoß, deſſen erleuchtete Bogenfenſter ein Gaſthaus ankündigten. Von der Menge Anweſender, die ſich mit Spiel und Trinken vergnügten, kannte er niemand. Allein in einem Winkel faß ganz allein hinter einem Tiſchchen — der Nobile. Höchſt erwünſcht! der ſollte mit ihm trinken, und, wo möglich, im trunknem Muth recht viel und recht Tolles von Apollonien ſprechen! Er redete ihn an und ſchlug vor, zuſammen eine Flaſche Cyper zu leeren. Jener nahm es an. Man trank, ſprach, wurde wärmer, ſprach vertrauter. Der Wein entſiegelte die Lippen immer mehr, und der vorher finſter blickende Mann hatte bald nicht nur von den Venetianerinnen, ſondern auch von Apollonien ſelbſt eine ſo lebhafte Beſchreibung gemacht, daß — war auch nur die Hälfte gegründet — Camillo die erwünſchteſte Aufnahme hoffen konnte. Da er immer fleißiger einſchenkte, war auch ihm das Herz auf die Lippen getreten, und auf des We-

netianers Fragen, wie ſich denn Apollonia gegen ihn über der Tafel geäußert, berichtete er treu das ganze Geſpräch, und hob vorzüglich Apollonien's Angſt vor den heimlichen Anklagen hervor. Der Nobile meinte lächelnd, da habe nun die gute Gräfin einmal gewaltig übertrieben. Man habe noch kein Beiſpiel, daß nach einer geheimen Anklage ſogleich die Verhaftung ſtatt gefunden. Allezeit wären mehrere Warnungen vorhergegangen *), denen nur bei völliger Unverbeſſerlichkeit erſt die endliche Strafe gefolgt ſey.

Die Glocke ſchlug jetzt 1 Uhr nach Mitternacht, und der Nobile, der ſich auch nicht einen Tropfen mehr einnöthigen ließ, verließ höflich dankend, feſten Trittes das Gemach, während Camillo mit von Weindunſt überſchwerem Haupte nach dem Pallaſt Frangipani durch die Straßen taumelte. Er hatte ihn jetzt erreicht, und ſtieg die vom hellſten Mondlicht überglänzten Marmortreppen wankenden Trittes hinan. Da ſchlug Lautenklang an ſein Ohr. Mechaniſch folgte er

*) Von welcher Art dieſe Warnungen geweſen, erhellt daraus, daß die, denen ſie ertheilt wurden, „bewußtlos dahin ſtürzten, und man ſie hinweg tragen mußte." (Siehe Dorn T. V. S. 649.)

dem ſüßen Tone, der ihn in eine hochgewölbte Gallerie führte. Bald ſtand er einer geöffneten Thür gegenüber, aus welcher ihm Blumenduft, Saitenklang und Mondesſchimmer in ſinnever-wirrender Miſchung entgegenquoll. Es war Apollonien's Schlafgemach. Hohe weiße Marmorſäulen trugen den roſenfarbnen ſeidnen Baldachin, deſſen Vorhänge in reichen Falten zur Erde herabrauſchten, die, von ſilbernen, ſchlangenförmig gewundnen Armen zurückgehalten, die ſchwellenden Polſter zeigten, auf denen die edelſte Schönheit ihrer Zeit zu ruhen pflegte. Am geöffneten Bogenfenſter, deſſen hohe Spiegelſcheiben im Zitterglanz des Mondes funkelten, ſaß, mit gen Himmel gerichtetem Blick, Apollonia im leichteſten Nachtgewand. Die lauen Lüfte, die durch's Gemach ſäuſelten, hatten mit leichter Mühe die zarte Hülle vom Buſen gewebt, der feſſellos dem Kuß der Zephyre entgegenwallte. Eben ſo ungezwungen floß das weiche Haar in langen, ſchwarzen, Wohlgeruch duftenden Wellen an der hohen Geſtalt nieder. Schwermüthige Accorde der in ihrem Arm liegenden Laute entropften den zarten Fingern, langſame Silberthränen dem übervollen Auge. O hätte ſich dies Bild in einer reinen Jünglingsſeele voll Liebe und Schüchtern-

heit geſpiegelt, es hätte dort, wie in dem herrlichſten Tempel lang ſiegreich ſtrahlen müſſen! Leider fiel es in die Sinne eines halbtrunknen Wüſtlings, deſſen gemeine Begier es in den Götzen des Augenblicks umſchuf! Nicht länger an ſich haltend, ſtürzt er tolldreiſt, entſchloſſen, alles zu wagen, auf die Gräfin los, die ſchreckensbleich die Laute zu Boden fallen läßt. Ihr ängſtliches Hülferufen nicht achtend, umſchlingt er ſie, die vergebens der verzehrenden Glut ſeiner Küſſe ſich zu entwinden ſtrebt. Keine Ziererei, angebetete Apollonia — ruft er mit unſicherer Stimme. Mein ſollſt und mußt du werden, noch in dieſer Stunde! — Da, vom Genius der gekränkten Unſchuld geſtärkt, reißt ſich Apollonia mit mehr als männlicher Kraft aus ſeinen Armen und entflieht durch eine Nebenthür, die ſich ſchallend in's Schloß wirft. Camillo hört die Riegel kräftig einſchnappen, die verdoppelten Klingelzüge der Gräfin, und eilt, wuthſchäumend, in ſein Gemach zu kommen, eh' ſich die Dienerſchaft um ihn verſammelt. Es glückt, und wildfluchend wirft er ſich auf's Lager. Aber kaum hat der Grimm dem ſchweren Schlaf der Trunkenheit weichen müſſen, ſo fühlt er ſich von harten Armen aufgerüttelt. Er erwacht.

Da ſteht hoch und finſter ein Geharniſchter vor ihm. Auf! ſchallt es dumpf aus dem Eiſenkorbe hervor; wappnet Euch ſchnell! Der Marcheſe Modruſt, der Gräfin Bruder, erwartet Euch zur Rechenſchaft und blutigen Sühne im Marmorſaale! — Es galt kein Säumen, noch bedurfte es einer Antwort. Schweigend rüſtet ſich Camillo, noch nicht ganz ſeiner klar bewußt, wobei ihm der ſchwarze Ritter hilft. Jetzt ſtehn ſie im Marmorſaale, wo ein ebenfalls Geharniſchter mit blanker Klinge ihrer wartet. Jetzt ſchlug Camillo's Führer das Viſir auf, und im hellen Mondlichte ward ein ehrwürdiges Greiſenantlitz ſichtbar. Ich bin — ſagte der Alte — der Cavaliere Modruſt, Apollonien's Oheim. Kaum zählt Ihr ſo viel Jahre, als ich Narben rühmlicher Schlachten. Dieſer Jüngling, Euch gegenüber, iſt mein Neffe, der meiner Schwäche und der gekränkten Ehre ſeiner Muhme ſeinen Arm gegen einen Schändlichen leihet. Jetzt wißt Ihr Alles! — Nach dem letzten Worte des Oheims legte ſich der junge Modruſt in Fechterſtellung aus, und obgleich bedeutend kleiner als Camillo, hörte man doch an ſeinen Streichen, daß er entſchloſſen ſey, dem Gegner ein blutiges Denkzeichen dieſer Stunde anzuheften. Hatte ſich

nun Camillo zu eilig gerüſtet, verdunkelte wüſter Rauch ihm die Augen, oder lähmte das Gefühl der Schuld ſeine Hand: genug, indem er vergaß ſich zu decken, zerſchnitt ein zerſchmetternder Hieb Modruſi's das Helmband, der Helm flog zur Erde, und eine breite Blutſpur lag auf Camillo's Wange. Wüthend riß er ſich empor, Willens, mit einem fürchterlichen Streich den Jüngling zu Boden zu ſtrecken. Allein der alte Ritter hielt alsbald ſeine ehrwürdige Klinge dazwiſchen. „Mit Nichten, Hauptmann; Ihr blutet, Modruſi iſt befriedigt, und Ihr habt kein Recht zur Fortſetzung des Kampfes. Um aber Euch noch mehr zu beſchämen, ſo ſeht, wer Euch verwundete!“ Im Augenblick löſte Modruſi ſeinen Helm, und als er ihn abnahm, war es — Apollonia, die mit edelzornigem Blicke ihm zurief: Ja, ein Weib hat Euch verwundet. Wäret Ihr nicht trunken geweſen, ich würde meinem Gemahl auftragen, mich kräftiger zu rächen. Einſtweilen genüge Euch dieſe leichte Züchtigung von Frauenhand, und lehre Euch, empfangene Gaſtfreundſchaft auf edlere Weiſe vergelten! — Damit drehte ſie ihm den Rücken. Der Marcheſe folgte ihr.

Alle hölliſche Geiſter zu ſeiner Rache herauf-

beſchwörend, und die Gräfin mit den empörendſten Beſchimpfungen überſchüttend, rannte der zornblinde Camillo, die Wange leicht verbunden, den Helm in der Hand, aus dem Pallaſt durch die öden Straßen nach Rialto zu, um ſogleich das verhaßte Venedig zu verlaſſen. Sein Selbſtgeſpräch war eine ununterbrochene Reihe von Flüchen und Verwünſchungen gegen die ſchnöde Buhlerin, als er, in unvorſichtiger Eile um eine Ecke biegend, ſich feſtgehalten fühlte. Er nahm das Tuch von der Wange, und ſah um ſich. Seine lang herabhängende Feldbinde hatte ſich an einem eiſernen Löwenkopfe verwickelt, der aus der Mauer hervorragte. Ha — rief er in entſetzlicher Freude — die Gelegenheit kömmt nicht gleich wieder! Haſtig riß er die Briefraſche unter dem Bruſtharniſch hervor, ſchrieb einige Worte auf ein Stück Papier, rollte es zuſammen, und warf es in den Löwenrachen hinab. „Das ſoll Euch wenigſtens einen tüchtigen Schreck in die Glieder jagen, meine ſpröde Dame!“ —

So war denn von einem Manne, der, wenn ihn das wilde Roß, Leidenſchaft, nicht über die Grenzen hinaustrug, tapfer, gutmüthig, ja weichherzig ſeyn konnte, ein Bubenſtück vollbracht,

das der rachſüchtigſte Böſewicht nicht ſchwärzer ausſinnen könnte. Zur Schmach war die Schuld gekommen, Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, von ihm, dem es unmöglich, ja faſt lächerlich gedünkt haben würde, wenn ihm vorhergeſagt worden wäre, daß er an einem Tage Ehrenraub und einen doppelten Mord begehn würde! In ſolch entſetzlicher Nähe wohnen Tugend und Laſter in der Menſchenbruſt!

Aehnliche quälende Ueberlegungen mochte Camillo wohl auch anſtellen, als er ſich jetzt bei Sonnenaufgang aus ſeinem Mantel wickelte, und in's Vordertheil des Schiffleins trat. Eben ſtieg die goldne Lichtkugel aus dem dunkeln Wellenſchooſe empor, den weiten Luftraum mit ihrer neuen Herrlichkeit erfüllend. Sowie die prächtigen Azur-, Purpur-, Saffran- und Goldtinten des Morgens die düſtern Schattenmaſſen der Nacht immer weiter zurückdrängten, ſo war auch der Jüngling bemüht, das Andenken an ſeine That immer tiefer in den Hintergrund ſeiner Seele zurückzuſchieben. Preſſend lag auf ihm der Gedanke, hier in den neuverbreiteten Reichen des Lichtes, das ſchon von den Singvögeln der nahen Terraferma begrüßt, friedliche Wohnungen überſtrahlte — als ein ſchuldbelaſteter, dunkler

Sohn der Nacht allein zu ſtehn; der nicht etwa das blitzſchnelle Schwerdt in die Bruſt des trotzigen Gegners geſtoßen, ſondern heimlich, heimlicher als Gift und Meuchelmord, durch ein Wort zwei Unſchuldige gemordet hatte. Der Gedanke wollte ihm das Haar emporſträuben, als ihm des Nobile Verſicherung, wie die heimliche Anklage nur Verweis und Warnung nach ſich ziehe, den Angſtſchweiß zurückhielt, der ſchon hervorbrechen wollte. Das Tribunal wird ja wohl hier keine Ausnahme machen! Dieſe Worte ſagte er ſich tröſtend vor, um ſo ungeſtümer die darin enthaltne Beruhigung an ſich reißend, als ſie ihm ſelbſt ſchwach gegründet vorkam.

Das Schiff ſtieß jetzt an's Land. Camillo fand hier ſeine Roſſe, traf auf Mannſchaften, Kriegsgeräth u. ſ. w., und ſo in ſeinen Berufskreis wieder eintretend, verblaßte die düſtre Schattengeſtalt der Reue immer mehr. Er war bald im Lager angekommen, hatte dem Herzog von Urbino ſeine Depeſchen abgegeben, und war ſchon Willens, ſich zu ſeiner Schaar, die, wie die ganze franzöſiſche Heeresmaſſe, rückwärts zog, zu begeben, als ihn ein Reuter zum Grafen Franaipani beſchied, der in Dienſtangelegenheiten mit ihm zu ſprechen habe. Camillo glaubte

klar vorauszusehen, was ihn hier erwarte. Allein wie sehr war er verwundert, als ihn der Graf nicht nur auf das ehrenvollste empfing, sondern auch, nachdem er seiner glänzenden Tapferkeit in der letzten unglücklichen Schlacht, alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, hinzufügte, der Kaiser Karl habe gestattet, daß König Franz, von einigen von ihm selbst gewählten Kriegsleuten zu seiner Gesellschaft umgeben, nach Pizzighettone begleitet würde, wozu derselbe außer Frangipani noch den Camillo Ursino ernannt habe. Er möge sich daher sogleich in Bereitschaft setzen. Der Hauptmann war wie vom Donner gerührt. Frangipani's Wohlwollen war er — es lag am Tage — die Ehre und den Vortheil, der ihm bevorstand, schuldig; mit welchem Blick sollte er nun dem edeln, so tief gekränktem Manne gegenüber stehn?

Seine Schaar, über die Hälfte geschmolzen, zerstreute sich, nachdem ihre Forderungen durch den Herzog von Urbino befriedigt waren, in alle vier Winde, und wir finden unsern Helden, geehrt vom König Franz, geliebt von Frangipani, geachtet von den spanischen Befehlshabern, zu Madrid wieder, wohin bekanntlich König Franz auf sein Verlangen — weil er von einer persön-

lichen Unterredung mit ſeinem Sieger viel hoffte — gebracht worden war. Je näher Frangipani ſich an Camillo anſchloß, deſſen Feuergeiſt ihm innig zu behagen ſchien, deſto mehr ging des Jünglings Verwunderung über des Grafen Benehmen, in Bewunderung deſſelben über. Solch edelſtolzen Sinn, ſo treuliebendes Gemüth, ſolch feſtes Ausharren bei dem, was einmal für Recht und Gut erkannt worden, war ihm, in Einem Manne gepaart, noch nicht vorgekommen. Es iſt die ſchöne Seite der Jugend, daß ſie, ſchnell das Vortreffliche erkennend, ſich kräftig davon angezogen fühlt, und ſich gern und ganz demſelben hingiebt. Auch Camillo war ſo, und fühlte ſich von der innigſten Zuneigung zu dem edeln Manne ergriffen, der jede Annäherung ſeines jungen Freundes aufs liebevollſte erwiederte. Allein je höher ſich Camillo durch ſo manche ehrenvolle Auszeichnung geſtellt ſah, je weniger vermochte er, ihm das fürchterliche Geheimniß, das oft auf ſeiner Lippe ſchwebte, zu entdecken. Immer hoffte er, Apollonien's Briefe würden den Vorfall berichten, und ſo ihm Gelegenheit geben, ſein Gewiſſen zu erleichtern: aber mit himmliſcher Milde, mit der ſeltenſten Reſignation, erwähnte die Gräfin mit keiner Sylbe der Be-

gebenheit; ja als ihr Gemahl ihr gemeldet, wie glücklich ihn die Gesellschaft seines jungen, so ausgezeichneten Freundes mache, so wünschte Apollonia in ihrer Antwort ihrem Gemahl dazu Glück, einen edeln Jüngling durch sein Beispiel für Tugend und Recht gewonnen zu haben. Camillo bekam beide Briefe vom Grafen mitgetheilt, und mußte sich in einsamen Stunden bekennen, daß er zwischen diesen beiden Menschen, wie Satan zwischen zwei Engeln stehe.

In dieser Zeit geschahe es, daß die Republik Venedig ein Bündniß mit Papst Clemens VII, Genua, Florenz und Franz Sforza II. von Mayland gegen Kaiser Carl V. zu schließen bereit war. Wen hätte der Senat besser wählen können, um mit so vielen Potentaten zu unterhandeln, als den eben so gewandten, als edeln und berühmten Grafen Frangipani? In der That erhielt er auch den Befehl, nach Venedig zurückzukehren, um, wie es ausdrücklich bemerkt war, in diesen Angelegenheiten gebraucht zu werden. Natürlich mußte dieser Schritt geheim gehalten werden. Auch erfuhr ihn nur König Franz und Camillo, der, in Todesangst vor dem Grafen niederfallend, ihn beschwor, die Ursache zu entdecken, die ihn zurückrufe. So wenig Frangi-

pani den Jüngling begriff, so willfahrte er ihm doch gern, und reiſ'te, ſobald er dieſen beruhigt ſah, in der nächſtfolgenden Nacht ab. König Franz I., voller Begierde, die erlittene Schmach an ſeinem Sieger zu rächen, hatte hierauf durch heimliche Boten in Frankreich die gewaltigſten Rüſtungen anbefohlen, und damit ſeine Meinung ganz verſtanden werden möchte, den Hauptmann Camillo an ſeine Mutter, die Königin Louiſe, die er zur Regentin des Königreichs beſtellt, abgeſandt, und ihr denſelben dringend empfohlen, ſo daß dieſer, ſich bald als höchſt brauchbar im Kriegsweſen kundgebend, als Obriſter einer der neuerrichteten Legionen — die man vielleicht als die Grundlage des ſtehenden Militärs betrachten kann — in franzöſiſchen Dienſten erhoben ſah. Täglich erwartete er hier des Grafen Frangipani Ankunft. Vergebens! Auf alle Nachrichten, die er deshalb in Venedig einziehen ließ, erfuhr er, daß die Gräfin auf ihren Gütern im Trevi-ſaniſchen lebe, und ihr Gemahl, ſoviel man wiſſe, als Abgeſandter in Genua oder Rom ſich befinde. Von banger Ahnung ergriffen, ſchrieb er an beide Orte, ſchrieb an die Gräfin ſelbſt. Umſonſt; er erhielt keine Antwort. Jetzt ſtieg ſeine Beſorgniß aufs Höchſte, und da eben der

zweite italiänische Krieg ausgebrochen war, so erhielt er leicht die Erlaubniß, den Truppen, die er führen sollte, voranzueilen, und sich in Venedig nach dem Grafen, an den ihm auch König Franz Briefe mitgegeben, zu erkundigen. Er eilte durch das Gebiet von Treviso, nach dem Aufenthaltsorte der Gräfin, den er so oft hatte nennen hören. Dort berichtete man ihm, sie habe ihren Gemahl auf seiner Gesandtschaftsreise begleitet. Mit Todesangst eilte er nach dem nahen Venedig. Er rannte nach dem Frangipanischen Pallast. Und hier, an dessen Thoren, traf ihn die Nachricht, die ihn, als wäre er vom Blitz getroffen, auf das Marmorpflaster streckte. Apollonia und ihr Gatte waren verschwunden, und der Senat — so berichtete ihm der alte Thürsteher mit thränenden Augen — habe die nächsten Verwandten aufgefordert, von dem Frangipanischen Eigenthume Besitz zu nehmen, wenn binnen Jahresfrist der Graf nicht wieder erschiene. Aber — setzte der Greis zitternd mit hohler Stimme hinzu — die Frist wird ablaufen, und die Beiden erscheinen nicht wieder! —

Wer den unglücklichen Camillo gesehen hätte, als er gegen Abend in des Thürstehers kleiner Wohnung aus tiefer Ohnmacht erwachte, würde

herzliches Mitleid mit ihm empfunden haben. Er war nicht mehr derselbe. Tief lagen die düsterlodernden Augen unter der leichenblassen, von Angstschweiß genäßten Stirn. Flammen gleich, bäumte sich das schwarze Haar empor, die blauen Lippen bebten, die Knie wankten, Verbrechersangst saß in allen Zügen, blickte aus den stummen Thränen, die über den krampfhaft geschlossenen Mund fielen, stöhnte aus den kurzen, heißen Odemzügen der schwer arbeitenden Brust. Gegen Abend schlich er, einen schweren Beutel mit Gold im Busen, nach dem Pallast des hohen Gerichts. Die Wohnung des Kerkermeisters war bald gefunden. Mehr als sein Gold, das dieser stolz verschmähte, bestach sein noch fühlendes Herz Camillo's jammervoller Zustand, dem er entdeckte, was er zu wissen verlangte. Er selbst hatte Apollonien und ihren Gemahl aus dem Verhör, ihren letzten Gang über die Seufzerbrücke geführt. „Dann —!" er machte die Pantomime des Erdrosselns, und Camillo mußte sich an die eisernen Gitter halten, um nicht zu Boden zu stürzen. In dem Gefängniß, wo sie zusammen gefangen saßen, hatten sie noch einige Worte auf die Mauer geschrieben. Camillo bat um die höchste Gunst, diese Schrift zu sehen, und sie

ward ihm gewähret. Es waren Apollonien's Züge, die Camillo — ach so gut — kannte; nur waren sie mit zitternder Hand geschrieben. Stillweinend kniete er an der Stelle nieder; es schien zu kurzem Gebet: dann verließ er das furchtbare Gebäude und eilte in den Frangipanischen Pallast, wo er dem Thürsteher all' sein Gold mit dem Befehl gab: alljährlich am dritten September Messen für die Beiden lesen zu lassen. Hierauf drückte er den Greis an die Brust, entfernte sich eilig, und nie hat man wieder etwas von ihm vernommen. —

Jacob Stainer.

Es war in der Nacht vor dem Chriſtfeſte im Jahr 1640, als zu Abſom, einem kleinen Gebürgsdorfe des Schwatzer Kreiſes in Tyrol, gewaltig an die Hausthür Michael Stainer's, eines Holzſchlägers und Korbflechters, gepocht ward. „Michael" — flüſterte Barbara ſein Weib ihm zu — „Michael, hörſt du das gewaltige Pochen? Wer klopft ſo ſpät und ſo hart? Gewiß der Kohlbub. *)" — „Der Kohlbub, der Kohlbub!" wimmerten die beiden kleinern Mädchen; aber Jacob, der älteſte, ein Knabe von ſechzehn Jahren, lächelte heimlich — „wenn's der Kohlbub wär, mit ſeinem rußigen Geſichter, ſeinem Pelz-

*) So nennt man in Tyrol was in Norddeutſchland unter dem Namen des Knecht Ruprechts bekannt iſt.

kleide, seinen goldnen und silbernen Tannzapfen und Aepfeln, den möchte ich wohl einmal sehen!" — Indeß hatte der Vater sich erhoben; Jacobs Herzhaftigkeit lobend, und Bärbchen ihren Aberglauben verweisend, warf den Pelz über, schlug Licht an, und trat, die brennende Lampe in der linken, die scharfe Axt in der rechten Hand, auf den Flur. „Geduld, Geduld! — so rief er dem ungestüm Pochenden zu — „wir leben hier im Frieden, wissen nichts von Militärverpflegung oder Bequartierung, ihr könnt daher es dem vorsichtigen Hausvater nicht verdenken, wenn er einem Fremden nicht gern nach Mitternacht seine Thür öffnet. Wer seyd ihr, was wollt ihr, warum geht ihr nicht hinunter in's Wirthshaus?"

„Da war ich schon" — gab eine milde männliche Stimme zur Antwort — „aber da ist kein Plätzchen mehr. Man wies mich zu Euch als einem barmherzigen Manne. Verzeiht mein ungestümes Pochen, Kälte und Ermüdung plagen gar zu sehr!"

„Nun, nun" — erwiederte Stainer — „wenn's so ist — ich halte freylich keine Herberg, indessen ihr scheint mir auch kein gewöhnlicher Gast!" — Er legte mit diesen Worten die

Art bei Seite, ſchob den Riegel zurück, und öffnete die Thür. Wild ſchnob der Fön durch's Gebürg, und jagte auf dem nahen See die Wellen empor. Eilig ziehende Wolkenſchatten verfinſterten die Mondſcheibe, und überzogen die glänzenden Eisſpitzen der Gletſcher wie mit dunkeln Flören. Ein langer Mann trat ein. Das blaſſe Geſicht, die tiefliegenden, dunkelblitzenden Augen, die weiten ſchwarzen Gewänder, die vom Hals bis zur Fußſpitze herabreichten, der breitkrempige heruntergeklappte Hut, gaben dem Eintretenden ein ſo fremdartiges Anſehn, daß einem andern, als dem wackern Michael Stainer, doch wohl eigne Gedanken aufgeſtiegen ſeyn würden. Er dagegen überblickte den Pilger mit ſeinem ſcharfen Falkenauge, dann frug er — „wie iſt mir denn — ſeyd Ihr nicht, Eurer Kleidung nach — ja wahrhaftig — Ihr ſeyd ein Ordensgeiſtlicher! Nicht ſo?

„Allerdings" — entgegnete der Wandrer in geläufigem Deutſch. „Von Geburt bin ich Euer Landsmann, aus Trient; meinem Beruf nach ein Mönch aus Valombroſo hinter Florenz, und von meinem Obern in Angelegenheiten an ein Kloſter unſers Ordens nach Inſpruck geſendet. Zur Noth hätte ich wohl Platz gefunden im

Gasthofe. Allein die betrunknen Vetturinen, das viele Volk, das zur Christmesse nach Inspruck strömt, das Lärmen, Spielen, Fluchen, war doch für einen Geistlichen eine schlimme Sache, und da der Wirth mir sagte, Ihr würdet wohl so gut seyn —

„Mein Gott" — versetzte Michael — „hätte ich das gewußt! Gastfreundschaft ist gegen Menschen alles Standes und Glaubens Pflicht, aber nun gar gegen einen Diener Gottes. Geschwind Bärbel" — rufte er in's Stübchen — „geschwind steh auf, mach' Feuer, und setze etwas zu Essen an. Hier ist ein reisender Geistlicher, der Erquickung bedarf. Legt indessen Euer Oberkleid ab, Ehrwürdiger Herr!" —

Bärbchen flog aus den Federn, warf schnell die Kleider über, zog die Kohlen zusammen auf dem niedrigen Heerde, und hieß Jacob, dem Knaben, Holz auflegen, und die Glut anblasen, indeß sie das Nöthige bereitete. Eilig und geschickt that Jacob wie ihm geheißen war, und schichtete die fetten, harzigen Kiehnscheite so klug, blies so kräftig in die Glut, daß nach einigen Augenblicken die Flamme auflohderte, und prasselnd das trockne Holz ergriff. Indessen hatte der Geistliche seine gefrornen Oberkleider ab-

gelegt, sein kleines Päcktchen, was er unter dem Arme getragen, von sich gethan, und auf dem Holzschemmel Platz genommen, den ihm Michael an's Feuer gerückt. Das wunderliche Spiel der Flammen, bald an den Wänden, bald über die Gestalten der im Stübchen befindlichen Personen, hin und her laufend, gab auch den Gesichtern derselben einen sonderbaren, bald an's Grotes-komische, bald an's Finstre und Unheimliche streifenden Ausdruck. Jacob zumal, konnte sich an den ernsten, traurigen Zügen, und oft wieder hellaufblitzenden Augen des blassen Ordensbruders, der ein Mann in den vierziger Jahren schien, nicht satt sehen, und fühlte sich wunderbar an ihn gezogen. Die jüngern Kinder hatten sich, sobald sie gewiß waren, daß der fremde Gast weder der verrufne Kohlbub, noch ein Räuber sey, wieder unter die Decken verkrochen, und schliefen nach Herzenslust; die Mutter hatte am Heerde zu thun, der Vater ging ab und zu, und so hatte Jacob Gelegenheit gefunden, dem Wandrer tausend kleine Dienste und Gefälligkeiten zu erzeigen, die von dem fremden Manne nicht unbemerkt blieben. Da er den Knaben so freundlich als bereitwillig, so bescheiden als geistreich und lebhaft fand, so

rufte er ihn einmal näher zu ſich, ſtellte ihn zwiſchen ſeine Kniee, ſtrich ihm die goldnen Locken aus der Stirn, und betrachtete ihn aufmerkſam, indeß die Glut des Heerdes bald Jacobs hohe weiße Stirn, bald die pfirſichblüthfarbnen Wangen, bald die friſchen Lippen, bald die braunen, treuherzigen Augen, in denen ſich Milde und Schalkheit auf eigne Weiſe paarten, höher färbte. Der Mönch ſchien wunderbar von des Knabens Schönheit gerührt, ſeine Hand ruhte auf deſſen Haupt, die Theilnahme ſeines Blickes ging in düſtern Ernſt, allmählig in weichern Schmerz über, ſeine ſchwarzen Augen füllten ſich mit Thränen, ein tiefer Seufzer hob ſeine Bruſt. „O mein Jacobus" — ſagte er endlich mit gerührter Stimme — „welche reizende Bildung hat dir der Himmel verliehen" — und gleichſam ſich beſinnend, daß er ein Kind vor ſich habe, ſetzte er hinzu — „trachte doch, deine Seele mit eben ſo vielen, aber unvergänglichern Reizen zu ſchmücken!" — Jacob ſchmiegte ſich mit einnehmender Freundlichkeit an den Mann, dem ſeine ganze Seele ſchon gehörte. — Ja wohl, Ehrwürdiger — fiel Vater Michael, der eben eintrat, ihm in's Wort — Ihr habt da recht wichtige Worte geſprochen;

auch berge ich nicht, daß mir der Knabe, so gutartig er iſt, doch viel Sorge macht. Sein ganzes Weſen paßt nicht für ſeine Lage, am wenigſten für ſeine Zukunft. Er greift wohl, wenn ich es ihm heiße, in Feld und Garten oder im Walde mit an, aber ſeine größte Freude iſt, zu Haus zu ſitzen, allerley Geräthſchaften aus Holz zu ſchnitzen, wozu er unglaublich viel Geſchick hat; auf der kleinen Stockgeige zu kratzen, die ihm ſein Pathe geſchenkt hat, oder in den Büchern zu leſen, die ihm mein Schwager, der Kinderlehrer in Schwatz, leiht, immer wieder zu leſen, obgleich er ſie ſchon hundertmal von Anfang bis zu Ende durchſtudiert hat. Ich habe deswegen oft Streit mit meinem Schwager gehabt, der, wer weis was, in dem Jungen ſieht, und ihm wohl auch in den Kopf ſetzt, und Schuld iſt, daß er ſeine Jugend verträumet. Triebe ich ihn nicht in's Freye, ſo käme er nicht aus dem Hauſe, bis ſein Holzvorrath zu Ende iſt. Dann läuft er wie toll zu den Hirten in Blairich hinterm Haller Salzberge, die ihm das Schnitzeln gelehrt haben, und kömmt, im Sommer mit Blumen und Kräutern, im Winter mit Holzſcheiten bepackt nach Haus, wo ihm denn die Mutter aufpaßt, und die Ladung

entweder für die Ziege oder für den Heerd in Beſchlag nimmt —

„Ja leider“ — fiel Jacob ſcherzhaft ſchmollend dem Vater in's Wort — „neulich hatte ich einen ganzen Arm voll Brettchen aus Haſelfichtenholz *) geſpalten, ach ſo wohlriechend, ſo weiß und zart, ſo ſchön gleichweit von braunen Adern durchzogen — o, denen nach zu urtheilen, mußte das Holz über hundert Jahr alt geweſen ſeyn.“ —

„Sieh doch“ — unterbrach ihn der Geiſtliche — „du ſprichſt ja wie ein ächter Kenner!“ — Der Vater aber meinte, das hälfe doch Alles zu nichts. Eine ſigne Heerde habe er nicht, und ſo könne auch Jacobus nicht das Hirtenleben ergreifen; zum Bildſchnitzer aber, oder Uhrmacher, wo derley Geſchicklichkeit zu brauchen, ſey ein bedeutendes Lehrgeld erforderlich, das er nicht erſchwingen könne, und wenn er es vermöchte, bey ſeinen übrigen Kindern, nicht an einen allein verwenden dürfe. Sonach bleibe

*) Haſelfichte. (Pinus cembra Lin.) Arve. Das wohlriechende zartfaſerige Nadelholz, aus welchem die Tyroler und Schweizerhirten die bekannten Geräthſchaften und Spielſachen ſchnitzen. Es giebt treffliche muſicaliſche Inſtrumente.

nichts übrig, als Korbflechten und Taglöhnern; und ebendeshalb habe er so gegen das Ohm's Bücherleihen und Musiciren geeifert, weil das dem Jungen seine eigentliche Bestimmung verleide. In diesem Augenblicke fiel ein heißer Tropfen aus Jacob's Augen auf des Geistlichen Hand. Theilnehmend frug er den holden Knaben, was ihn so bekümmre.

„Ach" — erwiederte Jacobus — „daß mein lieber Vater, der so gern etwas für mich thäte, es doch seiner Armuth wegen nicht kann, und daß ich also doch wohl ein Korbflechter und Taglöhner werden muß, wozu ich weder Lust noch Geschick habe!" — Der Mönch tröstete ihn mit einigen Gemeinsprüchen über den Nutzen jedes Handwerks und Gewerbes, sobald es nur mit Ernst und Thätigkeit ergriffen werde, und bat nun, daß man ihn nach seinem Lager führe. Es war im kleinen Oberstübchen bereitet, und Jacobus erhielt den Auftrag, den Geistlichen dahin zu führen, und für alle seine Bequemlichkeit nach Vermögen zu sorgen. Der Mönch verabschiedete ihn bald, nachdem er ihm aufgetragen, ihn zu einer gegebnen Stunde zu wecken, weil er nach Inspruck bey guter Zeit müsse. Jacobus

verließ ihn, mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit seine Hand küssend.

Die Wintersonne war eben über dem Dörfchen aufgestiegen, und funkelte schon hin und wieder durch den grauen Nebelvorhang. Die nahen Tannen, deren Zweige ein scharfer Frost mit Eiskristallen überzogen hatte, blitzten Diamanten gleich dem Knaben Jacobus entgegen, als er von einer Bestellung seines Vaters zurückkam! Sein Odem dampfte in der scharfen Luft, sein Haar war bereift, der Schnee knisterte unter seinen Füßen, die bläuliche Rauchwolke aus den Schornsteinen des Dorfes, noch vor einigen Augenblicken tief zwischen dem Tannengezweig sich hindehnend, wirbelte schon höher durch die zerrissnen Nebel zum blauen Himmel empor. Die Spatzen auf der väterlichen Hütte erkannten kaum Jacoben, der täglich sein Morgenbrod mit ihnen theilte, so eilten sie ihm entgegen, setzten sich auf Mütze, Schultern und Arme, und wichen nicht eher, bis er ihnen alle Brosamen, die er in seinen Taschen vorfand, ausgetheilt. Er hatte sich erkundigen sollen, ob kein Schlitten nach Schwatz oder wohl gar Inspruck mit Jahrmarktsleuten abfahre, und den Geistlichen mit-

nehmen könne, und war so glücklich gewesen, eine solche Gelegenheit auf den nächsten Tag auszufinden. Da alle Menschen im Dorfe den freundlichen, liebreichen, braunäugigen Jakkerl (Jacob) gern hatten, so versprach ihm der Fuhrmann, auf sein Bitten, dem Ehrwürdigen Herrn einen recht warmen, weichen Sitz zuzubereiten. Er eilte, den ihm so lieb gewordnen Gast die gute Nachricht zu bringen, als sein Fuß plötzlich im schnellsten Laufe festwurzelte. Töne waren die Ursache davon — Töne, wie er sie noch nie gehört, wie sie, seiner Meinung nach, nur im Himmel erklingen, so lautenartig voll, silberklar und weich. Sein Athem stockte, sein Herz drohte die Brust zu sprengen — endlich — ja, er hatte recht gehört — aus der väterlichen Wohnung kamen die Klänge, und im Fluge, schnell wie der Pfeil vom Bogen, kam Jacob an der Hausthür an. Vergessen war sein Auftrag, vergessen Frühstück, Vater und Mutter, ja selbst der theure Gast; sie alle mußten vor der quälenden Sehnsucht weichen, zu erfahren, wer der Schöpfer dieser Himmelsklänge sey, und wie sie erzeugt würden. Aus des Mönches Stübchen kamen sie; mit drey leisen Riesenschritten stand Jacob vor der Thür und lauschte.

Der Leſer erräth ſchon, daß der Mönch, der ein guter Violinſpieler, nie, auch auf Reiſen, ſich nicht von ſeinem Inſtrumente trennend, hier im Reich der Harmonieen ſich erging. Er war aber nicht nur ein trefflicher Geiger, ſondern auch Componiſt, und daher mußte der Eindruck, den er auf Jacobus machte, dem ſolche Muſic völlig fremd war, deſto tiefer ſeyn. Dieſer ſtand, kaum zu athmen wagend, mit gefaltenen Händen vor der Thür, den Kopf auf die Bruſt geneigt, in ſüßer Trunkenheit. Bis jetzt hatte der Spieler ſich als ſolcher in vollem Glanze gezeigt. Kraft und Mark in Ton und Bogen hatte er im heitern, klaren C. Dur, ſeine Fantaſie wie einen Spaziergang im hellſten Sonnenſchein begonnen. Gleich Schwalben, die in bald weiten, bald engen Kreiſen, mit kühnem Fluge die Luft durchkreuzen, ſo war auch er in perlenden Läufen und dreiſten Sprüngen die entfernteſten Puncte der Tonleiter durcheilt, in krauſen Figuren, Doppelgriffen, Prallerillern, mit kräftigem Staccato bald hier bald da den Zuhörer neckend. Nach und nach ſchien ſeine Empfindung ernſter zu werden. Der Strich ward länger, breiter, die Figuren einfacher, das glänzende Dur hier und da von dunkeln Tonwölk-

chen, die einen Molltonact verkündigten, umzogen. Immer ernster, ja finstrer ward der Styl von jähen enharmonischen Ausweichungen blitzähnlich durchzuckt; endlich sank er immer tiefer in's nächtliche Moll. Aber nicht zur düstern thränenlosen Schwermuth, nein zur weichen, sehnsuchtssüßen, schwermuthsholden Trauer gestaltete sich der Tonstrom, zur zärtlichen Elegie auf dem frühen Grabe jungfräulicher Liebe, leise, wie Seufzer der Braut im Vollmondslicht um den Verlornen, hinsterbend. — Er hatte geendet, legte das Instrument von sich, und trat, um nach Jacob zu sehn, aus der Thür. Wie groß war seine Verwundrung den goldlockigten Knaben, knieend mit gefalteten Händen auf dem Flur zu finden. Und als er auf seine Anrede keine Antwort bekam, des Knaben gesunknes Haupt empor richtete, und das blühende Gesicht von Thränen glänzen sah, blaß, aber mit verklärungsseeligem Ausdruck, da übermannten ihn Schreck und Wehmuth. Er nahm den Knaben an sein Herz, liebkoste ihm, rief ihn mit den zärtlichsten Namen, und dankte Gott, als er ihn endlich die geschlossnen Augen wieder öfnen sah. „Aber geliebter Jacobus" — redete er ihn an — „wie unbeschreiblich hast du mich er-

ſchreckt! Sag nur was dir zugeſtoßen, wie du jetzt dich fühlſt?

„Vollkommen wohl" — entgegnete Jacob mit irrem Blick — „aber vor allen Dingen beſchwöre ich Euch, Ehrwürdiger, ſagt mir, was erklang für Himmelsmuſik aus Euerm Zimmer, und worauf brachtet Ihr dieſe Töne, die die verborgenſten Tiefen meines Weſens erſchloſſen, hervor?"

„Sonderbarer Knabe" — erwiederte der Geiſtliche, nicht wenig über Jacobs Sprache und Extaſe verwundert — „ich ſpielte auf der Geige. Sieh, dort liegt ſie noch!" — Mit einem Satz war Jacobus aus des Geiſtlichen Armen, und betrachtete mit ſcheuer Ehrfurcht das auf dem Tiſche liegende Inſtrument. „Du alſo" — begann er ſelbſtvergeſſen — „du alſo biſt die Wohnung jener zärtlichen und wilden Geiſtergeſtalten, die vor meiner Seele ſo oft im fröhlichen Tanz, im Gewitterſturm, im Leichenfeyerſchritt vorüberzogen? Du alſo" — er verſank in tiefes Nachſinnen, aus welchem ihn des Geiſtlichen ernſte Rede weckte. Jacobus" — ſprach ihn dieſer an — ich ſehe dich gewaltig bewegt, dein Innerſtes ergriffen, du redeſt wie einer, der Geſichte hat, in einer

deiner Erziehung fremden Sprache? Sag, was iſts mit dir? Setz' dich hier zu mir, und ſprich offen mit mir, von dem, was deine Seele erfüllt, vielleicht kann ich deinen Zuſtand dir ſelbſt erklären.

„Ach, Ehrwürdiger" — verſetzte Jacob, heiße Küſſe auf des Geiſtlichen Hand drückend — „ſo hat noch niemand mit mir geredet. O wenn ich nur ſagen könnte, was in mir vorgeht, Ihr würdet mich verſtehn und verhindern, daß ich — ach daß ich ein Korbflechter würde!" —

„Nun, nun, es giebt ja noch hundert andre Berufsweiſen, auch für einen Knaben deines Herkommens. Kennſt du keine andre, die dir wünſchenswerth däuchte? Was würdeſt du denn gern?"

„Ach lieber Herr, ich kenne wohl andre Beſchäftigungen und Handwerke, die ich in Inſpruck geſehn habe, aber am liebſten — würde ich doch — gar nichts!"

„Wie, Jacobus" — rief der Geiſtliche unzufrieden — „gar nichts? Ein Müſſiggänger?"

„Verſteht mich recht, Ehrwürdiger; ich bin nicht faul von Natur, will nicht dem lieben Gott den Tag ſtehlen. Nur die Beſchäftigungen, die ich bisher habe kennen lernen, gefallen

mir so wenig, daß ich keine derselben zu meiner Berufsarbeit wählen möchte, obgleich ich eben so wenig weiß, was ich eigentlich will. Seht, der Gemeindehirt hier im Thal ist mein Vetter, und da ziehe ich denn wohl, wenn mir das Herz zu voll ist, mit dem Seppi, seinem ältesten Knaben, auf die Berge hinauf, und werfe mich, während er das Vieh hütet, auf den Boden hin. Wenn ich nun so auf der grünen Alp im hohen weichen Grase liege, eingewühlt in blühenden wohlriechenden Quendel und Thymian, über mir der tiefblaue Himmel mit seiner goldnen Sonne, unter mir die dunkeln Waldthäler, in denen der Strom dahin braust, vor mir die buntgefleckte Heerde mit ihren hellklingenden Glöckchen, neben mir goldig glänzende Käfer, die in den blauen Enzianenkelchen auf und absteigen, schillernde prächtige Schmetterlinge, die von Blüte zu Blüte taumeln, ach, wenn ich das Alles so übersehe, wenn Blumen- und Wasserduft mit dem Harzgeruch der grünen Tannen sich mischt, der traurigsüße Lockruf der wilden Taube zu mir emporsteigt — ach Herr, denn fühle ich, wie schön die Welt, wie gnädig Gott ist, und wühle mein glühendes Gesicht tief in die Blumen, und weine heiß und still.

„Jacobus" — unterbrach der Mönch den begeisterten Knaben — „welche Stimme spricht aus dir?"

„Nicht wahr" — erwiederte der Knabe — „nicht wahr, dergleichen ist recht lächerlich? Die Hirtenknaben lachen mich auch immer aus und sagen, mein Pathe, der verrückte Fiedler, hätte mir den Kopf, so wie sich selbst, verdreht. Noch schlimmer aber ists, wenn ich nun des Abends nach Haus muß. Da sinkt denn am Himmel ein blasses Rosenroth wie ein durchsichtig Gewand herab, dahinter man Berg und Thal und Wald, und unser Dörfchen aber nur wie ein Schattenbild durchschimmern sieht. Die Gletscher ragen mit ihren Hörnern in die Wolken hinaus, und glänzen feurig, wie mit rothem Golde noch lang nach Sonnenuntergang in die dunkle Welt herunter. Um die Zeit wird dann Alles still, Menschen und Heerden suchen die Ruhe, nur die Grille singt noch munter. Mir sind die Augen voll süßer Thränen, daß ich alle Augenblicke mit der Stirn an die hohen Weißtannen anlaufe. Wie mir dann ist, ich weiß es nicht, was mir fehlt, ich kenne es nicht, noch vermag ich zu sagen, ob es hinter jenen blauen Bergen, wo Italien liegt, oder jenseits der Abenddäm-

merung zu finden ſey. Kurz, ich vergeſſe Alles, meine Eltern, Geſchwiſter, Spielkameraden, und komme verſtöhrt zu Haus an, wo mir meine gewöhnliche Arbeit ſaurer wird, als je. Am beſten unterhält mich dann das Schnitzen. Ich habe mir ſchon eine Geige ſelbſt gemacht, der Pathe hat mir eine alte zerbrochne zum Modell gegeben, Leim und Saiten dazu, und mich einige Handgriffe gelehrt. Denn er hat ſelbſt Violinen gebaut. Ach wenn ich nun die tiefen Saiten ſo ernſt beben höre, da wird mir unbeſchreiblich zu Muth —

„Jacobus" — rief der Geiſtliche tief ergriffen, den ſchönen Knaben an ſeine Bruſt drückend — „ein guter Gedanke geht mir durch den Sinn — er kömmt von Gott — geh' und ſende mir deinen Vater, ich hätte nothwendig mit ihm zu ſprechen!" — Der Knabe ließ ſich das nicht zweymal ſagen, pfeilſchnell lief er davon, und bald darauf trat ſein Vater zu dem Geiſtlichen herein, der ihn bedeutete, daß er in ſeinem Sohne eine Lebendigkeit der Einbildungskraft, eine Tiefe und Wärme des Gefühls, und eine Schärfe der Beurtheilung entdeckt habe, die nicht nur weit über des Knaben Jahre hinausreichten, ſondern die ihn auch zu ganz andrem

Gewerbe als dem, des Holzhauers und Taglöhners bestimmten, ja, die zu unterdrücken, oder gar ausrotten zu wollen, himmelschreyende Sünde sey. Vater Michael erwiederte, er sähe wohl, daß der schwarzäugige Junge den Herrn Pater auch schon für sich gewonnen, wie es denn ihm mit allen Menschen glücke. Aber damit sey es noch nicht gethan. Er habe mehrere Kinder, dürfe nicht mehr für eins, als für das andre thun, und müsse Gott überlassen, für den Knaben zu sorgen. Indessen sey es ihm doch ärgerlich, daß sein Schwager durch allerley Kunstbücher, und namentlich der Pathe Riedler, der aus lauter Liebe zur Musik verrückt gewesen sey, dem Knaben solche Schwindeleyen in den Kopf gesetzt, weshalb er zu nichts als zum Geigenschnitzen und zum Träumen in's Blaue hinein, mehr Lust habe.

„Ihr habt nicht Unrecht hierin, Vater Michael" — unterbrach ihn der Geistliche — auch ich fand Gedanken und Sprache weit über sein Alter und seine Erziehung hinaus, und will gern glauben, daß jene beyden Männer durch Bücher und Gespräch seinen Hang zum Wunderbaren gar sehr genährt und gesteigert haben mögen. Indeß sind doch auch, wie schon gesagt, die herrlichsten Gei-

ſtesanlagen gar nicht zu verkennen, für deren Ausbildung dur haus etwas geſchehn muß. Deshalb erbiete ich mich, wenn ich von Inſpruck zurückkomme, ihn mit mir nach Italien zu nehmen."

„In's Kloſter? Soll er geiſtlich werden?" frug Michael mit ahnungsfrohen Blicken. — „Nicht mit meinem Willen. Aber wenn er dazu Luſt und Beruf fühlt, will ich ihn nicht hindern." — Jetzt — fuhr der Geiſtliche fort — ſey ſein Erſtes, des Knaben ſeltnes Talent für Muſic und mechaniſche Geſchicklichkeit auszubilden, und zu dem Ende wolle er ihn in Cremona bey einem guten Freunde, der zugleich ein trefflicher Geiger und Inſtrumentmacher ſey, dem ältern Amati, in die Lehre thun. Möge er nun einſt ein berühmter Virtuos, Componiſt oder Geigenbauer werden, auf jede Weiſe ſey ihm Ehre und ein reichliches Einkommen gewiß. So könne er, wenn Gott ſein Thun ſeegne, in wenig Jahren ſich im Stande ſehn, ſeine Eltern zu unterſtützen. Deshalb möge ſich Vater Michael nur entſchließen, und ſich mit ſeiner Frau berathen.

„Gütiger Gott" — meinte Michael — „der Entſchluß iſt bald gefaßt. Weder ich, noch die Mutter, wollen dem Glücke unſers Sohnes im

Wege ſtehn. Und daß Ihr Euch Seegen an ihm verdient, und er Euch, wie einen zweyten Vater lieber wird, das kann ich Euch wohl verbürgen. Aber wie kommt Ihr dazu, Euch ſo fremder Leute Kind anzunehmen"? —

„Laßt Euch das nicht kümmern, Vater Michael. Was ich an Euerm Sohne thue, das darf ich hoffen auszuführen. Ich habe an der bedeutenden Seidenfabrik, der meine ältere kinderloſe Schweſter in Trient vorſteht, die Hälfte, und denke, wenn er es verdient, ihm meine Unterſtützung nie zu entziehn. Aber nun die Sache entſchieden iſt, ſo macht Anſtalt, daß ich nach Inſpruck komme, denn, je länger hier, je ſpäter dort!" — Michael eilte hinaus, und in einer Viertelſtunde flog der Schlitten hellſchellend das Dörfchen entlangaſt, den Waldweg hinunter, der großen Heerſtraße zu. —

So war denn eine Verabredung geſchloſſen, die dem Schickſal unſers Jacob Steiner eine völlig verſchiedene Richtung für ſein ganzes Leben ertheilen mußte. Der Vater glaubte darin eine göttliche Führung erkennen und verehren zu müſſen, und wenn auch der Schmerz der bevor-

ſtel,enden Trennung und die Furcht vor den Gif-
ten und Dolchen der Wälſchen, welche damals
noch allgemein war, der Mutter bisweilen äng-
ſtigend vor die Seele treten wollte, ſo beruhigte
ſie doch der Blick auf den frommen Bruder, und
der Gedanke, ihren Jacob unter der Aufſicht
eines Geiſtlichen zu wiſſen, bald wieder. Die
Schweſtern freuten ſich auf die herrlichen Dinge,
die ihnen der Bruder einmal aus Italien zu
ſchicken verſprach, und konnten nicht aufhören,
davon zu plaudern. Jacob ſelbſt, ging wie ein
Träumender umher. Ihm war eine Zukunft er-
ſchloſſen, die, wenn auch hier und da noch von
Nebeln der Unerfahrenheit und des Zweifels ver-
hüllt, doch auch an manchen Stellen mit einer
Farbenpracht durchſchimmerte, welche ein wahres
Paradies dahinter zu vermuthen gab. Italien
ſollte er ſehen, in dem Lande leben, wohnen.
Mit welchen erinnerungsſeeligen Blicken hatte
nicht der Pathe Fiedler, der als Bänkelſänger
der Kreuz und Queer darin umhergezogen war,
davon geſprochen, mit welchen Erwartungen alle
Reiſende, welche über Abſom dahin eilten. In
Italien endlich, wo — der Pathe hatte das oft
geſagt — das Vaterland der Mahler, Bildhauer
und Muſiker ſey — dort ſollte er Muſik treiben,

Violinſpielen und Violinen bauen lernen, dort hinter die ihm ſo unausſprechlich theuern Geheimniſſe der Tonwelt kommen. Mit welcher ſtillen Verehrung zog er des Geiſtlichen Inſtrument, das dieſer zurückgelaſſen, aus dem Futterale, und ſtarrte es mit weit geöffneten Augen an. Wie tief prägten ſich ihm die ſchönen Verhältniſſe deſſelben ein. Violinſpielen zu können, wie der Mönch, das dünkte ihm unbeſchreiblich wünſchenswerth, aber ein ſolches Inſtrument bauen, eine ſolche Wohnung der holden Töne fertigen, ihren wunderbaren Geiſtern darin gleichſam eine willkommne Stätte bereiten zu können, das ſchien ihm der Wünſche kühnſter, und der Triumphe größter. Nur Einer konnte, bis ihm Amati dieſen Himmel erſchloß, über dieſe Dinge einige Auskunft geben, und wer wäre dies anders geweſen — als der verwirrte Pathe und Oheim Fiedler. Der alte Michael Stainer war auf dieſen Mann eigentlich nicht recht gut zu ſprechen, der, ſein jüngerer Bruder, alle gute Lehren, die ihm der ältere gegeben, ſtets in den Wind geſchlagen, einen einträglichen Viehhandel, den er, durch einen Lottogewinnſt unterſtützt, begonnen, im ſchönſten Flor aufgegeben, um in den Schenken und auf Märkten den Geigern

und Bildern zuzuhören, denn ohne Geld und Gewerbe mit Teppichen im Auslande herumgezogen, nach Rom gewandert, und als päpstlicher Soldat gedient, hier eine Portier'sstelle am Vatican ausgeschlagen, um mit nichts als der Geige in der Hand einem Mädchen nachzulaufen, und endlich als ein trefflicher Violinspieler, aber arm, bloß und nackt, halb wahnwitzig, und durch die Untreue jenes Mädchens mit gebrochnem Herzen als ein Bettler im Vaterlande wieder anzukommen. So viel indeß war gewiß, daß des Mannes höchst treffliches und originelles Violinspiel ihm bereits eine Stelle in der königlichen sardinischen Kapelle zu Turin erworben hatte, wo er zuverlässig geblieben seyn würde, hätte der unglückliche Ausgang jener Liebe ihm nicht den Geist zerrüttet. Er bezog ein Pension von dort, und wohnte unweit von Schwaz, mit niemand, als dem oberwähnten Schullehrer daselbst, einem ebenfalls leidenschaftlichen Musiker, und unserm Jacobus, Umgang pflegend. Das Landvolk nannte ihn den verrückten Fiedler, weil man ihn am Tage häufig, oft aber auch des Nachts, im Walde geigend angetroffen. Da er niemand schadete, ließ man ihn gewähren, da sich aber auch niemand um seine frühere Ge-

schichte bekümmerte, so war an eine Wiederherstellung des bedauernswürdigen Mannes, in dem wahrscheinlich ein höchst origineller Künstler unterging, gar nicht zu denken. Daß er, und der Schullehrer in Schwaz, unserm Jacobus mehr von der Welt gesagt, erzählt und vorgelesen hatten, als seine ohnedies so äußerst reizbare, glühende Fantasie verarbeiten konnte, ist wohl gewiß — eben so gewiß aber auch, daß der Knabe nicht zum Holzschläger und Korbflechter bestimmt war. Bey diesen beyden Männern wollte er sich jetzt Raths erholen, und so schwer der Vater sonst zu bewegen war, die Erlaubniß dazu zu geben, so ertheilte er sie doch diesmal, vielleicht weil es das letztemal war, oder weil er glaubte, der Mönch werde dem Knaben das tolle Zeug, was jene ihm in den Kopf gesetzt, leicht herausbringen. Der Weg führte ihn zuerst an des Schullehrers Wohnung, wo er wie das Kind vom Hause empfangen ward. Charten und Bücher wurden herbeigeholt, als sich das Wundern, das Händezusammenschlagen und alle Zeichen ausschweifender Verwunderung bey der unerwarteten Nachricht erst gelegt hatten. Er blieb da, bis es anfing zu dunkeln, und ließ sich dem Schullehrer Alles erzählen, was

dieſer von Reiſenden und aus Büchern über Italien, über Kunſt und Künſtler daſelbſt, ſo wie über der letztern Lebensweiſe wußte. Aber ſeine ganze Seele verlangte nach des Pathen Riedler's glühenden Beſchreibungen und wunderlichem Geigenſpiel, das er, zumal jetzt, nachdem er den Mönch ſpielen hören, mit wahrer Sehnſucht zu vernehmen, geſpannt war. Riedlers Haus war das letzte im Ort, dicht von Tannen überſchattet, die er vor zwanzig Jahren, als ſchon ziemliche ſtarke Bäume mit unſäglicher Mühe und nicht geringem Aufwand aus dem nahen Walde holen, und um ſeine Wohnung hatte einſetzen laſſen. Der Schnee lag dicht auf dem Dache und den Bäumen darüber; hell, als ob zwanzig Lichter im Zimmer brannten, funkelten die kleinen Fenſter. Jacob klinkte, die Thür war verſchloſſen, der Hund, der den Jüngling wohl kannte, kam ſchmeichelnd herbey. Ein Zeichen, daß der Pathe, der nie ohne Fedele, ſo hieß das Thier, ausging, daheim ſey. Gleichwohl kam auf Pochen und Klinken keine Antwort. Das Staket, das um die Fenſter lief, verhinderte, daß man daran klopfen konnte. Endlich nach gewaltigem Pochen, das um ſo heftiger ward, als Jacobus ſchon einige Striche

von des Oheims Geige gehört hatte, kam dieser an die Thür, und frug unwillig, ohne zu öffnen, wer da sey, und was es gebe. „Dein Neffe Jakkerl, lieber Ohm" — antwortete der Jünglina, und die Thür öffnete sich sofort. „Theurer Jacob", rief der Alte, ihn herzlich umarmend — „was führt dich so spät hierher?" Noch auf dem Hausflur kramte Jacob seine Geschichte und die Nachricht aus, daß er in vierzehn Tagen oder drey Wochen mit dem Geistlichen nach Italien reise, um dort beym Anton Amati als Lehrling im Violinspiel und Violinbau einzutreten. „Ists möglich Jakkerl, du nach Italien, Geigenbauer und Spieler werden? Komm, komm' herein. Ich liebte dich immer, als ob du mein Sohn wärest, nun aber muß ich väterliche Sorge für dich haben, dich in Allem unterrichten. Ja, nun mußt du auch meine Geschichte wissen, und mein Geburtsfest mit feyern helfen. Komm herein, komm!" — Er öffnete die Thür, und ein lautes „ach wie schön" quoll von Jacob's Lippen. Ein Prospekt auf Leinwand gemahlt, war im Hintergrunde des Zimmers aufgezogen und hell beleuchtet. Im Vordergrunde, im Mittel stand ein weibliches Portrait, von einer Schönheit, daß Jacob die

Augen nicht davon wenden konnte. Auf langen, quer durchs Zimmer laufenden Bretern, die wie Muſikpulte geſtellt und befeſtigt waren, lagen ausgeſchriebene Stimmen für ein groſſes Orcheſter, und auf einem bedeutend erhöhtem Pulte des Oheim's Geige. „Sieh" — begann er mit Feuer — „ſieh mein Sohn, heut iſt mein ſechs und ſechzigſter Geburtstag. An dieſem Tag vor vierzig Jahren war ich in Verona, um Concert zu geben. Dort ſah ich zum erſtenmale das Original jenes Bildes, die göttlichſchöne Leonilda. Was ſie mir ward, anfangs ein Engel, ſpäter ein Teufel, ja ein ſchwarzer Teufel des hölliſchen Abgrunds, das erfährſt du ſpäter. Jetzt vernimm das Concert, das ich damals vor ihr ſpielte!" — Jacobus ſetzte ſich, noch nie hatte er den Paten ſo bewegt geſehn. Dieſer gab das Zeichen an die leeren Muſikpulte, als ob Muſiker dahinter ſtänden, und begann aus aller Kraft bald ſingend, bald ſpielend das erſte Tutti, aus dem ſich vor lautem Singen, Taktreten mit dem Fuß und dazwiſchen Reden des Oheim's, wenig abnehmen ließ. Jetzt aber hob das Solo an. Jacob war von Natur für Muſic befähigt, hatte jetzt den Mönch gehört, wußte, daß man den Oheim verwirrt nannte, und begriff, daß von

seinen jetzigen Leistungen Jahre, Geschmack und Verworrenheit des Geistes abgezogen werden müsse. Was aber dann blieb, flößte ihm die größte Verehrung für des Spielers Künstlerschaft ein. Sein Ton war kräftig, gewaltig, erschütternd, sein Bogen blitzgeschwind, sein Spiel wild, grosiartig, kühn. Selten sanft, aber, ließ es sich dazu herab, schmelzend. Dagegen fehlte ihm jene Ruhe, die des Geistlichen Spiel so auszeichnete, und ihm ganz den Character des Mechanischen nahm, so daß es wie Gesang einer reizenden Altstimme klang. Indeß, wenn auch der Mönch, in gleichmäßigem durchaus abgerundeten und doch nicht manierirten oder flachem Spiel, es dem Pathen zuvor that, so stand doch so viel fest: Beyde waren groſse Meister. Als Jacobus sich mit Entzücken an des Oheim's Hals geworfen, und ihm seine Bewundrung ausgedrückt hatte, räumte der Alte seine Pulte zusammen, löschte die Lichter aus bis auf eins, das zwischen ihnen auf dem Tisch stand, und einigen, die vor Leonildnes Bilde brannten. Dann trug er ein kleines Abendessen auf, holte aus einem Wandschranke eine Krystallflasche purpurfarbnen Weines, hieß Jacob sich ihm gegenüber setzen, schenkte ihm ein, und begann sol-

gendermaaßen zu ſprechen: „Daß du nach Italien gehſt, iſt recht, löblich und vernünftig; allein wenn du wahren Nutzen davon haben willſt, muſt du dreyerley Dinge kennen lernen, die dir bis jetzt fremd waren: „„Muſic, Frauen und Wein!““ Muſic — du wirſt denken, du wüßteſt bereits, was das wäre, allein ich zweifle, daß du einen richtigen Begriff davon habeſt. So lang dich Muſic nur erfreut, ſo lang du nur Töne hörſt, ohne Geſtalten darin zu ſehen, ſo lang du eine ſchöne Geige oder ein edles Violoncell kannſt liegen ſehen, ohne ſeine Form gleich deiner ganzen Seele einzudrücken, den Geruch ſeines Lackes, wie das Arom der Locken deines Mädchens, mit Entzücken einzuſaugen, bey dem bloßen Anſchnellen ſeiner Seiten in ſchwermüthige Wonne zu verſinken, ſo lange biſt du, könnteſt du auch Concerte ſpielen und Geigen zimmern, doch nur ein gemeiner Fiedler, und ein elender Geigenſchmid. Ganz alberner Weiſe hält die Welt, die Menſchen, die darauf leben — ich meine die Männer, denn die Mädchen ſind holde Teufelinnen, wie ich dir beweiſen werde — die Muſic für eine Aufforderung zur Freude, eine Kunſt der Luſt. Ganz abſcheulich dumm! Juſt als wollte

jemand das Mondlicht zur Beleuchtung eines Tanzsaals, oder das Gezirp der Grillen Melodie zu einem Deutschen erwählen. Nein, das ganze Wesen der Musik ist Melancholie, zärtliche Schwermuth, so wie das ganze Leben bitterer Spott, tiefe einschneidende Ironie ist. Das Letztere erfährst du schon noch selbst, allein das Erstre will ich dir beweisen. Wenn du eine Weile die lustigste Musik angehört hast, und gehst nun nach Hause, wird dir dann nicht grade um so trübseeliger zu Muth, je lustiger die Musik war? ist dir nicht, als flatterte sich die Seele zwischen den Tönen, wie ein gefangner Schmetterling, in immerwährend fruchtlosen Bestrebungen, Freyheit zu erringen, todt? Schlag oder streich einen Duraccord an, welchen du willst, und lege dein Ohr nah an das Instrument, damit du sein herrliches Aufbrausen vernehmen, und sein leisestes Absterben belauschen kannst. Wie endet er? die große Terz verfliegt am ersten, und mit ihr ist auch die Lust dahin, nun bleiben noch Tonica, Quinte und Octave, und verhallen die nicht wie Engelsharfenklang, aus Paradiesesfernen, die Seele mit Sehnsucht füllend? Ich könnte dir noch die Naturtöne nennen, die so wunderbarlich im Sturm, im rasen-

den Waſſer, klagen und jammern. Allein ich habe es weit näher. Warum rührt eine ſchöne Menſchenſtimme weit mehr, als ſie erfreut? Eben weil das Weſen aller Muſic Schwermuth, Trauer iſt. Ich ſehe dir die Frage an, warum das ſo ſey. Vernimm es, und bebe. Als Gott mit ſeinen himmliſchen Schaaren den Kampf gegen die aufrühreriſchen Engel ſiegreich beſtanden hatte, hielt er Gericht über ſie. Die Anführer wurden, das wiſſen wir, zum ewigen Feuer verdammt, wohnen im Abgrunde der Hölle, ſind, was wir „„die Teufel““ nennen. Allein viele, ich bilde mir ein, vier und zwanzig, hatten ſich gegen die Empörung geſträubt, und waren nur durch die Menge und das böſe Beyſpiel mit fortgeriſſen worden. Die ewige Gerechtigkeit und Liebe konnte unmöglich dieſe irrgeleiteten Verführten eben ſo hart ſtrafen, als die Verführer. Es waren da große, ſchwarzlockige herrliche Johannesgeſtalten darunter, mit dunkelfunkelnden Augen, dann blonde zarte Mädchenköpfchen, denen weiße Stirnen, himmelsblaue Augen, Roſenwangen und Lippen, aus dem Golde der Locken hervorlachten. Da ſtelle ich mir nun vor, der ewiggute, ewiggerechte Vater habe ſie auf einer Paradieſesaue von kri-

ſtallnen Bächen durchſchnitten, von herrlich blaugrünen Palmen dicht umkränzt, verſammelt, er ſelbſt auf roſenrothen Goldwolken des Abends über ihnen ſchwebend, und ſo zu ihnen ſprechend: „„Ihr meine holdſeeligen Geſchöpfe, ihr jammert mich, daß ich Euch ſtrafen ſoll, nach dem Geſetz der ewigen Gerechtigkeit, das ich ſelbſt bin. Indeß ich darf Euch eine zeitliche Strafe zuerkennen, einſt kehrt ihr wieder in meinen Buſen heim. Geht und werdet Geiſter der Töne, eure Klagen um das verlorne Glück werde ich hören und erhören, und ſie ſollen die geiſtige Leiter ſeyn, auf der einſt die Seelen eines noch zu ſchaffenden Geſchlechtes zu mir emporſteigen werden. Geht hinweg denn von meinem Antlitze, und wohnet im Univerſum, bis ich Euch die kleine Erde zum Wohnplatz anweiſe!““ — Das geſchah denn, und ſo wohnet nun Klang und Ton im Waſſer, Feuer, Luft und Erde, ſäuſelt im Rohr, tönt im Tropfenfall. So geſchah es, und mich dünkt, Urſache genug war vorhanden zum Keim einer unauslöſchlichen Schwermuth. Den Menſchen gab nun der Ewige die Muſic, das heißt, das Beſtreben, die irren Töne zu Phraſen zu verbinden, und ſie unter gewiſſen Bedingungen in lebloſe Körper zu bannen. Al-

lein vergiß nicht, daß dieſe Töne von Geiſtern abſtammen, ihre eigne wunderbare Beſchaffenheit haben, und nur wenig Auserwählten gehorchen. Dieſe ſind Componiſten, Virtuoſen und Inſtrumentbauer. Aber ſie ſind nur Dudler, Schaber und Pfeifer, Schreiner und Schmiede, wenn ſie die Abſtammung der Töne, ihren urſprünglichen Adel nicht kennen, nicht die Gabe beſitzen, in jedem Tongeſchlecht die Huldgeſtalt wieder zu erkennen, der ſie angehört. Solche unberufne Frevler ſchreiben denn Noten, wie der Affe mit der Feder ſeines Herrn, ohne Woher noch Wohin, ſtreichen oder pfeifen, wie gelernte Thiere, hämmern, nageln und leimen Kiſten zuſammen, wie der Tiſchler Brodſchränke und Backtröge, denen ſie die Form von Geigen, Violen und Violoncello's geben. Es iſt aber nur Holz, darüber Stränge geſpannt ſind. Sie alle haben keinen Geiſt, und können alſo auch keinen einhauchen. Die aber berufen ſind — doch was ſchwatze ich, bevor ich weiß, ob du mich verſtanden haſt, verſtehn kannſt?" — —

„So gut, Oheim" — erwiederte Jacob — „daß, ſeitdem ich das Bild Eurer wunderſchönen Venilde kenne, ich überzeugt bin, As ſey die holde, zärtliche Tonart, die ihr angehöre!" —

„Engelsneffe" — ſchrie der Oheim, mit ungeſtümer Liebe den Jüngling an ſeine Bruſt reiſſend — „du biſt mein Blut, haſt meine Seele! Aber wie, wenn hat ſich das in dir geſtaltet?" — Jacob erzählte nun, was wir ſchon früher in ſeinen Geſprächen mit dem Mönche gehört haben, und wie ihm während dem Spiel deſſelben, ſo wie des Oheims, unzähligemal bey gewiſſen Tonphraſen die wunderlichſten Geſtalten, bald engelholde Mädchen, bald ernſte ſchöne Jünglinge, bald finſtre, kräftige Männer in den mannigfaltigſten Ausdrücken und Bildern des Gefühles, immer aber mit unerkennbarer Hinneigung zur Wehmuth und unbekannter, ihr Ziel nicht erreichender Sehnſucht, vorgeſchwebt habe. — „Ich bin zufrieden" — nahm der Oheim das Wort — „auf dir ruht der rechte Geiſt. Aber nun laß uns zu dem Wein, von dem ich nur wenig zu ſagen habe, und zu den Frauen übergehn. Was die letztern betrift, wirſt du mich nicht immer verſtehn, allein das thut nichts. Bewahre meine Worte, wie ſeltne Münzen, es kömmt eine Zeit, wo du ihre Geltung verſtehn lernſt. Mit dem Wein, ich meine hauptſächlich den italiäniſchen, und überall nur den beſten, iſt es eine beſondre und bedenkliche Sache. Der

gemeine Trunkenbold füllt ſich an bis zur Ueberfüllung, genießt weder den Wein, noch den ſüßen Zuſtand der Exaltation, ſondern ſinkt zum Vieh herab. Von ihm kann hier die Rede nicht ſeyn. Der Schmecker, unendlich edler, iſt dennoch nicht unſer Mann; er trinkt rein des Wohlgeſchmacks wegen, betrinkt ſich nicht, bleibt aber der gewöhnliche Werkeltagsmenſch, die gewöhnliche Handlangernatur, die eben nichts will, als Wohlgeſchmack, das Joch abwerfen, und ſeinen Zuſtand gegen den einer lallenden, nichtsſagenden und nichtsvermögenden Behaglichkeit austauſchen. Ganz anders, ganz unendlich anders trinkt der Tonkünſtler. Ihm iſt, mag er nun dazu viel oder wenig brauchen, der Wohlgeſchmack des Weins nur das Mittel, ſich — weit unterſchieden von den erwähnten Trinkern — mit vollem Bewußtſeyn, das ihn nie verläßt, in einen Grad geiſtiger Exaltation zu verſetzen, der ſtark genug iſt, ihn unempfindlich gegen die Anariffe, das Mißverſtehn der äußern Welt zu machen, und ihm die innere poetiſche zu erſchließen. Er wird daher — das iſt Hauptbedingung — zärtlich. Je weicher, je liebebedürftiger ihn das edle Getränk ſtimmt, je mehr zieht ihn der Contraſt dieſes Gefühls mit

der Würklichkeit zur Wehmuth. Er möchte jedes holde weibliche Geschöpf an sein heißes Herz drücken, ihm mit Inbrunst sagen: „Engel, wie lieb' ich dich". Er darf dies wünschen, weil er dabey durchaus frey von sinnlicher Begier ist. Auch darauf kömmt nichts an, ob diese Liebe dauernd ist, oder nicht, sondern es gilt bloß den Gesichtspunct aufzustellen, aus welchem du den Wein betrachten sollst. Wer nur trinkt, um zu trinken, wer laut, zänkisch, plump oder gar roh wird, der gehört nicht in den heiligen Kreis, den wir vor Augen haben. Bleibt noch übrig von den Frauen zu sprechen, und ach! mein Jacob, wie bedauere ich dich, um das Gift, das ich hier deinem arglosen Herzen einimpfen muß. Deinen dunkelblitzenden Augen, deinem warmen, durchdringenden Blicke seh' ich es an, ist erst der erwachsne Knabe zum Jünglinge geworden, so wirst du heiß, glühend heiß lieben. Aber höre mich, und behalte meine Worte im Herzen. Das Herrlichste, was der Schöpfer der Erde geben konnte — er gab es ihr im Weibe! Am reizenden Weibe ist Alles Huld, alles Anmuth! Alle Sinne werden unwiderstehlich umstrickt: das Auge durch den Himmel ihrer Blicke; das Ohr durch die Silberharmonie

ihrer Stimme; das Gefühl durch den Sammt ihrer Haut; der Geruch durch das Arom ihres Odems und ihrer Locken; der Geſchmack, ja der Geſchmack durch die Götterkoſt ihrer Küſſe. Steh' ein ſanftes, weibliches Huldgeſchöpf an, wenn ſie lächelt, und dein eignes Herz hüpft vor Wonne — ihre Thräne des Kummers, und Krampf der Angſt zerfleiſcht dein Inneres — blick' auf ſie, wenn ſie betet, und du vergiebſt ihr, wenn ſie dich auch im Abendmahlswein vergiftet hätte. Laß ſie von Sehnſucht und Gefühl überwältigt, unter Schauern der Entzückung dir ſtammelnd bekennen, daß ſie dich liebe — o dann ſteht die Zeit ſtill, der Himmel öffnet ſich, und wie Lenzesregen im Blütenhayn, fallen Freudenthränen der Seeligen auf die Beyden. Liebt ſie der Ewige, ſo eilt ſein ſchnellſter Bote auf Feuerluftsſchwingen des Blitzes herab, und küßt ihre Stirnen, und ſie fallen als Aſche zur Erde nieder. O Jacob, Jacob, wenn der erſte Kuß der Liebe immer ihr letzter wäre, ach, dann wollt' ich ſagen, die Welt iſt vollkommen! Doch du wirſt das Alles beſſer begreifen lernen. Gott führe dir, es ſoll deren geben — ich habe keins gekannt — ein ſanftes, zärtliches Geſchöpf zu, dann ſoll man wandeln an ihrer Hand, wie

der junge Tobias an der Hand ſeines Engels. Aber ſey kein ſo blöder Thor, zu glauben, alle ſchöne Frauen ſeyen ſolche Geſtalten, und nur die irdiſchen Kleider verbärgen den weißen Himmelsſittich! O kenne ſie, liebe ſie nur, beſpanne die Leyer deiner Seele mit den Saiten ihrer Liebenswürdigkeit, ſo daß dein ganzes Innres bebt, wenn ſie nur einen Ton anſchlagen, o dann wirſt du ſehen, daß Frauen und Quinten, ſehen ſie auch noch ſo ſchön aus, unter hundertmalen, neun und neunzigmal nichts taugen, falſch ſind, oder falſch werden. Sie lieben uns — o ja, ſo wie ſie die Kunſt lieben, in hell erleuchteten Sälen, unter bunten Männergeſtalten, wenn die Muſic ſich zum Tanz, der Geliebte zum faden Gecken herabläßt. Wie könnten ſie auch anders? Liebe — zum Manne oder zur Kunſt — heiſcht Selbſtverläugnung, und ein weibliches Geſchöpf vergißt ſich, ihre Geſtalt, ihren Anzug, ihre Sucht, Andern zu gefallen, nie, nie, nicht in den Armen des Lieblings, nicht im Moment — doch halt — — ſoviel kannſt du ſelbſt ermeſſen, ließen die Frauen das Weſen, den Reiz der Kunſt in ihrer ganzen Stärke auf ſich einwürken, ſo müßten ſie nicht blos den herrlichen, wahren Künſtler mit dem Beſten lohnen, was ſie ver-

mögen, sondern die Künstlerehen müßten auch die glücklichsten auf der Erde, die Künstlersfrauen die holdesten, sanftesten, zärtlichsten von Allen seyn. Das ist aber so wenig der Fall, daß vielmehr fast alle Ehen glücklicher sind, als die der Künstler, daß ich keinem, dem sein göttlicher Funke im Innern lieb ist, rathen will, sich zu verehlichen, und daß die Weiber, sind nur die ersten schüchternen, scheuen Wochen vorüber, den Gatten, wie einen ganz gewöhnlichen Alltagsmenschen behandeln, darin nur ihn auszeichnend, daß sie ihn schärfer, giftiger quälen, seine Kunst wie ein Hausthier betrachten, das tanzen, singen, pfeifen muß, wenn es sein Brod werth seyn, und der Frau Spaß machen soll. O himmlischer, singender Schwan, wie oft erstickst du im Sumpfe des gemeinen Lebens, und keiner hört deine melancholischen Klagen, als der Himmel, der denn endlich, wenn du dich müde und heiser geweint, gesungen hast, dein Auge schließt, und beym Abendroth, wenn die Zugvögel ziehn, dich auch zum ewigen Morgenroth, wo es keine Weiber giebt, hinauf zieht! — Vergieb Leonilde'' — der Alte erhob sich, und verhängte das Bild — „vergieb! Ich habe ja nur gesagt, daß ich Wunden habe, nicht wer sie schlug, nicht

wie sehr sie schmerzen!" — Mit diesen Worten drückte er Jacob an sein Herz, der des Alten Thränen über seine Wangen herabrollen fühlte, und führte ihn an die Thür. „Geh' in Gottes Namen, und vergiß nicht, daß von den drey Gegenständen, die wir besprochen haben, nur einem ohne Gefahr zu trauen ist — der Musik!" — Er zog die Pforte hinter ihm zu, und Jacob trat mit heißem Gesicht, hochschlagendem Herzen und flimmernden Augen in die dunkle, kalte Winternacht hinaus. Ihm war wunderlich zu Muth! Er, über dessen Lippen nie Wein gekommen, der keine andren weiblichen Wesen kannte, als seine Mutter, seine Schwestern, und ein paar Töchter der Nachbarn, der von Musik nie gesprochen, immer nur ahnungsvoll geträumt hatte, ihm war an einem Tage Alles geworden; er hatte köstlichen Wein geschlürft, ein engelsschönes Mädchenantlitz gesehen, und seine kühnsten Fantasien über Kunst, Instrumente und Künstler, vom Alten, wie von seinem Echo, sich, als würklich und bestehend, wiederholen hören. An Allem diesem war also würklich und wahrhaftig etwas? Er fühlte sich gereift, aufgeklärt, beruhigt — denn das Meer von Besorgnissen, Zweifeln, Fragen, was noch ungelöst, aus der

Ferne auf ihn einstürmte, das — er wußte es gewiß — würde sich theils aus seinem Innern heraus, theils von Außen her, nach und nach legen. Ueber seinen Beruf war entschieden, er wollte Violinspiel so trefflich lernen, als es möglich war, allein mit Bezug auf seinen Hauptzweck, den Bau der Instrumente. Das war es, was seine ganze Seele erfüllte, und hätte er Mythologie gekannt, so würde er die Kunst kaltem, dürren Holz, die Seele des Tones einzuhauchen, dicht neben Prometheus und Pygmalion's Belebungsversuche, wo nicht darüber, gestellt haben. Wonne, aber auch eine unerklärliche Bangigkeit, erfüllte ihn, und das klagende Sausen der hohen Waldfichten, unter deren Gipfeln er jetzt eilig hinschritt, erinnerte ihn an des Oheim's „melancholische Naturtöne." Auch an Gesichten fehlte es nicht; bald waren es dunkellockige Gestalten, Leoniden vergleichbar, bald goldblonde Engelsköpfchen, die vor seinem innern Auge emporstiegen. So reizend ihn diese umgaukelten, so ernst sprach, wie düster prophezeyend das Wehen der Bäume darein, und immer deutlicher ward in dem Wandernden das Gefühl, daß Glück — wenn Ruhe und Behaglichkeit diesen Namen verdienen — ihn nicht

erwarte, wohl aber ein unruhig ſturmbewegtes Leben. „Mags doch" — ſagte er vor ſich hin — erreiche ich nur was ich will, ſo iſt meine Sehnſucht geſtillt. Um glücklich zu ſeyn, ſagt der Pathe Fiedler, ſind wir ja ſo nicht auf der Welt!" —

Es war beynah Morgen, als er in der väterlichen Wohnung ankam. Da Eltern und Geſchwiſter noch ſchliefen, und folglich das Thor verſperrt war, ſo kroch er zu ſeinem Freunde und öftern Begleiter, auf ſeinen Spazierhund, dem Haushund, in die mit Stroh und Laub wohl ausgeſtopfte Hütte. Willig, und mit herzlichen Liebkoſungen nahm ihn Spanier — ſo hieß die treue Thierſeele — auf. Als der angebrochne Tag die Schläfer weckte, die Thür geöffnet ward, und Jacob aus ſeinem engen Schlafgemach hervorſchlüpfend, in's Haus trat, Eltern und Geſchwiſter umarmte, berichtete ihm der Vater, der Mann, welcher den geiſtlichen Herrn nach Inſpruck gefahren, habe einen Brief deſſelben zurückgebracht, worin dieſer verlangt, man ſolle ihm den Jacob ſogleich nach Inſpruck in das bezeichnete Kloſter ſchicken, damit er ihm Reiſekleider beſorgen laſſen könne. Wahrſchein-

lich werde er nur noch vierzehn Tage daselbst bleiben, und dann über Absom nach Italien zurückreisen. Der Aufenthalt in einer großen Stadt könne, so kurz er immer dauere, dennoch dem Knaben nützlich seyn. Der wackre Michael, gewohnt, nichts halb zu thun, wenn er einmal sich entschieden, hatte denn auch schon eine Gelegenheit ausfindig gemacht, die Jacoben, falls er nicht früher nach Haus käme, in Schwatz beym Schullehrer, oder beym Pathen Fiedler aufsuchen sollte. Da er nun angekommen, so galt auch kein Säumen mehr. Kaum war das Frühstück eingenommen, so mußte Jacob seine Sachen zusammen suchen, sein Bündel schnüren, und den Weg nach Inspruck in Gesellschaft eines sichern Mannes, bald gehend bald fahrend, antreten.

Wir finden ihn nun schon nach Italien unterwegs, dem wackern Geistlichen zur Seite schreitend, wieder. Der Mönch hatte jene vierzehn Tage genutzt, den Knaben mit allen Eigenthümlichkeiten einer großen Stadt, soweit er damit in Beziehung kommen konnte, bekannt zu machen, damit er nicht, gar zu unbeholfen Ita-

lien betretend, die Zielscheibe jedes Witzboldes abgäbe. Jacob's natürliche Lebendigkeit faßte den Unterricht begierig auf, und hielt fest, was er vernahm. Täglich, wenn sie in's Nachtlager kamen, oder eh' sie es verließen, mußte er sich unter des Geistlichen Anleitung auf der Violin üben, und die Zeit des Wanderns verkürzte sich ihm durch des Mönchs so lehrreiche als anziehende Gespräche. Jacob's Anhänglichkeit ging bald in wahre Kindesliebe über. Natürlich drängte es ihn, seines väterlichen Freundes Meynung über die Gegenstände zu hören, welche der Oheim Fiedler in jener Nacht abgehandelt. Jene Unterredung hatte zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als daß ihm irgend etwas davon hätte entfallen sollen. Er vermochte es daher, sie im völligen Zusammenhange zu wiederholen. Der Mönch verwunderte sich höchlich über des alten Fiedlers Ansichten, und nur seine bekannte Geisteszerrüttung konnte die Unvorsichtigkeit entschuldigen, den Funken seiner eignen Leidenschaftlichkeit so bedachtlos in ein junges Herz geschleudert zu haben. „Lieber Jacobus" — nahm der Geistliche das Wort, als der Knabe geendet hatte — „was dir dein Oheim über diese Gegenstände gesagt, ist, in Bezug auf Wein und Music,

geistreich, und wohl auch, von seinem Gesichtspunct gesehen, würklich und wahr. Je mehr sich deine Eigenthümlichkeit entfaltet, je mehr wirst du selbst bemerken, ob sie mit der jenes Alten übereinstimmt, und wo dies nicht der Fall ist, weder an dir selbst, noch am Wesen jener Dinge irr werden. Ueberall müßtest du, wenn dir das bey deiner Jugend und Unerfahrenheit zuzumuthen wäre, dich erinnern, daß dein Pathe Fiedler, von Natur aus, zuverläßig ein ausgezeichneter Künstler, aber durch muthmaaßlich schmerzhafte Erfahrungen bis zur Zerrüttung des Geistes erschüttert, eben deshalb den Menschen und Verhältnissen, oft genug seine eigne trübe Ansicht geliehen haben wird. Was nun die Frauen betrift" — des Geistlichen Stimme veränderte sich hier so merklich, daß Jacobus seinem Lehrer in's Gesicht blickte, und nicht wenig erschrocken war, ihn deutlich mit hervorbrechender Rührung und einem mühsam bezwungnen Ausdruck von Schmerz kämpfen zu sehen — „was die Frauen betrift, so verbieten mir deine Jahre und mein Stand, des Oheim's Behauptungen, die auch hier sehr viel Wahres enthalten mögen, ganz genau zu erörtern. Du hast vollkommen Recht, wenn du viel Uebertreibungen und

Entstellungen darin vermuthest; vollkommen Recht, wenn du es für unmöglich hältst, daß der Ewige die eine Hälfte des Menschengeschlechts, die er mit den eigenthümlichsten Reizen des Geistes und des Körpers ausstattete, bloß zu Quälerinnen der andern Hälfte, oder wohl gar zu Unholdinnen und Verführerinnen bestimmt haben können: soviel darf ich dir indessen sagen, daß dies Geschlecht eben durch seine ganz besondern Anlagen, sich selbst und auch Männern leicht höchst gefährlich werden kann, indem ihre große Reizbarkeit und das geringe Gewicht ihres, selten ausgebildeten Verstandes, sie immer geneigt machen, sich jeder augenblicklichen Stimmung hinzugeben. Der Jüngling oder Mann, der unerfahren, oder tollkühn genug, auf solche Augenblickswesen, die dem Prisma gleichen, das vom Sonnenlichte abhängig, in einem Nu, alle sieben Farben spielt, einen Entschluß gründet, der muß freylich dies Wagstück oft mit seinem ganzen Lebensglück, mit dem Frieden seines Herzens, mit der Ruhe und dem Gehalt seines Geistes zahlen!" —

Da der Mönch den Klöstern seines Ordens nachging, so konnte auch die Reise nur sehr langsam fortschreiten. Um so begieriger sog

Jacob's empfängliches Gemüth die Belehrungen ſeines trefflichen Führers ein. Endlich, am Abend eines ſchönen Tages deutete der Geiſtliche auf die hohen Thürme einer unfern vor ihnen liegenden Stadt. „Sieh mein Jacobus, dies iſt für die nächſten drey oder vier Jahre deines Lebens der Ort deines Aufenthalts und deiner Beſtimmung — die uralte Cremona. Hier wohnen die berühmten Geigen- und Inſtrumentbauer, die Brüder Anton und Hieronimus Amati. Es fehlt mir nicht an Bekanntſchaft mit andern berühmten Meiſtern dieſes Fachs, in Venedig, Mayland, und ſelbſt dem nahgelegnen Brescia. Allein du biſt durch deinen Fleiß, dein angebohrnes Talent und deine Achtſamkeit nun ſchon dahin, zu wiſſen, daß ein voller, weicher und doch lauter Ton, der menſchlichen Stimme möglichſt ähnlich, das Muſter iſt, nach welchem du zu ſtreben haſt. Biſt du erſt ſo weit, daß du dies in dir aufgeſtellte Ideal äußerlich in deinen Arbeiten darlegen kannſt, ſo magſt du auch, wie es dir nöthig dünkt, bald da, bald dort, dem eignen Gemüth folgend, von der Weiſe deines Lehrherrn abweichen. Die Regel, merke dir das, iſt überall nur für den Schwachen; der kräftige, ſelbſtſchaffende Geiſt verläßt

ſie nicht ohne Urſach, aber denn auch ohne Bedenken!“ — Sie ſchritten eben jetzt den Hügel, der vor ihnen lag, hinab, der Stadt zu, und bald darauf durch die engen, volkreichen Straſſen, zwiſchen den alterthümlich gebauten hohen Häuſern hin. Amati's Wohnung lag an einem freyen Platze, unter einigen alten Feigen- und Maulbeerbäumen, nah dabey ein zierlich gearbeiteter, ſteinerner Springbrunnen, von gelblichem Marmor, ein Satyrhaupt mit aufgerecktem Bocksohr vorſtellend, aus deſſen weitgeöffnetem Munde ein ſilberklarer Waſſerſtrahl ſchoß, lieblich gegen das friſche Grün der Pflanzen abſtechend, die aus den feuchten Rizen der Marmorquader, wo ſie zuſammengefügt waren, üppig emporwuchſen. Jetzt traten ſie in ein geräumiges Zimmer des Erdgeſchoſſes, das mit Ziegeln gepflaſtert, in der Ecke einen Heerd, Holz und Werkzeuge auf den Fenſtern herumliegend, Geigen, Lauten, Violoncell's, Violen mehr oder weniger vollendet, an den Wänden hangend, offenbar das Arbeitszimmer war. Einige junge Burſchen knieten am Boden bey einer groſſen dünnen Holztafel, auf welcher Jacobus die Zeichnung eines Contraviolon's erkannte; Schraubenzwingen, Meiſſel, Hämmer

und Leimtiegel standen in der Nähe. Als die beyden Wandrer eintraten, grüßte der Aelteste der Arbeitenden, den Mönch mit freundlichem Kopfnicken, legte aber zugleich den Finger auf den Mund, indem er nach einem Manne von großer ansehnlicher Gestalt deutete, der den halb silberfarb, halb schwarzlockigen Kopf vorwärts gebeugt, am Werktisch im Fenster saß, und eine bezogne Geige zwischen den Knieen hatte. Das Geräusch der Arbeitenden abgerechnet, war alles still, kein lautes Wort hörbar. So vergingen einige Minuten, da erhob sich der Meister im Fenster, warf einen Steg, den er eben aufgepaßt, zur Seite, und legte die Geige behutsam daneben. Dann wendete er sich, und den Mönch erblickend, ging er auf ihn zu. — „Grüß Euch Gott, ehrwürdiger Herr, seyd mir herzlich willkommen. Da bringt er mir wohl gar einen Recruten, an die Stelle des Schufts Francesco, der mir aus der Lehre lief? — So ist es, theurer Meister Antonio, und zwar einen Landsmann von mir, einen Deutschen. Habt Geduld und Nachsicht mit ihm, ich lasse ihn Euch gleich hier, da ich in mein Kloster zurück muß. Das Lehrgeld zahle ich, halbjährig, oder wie Ihr sonst wollt. Um meinetwillen sey er Euch empfohlen, er ist

gutherzig, hat Geschick und Lust". — „Das ist die Hauptsache, Ehrwürdiger, von Allem übrigen sprechen wir gelegentlich. Taugt der Bursch, so kann er hier etwas lernen, taugt er nicht, oder macht er dumme Streiche, so jage ich ihn beym Ersten fort, damit er mir nicht, wie der Galgenvogel Francesco, grade dann entläuft, wenn ich ihn am nöthigsten brauche. Wer weiß, hätte ich dem Schlingel ein paar Geigen am Kopf zerschlagen, es hätte gut gethan. Nun, sein Nachfolger soll's nicht so gut haben!" — „Immer noch der Alte, Meister Antonio" — lächelte der Mönch — „wild in Worten, mild im Thun!"

„Den Teufel auch! Sagt das nicht vor Euerm Landsmanne, wo soll denn da die Furcht herkommen?"

„Deren wird's nicht bedürfen. Doch genug; mich verlangt mein Beruf; gestattet, daß Jacobus mich in's Kloster dort am Markte begleite, von mir Abschied zu nehmen. Ich sende ihn Euch sogleich zurück. Lebt wohl!"

„Thut nach Gefallen, Ehrwürdiger, und leite Euch der Himmel!"

In tiefen Gedanken, die Augen voll Thränen, bisweilen laut aufschluchzend, schlich Jacobus über den Platz der Wohnung seines Lehrherrn zu. Der Abschied von dem Mönche war ihm durch die Seele gegangen. In den drey oder vier Monaten, die er an dessen Seite verlebt, hatte eine tiefe Ehrfurcht, eine wahrhaft kindliche Liebe gegen denselben in sich ihm erzeugt. Was er jetzt war, wußte, hoffte, seine Kenntniß der Welt und der Menschen, das Klarwerden seines eigentlichen Berufs, die Mittel zu seiner körperlichen Subsistenz sowohl, als zur Erlernung seiner Kunst, Alles, Alles war er dem würdigen Manne schuldig. Jährlich einmal, das hatte der Mönch versprochen, wollte er ihn besuchen; aber wie sehr war diese Hoffnung von Umständen, Erlaubniß der Obern, Interessen des Klosters, das vielleicht Reisen in ganz andre Gegenden nöthig machte, abhängig. Wie gesagt, seine ganze Seele hing an dem Freunde seiner Jugend, und es war ihm höchst unangenehm, als er in seiner süßen Trauer wenig Schritte vom Hause durch den unfreundlichen Zuruf gestört ward — „nun was heulst du denn so, junger Mensch?" — Er sah vom Boden auf, und erblickte eine Frauengestalt vor

ſich, von feinem, aber anſehnlichen Wuchſe, brennend ſchwarzen Augen, ſehr ſchönen Zügen, die das Gepräge mittlern Alters, und einen Ausdruck von Hohn trugen, der ihm alle Luſt ſich mitzutheilen raubte. „Ich kenne Euch nicht, Madonna" — war ſeine Antwort, mit der er vorübergehn wollte. „Ihr meint, danach hätte ich nichts zu fragen. Indeſſen, da ich die Schweſter euers Lehrherrn bin, Euch vielleicht mehrere Jahre hindurch mit Euerm langweiligen Geſicht täglich vor Augen ſehen muſt, ſo habe ich wohl ein Recht, mich nach der Eigenthümlichkeit meiner Hausgenoſſen zu erkundigen. Alſo, was habt ihr, um wen weint ihr wie ein Kind?"

„Um meinen bisherigen Freund und Führer, den Mönch, der mich hierher gebracht."

„Iſt er todt?"

„Nein, aber er hat mich verlaſſen, um in ſein Kloſter zurückzukehren."

„Thor, der ihr ſeyd, mit Euerm Geheul! So lang der Menſch lebt, iſt nichts verloren. Und wolltet ihr denn eure Amme oder euern Hofmeiſter bis in's dreyſſigſte Jahr bey Euch behalten? Ich dächte ein Burſch wie ihr, könnte nachgrad anfangen, auf eignen Beinen zu ſtehn.

Und wie hieß denn das Prachtſtück von Baccalaur, den ihr ſo exemplariſch beweint?"

„Bruder Andrea, aus dem Kloſter Valombroſo bey Florenz, ein Freund eures Bruders, und ein herrlicher Mann, mein Freund, mein Vater" —

„Haha! haha! — brach das Mädchen mit lautſchallendem, höhniſchem Gelächter aus — „Bruder Andrea aus Valombros, auch Fra Tedesco genannt. Nun wahrhaftig, der langweiligſte, ſentimentalſte Prediger, den es giebt. In der That, da ſind ein paar recht trübſeelige Klagbrüder zuſammengekommen! Was ihr Deutſche doch für langweilige Pinſel ſeyd! Ich will doch hoffen, daß ihr auch den lieben Mond gern habt, und dem lieben Bächlein zuhorcht, und die lieben Blümlein küßt. Ha, ha ha, o über die dummen Deutſchen!"

„Madonna" — rief Jacob plötzlich aufflammend — „ſchimpft mich, wie ihr wollt, an Eurer Meynung liegt mir nichts, aber kein übles Wort mehr über Fra Tedesco, oder, ſo wahr ich lebe, ich werfe Euch hier in den Brunnen!"

„Alberner Burſch, ſo albern wie dein Eſel Andrea!"

Rothglühend von heiligem Zorn, stürzte Jacob auf das Mädchen zu, umfaßte sie am Leibe mit einer Kraft, die nur ein Hirtenknabe aus dem Gebirge haben kann, und warf sie unsanft in das marmorne Wasserbecken. Auf ihr lautes Geschrey stürzte das ganze Haus herbey, Meister Anton an der Spitze. Das Becken war nicht tief, Cecchina — so hieß Anton's ledige Schwester, hätte nicht ertrinken können, aber sie heulte und lamentirte, als ob sie schon dem Tode im Rachen gelegen hätte. Ein paar kräftige Faustschläge Anton's mit dem Ausruf „wart, deutscher Bär, ich will dich Sitte lehren" — warfen den armen Jacob, mit Blut überströmt, in das steingepflasterte Haus, worüber Cecchina aufs neue ihren Bruder einen Barbaren schalt, der sich aber an nichts kehrend, seine Leute, sammt der Schwester hereintrieb, die Thür abschloß, einen tüchtigen Stock zur Hand nahm, und in der Werkstätte das Verhör noch einmal begann. „Da du Jahre hier bleiben sollst, du deutsche Bestie, so muß ich dir zeigen, daß Meister Antonio Amati nicht so weich ist, wie sein Name." Mit diesen Worten nahm er Jacob beym Kragen, und zog ihn zu sich. „Bekenne aufrichtig, wie ist Alles gekommen, was

haſt du geſagt und gethan? Aber hüte dich zu lügen; denn bey meiner armen Seele! ich ſchlage dir Arm und Bein entzwey." „Ich habe nie in meinem Leben gelogen," erwiederte Jacob ernſthaft, und erzählte die ganze Begebenheit, wie ſie ſich zugetragen. Cecchina voll Mitleid mit dem ſchönen Knaben, der mit ſeinem blutenden, geſchwollnen Munde kaum ſprechen konnte, bezeugte unter neuen Thränen, daß Jacob buchſtablich die Wahrheit geſprochen. „Verdammte Weiber"! — murmelte Meiſter Anton verdrüßlich, den Stock in die Ecke ſchleudernd — „ich habe dir eigentlich Unrecht gethan, Giacopo" — ſetzte er weich hinzu — „und das thut mir leid, ſehr leid. Allein du haſt mich kennen lernen, vermeide, mich in die Hitze zu bringen!" — Er reichte Jacob die Hand, der ſie ehrerbietig küßte. Cecchina kam alle zehn Minuten mit einem Tuch, das in Waſſer und Eſſig getaucht war, um, den deutſchen Bär zu verbinden, wobey ſie ihm die reichen Locken aus dem Geſicht ſtrich, und manchen flüchtigen Kuß auf ſeine Stirn drückte.

Tags drauf begann Meiſter Antonio Jacoben vorzunehmen, die Richtigkeit ſeines Gehör's, die Geſchicklichkeit ſeiner Hand zu erproben, und

war mit beyden ausnehmend zufrieden. Es war augenſcheinlich, daß, je mehr Jacob ſich anſtrengte, des Meiſter's Zufriedenheit zu erlangen, je mehr Freundlichkeit legte dieſer in ſein Betragen, gleich als wollte er ihn nicht nur überhaupt dadurch belohnen, ſondern ihm hauptſächlich jene erſte Ungerechtigkeit vergeſſen machen. Mit ſeinen Hausgenoſſen ſtand Jacob, da er die Güte und Zuvorkommenheit ſelbſt war, auf dem beſten Fuß. Antonio's Bruder, Hironimus, bedeutend jünger, als der ältere, ſchloß ſich, trotz der Verſchiedenheit der Jahre ſehr an den jungen Menſchen an. Cechina konnte das Necken nicht laſſen. War ſie einen halben Tag lang freundlich geweſen, ſo kam dann gewiß wieder am Abend irgend ein bittrer Seitenblick entweder auf die Deutſchen, oder mit noch genauerer Beziehung auf den Bruder Andrea, zum Vorſchein. Geſchah dies beym Eſſen, ſo trug es Jacob, ſo lang als möglich, geduldig; ward's ihm aber zu viel, ſo ſtand er vom Tiſch auf. Geſchah es in der Werkſtätte, ſo nahm er irgend eine lärmende Beſchäftigung vor, bis Cechina's Geſchwätz übertäubte. Je mehr er in der Gunſt des Meiſter's ſtieg, je mehr mißbilligte dieſer die Neckereyen der Schweſter, und

als ſie einſtmal beym Abendeſſen wieder ſo giftig über Andrea herzog, daß dem armen Jacob die Augen voll Thränen ſtanden, ſo brach Antonio endlich ungeduldig los: „zum Teufel! Schweſter, laß den Giacopo zufrieden, der ein ſo braver Burſch iſt, als es je gegeben, und den ich wie meinen Sohn liebe. Was den Fra Tedesco betrift, ſo iſt er mir ſchon deswegen lieb, weil er mir Giacopo zuführte; aber auch er ſelbſt iſt ein kreuzbraver Mann, vor dem ich hohe Ehrfurcht habe, und den die unnützen Weiberzungen in Ruh laſſen ſollten. Uebrigens thatſt du ja ſehr freundlich mit ihm, ſo lange er dir den Hof machte, und du haſt es dir ganz allein zuzuſchreiben" — „ſchweig Verläumder" — ſchrie Cechina — „oder nimm hier den Lohn deiner Wortbrüchigkeit!" Mit dieſen Worten, die ſie von Zorn erſtickt, kaum ausſprechen konnte, warf ſie das Meſſer, das vor ihr lag, mit ſolcher Gewalt über den Tiſch herüber, daß, wenn Antonio ſich nicht ſchnell herüber gebogen, es ihn durchbohrt haben würde. Jacob und Hironimus wollten der Fliehenden nachſetzen, und ſie zur Strafe ziehn. „Laßt ſie" — winkte Antonio — „in ihren Adern fließt italiäniſches Blut. Uebrigens hat ſie nicht Unrecht, mich

zu schimpfen, denn ich hatte ihr versprochen, von der fatalen Geschichte zu schweigen!" — Sie blieb ungestraft; aber obgleich Jacob nur im Allgemeinen, und nur dunkel etwas von einem Verhältniß ahnete, das zwischen Fra Tedesco und Cechina statt gefunden haben müsse, so graute ihm doch vor der Heftigkeit derselben, und er ging nicht nur ihr aus dem Wege, sondern nahm sich auch vor, alle weiblichen Bekanntschaften zu meiden. Hätte er es stets gethan, er würde glücklicher dabey geblieben seyn!

Dem Fleißigen vergeht die Zeit schnell. Jacob, entweder mit Violinspielen oder mit Arbeiten in der Werkstätte seines Meisters beschäftigt, den er täglich höher achten lernte, befand sich nun schon ein Jahr in Antonio's Hause, ohne daß er es gewahr worden. Nach seinem geliebten Bruder Andreas sehnte er sich zwar oft und zärtlich, allein er begriff nach dem Vorfall mit Cechina, daß der Mönch die Gelegenheit mit ihr zusammenzutreffen, vermeiden müsse. Dagegen unterließ das Mädchen nicht, so oft es die Gelegenheit gab, auf die alberne Sentimentalität der Deutschen und ihr melancholisches, dunstiges Wesen, wie sie es nannte,

loszuziehn. Jacob, der ſich nun ſchon ganz anders als vor einem Jahr mit ihr zu nehmen wuſte, erwiederte, er wiſſe nicht, ob die Deutſchen, die ſie gekannt habe, grade lauter ſchwermüthige Thoren geweſen, ſo viel indeß könne er verſichern, daß man bey ſehr tiefer Empfindung doch auch viel Heiterkeit und Frohſinn unter ſeinen Landsleuten finde. Eben ſo gewiß aber ſey er auch überzeugt, daß Donna Cechina keinem deutſchen Manne gefallen könne, indem nach dem deutſchen Sprüchwort ein heftiges Weib den Rang gleich nach dem Teufel habe. Nie habe er ſeine Mutter, oder eine andre Frau ſeines Geburtsortes ſich zu ſolcher Leidenſchaftlichkeit vergeſſen ſehn, und wenn es je geſchehn könnte, daß die Schweſter nach ihrem Bruder, eine Gattin nach ihrem Gatten das Meſſer in der feſten Abſicht würfe, ihn zu durchbohren, ſo würden ſie die Väter der Stadt als eine Wahnſinnige in Verwahrung bringen, und an Ketten legen laſſen." Cechina kniff die Lippen, bald blaß, bald rothwerdend, indeß Meiſter Antonio von ganzem Herzen lachte, und den Deutſchen völlig Recht gab. Einige Monate ſpäter rief ihn Hironimus Amati zu ſich auf die Kammer, und vertraute ihm an, daß er ein

Mädchen habe, das er unbeſchreiblich liebe, und von dem er wieder geliebt werde. Allein da ſie eine Bresclanerin ſey, und in ihrer Vaterſtadt lebe, ſo habe er ſelten Gelegenheit, ſie zu ſehen. Nun füge es ſich grade, daß in nächſter Woche Markt in Brescia ſey, wozu von allen Orten viel Volk zuſtröme, weil man drey Tage lang dort herrlich und in Freuden lebe. Sein Mädchen habe ihn zu dieſer Gelegenheit zu ſich beſtellt, und wolle ihn ganz glücklich machen. Er müſſe alſo dahin gehn, und habe zugleich die Abſicht, Jacob mit ſich zu nehmen, damit er doch auch etwas von Italien kennen lerne. Wenn er das wollte, ſo müſſe er dem Meiſter ein bittendes Wort gönnen, aber freylich nichts von Hironimus Liebſchaft erwähnen. Jacob ſah hierin einen Beweis von Hironimus Freundſchaft, der ihn entzückte. Herzlich umarmte er ihn, und verſprach ihm beyzuſtehn, ſoviel er es vermöchte. Schon am nächſten Tage fand ſich Gelegenheit, den Meiſter um die Erlaubniß anzugehn, nach Brescia zu wandern. Antonio ſah den Jüngling mit durchdringendem Blicke an. „Giacopo, braver, fleißiger Burſch" — redete er ihn ernſthaft an — „die Bitte kommt nicht aus deinem Gehirn. Ein Andrer hat ſie

dir untergeſchoben, denn du kennſt Brescia und die Brescianer nicht. Indeß geh' hin, verſuche dich, aber ſey auf deiner Hut. Beſtelle mir auch einen Brief an den Inſtrumentmacher Luchano daſelbſt, meinen alten, guten Freund und Gevatter. Wer weiß, du könnteſt ihn nöthig haben. Geh' mit Gott, guter Giacopo, und komm' geſund wieder!" — Es lag eine Feyerlichkeit, eine Rührung in Antonio's Worten, die Jacob ſich nicht mit der geringfügigen Bitte, zu Jahrmarkt zu gehn, zuſammen reimen konnte. Indeß, er wollte nicht unentſchloſſen ſcheinen, wollte auch keine Veranlaſſung geben durch Fragen, vielleicht ſeines Freundes Geheimniß errathen zu laſſen, und ſo ſchwieg er lieber. Am dritten Tage früh vier Uhr weckte ihn Hironimus, hieß ihn ſchnell aufſtehn und ſich ankleiden, das Wetter ſey herrlich, Alles ſchlafe noch im Hauſe, er habe ſich von Lechina einen Schlüſſel geben laſſen, und ſo könnten ſie hinausſchlüpfen, ohne irgend jemand im Schlafe zu ſtöhren. Giacopo that, wie ihm geheißen ward. Als er fertig war, trat Hironimus wieder herein, das Frühſtück bringend. Zugleich ſchob er ihm einen ſtarken, ſpitzen, dreyſchneidigen Dolch und ein paar kleine Terecrolen zu. „Wozu das?" frug

Jacob erschrocken. „Närrchen" — lachte Hieronimus — „kennst du die Brescianer so wenig, daß du meinst, sie werden uns mit ihren Mädchen kosen lassen, ohne uns ein paar Tropfen Blut dafür abzuzapfen?" — „Aber mein Gott" — entgegnete Jacob — „was gehn mich die Brescianer und ihre Mädchen an? Ich will nichts von ihnen" —

„Recht gut, Giacopo, aber ich desto mehr, und Lauretta's Vettern sind mir nicht hold, wenn sie nun auf mich eindrängen, während ich mit dem Engel koste, würdest du ruhig zusehen, wie mein Herz die Zielscheibe ihrer Dolche und Pistolen würde?"

„Nein, bey Gott nicht" — rief Jacob muthig aufspringend, als gälte es seinen Freund zu vertheidigen.

„Nun siehst du braver Junge, auch ich nicht, wenn sie über Dich herfielen. Aber zum Vertheidigen brauchen wir Waffen; also nimm. Du zielst schön, das sah ich, als wir neulich im Garten nach dem Feigenbaum schossen. Nimm deinen Mann heut auch gut, du brauchst ihn deshalb nicht eben auf der Stelle zusammenzuschießen. Und jetzt trink einen Becher Wein, und laß uns gehn!"

Jacob trank den Becher, steckte Dolch und Tercerolen zu sich, und ging mit Hieronimus die Treppe hinab. Er wußte nicht, wie ihm geschehn. Ein dunkles gebietrisches Etwas, eine sonderbare Sehnsucht hieß ihn dem Freunde folgen, obgleich er ahnete, daß er hier an einen Wendepunct seines Schicksals ankommen werde. Sein Blut war heiß von Natur, der Wein war es noch mehr. Ein flüßiges, flüchtiges Feuer rollte durch seine Adern, spannte alle seine Muskeln, stählte alle seine Nerven, goß eine Kraft, eine Lebendigkeit, eine Lust, Abenteuer zu bestehn in seine Seele, die er vorher nie empfunden. Hieronimus hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten. Nicht minder entzündlich als der genossne Wein, war Hieronimus Gespräch, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, seinen Freund mit den wilden Ausbrüchen italiänischer Lust bekannt zu machen. Jacob's Wangen mahlte hoher Purpur, seine Augen glühten, seine Fantasie arbeitete mächtig, und trieb das heiße junge Blut rascher nach dem mächtig schlagenden Herzen. Bruder Andrea, Eltern, Geschwister, Meister Antonio, verschwanden vor seinen Blicken, vor denen nur die schöne Leonilde im verräthrischen Costume jenes Bildes sich erhielt. Je

tiefer er ſich in ſolche Vorſtellungen vertiefte, je mehr blieb ihm zu errathen übrig, und er wollte — das war beſchloſſen — er wollte Alles wiſſen. In einigen Stunden war Brescia erreicht. Es war Mittagszeit, und die von Hitze und Staub erſchöpften Wandrer traten gern in einer ſchattigen Weinlaube ab, die am Eingang der Stadt unweit eines anſehnlichen Gaſthauſes ſich ihnen darbot. Auf Hieronimus Begehr brachte man ihnen Eſſen und Wein. Nach und nach ſetzten ſich mehrere Gäſte an die lange Tafel, und die Unterhaltung ward immer lebendiger. Ein paar Kinder, die mit einer Harfe und Geige Muſik machten, gaben dem Geſpräch eine muſikaliſche Richtung. „Sollte man's glauben" — begann ein weißköpfiger Alter, der bisher immer ein Glas nach dem andern geleert, mit lallender Zunge — „ſollte man's glauben, daß man in unſerm ſchönen Italien, dem Vaterlande der guten Geigen, ſolche verfluchte Schachteln müſſe krazen hören? Das liegt aber daran, daß unſre Inſtrumentmacher ſelbſt nichts mehr können. Die Kunſt iſt verloren, keiner verſteht mehr einen Stimmbalken einzuziehn, einen Steg oder eine Stimme aufzuſtellen, oder nach der Natur des Inſtruments auszuſuchen."

„Guter Freund" — unterbrach ihn Hieronimus — „ihr sprecht wie einer, der zu tief in's Glas geaugt hat."

„Und ihr wie einer, der nicht weiß, wovon er spricht. Lernt besser das Alter ehren, junger Mensch!" —

„Von Euch werden wir bloß lernen, daß Alter nicht vor Thorheit schützt!"

„Himmel und Hölle, ist das ein naseweiser vorlauter Bursch! Was versteht ihr denn vom Geigenbau? Seyd ihr Instrumentmacher? Seyd ihr einer, so sagt mir, welche Art von Steg die beste ist, einer mit weit gespreizten, oder mit eng beysammenstehenden Füßen, sagt mir, ob der Balken oder die Stimme wesentlicher ist. Wißt ihr das, ihr Großmaul?"

„Daß ein zu engfüßiger Steg nicht auf alle Instrumente paßt, lehrt die tägliche Erfahrung; daß aber einer, der mit so weitgespreizten Beinen, wie Ihr selbst da steht, eben so wenig tauge, beweise ich, indem ich Euch mit einem Finger umwerfe!" — Hieronimus sprang bei diesen Worten auf, und stieß den Alten mit dem Finger an, daß er rückwärts auf die Bank niederfiel. Alles lachte laut; allein der Alte half sich auf, ergriff seinen Stock, und führte

einen Hieb nach Hieronimus, der etliche Gläser und Flaschen zertrümmerte, und wenn er, seiner Bestimmung nach, des Jünglings Kopf getroffen, ihm eine böse Wunde beygebracht haben würde. Natürlich blieb Hieronimus nichts schuldig. Im Nu war dem Alten der Stock entwunden, und er selbst zur Thür hinaus mit einer Gewalt geschleudert, die ihn zehn oder zwölf Schritte weit davon ziemlich unsanft zu Boden setzte. Jacob war dabey nicht müssig gewesen, denn auf seines Freundes Zuruf — „greif zu, es gilt unsers Meister's Ehre!“ — war er wie ein Adler auf den Ruhestöhrer losgefahren, und hatte ihn mit in's Freye befördern helfen. Indessen war ihm doch der Handel, als er ruhiger überlegte, äußerst unangenehm gewesen, zumal als er vom Wirth erfuhr, der alte Trinker sey eben jener Luchano, der Gevatter des Anton Amati, an den er einen Brief abzugeben habe. Hieronimus beruhigte ihn indessen mit der Vorstellung, daß ja der Alte, der völlig betrunken gewesen, seiner beyden Gegner sich zuverlässig nicht erinnern würde, sobald er erst seinen Rausch ausgeschlafen, übrigens habe Jacob eigentlich nicht den Streit geführt, und Hieronimus nichts bey Luchano zu suchen. Jetzt wolle jeder seinen Weg gehn, und

gegen Abend in dem Wirthshaus, wo ſie eingekehrt, wieder zuſammenkommen, um ſich für den folgenden Tag zu beſprechen. Das geſchah, und die beyden Freunde trennten ſich. Wer keinen italiäniſchen Markt geſehn, kann ſich kaum einen Begriff von dem Zufluß des Volkes, das zu den mancherley Beluſtigungen und Sehenswürdigkeiten ſtrömt, die überall aufgeſtellt ſind, machen. Geſinde und Handwerker, Vornehme und Geringe feyern an ſolchen Tagen. Die letztern drängen ſich in die Trattorien, zu den Menagerien mit wilden Thieren, zu den Feuerwerken, Pulcinellen, Bänkelſängern, die erſtern in die Kaffehäuſer und Riſtorazionen. Bringt man dazu den italiäniſchen Volkscharacter in Anſchlag, der in Brescia von uralter Zeit her, immer düſter, leidenſchaftlich, wild und kriegeriſch war, ſo wird man ſich ebenſowohl eine Vorſtellung von dem Lärmen und Toben des Pöbels an ſolchen Tagen machen können, als es leicht begreiflich finden, daß es hierbey ſelten oder nie ohne ſogenannte Barullo, das heißt Schlägereyen, abgeht, bey denen der eine Theil todt auf dem Platze bleibt. Dem Thäter iſt, ſobald der Todte am Boden liegt, das Volk zum Entweichen oder Verbergen ſchnell behülf-

lich, und die Policey, die sich wenig darum kümmert, ob in ihrem Bezirke ein paar Raufer mehr oder weniger todtgeschlagen werden, wenn nur nichts gegen Staats- und Regierungsform gesagt wird, begnügt sich, den Leichnam gerichtlich aufheben, ein paar Tage in einer Kapelle zur Schau ausstellen zu lassen, und ihn dann entweder den Verwandten auszuliefern, oder ihn bestatten zu lassen. Jacob strich auf allen Plätzen, in allen Strassen umher, theils, um zu sehn und zu hören, was zu sehn und zu hören war, theils, um dem alten Luchano den Rausch ausschlafen zu lassen, eh' er seinen Brief ihm übergäbe. Während dem Mittagsessen in einer Trattoria hörte er erzählen, daß gegen Abend in der Straße Maldonata ein bekannter Vorleser die Geschichte des Rinaldo (ein beliebtes italiänisches Volksbuch) von Neapel, wo sie eigentlich auf dem Molo zu Hause ist, habe kommen lassen, und heut zum erstenmale sich damit produciren werde. Alle Anwesenden nahmen Abrede, die Wundergeschichte mit anzuhören. Jacob war nicht der letzte, der sich einstellte, aber schon mehr, als ein paar hundert Menschen versammelt fand. Der Himmel hatte sich überzogen, die große Hitze ließ ein Gewitter voraussehn, und der

Recitatore erklärte, daß er zwar sehr gern sein erlauchtes Auditorium zufrieden stellen wolle, wenn das Wetter gut bleibe, beym ersten Donner höre er jedoch auf, indem er es für sündlich halte, während eines Gewitters Liebesgeschichten zu lesen. Das Publikum ging die Bedingung ein, und der Vorleser begann. Die Männer standen, die Frauen saßen theils auf Eckſteinen oder Stuffen, wie es sich wollte thun lassen. Unser Jacob hatte auf einem alten Säulenstück, das, wer weiß welchem prächtigen Gebäude der Vorzeit angehörend, jetzt im Schmutz getreten ward, Platz genommen, und horchte mit getheilter Aufmerksamkeit zu, indem seinem reinen Geschmack die schwülstige poetische Prosa nicht recht behagen wollte. Plötzlich fiel ihm, wenig Schritte entfernt, ein Mädchengesicht in's Auge, dessen Ausdruck wie ein Blitz durch sein Inneres leuchtete. Als wäre es Leonilda's jüngere Schwester, so rufte die holde Gestalt jenes merkwürdige Bild ihm zurück. Mit angestrengter Aufmerksamkeit hörte die Kleine zu, und bemühte sich vergebens, auf die Fußspitzen tretend, den Redner zu Gesicht zu bekommen. Ungeduldig und seufzend sah sie sich nach einer Erhöhung um. Ihr Auge blieb auf Jacob hängen,

der hoch und ruhig auf seinem Säulenschafte stand. Aber kaum begegnete er ihrem Blick, so war er mit einem Sprung herab, und winkte ihr, an seiner Stelle Platz zu nehmen. Ein höchst freundliches Lächeln des Mädchens dankte ihm, und nach kurzem Besinnen ergriff sie das Anerbieten des schönen Jünglings, der mit herzlichen Worten in sie drang. Sie setzte das niedliche Füßchen auf den ersten Absatz, schwang sich mit Jacobs Hülfe vollends hinauf, und konnte nun den Redner und die Bühne vollkommen übersehn. Jacob dagegen vernahm kein Wort, mit Wonne der Wemuth, mit aller Kraft der ersten Liebe, war er in das engelsschöne Gesichtchen versunken. Da des Steines obere Fläche nicht sehr breit war, so stand er zu mehrerer Sicherheit der Kleinen dicht neben ihr, ihr Knie lag an seiner Wange, und durch den leichten Stoff, der es deckte, ging des jugendlichen Blutes electrische Wärme in ihn über. Mit Sehnsucht blickte er an ihr empor, mild lenchtend wandte sich ihr schönes Auge zu ihm herab; langsam, wie unbedacht, ließ sie die eine Hand herab sinken, sie ruhte auf Jacobs Haupt, und glitt, da er sich zurückbog, an seinen Lippen herab. Gierig faßte er sie, um unzählige

heiße Küsse darauf zu drücken. Ein leises Beben durchzitterte das holde Geschöpf, sie preßte ihr Knie fester an sein Gesicht, ihre warme, weiche Hand drückte die seinige. Ein Himmel voll Seeligkeit sank auf den Glücklichen herab. Wie er die Geliebte sehen, ihr sein Herz eröffnen möchte, das war seine einzige Sorge. Der Zufall kam ihm zu Hülfe. Das Gewitter, das schon lang gedroht hatte, war völlig heraufgezogen. Plötzlich erhob sich ein starker Wind, und ein Gußregen, der mit einemmale von Donner und Blitz begleitet, herabstürzte, machte der Unterhaltung plötzlich ein Ende, und brachte die zahlreiche Versammlung in Aufruhr und Bestürzung. Die arme Kleine bedachte sich keinen Augenblick, dem freundlichen Fremden sich anzuvertraun, und ihn zu bitten, daß er sie nach Haus bringen möchte, wohin sie der Beschreibung nach ziemlich weit hatte. Wie gern übernahm Jacob dies Geschäft. Unterwegs verständigte man sich, und so erfuhr er, daß das Mädchen Chiaretta Luchano heiße, des alten Geigenbauer's Enkelin, und eine Waise sey. Der Sturm tobte so arg, daß sie am Gehn und Odemholen verhindert, unter Bogen treten, und sich erholen mußten; es war ziemlich Dunkel ge-

worden, kein Mensch des Unwetters halber auf der Straße, und Maria hätte ohne Jacob's Begleitung und Hülfe einen schlimmen Gang gehabt. Sie fühlte das, und war ganz von Dankbarkeit durchdrungen. Endlich war man am niedern Häuschen Luchano's angelangt. Maria holte den Schlüssel hervor, da der Alte nicht zu Haus war, und Jacob suchte nach seinem Briefe, um ihn, sobald es nöthig sey, bey der Hand zu haben. Die nassen Kleider, so reizend sie Maria's Wuchs durchblicken ließen, mußten doch abgelegt werden, und sie verließ deshalb ihren Beschützer auf einige Zeit. Jacob besah einstweilen Luchano's Arbeiten, und fand manche Sonderbarkeit, aber auch grose Vorzüge daran. Die Instrumente hatten alle einen schönen, vollen, lautenartigen Ton. Die schmalen Stege schienen keineswegs zu Luchano's Lieblingen zu gehören; im Gegentheil waren alle, die sich hier vorfanden, breit, mit weitausgreifenden Füßen, die in der Mitte durch eine Querleiste zusammengehalten wurden. — Jacob hatte nicht bemerkt, daß das Wetter sich indeß verzogen, der Himmel hell geworden, und der Mond aufgegangen war. Bekümmert, daß die Geliebte, der er noch immer sein Geheimniß nicht entdeckt,

so lange zögere, trat er auf die Hausflur, und durch eine offne Hinterthür in den schönen Garten, der am Hause lag. Hier ruhte tiefe Stille. Kaum sind in Italien die Gewitter vorüber, so ist die schwüle Hitze weg, und eine warme schmeichelnde Luft tritt an die Stelle. Der Mond schien hell, und sein mildes Licht schlich leis durch die breiten, grünen Blätter einer Weinlaube, die Jasminhecken, mit denen der Garten umzogen war, dufteten stark und lieblich. Gedankenvoll, mit Sehnsucht schritt Jacob der Laube zu. Himmel, da erblickte er auf der breiten Marmorbank im Hintergrunde der Laube, eine ruhende Mädchengestalt. „Wenn das Chioretta wäre?" — Leis schlich er näher, sie war es. Leicht hingegossen lag sie da, in ihrer ganzen Schönheit. Der Mond beglänzte die holden Züge hell. Sie schlummerte, langsam stieg und hob sich die italischgewölbte Brust. Die dunkeln Locken fielen zerstreut aus dem Gesicht, und gaben die schöne Stirn frey. Nachlässig ruhte der volle Arm, die weiße Hand im weichen Schoos. Jacob athmete kaum. Liebe und Lust, Verehrung und Verlangen kämpften in ihm. Er bog sich über die Schlafende, und sog aus den halbgeöffneten Rosenlippen den rei-

nen Odem, wie Balſamduft aus erſchloſſnen Roſenknospen in ſich. „Engel meines Lebens, holdes, reizendes Geſchöpf" — liſpelte er ihr zu — „ewig gehört dir dies Herz, und unwandelbar iſt meine Liebe. Möchteſt du dieſelbe unwiderſtehlich zu mir fühlen, möchteſt du mein, auf ewig mein werden wollen!" — Sein Mund ruhte auf ihrer Hand. „Ich will es, lieber Giacopo" — lächelte die Schläferin — „Wie! Du ſchlummerteſt nicht, Chiaretta?" — „Doch Lieber. Ich hörte dich auf des Vaters Geigen ſo herrlich fantaſiren, und ſchlich hierher, um dich nicht zu ſtöhren. Deine ſüßen Töne wiegten mich ein. Aber dein Hauch weckte mich, und ich glaube alle deine Worte gehört zu haben. Sagteſt du nicht — „„daß mein ganzes Herz dein iſt, in unendlicher Liebe" — fiel Jacob ein — „daß ich keinen Wunſch auf der Welt habe, als deine Liebe, kein Unglück kenne, als wenn du ungerührt bliebſt, daß ich Dich anbete, für Dich leben, arbeiten, darben, ſterben will" — „Mein ſüßer Freund" — unterbrach ihn die glühende Italiänerin — „ſpare deine Worte, ich ſehe es deinen ſchönen Augen, deinen edeln Zügen, deinem ganzen Weſen an, du liebſt mich. Sieh ich bin offen, ein deutſches Mädchen würde

vielleicht mit dem Geſtändniß zaudern: ich liebte dich vom erſten Augenblick, wo ich dich erblickte, und ich will gern dein Weib ſeyn. Komm in meine Arme, mein Vater wird uns gern ſeegnen! — „O Chiaretta, Seele meiner Seele" lallte der liebestrunkne Jüngling — „dein, dein bis auf den letzten Odemzug!" — Er ſank an ihre Bruſt, in ſüßer Wonne zu vergehn. Da pochte es an die Spalierwand — „Chiaretta! rief eine rauhe Männerſtimme — „ich komme ſchon, Väterchen!" entgegnete das Mädchen, und flüſterte Jacob zu — „willſt du ihn nichts ſprechen, weil ihm euer Zwiſt von heut früh noch im Kopf liegen könnte, ſo ſpring, während ich ihm aufmache, dort über den Zaun, und komm' morgen früh wieder!" — Noch einen heißen Kuß drückte ſie auf ſeine Lippen, und flog dann in's Haus, während Jacob den Alten erſt bis an die Thür vorſchleichen ließ, und dann ſeelig, wie ein Gott, über das Spalier hinüber ſprang, und ſeinem Wirthshaus zuſchritt. Da hörte er in einer Seitenſtraße Degengekliir — „he, ihr Brescianer Memmen, ſchämt ihr Euch nicht, drey gegen einen zu fechten? hätte ich nur meinen Gefährten hier, ihr ſolltet mich nicht ſo ungeſtraft würgen!" — Es war Hieronimus,

Jacob konnte keinen Augenblick zweifeln, der dieſe Worte mit halb erſchöpfter Stimme ausſtieß. Seinen Freund, des theuern Meiſter's Bruder, der, dem er, wenn auch nur zufällig, Chiaretta's Bekanntſchaft ſchuldig war, der ſollte hier einer überlegnen Zahl Meuchelmörder erliegen, er, Jacob, ſollte bewaffnet in der Nähe ſeyn, ohne ihm beyzuſpringen? Nein, das empörte ſein deutſches Herz — „Muth, Bruder Hieronimus" — rief er mit lauter Stimme, ich komme dir zu Hülfe!" — In drey Sprüngen war er mitten unter den Streitenden. Den nächſten ſtreckte ſein erſter Schuß zu Boden, und eben wollte er dem zweyten die Kugel durch den Kopf jagen, als ihn ein Klingenſtoß unter den aufgehobnen Arm herein, niederwarf. Aber Hieronimus, der durch Jacob's Beyſtand Luft bekommen, ergriff das Tercerol, und zerſchmetterte des Gegner's Arm. Heulend ergriffen die Beyden die Flucht, der dritte lag ſtarr und kalt an der Erde. „Helft, helft!" ſchrie Hieronimus den ſich verſammelnden Leuten zu, „helft, wir ſind Fremde, von Banditen angefallen und verwundet!" — Man hob Jacob auf, der mit ſchwacher Stimme bat, man möge ihn einſtweilen zu Luchano tragen, der hier in der Nähe

wohnen müſſe, und an den er ein Empfehlungsſchreiben habe. Indeſſen waren Policeybediente herbeygekommen, und hatten den Todten, den man beym Mondlicht für einen berüchtigten Vagabunden, Namens Givolano erkannte, mit ſich genommen. Hieronimus aus vielen Wunden blutend, die aber nicht bedeutend ſchienen, ſchien auſſer ſich, über ſeines jüngern Freundes Schickſal, deſſen Wunde die Umſtehenden, dem Ausſehn und der Richtung nach, für tödtlich erklärten. Beym alten Lucchano war zum Glück noch Alles wach, er ſelbſt, völlig beſonnen, las den Brief Antonio's, und zeigte ſich ſogleich aufs hülfreichſte und theilnehmendſte um die beyden Verwundeten beſchäftigt. Endlich kam der herbeygeholte Wundarzt und erklärte, zum Troſt der armen Chiaretta, die, leichenblaß, mit aufgelöſtem Haar an des Geliebten Lager lautſchluchzend kniete, die Verletzung für tief, aber nicht tödtlich. Hieronimus konnte, ſobald er verbunden war, unbedenklich den Heimweg antreten. „Ich gehe, mein theurer Bruder, um unſern vielgeehrten Meiſter nicht in Sorge zu laſſen, da du nicht ſobald heimkehren dürfteſt; allein ich ſende einen Tröſter, der dir wohlthun wird!" Jacob, ohne ihn verſtanden zu haben, drückte

ſchweigend ſeine Hand. Der Chirurg hatte Chiaretta unterrichtet, was zu thun ſey, und verſprach am andern Morgen wieder zu kommen. Indeß erzählte Luchano mit großer Freymüthigkeit ſeinen Wortwechſel mit dem Fremden früh, in der Oſteria. Daß er zur Thür hinausgeworfen worden, verſchwieg er, dagegen wollte er den naſeweiſen Burſchen mit ſtrengen Worten niedergedonnert haben. Immer aber erwähnte er nur eines Einzigen, in welchem, ſo mangelhaft auch die Beſchreibung war, doch Jacob ſeinen Freund erkennt. Hätte es ihm der Schmerz der Wunden erlaubt, ſo hätte er gern über des guten Alten Ruhmredigkeit und die originelle Weiſe gelacht, mit der er den ganzen Handel, rein als einen bloßen Meynungskrieg, darzuſtellen wußte. Das Wundfieber, das jetzt eintrat, und einige Stunden anhielt, benahm ihm jedoch die heitre Stimmung. Endlich bekam er Ruhe, und eben öffnete ſich leis die Thür, und herein trat — Fra Tedesco, der geliebte Andrea, Jacobs Freund, Führer, Lehrer und Verſorger. Milde, zärtliche Theilnahme lag auf ſeinem Antlitz, keine finſtre Miene ſtrafte den Leidenden mit doppelten Schmerzen. Er winkte ihm zu ſchweigen, ſetzte ſich zur andern

Seite des Lagers, und sagte mit herzlicher Stimme — „wie innig leid thut es mir, mein geliebter Jacobus, daß du Italien auch von dieser Seite kennen lernen mußtest. Indeß ich weiß, auf welche edle Art du in Vertheidigung deines Freundes verwundet worden, und es muß dir zu grosser Beruhigung gereichen, nicht durch wüste Ausschweifungen in solche Händel verwickelt worden zu seyn. Glücklicher Weise führt mich die Vorsehung in Geschäften der Kirche hierher, wo ich Hieronimus Amati zufällig begegnete, und von ihm alles erfuhr. Ich werde dich täglich sehen und pflegen dürfen, da meine Geschäfte mich hier aufhalten, und du zuverlässig, wenn es der Himmel nicht anders beschlossen, bei deiner ungeschwächten gesunden Constitution in vier Wochen nach Cremona zurückkehren kannst." — Man kann leicht erachten, daß die Worte Andrea's, so wie seine Nähe, gleich einem mildernden Balsam in des Kranken Seele flossen, und auf seine Genesung den entscheidend vortheilhaftesten Einfluß hatten. Chiaretta oder Andrea, eine von diesen beyden theuern Personen, war immer an Jacob's Lager, und wetteiferten in sorgfältiger, zärtlicher Pflege desselben. Ihre Bemühungen, verbunden mit der

Geſchicklichkeit des Arztes, dem milden Clima und der Jugendkraft des Patienten, würkten ſo kräftig, daß dieſer ſchon nach vierzehn Tagen ſein Zimmer verlaſſen, und an die Luft gehn konnte. Nur eins war, was ihm Kummer machte — die Theilung ſeines Gemüths zwiſchen Fra Andrea und Chiaretta, die Sehnſucht nach ſeinem Meiſter Antonio und der Fortſetzung ſeines Berufs. Zwey Jahre hatte er noch ſich vorgeſetzt zu bleiben, obgleich Antonio ihm mehrmal betheuerte, daß er ſchon in einem Jahr ihm nichts mehr zu lehren wiſſen werde. Auf einem dieſer Spaziergänge, wo er allein mit Andrea gegen dieſen ſeine Sehnſucht ausſprach, nahm jener Gelegenheit, ein ernſtes Wort mit ihm zu reden. „Geliebter Jacobus" — hob er an — „deine Geſundheit iſt ſo glücklich wieder hergeſtellt, daß ich ohne Furcht, dir zu ſchaden, mit dir über Dich ſelbſt auf eine dringende, dich höchſtwahrſcheinlich verletzende Weiſe, ſprechen darf. Du kannſt denken, daß während deiner Krankheit ich dich ſowohl, als deine Umgebung genau beobachtete, und mir folglich dein Einverſtändniß mit Chiaretta nicht entgangen ſeyn kann. Ich glaubte nicht, daß das Gefühl der Liebe ſobald in deiner Bruſt erwachen würde, auch

tadle ich nicht, daß es erwacht iſt, nur daß du dich demſelben ohne Rückhalt, ohne Hinſicht auf deine Verhältniſſe, deinen Beruf, die Wünſche deiner Eltern hingiebſt. Ueberlege ſelbſt, du biſt achtzehn Jahr vorüber, haſt erſt in zwey Jahren ausgelernt, ſollſt erſt dann dein Unterkommen ſuchen, durch deine Geſchicklichkeit deine Eltern unterſtützen. Statt deſſen kömmſt du beweibt aus der Lehre deines Meiſters, verehlicht zu deinen Eltern zurück, zehrſt von ihren Erſparniſſen, anſtatt ihr Alter durch deinen Zuſchuß zu erleichtern. Glaubſt du vielleicht, Chiaretta werde einwilligen, dich erſt auslernen zu laſſen, zwey Jahr lang deine treue, ſehnſüchtige Geliebte zu ſeyn, dann erſtlich dein Weib zu werden? Nur wer die italiäniſchen Mädchen nicht kennt, mag ſolch einen Einfall haben. Ohne Chiaretta im entfernteſten ſchmähen zu wollen, iſt ſie doch Italiänerin, wie eine andre, das heißt, ſie iſt im funfzehnten Jahr, wie alle Mädchen dieſes Landes, völlig entwickelt, in der ſchönſten Blüte der Jugend, voll Liebe, Leben und Luſt, voll Gefühl, voll Sehnſucht nach Erwiedrung. Fehlt dieſe letztre, oder wird ſie durch einen langen Brautſtand verzögert, ſo entflieht die Liebe. Die ungeſtümen Forderungen

des Körpers beſtehlen die Seele um ihre Kraft. Das Mädchen wird dir untreu — dann iſt ſie für dich verlohren, oder ihr vergeßt euch beyde in einer heißen Stunde — und was dann? Wenn dich Antonio zu ſeinem erſten Geſellen macht, ſo kann er dir doch nicht für Frau und Kind zu leben geben. Dich hier ſelbſt, als Meiſter niederlaſſen, würde dir, als Ausländer, unbeſchreiblich ſchwer, wo nicht unmöglich gemacht werden. Es bliebe noch der einzige Ausweg, Luchano's Schwiegerſohn und Geſell zu werden. Dann könnteſt du zwar Chiaretta heurathen, allein die Heimkehr in's Vaterland wäre ſo gut als auf immer unmöglich. Daher iſt mein Freundesrath, und wenn du mich dazu ermächtigſt, will ich Luchano und ſeiner Tochter deinen Entſchluß hinterbringen — du giebſt das Mädchen auf, vollendeſt deine Lehrjahre, kehrſt in dein Vaterland zurück, ſuchſt ein einträgliches Unterkommen, und heurathеſt dann ein wackeres Tyrolermädchen aus euern Bergen. Glaub' mir, unter hundertmalen, mislingt es neunzigmal eine Ausländerin zu heurathen. Und nun gar eine Italiänerin! So nahe Nachbarn ihr von Welſchland ſeyd, ſo iſt doch Himmel, Sprache Sitte und Gewohnheit gar zu verſchieden.

Chiaretta iſt funfzehn Jahr, wie du, alſo wird ſie völlig verblüht ſeyn, wenn du in der ſchönſten Manneskraft ſtehſt. Der hieſige Himmel zieht heißes Blut, heftige Charactere. Der alte Luchano iſt zeitlebens ein Hitzkopf geweſen, ſeine Tochter wird nicht aus der Art ſchlagen, und wie paßt dies zu deinem ſanften, weichen Weſen? Die Italiänerin, zumal der Claſſe, in welcher Chiaretta geboren iſt, kennt wohl das Wort Liebe, worunter ſie die Sehnſucht nach einem Manne verſteht, die meiſtentheils ganz körperlich iſt; vom Weſen der geiſtigen Liebe hat ſie keine Ahnung: daher die elenden Ehen, die noch elendere Kindererziehung. Jetzt iſt das Mädchen reizend, laß ſie ein Kind gehabt haben — und welche bliebe bey einem ſtehn — ſo vernachläßigt ſie ihr Aeußeres, wird gleichgültig dagegen, ſchmutzig. Der Italiäner ſättigt ſich mit einer Handvoll Macaroni, die ihm an allen Straßenecken geboten werden, ſein Clima verlangt keine häusliche Vorſorge für den Winter. Ganz anders in Deutſchland, wo es Arbeit, Thätigkeit, Kenntniſſe bedarf, lauter Dinge, die Chiaretta weder hat, noch haben kann. Deine Wirthſchaft geht zurück, du wirſt mislaunig, kalt — ſie, unglücklich, weint, ſeufzt und jammert

den ganzen Tag. Oder du vergleichst mit deinen kräftigen, gesunden, thätigen Landsmänninnen — nun wird sie eifersüchtig, flucht, schimpft, lärmt, tobt, und du hast die Hölle im Hause. Aber selbst im besten Falle, wirst du, wie du bist, mit einer Italiänerin nicht glücklich seyn können. Nimm an, du habest ausgelernt, und seyest ansäßig, in einer großen deutschen Stadt — denn Absom kann keinen Geigenmacher nähren — so bist du Künstler, ein Mensch von gebildetem Sinn, von leidenschaftlicher Liebe für dein Fach, voll Einbildungskraft, voll Drang nach Mittheilung gegen ein theilnehmendes Geschöpf. Ist deine Frau eine Deutsche, so wird sie, selbst wenn sie das Wort Kunst nicht dem wahren Sinne nach versteht, doch für deinen Beruf Achtung, an deinem Gelingen Freude, an deinen Gesprächen darüber, Theilnahme zeigen. Der Italiänerin ist es völlig gleich, ob du Pantoffeln oder Geigen machst, für die Kirche, den Conzertsaal oder die Schenke arbeitest, wenn dir deine Arbeit nur Geld genug einträgt, um gemächlich leben zu können. Gespräche über Kunst machen sie gähnen, deine schwärmerischen Fantasien lächeln, sie versteht sie nicht, und bald hört sie nicht mehr darauf. Sie wird dich ein

Paar Jahr lang, wenn du gesund bleibst, nach ihrer Art leidenschaftlich lieben, dann verfällt sie, im Auslande zumal, schnell, wird gleichgültig, launisch, bekommt das Heimweh. O Jacobus, jetzt, wo die Umstände drangen, muß ich mir dein Vertraun erwerben, indem ich dir das meinige schenke. So wisse denn, ich spreche aus Erfahrung, ich lernte, als ein junger deutscher Mahler hier in Italien ein engelschönes Mädchen kennen, dessen Anmuth ich nicht widerstehn konnte. Sie erwiederte meine Liebe, wir waren sechs Monden lang glücklich. Sie selbst, ihre Verwandten, mein eignes Herz trieben mich dazu, sie zu meiner Gattin zu machen; allein ich hatte kein Vermögen, und nur kargen Erwerb. Es wäre Tollheit für mich selbst, Grausamkeit gegen sie gewesen, auf solchen Grund ein ehliches Verhältniß bauen zu wollen. Ich entdeckte ihr meine Gesinnungen, schwur ihr ewige Liebe, und bat sie, nur noch einige Jahre, bis zu meiner Rückkehr aus Deutschland Geduld zu haben, wohin ich, um eine Anstellung zu suchen, reisen, und sie dahin abholen wollte. Sie willigte ein, schwur mir ewige Treue, und ich verließ sie, den Himmel im Herzen. Meine Bemühungen waren nicht fruchtlos; es glückte

mir, Gönner durch meine Arbeiten zu erwerben, die mir Unterſtützung, Empfehlung verſprachen — und Wort hielten. Ich muſte ein Receptionsſtück mahlen, und es der Prüfung der Kenner unterwerfen. Es gefiel, ich ward zum Fürſten berufen, erhielt eine lebenslängliche Anſtellung, und die Erlaubniß, meine Geliebte aus Italien zu holen, deren Bild nach Jahresfriſt, hell, als ſtände ſie vor mir, in meinem Herzen lebte. Wonnetrunken reiſte ich ab, wonnetrunken kam ich an, und fand ſie — in den Armen eines Elenden, der meiner Rache durch einen Sprung aus dem Fenſter entfloh. Ich überſchüttete ſie in meinem heißen Jammer, mit den bitterſten Vorwürfen. Ein ſpöttiſches Gelächter war ihre Antwort, und die Betheurung, daß ich ſie heurathen müſſe, indem ich ſie um ihren Ruf, ihre Ehre gebracht, öffnete mir die Augen, und heilte mich, indem mein Herz aufs grauſamſte zerriſſen ward. Ich ſah, daß meine Liebe nur zum Deckmantel eines ſträflichen Verhältniſſes mit einem Andern gedient hatte, und daß man darauf rechnete, ich werde die Folgen jenes Umgangs in deutſcher Leichtgläubigkeit vor dem Altare und durch prieſterliche Einſegnung gut heißen. Aufs tiefſte empört, gekränkt, von einem

Geſchöpf geſchmäht, das ich anbetete, von dem ich mich geliebt glaubte, das mich nie verſtanden hatte, riß ich mich los, that das Gelübde, mich der Kirche zu weihen, und floh bis nach Valombroſa, wo ich Aufnahme, Ruhe fand, und wo ich ſeit zehn Jahren lebe. Seitdem hat mich mein Beruf unzähligemal in Familien eingeführt, wo ich als Rathgeber, Schiedsrichter, Verſöhner auftreten mußte, und je mehr Erfahrungen ich machte, je feſter ſtellte ſich mir der Grundſatz auf, „wer eheliches Glück begehrt, der ſuche es nicht im Süden.“ Dort ſind die Leidenſchaften zu wild; die phyſiſche Natur, durch Clima, Ueberfluß der Producte und Sitte begünſtigt, unterdrückt, lähmt die geiſtige, läßt nur körperliche Empfindungen, ſinnliche Genüſſe emporkommen. Geiſtige Thätigkeit regt ſich dort nur, wenn Gold, feiner, wenn Ruhmbegierde ſie anfeuert. Liebe iſt dort nur ſinnlicher Genuß, und da dieſer durch Sittenloſigkeit, die eben aus dem Clima entſpringt, ſo ſehr erleichtert wird, ſo iſt jene höhere Liebe, die durch Vergeiſtigung des Phyſiſchen, den Beſitz des Geliebten erwerben will, ein Monens, ein Unding, eine Albernheit, die gleich andern ſogenannten romantiſchen Grillen mit Achſelzucken belächelt wird!“ — Der

Geiſtliche endete hier, und Jacobus, ſo ſehr er ſeinen Freund liebte, und ſeiner Erfahrung traute, fühlte ſich doch ſo tief verletzt, ſo ſchmerzlich durch die Herabſetzung des Mädchens ſeines Herzens gekränkt, daß er Mühe hatte, darüber Herr zu werden. Endlich fand er Worte. Verlaſſen — er betheuerte dies mit einer Entſchloſſenheit, an der Andrea den Eindruck, den ſeine Rede gemacht, abnehmen konnte — verlaſſen werde er die Geliebte nie, und ſollte es ſein Leben koſten. Indeß begreife er, daß er nicht ohne eine Verſorgung zu haben, ſich mit Chiaretta verbinden könne. Er wolle daher reiflich über die Sache nachdenken, und ſich dann abermals des Freundes Rath erbitten. Mit trübem Lächeln nahm der Mönch bey dieſen Worten ſeines Zöglings Hand. „Das heißt, mein Jacobus, du willſt thun, was dich dein Herz thun heißt, und mich dann über das Geſchehene ſprechen laſſen. So iſt der Menſch, ſo war auch ich. Darum keine Vorwürfe. Um dein Glück im Vaterlande zu gründen, führte ich dich über die Alpen herüber, und es ſollte mich ſchmerzlich jammern, wenn ich einſehn müßte, du wäreſt doch wohl als Korbflechter glücklicher geworden. Thu' indeß, mein Geliebter, was du

nicht laſſen kannſt, und ſey feſt überzeugt, daß ich, wie immer dein Schickſal ſich geſtalte, mit Rath und That, mit Gut und Blut zu deinem Beſten beyzutragen entſchloſſen bin!" — Er umarmte den Jüngling, und verlor ſich ſeitwärts in ein Gebüſch.

Jacobus war zu gutartig, zu dankbar, zu vernünftig, als daß er die Worte ſeines Wohlthäters nicht mit großer Ehrerbietung anhören, nicht mit wehmüthiger Rührung hätte nachempfinden ſollen. Alles, was auf Chiaretta tadelnd ſich bezog, hatte ihn heiß geſchmerzt, und ſein Entſchluß, ſie nie zu verlaſſen, ſtand feſt in ſeiner Seele. Allein Vaterland, Eltern und Geſchwiſter, Künſtlerehre und Dankbarkeit behaupteten doch auch noch ihre alten Stellen in in ſeinem Herzen. Daß er ſeine ganze jetzige Exiſtenz, ſeine Erziehung, Bildung und Geſchicklichkeit den Wohlthaten des Andrea ſchuldig war, konnte und mochte er nicht läugnen. Daß ſeine Worte unendlich viel Wahres enthielten, hätte er ſich lieber nicht eingeſtanden, wäre ihm nicht im Hintergrunde des verwirrten Pathen Fiedler's Geſchichte, und das Bild der ſchönen Leonilde aufgedämmert. Daß er, ein

siebzehnjähriger Jüngling, in Deutschland fast noch ein Knabe, nicht mit einer Frau zu den Eltern heimkehren dürfe, war außer Zweifel. Allein gegen alle diese Vernunftgründe stand die leidenschaftliche Liebe zu dem Mädchen ohne daß, er fühlte es nur zu tief, ihm zu leben unmöglich war — und wie immer, so auch hier — die Leidenschaft behielt den Sieg! den einzigen Mittelweg, den der Mönch ihm selbst angegeben, den wollte er einschlagen — nämlich des alten Luchano Schwiegersohn werden. So blieb ihm wenigstens das Mädchen gewiß, das Uebrige werde sich wohl finden, wenn man nur arbeite, und auf Gott vertraue. Er fühlte wohl, als er nach Luchano's Wohnung umkehrte, daß das Vertraun auf Gott nur bey vernünftigen Unternehmungen eine Beruhigung geben, und Glück bringen könne, daß es aber, wenn ein Spieler sein letztes Geld auf eine Karte setzen, oder ein Tollkühner einen Sprung vom Thurme herabwage, wohl eher eine vermessne Herausforderung der himmlischen Beyhülfe genannt werden müsse; indessen Andrea war doch auch ein Mensch, konnte irren, und der Schluß von einer Einzelnen aufs ganze Geschlecht unmöglich für untrüglich gelten. Vor's erste wollte er dem alten Luchano nichts entdecken,

ſondern nur Chiaretta von ſeinem Plan unterrichten. Mit Entzücken ſah er ſie den Gartengang herab ihm entgegen kommen. Bey welchem Mädchen behielte der Geliebte nicht Recht, zumal wenn er eine baldige Ausſicht zur beyderſeitigen Vereinigung eröffnet! Chiaretta war entzückt von Jacob's Plan, und verſprach indeſſen immer vorläufig den Alten auszuholen, der ja doch auch, ſelbſt wenn er nicht wolle, nachgeben müſſe, da er hoch an Jahren, dem Trunk ergeben, von einem Tag zum andern vom Tode weggerafft werden könne, wo dann der zurückgelaſſnen Tochter nichts bleibe, als das gänzlich verſchuldete Haus nebſt Garten, und einiges Handwerkzeug, das der Alte, wenn er es eben brauche, wieder einlöſe. Was er ſonſt noch von Dingen beſitze, die einigen Werth haben, daß wolle Chiaretta ſchon noch vor ſeinem Tode über die Seite ſchaffen, damit es den Gläubigern nicht in die Hände falle. Eine unangenehme Empfindung durchſchauerte Jacob's Gemüth bey dieſen Worten des Mädchens; gegen die Nothwendigkeit der Maasregel ließ ſich bey einem, dem Trunk ergebnen Alten, vernünftigerweiſe nichts einwenden. Allein in Jacobs Augen waren Vater und Mutter heilige, auch in ihren

Schwächen noch ehrwürdige Personen, Alles was ihnen angehörte, für ihn unantastbare Gegenstände. Nie würde er sich erlaubt haben, in solchem Tone von ihnen zu sprechen, noch solche Vorkehrungen bey ihrem Leben zu treffen. Mit wahrem Schmerz fiel ihm hierbey ein, wie er zwar Chiaretta tadle, und selbst um nichts anders verfahre. Denn, durfte er es sich verbergen, daß er fest entschlossen sey, das Mädchen erst zu heurathen, und dann seines Vaters Einwilligung dazu zu erbitten? O wenn der Mensch uneins mit sich selbst wird, Vernunft und Gewissen ihn auf die eine Seite, Leidenschaft und Schwäche ihn auf die andre ziehn, dann ist für ihn nicht mehr einzustehn. Er hat nur noch so lange Grundsätze, befolgt sie nur noch so lange, als die Leidenschaft mit ihnen nicht im Widerspruch steht. Geschieht dies — und wie lang kann es ausbleiben? — dann hält ihn nichts mehr auf. Mit vollem Wind, und angeschwellten Seegeln fährt er dahin, vom Sturme der Sinnlichkeit getrieben, wo ihm der Zielpunct seiner Hoffnungen zu seyn scheint!

Jacob, durch süße Erwartungen gekräftigt, hatte Mühe, die ihm vom Arzt vorgeschriebene Ruhezeit in Brescia auszudauern. Den Alten

ſah er wenig, meiſt nur des Morgens, wo er ſich mit Zuſammenſetzung fantaſtiſch geformter Inſtrumente und Reparaturen ſchadhafter zu ihm gebrachter Geigen beſchäftigte. Er mochte früher viel Arbeit gehabt haben, Geſchicklichkeit und Erfahrung ließ ſich ihm nicht abſprechen; allein wahrſcheinlich hatte ſeine Lebensweiſe die Kunden von ihm entfernt. Er ſprach freundlich und theilnehmend mit Jacob, ſchüttelte aber ungläubig den Kopf, wenn dieſer ihm von Amati's und andrer Meiſter Kunſtgriffen ſprach. Gegen Mittag ging er aus, und kam dann, oft erſt am andern Tage, und nie ſeiner Sinne mächtig, zurück. Ohne eine alte Verwandte, die ſich zu Chiaretta's Duegna nach der Mutter Tode aufgeworfen, wäre das Mädchen zeitig ein Raub der Verführung geworden. Jene Verwandte war zwar ſeit einem Jahr geſtorben; allein Luchano's Tochter ſah wohl ein, daß Zurückgezogenheit und Beſcheidenheit der einzige Weg ſey, ihr einen Mann zu verſchaffen, und ſie ſchien die Belohnung für ihre gute Aufführung durch Jacobs Hand empfangen zu ſollen. Dieſer machte ſich nach einigen Tagen, von Chiaretta's Seegenswünſchen begleitet, auf den Weg. Als er in Cremona wieder ankam, war Meiſter

Antonio's Empfang nicht der freundlichſte. „Ich habe dich gewarnt" — ſagte er ihm, beym Eintreten, mit finſtern Blicken — „weil du Menſchen und Land hier nicht kennſt. Allein du haſt dir nicht rathen laſſen, und kömmſt mit einem Stich in der Bruſt und einem Mädchen am Halſe zurück. Hieronimus, der an allem ſchuld iſt, weil er einen Gefährten zu ſeinen dummen Streichen an dir haben wollte, habe ich weggeſchickt. Er mag ſich in der Welt umſehn und erfahren, wie weit er es ohne des Bruders Anſehn und Unterſtützung bringt. Was aber ſoll mit dir werden? Meinſt du, ich ſehe nicht durch, daß du in einem halben Jahr mir den Dienſt aufſagen, nach Brescia ziehn und des alten Säufer's Luchano Schwiegerſohn werden willſt? So lang du hier lernteſt, um dich dereinſt in deinem Vaterlande zu ſetzen, habe ich dir kein Geheimniß meiner Kunſt vorenthalten. Allein ich müßte ein Narr ſeyn, wenn ich für fremde Meiſter Geſellen ziehn wollte. Auch rechne nicht darauf, durch meine Unterſtützung nach Luchano's Tode hier in Italien bleiben und als Meiſter arbeiten zu wollen. Die Geſetze unſrer Kunſt verbieten dies mit Recht; wir haben Inländer, und unter dieſen

Pfuscher genug, die wir ernähren müssen. Sagst du mir also nicht auf, so thue ich's dir!" — Jacob erwiederte, nicht wenig betroffen Antonio so unterrichtet zu sehn, sein Plan sey, sich in Deutschland als Meister niederzulassen und Chiaretta mit sich zu nehmen. „Und du Thor glaubst, ein italiänisches Mädchen werde zwey Jahr Braut mit dir seyn und dich reisen lassen, um als ein gutes Schaf, deine Rückkehr zu erwarten?" — „Ich weiß," — entgegnete Jacob, daß das nicht angeht, — „und will deshalb in einem halben Jahre Euch verlassen, dann Luchano's Tochter heurathen, als Gesell für ihn arbeiten und nach seinem Tode in mein Vaterland zurückkehren. Seyd immer so gut, mich noch ein halb Jahr bey Euch zu behalten. Mir ahnet, wir sehen uns dann so nicht wieder in diesem Leben!" — „Possen! Possen! — Indeß es mag drum seyn. Geh' an die Arbeit, ich habe dir ein ausgesuchtes Stück Holz dorthin gelegt. Sieh einmal zu, wie weit du es ganz ohne meinen Rath bringst!" — Mit diesen Worten, wobey ihm die Stimme vor Rührung zitterte, verließ Antonio die Werkstätte.

Jacob sah ein, daß er zum zweytenmale an einem Wendepuncte seines Schicksals stehe. Es

galt ein Zeugniß ſeiner Geſchicklichkeit abzulegen, Antonio's Unterweiſung Ehre zu machen, Chiaretta's Beſitz zu erwerben. Welche mächtige Antriebe, Alles aufzubieten, was er vermochte, und was ſeinem Gemüth als Ideal vorſchwebte, nun in glücklichen Stunden durch ſeine kunſtgeübte Hand auch außer ſich, der Welt darzulegen. Das Material, das ihm Antonio dazu ausgeſucht, war trefflich, ſeine ganze Seele war bey der Arbeit. Er fühlte, daß ihm etwas Großes gelinge; allein er ließ ſich nicht durch unzeitige Freude oder geckenhafte Selbſtbewunderung in ſeinem andächtigen Fleiß ſtöhren, ſondern arbeitete treu, bedachtſam und anhaltend fort. Nach vierzehn Tagen brachte er den Lack auf die neue Geige, einige Tage ſpäter bezog er ſie aufs ſorgfältigſte, und als zur Zeit der Sieſta, in den erſten heißen Mittagsſtunden alles ſchlief, ſtieg er hinauf in ein enges Bodenkämmerchen, wo Antonio ſeine Inſtrumente zu probieren pflegte, weil in dem engen mit Gegenſtänden angefüllten, nicht hohen Behältniß an Reſonanz gar nicht zu denken war, das Ohr nicht beſtochen werden und über die Qualität des Tones allein ganz genau geurtheilt werden konnte. Schon beym Stimmen hörte

Jacob', daß er sein Ideal erreicht habe, dennoch setzte er den Bogen nicht ohne Zagen an, als es nun galt, alle Tonregionen von der höchsten bis zur tiefsten streng prüfend in langen, gehaltnen Klängen mit kritischem Ohr durchzugehn. Indeß das Werk bestand die Probe aufs siegreichste, und Jacob konnte sich nicht enthalten, als er geendet, die Geige an die Lippen zu drücken und auszurufen: „du bist mein Meisterstück, an dir haben Liebe, Ehre und Angst gearbeitet!" — Leise stieg er herab und legte das Instrument auf Antonio's Platz in der Werkstätte. Kaum trat er heraus, so brachte ihm ein Bothe ein Briefchen Chiaretta's. Jacob riß den Zettel auf, überlief ihn, rannte nach seinem Zimmer, wo er die nöthigsten Bedürfnisse auf einige Tage zu sich steckte und war nach einigen Augenblicken mit dem Manne schon wieder nach Brescia unterwegs. Das Mädchen meldete ihm, es habe sich ein Freyer um ihre Hand gefunden und da er bisjetzt der Einzige sey, so scheine der Alte sehr geneigt, ihm die Tochter zu geben. Man kann denken, daß Jacob dem Bothen wenig Zeit zur Erholung gegönnt haben und nicht wenig hastig zugeschritten seyn werde. Er war etwa eine Stunde

wen, als Antonio in die Werkſtätte trat. Die neue Geige fiel ihm ſogleich in die Augen; er fragte, wer ſie dahin gelegt? Niemand wußte davon. Er betrachtete genau prüfend. „Hm" — murmelte er vor ſich hin — „trefflich gearbeitet. Hier und da könnte vielleicht noch mehr Kühnheit im Schnitt und in der Wahl der Verhältniſſe ſeyn. Stimme, Balken und Steg ſtehn am rechten Fleck, die Zargen fein hoch, viel Bruſt — hm, hm, — die obere Decke ſehr gewölbt, — nun, es kömmt auf die Gattung Ton an, die der Verfertiger hat herausbringen wollen!" — Er nahm jetzt den Bogen langſam und mit ſchwellender Stärke die leeren Seiten verſuchend; ſein Lächeln ward immer wohlgefälliger. Er legte ab, was ihn hinderte, ſetzte die Geige recht an den Backen an, und forderte nun die ganze Eigenthümlichkeit des Inſtruments an Kraft und Lieblichkeit heraus. Einzelne Worte beurkundeten ſeine Zufriedenheit, ſie ſtieg, je länger er das Inſtrument verſuchte. Endlich rief er, es niederlegend — „bey der heiligen Jungfrau, die Geige iſt trefflich und keiner hat ſie gemacht, als mein Geſell Jacob Stainer!" — Er ſchickte nach ihm, er war nicht zu finden, wohl aber kam nach eini-

ger Zeit ein Brief von Brescia an Antonio, worin ihm Jacob die Ursache seiner plötzlichen Entfernung erklärt, ihn bittet, jene gefertigte Geige als ein Andenken von ihm zu behalten und sich seiner wohlwollend zu erinnern. Beygelegt war eine Anweisung Fra Tedesco's für einen der ersten Kaufleute Cremona's, an die Ordre des Meister Antonio Amati, diesem das laufende letzte Viertel von Jacob's Lehrgeld zu bezahlen. „Schade" — rief Antonio aus — „schade um den wackern Burschen, er war mir unbeschreiblich lieb geworden. Indeß er hat das Seinige rechtschaffen gelernt und wird seinen Unterhalt leicht finden, — wenn ihm die verfluchten Weiber nicht den Hals brechen" — setzte er leiser hinzu, als ein gewaltiges Thürenwerfen und giftiges Keifen mit der Magd, ihm Cechina's holde Erscheinung ankündigte. Gleich am nächsten Tage setzte sich der wackere Meister hin, schrieb an Jacob einen treuherzigen, schlichten Brief, worin er ihm noch einige Handgriffe als Geschenk mitgab, und ihn dem Schutz des Himmels empfohl. Beygelegt war Jacob's schön auf Pergamen geschriebener Lossprechungsbrief, den Hieronimus Amati, der ohne den Bruder nicht leben konnte, wieder

heimgekehrt war und Besserung versprochen hatte, selbst nach Brescia tragen mußte, wo er seinen ehemaligen Camerad in der Wonne der ersten Liebe, seit acht Tagen Chiaretta's Gatte, antraf.

Es hatte keine große Ueberredung bedurft, den alten Luchano zur Einwilligung zur Verbindung Jacob's mit seiner Tochter zu bewegen, noch den früher gekommnen Freyer zu vermögen seinen Ansprüchen auf Chiaretta zu entsagen. Der alte Luchano erklärte, ihm sey es ganz gleich, wer seine Tochter nehme, wenn sie nur nach seinem Tode versorgt sey, indem kein Ziegel auf dem Dache, kein Baum im Garten ihm mehr gehöre und er folglich auch ihr nichts hinterlassen könne. Der angebliche Prätendent schwur hoch und theuer, daß er zwar das Mädchen sehr artig finde, ihm aber, schon wegen der großen Verschiedenheit der Jahre, eine eheliche Verbindung mit ihr nicht in den Sinn gekommen, er auch nie ein Wort dieser Art an Luchano geäußert, was ihm dieser bezeugen müsse. Der Alte that dies, alle Partheyen waren zufrieden und es lag vor Augen, daß die ganze Sache nur ein wohl angelegtes und glücklich gelungenes Stratagem aus Jungfer Chiaretta's Köpf-

chen gewesen, schneller unter die Haube zu kommen. Allerdings hatte sie ihm hundertmal versichert, daß sie gern hundert Jahr auf ihn warten wolle; allein die Hyperbel war so stark, daß sie jedem, geschweige einer Italianerin, die überall auf das Practische dringen, höchst lächerlich dünken mußte. Je mehr sie mit einem halben Dutzend guter Freundinnen, unter denen auch ein paar runzliche, zahnlose, triefäugige Huldinnen waren, ihr Verhältniß überlegte, je vernünftiger fand sie, nicht ein Jahr, nicht ein halb, nicht ein Vierteljahr, ja nicht einen Monat mehr zu warten, sondern den Erwählten ohneweiters nach Brescia zu citiren. Muhme Monica, eine von den zahnlückigen Rathgeberinnen, hatte gemeint, sey der Bräutigam ein Deutscher, so setze sie ihren letzten Zahn daran, — gewiß ein theurer Schwur — er solle noch am Tage seiner Ankunft in Brescia Chiaretta's Gatte werden, nur müsse man sie gewähren lassen. Chiaretta ließ es sehr gern geschehn, daß eine andre, die von ihr geschnitzten Pfeile verschoß und alles geschah, wie Frau Monica vorhergesagt. Dem alten Luchano ward von ihr erklärt, daß Giacopo sein künftiger Schwiegersohn, des berühmten Antonio Amati zu Cremona erster und bester Gesell,

wie der Lehrbrief ausdrücklich besagte, das Geschäft als Instrumentmacher übernehmen, mit dem größten Nutzen führen und heut Abend ein großes Mahl mit Wein die Fülle, geben werden. Das letzte Argument that volle Wirkung und Luchano seegnete links und rechts, wie man's haben wollte. Während Frau Monica mit noch ein paar Gevatterinnen, Jacob und Chiaretta zur Kirche gingen, wo die schon bestellte Trauung in italiänischer Flüchtigkeit vollzogen ward, hatte Luchano so tapfer die Gesundheit des neuen Paares provisorisch getrunken, daß, als nun die Leutchen nebst dem Geistlichen in das Haus des Hochzeiters kamen, er den Seegnungsproceß aufs neue beginnen und dem Geistlichen nebst Frau Monica die Hände auflegen wollte, wogegen nur der Reverendissimo seiner seits mit großer Lebhaftigkeit protestirte. Man setzte sich zum Mahle und that sich gütlich. Wer nie italiänische Frauen und Mädchen, ziemlich gleichviel von welcher Classe, recht lustig gesehn hat, kann sich keinen Begriff von der Beweglichkeit ihrer Sprachorgane und von dem Tonreichthum derselben machen! Mit andern Worten, es läßt sich nicht beschreiben, was für ein Geschnatter und was für ein hölliſches Geschrey die

lieblichen Geschöpfe zu erheben im Stande sind. Der Erzähler dieser Begebenheit erinnert sich, in Ancona einer Zusammenkunft höchst rechtlicher, unbescholtner, braver, aber lustiger Frauen, und einige Jahre vorher, dem Kanonendonner der dreytägigen Schlacht von Brienne in Nordfrankreich, beygewohnt zu haben und kann auf sein Gewissen betheuern, daß er die Affaire von Ancona noch zu hören glaubt, während die von Brienne mit ihren Donnern ihm nur noch wie ein ferner Nachhall gegenwärtig ist. Hier waren es nun gar durch den Wein lustig gewordne Comare (Gevatterinnen) des Bürgerstandes, und man kann daher auf die unverzärtelte Kraft ihrer Lungen einen Schluß machen. Jacob, nur die stille Hütte seiner Eltern oder die — wenn Cechina nicht drin war — ebenso geräuschlose Werkstatte Antonio's gewohnt, schwindelte, und bat seine junge Gattin, ihm irgend ein stilleres Plätzchen im Hause anzuweisen. Dame Monica, die dies hörte, interpretirte es nach ihrer Weise, führte die jungen Leute in die Bodenkammer, wo sie fortan schlafen sollten, wünschte ihnen eine ruhige Nacht und ging hinab zur Flasche.

Chiaretta war schön und zärtlich, liebte auch ihren Gatten, der so nachgebend als sanft war,

von ganzem Herzen; die jungen Leute fühlten sich daher so glücklich, als man es bey Beschränktheit der äußern Mittel und manchen ziemlich drückenden Entbehrungen seyn konnte. Wolken, ja Ungewitter — Andrea hatte es vorausgesagt — sollten nicht ausbleiben, und Jacob's tiefer, stiller Geist sah sie schon von fern sich aufthürmen. Die ersten Verdrüßlichkeiten bekam er durch Luchano und die ominose Monica. Diese hatte nämlich den Alten und Chiaretta überredet, Jacob's Geschicklichkeit werde gleich in den ersten vierzehn Tagen soviel Geld in's Haus schaffen, daß der Vater alle Tage in ein ander Weinhaus gehn und die junge Frau wenigstens von Zeit zu Zeit sich ein neues Anzugsstück werde schaffen können. Niemand kränkte sich mehr, daß dem nicht so war, als Jacob, der mit unausgesetzter Anstrengung arbeitend, den durch mehrere schlechte Arbeiten sehr gesunkenen Ruf Luchano's nicht mit einmal wieder empor bringen konnte. Mit des alten Trunkenbold's Grobheit, mit der Gevatterin Monica unermüdlichen, oft giftig stechenden Zunge wäre er noch fertig worden, so hart es ihm ankam, ihnen — weil sie anders sich nicht bedeuten ließen — in ihrer Sprache zu antworten; al-

kein Chiaretta's trübe Augen, wenn er ſie überraſchte, ihre ſchmollende, dicke Lippe, wenn ſie Geld von ihm begehrte und er keins zu geben hatte, belehrten ihn in den erſten ſechs Wochen, daß Chiaretta — wenigſtens kein Engel ſey. Ein Mittel blieb ihm noch, ſich an Andrea's Milde zu wenden. Allein mit Abſcheu verwarf er den Gedanken, von ſeinem Wohlthäter, ſeinem Lehrer und Freunde, Geld zu erpreſſen, um die Unmäßigkeit eines Greiſes, die Naſchhaftigkeit einer Klätſcherin und die kindiſchen Launen eines jungen Weibes zu befriedigen. Selbſt erwünſchte Begebenheiten mußten dienen, ſeinen häuslichen Himmel zu trüben. Ein Liebhaber der Muſic, der Jacob's Meiſterſtück in Cremona bey Amati geſehen, wünſchte eine ſolche Geige zu beſitzen. Antonio war edel genug, ihn an Jacob zu weiſen. Der Handel wurde beſchloſſen, der Fremde zahlte zehn Zechinen Aufgeld und verpflichtete ſich, in vier Wochen, wenn er das Inſtrument abholen würde, ebenſoviel zu zahlen. Die ganze Hausgenoſſenſchaft jubelte. Jacob, gar zu glücklich, wenn er frohe Geſichter um ſich, überſeelig, wenn er ſeine Chiaretta lächeln ſah, beſchloß bey dieſer Gelegenheit den Grundſtein häuslicher Ruhe

zu legen. Er ſchenkte Chiaretta fünf Zechinen, legte fünf andre in einen Beutel, den er zur Sparcaſſe beſtimmte, und verſprach dem Alten und der Gevatterin einen verhältnißmäßigen Antheil an den noch zu erhebenden zehn Zechinen. Man ſchien zufrieden und Jacob ging voll ſtiller Luſt an ſeine Arbeit, bey der er Antonio's Erfahrungen und Kunſtgriffe mit Geiſt benutzte. Das Inſtrument gelang trefflich. Jacob war weit früher fertig als er geglaubt hatte, und benutzte Tag und Nacht durch fleißiges Spielen der Geige die gewiſſe weiche, runde, markige Gleichheit des Tones zu geben, welche alte Inſtrumente ſo unendlich vortheilhaft im Ohr des Kenner's von neuen unterſcheidet. Jener Liebhaber war ſo entzückt als er ſein Eigenthum abzuholen kam, daß er freywillig dem Verfertiger zehn Zechinen mehr gab, die dieſer nur nach langem Weigern annahm. Aber kaum war der Fremde fort und Jacob hatte die Theilung des Geldes in der beſchloßnen Maaſſe vorgenommen, ſo brach das Unwetter los. Der alte Luchano forderte mit ungeſtümer Grobheit, die Hälfte des ganzen Geldes, weil Jacob mit ſeinem Werkzeug und Holz gearbeitet habe. Dame Monica verlangte ihren Antheil erſt als Wirth-

ſchafterin, dann, weil ja es ſey, die Chiaretta bewogen habe, dem armen Teufel Jacob die Hand zu geben. Chiaretta ſchlug ſich auf Wannen's Seite und behauptete, eine Sparcaſſe, wie ſie Jacob anlegen wolle, ſey ganz unnöthig, denn der Liebhaber, der die Geige gekauft habe, werde deren ſchon mehrere herſchicken und ſo könne es nie an Gelde fehlen. Jacob blickte in ſtillem Schmerz zum Himmel, dann ergriff er einen Stock und trat mit ruhiger Kälte unter die Schreyenden. „Niemand" — hob er an — „hat ein Recht auf das Geld, das ich erwerbe, als ich und Chiarettn, mein Weib. Ich würde die ganze Summe Chiarettn in die Hände geben, wüßte ich nicht, daß, unerfahren und kindiſch, wie ſie iſt, in drey Tagen kein Heller mehr in ihren Händen wäre. Und wovon ſoll ich Brod und Fleiſch, Holz, Saiten und Werkzeug kaufen, wenn wir das Geld ſo verſchwenden wollen? Ihr, Luchano, ſolltet Euch erinnern, daß Euer Säuferleben Euch längſt dahin gebracht hat, alles brauchbare Holz und Werkzeug zu verkaufen. Das Werkzeug, womit ich arbeite, iſt ein Geſchenk Andrea's an mich, wie mein Name bezeugt, der darauf überall eingegraben iſt. Euch, Frau Monica, habe ich nicht

kommen heißen, aber ich gebe Euch mein Ehrenwort" — er hob den Stock — „daß ich Euch auf eine unsanfte Art werde gehn heißen, wenn ihr Eure Ohrenbläsereyen und Zuträgereyen bey meiner Frau nicht laßt. Ich will Frieden in meinem Hause haben, und wer mir dabey im Wege stehe, den werfe ich hinaus. Damit ihr aber mir nicht nachreden könnt, es sey dabey mein Geiz im Spiele, so will ich noch einmal eine harte Erfahrung machen. Hier, Chiaretta, ist der Beutel, der alles enthält, was ich an baarem Gelde besitze, wirthschafte damit, wie du es verantworten kannst!" — Er warf ihr den Beutel in den Schoos und eilte hinaus unter die Pinien hinter seiner Wohnung, um sich hier auszuweinen. Der Arme glaubte, die härtesten Leiden schon erfahren zu haben, während es nur die erste Welle des trüben Stromes war, der später ihn und sein Glück hinabriß. Seit dem letzten Auftritt waren einige Wochen ruhig vergangen; Chiaretta schien das Geld eintheilen zu lernen, denn sie hatte keines begehrt; Frau Monica schien sich Jacob's Erklärung zu Herzen genommen zu haben, denn es kamen keine Klatschereyen zu seinen Ohren. Gern glaubte sein Herz, überall das Beste dem-

kend, daß es nur eines ſolchen ernſten Momentes bedurft habe, um Ordnung und Ruhe im Hauſe einzuführen, und voll Sehnſucht gab er ſich dem Gefühl hin, das ihn in Chiaretta's Arme führte. — Damals kannte man die ſegensreichen Erfindungen nicht, wodurch in neuerer Zeit die Aerzte der entſetzlichen Pockenkrankheit Einhalt zu thun lernten. In jenem Jahrhundert war ein ſolcher unglücklicher Blatterkranker der ganzen Wuth des Uebels Preis gegeben und mochte von Glück ſagen, wenn er nicht als blinder, verſtümmelter Krüppel vom Siechenlager aufſtand. Auch in Brescia brach das Uebel aus, und Jacob war einer der erſten, den es mit entſetzlicher Wuth überfiel. Beſinnungslos, blind, mit Geſchwüren überdeckt, lag der Leidende danieder, ſechs Wochen lang mit aller Kraft ſeiner ungeſchwächten Natur gegen das Todesurtheil kämpfend. Andrea, der ſchon einmal ſein Retter geweſen, beſtellte ihm, da er es zum Glück zeitig erfuhr, den beſten Arzt in Brescia zur Behandlung, ja, als ihm kund ward, daß Chiaretta ſich von ihrem Gatten (was damals niemanden verübelt ward) entfernt habe, ſandte er einen zuverläſſigen Burſchen zu deſſen Pflege und eilte ſelbſt, ſobald es ihm möglich ward,

seinem theuern Zöglinge zu Hülfe. Er fand ihn genesend, aber heißer Thränen konnte er sich dennoch nicht bey seinem Anblick enthalten. Das blühende Jünglingsantlitz war verschwunden. Eine kranke Blässe lag auf dem von Narben durchfurchten Gesicht, dessen Jugendschmelz zerstört war. Nur das große, seelenvolle Auge war ihm erhalten. „Dein Anblick, mein Jacobus, hat mich überrascht" — nahm Andrea das Wort — „die Krankheit hat dir deine Jugendschönheit genommen, allein sie hat dir dein Augenlicht, hat dir menschliche Züge gelassen. Du bist kein Bild des Entsetzens unter deinen Mitbrüdern, und so magst du den Verlust der flüchtigen Schönheit leicht verschmerzen!" — „O mein väterlicher Freund" — entgegnete Jacob — „ich habe mein entstelltes Gesicht im Spiegel mit Bedauern, aber ohne Entsetzen oder Jammer gesehen. So jung ich bin, so weiß ich doch den Werth der innern Güter weit über äußern Reiz zu schätzen. Nicht für mich bin ich besorgt, aber — o mein theurer Freund — wie wird Chiaretta, dies liebliche, aber ungebildete, nur von äußern Eindrücken bestimmte Geschöpf solch Unglück ertragen? Sie ist es, für die ich zittre! — Hier war es, wo ihn Andrea er-

wartete, der allerdings von Chiaretta's Leichtsinn, von Monica's Schlechtigkeit und Geiz alles fürchtete. Er redete ihm zu, Nachsicht mit seiner jungen Gattin zu haben, die sich allerdings nur nach und nach an seinen Anblick würde gewöhnen können, auch Liebe und Geduld gegen sie zu verdoppeln, und die erste beste Gelegenheit, die sich ihm darbieten würde, zu ergreifen, um nach Deutschland zurückzukehren, wo in der strengern Sitte eine mächtige Schutzwehr gegen die Verführung zu finden sey. Mit Sehnsucht ergriff Jacob diesen Gedanken, bey dem alle Bilder der Heimath im Zauberlicht der Jugend aufleuchteten. „Ja — rief er vertrauend aus — „nach Deutschland, in mein liebes, treues Vaterland, wo ich gebohren ward, dahin will ich zurück. Mit meiner Kunst werde ich mich und Chiaretta nähren, das holde Geschöpf wird seinem Freunde und Versorger gern ein narbenvolles Gesicht verzeihen!" — Andrea hätte es für Sünde gehalten, ihn in diesem Glauben zu stöhren, und verließ ihn mit der gewöhnlichen Versicherung seines reolichen Beystandes, wenn er dessen bedürfe. Jacobs erster Gang war nach dem Flecken, wo Chiaretta mit Dame Monica ihre einstweilige Wohnung aufgeschlagen. Er

hatte Mühe, ſich dem alten Weibe in's Gedächtniß zu rufen. „Nicht doch" — ſchrie ſie mit ihrer eſſigſauern Stimme, mit ausgebreiteten Armen ſich rückwärts gegen die Thür lehnend — „Jacob Stainer war ein ſchöner, junger Mann, von höchſtens zwanzig Jahren, mit glatter Haut, ihr ſeyd ein häßlicher Vierziger, der ausſieht, als hätten ihn die Ungläubigen, oder noch was Schlimmers in der Arbeit gehabt, ich kann meine holde junge Dame nicht mit Euerm Anblick erſchrecken. „Weib" — erwiederte Jacob mit einer Pantomime, deren argumentkräftige Natur Frau Monica ſcheuete — „Weib, magſt du mich für zwanzig oder vierzig Jahr, für häßlich oder ſchön halten, genug, ich bin Chiaretta's Gatte, will nicht deine holde Dame, ſondern mein Weib ſehen. Und nur weg von der Thür, oder — „thut was ihr wollt, ihr häßlicher Landſtreicher" — ſchrie Monica — „ich weiche und wanke nicht!" — „Nun denn, wenn ihr nicht ander's wollt" — erwiederte Jacob — „ſo habt, was ihr verdient!" — Ein paar kräftige Fauſtſchläge entfernten den lautheulenden Drachen, Jacob riß die Thür auf, ihm entgegen trat ein junger, ſchöner, reichgekleideter Herr, der ihn mit den Worten: „was

für einen Teufelsſpectakel giebts denn da?" gebietriſch anrief. „Nichts weiter, Signor" — entgegnete Jacob, ihn leicht bey Seite werfend — „als einen Gatten, der entſchloſſen iſt, ſein Hausrecht aus allen Kräften zu brauchen!" — Er trat ins Zimmer, das äußerſt elegant eingerichtet war. Chiaretta, roth und ſehr bewegt, faſt reizend gekleidet auf einem Sopha, und ſpielte mit einem niedlichen Hündchen im Schoos. Bey ihrem Anblick verflog Jacobs Hitze. „Mein Weib, meine Chiaretta" — rief er mit zärtlichem Affect vor ihr niederſtürzend — „kennſt du mich noch?" — Die Ueberraſchung war zu groß, ein Thränenſtrom überſchwemmte Chiaretta's Antlitz, ſie wechſelte die Farbe, ihre Stimme bebte — „Unglücklicher" — ſtammelte ſie — „du wärſt — Jacob? — mein Gatte? — O Schickſal!" — Sie ſank weinend nieder. „Chiaretta" — ſchrie Jacob verzweifelnd in ſie hinein — „Chiaretta, um Gotteswillen, mach' mich nicht raſend, laß mich an dir, an Gott und meinem Glück nicht verzweifeln! Sag, daß du mich kennſt, daß du mich liebſt, o um des Erlöſers willen, ſag es!" — Seine Hände bebten, Todesſchweiß ſtand auf ſeiner Stirn, ſeine Augen funkelten wild, er ſtand am Abgrunde.

Chiaretta, bleich und blaß, ſchlug die Augen auf, Schmerz und Jammer zuckte in ihren Lippen; „deine Stimme dringt an mein Herz — ja, du biſt mein Gatte — aber als ich dich liebte — da warſt du — ach ſo ſchön — ſo blühend — jetzt — hu — mir grauſt vor dir — was ſoll denn nun werden?“

„Himmliſche Mächte, auch das noch? Chiaretta, du liebteſt mich“ —

„Einſt — ja, wie du noch ſchön warſt!“

„Aber liebt man denn nur das Geſicht, den Körper? Nicht den Geiſt, der mit uns im Einklang fühlt; nicht das Herz, das Sanftmuth und Liebe in unſer Betragen legt?“

„Was du vom Geiſt ſprichſt, verſteh ich nicht. Dein Herz, deine gute Behandlung warſt du mir ſchuldig, ich habe dir nie weh gethan. Du haſt mich oft in meinem alten Vater gekränkt. Dein Geſicht war ſchön, das zog mich zu dir — nun das heißt ja wohl, ich liebte dich. Jetzt biſt du entſetzlich häßlich, — ich zürne dir nicht, ich bedaure dich, es zerreißt mir die Seele, dich ſo zu ſehen — aber lieben kann ich dich nicht mehr!“

Jacob verhüllte ſein Geſicht. „Von wem“ — frug er dumpf — „von wem kommt dies Haus, dieſe Einrichtung, dieſe Kleidung?“

„Vom Marcheſe Mattei, dem Jünglina, der dir entgegen kam. Als Monica mich hier eingemiethet hatte, kam er, mich zu beſuchen, weil er, wie er ſagte, dich und deine Arbeit verehre. Du wardſt immer kränker. Endlich erfuhr Monica, du ſeyſt geſtorben. Der Marcheſe warb um meine Hand, ich ſagte ſie ihm nach halbjähriger Friſt zu. Da ich an allem Mangel litt, ſo ſah ich nicht ein, warum ich nicht von meinem künftigen Gatten Unterhaltung und Lebensfriſtung annehmen ſollte. Jetzt biſt du wieder da — — und ich muß dir folgen!“ —

„Mußt? Chiaretta, Weib meines Herzens, fühlſt du denn gar nichts mehr für den Jüngling, deſſen ganzes Glück, Leben und Wirken von dir abhängt? Sieh, wir wollen zuſammen in meine ſtille, treue Heimath zurückkehren, dort unter meines geliebten Vater's Augen eine glückliche Familie bilden. Meine Kunſt wird uns nähren. Deine Liebe wird mir die kleine Hütte zum Paradieſe machen. O komm, komm meine Geliebte, laß uns in die waldigen Berge, in die ſchattig kühlen Thäler, zu den ſanftgrünen Wieſen meines Landes heimkehren. Dort am Buſen der großen, herrlichen, einfachen Natur, wird auch der Sinn für einfache Genüſſe

in dir erwachen, du wirst an meiner Seite glücklich seyn, und mich unaussprechlich glücklich machen. O komm, komm —

„Jacob" — unterbrach ihn Chiaretta — „sieh, ich bin ehrlich, sey du dagegen billig, und zürne mir nicht, daß ich, eine Italiänerin, anders fühle, anders denke, als deine kalten deutschen Landsmänninnen. In die dunkeln Wälder, in die eisigen Berge, jenseits der Alpen, folge ich dir nimmermehr. Es würde dir nichts helfen, mich mit Gewalt dahin zu führen, denn mein Leben erlöschte dort im ersten halben Jahre. Der Marchese kennt dein Deutschland, und mich schauerte bey seiner Beschreibung. Auch Luchano, meinen Vater, verlasse ich nicht, so lang er lebt, der Marchese hat mir versprochen, für ihn zu sorgen. Die Hauptsache aber ist — ich liebe dich nicht mehr, ich kann dich nicht mehr lieben. Laß uns von einander gehn, wir taugen nicht länger zusammen, sieh — ich berge es dir nicht — ich liebe Mattei, jedes Hinderniß, das du mir in den Weg legtest, den Geliebten zu sehen, würde nur meine Sehnsucht nach ihm entflammen, dem ich ja doch nicht angehören kann. Ists meine Schuld, daß ich so bin, wie ich bin? Ich schwur dir, dich zu

lieben, so lang ich lebte, aber ich konnte nicht voraussehn, was geschehn würde. Ich habe dich innig geliebt, so lang du liebenswürdig warst. Jetzt bist du es nicht mehr, wie soll die Empfindung in mir fortdauern, da die Ursache, die sie erzeugte, in dir aufgehört hat? Heißt das lieben, wenn man die quält, die einem angehören, wohl, so mach' dein Recht auf mich geltend. Aber du wirst nichts dabey gewinnen. Sey hart und streng, ich werde dich hassen, sey eifersüchtig, ich werde dich betrügen, sey freundlich und mild, ich werde dich mit Thränen bitten, mich von dir zu lassen. Darum, überlege unser Verhältniß, und sey so vernünftig und billig, als ich ehrlich und aufrichtig war. Das aber halte fest in deinem Kopfe, Liebe läßt sich nicht erzwingen!" —

Mit diesen Worten ging sie von ihm, der stumm, starr und kalt, wie eine Bildsäule da saß. Er zweifelte, ob er wache oder träume, lebe, oder als ein Abgeschiedener aus dem Grabe Zurückgekehrter, ein Schatten unter Lebendigen wandle. Seine Brust war kalt, sein Auge trocken, sein Gehirn leer. Mit Mühe erhob er sich, und wankte nach der Thür, die ihm das Scheusal Monica, deren niederträchtiger Geiz

dem Marchese Chiaretta verkauft hatte, hohnlächelnd öffnete. „Danke, gute Frau" — lallte er besinnungslos, und schritt in's Freye hinaus. Aber seine Füße trugen ihn nicht weit. Gram und Kummer fraß an seinem Herzen, zernagte seine Sehnen, wüthete in seinem Gehirn. Bis zu einem Gemäuer schleppte er sich, dort brach er zusammen und blieb bewußtlos liegen.

Indessen hatte Andrea, der den Beklagenswerthen unlängst verlassen, ihn überall aufgesucht, um ihm eine höchst wichtige Nachricht zu bringen. Es war nämlich durch einen Vornehmen, der eine von Stainer's besten Geigen in Italien gekauft hatte, dessen Ruf nach Wien, an des damaligen Kaisers Leopold I. Hof gedrungen, und dieser hatte ihm, nebst einer fixen Besoldung das Prädicat als Hofgeigenmacher des Erzherzogs Ferdinand Carl ausfertigen, auch ihn einladen lassen, nach Wien zu ziehn, und dort seine Kunst zu treiben. Antonio Amati, den man seinetwegen befragt, stellte ihm nicht nur das beste Zeugniß seiner Kunst und Sittlichkeit aus, sondern schlug auch zu weiterer Unterhandlung, Stainers Landsmann und Freund, den Mönch Andrea vor. Man kann denken, wie

glücklich ſich dieſer durch einen Auftrag fühlte, der ſo vortheilhaft geſtellt war, daß ſich vorausſehn ließ, Jacob werde, aufs Höchſte beglückt, ihn mit beyden Händen, ohne weitere Bedingungen ergreifen. Ein ſo warmer und thätiger Freund als Andrea, konnte ſeinen Zögling nie ganz aus den Augen verlieren. Er hatte ſich immer, theils direct durch ihn ſelbſt, theils durch andre Perſonen, die Stainer'n kannten, Nachrichten von ihm zu verſchaffen gewußt, und ſo war ihm denn auch der Gang, den ſein Hausweſen zu nehmen drohte, ſo wie Chiaretta's und des alten Luchano Verſchwendung nebſt Monica's Aufhezereyen der jungen Frau gegen ihren Mann, nicht fremd geblieben. So lang er glaubte, es mit Nutzen thun zu können, hatte er in Briefen, an Jacob ſelbſt, dieſen auf ſeine Hausgenoſſen aufmerkſam gemacht, aber freylich immer tauben Ohren gepredigt. Seit Jacob's Geneſung von den Blattern, war er feſt überzeugt, daß es mit dem häuslichen Frieden deſſelben am längſten werde gedauert haben. Es war ihm, durch Berufsgeſchäfte verhindert, nicht möglich geweſen, Chiaretta's Entfernung unter der alten Monica Leitung, zu hintertreiben, und nach den erſten vierzehn Tagen wußte er ſchon, wie dieſe nichts-

würdige Kupplerin mit dem Wüstling Mattei um Chiaretta's Besitz in Unterhandlung stehe. Den besinnungslos daniederliegenden Gatten davon unterrichten, war zwecklos, kräftige Maasregeln durch Zuziehung der Obrigkeit gegen Monica zu nehmen, war wegen Feilheit der Justiz, die dem reichen Mattei verkauft war, wegen Klugheit der verschmitzten Unterhändlerin, und endlich wegen der bedeutenden Entfernung von Florenz nach Brescia, nicht ausführbar. War es ja doch sogar höchst unwahrscheinlich, daß Jacob nur überhaupt mit dem Leben davon komme! Mit Aufopferung seiner Gesundheit hatte sich Andrea, kaum im Kloster eingetroffen, sobald er von Jacobs Genesung hörte, zu einer neuen Sendung, die schon einem andern Mönche bestimmt war, den Auftrag von den Obern erbeten, und war kurz nach Jacob's Ankunft in dem Flecken, wo Chiaretta von Mattei unterhalten, mit ihm lebte, angelangt. Der letzte Auftritt war in einem so kleinen Orte nicht verborgen geblieben. Andrea erfuhr alles, auch daß der Verführer mit Chiaretta und Monica landeinwärts nach seinen Gütern abgereist sey, und begriff, daß für Jacob hier alles verloren, ja für sein Leben sogar Mattei's und Monica's

Nachstellungen zu fürchten wären, und das einzige Heil in schneller Entfernung gefunden werden dürfe. Wie seegnete er den Auftrag, den er schriftlich bey sich trug; allein, wer beschreibt seinen Jammer, als er endlich, von einem Straßenbuben auf die Spur gebracht, seinen Jacobus im fürchterlichsten Fieberparoxism, von Dornen und Steinen zerrissen, von der Sonne ausgedörrt, vom nächtlichen Regenguß durchnäßt, völlig sinnlos in den Ruinen einer kleinen, im Felde stehenden Kapelle wiederfand! Daß er ihn mit der größten Sorgfalt aufheben, nach Brescia bringen ließ, Aerzte und Wundärzte um ihn versammelnd, versteht sich von selbst. Auch die Frage über seine physische Gesundheit ließ sich, bey seiner kräftigen Natur, mit Wahrscheinlichkeit vortheilhaft beantworten; allein, ob nicht sein Geist getrübt, ja zerrüttet bleiben dürfe, das war nach des berühmtesten Arztes Aussage, sobald man ihm die ganze Begebenheit entdeckt hatte — höchst zweifelhaft. Und leider! bestätigte sich des erfahrnen Mannes Prophezeyung. Nach einigen Tagen legte sich das Fieber, und kehrte schwächer, bald gar nicht mehr zurück. In Zeit von einigen Wochen konnte man den Unglücklichen hergestellt nennen, was den Körper

betraf — allein der Geiſt blieb verſtöhrt. Die einzige Hoffnung, die der Arzt gab, war auf des Kranken Rückkehr in's Vaterland gegründet, und er unterſtützte dieſe Anſicht mit ſo vielen Gründen, Erfahrungen und günſtigen Beyſpielen, daß Andrea ſogleich die nöthigen Anſtalten traf. Selbſt ihn zu begleiten, war ihm nicht vergönnt, er ſchrieb deshalb an den alten Michael Stainer, ſchickte ihm Reiſegeld, und beſchwor ihn, ſo ſchnell immer möglich, nach Breſcia zu kommen, und aus ſeinen Händen den theuern Leidenden zu empfangen. Beſorgniß, Kummer und Liebe trieben den Vater ohne Aufenthalt zu reiſen, und ſo traf er nach wenig Tagen bey dem geliebten Sohne ein. Welch ein Wiederſehn, welch ein herzzerreißender Anblick! Wir wollen unſre Leſer nicht mit der Schilderung dieſer Scene martern, ſondern ihnen dagegen den Troſt geben, daß nach und nach in Jacob's Gemüth beym Anblick ſeines Vater's, beym Ton ſeiner Stimme, eine mildere Empfindung einzutreten ſchien. Er ward nachdenkend, ſtille Thränen füllten ſeine Augen, aber ſein Mund blieb verſchloſſen. Keine Antwort auf die theilnehmendſten Fragen, auf die zärtlichſten Bitten, keine erleichternde Mittheilung

des gepreßten Herzens. Lautlos und traurig, aber ohne Widerstand, ließ er sich in den bequemen Wagen bringen, den Andrea besorgt hatte, und erwiederte des Freundes heiße Segenswünsche mit nichtssagendem Lächeln. Die Reise — so berichtete Michael dem Mönche — fand kein Hinderniß in der Gesundheit des Kranken. Er nahm von Speise sowohl, als von Arzney, das Vorgeschriebene zu sich, und sein Zustand schien in stille Melancholie ausarten zu wollen, die eine allmälige Auszehrung herbeygeführt haben würde. Allein der Himmel hatte es anders mit ihm beschlossen. Sobald die Reisenden erst die Gränze überschritten und ein Stück Weges hinter Inspruck hinaus, gegen Hall zu, gekommen waren, begann Jacob aus seiner Fühllosigkeit zu erwachen. Ungewiß betrachtete er sich selbst, seinen Vater, die Gegend. Endlich, als sie den Haller Salzberg und die Gegend von Glairsch vor sich sahen, wo er so oft als Knabe sich Holz zu seinen Schnitzarbeiten geholt hatte, da zersprengte das Uebermaas der in ihm flutenden Empfindungen die Fesseln, in die sie der Wahnsinn gelegt hatte. Er brach in laute Wehklagen um sein verlornes Glück, und endlich in einen Strom von Zähren aus, die

ſeine gebundnen Geiſteskräfte wieder in's Gleichgewicht ſetzten. Sein Vater, von Andrea unterrichtet, nährte und verſtärkte dieſe Stimmung, die ſich ſo heilſam bewies, daß Jacobus beym Eintritt in die väterliche Wohnung, ſich in Sprache, That und Betragen vollkommen verſtändig zeigte. Er begann von ſelbſt, der Mutter ſeine Schickſale zu erzählen, und verſchwieg ihr auch Chiaretta's Untreue und Undank nicht. „Ich habe es nicht beſſer gewollt" — entgegnete er, wenn ihn die Seinigen beklagten — mein geliebter Andrea hatte mich auf die Bahn des Glückes geleitet, es hing nur von mir ab, darauf fortzugehn. Ich war gewarnt, durch des Pathen Fiedler's Geſchichte, durch Meiſter Antonio, durch Andrea ſelbſt, ich wußte, was mich erwartete, und ſtreckte dennoch die Hand nach der verbotnen Frucht aus. Ich genoß und verlor mein Glück. Mir iſt recht geſchehn. Gott ſey Dank, daß mir meine Kunſt geblieben iſt!" — Er verlangte mit Sehnſucht nach ſeinem Werkzeug, für deſſen Fortſchaffung Andrea Sorge getragen hatte. Bald richtete er ſich eine Werkſtätte ein, und begann ſein Geſchäft mit Eifer zu treiben. Den Vorſchlag Michaels, nach Wien dem Rufe des Kaiſer's zu folgen, wies er mit

Heftigkeit von sich. „Nicht von der Stelle geh' ich mehr" — war sein Entschluß — denn ich weiß, was mich hier, über kurz oder lang erwartet!" — Er blieb vernünftig, obschon immer still, und in sich gekehrt, arbeitete fleißig, und trug seine trefflichen Instrumente mehrere Stunden weit in den Klöstern zu Kauf, wo er eine Geige gewöhnlich um einige Ducaten abließ. Auf diese Weise brachte er einige Jahre zu, als Andrea bey ihm einsprach. Stainer schien noch einmal der harmlose Knabe, der er früher gewesen, werden zu wollen, und erkundigte sich mit großer Theilnahme, nach Allem, was sich in Brescia und Cremona zugetragen. Da man Andrea heimlich unterrichtet hatte, daß Jacobus mit dem Pathen Fiedler wäre gesehen worden, woraus man fürchtete, er könne durch des alten Mannes Heftigkeit, auf seine eigne Geschichte gebracht werden, auch Michael selbst, wünschte, daß irgend jemand ihm, der immer mehr alterte, die Sorge für den Sohn übernähme, so glaubte Andrea diesem die Nachricht hinterbringen zu können, daß er sich unter seinen Landsmänninnen nach einer Gattin umsehen dürfe. Er sey frey, indem Chiaretta von Mattei verlassen, an den Folgen einer unglücklichen Niederkunft gestorben

sey. Allein, der Himmel fügt es oft so, daß das, was wir für die sicherste Anstalt, die zweckmäßigste Vorkehrung halten, sich gerade als die nachtheiligste, unglückbringendste zeigt — und so geschah es hier. Was den armen Stainer aufs festeste mit dem Leben verknüpfen sollte, traf ihn zum Tode. Urplötzlich brach der Wahnsinn mit der entsetzlichsten Wuth los, so daß er ohne Verzug gefesselt werden mußte. Es schien, aus den Selbstgesprächen, die er in gelindern Anfällen hielt, als ob er nie die Hoffnung ganz verlohren, Chiaretta werde noch ihren Undank einsehn, den Verführer fliehn, und den Gatten in Deutschland aufsuchen. Eine seiner schönsten Geigen hatte er Chiaretta genannt, und bat oft so flehentlich, sie ihm zu reichen, daß man bisweilen seinem Wunsch nachgab, und ihm die Hände löste. Er spielte denn so entzückend, daß er allen, die ihn hörten, Thränen des Mitleids entlockte, exaltirte sich aber hierdurch auf einen solchen Grad, daß man ihm diese Freude nicht mehr gestatten durfte, weil sie ihn bis zur Wuth reizte. Dann vermengte er Leonilde und Chiaretta, Andrea und den Pathen Fiedler, schrie, sang, lachte, fluchte, tobte, bis er beynah leblos liegen blieb. So trieb er es noch einige

Monate, in denen er zuletzt keinen Augenblick mehr entfeſſelt werden konnte. Endlich erloſch er — einer Notiz in ſeinem Taſchenbuch zufolge, an Chiaretta's Geburtstag. Sein Vater Michael folgte ihm bald; auf die Nachwelt kamen einige ſeiner beſten Arbeiten, und einige ſehr dürftige Notizen über ſeine Schickſale, woraus die gegenwärtige Erzählung zuſammengeſetzt ward. —

Gesammelte

Erzählungen.

Leipzig, gedruckt bei W. Baade.

Gesammmelte

Erzählungen

von

Carl Borromäus von Miltitz.

Erster Band

Leipzig,
bei Carl Enoblech.
1825.

Inhalt.

	Seite
Chryſalide.	1
Graf Boemund von Peyrſperg.	37
Die Ferſe des Achilles.	89
Der Dreykönigsabend.	145
Die Grabſchrift.	164
Der Dreykönigsabend (Fortſetzung).	189
Die Wette.	235
Die Rathgeber.	272

Chryſalide.

Der Hofrath Sonnewald, in frühern Jahren ein thätiger Geſchäftsmann, hatte ſich, nachdem er durch Fleiß und Glück ein bedeutendes Vermögen erworben, zurückgezogen, um endlich ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, der Entomologie (Inſectenkunde) ausſchließlich zu leben. Als Knabe ſchon konnte er, einem Schmetterlinge nachjagend, Mittagsmahl und Veſperbrot vergeſſen; als Jüngling nutzte er jede freie Stunde, um ſeine Inſecten nach Linnée und Fabrizius zu ordnen; und jetzt, als alternder Mann, thaten die Namen der berühmteſten amerikaniſchen Tagſchmetterlinge, Priamus, Hector, Menelaus u. ſ. f. noch immer ſeinem Ohre wohl. Seine Bildung war ſtreng wiſſenſchaftlich geweſen, daher trug auch ſein Lieblingsſtudium dieſen Character, und ſein Ausſpruch galt jetzt unter den Entomologen nicht weniger als ehemals vor beſetzter Gerichtsbank; ja, er hatte ſich, da ſpätere Erfahrungen ſeine ſcharfſin-

nigen, naturhiſtoriſchen Conjecturen rechtfertigten, einen Ruf von Unfehlbarkeit erworben.

Seine Gattin war ihm, wenige Jahre nach der Geburt einer Tochter, geſtorben, und die Kleine an demſelben Tage zur Welt gekommen, an dem, aus einer verpuppten Oleander-Raupe, die der Hofrath — eine große Seltenheit — auf Oleander-Büſchen aus Italien erhalten hatte, der köſtliche Nachtſchwärmer (Sphinx. Nerii Linn.) ausgekrochen war. Bei lebhaften Menſchen trägt Alles die Farbe der vorherrſchenden Idee. So auch bei Sonnewald. Die Geburt einer Tochter erfreute ihn zwar, und er bewillkommte den kleinen Ankömmling auf's freundlichſte; aber er konnte es nicht verbergen, daß ihm der Neugeborne in der Puppenſchachtel beinah eben ſo lieb war. „Der Töchter" — ſagte der Enthuſiaſt zu ſich ſelbſt — „werden ja alle Jahre mehr geboren, als verthan werden können; aber Oleander-Vögel? — „Sind mir nicht" — ſetzte er, völlig überzeugt, hinzu, — „vor dem Jahre achtzig Stück Atropos-Puppen (Sphinx Atropos Linn., der Todtenkopf-Schwärmer) zu Grund gegangen, ohne daß ich Eine in die Höhe gebracht hätte? — Und was iſt Atropos gegen Nerii? Dagegen hat mein Nachbar, der Strumpfwirker, ſeine acht Mädchen ohne große Sorge aufgezogen, obſchon er ſie nicht halb ſo gut füttert, als ich meine Raupen. — Und dann,

iſt mein Vogel einmal ausgekrochen, gut ausgeſtattert, ſauber ausgeſpannt und tüchtig mit Arſenik-Solution beſtrichen, daß ihm der verdammte Ptinus fur. (Pt. fur. Linn., der Diebskäfer; der gefährlichſte Feind der Sammlungen,) nichts anhaben kann, ſo ſteht er zwanzig Jahr auf einem Fleck, und macht mir keine trübe Minute. Ein Mädchen hingegen —“

Freilich, guter Freund! iſt mit der Arſenik-Solution bei Mädchen nicht viel zu thun, und auch gewiß, daß das Ausflattern bei ihnen länger dauert und bedenklicher als bei Deinen Schmetterlingen iſt, — indeſſen müſſen wir Dir, Sonderling, doch nachrühmen, daß Du, an die Wiege der Kleinen tretend, ſie mit recht väterlichen Blicken betrachteteſt. Ja, um die beiden Dir ſo theuern Angehörigen, eins durch das andre zu verherrlichen, beſchloſſeſt Du, auf die Etikette des Oleanders den Geburtstag der Tochter mit rother Tinte zu bemerken. Dagegen ſollte die Kleine, zum Andenken ihres Mitgebornen, Sphinx Nerii getauft werden! Freilich mußte das Widerſpruch erregen, und der Prediger, der die Familie kannte, fragte ſrih: ob einer der Verwandten oder Angehörigen Sonnewalds dieſen heidniſchen Namen führe?

„Verwandte eben nicht,“ — entgegnete der Hofrath: — „Angehörige? — O ja, einer meiner liebſten Angehörigen!“

„Aber lieber Mann,“ — opponierte damals die ſanfte Hofräthin: — „Du wirſt doch Deinem ehrlich gebornen Kinde nicht den Namen einer ſolchen unvernünftigen Creatur geben wollen? Ich hatte mich ſo gefreut, daß das Mädchen, wie meine ſelige Mutter, Charitas, heißen ſolle, und nun kömmſt Du mit dem Namen eines alten, zerfreſſenen Molkendiebes!“

„Was?“ — rief der Hofrath mit einem Blicke, wie der in Ridinger's berühmtem Bilde, das die Unterſchrift führte: „Ein Löwe in vollem Zorn.“ Was? — Zerfreſſener Molkendieb? Deine ſelige Mutter war eine gute Frau; aber von einer Charitas hatte ſie — nicht ſo viel; und an ihren Fühlhörnern, — ich meine an Händ' und Füßen, — war ſie defecter, als irgend ein Exemplar aus der ſchlechtſten Sammlung. Zerfreſſener Molkendieb? Alberner, ganz alberner Ausdruck!“

„Nun, Herr Hofrath,“ — ſagte der eifrige Seelenhirt: — „ein für allemal, Sphinx taufe ich Ihre Tochter nicht. Beſinnen Sie ſich anders!“

„Lieber Mann,“ — bat die weinende Mutter: „thu' mir das nicht zu Leide!“

„Nun wohl!“ — rief Sonnewald von einem lichtvollen Gedanken ergriffen: — „wir wollen Beide Recht haben; die Kleine ſoll heißen — (Alle lauſch-

ten.) — Charitas Polychloros Chrysalis *). Vielleicht verwandelt ſich einmal das kleine Püppchen zu einem ſchönen Polychlor. — Chryſalide wird ſie getauft, dabei bleibt's.“

Der Prediger ſchüttelte den Kopf. Da indeß die Hofräthin, welcher der Name wie Adelaide klang, zufrieden ſchien, ſo ſchwieg er, und das kleine Mädchen ward nach des Vaters Willen genannt.

Des Hofraths Sieg war vollkommen und ward immer glänzender, als die kleine Chryſalide ſich von Tag zu Tage verſchönerte. Sobald ſie ſprechen lernte, bemühte ſich der Vater, ihr die Namen der gewöhnlichſten Schmetterlinge vorzuſagen, und ſo den Unterricht der Mutter, die lauter bibliſche Namen im Munde führte, auf's profanſte zu durchkreuzen. Luſtig war es, daß die Kleine eher Apollo, Jo, Semele, ſagen lernte, als Bathſeba, Mardochäus, Melchiſedech und Nebukadnezar, worüber ſich die Eltern ſogar bisweilen entzweiten. Hätte indeß der Himmel nicht bald darauf Chryſaliden's Mutter zu ſich gerufen, ſo würde ſie die Freude erlebt haben, das ſchnell heranwachſende Mädchen, in Hinſicht der Inſecten-Liebhaberei, vom Vater ab und zu ihr übergehn zu ſehen.

---

*) Chryſalide heißt die zur Puppe verwandelte Raupe, der die Entfaltung zum Tagfalter bevorſteht. Polychlor (Pap. Polychlorus L.) iſt ein bekannter, ſchönbunter Frühlingsſchmetterling.

War dem zarten Genius der Weiblichkeit ſchon die tägliche Geſellſchaft von Spinnen, Wanzen und ähnlichem Ungeziefer zuwider, ſo mußte er noch mehr verletzt werden durch das, dem Scheine nach wenigſtens, ſchmerzhafte Anſpießen und Ausſpannen der gefangenen Creaturen, die auf mannigfach ausgehöhlten Brettchen in des Vaters Cabinet umherſtanden. Vergebens verſicherte dieſer dem ſeufzenden Mädchen, welchem die hellen Thränen in den Augen ſtanden, daß die Inſecten, anſtatt des Rückenmarkes nur einen ſogenannten Markfaden, ſonſt aber keine Nerven und folglich auch kein Gefühl hätten, weßhalb man einem Schmetterling die Füße abſchneiden könne, ohne ihn zu tödten, — daß man, vor dem Ausſpannen, ihnen die Bruſt eindrücke, durch welchen ſchnellen Tod ſie aller Marter entgingen; daß es ferner ſogar erlaubt ſey, ein Thier zu quälen, wenn nur daraus eine wahrhafte, neue Einſicht in die bewunderungswürdigen Werke des Schöpfers hervor gingen — alle dieſe Gründe vermochten nicht, die weichherzige Chryſalide zu überzeugen. So ſorgſam ſie mehreremale des Tages die Hunderte von Raupen mit friſchem Futter verſah, ſo ausgelaſſen ihre Freude war, wenn ein recht prächtig hellfarbner Schmetterling aus der dunkeln, unſchönen Puppe herausſchlüpfte, die jungen Flügel im erſten Strahl der neuen Sonne prüfend entfaltete; ſo ängſtlich

ſchlug ihr Herz, wenn der Vater Stecknadeln, Zange und die ominöſen Spannbretter herbeiholte, um den Recruten unter das entomologiſche Maß zu nehmen, und nie, ſo lang ſie denken konnte, war ſie bei der Operation gegenwärtig geblieben.

Obgleich nun in dem immer reizender heranwachſenden Mädchen ſich auch das Innere ebenmäßig entfaltete, und auch jene kindiſche Weichheit einer vernünftigern Anſicht Platz machte, ſo blieb doch in ihrem Weſen eine heimliche Scheu vor den Naturforſchern, wofür dem Vater manchmal ganz bange ward, indem er beſchloß, ihre Hand einſt wo möglich keinem andern als einem Gelehrten dieſes Faches zu geben. Chryſalide gehörte nicht zu den modiſchen Schwächlingen, die, wenn Haſe und Huhn verzehrt ſind, über den Tod jener unſchuldigen Geſchöpfe Thränen vergießen. Sie begriff, daß man unter einem Himmel, deſſen Sommer höchſtens vier Monate dauert, nicht Jahr aus Jahr ein ausſchließlich von Pflanzen leben könne. Sie wußte, daß der Menſch, wie es ſeine Zähne beweiſen, wenigſtens zum Theil an den Genuß des Fleiſches gewieſen iſt; und da ihr noch nie eine der eßbaren Creaturen in die Küche gelaufen oder geflogen war, und um die Ehre gebeten hatte, gebraten zu werden, ſo griff ſie, wenn es ſeyn mußte, eben ſo raſch als kräftig zu, ſo daß in ihren Händen gewiß kein Thier lange Todesangſt

ausgestanden hatte. Dagegen konnte sie sich über die anatomischen Versuche an lebenden Thieren, von denen der Vater bisweilen erzählte, nie zufrieden geben. Und einer der eifrigsten Insectensammler und Begleiter ihres Vaters, der häßliche, bucklige, zwerghafte Magister Sicbelocin mit seinem altmodischen, verschossenem Kleide von apfelgrünem Manschester und der bläulichen Drathperücke, war ihr ganz zuwider, seitdem sie wußte, daß er lebendige Mäuse und Frösche geöffnet hatte, um den Blutumlauf zu beobachten. Sie gab ihm — vielleicht nicht ohne Grund — eine nutzlose Neugier und die blutdürstigste Grausamkeit Schuld. Des Vaters wegen, der den grundgelehrten Gnomen und erfahrnen Entomologen äußerst hochschätzte, stand sie ihm bisweilen einen Augenblick Rede, aber um keinen Preis der Welt würde sie ihm die Hand gereicht haben, an dessen Fingern sie einst blutige Spuren seiner Beschäftigung bemerkt hatte.

Ihre Lebensweise trug übrigens einen sehr einförmigen Character. Obgleich der Vater fast täglich auf Excursionen auszog, so sah er es doch gar nicht gerne, wenn Chrysalide indessen ebenfalls das Haus verließ. Er hatte vor den modischen Elegants, die er mit Campe kräftig und wahr Zierbengel nannte, eine entschiedne Abneigung. Auch glaubte er, daß ein so sorgsam erzogenes Mädchen aus den inter-

eſſanten Büchern, mit denen er ſie verſorate, weit mehr Gutes lernen könne, als am Kaffeetiſch der Frau Gevatter, oder im Boudoir einer Modenärrin. Chryſalide, im kindlichfrommen Geiſte guter, alter Zeit, grübelte nicht lange, ſondern that, was der Vater wünſchte und vermied ausgebreitete Bekanntſchaften.

An einem ſolchen Tage, wo ſie erſt gegen Abend den ausgewanderten Vater wieder erwarten durfte, hatte ſie, mit deſſen Bewilligung, eine verheurathete Jugendfreundin beſucht. Es war ſpät geworden, ohne daß die beiden eifrig Plaudernden es bemerkt hatten, und als Chryſalide nun eilig ihre Arbeit zuſammenpackte, fragte Lieschen —

„Nein, ſag' mir nur, Lydchen, ob Du nicht einſchläfſt, wenn Du ſo alle Abende drei, vier Stunden lang Deinem Alten gegenüber ſitzeſt, indeß er ſeine Molkendiebe ausſpannt und kein Wort dazu ſpricht? Und geht denn das täglich ſo, oder kommen bisweilen auch Fremde zum Beſuch?“

„Ach ja,“ — äußerte Lydchen zwiſchen Lächeln und Seufzen: — „es kommen wohl bisweilen Andre hin; der Doctor Bitterſüß zum Beiſpiel, dann der Major Spaltekopf, der Hegereuter Packan und dann der liebliche Magiſter Sickelbein. Manchmal ſprechen auch wohl alle vier zuſammen ein; aber da bin ich nur deſto ſchlimmer dran. Mit dem Vater

allein gewinne ich ihm doch wohl bisweilen ein Wort über andre Dinge ab, und dann äußert er ſich freundlich. Sind aber die Schulcameraden beiſammen, — denn ſie ſind alle mit meinem Vater in die Schule gegangen, — dann ſpricht der Doctor von ſeinen Kranken, Spaltekopf von Bataillen, Packan von Hirſchen und Haſen, und der Vater ſieht lächelnd vor ſich hin auf ſeine Spannbretter. Doch, das ſchlimmſte iſt, wenn der fatale Siebelbein anfängt, mit mir ſchön zu thun!“

„Nun wahrhaftig!“ — rief Lieschen auflachend, — „die drei entſchiedenſten Hageſtolzen unſerer Stadt, und dazu der verrückte Siebelbein; — eine allerliebſte Geſellſchaft für meine achtzehnjährige Chryſalide! Aber hör' nur an, Lydchen, Du mußt Dir was Liebes ausſuchen. Du biſt jung, ſchön, reich, — da darfſt Du nur die Hand ausſtrecken, und an jedem Finger hängen zwei allerliebſte junge Herrchen. Mir iſt nur bang, daß Dein Vater Dich am Ende einem von den alten Narren beſtimmen werde. Es wäre nicht das erſte Mal, daß ein alter Geck ſich in ein achtzehnjähriges Mädchen vergafft hätte!“

„Wo denkſt Du hin?“ — rief Chryſalide: — „ſie könnten ja alle meine Väter ſeyn. Die denken wohl nicht daran, und den Siebelbein halte ich mir wohl vom Halſe!“

„Nun, nun, paſſ' auf,“ — erwiederte jene:

„Mein Mann kommt bisweilen mit den drei Alten auf dem Kaffeehause zusammen, und hat mich versichert, wenn die Rede auf Hofraths Lydchen käme, würden die alten Herren ganz feurig und verjüngten sich.“

„Wie soll ich's aber anfangen, um einen jungen zu bekommen? Kein Mensch sieht mich. Und hinter des Vaters Rücken —“

„Behüte, Lydchen! daß ich Dir so etwas riethe! Nein, bleib Du nur brav und fromm. Ich und mein Mann, wir wollen uns schon unter den jungen Leuten umsehn, und nun geh', es ist spät, Du möchtest Verdruß haben!“

Lydchen umarmte ihre Freundin heut wärmer als gewöhnlich und eilte nach Hause. „Was Liebes!“ klang es ihr vor den Ohren, und das achtzehnjährige Mädchenherz tönte den harmonischen Klang bis tief in's Innerste nach. „Was Liebes!“ sagte sie halblaut für sich hin. — „Ach ja, was Liebes hätt' ich gern, und wollte es über alles lieb haben. Aber mich sieht, mich betrachtet ja Niemand. Zwar, reich ist der Vater, und“ — sie richtete sich etwas höher auf, — „wenn es wahr ist, daß ich schön bin — — Ach! wenn mich jemand schön fände, wie dankbar wollte ich ihm dafür seyn. Aber freilich müßte er auch jünger und schöner seyn, als meine Alten. — Nun — Gott befohlen!“

Das gute Kind hatte, wie man ſieht, keinen Begriff von der ſtillen, zur Wiſſenſchaft ausgebildeten Geſchicklichkeit ihrer Mitſchweſtern, der Männer Augen auf ſich zu ziehn. Sie ging ſo ſittigen Schrittes, ſo niedergeſchlagenen Blickes neben ihrem Vater zur Kirche, — dem einzigen Orte, wohin er ſie mit ſich nahm, — daß ihr ſchönes, braunes Auge noch nie der Glut eines Jünglingsblickes hatte begegnen können. Seit der Mutter Tode war der Himmel ihr Vertrauter geworden. Ihm hatte ſie in kindlicher Einfalt ihre Langeweile mit den vier Alten geklagt, und ſie nahm ſich vor, im heutigen Nachtgebet ihm Lieschen's Worte ganz ernſtlich zur Ueberlegung anheim zu geben, mit der Bitte, ihr doch bald etwas Liebes zuzuführen.

Der Theetiſch war indeß an's Kamin gerückt, des Vaters Pfeife geſtopft, ſeine Spannbretter, die nur ſie anrühren durfte, herbeigeholt, und Lydchen ſaß nun, das Feuer ſchürend und träumeriſch in die Glut blickend, daneben. Es klingelte, ſie ſprang auf und dem Vater entgegen, als im Vorzimmer die Stimme eines Fremden laut ward, der mit dem Dienſtmädchen ſprach. Sie horchte, — die Stimme hatte ſo etwas Sonderbares, Wohlthuendes. — Lydchen lauſchte auf den Zehen, um ja keinen der milden, männlichen Töne zu verlieren, — ſie fürchtete, der Anblick der Perſon möchte die Täuſchung

vernichten. Jetzt öffnete sie die Thür, und das Mädchen zeigte auf einen hochschlanken, dunkelgelockten, jungen Mann, der Chrysaliden mit Anstand und Zierlichkeit grüßte.

„Mamsell,“ — sagte Regine: — „das ist ein Fremder, der kein Deutsch kann. Er schwätzt wohl so was her, aber ich verstehe ihn doch nicht.“

„Bitt' um Entschuldigung,“ — nahm der Fremde das Wort: — „bin Engländer, bin empfohlen an Hofrath Sonnwald.“

„Ganz recht, — fiel Lydchen freundlich ein: — „so heißt mein Vater; er wird sich freuen.“

„Freuen?“ — frug der Engländer: — „warum? Kennt mich ja nicht.“

„Nicht doch,“ — verbesserte Lydchen: — „er wird bedauern.“

„Das thäte mir Leid,“ — unterbrach sie jener.

„Mein Gott!“ — rief die Kleine ungeduldig: — „Sie lassen mich ja nicht ausreden, — mein Vater ist abwesend.“

„Empfehle mich,“ — sagte der Engländer: — „Komm' ein ander Mal wieder.“

„Nun, doch Ihren Namen!“ — rief Lydchen hinter dem Sonderling her.

„Mester Brownious,“ — murmelte er, in flüchtigen Sätzen die Treppe hinabspringend.

„Me — Mester.“ — wiederholte Lydchen lang-

saur, ſich den ſeltſamen Menſchen mit den ſitzenden Augen, dem feinen Mund und der dunkeln Lockenfülle noch einmal recht vergegenwärtigend. — „Das war ja wohl ein ſchöner junger Mann; mir dünkt, ich hätte noch nie einen ſo ſchönen geſehen. Aber recht ſonderbar war er doch; ſo eilig, ſo kurz abgebrochen im Reden, — und den fremden Namen, den behalte ich nimmermehr.“ — Sie überlegte, ob der Jüngling wohl „etwas Liebes“ abgeben könne, als der gewöhnlich ſtarke Klingelzug ihr den Vater verkündigte. Er kam, Siebelbein mit ihm, auf deſſen abſtoßendem Geſichte heut eine ganz beſonders widrige Freundlichkeit lag, die ihn Chryſaliden verhaßter als je machte.

„Du kannſt nur Siebelbeinen Glück wünſchen, Lydchen,“ — ſagte der Hofrath beim Eintreten.

„Wozu? Väterchen; hat er eine neue Spinne gefangen, oder ſonſt ein Ungeziefer, das niemand vor ihm kannte?“

„Hochpreißliche Demoiſelle!“ — grinzte Siebelbein freundlich: — „Sie belieben mit Dero ſubmiſſeſtem Diener zu kurzweilen. Allerdings habe ich auch in der Entomologie einige kuriöſe Animadverſiones gemacht, die ich, zu ſeiner Zeit, Dero veneratem dem Herrn Vater nicht verhalten werde. Allein, was mein neueſtes Glück betrifft, ſo beſteht ſolches darin, daß ich in der allergnädigſt conceſſionirten

5aſten Lotterie an die 15,000 Reichsthaler gewonnen habe!“

„Ach, das iſt Schade!“ — ſeufzte Lydchen, die Hände treuherzig zuſammenſchlägend.

„Daß es nicht mehr iſt?“ — frug der Magiſter mißverſtehend: — „Freilich, freilich. Indeß iſt's doch ein hübſcher Anfang zu der Wirthſchaft!“

„Wirthſchaft? Wollen Sie denn einen Bierſchank anlegen?“

„Einen Bierſchank? welche captioſe Frage, reizende Chryſalis! Ich, einen Birrſchank? Gott bewahre! Nein, heurathen, heurathen will Dero devoteſter Diener!“ — Er ſchien ihre Hand faſſen zu wollen.

„Pfui!“ — ſchrie Chryſalide, ihre Hand ſchnell auf den Rücken haltend: — „Was kriecht Ihnen denn da für häßliches Geſchmeiß auf dem Aermel?“

„Verzweifelt!“ — rief Siebelbein: — „da iſt mir wohl gar meine Schachtel aufgegangen; — warte, warte!“ — Er nahm eine große Spinne vom Arme. — Dies hier iſt ein ſchönes Exemplar der Aranea diadema. Die da“ — „er haſchte auf der Weſte, — iſt die kleine Schwalbenlaus, Hippobosca avicularis Linnaei.“

„Na, Du alter Tauſendſ.....“ — donnerte jetzt der Major Spaltekopf in's Zimmer: — „biſt Du denn endlich von Deinem Streifcommando zu-

rück? Schon vor einer Stunde recognoscirte ich Deine Position; aber da flankirte so ein junger, schöner Kerl, mit schwarzem Lockenkopf und Feueraugen vor Deiner Fronte herum, und sah mich an, als wollt er mich zu Pulver brennen.“

„Guten Abend!“ unterbrach den Major der eintretende Doctor, und der hinterherstampfende Heergreuter rief: „Ist denn der alte Fuchs wieder zu Baue gefahren? — Ih, da steht ja auch schon Siebelbein! Mein Seel', Magister, s' ist ewig Schade, daß Du kein Dachshund geworden bist. Mit den krummen Läufen da müßtest Du perfect kriechen können!“

Alle lachten; Siebelbein ausgenommen, der giftige Blicke auf den plumpscherzenden Waidmann schoß.

„Still! still, Ihr alten Junggesellen!“ — gebot der Hofrath scherzhaft: — „Respect vor meinem Amanuensis Siebelbein! Wie ihr ihn hier seht, hat er in der gestrigen, letzten Ziehung seine 15,000 Thaler gewonnen.“

Alle schrien vor Verwunderung auf, und jeder wünschte nach seiner Weise Glück.

„Potz Bomben und Granaten!“ — rief der Major: — „da wir fünf alte Schulcameraden uns gerade heut so zusammen finden, und Siebelbein einen solchen brillanten Coup de Main gemacht

hat, ſollte er uns heut einen Punſch geben. Darauf ſchläft man herrlich, und ich habe morgen einen ſtarken Marſch vor, zu dem ich derbe Kräfte ſammeln muß!“

„Ha, ha!“ — kicherte der apfelgrüne Magiſter: — „Courage brauchte ich freilich in den nächſten Tagen auch, — wenn nur die theuern Colonialproducte —“

„Schäm' Dich, Erdfloh!“ brummte der Heegereuter: — „haſt ſo 'nen capitalen Fang gethan und biſt ſo filzig. Aber rücke nur heraus, denn wir kommen nicht wieder ſo jung zuſammen. Dazu will ich mir eine feſte Hand trinken, denn ich gedenke nächſtens einen Nagelſchuß zu thun.“

„Wir legen zuſammen!“ — rief der Doctor.

„Seyd Ihr nicht Narren!“ — lachte Sonnewald: — „den armen Siebelbein zu martern. — Sagt's grad' heraus, wenn Ihr Punſch trinken wollt. — Lydchen, beſorge das Nöthige!“

„Gleich, Väterchen. Aber ich habe ganz vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß ein junger Mann da war und nach Ihnen fragte. Er will auch wiederkommen.“

„So? Nun, hat er ſich nicht genannt?“

„Ach ja, aber das klang ſo wunderlich — His — Hiſter —“

„Hiſter?“ — lachte der Hofrath: — „Am Ende wohl gar Hiſter Brunneus?“

„Wahrhaftig, Väterchen, Sie haben es errathen, ſo hieß er!“

Der Lachkrampf drohte den Hofrath bei Chryſaliden's Worten zu erſticken. Das Mädchen ſtand beſchämt, und die hohe Röthe ihrer Wangen erinnerte den Vater an das Peinliche ihrer Lage. „Gewiß“ — nahm er geſammelt das Wort — „gewiß dünkt Euch allen der Name ſonderbar genug, aber Ihr werdet mein Lachen begreifen, wenn ich Euch ſage, daß dies der Name eines kleinen, in unſrer Gegend höchſt ſeltnen, Käfers iſt, dem ich ſeit zwanzig Jahren vergebens nachſtellte, ob er ſchon, vor dieſer Zeit, hier gefangen worden iſt. Nun iſt's doch höchſt lächerlich, daß mir, während ich den Käfer ſuche, ein Menſch mit demſelben Namen in's Haus läuft! Nein, gute Chryſalide, da mußt Du wohl falſch verſtanden haben. Aber ſieh, wenn mir der Freinde ſeinen ſechsbeinigen Namensvetter, den ächten Hister Brunneus*) — wohl verſtanden — hier gefangen brächte, ſich — ich weiß nicht, was ich vor Freuden thäte.“ —

„Wird nicht nöthig ſeyn“ — unterbrach ihn Siebelbein, Böſes ahnend, — „werden ſchon andre, un-

---

*) Hister brunneus (Lin.) Jetzt nach Vorkhauſen Hister fuscus.

terrichtete und erfahrne Perſonen, das Käferlein quaestionis herbei zu ſchaffen wiſſen!“

„Mag der junge Kerl heißen, wie er will“ — meinte der Major — „er lief mit ſeinen zwei Beinen ſo ſchnell als irgend ein ſechsfüßiger Käfer davon. Flog er nicht mit einem Satze aus dem Hauſe, als ob ein ſpaniſcher Reuter im Wege ſtehe. Mich riß er bald um. „Bitt' um Entſchuldigung“ — brüllte der Wildfang, und fegte, heidi! die Straße hinunter!“

„Na“ — meinte der Hofrath, ſich die Augen trocknend, — „der Herr Hiſter Brunnens wird ja wieder kommen. Seht, das Waſſer dampft; näher an's Kamin und die Pfeifen heraus!“

Alles that nach ſeinem Gebot. Das Waſſer kochte und wallte im Theekeſſel, die Pfeifen brannten, und ſchön Lydchen, wie die pythiſche Wahrſagerin in Dampf gehüllt, bereitete mit ihren weißen Händchen die Ingredienzen und dachte des Fremden, deſſen reizendes Bild ſie gar nicht wieder los werden konnte. Nach einigen Augenblicken rümpfte ſie das Näschen und ſagte: „Pfui, was verbreitet ſich auf einmal für ein widriger Geruch im Zimmer? Gewiß hat Magiſter Siebelbein wieder irgend ein Stinkthierchen bei ſich!“

„Daß ich nicht wüßte, verehrte Demoiſelle,“ entgegnete dieſer. — „Es müßte nur der Bombardier-

käfer, Carabus crepitans (Lin.) ſeyn, von dem ich einige Exemplare eingefangen. Allein ich ſtellte die Schachtel ſchon vorhin auf den Schrank.“

„Potz Schweden!“ — rief der Major — „ich riech's jetzt auch. Pr! wie die Peſt!“

„Wart' nur“ — nahm der ſchnüffelnde Heegereuter das Wort: — „ich habe hier guten Wind und will's Euch gleich ſagen, wo es herkommt!“ —

„In der That“ — bemerkte der Hofrath — „es riecht ganz abſcheulich!“

„Cameraden!“ — rief der Hegereuter laut, indem er den Doctor beim Kragen hielt — „hier habe ich ganz friſche Witterung, hier, ſteckt's! Sag' an, Doctor, was haſt Du gemacht, Du riechſt ja wie die beſte Fuchskirre!*)“

„Schafkopf ich“ — fiel dieſer, ſich beſinnend, ein: — „es iſt auch wahr, ich bin's und erkläre Euch alles auf der Stelle. Aber um Chryſaliden's Näschen nicht länger zur Laſt zu fallen, leih' mir einen Ueberrock, Bruder Sonnewald!“ — Er eilte in's Nebenzimmer und trat nach einigen Augenblicken, in den weiten Flausrock gehüllt, wieder herein, indeß Lydchen ſchon mit der Räucherpfanne das Zimmer in allen Richtungen durchkreuzt hatte. „Seht nur —

*) Platz, wo man die Füchſe mit gefallenen Thieren anlockt; (ankirrt).

hob nun der Doctor an — „jeder reitet ſein Steckenpferd; der eine ſammelt Schmetterlinge, der andre Pfeifenköpfe u. ſ. w. Das meinige iſt der Menſch mit ſeinen geſunden und kranken Abnormitäten. Vor einigen Tagen kam eine gemeine Frau zu mir, die mich frug, ob ich ihr wohl ihren Sohn und ihren Mann abkaufen wolle? Sie habe gehört, ich ſey ein Liebhaber von Seltenheiten. Die Krämerin mußte ſich näher erklären, und der Erfolg war, daß ich eine Rolle Geld zu mir ſteckte und mit derſelben nach ihrem Hauſe ging. Ihr Mann, der bereits vor drei Tagen am Schlagfluſſe verſtarb, war der bekannte, coloſſale Tambour vom Garderegimente, ein wunderſchöner Neger von der Küſte von Mozambique. Ich fand ihn noch recht friſch, wohlgenährt, die Haut glatt und glänzend wie Seide, ſchwarz wie Ebenholz, und wußte, daß ihm der Vorſteher des naturhiſtoriſchen Cabinets bei ſeinem Leben ein Bedeutendes für ſeine Haut geboten habe; es war Zeit ihm zuvor zu kommen. Sobald daher der Handel abgeſchloſſen war, zog ich dem ehrlichen Neger ſein ſchwarzes, weiches Fell fein ſäuberlich aus, rollte es zuſammen und ſteckte es ein. Bei meiner Nachhauſekunft fand ich einen Wagen, der mich über Land zu einem gefährlichen Patienten bringen ſollte, warf daher den Rock ab — und heut, wo ich ihn nach acht Tagen wieder anlege, ſteckt die vergeſſne

ſchwarze Hülle noch drin. Ich kann ſie Euch zeigen.“ —

„Um Gotteswillen nicht!“ hat Lydchen mit Grauen.

„Du biſt ein wunderlicher Kauz“ — meinte der Hofrath — „aber das arme Söhnchen lebte doch noch? der mußte doch nicht ſein Fell, gleich dem Papa, im Stiche laſſen?

„Behüte Gott!“ — erwiederte der Doctor. „Aber ich kaufte ihn gleicher Maßen, denn er hat den ſchönſten Waſſerkopf, den Ihr Euch denken könnt, den wahren Hydrops acutus. — Wird keine drei Monat mehr leben, und dann habe ich ihn gleich im Hauſe!“

Auch dieſe ächt mediziniſche Schnurre erregte allgemeines Lachen, und man fragte den Doctor, ob nicht ſeine dereinſtige Frau, bei der geringſten anatomiſchen Seltenheit, in Gefahr ſey, lebendig geöffnet und in ſeinem Cabinet aufgeſtellt zu werden? Allein er wid rſprach dieſer böslichen Vorausſetzung mit Ernſt und Eifer. Die Unterhaltung ſpann ſich nun noch ein Stündchen fort, dann aber ſchieden die alten Herren, nicht ohne heute beſonders zierliche, verblümte Redensarten an Chryſaliden zu verſchwenden, die des Glaubens ward, daß ihnen der Punſch zu Kopfe geſtiegen ſey.

Die nächſten Tage verſtrichen in gewohnter Ein-

förmigkeit. Vergebens eilte Lydchen, gegen ihre Gewohnheit, bei jedem raſchen Klingelzug in's Vorzimmer, ahnend, der dunkellockige Fremde werde ihr doch einmal entgegen treten, da er ja verſprochen, wieder zu kommen. Umſonſt — er kehrte nicht zurück, und wir unternehmen nicht, zu zählen, wie viel Silbertröpfchen aus den klaren Augen der beſchämten und leidenden Chryſalide auf die Arbeit gefallen ſeyn mögen. In der That mußte ſie ihre ganze Vernunft aufbieten, um das Weſenloſe dieſer Liebe einzuſehen, um ein Bild aus ihrer Seele zu verbannen, das ſich mit der größten Hartnäckigkeit eingeniſtet hatte und den heitern Frieden ihrer Jugend trüben zu wollen ſchien. Selbſt gegen Lieschen, die vertraute Freundin, verſchloß ſie ihr liebendes Herz, da dieſe auf eine recht rührende Herzenseröffnung ziemlich flüchtig geantwortet hatte: „O Lydchen! grämme Dich deshalb nicht! iſt's der nicht, iſt's ein andrer!“ Da er ſich in mehrern Wochen nicht blicken ließ, auch Lieschen gar nichts von ſeiner Exiſtenz wiſſen wollte, ſo war es bei Chryſaliden ausgemacht, er ſey entweder todt oder abgereiſt — auf jeden Fall für ſie verloren. Sie betrauerte ihn mit ſtillen Thränen und eine leichte Wolke von Schwermuth ſetzte ſich auf ihrer ſonſt ſo glatten Stirn feſt. — Ob nicht mancher halb unterdrückte Seufzer jugendlicher Huldgeſtalten, mancher, für dies Alter offenbar zu

düstre Blick, aus ähnlicher, geheimer Quelle eines theuern Schmerzes kommen mag? —

Eines Morgens ließ ihr Vater sie in sein Cabinet rufen. Er hatte mehrere, sonderbar gebrochne, auf goldberändertem Papier geschriebne, offne Billets neben sich liegen, die er nicht ohne Lächeln anblickte. Gleichwohl lag ein gewisser Ernst in seinen Zügen, den auch Chrysalide kannte, und der ihr, — mit Herzklopfen empfand sie es eben, — etwas Bedeutendes, Feierliches weissagte.

„Seh' Dich, Lydchen!“ — sagte der Vater mild.

Chrysalide zögerte.

„Na — seh' Dich nur,“ — fügte der Hofrath etwas barsch hinzu.

Lydchen folgte. — Ihr Busen hob sich ängstlich. Der Vater blickte noch einmal in die Billets, dann sagte er mit ziemlich trocknem Tone: „Ohne Vorrede, — Lyde, Du sollst heurathen. Ich bin alt, — unterbrich mich nicht! — zwar rüstig, aber sterblich, wie Jeder, und meinem Ziele näher, als mancher Andre. Du bist jung, reich, erträglich hübsch und brauchst einen Versorger. Ich hoffe, daß Du weder im Kopf noch im Herzen etwas hegst, was nicht in meine Pläne taugt. Ich hoffe es um Deinetwillen, denn ich, für meinen Theil, nehme darauf nicht die geringste Rücksicht. Du weißt, wie

ich von den jungen Leuten heut zu Tage denke, und noch kenne ich keinen, der mich zu einer Ausnahme vermocht hätte, auch kannſt Du und ich nicht darauf warten. Hier" — er nahm die Billets in die Hand, — „haben drei wackre Männer um Dich angehalten und mir dieſe Billets zur Mittheilung an Dich geſandt. Merk' alſo auf. Einen mußt Du wählen, welchen? — dazu laſſe ich Dir vier Wochen Bedenkzeit. — Willſt Du aber Deinem Vater eine Freude machen, ſo nimmſt Du den, deſſen Billet ich zuletzt leſe. Wählſt Du aber keinen, ſo wähle ich für Dich, und ein Vierteljahr darauf iſt die Hochzeit. Comödien-Ziereteien, als da ſind Thränen, Fußfälle und dergleichen ganz vergebliche Poſſen, fürchte ich von meiner klugen und guten Chryſalide nicht. Jetzt merk' auf!" — Er begann zu leſen:

„Capitales Mädchen!

Obſchon mir manchmal Herz und Hand gezittert haben, wenn ſo ein recht braver, grader Sechszehner oder ein ſtark hauend Schwein ſich vor meinem ſeligen Schweißhund, dem Grunewald, ſtellte —"

„Vom Heegereuter Pakkan!" — ſeufzte Lydchen.

Der Hofrath legte den Zettel zur Seite und eröffnete den zweiten:

„Schuldigſt verehrte Jungfer!

An Ew. ergeht meine gehorſamſte Meldung, daß, nachdem manche Bombe von Seufzern in der Luft crepirte, ohne in Dero wohl-caſemattirte Herzens-Citadelle zu gelangen, ich mich am 10ten dieſes, Abends 6 Uhr 3 Min., zu einem Hauptſturme, und — wo möglich, — Legung einer Breſche — entſchloſſen —"

„Vom Major Spaltekopf!" — ſagte Chryſalide mit banger Ahnung, denn der Vater ergriff eben den dritten und letzten Zettel und begann folgendermaßen:

„Hochpreißliche und admirabelſte Demoiſelle! Gleich wie manch' ein unſcheinbares Inſectum auf denen Blättern der Roſe umherkreucht, als welche Roſe ein Emblema oder Sinnbild der Liebe zu ſeyn pflegt: gleichermaßen erkühnet ſich Dero miſerabelſter Knecht, an Dero Vortrefflichkeit hinauf zu kreuchen, verhoffend —"

Siebelbein!" — ſchluchzte die arme Chryſalide, ihre Lage mit einem Blick überſehend: — „O mein Vater!" — rief ſie im herzzerſchneidenden Tone.

„Still!" — unterbrach ſie der Hofrath: — „keine Scene. Du weißt, dergleichen wirkt bei mir nicht. Volle vier Wochen haſt Du Zeit. Kannſt Du mir in dieſer Zeit einen andern, wahrhaft achtungswerthen Mann, der Dir beſſer gefällt, vorſtellen, — einen,

der Dich nicht Deines Geldes wegen nimmt und kein modiſcher Vexierbeutel der heutigen Welt iſt, ſo laſſe ich mit mir handeln. Du ſiehſt, daß ich billig bin. Außerdem heurathest Du einen meiner Schützlinge. Das iſt vernünftig und billig. Nun geh' und nütze Deine Zeit!"

Gewiß wird mancher Leſer und vorzüglich manche empfindſame Leſerin den Schreiber dieſes der Aufſtellung einer Unnatürlichkeit beſchuldigen, den alten Hofrath einen tyranniſchen Vater, einen herzloſen Barbaren u. ſ. w. ſchelten! Er verfährt etwas proſaiſch, das ſteht nicht zu leugnen. — Aber die ſchöne, critiſirende Seele blicke um ſich, und ſage, ob nicht eines Theils in der That ſehr viele Ehen alſo geſchloſſen werden, und demnach der Vorwurf der Unnatürlichkeit wegfällt; andern Theils, ob denn die meiſten, anders geſchloſſenen Ehen, in denen Jugend, Anſichten, Erziehung und Modetracht aus einer Periode ſind, glücklicher ausfallen? Beim Lichte beſehen, ließ ſich gegen Chryſaliden's Freier nichts Bedeutendes einwenden, — als daß ſie ſämmtlich bei der verehrten Demoiſelle Vaterſtelle hätten vertreten können. Allein wir kennen manche Gattin, die ihren jungen Mann gegen einen noch ein mal ſo alten mit Gewinn vertauſchen würde, — und dann, — ein junger Prätendent war nicht da.

Lydchen ſchlug ſich indeß auf die Seite unſrer

Gegner; fand den Vater grauſam, deſpotiſch, und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Inzwiſchen — ſie begriff das wohl, — war damit überall nichts, am wenigſten gegen einen ſo entſchiedenen Character, als den ihres Vaters, ausgerichtet. Es galt, einen Entſchluß zu faſſen. Wir haben Lydchen als ein ſo ehrbares, ſittiges Mädchen kennen gelernt, daß ſelbſt in dieſer höchſten Noth der dichteriſche Ausweg, ſich irgend einem ſittigen Herrn ſchriftlich anzutragen, ihr nicht in den Sinn kommen konnte; auch wiſſen wir, ihr Herz war noch frei, für ſie daher nur ein würdiger Mann zu wünſchen, der ihr weniger unangenehm, als Spaltkopf und Pakkan, und minder unerträglich als Siebelbein erſchien. Nach einigen Gängen durch das Zimmer klatſchte ſie in die Hände und rief in ſchuldloſer Freude: „Angeführt, Herr Magiſter, angeführt!“ — ſetzte ſich an den Schreibtiſch und bat den Doctor Bitterſüß dringend, heute Nachmittag, Punct vier Uhr, wenn ihr Vater ausgegangen ſeyn würde, ſich zu ihr zu bemühen, weil ſie nothwendig mit ihm allein zu ſprechen habe. Das Dienſtmädchen brachte bald darauf des Doctors bejahende Antwort. Wer war froher als Chryſalide?

Bis dahin fügte ſich Alles aufs Beſte. Die Freude, durch des Arztes Rath und That dem verhaßten Siebelbein entgehen zu können, ließ keinen an-

dern Gedanken aufkommen; aber dieſe Herrlichkeit legte ſich, als um 3 Uhr der Vater ausflog, und Lydchen, ſich ſelbſt überlaſſen, dem Schritt nachzudenken anfing, den ſie gethan hatte, und deſſen Zweck ihr nur dunkel vorſchwebte. Sie wollte ihm ihr Leid klagen, und vielleicht wußte er wohl gar, wer jener werthe Fremde ſey, und — ja, was dann weiter? Es überlief Chryſaliden heiß bei dem Gedanken an die finſtre Zukunft. — Ihre Qual zu mehren, trat das Bild des Brittenjünglings heller als je vor ihr Auge, und jetzt ſchlug die Thurmuhr vier! „O!“ — rief die Geängſtete, im Muth der Verzweiflung — „geliebter Unbekannte, wenn ich ſchon nicht Dein ſeyn darf, ſo ſoll mich wenigſtens der verhaßte Siebelbein nicht bekommen, eher der Tod!“ — Sie beſann ſich ſchnell: — „Doch nein — Du, o Himmel! wirſt mich nicht verlaſſen! Gewiß“ — ſetzte ſie gläubig hinzu — „Du wirſt helfen, und der Doctor iſt klug und gut.“ Eben klingelte es, und Chryſalide eilte, ſich zu ſammeln. Bitterſüß trat ein.

Er war ein gewandter Menſchenkenner und dabei ein wackerer Mann. Leicht begriff derſelbe, daß es etwas Hochwichtiges ſeyn müſſe, was die Tochter ſeines Freundes ihm, ohne jenes Vorwiſſen, anzuvertrauen habe; der erſte Blick in Chryſaliden's Züge verrieth dem Arzt ihre gewaltſame Bewegung und den innern Kampf, und er beſchloß daher, ihr

das Peinliche einer Entdeckung durch abgemeſſene Feierlichkeit nicht noch ſchwerer zu machen. Ruhig legte der Doctor Hut und Stock ab, ſchob einen Seſſel neben Lydchen's Nähtiſch, nahm, wie ſcherzend, des Mädchens Hand, und ſagte freundlich: „Nun, mein Engel, was haben Sie denn Ihrem unterthänigſten Diener zu befehlen?“

Ein Strom von Thränen war Lydchens ſtumme Antwort.

„Was Tauſend — Lydchen weint? — armes Kind, was fehlt Ihnen denn? Kann ich helfen?“

„Ahnen Sie gar nichts?“ — fragte ſie ſchluchzend. Eine verzweifelte Frage für den armen Doctor, der bei einem Mädchen von Chryſaliden's Character bald am Ende ſeiner Vermuthungen war. Doch die Leidende ſelbſt überhob ihn des Nachſinnens, indem ſie ihre Thränen trocknete, und mit Faſſung und Würde ſich erklärte: „Der Major, der Heegereuter und Siebelbein haben geſtern bei meinem Vater um mich angehalten“ —

„Die alten Gecken“ — rief der Doctor, die Hände zuſammenſchlagend.

„Mein Vater“ — fuhr Lydchen fort — „hat mir vier Wochen Bedenkzeit gegeben. Sind dieſe vorüber, ohne daß ich gewählt habe; ſo wählt er für mich, denn es iſt ſein unwiderruflicher Wille, daß ich einem dieſer drei meine Hand reichen ſoll. Wählt

mein Vater, ſo iſt's Siebelbein, und ich bin verloren.“

„Nein, bei Gott!“ — rief der wackre Arzt — „wenn Vernunft und Freundſchaft etwas über Sonnewald vermögen, ſo ſind Sie es nicht, dürfen Sie es nicht ſeyn.“

„Mein Vater“ — nahm Chryſalide das Wort — „iſt, bei allem dem ſo billig, mich einem vierten, unbeſcholtenen Freier abtreten zu wollen, wenn ſich während dem einer fände. Ehe ich dem Magiſter meine Hand gebe, wähle ich freilich den Major oder den Heegereuter, ſo wenig auch mein Herz für ſie empfindet.“ —

„Armes Kind“ — unterbrach ſie der Doctor — „ich glaube Ihnen gern! ach, ich wäre am Ende wohl ſelbſt frech genug, Sie dieſen Armſeligen ſtreitig zu machen, und mich als Freier an- und aufzuſtellen, wenn nicht die Jungfer Andrach bereits mein Wort vernommen und empfangen hätte.“

„Iſt's möglich!“ — rief Chryſalide. — „Verſprochen mit der Andrach? dem Ungeheuer mit drei Buckeln und vier Köpfen?“

„Erlauben Sie“ — rief Bitterſüß empfindlich — „ich fand keine Buckel, ſondern eine ſehr ſeltne Verdrehung der Rückenwirbelſäule, die kaum in hundert Jahren einmal vorkommt. Auch ſind es nicht Köpfe, die ſie verunſtalten, ſondern das vollſtändig

ausgebildete Speckgewächs. Das alte Mädchen hat ſeine Vorurtheile, es will mir die werthe Perſon nur dann nach ihrem Tode für mein Cabinet überlaſſen, wenn ich die Lebendige heurathe, und haben muß ich ſie. Nun, ſie kann's nicht lange mehr machen — aber binnen vier Wochen ſtirbt ſie nicht. — O, die hält noch ein halbes Jährchen wieder.“

Chryſalide wußte kaum, ob ſie über die gefährliche Nebenbuhlerin lachen oder weinen ſollte. Endlich ſagte ſie bitter: „Wenn ich ein halbes Jahr Zeit hätte“ —

„So käme doch die Reihe nicht an mich?“ — fiel der Doctor ein: — „Sie haben vollkommen Recht, aber laſſen Sie uns deshalb überlegen, was ſich zu Ihrer Rettung etwa thun ließe? Für's erſte werde ich mit Ihrem Vater ſprechen“ —

„Im Gegentheil, lieber Doctor, erbitte ich mir als einen Beweis Ihrer Theilnahme, daß Sie dies nicht thun. Sie kennen ihn. Sein Wille iſt eiſern. Widerſtand wäre unnütz. Soll ich gerettet werden, ſo kann die Hülfe nur vom Himmel kommen!“ —

Der Doctor ging bedauernd. Lydchen blieb, man kann denken, in welcher Stimmung, zurück. So lebendig ihr Vertrauen zum Himmel war, glaubte ſie doch nicht, ein Wunder erwarten zu dürfen, und ohne ein ſolches ſchien ihr die Befreiung unmöglich. Siebelbeinen — das ſtand feſt — wollte ſie in kei-

hem Falle angehören. Ihre nächste Wahl fiel auf den Heegereuter. Auf seinem einsamen, von Wald und Stille umgebenen Forsthause, ließ sich ein schweres Loos leichter als in der Stadt ertragen, wo täglich eine Veranlassung eintreten konnte, das Schmerzliche einer entsagungsvollen Lage tief zu empfinden. Mit wie manchem Seufzer, mit wie mancher heißen Thräne, die ihren frühern Erwartungen gehörten, zergliederte Chrysalide ihre künftige Lage. Das Resultat dieser Beschauung war ihres schönen Herzens, ihrer frommen, gottergebnen Seele würdig. Sie trocknete sich die Augen, unterdrückte den letzten Gedanken an ihre versunkne Blütenwelt, und sagte sich resignirt: „Ist's einmal mein Geschick, nun wohl, so will ich dann auch meine Pflichten auf's gewissenhafteste erfüllen, und ein schöneres Glück wenigstens verdienen!“ Der Geist eines tugendhaften Entschlusses kam erquickend über ihre Seele. Sie war gefaßt, als ein scharfer Klingelzug ihr den Vater verkündigte. Eben wollte sie ihm aufthun, da sprang das Dienstmädchen ihr mit einem Billet entgegen, vor Eile stammelnd: „Mamsell — der Hi — der Herr His — Hister Brunnius — der Doctor — dort — gehn sie — alle beide.“ —

Chrysalide zitterte vor Schreck wie Espenlaub. Sie riß den Zettel auf und las:

„Ich liebe Sie, holde Chrysalide, mehr als

mein Leben. Ich bin reich und unabhängig. Der brave Doctor, der mir dies Billet corrigirt, giebt Hoffnungen, die mir den Himmel zeigen. In einer Stunde ſpreche ich mit Ihrem Vater.

Brownions.“

Hatte Chryſalide früher vor Gram geweint, ſo dürfen wir uns nicht wundern, ſie in dieſem Augenblick Thränen der Wonne vergießen zu ſehn. Nur einen ſeligen, dankenden Blick nach oben, dann flog ſie in des Vaters Zimmer. „Vater“ — rief ſie, ſich in ſeine Arme werfend — „der Hiſter Brunnins iſt wieder da — er will mich — heurathen!“

„Wer?“ — frug der Hofrath, der jenen Fremdling längſt vergeſſen hatte, und jetzt für den Verſtand der Tochter Sorge trug — „Wer will Dich“ —

„I nun, der Fremde — der Engländer — der ſchöne, junge Mann“ —

Chryſalide wäre noch lange in ihrem fragmentariſchen Berichte fortgefahren, als ihr das Billet einfiel. Sie eilte, es zu holen. Kaum aber hatte es der Hofrath geleſen, als der Doctor mit dem Engländer eintrat.

„Bleiben Sie, ſchönes Mädchen!“ — rief Brownions, Chryſaliden erhaſchend, die eben entſchlüpfen wollte — „machen Sie mich mit einem Worte zum Glücklichſten!“ — Das Mädchen verbarg ſich erröthend hinter dem Vater, der Doctor räuſperte ſich

und begann ſeinen Vortrag alſo: „Bruder Hofrath, der junge Mann da, der wegen Unbekanntſchaft mit der Sprache, mich zum Sachwalter erkohren, iſt Miſter — d. h. — der Herr, Brownious, Sohn des verſtorbenen, berühmten und ſehr reichen Arztes in England. Er iſt ein Naturforſcher ſeines Zeichens, und hat lange in Bank's und Solander's*) — rück' Dein Käppchen, Bruder, — Cabinet gearbeitet. Er kam auf der Durchreiſe mit einer Empfehlung an den weltbekannten Entomologen Sonnewald hierher, ſah in Chryſaliden's Auge, reiſte hierauf — in ächt engliſcher Manier — nach England zurück, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen und die nöthigen Papiere zu holen. Deshalb hat Chryſalide ſo lange nichts von ihm gehört. Daß aber das Mädchen indeß ſich in einen andern verlieben könne, fiel dem Brauſekopf nicht ein. Heute treff' ich ihn beim Banquier Meyer, der mich nach Dir fragt. Kaum hört der Miſter Deinen Namen, ſo packt er mich ſo zärtlich beim Halſe, daß mir alle Knochen knacken, weil er, mißverſtehend, meine Wenigkeit für den Vater ſeiner Amaſia hält. Um mein Leben zu retten, poltre ich heraus, daß ich nur Dein Freund bin. Darauf ſagt er mir kurz und gut, er ſey da, um Deine Tochter zu freien. Ich hatte etwas von Dei-

*) Zwei berühmte engliſche Naturforſcher.

nen — nimm's nicht übel — tollen Plänen auf Sie: beskeinen gemerkt, und erbot mich, den Miſter Brownious bei Dir einzuführen. Nun iſt er hier als Dein präſumtiver Schwiegerſohn, und ich hoffe, Du wirſt nicht unerbittlich ſeyn, um ſo mehr, als er neben zehntauſend Pfund, die bei Meyer und Compagnie deponirt wurden, eine Menge ſeltner Inſecten mitbringt, deren ſyſtematiſche Beſtimmung Deiner Gelehrſamkeit anheim geſtellt bleibt.“ —

„Nein — wahrlich“ — rief der entzückte Hof: rath — „das iſt ja ſo ſchön, als ich es nur wün: ſchen kann. Chryſalide willſt Du? — Aber ich ſeh', Ihr verſteht Euch ſchon! — Nun, verehrter Herr Brownious, ſo nehmen Sie ſie denn hin mit mei, nen beſten Segenswünſchen! — Luddchen, umarme Deinen Zukünftigen!“ — O, wie freudig folgte die gehorſamſte Tochter!

Graf Bermund von Peyrsperg.

Der Graf von Peyrsperg, aus einem uralten Geschlecht abstammend, stand gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts und der mit ihm verlöschenden Ritterlichkeit, wie ein steinernes Grabbild da, das zur Hälfte in die Gruft eingesunken, zur Hälfte noch in das Leben herüber hängt. Er besaß zu viel Geist, um nicht einzusehen, daß, wenigstens zum großen Theil, der Adel selbst an diesem Abfall seiner Blüte Schuld sey, und war zu fromm, um gegen das zu murren, was er für Zulassung des Himmels erkannte.

„Da es sich also begeben darf" — pflegte er zu sagen — „so muß es ja wohl dort oben so beschlossen seyn!" Und in diesem Sinne hielt er es für zwecklos und vermessen, dem Zusammenstürzen eines großen Instituts, wie das der Ritterschaft, sich mit den beschränkten Kräften eines Einzelnen widersetzen zu wollen. Aber ihm, im Geist jener Anstalt von einem ritterlichen Vater sorgsam erzogen und gebildet, ihm

überflutete oft eine unnennbare Wehmuth das Herz, wenn er im öffentlichen und geheimen Leben, im Kampf und in den Cabinettern, gegen Frauen und Nothleidende die alten herrlichen Eigenschaften des Muthes und der Entschlossenheit, der Treue und Zuverlässigkeit, der feinen Sitte und Erbarmung entflohen, und Treulosigkeit, Betrug, Buhlerei und schändlichen Geiz an ihrer Stelle das aufblühende Geschlecht beherrschen sah. Nach seinem besten Einsehen und mit dem emsigsten Bestreben, die Tugenden jener Zeit auf den ihm geschenkten Sohn, den letzten seines Stammes, übertragen, ihn an Geist und Körper zum ächten Ritter bilden, ohne ihn seinem Jahrhundert zu sehr zu entfremden: das dünkte dem Vater erlaubt, und er beklagte dabei schmerzlich, daß des Knaben Mutter, Gräfin Mathilde, schon vor einigen Jahren vom Himmel abgerufen worden sey. Diese, aller Huld und Lieblichkeit Vorbild, so wie ihres Geschlechtes Zier, würde es am besten vermocht haben, über des jungen Boëmunds ganzes Wesen jenen Glanz adlicher Sitte auszugießen, an dem man so deutlich und wohlthuend das Werk trefflicher Frauen erkennen muß.

Der alternde Graf hatte indeß die Wonne zu sehen, wie die in des Knaben Gemüth eingepflanzten edeln Keime trefflich wohl gediehen, und mit der Zeit köstliche Früchte zu tragen verhießen. Dem

Mangel an weiblicher Geſellſchaft auf ſeinem Schloſſe Pewrſperg ſuchte er in Bezug auf Boëmund durch öftere und ausführliche Erzählungen ſolcher Begebenheiten zu erſetzen, die in's Reich der edeln Galanterie gehörten, und entweder ihm ſelbſt oder irgend einem andern wackern Ritter begegnet waren. Auch dieſer ausgeſtreute Saame fiel auf ein fruchtbares Land, und es war eine Freude zu ſehen, wie der zwölfjährige Knabe mit ſeltner Kraft und Geſchicklichkeit in ritterlichen Uebungen zugleich die liebenswürdigſte Heiterkeit im Umgang, mit der ausgeſuchteſten Höflichkeit gegen Frauen, ſo ſelten er deren ſah, zu verbinden wußte. Die Natur hatte ihn noch überdies mit einem ſchlanken kräftigen Körper und einer äußerſt einnehmenden Geſichtsbildung beſchenkt. Kein Wunder alſo, daß er ſowohl in der nächſten Nachbarſchaft, als in der Umgegend, bald allgemein gekannt und geliebt wurde. Eine, bei einem Gaſtmahle auf dem Schloſſe Pewrſperg ſich zugetragene Begebenheit, vermehrte ſeinen Ruf. Herr Thomas von Eckerdtsried, eben ſo bekannt durch ſeinen Geiz, als wenig geachtet wegen ſeiner übrigen unadelichen Eigenſchaften, hatte ſich erlaubt von einer Dame nachtheilig zu ſprechen. Da derſelbe als Zeuge zu einem gerichtlichen Act geladen war, ſo that der alte Graf, als höre er die ſchmähenden Worte nicht, obgleich ſie ſein ritterliches Ge-

müth tief verletzten, und das Geſpräch kam auf etwas anders. Aber kaum war die Tafel aufgehoben und die Dienerſchaft entfernt, ſo trat Bertmund ein, zwei blanke Klingen unterm Arm, und nachdem er die Geſellſchaft höflichſt begrüßt, wandte er ſich an den Frevler. „Herr von Eckerdtsried“ — redete er ihn an — „die Sitte des Hauſes hat mir nicht erlaubt, dem heutigen Mahle beizuwohnen; allein ein alter Diener hat mir die ſchändlichen Verläumdungen hinterbracht, die Ihr Angeſichts aller Knechte über eine Dame auszuſtoßen Euch erdreiſtet habt. Unſer Hauscaplan, der derſelben Beichtiger iſt, hat mir bei ſeinem Eid betheuert, daß ſie einer ſolchen That nicht fähig ſey. Schlagt Euch deshalb ſogleich mit mir und widerrufe Eure Beſchimpfung, oder ſeyd gewärtig, daß ich vor dieſen ſämmtlichen Anweſenden Euch für einen nichtswürdigen, ehrvergeſſenen Verläumder erkläre!“

Herr Thomas von Eckerdtsried war nicht wenig über des Knaben Dreiſtigkeit verwundert, inzwiſchen hoffte er, um ſich blickend, auf allen Geſichtern ein kaum unterdrücktes Lachen zu bemerken. Wie ſehr war er verwundert, gerade das Gegentheil, ja ſogar in manchem ihm begegnenden Blick Verachtung zu finden. Er machte daher gute Miene zum böſen Spiele, und des Knaben Hand faſſend, ſagte er ſcherzend: „Mein Junkherr, obgleich mir

Euer ritterlicher Eifer ſehr lächerlich dünkt, indem die Dame Euch ſchwerlich dafür zu ihrem Paladin erküren wird, ſo gefällt mir dennoch Eure jugendliche Heiterkeit recht wohl, ich dulde den Scherz, und ſo denke ich, iſt unſer Streit beendigt!"

„Nichts weniger" — rief Boëmund entrüſtet — „ich nehme deß meinen Vater zum Zeugen" —

„Schlagt Euch mit dem edlen Junkherr" — riefen die meiſten Gäſte — „er iſt mehr Mannes in ſeiner Fingerſpitze, als Ihr in Euerm ganzen Rumpfe!" Auch der alte Graf bat Herrn von Eckerdtsried, ein Paar Gänge mit ſeinem Sohne zu machen, damit die väterlichen Lehren nicht durch das böſe Beiſpiel widerlegt werden möchten. Und ſo mußte Eckerdtsried ſich wohl oder übel darzu verſtehn, eine der dargebotenen Klingen anzunehmen, und in Begleitung der ganzen Geſellſchaft dem jungen Boëmund in den alten Ritterſaal vor die ſteinerne Bildſäule des Stammesahnherrn zu folgen, in deſſen ſtummer Gegenwart der Jüngling ſeine erſte Waffenthat verrichten ſollte. Das Gefecht war kurz. Eckerdtsrieds Klinge flog bald zu den Füßen des Ahnherrn nieder: im zweiten Gange ſtrich Boëmunds Waffe, mit ſichtlicher Schonung der gegebenen Blößen, blitzſchnell über des Gegners Hand, auf welcher alsbald ein Blutſtreif ſichtbar ward. Die Anweſenden traten dazwiſchen, das Gefecht ward

gerudigt, der todtbleiche Eckerdtrich verbunden und mit einem Becher Wein gestärkt, der junge bescheidene Sieger dagegen unter den Freudenthränen des Vaters und dem Beifallsrufen der Gäste in's Gesellschaftszimmer zurückbegleitet. Man nannte ihn seit diesem Tage mit ehrendem Scherz den jungen Faustenlob.

Unter diesen Begebenheiten war Boëmund der Knabe, zum Jüngling werden, und Väter und Vormünder erwähnten beiläufig des jungen Grafen unermeßlichen Reichthum, seine herrlichen Besitzungen, und die immer mehr überhandnehmende Schwäche seines Vaters. Die jungen Fräulein dachten wohl im Stillen dabei seines schlanken Wuchses, seiner seelenvollen Augen, und die mit ihm in gleichen Jahren standen, vernahmen mit Unlust, daß sie beinah schon zu alt für ihn wären. Nur Margareth, des oben erwähnten dicken Thomas von Eckerdtrich Tochter, fand in ihren zwanzig Jahren kein Hinderniß einer Verbindung mit dem Nachbarssohne. Er war reich, sie nicht minder; er versprach schön zu werden — dazu hatte sie nun wohl keine Aussicht, allein dafür war sie in Paris, schon damals dem Sitze feiner Sitte, erzogen, hatte alle Künste französischer Galanterie trefflich erlernt, und war ihm an Kenntniß des gesellschaftlichen guten Tones

und der eleganten Lebensweiſe unendlich überlegen. Sie ließ es daher nicht an verächtlichen Seitenblicken auf Volk, Vaterland und Landesſprache fehlen, wodurch ſie ihre ächt franzöſiſche Erziehung am unverkennbarſten zu beglaubigen meinte.

Boëmund wuſte kaum von des Fräuleins Exiſtenz, und der Auftritt, den er mit ihrem Vater gehabt, war nicht geeignet, eine beſondere Sehnſucht nach näherer Bekanntſchaft mit dieſer Familie in ihm rege zu machen. Das Schickſal hatte indeß beſchloſſen, ihn enger mit derſelben zu verbinden. Der wackere Graf von Peroſpers, ſchon länger kränkelnd, ward eines Morgens todt, vom Schlage getroffen, auf ſeinem Lager gefunden. Boëmunds Schmerz war gränzenlos, und er nur mit Mühe von dem geliebten Todten zu trennen. So muſterhafte Ordnung ſich in den Angelegenheiten des verſtorbenen Herrn fand, ſo vermiſte doch der herbeigeholte Rechtsgelehrte gänzlich einige Auskunft über das Schickſal des Sohnes: ein Beweis, daß der Tod den Grafen übereilt hatte. Die Landesregierung muſte dieſen Mangel erſetzen, und ernannte Herrn Thomas von Eckerdtrich zu des Hinterlaſſenen Vormund.

Das war nun wohl, nach des geliebten Vaters Tode, der härteſte Schlag, der den guten Boëmund hätte treffen können. Nicht allein, daß er den

Mann, wie wir wiſſen aus guten Gründen, verachtete, aber auch die Aeußerungen des Volkes, daß er die Vormundſchaft erſchlichen, daß er ſeine Tochter zu des jungen Grafen Gemahlin beſtimmt, und ſchon verlautbart habe, wie die Verwaltung der Pemſeregſchen Güter ihm ein höchſt willkommener Fang ſey und ſeine Kaſten wohl füllen ſolle: mußten ihm den Eintritt in dies Haus auf's Höchſte verleiden. Indeß galt es doch ſich in den richterlichen Ausſpruch zu fügen, und ſein alter Diener rieth ihm, es mit der möglichſt beſten Art zu thun. Eckerdtsried nahm die Unterwerfung des Jünglings mit empörendem Stolze auf. Schärfſte Stichelreden auf die veralteten ritterlichen Grillen des Verſtorbenen, ſo wie auf Boëmunds thörichte Erziehung wurden nicht geſpart; dabei ihm angedeutet, ſich aller dergleichen Allianzereien für die Zukunft gänzlich zu entſchlagen, und binnen acht und vierzig Stunden das väterliche Schloß zu verlaſſen, um ſich zu künftigem Aufenthalte nach Eckerdtsried zu begeben. Fräulein Margareth flüſterte im Weggehn dem tiefgekränkten Boëmund einige Worte zu, die ihm in ſeiner Hoffnung zu Fortgang ſeiner ritterlichen Bildung machen ſollten, als ſie ihn zu ihrem Chevalier erkohr. Er hatte in dieſem Augenblicke keine Antwort, und eilte, ſobald er allein war, nach ſeinem Zimmer, um dem lang verhaltenen Schmerz

und Unwillen in einem heißen Thränenſtrom Luft zu machen.

Als der heftige Ausbruch ſeines Kummers deſſen Gewalt, auf die nächſten Stunden wenigſtens, vermindert hatte, beſann er ſich, daß er nur noch einen Tag in der ihm ſo theuern väterlichen Burg verweilen dürfe, und beſchloß deshalb von allen ihm lieb gewordnen Spielplätzen ſeiner glücklichern Jugend förmlich Abſchied zu nehmen. Er durchlief zu dem Ende nicht nur die weitläuftigen, das Schloß umgebenden Gärten, ſondern vergaß auch nicht des öden Rittersaales im unbewohnten Flügel, wo er als Knabe ſo oft mit der Armbruſt geſchoſſen und vor wenig Jahren ſeinen erſten Ernſtkampf beſtanden hatte. Die Abendſonne warf ihre rothgüldigen Strahlen ſchräg durch die hohen Bogenfenſter und beleuchtete zweifelhaft die lebensgroße Statüe des Ahnherrn, Boëmund des Frommen, die ihn in einer köſtlichen Rüſtung vorſtellend, der Wand eingefugt war. Weit hin ſchallten des Ur- Urenkels Schritte, als er eintretend ſich dem Standbilde näherte. Der ſchneidende Contraſt der Zeit und Sitte, die es zurückrufte, mit der Lebensweiſe, der der Jüngling entgegen ging, verſenkten ihn in ſehr ernſte, wehmüthige Gedanken. Je länger er in die milden Züge des längſt Verklärten blickte, je ſehnſüchtiger ward ihm zu Muth, und im Uebermaaß der

Empfindung rief er aus: „O Du, mein großer Ahnherr, der Fromme zubenannt, gewiß bist Du schon längst in jenen lichten Himmelsräumen unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. Ist es Dir nicht zu gering auf die herabzublicken, die Deinem Stamme entsprossen, o so wende Dich zu mir, der ich, vater- und mutterlose Waise, ohne Freund, ohne Bruder in's Leben hinausgestoßen bin. Laß Deinen Geist wohlthätig auf mir ruhen, und ihn dem Geiste der Verführung und Schlechtheit dieser Zeit kräftig entgegen wirken, damit ich einst ein so tugendlicher und mannhafter Ritter werde, als Du es warst!“ Mit dieser kindlichen Bitte eilte er auf die Bildsäule zu, um seine Lippen ehrfürchtig auf die mit goldenem Handschuh gekleidete Hand zu drücken, als — war es wunderliches Spiel der Abendlichter, war es Täuschung aufgeregter Sinne — der steinerne Ahnherr langsam und freundlich, wie bejahend, das greise Haupt neigte. Boëmund stutzte, indeß, mochte es seyn, wie es wollte, ihm schien es von guter Vorbedeutung, und er verließ mit neubelebtem Muthe den Saal und das Schloß. —

Trotz aller Sanftmuth und Nachgiebigkeit, die sich Boëmund im Hause seines Vormundes zur Pflicht machte, vermochte er es doch nicht, unangenehme Auftritte zu vermeiden. Ja, je lebendiger in

des Jünglings Herzen die väterlichen Lehren und Beiſpiele ſich erhalten hatten, je unausweichlicher mußte es zwiſchen ihm und Eckerdtsried täglich zu neuem Zwiſt, endlich zu offenbarem Bruch kommen. Fühllos, geizig, feig, keiner Art von Erhebung fähig, war der Alte ihm längſt zum Abſcheu geworden. Aber ſein heißeſter Zorn entflammte, wenn der Elende bei offener Tafel der frommen ritterlichen Erziehung Boëmunds, des ehemals ſo berühmten reinen Minnedienſtes zu ſpotten begann, und in frechem Uebermuth die geprieſenen Ritterhelden in Humpenleerer und Frauenknechte theilte, und die Bemühung, Schätze auf Schätze zu häufen für viel klüger erklärte, als im Lande wie ein armer Schluker umherzuziehen und auf's Recht zu halten, oder wohl gar ſich von den Ungläubigen in Stücken hauen zu laſſen. — Bei einer ſolchen Gelegenheit riß einſt des Jünglings Geduld, er verwies dem Vormund in ſcharfen Worten ſeine unwürdigen Geſinnungen, und ſetzte hinzu, daß Eckerdtsrieds Vorfahren ſich eines ſolchen Nachkommen ſchämen müßten, er ſelbſt aber, hätte er in jener Zeit gelebt, und ſolche Geſinnungen geäußert, von den Prügelknechten aus den Schranken getrieben worden wäre. Man kann denken, wie Eckerdtsried, ſo gleichgültig ihm die Sache an ſich war, Boëmunds Strafpredigt aufnahm. Er bezwang ſich indeſſen um Margarethen's Willen.

„Was mich betrifft“ — ſagte er gleichgültig — „ſo iſt mir ein tüchtiger Sack voll Gold lieber, als die älteſte Stammtafel, und ich gebe die ganze Reihe Bilder meiner Vorfahren, die dort auf dem Ganze hängen, dem, der mir eine Dublone für's Stück zahlt. Um aber — ſetzte er boshaft hinzu — Eure Einbildungskraft nicht länger mit Dingen zu nähren, die Euch Widerſpenſtigkeit und Ungehorſam beibringen, ſo will ich, Kraft meiner vormundlichen Gewalt, den ohnedies verfallenden alten Flügel Eurer väterlichen Burg niederreißen, und das gefährliche Bildniß Eures Ahnherrn in tauſend Stücke zerſchlagen laſſen!“ —

Die Ausführung dieſer Drohung, welche dem armen Bormund das Leben gekoſtet haben würde, verhinderte ſorglich Fräulein Margareth, wohl wiſſend, daß dies nicht der Weg zu ſeinem Herzen ſey. So erwarb ſie ſich ein Recht auf ſeine Dankbarkeit; dies war ihr, eingedenk des Spruches, daß von der Freundſchaft zur Liebe nur ein Schritt ſey, vor der Hand genug. Weil aber die Zwiſtigkeiten immer häufiger und lebhafter wurden, und der gereizte Vormund geſchworen hatte, bei der erſten Veranlaſſung die ausgeſprochene Drohung zu vollziehen, ſo beſchloß Margareth zu deſſen Verhinderung einen Gewaltſchritt zu thun. Es gab indeß noch eine nähere Urſache, die ſie zur höchſten Eil antrieb. Seit

einiger Zeit nämlich hatte die verwittwete Gräfin von Schwanensee, dieselbe, deren Boëmund als Knabe sich so ritterlich angenommen, ihre in einem deutschen Kloster erzogene Tochter wieder zu sich gerufen. Kaum acht Tage war das Fräulein in der Gegend, so gab es nur eine Stimme darüber, daß man unmöglich schöner, sanfter, liebenswürdiger seyn könne, als die junge Gräfin Violante von Schwanensee. Margareth vernahm es, und bebte. — Sie fuhr verkleidet auf das nicht sehr entfernte Schloß, sah die junge Gräfin — und Furcht, Haß und Eifersucht kochten in ihrem Herzen. Boëmund durfte Violanten nicht sehen, sie war entschieden, das um jeden Preis zu verhindern, aber — wie? Boëmund mußte fort, sogleich fort, das war klar, — aber wohin? Der Zufall kam ihr zu Hülfe. Ihr vertrauter und ehemaliger Lehrer war Pfarrer auf dem väterlichen Gute. Von Margareth's Absichten auf den jungen Grafen Peytsperg unterrichtet, hatte er nicht nur des Vormunds unverständiges Betragen, sondern auch die beabsichtigte Zerstörung des Ahnenbildes aufs Höchste getadelt. Sobald ihm seine ehemalige Schülerin die jetzige Lage der Dinge offenbarte, rieth er ihr als einziges Mittel, ihren Vater dahin zu vermögen, daß er den jungen Grafen auf Reisen schicke. So würden jene schädlichen und anstößigen Zwiste vermieden,

Boëmund verhindert Violanten zu ſehen, und dagegen Margarethen wegen Erhaltung des Bildes zur ewigen Dankbarkeit verpflichtet, und ihr vielleicht, wenigſtens ſichrer als hier, erhalten. Zudem ließ ſich erwarten, daß er in dem klugen und aufgeklärten Frankreich das Leben ſo genießen lernen werde, daß ihm bei ſeiner Rückkehr eine reiche und verſtändige Freundin mit dem Titel Gemahlin gewiß ein höchſt erwünſchtes Loos dünken müſſe. Man ſieht, der Plan war auf gänzliche Ausrottung von Boëmunds Grundſätzen angelegt, und dafür war Paris, wenigſtens damals, eine treffliche Schule. Unzählige junge deutſche Edelleute trugen zu jener Zeit ihr Gold, die Geſundheit ihres Leibes und ihrer Seele in das lüſterne Frankreich hinüber, und kehrten an beiden vergiftet, entnervt, verarmt zurück, zu glücklich, in einer aus Langerweile geſchloſſenen Ehe eine Pflegerin ihres zerrütteten Körpers, eine Dulderin ihrer quälenden Launen zu finden. Dahin ſollte es, nach Margarethen's Abſicht, mit Boëmund nicht kommen — aber wenn hätten Rache und Eiferſucht ſich je gemeßner Mittel zu Erreichung ihrer Abſichten bedient? War doch für den Augenblick Boëmunds Bekanntſchaft mit Violanten ein Hinderniß in den Weg gelegt. Es fehlte nur noch an einem Begleiter. Und auch dieſen hatte der Pfarrer bei der Hand. Es war ein ohne Anſtel-

lung lebender Weltprieſter, der ſchon als Erzieher ſich verſucht hatte, ſich in der Gegend aufhielt, und eben ſo weltklug als arm, gewiß leicht in des Vormunds Abſichten einsehen würde. Margareth umarmte dankbar ihren hülfreichen Lehrer, und fuhr, triumphirend über die unſchuldige Violante, zurück. Sie fand alles, wie ſie es finden konnte. Vormund und Mündel hatten ſich über eine Fechtübung des letztern ſo entzweit, daß ſie an einander gerathen und Boëmund ſich ſiegreich mit dem Rappier vertheidigt hatte. Der alte Eckerdtsried hatte im erſten Zorn eine ganze Schaar Bauleute nach Peyrſperg mit dem Befehl geſagt, das Bild des Ahnherrn in Stücke zu ſchlagen, den Flügel aber ſogleich abzubrechen. Boëmund hatte geſchworen, und ſolle er durchs Fenſter ſpringen, nach der Hauptſtadt zu eilen und ſeine Klagen bei dem Fürſten anhängig zu machen, weshalb ihm der Vormund Stubenarreſt gegeben.

Margareth trat ſogleich in volle Thätigkeit. Sie bedeutete den Alten, wie auf dieſe Weiſe ihr der Bräutigam und ihm die Verwaltung des Peyrſpergiſchen Vermögens nur zu leicht verloren gehen könne. Es fehle nicht an mißgünſtigen Nachbarn, die dem Jüngling, den man doch nicht immer gefangen halten dürfe, Mittel und Wege lehren würden, einen ungerechten Vormund los zu werden. Dazu rückte

ſie ihm die Gefahr vor Augen, die durch Violantens Erſcheinung ihrem Lieblingsplan drohe, und die, falls man auf Zerſtörung der Boëmund ſo theuern Familienheiligthümer beſtünde, unabwendbar wäre. Alle dem, ſo wie den unſeligen Zwiſtigkeiten wäre auf einmal abgeholfen, wenn man den achtzehnjährigen Jüngling, um ſeine Erziehung zu vollenden und den Schulſtaub abzuwaſchen, mit einem tüchtigen Mentor auf einige Jahre nach Frankreich ſende. Margareth hatte geprediget wie ein Heidenbekehrer, auch dabei die ſiegreichen Argumente weiblicher Beredſamkeit, Liebkoſungen und Thränen nicht geſpart. Der Alte war gewonnen. Augenblicklich jagte ein Vertrauter auf dem ſchnellſten Roſſe nach Peyrſperg, um den Baulenten Einhalt zu thun. Ihm war eine Hand voll Geld geboten, wenn er noch früher ankam, und das hochnothpeinliche Halsgericht verhinderte, das Boëmund dem Frommen drohte. Mochte das Roß auch dann ſtürzen! Es glückte! Mit einer Haſt, welche ihre Erſcheinung in Boëmund des Jüngern Gefängniß entſchuldigte, eilte Margareth zu dieſem und berichtete ihm, wie die Zerſtörer nach Peyrſperg ſchon unterwegs wären. Der Jüngling ſtand wie vom Donner gerührt. Froſt und Hitze Röthe und Bläſſe wechſelten fiebriſch auf ſeinen Wangen. Jetzt faßte er ſich, und wollte hinüberſtürmen zu dem unwürdigen Vormund. Da trat

Margareth ihm in den Weg und erzählte, wie auf ihre Fürbitte der erzürnte Vater das beabsichtigte Recht nicht nur auf heute, sondern auf immer aufgegeben habe; in kurzer Zeit würde er die früher ausgesandten Arbeiter heimkehren sehen. Dankbarkeit überwannte Boëmunds Herz; mit ritterlichem Anstande senkte er sich auf ein Knie, und indem er Margarethens Hand an seine Lippen führte, rief er: „Habt Dank, mein edles Fräulein, daß Ihr diesen Schmerz von mir nahmt, und wenn ich je Euch dies vergesse,“ —

Margareth, die Mühe hatte diese Aufwallung nicht mit zu viel Zärtlichkeit zu erwiedern, hieß ihn aufstehn, und theilte ihm den Reiseplan mit, bei dem sie, ihrer Angabe nach, keine andere Absicht gehabt, als jene unaufhörlichen Streitigkeiten zu schlichten, und Boëmund eine freiere und angenehmere Existenz zu verschaffen. Sie bat ihn nur, es mit der Beurtheilung des gewählten Führers nicht zu streng zu nehmen, da es nur von ihm abhänge, den Mann in den gehörigen Schranken der Unterwürfigkeit zu erhalten, und dem Vormunde der Einfluß bei der Wahl doch nicht streitig zu machen gewesen.

„Ich reise ohne Widerspruch, mein Fräulein“ — rief Boëmund nach einiger Ueberlegung. „Lieber hätte ich freilich einen Freund in dem Begleiter erkannt, aber ich will das Werk Eurer Freundschaft nicht

durch Eigenſinn zerſtören. Hier mein Wort, ich reiſe, und Euer Vater ſoll keinen Widerſpruch von mir hören, mag er mich auch kränken, ſo viel ihm beliebt.“

Nach einigen Tagen ward Abt Hubert, ſo hieß des Grafen künftiger Geſellſchafter, ihm vom Vormunde zugeführt. Es war ein hoher, finſtrer Mann von reifen Jahren, und einer Geſichtsbildung, die man hätte ſchön nennen mögen, wenn ein Zug von Spott, ein oft jählings aufblitzender Ausdruck von Hohn nicht jene urſprüngliche Milde ſo überflort hätte, daß der Beſchauer keinen Augenblick wußte, woran er eigentlich ſey. Boëmund fühlte ſich, wie von magiſcher Kraft, dennoch zu dem Manne hingezogen, der ſeine Annäherung ſehr froſtig aufnahm.

„Seht hier, mein ritterlicher Junkherr“ — nahm der Vormund das Wort — „ſeht hier den Mann, den ich gewählt habe, Eure Schritte zu leiten, und Euern Kopf von jenen lächerlichen und abentheuerlichen Grillen zu ſäubern, die Ihr mit ſo unziemlicher Hartnäckigkeit durchzuſetzen ſtrebt.“

„Seyd unbeſorgt, Herr von Eckerdtsried, um jener Heftigkeit willen“ — nahm Hubert das Wort — „es iſt dies nicht der erſte Jüngling, aus deſſen Gemüth ich durch Hülfe der neuern Philoſophie jene Frazzen ausgetrieben; und wenn des Grafen

von Peyrsperg Geist nur halb so viel leistet, als sein Aeußeres verspricht, so wird er bald selbst jene veralteten Zerrbilder von Herzen verachten lernen!“

„Ihr schmeichelt mir“ — entgegnete Boëmund — „auf Kosten meiner Ueberzeugung. Täuscht Euch nicht“ —

„Ich schmeichle nie meinen Zöglingen, Herr Graf“ — fiel Hubert bitter lächelnd ein — „auch vor Täuschungen sichern mich meine Jahre. Mein Bestreben wird fortan seyn, Euch von den Täuschungen jener nie wahrhaft bestandenen puppenhaften Ritterherrlichkeit zu heilen!“

„Recht, wackrer Hubert“ — rief frohlockend der Vormund — „Ihr seyd ganz der Mann, den wir brauchen, und werdet dem jungen Herrn da wohl den Kopf zurecht setzen. Kommt jetzt zur Mittagstafel, wo wir in trefflichem alten Weine, den uns die Vorfahren hinterließen, auf den Untergang aller brodlosen Fantastereien und auf das blühende Wohl einer practischen Lebensweisheit tapfer trinken wollen!“

Margareth und Hubert folgten dem Vormund. Boëmund war zurückgeblieben. Mit hastigen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder. „Ist das“ — brach er aus — „ist das der biegsame Mann, den ich so leicht in den Schranken der Unterwürfigkeit halten sollte? Ein neumodischer Philosoph, ein

herzloſer Spötter, ſtets bemüht das Edle, das er nicht begreift, in den Staub zu treten? Dennoch — was iſt es, das mich zu ihm zieht, mich glauben läßt, er ſey mir ſchon einmal im Leben milder erſchienen, und werde einſt ſich wieder ſo gegen mich erzeigen? Unerklärlich!“ —

Eine Botſchaft des Vormunds, der ihn zur Tafel beſchied, wo man auf ihn warte, unterbrach ſein Selbſtgeſpräch, und er eilte in den Speiſeſaal.

„Ei, ei, mein junger Graf“ — rief Abt Hubert dem Eintretenden entgegen — „Ihr gebt uns ein recht ſchönes Beiſpiel von ritterlicher Zucht und Sitte, indem Ihr, der jüngſte von allen, Euern edeln Vormund und die hochanſehnlichen Gäſte auf Euch warten laßt. Unfehlbar haben es die Ritter Bucicaut und Saintrée, als ſie mitſammen an Karls des Sechsten Hofe Edelknappen waren, und der junge Bayard an der Tafel ſeines Onkels, des Biſchofs von Grenoble, eben ſo gemacht. Denn Ehrfurcht gegen das Alter war ja ein Hauptzug jener geprieſenen Zeiten!“

Der Vormund lachte beifällig, und Boëmund ſtand wie auf Kohlen. Es war unmöglich ſein Selbſtvergeſſen härter zu ſtrafen. Hubert ſchien ſich wenig um ihn zu kümmern; er ſprach viel und lebhaft mit Eckerdtsried, der ihm ſeine völlige Beiſtimmung zu geben ſchien. „Kartet und miſcht ihr

nur Euer Spiel“ — dachte Boëmund bei ſich — „das was Ihr aus mir machen wollt, werde ich nun einmal nicht, wenn anders Gott und die Heiligen mir beiſtehn!“

Der Abſchied vom Vormund war, wie ſich erwarten läßt, ziemlich kalt. Nur Fräulein Margareth ſah ſo bewegt aus, als ahne ſie, welch ein gewagtes Spiel ſie ſpiele. Sie konnte nicht fertig werden, Boëmund glückliche Reiſe zu wünſchen und ſich ſeinem Andenken zu empfehlen. Gedankenvoll, eben ſo Margarethens Geſchäftigkeit als Huberts Ziſcheln mit Eckerdtsried überhörend, ſchritt der Jüngling nach dem ſchwer bepackten Reiſewagen, der eben vor's Schloß rollte. Schon wollte er den Schlag faſſen, als Hubert ihn zurückhielt. „Verhüte der Himmel“ — ſagte er mit ſeiner gewöhnlichen ſpöttiſchen Miene — „verhüte der Himmel, daß der Sohn des edeln Audibert von Peyrſperg, der Ur- Ur- Urenkel des gewaltigen Boëmund, der ritterliche letzte Sproſſe eines erlauchten Hauſes, gleich einem ſchwachen Weibe oder einem preßhaften Greiſe im weichen, wohlverſchloſſenen Wagen ſeine Reiſe antrete. Zu Roß, zu Roß mein junger Graf, das iſt Euresgleichen ritterlicher Sitz!“ Und auf ſeinen Wink führten zwei in Grün und Gold gekleidete

Diener ein Paar herrliche Roſſe herbei. Ein Lichtgelber, von deſſen grünſammtner Decke das in Gold geſtickte Wappen der Peyrſperge ſchimmerte, war für Boëmund beſtimmt, ein kräftiger Rappe für Hubert. Ehe der Jüngling etwas erwiedern konnte, ſaß der Abt ſchon im Sattel, den Gaul nach kunſtmäßiger Sitte zu zierlichen Gambaden anregend. Boëmund ſchwang ſich beſchämt auf ſeinen edeln Falben, der blitzſchnell davon flog. Hubert ihm zur Seite, die Diener zunächſt, der Wagen im ſcharfen Trabe folgend, ſo ſehen wir die Reiſenden Schloß Eckerdtsried verlaſſen.

Unſre Wandrer, ſo ſtill ſie auch die erſten Tage neben einander her zogen, mußten doch endlich, theils durch die überaus reizvolle Gegend, die ſie durchſtrichen, und die im duftigen Blütenſchnee vor ihnen lag, theils durch die Ausſicht, ein Paar Jahre täglich mit einander zuzubringen, angeregt, ein Geſpräch anfangen und ſo einander näher kommen. Die Veranlaſſung gab ein vor ihnen liegender dichter Wald, den ſie bei ſchon eingebrochnem Abend entweder im ſcharfen Trott durchkreuzen, oder vor demſelben in einem kleinen Dörfchen liegen bleiben mußten. Einer der Diener erzählte, der Wald ſey, nach Ausſage der Landleute, um dieſe Stunde nicht

immer rein von Räubergeſindel, das in ſeinen dichten Schatten willkommne Schlupfwinkel finde. Hubert zog während dieſer Rede die Zügel ſeines Roſſes an und hielt, überlegend, ſtill.

„Herr Abt“ — rief Boëmund mit ſpottendem Scherz — „ein Mann wie Ihr, durch kühle Beſonnenheit über alle Gefahr erhoben, wird ſich doch nicht von der Zaghaftigkeit eines Dieners in eine elende Dorfſchenke zum Nachtlager treiben laſſen, während jenſeits des Waldes, wie uns geſagt ward, das herrliche Schloß eines gaſtfreien Edelmanns unſrer wartet? Geſetzt auch, wir würden angefallen, ſo werdet Ihr den Räubern viel ſichrer', als mit ritterlicher Wehr und Waffen, mit einer Rede begegnen, worinnen Ihr die Schändlichkeit des Wegelagerns auseinanderſetzet. Freilich müßtet Ihr Euern Sermon, um ihn eindringlicher zu machen, mit der freiwilligen Spende unſrer Mantelſäcke begleiten!“

„Spottet nach Belieben“ — entgegnete Hubert gelaſſen — „aber wenn wir durch den unheimlichen Wald ſollen, ſo ſchafft nur erſt einen Ritter zur Stelle, wie den Grafen von Foix, Engner, rand von Coucy, und Chaptal von Buch, die, als ſie in einem Walde von ſechzig Räubern angefallen wurden, ein jeder ihrer zwanzig herausforderte, und ſie auch glücklich erlegten; oder Euern großen Ahn, der ſeinen König in Aſien aus den

Klauen eines Löwen befreite, welcher bereits das Roß zu Boden gerissen, indem er, dem Simson gleich, mit seinen beiden Händen den Rachen des Löwen von einander riß; wofür ihm der König, den Finger in des Ungeheuers Blut tauchend und einen rothen Strich über Peyrspergs silberblanken Schild ziehend, ein neues Wappen und den Zunamen „Retter“ gab!

„So wißt Ihr auch von meinem herrlichen Ahnherrn“ — rief Boëmund, sich zutraulich nähernd.

„O ja“ — entgegnete Hubert — „ich weiß davon, wie von einer Fabel, die man artig findet, wenn man sie auch nicht glaubt. Aber wie gesagt, hätten wir nur einen solchen Eisenfresser hier, dem Euerm ritterlichen Arm mich zu vertrauen“ —

Worte des tiefsten Unwillens murmelnd, flog Boëmund in die Waldesnacht hinein. Hubert und die Knechte folgten so schnell, als ihnen möglich war. Des Dieners Aussage schien sich bestätigen zu wollen. Kaum hatte man ein Drittheil des Waldes hinter sich, als ein durchdringendes Pfeifen durch die tiefe Stille ging, dem, von gar nicht weit, alsbald geantwortet wurde. Hier und da blitzte es wie Waffenglanz durch das grüne Dunkel. Vergebens rief Hubert dem Grafen zu, nicht so tollkreist voranzusprengen; sein Rufen ward von dem ehrgeizigen Jüngling nicht beachtet. Da mitcins brachen dicht

am Wege aus dem tiefſten Tann drei vermummte Geſtalten hervor, von denen zwei Boëmunds Reß in die Zügel fielen, indeß der Dritte, mit weit vorgehaltener Klinge, von hinten her auf den Jüngling einrannte Aber ehe er noch den meuchelmörderiſchen Stoß führen konnte, ſchmetterte des Grafen Klinge ſo gewaltig auf ihn ein, daß er ſchwer getroffen zu Boden taumelte. Leider ſtürzte Boëmunds edler Falbe auch. Denn einer der beiden Schurken ſtieß, als er den Anführer fallen ſah, dem bäumenden Hengſt, der ſich ihm entreißen wollte, den Dolch in die Bruſt. Krachend brachen Roß und Reiter zuſammen. Die Freibeuter riſſen Boëmund aus dem Sattel. Sie vermochten es nicht, ihm ſein Schwerdt zu entwinden, das ſchon einen von ihnen blutig gezeichnet hatte. Dennoch würde der wackre Ritter erlegen ſeyn, als auf des Verwundeten lauten Pfiff noch drei Helfershelfer vorſtürzten, ſich auf den Jüngling warfen, ihm die Klinge entriſſen und ſie in die Gebüſche ſchlenderten. Mochten ſie nun ihren edeln Fang ſchlachten oder feſſeln wollen, die Freude ward ihnen gräßlich geſtört; denn wie Wetterſchlag im dürren Aehrenfelde, ſo raſſelten jetzt Hubert's Streiche auf die Elenden nieder, die auf Boëmunds Bruſt knieten. Zwei hauchten ihre ſchuldigen Seelen dicht neben ihm aus, ihn mit Blut überſtrömend. Er warf ſie beiſeit, und ſchnell empor-

ſpringend ſah er, wie ein Dritter, Hubert's ihm durch den Rücken eingedrungne Schwerdtſpitze in der Bruſt, in gräßlichen Zuckungen dem biſſigen Feinde vergebens zu entfliehen ſtrebte, und mit Schmerzgebrüll in's Gras ſtürzte.

Mit einem Satze war der Abt vom Roſſe, und Boëmund zärtlich umfaſſend, frug er bekümmert: „Ihr habt doch keine ſchwere Wunde, mein vieledler Herr?“

Boëmund wußte nicht, was ihm befremdender dünkte, Hubert's Theilnahme oder ſeine glänzende Tapferkeit. Es fand ſich, daß er nur leicht verletzt war, und ſeine ganze Sorgfalt gehörte nun dem edeln Hengſte an, der mit blutſtrömender Bruſt an der Hand eines Knechts herangehinkt kam. Auch hier erwies Hubert ſich hülfreich und erfahren. Der Stoß war bei dem Bäumen des Falben abgeglitten, und an den erznen Buckeln des Vorderzeuges ſeine Kraft verlierend, hatte er nur eine leicht zu heilende Fleiſchwunde gemacht. Hubert goß aus einem hervorgezogenen Fläſchlein einen ſtarken Geiſt darauf und ließ ihn nachführen, indeß er Boëmund ſein Roß gab und den Gaul des Knechts beſtieg. So zog man durch den Wald hin, deſſen Ausgang man ohne weiteres Abentheuer erreichte, und das verheißene Schloß mit ſeinen vielen hellerleuchteten Fenſtern ſchon von weitem ſchimmern ſah.

„Sagt mir in aller Welt, Herr Abt“ — hob Boëmund an, der ſich nicht länger halten konnte — „wo Ihr ein ſo übergewaltiger Fechter geworden ſeyd? Des Knechtes kurzes Seitengewehr ward in Eurer kräftigen Hand zum Schlachtſchwerdt, und Eure Hiebe tönten, als verſende ſie die Fauſt“ —

„Eines kolbengerechten Ritters?“ fiel Hubert ein. „Nicht wahr, ſo wolltet Ihr ſprechen? Nun, nun, thut Euch keinen Zwang an. Ihr ſeht hieraus, daß Kraft und Geſchicklichkeit weder in Euern herrlichen Rittern allein lebten, noch mit ihnen ausgeſtorben ſind, ſo wie, daß ich noch mehr verſtehe, als den Iſopbüſchel in den Weihkeſſel zu tauchen. Dabei habt Ihr wieder einmal vergeſſen, daß Carols des Großen Begleiter, der Erzbiſchof Turpin, eben ſo tüchtig predigte, als drein hieb. Ich hätte übrigens viel früher bei Euch ſeyn können, hätte ich Euch nicht die Freude laſſen wollen, erſt ein Paar Kerls niederzuhauen. Und in der That, obſchon ich es nicht anders erwarten durfte, ſo muß ich Euch ſagen, Ihr habt Euch tüchtig geſchlagen, Euch kühn und mannhaft genommen, als ein ächter Peyrſperg!“

„Hubert“ — unterbrach ihn Boëmund mit einem Blick und Ton, der den Wunſch ausſprach, ihm ſein Herz aufzuſchließen, und zugleich einen ſanften Vorwurf enthielt.

„Nun ja“ — entgegnete der Abt verdrüßlich —

„was macht Ihr denn da für zärtliche Augen dazu, wenn ich einmal in Eurer Weiſe ſpreche? Denn gewiß habt Ihr doch die ganze unbedeutende Katzbalgerei aus dem alleinſeligmachenden Geſichtspuncte der fahrenden Ritterſchaft betrachtet. Ihr wart Ritter Tollinger, der wackre Kämpe, der Schuft vor Euch der Heide Krakow, die Anno 936 vor Kaiſer Heinrich dem Vogler zu Augſpurg auf Tod und Leben turnirten — nicht ſo? Nun wie geſagt, Ihr habt recht brav geſpielt!“

„Herzloſer Menſch!“ — rief Boëmund, deſſen glühende Bruſt ſich vor des Abts eiſigem Spott krampfhaft zuſammenzog.

„Haltet mir das zu gut, Herr Graf“ — rief Hubert lachend — „bin ja kein Ritterbürtiger!“

Eben ritten ſie in den gepflaſterten Schloßhof ein.

Wir finden die Beiden nach glücklich beendigter Reiſe in der glänzenden Hauptſtadt Frankreichs wieder, wo ſie nun ſchon einige Monate leben. Boëmunds Stand, Reichthum, Empfehlungen, nebſt ſeinem einnehmenden Weſen hatten ihn bald in einen Strudel von Bekanntſchaften verwickelt, von denen er nach Huberts Willen — ſo ſehr er auch ſelbſt das Gegentheil gewünſcht hätte, dennoch

die meiſten fortſetzen mußte, weil er ja, nach des Vormunds ausdrücklicher Beſtimmung, um ſich zu bilden, hieher gereiſt ſey. Der Zweck, ihn ſich ganz im Meer der Lüſte verlieren zu ſehen, ward indeſſen nicht erreicht. Zuvörderſt widerte dem gefühlvollen, beinahe ſchwärmeriſchen Jüngling vor dem ruchloſen Leichtſinn, mit welchem die Vorbilder des Tons eheliche, kindliche und freundſchaftliche Verhältniſſe mit Füßen traten, während ſie die hochtönendſten Worte von Ehrliebe und Zartgefühl beſtändig auf den Lippen hatten. Dann begriff der Unverdorbene die ſchamloſe Frechheit nicht, mit welcher die Männer hier eine Frau verließen, um dort ſich an eine andre zu hängen, die Damen dagegen jenen zarten, ehrfurchtsvollen Minnedienſt, deſſen Boëmund gelegentlich erwähnt hatte, für den lächerlichſten und unnützeſten Zeitvertreib erklärten, mit dem heut zu Tage Niemand gedient ſey. Unter dieſen Umſtänden ſchloß ſich ſein deutſches Herz in verachtender Kälte der franzöſiſchen Liebenswürdigkeit zu. Die nothwendigen, geſellſchaftlichen Pflichten wurden ihm um ſo läſtiger, als Hubert ihm nicht nur Umgang und Unterricht der gelehrteſten Männer in den Fächern verſchaffte, deren Kenntniß ihm als dereinſtigen Beſitzer bedeutender Ländereien nützlich ſeyn konnte, ſondern auch ihn überall hinzog, wo es irgend etwas Merkwürdiges zu hören oder zu ſehen gab, es

mochte dies nun ein Gegenstand des bloßen Luxus, eine künstlerische Vorstellung, oder eine naturhistorische und antiquarische Sammlung seyn. Obgleich durch das unaufhörliche Bespötteln Huberts alles dessen, was in die sogenannten Ritterzeiten gehörte, und Boëmunds enthusiastische Anhänglichkeit daran, die Verschiedenheit dieser beiden Gemüther sich täglich auffallender offenbarte, und an keine innige Vertraulichkeit unter ihnen je zu denken war: so mußte sich Boëmund dennoch bei ernstem Nachdenken selbst gestehen, daß sein Vormund, vielleicht unbewußt, keine bessere Wahl eines Führers hätte treffen können.

Mit seinem boshaften Witz beleuchtete der Abt alle Seiten eines Dinges auf das Hell'ste. Was werthlos war und nur durch die Farbe des Alterthums gehalten wurde, das mußte fallen, so daß er den Jüngling mit seiner beißenden Dialectik oft bis zu Unmuthsthränen trieb. Dagegen war er der Erste, die Vortrefflichkeit, Weisheit, Geisteskraft der Vorzeit da anzuerkennen, wo sie unwidersprechlich — z. B. in der Baukunst, in den Verpfleganstalten für Leidende, in den großen Verbrüderungen zum Besten des Handels u. dgl. — hervortrat. Auf Boëmunds Befragen, warum er seine Geissel nie über ihre jetzigen Landesgenossen schwinge, entgegnete der Abt, sein Spott diene nur, einer wahr

haft großen Zeit die Irrthümer und Vorurtheile wegzuräumen, die ihre glänzenden Seiten entstellen — aber eine durch Laster, Lauigkeit und Unglauben vergiftete Zeitperiode und das in ihr ſich wohlgefallende Volk ſey zu ſchlecht für den Spott. Dies Urtheil brachte Boëmund auf die Spur. Immer klärer ward es ihm, daß Hubert's ſonderbarer Widerſpruchsgeiſt weniger der geliebten Vorzeit, und ſelbſt ihren Vorurtheilen gelte, als vielmehr der Beſorgniß, Boëmund könne durch Neigung, Erziehung und Widerſtand getrieben, in ſonderbarem Jugendſchwindel wohl gar an der Lebensweiſe eines fahrenden Ritters Geſchmack finden, und ſo das Ehrwürdige zum Lächerlichen, ſich ſelbſt zum geiſtesſchwachen Poſſenreißer herabwürdigen.

Hubert mußte ungemein in ſeines Zöglings Werthſchätzung ſteigen, als deſſen immer mehr reifender Geiſt, etwa nach einem Jahr ihres Aufenthaltes in Frankreich, dieſe Ueberlegung anzuſtellen fähig war. Ohne den Abt darüber zu befragen, beſchloß Boëmund ihn zu prüfen. Die Gelegenheit fand ſich bald. Nach der täglichen Fechtübung, die der Graf, obgleich längſt den Meiſtern der Hauptſtadt überlegen, auf Hubert's Veranſtaltung regelmäßig abwarten mußte, kam dieſer eines Morgens, um ſeinen Zögling zur Beſuchung eines Cabinets

altfranzöſiſcher Seltenheiten aus der Ritterzeit zu verlaſſen.

„Wahrſcheinlich“ — lächelte Boëmund — „um mich dann deſto unbarmherziger durchzuziehn, wenn bei irgend einem Gegenſtande meine Vorliebe für jene Zeit laut werden ſollte?“

„In der That“ — erwiederte der Abt — „erwarte ich mit Ungeduld, Euch bei ein Paar Pluderhoſen Ludwigs IX., die er während der Schlacht von Saintes gegen die Engländer im Jahre 1241. trug, in Thränen der Rührung und Bewunderung ausbrechen zu ſehn. Welch ein erhabner Gegenſtand der Betrachtung für einen heutigen Edelmann! Unzweifelt würde es unſrer Zeit nicht an Helden fehlen, hätten die Staaten früher Sorge getragen, den Muſterſchnitt von einem Paar ſolcher Siegerhoſen auf die Nachwelt zu bringen! Aber im Ernſt, der Mann hat artige und koſtbare Dinge aus jener Zeit zuſammengebracht. Sonderbar iſt es, daß er den unbezweifelt ächten güldnen rechten Handſchuh eines deutſchen Ritters aus jener Zeit vorzeigt, und ich — wie es die Arbeit klar lehrt — in meiner kleinen Sammlung von Alterthümern den linken beſitze!“

„Was in aller Welt“ — rief Boëmund wie vom Himmel gefallen — „Ihr? — Abt Hubert? — Ihr beſitzt eine Sammlung ritterlicher Alterthümer? — Verwahrt den Handſchuh eines deutſchen

Ritters? — O, ich beſchwöre Euch, verehrt mir ihn. Aus weſſen Hand könnte ſolch ein Ueberreſt der heiligen Zeit mir theurer ſeyn?“

„Er ſey Dein, Jüngling“ — antwortete Hubert mit tiefer dröhnender Stimme und wunderbarer Feierlichkeit — „denk' einſt an dieſe Stunde!“

„Um Gotteswillen“ — rief Boëmund, als er des Abtes Verfärben wahrnahm — „was iſt Euch — Ihr werdet bleich — Eure Züge verändern ſich wunderſam“ —

„Da“ — brach Hubert in lautem Lachen los — „und ich mache einen unmündigen Knaben zu fürchten. Ein rechtes Kunſtſtück, nicht wahr? Nun kommt nur jetzt in den Faurbourg, wo uns jener Sammler erwartet!“

Boëmund hatte Mühe, ſich des Abts ſonderbaren Zuſtand zu erklären. Als er aber ihn mit ſeiner früher erwähnten Aufklärung zuſammenhielt, ſo gewann die Vermuthung bei ihm Glauben, Hubert wolle ihn, da jene ſpottſüchtige Maske bei dem Geheilten nicht mehr nöthig ſey, nach und nach auf ſeine wahre Geſtalt vorbereiten. Freilich entſtand nun die Frage, weshalb überhaupt Hubert die Mühe übernommen, den Vormund zu täuſchen? Aus Liebe zu Boëmund, den er damals gar nicht kannte? Unmöglich! Der Verſorgung und des reichen Ruheſtandsgehaltes halber nach vollendeter Reiſe? Hu-

bert ſchien nicht der Mann deshalb einer ſolchen moskaliſchen Verkappung ſich zu unterwerfen. Boëmund konnte mit ſeinen Zweifeln nicht auf's Reine kommen, und mußte es dem Abte überlaſſen, ſie mit der Zeit ſelbſt aufzuklären.

Bei ihrer Rückkehr fanden ſie Nachrichten aus Deutſchland. Ein Brief Margarethens an den Abt enthielt eine Inlage an Boëmund überſchrieben, der ſie erbrach, durchlas und flüchtig erröthend in kleine Stücken zerriß.

„Fräulein Eckerdtsried“ — nahm Hubert das Wort — „benachrichtigt mich von dem bedenklichen Geſundheitszuſtande, in welchen Euer Vormund verfallen iſt. Er leidet gewaltige Schmerzen, und in den heftigſten Anfällen wirft er ſich, ſelbſtquälend, ſein Unrecht gegen Euch vor. Die Aerzte ſchütteln bedenklich die Köpfe!“

„Von Herzen bedaure ich den Armen“ — ſagte Boëmund, indem ihm eine mitleidige Thräne in's Auge trat — „und habe längſt alles vergeſſen. Der ruhigt ihn damit.“

„Ich danke Euch, Herr Graf“ — erwiderte Hubert, ihm die Hand reichend. — „Wenn nun aber der Himmel über Herrn Thomas verfügte, was gedenkt Ihr für Fräulein Margareth zu thun?“

„Mein Gott, lieber Abt, was in meinen Kräften ſteht.“

„Zum Beiſpiel? — Sie heirathen?“

„Was ſagt Ihr, Hubert? — Sie heirathen? — Nie kam mir der Gedanke ein — ſagt, müßte ich das?“

„Wenn Ihr je ihr Liebe geſchworen, oder ein Eheverſprechen gegeben, allerdings — wenigſtens nach bürgerlichen Ehrbegriffen!“

„O Hubert“ — ſagte Boëmund bittend — „ſeyd nicht jetzt boshaft. Als Ritter, als Bürger, als Bauer würde ich ein ſolches Verſprechen halten, und ſollte ich dafür mit dem Glück meines ganzen Lebens büßen. Allein nie that ich dem Fräulein ein ſolches Gelübd. Dank, ewigen Dank bin ich ihr ſchuldig, denn ſie war es, die aus Freundſchaft, vielleicht aus andern Gründen, die ich jetzt erſt ahne, jene Zerſtörung im väterlichen Schloſſe abwandte. Aber ihr meine Hand reichen — fürwahr, das kann ich nicht, obſchon ſie“ — er blickte auf das zerriſſene Billet.

„Seyd ohne Sorgen, Herr Boëmund“ — entgegnete der Abt — „Ihr ſollt das Fräulein nicht heirathen. Ich ehre Euer Stillſchweigen über den Brief der Dame an Euch; allein ſie hat auch mich zum Vertrauten erwählt, und mir kömmt es zu, ſie über dieſen Gegenſtand aufzuklären und auf dieſe Weiſe beiden Theilen die Beſchämung zu erſparen. Uebrigens ſage ich Euch, Ihr werdet Euern Vormund

nicht wieder ſehen, mir verkündet's meine Ahnung. Er wird gegen das Frühjahr ſterben. Inzwiſchen, Ihr ſeyd zwanzig Jahr alt. Wenn wir mit der Rückkehr des Lenzes nach dem Vaterlande aufbrechen, ſo trefft Ihr grade wenig Täge nach ſeiner Beſtattung ein, und erſpart der Juſtiz die Wahl eines andern!"

„Hubert" — rief Boëmund — „Ihr ſprecht ſo beſtimmt von dem Begräbnißtage eines noch Lebenden? Woher wißt Ihr" —

„Laßt Euch daran genügen" — erwiederte der Abt — „daß ich es weiß, und ſchreibt das „Woher?" zu der Menge von Dingen, die Ihr nicht wißt!"

Einſt wurden Beide in eine Geſellſchaft gebeten, die ſie nicht wohl abſchlagen konnten. Sie gingen hin, und ſo lebhaft die Unterhaltung war, ſo blickte doch Boëmund mit herzlicher Sehnſucht nach ſeinem Führer um, ob dieſer noch nicht das Zeichen zum Aufbruch gebe. Eben trat er auf ihn zu, als ſich ein Mann von feinem Anſehen ihnen näherte. „Herr Graf von Peyrſperg" — redete er Boëmund mit franzöſiſcher Höflichkeit an — „ſo wie Ihr bei Eurer Abreiſe aus unſerm Lande ohne Zweifel die erſten zärtlichen Empfindungen ſo manches ſchönen Her-

gens mit Euch hinwegnehmt, so wollt Ihr uns auch nicht einmal die bisher allgemein zugestandene Ehre lassen, in Frankreich die besten Fechter zu besitzen. L'epée, der berühmteste Meister dieser Kunst, weiß nicht mehr Eurer so gewaltigen als blitzschnellen Klinge auszuweichen. Gönnt mir doch die Ehre, mit Euch ein Paar Gänge zu machen. In allen Ländern Europa's bin ich umhergereist, mich in dieser adlichsten aller Künste zu vervollkommnen. Bis jetzt, ich darf es sagen, habe ich meinen Meister noch nicht gefunden. Aber wenn es mir zu großer Ehre gereicht, von Euch besiegt zu werden, so möget auch Ihr keine Schande davon haben, den ersten Fechter Frankreichs, den Marquis von Montagne, Obristen der Königlichen Garden, bezwungen zu haben. Haltet Ihr mich nun dieser Ehre würdig, so habt die Güte, das Mittagsmahl bei mir auf meinem Jagdhause La Force heut über drei Tage einzunehmen. Ihr sollt Gesellschaft finden, die Eurer würdig ist!"

Boëmund hatte Lust, den sonderbaren Vorschlag abzulehnen, aber Hubert winkte ihm beifällig zu, und der Marquis schien so großen Werth darauf zu legen, ja die Verweigerung so ernstlich für eine Beleidigung anzusehen, daß er, dem höflichen Manne gegenüber, unmöglich weniger artig seyn konnte. Er versprach zu kommen.

Es war um die Stunde des erſten Hahnenrufes am Morgen des dritten Tages, da dünkte es Boëmund, noch zwiſchen Schlaf und Wachen auf ſeinem Lager ruhend, als ſtünde ein Mann von hoher Geſtalt an ſeinem Bett, ihn mit vielfachen Kreuzen bezeichnend und dunkle Worte dazu ſprechend. Zugleich durchglühte ihn ein unbeſchreiblich wohlthätiges Gefühl von Kraft und Geſundheit, ſo daß er ſich nicht entſchließen konnte, die Augen zu öffnen. Als er es endlich that, war das Geſicht verſchwunden, allein die angenehme Empfindung blieb. Er theilte Hubert ſeine Viſion mit.

„Wie könnt Ihr zweifeln“ — entgegnete dieſer in der gewohnten Weiſe — „daß es jemand anders, als Euer großer Ahnherr Boëmund geweſen ſey? Eine Fechtübung mit einem luſtigen Franzoſen auf ſtumpfe Rappiere iſt es wohl werth, daß ſich der fromme Mann auf die Erdenwelt bemüht!“

„Euer Tadel träfe mich billig, wenn ich irgend ein Gewicht auf meinen Traum legte. Nur dankbar bin ich ihm für das ſo wunderbar erhöhte Gefühl von Kraft und Heiterkeit. Mir iſt, als ſey ich heut zu etwas ganz Beſonderm berufen.“

„Wer kann das wiſſen“ — lächelte Hubert — „vielleicht hat der Marquis eine reizende Schweſter!“

Unter heitern Geſprächen war die Zeit wegzu-

reiten herangekommen. Hubert lehnte es ab, den Grafen zu begleiten unter dem Vorwande, daß der Franzos wohl Stoff zum Spöttein darin finden könne, wenn sein deutscher Gast zu einer Fechtübung einen Geistlichen als Begleiter mitbrächte.

„Ihr habt Recht“ — sagte Boëmund, Abschied nehmend — „nun dann, auf Wiedersehen!“

„Geleite Euch Gott, mein edler Graf von Peyresperg“ — erwiederte Hubert, ihn sehr ernst anblikkend — „und komme es wie es wolle, zeigt Euch als einen ächten deutschen Ritter, Eurer erhabnen Vorältern würdig!“ Diese Worte sprechend, drückte er den hochaufhorchenden Jüngling zur Thür hinaus, diese sofort abschließend.

Boëmund mochte ein Paar Stunden geritten seyn, als sich ein dichter Wald vor ihm aufthat. Immer tiefer senkte sich der Weg thaleinwärts, immer näher traten die hohen finstern Bäume, so daß sie endlich unfreundlich mit ihren stachlichten Zweigen bis an des Reiters Wange reichten. Man war bei einer Gränzsäule, hinter der ein alter Jäger mit eisgrauem Kopfe hervortrat und den Grafen ersuchte, die Pferde auf einem bezeichneten Seitenwege nach dem Jagdhause zu senden, indem er, ihn den Fußsteig zu führen, befehligt sey. Boëmund folgte dem Alten. Um eine Ecke biegend, sah er das Jagdhaus, mit seinen Zugbrücken und Thürmen eher

einer Feſtung gleichend, dicht vor ſich aus dem Thale heraufragen. Sie ſtiegen hinab. Auf des Jägers Hornruf rollte an Ketten eine Fallbrücke nieder. Doggengebell verkündete den Gaſt, und der Marquis eilte dem Grafen entgegen. Nach den erſten Begrüßungen nahm man in reich verzierten Zimmern ein Frühſtück ein, und Boëmund, auf die Waldnacht und die dicht vor den Fenſtern empor ragenden nackten Felſen deutend, konnte nicht umhin, ſein Verwundern über die Wahl eines ſo düſtern Aufenthalts auszudrücken.

Der Marquis entſchuldigte ſich mit ſeiner leidenſchaftlichen Jagdliebe, zu deren Befriedigung auf viele Meilen weit im Umkreiſe ſich hier die reichſte Gelegenheit darböte. Dann war er bemüht, ſeinem Gaſt eine treffliche Gewehrſammlung, herrliche Jagdgemälde, die ſchönſten engliſchen Pferde und Hunde, kurz lauter Gegenſtände zu zeigen, an denen unverweichlichte junge Männer aller Nationen lebendigen Antheil zu nehmen pflegen. Dabei entſpann ſich ein lebhaftes Geſpräch, und der Obriſt bewies ſich ſo wohl unterrichtet, erfahren und dennoch beſcheiden, daß Boëmund geneigt war, ſich zu der Bekanntſchaft Glück zu wünſchen.

Man rief zur Tafel. „Entſchuldigt mich, Herr Graf“ — nahm der Marquis das Wort — „wenn ich Euch zumuthe, mit mir allein zu ſpeiſen. Ich

kann Euch meine Gesellschaft erst nach Tisch vorstellen.“

Boëmund beantwortete diese Aeußerung mit einer Höflichkeit, und man nahm Platz. Die Tafel war prächtig und reich besetzt, aber Niemand zur Aufwartung da, als der alte Jäger. Der Marquis zeigte sich äußerst heiter und schenkte fleißig ein. Zufällig warf Boëmund den Blick während des Gesprächs auf den hinter seinem Herrn stehenden Jäger, und gewahrte, daß ihm helle Thränen über die gerunzelten Wangen liefen und sein Gesicht wie von Schmerz und Angst verzogen sey. Er stutzte einen Augenblick, faßte sich aber schnell, und den Alten wie nur gelegentlich anblickend, bemerkte er, daß dessen Unruhe gegen das Ende der Tafel stieg, ja daß er, als er ihm den Teller wechselte, sichtbar zitterte. Ein zermalmender Blick des Obristen gab dem Alten Fassung. Boëmunden ward das Jagdhaus mit seinen Bewohnern immer räthselhafter, und er gedachte an Hubert's ernste Abschiedsworte. Man stand von der Tafel auf und der Marquis bat Boëmund um Erlaubniß, sich einige Augenblicke entfernen zu dürfen. Als er zurückkam, erschien er vom Kopf bis zu den Füßen schwarz vermummt.

„Eine alte Gewohnheit“ — lächelte er witzig aus der das Gesicht tief verhüllenden Kapuze hervor

— „um bequemer zu fechten. Folgt mir, wenn es Euch beliebt!“

Nachdem ſie durch einige Zimmer gegangen, ſchloß der Marquis eine Thür auf und hieß Boëmund eintreten. Dieſer blieb überraſcht ſtehn. Es war ein hoher ſchmaler, von unten bis oben ſchwarz ausgeſchlagener Saal. An den Wänden ſtanden an einzelnen vorſpringenden Pilaſtern menſchliche Gerippe. Allen war in der Gegend des Herzens ein rother Sammtfleck aufgeheftet. An ihren weißmarmornen Fußgeſtellen ſtand Name und Wappen. Die Zwiſchenräume der ſchwarzen Wand von einem Skelett zum andern waren mit ſtarken ſilbernen Haken ausgeziert, auf denen je zwei bloße Degen quer über lagen. Der Obriſt verſchloß die Thür, ſteckte den Schlüſſel zu ſich, nahm eine Klinge vom Haken und wandte ſich zu Boëmund. „Ihr ſollt wiſſen“ — ſprach er mit dumpfer Stimme — „daß einer von uns dieſen Saal nicht wieder verläßt. Es iſt ſeit zwanzig Jahren bei mir Gebrauch, meine beſiegten Gegner hier aufzubewahren, und wenn Ihr Euch etwas umſieht, ſo werdet Ihr Euch in der That in ausgeſuchter Geſellſchaft befinden. Dort der große Mann z. B. iſt der Herzog von Spoleto, dieſer kleinere der Baron Aument, Euer Nachbar dort der ſtolze Spanier Alcampos, und hier ſeht Ihr einen Landsmann, den Grafen Lutold von Schwanen-

ſte. Erſtecht Ihr mich — wohl gut, ſo macht mit mir, was Euch beliebt. Erleg' ich Euch, ſo werdet Ihr dort der Letzte in dieſer Reihe, wo auf dem leeren Fußgeſtell ſchon Euer Name ſteht. Habt nun die Güte Euch eine Klinge zu wählen!" Er trat in Fechterſtellung ihm gegenüber. Boëmunds aufs tiefſte verletztes ritterliches Ehrgefühl machte ſich in einem Strom von Schmähungen Luft. Er ſchalt den Obriſten einen Straßenräuber, Meuchelmörder, einen heimtückiſchen Schurken, und betheuerte, daß die in Paris anweſenden deutſchen Geſandten ſeinen Mord nicht ungerächt laſſen würden. Der Marquis nahm kaltblütig ſeinen Degen unter den Arm und ſchob Boëmund ein ſchwarzes Tabouret hin, auf dem ein weißer Todtenkopf geſtickt war. „Nehmt Platz, geehrter Redner" — ſagte er ſpöttiſch zweideutig — „einmal muß Euch doch der Athem ausgehn!"

Boëmund ſchleuderte den Schemel bei Seite, riß eine Klinge von der Wand, und trat mit dem Ausruf: „Vergieb mein Ahnherr, daß Dein Ur-Enkel heut mit dieſem ſchurkiſchen Meuchelmörder kämpft, und rette die Ehre Deines Stammes" — dem Obriſten gegenüber. An den erſten Stößen merkte Boëmund, daß er es mit einem höchſt gewandten Gegner zu thun habe; aber ſeine eigne Ueberlegenheit fühlend, ward es ihm möglich, ganz kaltblütig zu bleiben. Der Marquis ſchäumte vor

Zorn, als er den Meister erkannte, und mit wüthender Kraft führte er einen Quartstoß, der wenn er gelang, den Gegner durch und durch bohren mußte. Aber Zorn, Verachtung, Jugendkraft und Meisterschaft drängten sich in Boëmunds Klinge zusammen. Wie Wetterstrahl fuhr seine Waffe dazwischen, und indem er mit riesenkräftiger Battuta dem Obristen den Degen aus der Hand schlug, stieß er ihm die Klinge durch's Herz, daß sie bis an das Gefäß hineindrang und er fast mit dem Todten zugleich auf den Boden gestürzt wäre. Bei dessen dumpfen Fall öffnete sich sogleich eine Thür im Boden und der alte Jäger stieg daraus empor. Wer schildert des Greises sprachloses Erstaunen, als er heut das Widerspiel einer seit zwanzig Jahren immer nur auf eine Weise beendigten Bräuelthat erblickte! Endlich warf er sich in Thränen Boëmund zu Füßen, den er seinen Retter, seinen Gebieter nannte und in Besitz des Schlosses setzen wollte. „Gott verhüte" — entgegnete Boëmund — „daß ich die verpestete Luft dieser Mördergrube länger einathme. Ich will sogleich fort, und zwar so schnell als möglich über die Grenze. Schaff mir einen Wagen, denn nicht nur diese Waffe, sondern auch meines unglücklichen Landsmanns Gebeine will ich mit mir nehmen, damit sie nicht länger hier zur Schau stehn mögen. Auch meine Pferde sende mir."

„Ich beſorge alles ſogleich“ — antwortete der Alte — „und preiſe Gottes Fügung. Aber wenn Ihr menſchlich ſeyd, ſo nehmt mich mit Euch, auch ich bin ein Deutſcher, als verwaiſter Knabe hieher gekommen. Gebt mich Gott und meinem Vaterlande wieder!“

Boëmund bewilligte des knieenden Greiſes Bitte.

„Kein Menſch ſieht uns“ — nahm jener das Wort — „ich ſelbſt ſpanne den Wagen an und hole Euch hier ab. Auf dem entgegengeſetzten Wege jagen wir davon. Vorher aber öffnet dieſen Schrank, Ihr findet des Grafen Schwanenſee's Verlaſſenſchaft darin!“ Er kletterte eilig in den Mordkeller hinab, indeß Boëmund das Taſchenbuch des Verſtorbenen, einige Kleinodien und eine goldne Kapſel nebſt Kette an ſich nahm. Er erſah aus der eigenhändigen Namensunterſchrift, daß der Gemordete der Beſitzer der in der Nachbarſchaft des Schloſſes Peyrſperg gelegenen Schwanenſee'ſchen Güter geweſen, und ihm war, als habe er in ſeiner Jugend von dem plötzlichen Verſchwinden Herrn Lutolds reden hören. Die Kapſel enthielt das Bildniß einer Dame von ſo ausgezeichneter Schönheit, daß er noch in deſſen Anſchauen verſunken ſtand, als ſich die Fallthür öffnete und der Jäger ihn abrief. Boëmund's Fragen über Lutold's nähere Verhältniſſe blieben natürlich unbeantwortet. Der Alte wußte nichts, als daß Lutold,

wie ſo mancher vor und nach ihm, ſeinem Herrn wahrſcheinlich als berühmter Fechter empfohlen, hierher geladen worden und nicht wieder zurückgekehrt ſey. Den nachforſchenden Dienern ward allzeit das verſchloſſene Jagdhaus mit dem Bedeuten gezeigt, der Vermißte ſey in des Herrn Obriſten Wagen mit demſelben nach Paris zurückgekehrt. Den reichen und bei Hof geliebten Marquis wagte kein Menſch in Verdacht zu ziehn, und der dichte Wald mußte mit ſeinen böſen Wegen und ſeiner angeblichen Unſicherheit die Begebenheit in Schleier hüllen. Ein entſetzlicher Schwur hielt des Jägers Zunge gefeſſelt.

Boëmund ſchauderte, als er jetzt, durch eine unterirdiſche Halle ſchreitend, am entgegengeſetzten Ende des Schloſſes wieder an's Tageslicht empor ſtieg, und der Alte, indem er die Pforte verſchloß und den Schlüſſel in den nahen Weiher ſchleuderte, mit fürchterlicher Stimme rief: „So möge keines Menſchen Hand dich wieder öffnen, ſondern der Himmel das verruchte Mordneſt vertilgen!“ Er hieß den Grafen warten, lief nach einigen nahgelegenen Gebäuden und kam bald von dort mit einem flüchtigen Jagdwagen in raſchem Trabe angefahren. Boëmund warf ſich hinein und im Fluge ging es davon nach Straßburg zu. Dort wollte er Hubert von ſich Nachricht geben, und ihn mit ſeinen Päſſen erwarten. Aber wie erſtaunte er, als er im erſten Nacht-

quartier den Abt mit ſeinen Leuten vorfand. Kaum traute er ſeinen Augen, und nur Huberts Umarmung überzeugte ihn von der Wirklichkeit dieſer Erſcheinung. Der Abt, der — er wollte nicht ſagen woher — die Geheimniſſe des Jagdhauſes La Force erfahren, hatte ſich zeitig mit Päſſen verſehen und des Grafen Gefolge mehrere Tage vorher nach Straßburg vorausgeſandt. „Meine Ahnung“ — ſetzte er hinzu — „ſagte mir, daß Ihr als Sieger aus La Force hervorgehen würdet, aber auch im entgegengeſetzten Falle war gegen den mächtigen Liebling des Hofes von mir dunkelm Fremden nichts auszurichten. Da Ihr durch mein heiſeres Klagen nicht wieder lebendig geworden wäret, ſo blieb ſchnelle Rückreiſe über den Rhein, um dem rachſüchtigen Obriſten zu entgehn, auf allen Fall das Rathſamſte.“

Die Rückreiſe ging ſchnell und glücklich von Statten. Es war, als gewönne die Umgebung ein heitereres Anſehen, ſo wie ſie ſich den deutſchen Gränzen näherten. Wenigſtens ward Boëmund, auf dem die gräßliche Begebenheit laſtend und ängſtigend gelegen, ſichtlich heitrer. Deſto mehr mußte ihn Huberts tiefer Ernſt befremden. „Ihr geht“ — antwortete der Abt auf des Grafen Fragen — „einer neuen Wirkſamkeit entgegen, und habt daher Recht, in fröhlicher Hoffnung um Euch zu blicken.

Ich habe mein Geſchäft vollendet, bring' Euch gereift und unverdorben Eurem Vaterlande wieder zurück, und ſo beſeligend dieſe Gewißheit, ſo iſt doch mein irdiſches Thun zu Ende, und deshalb gezieme mir Ernſt!" Boëmund wollte weiter fragen, aber Hubert wickelte ſich in ſeinen Mantel und blieb die Antwort ſchuldig, ſo daß der Jüngling, ſein Schweigen ehrend, von ihm abließ.

Sie waren nun in den väterlichen Gauen angelangt; Boëmund hielt es für Pflicht, zuerſt die Gebeine ſeines Landsmanns bei ſeinen Ahnen beſtatten zu laſſen, ehe er ſich um ſeine eigenen Angelegenheiten bekümmerte. Man fuhr daher nach Schwanenſee. Die Gräfin Wittwe empfing die Reiſenden mit gaſtfreier Würde. Boëmund eröffnete ihr auf eine ſchonende Weiſe ſowohl den Zweck ſeines Beſuchs, als auch die ihm widerfahrne Begebenheit. Die Gräfin vernahm nicht ohne ſtille Thränen die ernſte Kunde, und die feierliche Beiſetzung der Gebeine, der Boëmund und Hubert beiwohnten, geſchah in den nächſten Tagen. Boëmund erfuhr von der Gräfin den vor kurzer Zeit erfolgten Hintritt ſeines Vormunds; ſie bat ihn, noch einige Tage in Schwanenſee auszuruhen, ehe er ſich in die beſchwerlichen Geſchäfte der Uebernahme weitläuftiger Beſitzungen ſtürze. Boëmund hätte gern einen Ritt nach Peyrſperg gemacht, um vor des geliebten Ahn-

herrn Standbilde ihm gleichsam Rechenschaft abzulegen; allein Hubert rieth ihm, hier zu bleiben; er wolle zuerst mit Fräulein Margareth sprechen und so einem unangenehmen Auftritt vorbeugen. Boëmund erkannte diese Veranstaltung mit dem innigsten Dank. In seinen Gesprächen mit der Gräfin ward auch des Bildes in goldner Kapsel Erwähnung gethan. „Es ist mein Bild“ — lächelte die Gräfin — „und ich begreife es leicht, daß Ihr darin nicht die durch mehrjährige Leiden entstellte Wittwe erkennet. Aber damit Ihr von der Aehnlichkeit urtheilen möget, so erlaubt mir, Euch meine Tochter Violante vorzustellen, die Ihr in der Kapelle im Trauerschleier nicht erkannt habt. Man sagt, sie gleiche mir, wie ich damals ausgesehen!“ Nach einigen Augenblicken trat Violante ein, und Boëmund stand wie eine Bildsäule ihr gegenüber. Ja es waren die veilchenblauen Augen des Bildes, die kastanienbraunen Locken, die edeln Züge, der unbeschreiblich reizende Anflug von Schmachten, der über die frischesten Reize, über die blühendste Gestalt ausgegossen war. Die Mutter lächelte entzückt, Boëmund athmete kaum, und Violante reichte ihm mit himmlischer Freundlichkeit die weiße Hand, sprechend: — „durch meine Mutter weiß ich, edler Graf, was wir Euch schuldig sind, erlaubt auch mir, Euch dafür zu danken!“ Boëmund drückte die dargebotene

Hand an ſeine Lippen und hatte Mühe, etwas Beſonnenes zu erwiedern. Er hatte verſprochen, noch einige Tage hier zu bleiben. Seine Verhältniſſe, ſein Character waren bekannt; warum hätte die Gräfin Mutter es nicht gern hören ſollen, als der feurige Jüngling ihr nach damaliger Sitte das Geſtändniß ſeiner Liebe zu ihrer Tochter that? Sie ſandte ihn mit verheißendem Lächeln zu Violanten, und als dieſe die mütterliche Zuſtimmung vernahm, ſank ſie hoch erröthend mit dem Geſtändniß in ſeine Arme, daß trotz des Trauerſchleiers ihre Augen mit Theilnahme auf ihm in der Kapelle geruht hätten. Wer dürfte es wagen, die Seligkeit dieſer Zwei zu ſchildern? Als Hubert davon benachrichtigt werden ſollte, war er nirgends zu finden. Diener meldeten, er habe am Abend vorher ſich zu Pferd geſetzt, und ſey bei hellem Mondſcheine, der Angabe nach, gen Eckerdtsried hinausgeſprengt. Nach einigen Stunden war das Roß allein zurückgekehrt. Boëmunds Angſt war unbeſchreiblich, aber ſie löſte ſich in milde Wehmuth, als man ihm einen Zettel brachte, den man in des Abtes Zimmer gefunden, und der folgende Worte enthielt:

„Gottes Segen über Boëmund von
„Peyrſperg und Violanten von Schwa-
„nenſee! Forſcht nicht nach meinem Auf-

„enthalt, Ihr Lieben, den ihr doch nicht „erkunden würdet. — Leb wohl Boë„mund, mit treuer Liebe Dein

Hubert.“

Nach beendigter Trauer um den Vormund wurde die Vermählung auf Schloß Peyrſperg, in dem der nun mündig gewordene Beſitzer mit ſeiner ſchönen Braut eingezogen war, gefeiert. In der erſten Nacht träumte Violanten, ein Ritter ſtehe an ihrem Lager und lege einen goldnen Handſchuh auf die ſeidnen Decken. Sie erzählte es Boëmund, der, ſonderbar genug, daſſelbe geträumt hatte. Aber als nun der Tag anbrach und die glücklichen Gatten zu wecken kam, da lag in der That ein ſchwerer, ſtark vergoldeter und koſtbar gearbeiteter Ritterhandſchuh auf Violante's Decken. Der entzückte Boëmund ſchloß daraus auf Huberts Rückkehr, und ſie wurden eins, den Handſchuh im Familienarchive nieder zu legen. Aber als ſie, um dahin zu gelangen, den Ritterſaal betraten — ſiehe, da hatte des Ahnherrn Standbild nur einen Handſchuh, und der paßte an Größe und Arbeit unverkennbar zu dem, den Violante bekommen. Boëmund, ſich Huberts Worte erinnernd, als ſie das Kunſtcabinet in Paris beſehen wollten, ſchauerte vor Wonne und ehrfurchts-

voller Dankbarkeit, aber er wagte es nicht, seine kühnen Vermuthungen auszusprechen. Von Margarethen erzählte das Gerücht, sie habe plötzlich nach einer gehabten nächtlichen Erscheinung, ohne Boëmund wieder sehen zu wollen, den Schleier ergriffen.

Die Ferſe des Achilles.

Die Garden waren unter den Fenſtern des Fürſten vorüberdefilirt und der Paradeplatz fing an leer zu werden. Die Maſſe der Officiere, welche der Dienſt nicht beſchäftigte, verlor ſich nach allen Seiten. Die beim Gouverneur accreditirten zogen dieſem Glanzſterne nach. Die Elegants, endlich darüber einig, womit ſie heut die läſtige Tageslänge vertreiben wollten, ſchlenderten einſtweilen Arm in Arm, ſechs Mann hoch, die Säbel laut klirrend auf dem Pflaſter nach ſich ſchleifend, nach der Terraſſe, um Mädchenſchau zu halten, die bei dem herrlichen Wetter ſehr glänzend zu werden verſprach. Die Soliden — ſo nannte ein militäriſcher Spottname diejenigen, welche aus Oeconomie, Phlegma oder Liebe zu ernſtern Beſchäftigungen weder beim General antichambriren, noch bei der weiblichen ſchönen Welt courtaiſiren wollten — die Soliden eilten durch unbeſuchte Seitenſtraßen nach ihren Wohnungen. Der Rittmeiſter

Baron Fels ſtand gedankenvoll auf dem Platze, als längſt die heterogenen Cameraden, die nur das eiſerne Band des Dienſtzwanges zuſammenhielt, nach allen Richtungen auseinander geſtäubt waren. Er würde noch länger ſo geſtanden haben, wenn nicht das Heranſprengen eines Reuters, der dicht vor ihm den ſchnaubenden Hengſt parirte, daß Funken aus den Kieſeln und Schaumflocken vom Gebiß flogen, ihn aus ſeinen Träumen geweckt hätte. Es war ſein Regimentscamerad, der Major Graf Rothenwall, der in lautes Lachen ausbrach. „Fels, Preis der Philoſophen, Zierde des Wehrſtandes, Stolz des Vaterlandes, was ſtehſt Du denn hier, als hätten die Motten Dir das Originalmanuſcript Deiner mathematiſch-ſtrategiſch-hiſtoriſchen Lucubrationen durch und durch zerfreſſen?“

Der Rittmeiſter blickte auf — „Guter Rothenwall — glücklicher Menſch — Schooskind des Glückes, Du haſt gut ſpotten!“

„Bravo“ — entgegnete der Major — „Du parodirſt mich excellent! Aber — ſo wahr ich Achilles Rothenwall heiße, — Du ſiehſt im Ernſt verſtimmt, gedrückt aus! Fels, ich will doch nicht hoffen, daß des Generals üble Laune —“

„Poſſen“ — unterbrach ihn Fels — „Der Gouverneur iſt der Wetterhahn des Hofes. Wo dort die Luft herkömmt, dahin ſteht er. Uebrigens kennt

mich die Welt durch Kopf und Faust, mit der Feder und dem Säbel; was kümmert mich die Laune dieſes Satrapen!“

„Nun was denn alſo? Doch halt — ich hab's! Der neue Flügeladjutant?“

„Ja, ich geſtehe es, Rothenwall, zum größten Theil iſt dieß die Urſache meines Trübſinns. So oberflächlich und untheilnehmend Du Dich auch ſtellſt, Achilles, ſo weißt und verſtehſt Du doch am beſten, ob ich oder jener Glückspilz der Stelle gewachſen iſt. Die Narben hier“ er lüftete den Helm und ſtrich die ſchwarzen Locken aus der durchfurchten Stirn „und meine Schriften, ſollten mich dem Fürſten, der Theoretiker und Praktiker iſt, hinreichend empfohlen haben. So dachte ich, und dennoch —“

„Du dachteſt ſehr richtig, guter Fels, und Dein ganzer Fehler iſt, die Stelle gewünſcht, dieſen Wunſch geäußert zu haben. Ich ſage deshalb immer: „Wer glücklich leben will, halte ſich von Wünſchen frei. Sucht Ihr das Glück, ſo flieht es Euch. Stoßt es mit Füßen, ſo ſpringt es Euch an den Hals!“

„Ja ja“ — lächelte Fels bitter — „mit zwanzigtauſend Thaler Renten klingt das Syſtem recht ſchön, aber ohne dieſe?“

„Thut etwas“ — entgegnete Achilles — „aber

bei weitem nicht Alles. Auch dem Reichen bleiben noch Wünſche übrig, und wer hat mich je etwas wünſchen hören? Uebrigens haben auch vereitelte Hoffnungen ihre ſchöne Seite. Ich entſinne mich geleſen zu haben, daß Wünſche, die nicht gänzlich unerreichbar, ſondern nur ſchwer zu verwirklichen ſind, als ein pſychologiſches Mittel zur Lebensverlängerung angeſehen werden können, indem die durch Hoffen angeregte Seelenthätigkeit auch den körperlichen Organism kräftigt, dem Blut leichtern und ſchnellern Umtrieb, den Fibern mehr Reſiſtenzkraft verleiht und ſo recht eigentlich die Geſundheit befördert. Aus welcher andern Urſache erreichen Hofleute ein ſo hohes Alter, als weil —“

„Ich geh“ — unterbrach ihn der Rittmeiſter — „Du biſt ein geiſtvoller Sophiſt; ein Menſch ohne Herz für Freundſchaft, vielleicht auch für Liebe!“ —

„Vielleicht! Der Teufel hole den Zweifler! Ganz zuverläſſig ohne Herz für die Liebe, von der ich ſo wenig wiſſen will, als von der Freundſchaft! — Du zuckſt die Achſeln? — Fels, von den zehntauſend Mädchen im Lande, die alle gern Gräfin Rothenwall hießen und die Köpfchen hängen, wann die Sonne meines Blicks die andre Hälfte meiner Anbeterinnen beſcheint — welche iſt Deines Bedünkens die Schönſte?“ —

„Kindereien!“ murmelte Fels unmuthig.

„Nun alſo ernſthaft! Von allen Mädchen, denen ich hier in der Reſidenz den Hof mache, welche gefiele Dir am beſten?“

„Caroline von Lichtentann!“ —

„Topp Fels! Du ſollſt die ſchlanke Blonde haben! Ich Achilles, Graf von Rothenwall, trete ſie Dir ab, ziehe mich von Stund' an zurück!“ —

„Menſch, Du raſeſt!“ — rief der Rittmeiſter, in höchſter Bewegung des Grafen Hand faſſend und mit Mühe das tiefe Gefühl verbergend, das ihn ergriff — „o hab' einmal einen Augenblick lang ein Herz! Vernimm, daß ich Carolinen anbete, daß mir das Mädchen wohl will, daß die alte Mutter ſie wohl dem Flügeladjutanten, aber nicht dem armen Rittmeiſter geben kann, da Caroline ebenfalls ohne Vermögen iſt; daß ſie mir aber auch das Mädchen nicht geben *will*, weil ihr hoffärtiger Sinn den Grafen Rothenwall zum Schwiegerſohn begehrt. Begreife, wenn Du kannſt, wie es meinem Herzen thun muß, wenn Du in höhnender Prahlerei mir das Mädchen meiner Liebe *anbieteſt* — womit es Dir bei ſolch einem Engel gar nicht Ernſt ſeyn kann — fühle, begreif das Alles, und geſteh', daß ich Deinen Vorſchlag mit einer Ausforderung beantworten ſollte!“

„Liebſter Fels“ — erwiederte Rothenwall un-

willig, — seinen Hengst, der nicht stehen wollte, mit dem Zügel auf den Hals schlagend — „mein Araber da meint, Deine Periode sey viel zu lang für ihn, sogar für mich, und in der That, er hat Recht. Dein Mädchen ist ein Engel — für Dich! für mich, nichts als ein hübsches Mädchen, dem ich noch keinen Finger berührte, und an dem ich um Deinetwillen meine Unwiderstehlichkeit nicht erproben mag. Ich wiederhole, daß ich Dir Deine Amasia förmlich cedire, abtrete und nie wieder in ihr Haus komme. Meinem Durchlauchtigen Vetter, dem Fürsten, will ich einen scharfen Verweis über sein weniges Beachten wahren Verdienstes geben. Mehr kann ich nicht thun, da Du, wollte ich Dir auch eine Lumperei von fünfzigtausend Thalern schenken, mir meinen guten Willen doch nur mit dem Säbel in der Faust danken würdest.“

„Mit Säbel und Pistolen. Ganz unfehlbar!“

„Excusés du peu!“ — lachte Rothenwall. — „Warum nicht lieber gleich mit einer Cartätschenbatterie? Nun also, wie gesagt, weiter kann ich nichts thun“ —

„Als mich mir selbst überlassen — ganz recht, und das ist, was ich wünsche!“ —

„Undankbarer Sterblicher!“ — rief der Graf, den Araber ansprengend — „so hab' es denn!“ — Er flog die Straße hinab.

„Herzloſer Spötter!“ — knirſchte Fels und ſchritt nach ſeiner Wohnung.

Graf Achilles von Rothenwall konnte für eine pſychologiſche Seltenheit gelten. Er war dem fürſtlichen Hauſe verwandt und durch Geiſt und Kopf ſo wie durch ſeine äußere Stellung zu etwas Außerordentlichem berufen. Tiefer Mathematiker, gründlicher Juriſt, gewandter Diplomat, braver Soldat, glücklicher Dichter, ſchön von Geſtalt, feſt von Körper, Herr eines fürſtlichen Vermögens, ſchien er vom Schickſal — wie der Held eines Romanes von ſeinem Verfaſſer — mit ungerechter Vorliebe ausgeſtattet, wenn ihm nicht der Ausſage derer zu folge, die ihn näher kannten — das Herz gefehlt hätte! Alle wollten ihm wohl, weil ſeiner einnehmenden Art nicht zu widerſtehen war; allein niemand liebte ihn, weil er Annäherung weder ſuchte noch geſtattete, und jeden dahin führenden Verſuch mit dem ſchärfſten Spott, ihm nur zu ſehr zu Gebot ſtehend, vereitelte. Mild gegen Unterthanen, die er nie geſehen, großmüthig gegen Nothleidende, denen er unter der Bedingung half, daß ſie ihm nicht dankten, ſagte er von ſich ſelbſt, er habe kein Herz für das, was die Menſchen Liebe oder Freundſchaft zu nennen pflegten. Nicht daß er etwa

mit der eingebildeten Unermeßlichkeit eignen Gefühls die bekannten Höhen der Empfindung überflöge, — im Gegentheil, er reiche nicht daran! Er helfe gern, aber Dank und Rührung der Geretteten langweile ihn. Er möge gern freundlichen Verkehr, aber der Drang, die Sehnsucht, für, mit und durch einen Einzigen zu leben, sein ganzes Da, seyn auf diesen Einzigen zu beziehn — habe er nie begriffen. Er gefalle sich mit Frauen, als den reizendsten Blüten im Freudenkranz des irdischen Lebens, unbeschreiblich wohl, und empfange, ohne je Ruhe und Unschuld gefährden zu mögen, jede Aeusserung von Wohlwollen mit der lebendigsten Dankbarkeit; allein noch habe er kein weibliches Wesen gesehen, das ihm den Wunsch eingeflößt, immer in dessen Nähe zu seyn, nie eine Spur von dem empfunden, was man Liebe nenne. Ja, er gestand, daß ihm nach seiner Art zu fühlen, alle die so häufigen Ergießungen von Dank, Rührung, Zärtlichkeit als meist gemachte Explosionen sehr erkältend geschienen, und ihm dabei immer der Zuruf auf der Lippe geschwebt: „Leutchen, zwingt Euch nicht, s' ist Euch wahrhaftig nicht so um's Herz!“ So liebe er Kinder durchaus nicht, wenn sie nicht zwölf, fünfzehn Jahr über die ekelerweckende Hülfsbedürftigkeit hinaus seyen, und halte sich überzeugt, daß — die Mutter abgerechnet, — allen denen, die

jedes dargebotene Kind abherzten und engelhaft fänden, eben so um's Herz sey. Nicht minder ärgerlich, ja unnatürlich erscheine ihm das Jammern um einen Verstorbenen, man möge nun als Christ an ein Jenseits, oder als Materialist an endliches Zerfallen der aufs höchste ausgebildeten Naturkraft glauben. Immer sey das Klagen ganz nutzlos. Im ganzen Leben scheine ihm überall nichts des Wunsches würdig, als möglichste Behauptung des moralischen Gleichgewichts in der Lust wie im Schmerz, und dies solle man ihn, so hoffe er, nie verlieren sehen. Nichts sey ihm übrigens begreiflicher, als daß er bei einer solchen geistigen Organisation den Meisten als ein moralisches Ungeheuer erscheinen müsse; er tröste sich, wo ihm dies offenbar werde, damit, daß er nie geheuchelt, nie das Gegentheil seiner Ueberzeugung lügenhaft vorgespielt habe.

Von den Menschen, die mit dem Grafen zugleich in der Residenz lebten, und diese so wie ähnliche Aeußerungen unzähligemal von ihm selbst vernommen hatten, erklärten die Meisten sein Wesen für Unnatur. Andere nannten es forcirte Genialität; noch Andere, sich erinnernd, daß der Graf sehr früh Waise geworden, nie Geschwister gehabt, unter der Zwingherrschaft eines ihm übelwollenden Verwandten aufgewachsen, suchten

hierin den Grund jener Seltſamkeit. Der Pöbel behauptete, es ſey ihm angethan u. ſ. w. So viel lieb übrigens gewiß, und ſeine Cameraden beſtätigten es, er war mit jedem freundlich aber niemals Freund, und in der Reſidenz bezeugten laut und heimlich viele reizende Frauen, der liebenswürdige Achilles ſey oft verliebt, aber der Empfindung wahrer Liebe durchaus unfähig. Der Fürſt ſchien von allen dieſen Gerüchten keine Notiz zu nehmen, hatte ſich des ausgezeichneten Geiſtes ſeines Anverwandten im Felde wie im Cabinette ſchon oft mit dem glücklichſten Erfolge bedient, und würde ihn gewiß zu den höchſten Ehrenämtern erhoben haben, wenn derſelbe nicht eine dauernde Anſtellung als eine hindernde Feſſel fortwährend abgelehnt hätte.

Nach einigen Wochen erhielt der Rittmeiſter Fels ein Billet vom Grafen Achilles, der ihn bat, ihn einige Tage im Dienſte zu vertreten, indem er außerhalb der Stadt Geſchäfte habe. Der Regimentschef ſey bereits avertirt.

„Verdammt“ — rief Fels, „grade um den einzigen Tag in zwei langen Wochen, wo mich Caroline allein ſehen kann, gerade um dieſen muß mich der herzloſe Egeiſt bringen! Und er frägt gar

nicht, ob ich kann oder will, ſondern meldet mich ohne weiteres. So recht im Styl der großen Herren; es muß mir eben eine Ehre ſeyn! Verdammt!“ Er zerriß das Billet, noch einige Verwünſchungen murmelnd, als es an die Thüre pochte. „Herein!“ — rief er ungeduldig, denn er hatte ſich eben an das ſtrategiſche Werk geſetzt, das er umarbeitete. Es war ein Bedienter vom Gouverneur, der eine Einladungskarte zum nächſten Sonntag Mittag brachte. „Werde die Ehre haben!“ brummte Fels, den Bedienten kurz abfertigend und ihn noch halb in die Thür einklemmend. „Dumme Höflichkeit“ — ſagte er, die Einladung überlaufend — „zum ſchlechten Erſatz für die Grobheit auf der Parade vor vierzehn Tagen!“ Er hatte eben den Zirkel geöffnet, um ein paar Diſtanzen überzutragen, als es aufs Neue mit leiſem Finger an die Thür klopfte. „Himmeltauſend“ — fuhr der Rittmeiſter auf — „herein, zum Teufel“ — brüllte er mit einer Stimme, als ob er zwanzig Escadrons commandirte, und fuhr, weil der Klopfer nach jener Beſchwörungsformel nicht ſogleich erſchien, zornroth an die Thürklinke.

Ein Mädchen ſtand draußen. — „Was ſoll's?“ — brach der Rittmeiſter los. „Ich bin ein Frauenzimmer — ein Mädchen“ — liſpelte die Kleine. „Das eine ſeh' ich“ — polterte Fels — „das andre geht mich nichts an. Was will — was wollen Sie?“

„Die Frau von Lichtentann ſchicken dieſes Billet.“

„Iſt denn heute Walpurgis?“ brummte Fels in den Bart, und riß den Zettel auf. „Vormittag bin ich im Dienſt“ — beſchrie er das zitternde Mädchen — „und kann alſo nicht zu der gnädigen Frau Befehl ſeyn, aber Nachmittag vier Uhr werde ich mich einſtellen. Meinen Reſpect!“ — „Ein ſchöner Erſatz“ — ſeufzte er, ſich an die Arbeit ſezzend — „für ein Rendésvous mit der Tochter eins mit der Mutter! Was nur die Alte will?“ — Er warf den Zettel bei Seite und arbeitete einige Stunden ungeſtört. Jetzt ſchlug die Uhr. Er gürtete den Säbel um, warf den Helm auf den Kopf und ging nach dem Paradeplätz, den er kaum betrat, als die Cameraden mit Glückwünſchen auf ihn einſtürmten. Eh' er recht erfahren konnte wozu, rief ihn der Obriſt eilig. „Fels, ſtecken Sie dieſe Ausfertigung zu ſich, die ich ſo eben erhalten, dort kommt der Fürſt, dem ich Sie ſogleich vorſtellen muß. Vergeſſen Sie nicht, ſich beim Gouverneur zu melden, Sie ſind Flügeladjutant geworden. — Fels traute ſeinen Ohren kaum. Eben begann die Regimentsmuſik den Marſch zu ſpielen, und der Fürſt ſchritt, von ſeinem militairiſchen Gefolge begleitet, über den Platz. Sobald die Honneurs vorüber waren und der Fürſt ſeinen gewöhnlichen Standort eingenommen,

HALLE (Saale)

trat der Obriſt heran, den Flügeladjutanten Major Fels vorzuſtellen.

„Graf Rothenwall“ — redete ihn der Fürſt an — „hat mich überzeugt, daß Sie mit Ihren Kenntniſſen mir bei der Adjutantur mehr Nutzen ſchaffen können, als in der Linie. Sie haben an dem Grafen einen warmen Freund, er hat ſich Ihrer mit Eifer angenommen!“ —

Fels murmelte, über und über roth werdend mit tiefem Bückling, von unverdienter Freundſchaft des Grafen. In der That fühlte er ſo etwas. Das militairiſche Schauſpiel begann, und er konnte erſt nach der Parade Zeit finden, das Reſcript ordentlich zu leſen. Welche Ueberraſchung; ſo ganz nach ſeinen Wünſchen angeſtellt, mit der Ausſicht nun doch wohl Carolinens Hand zu erhalten! Dem ſchönen Gedanken nachhängend, ſchritt er eilig vorwärts. „Zwar“ — ſagte er zu ſich ſelbſt — „dem Fuchs Rothenwall iſt nicht zu trauen. Er naſcht gar zu gern von ſo ſchönen Trauben, und ſo brav Caroline iſt, ſo unwiderſtehlich iſt er!“ — Heftiger ſchritt er die Straße hinab. — „Pfui“ — ſtrafte er ſich ſelbſt — „pfui Fels, wie ſträubt ſich deine Eitelkeit zu geſtehen, daß du dem wackern Achilles Unrecht gethan, während er bemüht war, dein Glück zu gründen. Nein“ — rief er im ſchönen Enthuſiasm hingeriſſen — „er verdient ihr Wohlwollen und ich würde

ihr ſelbſt eine Schwäche verzeihen.“ — Er unterbrach ſich, als er ſein Selbſtvergeſſen bemerkte. „Baron Fels“ — rief eine Stimme über ihm; er blickte auf, und ſah Frau von Lichtentann mit Carolinen im Fenſter ihrer Wohnung liegen. Man winkte ihm hinauf. — „Sie hat meine letzten Worte nicht gehört“ — tröſtete ſich der Rittmeiſter. Er entſchuldigte ſich, daß er gegen die Verabredung nun doch früher erſcheine. Das habe nichts auf ſich, entgegnete Frau von Lichtentann, im Gegentheil könne er gleich als Mann von Geſchmack ihr bei der Einrichtung ihrer Tochter zur Hand gehen, die Braut ſey.

„Br — Braut?“ — ſtotterte Fels mit einem furchtbaren Blick auf Carolinen, die ſcheu das Auge zur Erde ſchlug — „Braut? Ih, das iſt höchſt erfreulich! Und mit wem? Doch was frage ich albern! Mit wem denn ſonſt, als mit dem Herzensbezwinger, dem Grafen Rothenwall, nicht ſo?

„Richtig getroffen“ — lächelte Frau von Lichtentann — „das heiß' ich geſchickt rathen. Nun können Sie gleich für Ihren Freund ein Hochzeitsgeſchenk kaufen. Kommen Sie!“

„Nicht doch, meine Gnädige“ — erwiederte Fels mit verbiſſenem Grimm — „ich habe es ſchon zu Haus — ein Paar prächtige damascirte Doppelpiſtolen. Und damit ſie der theure Freund gleich brauchen kann, laſſe ich im Augenblick ein Dutzend

Kugeln gießen; ſobald er zurück kommt, ſoll er ihre Vortrefflichkeit erproben!“ Er wollte fort.

„Wie Sie wollen“ — meinte Carolinens Mutter — „aber Sie wiſſen ja noch gar nicht weshalb ich Sie heraufgerufen. Dahier leſen Sie dieſen Brief, und rathen Sie mir!“ — Sie hielt ihm das Papier hin. Fels nahm es verächtlich. Es war Rothenwalls Hand und eine gerichtliche Schenkung des Grafen, worin er ein Gut, das von Carolinens Vater ſchuldenhalber verkauft und von ihm acquirirt worden war, Carolinen zum Brautgeſchenk machte, und ihrer Mutter einen anſtändigen Wittwenſitz daſelbſt unter der Bedingung ausmachte, daß ſie ihre Einwilligung zur Verbindung ihrer Tochter mit Fels gebe, nach welcher ſofort das Gut überwieſen werden ſollte. Der Rittmeiſter ſtand wie vom Himmel gefallen. „Nun, was rathen Sie?“ — frug Frau von Lichtentann. „Gnädige Frau“ — ſtotterte Fels — „wenn ſie — wenn der Wunſch — eines ſo edeln Mannes —“

„Dem Sie ſo eben ein Paar Piſtolen und ein Dutzend Kugeln zudachten? Ja ja, ſo ſind die Menſchen! Nun, ich hätte wohl Luſt, mich den Abſichten des ſo edeln Mannes zu fügen, wenn nur Caroline“ —

„O“ — rief Fels freudetrunken — „ich wage

es? Fräulein Carolinens Schweigen zu meinem Vortheil auszulegen! Darf ich nicht?“

„Ih nun“ — lächelte dieſe — „wenn Sie mir eine Schwäche für den Grafen verzeihen.“ —

„Ich verdiene den Spott, Fräulein, denn ich habe mich ſchwer an ihm verſündigt — aber ich ſchwöre“ —

„Zu ſchweigen“ — unterbrach ihn Caroline, ihm den Mund mit der Hand zuhaltend. — „Sie ſchwören, weil Sie wiſſen, daß Sie nichts wagen! So ſind die Männer, würde ich ſagen, gäbe uns Graf Achilles nicht ein ſo herrliches Beiſpiel von der uneigennützigſten Großmuth. Dem edeln Manne zu Liebe willige ich ein!“

Wer war glücklicher als Fels, der ſogleich zu des Grafen Bevollmächtigten rannte und dieſen mit der Schenkungsurkunde zu Frau von Lichtentann trieb, wo die Verlobung in ſeinem Beiſeyn vollzogen ward. Nun eilte der ſelige Rittmeiſter zu Achilles, allein der ſollte, ſo vernahm er, erſt in einigen Wochen zurückkehren. Endlich kam er an, erſchien auf der Parade und Fels ging auf ihn zu. „Lieber Fels“ — nahm Rothenwall ſehr trocken das Wort — „quäl' Dich und mich nicht mit einem Dankſagebrey. Ich habe Dir geholfen, weil Du ein geſcheuter Kerl biſt und ich doch weder Flügeladjutant werden, noch

heirathen und Fräulein Carolinen nehmen wollte, die immer gegen mich die Sprödе gemacht hat!«

»Welche Art« — unterbrach ihn Fels hitzig — »ſein eignes ſchönes Werk herabzuſetzen« —

»S'iſt einmal meine Art ſo, und ich bitte ſehr, nichts mehr davon. Apropos! Es ſind Verwandte von mir hier. Die alte Gräfin Güldenſchild mit ihrer ſchönen Tochter Thereſe, die unſere hieſigen Herrlichkeiten und unter andern auch die Gemäldegallerie beſuchen und dort copieren will, wozu, wie Du weißt, eine ſpezielle Erlaubniß des Fürſten nöthig iſt. Ich habe ihr eine ſolche ausgewirkt. Du thuſt mir einen Gefallen, wenn Du heut mit dieſen Damen bei mir zu Mittag ſpeiſeſt. Du findeſt die Lichtentann's, Mutter und Tochter, auch. Ich rechne darauf!«

Fels wollte erwiedern, aber Achilles war ſchon zwanzig Schritt weit entfernt.

Die Geſellſchaft hatte ſich verſammelt, als der Rittmeiſter erſchien. So roſenfriſch und ſchön Caroline von Lichtentann blühte, ſo blieb doch des Eintretenden Blick, nachdem er den fremden Damen vorgeſtellt worden, immer länger auf Thereſe Güldenſchild hangen, und kehrte noch oft zu ihr zurück. Sie war groß und edel gewachſen, ihr Haar und ihre

Augen ſchwarz, ihre Farbe etwas gelblich, ihr Mund nicht klein zu nennen — aber in dieſen dunkeln Augen ruhte eine ſelige Schwärmerei, um dieſen Mund ſpielte eine Anmuth, auf dieſer hohen Stirn lag eine Hoheit der ſittlichen Würde, davon man, wie betroffen über die wunderbare Täuſchung, das Auge von der anfangs gar nicht auffallenden Schönheit kaum abwenden konnte. Eben nun hatte Rothenwall aufgehört, ſeinem Cameraden hierüber ſcherzhafte Vorwürfe zu machen, als ein Mann eintrat, der aufs Neue des Rittmeiſters Aufmerkſamkeit beſchäftigte. Das ſchlichte kurze Haar, der einfache ſchwarze Anzug ließen, verbunden mit einem unverkennbaren Ausdruck von Reſignation, einen Geiſtlichen in ihm vermuthen, und in der That ward er als Hauscaplan der Güldenſchildiſchen Familie vorgeſtellt. War es Stimmung Rothenwalls, oder Abſicht, dem Geiſtlichen Gelegenheit zu geben, ſich auch mit der beſten Geſellſchaft vertraut und bekannt zu zeigen — genug er verflocht ihn beſtändig in's Geſpräch und ſchien ihn oft recht neckend zum lebhaften Widerſpruch anregen zu wollen. Allein ſo heiter der Caplan ſchien, ſo lebendigen Antheil er an der Unterhaltung nahm, ſo lag doch immer, man möchte ſagen im Hintergrunde ſeines Geſichts, ein Ausdruck, ein Zug, der anzudeuten ſchien, er ſey hier nur ein Pilger, ſeine geiſtige Heimath wo an-

ders. Das Geſpräch ward eins jener anziehenden, die einen würdigen Gegenſtand mit Wärme, ja mit Feuer erfaſſen und von allen Seiten betrachten, lebhaft, aber nie heftig werdend und des Gegners Meinung ehrend und hörend. Dem Rittmeiſter wollte es bedünken, als ruhe der ſchönen Thereſe Blick mit Wohlgefallen auf ihrem geiſtreichen Vetter, und als beachte auch Rothenwall das holde Geſchöpf ernſter als er ſonſt wohl pflegte. Schon wünſchte Fels ihm innerlich Glück zu dieſer Anwandlung, als eine höchſt ſatyriſch-witzige Aeußerung über den Kunſtſinn der Frauen, die der Graf an ſeine Couſine richtete, den Ungrund dieſer Hoffnung klar machte. Thereſe erröthete leichthin, als fühle ſie ſich von dem Scherze verletzt; allein Rothenwall ſchien das gar nicht zu bemerken und ſeine unerſchöpfliche geiſtige Gewandtheit wußte ſich ſelbſt auf eine Weiſe zu widerlegen, die ihm Gelegenheit gab, Thereſen auf das ungeſuchteſte eine Menge verbindlicher Dinge zu ſagen; ſo daß dieſe ihm lächelnd und verſöhnt Schuld gab, er ſey ein wahrer Proteus, und man müſſe mit ihm doppelt auf der Hut ſeyn, weil er es verſtehe, auch der ſchlimmſten Sache wenigſtens ſcheinbar den Sieg zuzuwenden. Nach aufgehobener Tafel erinnerte Thereſe ihren Vetter an die auszuwirkende Erlaubniß, die Gemäldegallerie zu beſuchen, die er ihr verſprochen habe. Rothenwall brachte ſogleich den fürſtli-

chen Erlaubnißſchein und ſchlug vor, die Sammlung jetzt zu beſuchen, wo ſie noch von müſſiggängernden Beſchauern leer ſey, vorher entſchuldigte er jedoch das ungalante Verbot, welches keiner Dame geſtattete, auf der Gallerie zu copieren, mit der eignen, allerdings ſonderbaren Anſicht des Fürſten hierüber. Die Geſellſchaft wünſchte hiervon unterrichtet zu ſeyn, und der Graf berichtete folgendes. Die Sammlung ſey erſt ſeit einigen Jahrzehnden angelegt und trotz der vortrefflichen Meiſterſtücke, die ſie enthalte, bei weitem nicht bekannt genug. Es ſey noch nicht Ton der durchreiſenden Fremden, einen Beſuch auf der Gemäldegallerie mit dem Morgenſpaziergang zu verbinden, und ſo ihre Langeweile, Unwiſſenheit und Anmaßung, ſo wie den Staub und Schmutz der Straßen in die herrlichen Säle zu bringen. Der Fürſt habe eine unerklärliche, ordentlich naturhiſtoriſch-merkwürdige idioſyncratiſche Scheu vor *malenden Damen*. Verfaſſungsmäßig werde keinem Frauenzimmer das Copieren auf der Gallerie geſtattet und dadurch zugleich allem cryſtalliniſchen Anſchießen ambulirender Kennerlinge um ein holdes Frauenbild, welches gar anmuthig mit länglichen Fingern einen Raphael oder Correggio abgekritzelt und mit gemüthvollem Ungeſchick die Madonnen in langarmige, dünnbeinige Fräuleins, die Engel in deutſche Jungen umgeſchrieben haben würde — vor-

gebeugt. Freilich ließ ſich dem Fürſten entgegnen, daß er auf dieſe Weiſe vielleicht manche Roſalba oder Angelica, die ihm aus den Töchtern des Landes emporblühen könne, im Keime vernichte. Allein er pflegte zu erwiedern, daß er der Meinung ſey, die Kunſt habe wenig oder gar nichts durch die obgenannten Damen gewonnen und werde, wenn ſie ſich auch nie wiederholten, wenig oder nichts verlieren. Ja, er trieb die Ketzerei ſo weit, zu behaupten, daß er gar wohl an Schneidinnen — mit dem Sprachreiniger Volke zu reden — Näthinnen, Köchinnen, ja ſelbſt an Huldinnen und Heldinnen weit eher glauben wolle, als an Künſtlerinnen! Das Weſen der Kunſt ſey mit dem Heraustreten in's Leben durch Production viel zu innig verbunden, verlange und verſchaffe viel zu gebieteriſch ein Bekanntwerden, eine Publicität, die dem Weſen der Weiblichkeit ganz und gar zuwider ſey. Endlich möge man ihm doch nur in alt und neuer Zeit eine wahrhaft große Malerin, Componiſtin oder Dichterin nennen! Sappho, ihre fabelhafte, ſehr beſtrittene Exiſtenz bei Seite geſetzt, ſey doch in der That weit berühmter durch ihre Verliebtheit, als durch ihre Gedichte geworden, welche Celebrität zu erringen dem weiblichen Geſchlecht ja weit leichter ſey. Ferner mache die Geſchicklichkeit, eine Theegeſellſchaft ganz anmuthig zu beſchreiben, oder in drei

Theilen eine matte Liebesgeſchichte abzuhaſpeln ſo wenig zur Dichterin, als eine neue Compoſition des „di tanti palpiti“ zur Componiſtin, oder ein mager gemaltes Conterfey zur Malerin. Das gelungenſte Portrait, ſelbſt von Meiſterhand, ſey immer das Erzeugniß einer ſecundairen Geſchicklichkeit. Wer es verſtändig mit der Kunſt meine, müſſe die Vermehrung der Miniatur- und Paſtellportraitmaler, welche den ſogenannten Künſtlern eine breite, ſändige Rennbahn öffne, bejammern. Geſetzt aber, ein Frauenzimmer wolle zur Hiſtorienmalerei übergehen, Anatomie ſtudieren; ſo vertrage ſich die genaue öftere Beſichtigung der männlichen Formen durchaus nicht mit dem weiblichen Zartgefühl; und er würde es keinem Jüngling verdenken, der die ſchon verlobte Braut ſitzen laſſe, wenn er erfahre, daß ſie je nach dem lebendigen männlichen Modell gezeichnet. Den Verheiratheten könnte man ein ſolches Studium vielleicht eher geſtatten; allein unter tauſend Fällen ſey nicht einer bekannt, wo die Verſäumniß der angewieſenen natürlichen Berufspflichten durch ein bedeutendes Reſultat in der Kunſt aufgewogen worden. Endlich gebe es ſo herrliche Maler, daß man der weiblichen Beihülfe in dieſem Fache gar füglich entrathen könne; an liebenswürdigen, ſittſamen Jungfrauen dagegen, an zärtlichen, berufstreuen Gattinnen könne die Welt nie zu viel haben. „Demnach“

— fuhr der Graf fort — „blieb der fürſtlichen Gallerie nur den Andrang der männlichen Copierpinſel zu beſeitigen übrig. Und hier ſichtete der treffliche Inſpector mit unerbittlicher Strenge die Spreu von dem Weizen; ohne eine, dem Fürſten ſelbſt vorgelegte Receptionszeichnung, ward keine Erlaubniß zum Copieren gegeben, und deshalb ſtreng auf die große Inſchrift in goldnen Buchſtaben über dem Eingang verwieſen: „Die Gallerie iſt keine Zeichenſchule!“ Um nicht gar zu critiſch zu erſcheinen, hatte der Fürſt Fremden den Beſuch der Gallerie zwar erlaubt, aber dem Inſpector zur Pflicht gemacht, jeden zu fragen, was er ſehen wolle, ob Hiſtorie, Landſchaft oder Thiere, italieniſche, deutſche oder niederländiſche Schule? Diejenigen, die nun beſehen wollten, gleichviel was, wurden mit vieler Höflichkeit in einen Saal geführt, wo Quodlibets, Blumenſtücke und Stillleben, Gruppen von van der Werfft *) und Portraits von Johann Seybold **) aufgeſtellt

*) Van der Werfft malte mit ſolcher techniſchen Vollendung des Pigments, daß er das Microscop dazu nahm. Seine Compoſitionen ſind franzöſiſch geziert und ſein Pinſel geleckt.

*) Johann Seybold malte Runzeln der Haut, einzelne Barthaare, die Augäpfel u. dgl. ebenfalls durch's Vergrößerungsglas und daher ohne Geiſt.

waren. Hier gab es gebratne und gespickte Hasen, Citronen und Häringe zum Anbeißen, Rosen und Tausendschönchen zum Anriechen, Fliegen zum Wegblasen natürlich. Ueberdieß hing hier ein großes, von einem vielversprechenden jungen Künstler gemaltes Receptionsstück, welches grün verhangen, die Aufmerksamkeit der lieben Leutchen ganz gewaltig anzog. Auf vieles Verlangen ward der geheimnißvolle Vorhang weggezogen, und man erblickte hier eine altdeutsche Köchin, die in einer Küche im Spitzbogenstyl gothische Pfannkuchen buk. Im Vordergrunde standen zwei kerzengerade mannshohe weiße Lilien, um die Magdlichkeit der Jungfer Köchin anzudeuten. Dieses Stück fand allgemeinen Beifall bei der hohen Noblesse sowohl, als dem verehrungswürdigen Publicum.“ — Hier schloß der Graf seine Bevormundung der fürstlichen Ansicht und die Comtesse frug ihn lächelnd: ob er wohl zu versichern den Muth habe, nur des Fürsten Ansichten interpretirt zu haben? Der Graf erwiederte, er bedaure, daß hier kein schwarzbehangener Tisch nebst dem gehörigen juristischen Apparat da sey, sonst wolle er sich deshalb ohne Verzug den Eid deferiren lassen, daß er nicht ein Wörtchen mehr gesagt. — Ob er gleich vorläufig mit dem Inspecter gesprochen, so that dieser doch, als die Gesellschaft in den Vorsaal der Gemäldegallerie trat, die statutenmäßige Frage:

was ſie zu ſehen wünſchten? — „Sonderbar!“ — fuhr der hitzige Rittmeiſter Feld dazwiſchen — „Gutes aus allen Fächern!“ — „Hieraus etwas auszuleſen, muß ich Ihnen überlaſſen“ — erwiederte der Inſpector — „und mir dann Ihre Beſtimmung erbitten, denn unſre reiche Sammlung wie ein Blumenbeet zu betrachten, woran man auf und abwandelt, bald da, bald dort etwas Schönes findend, dazu gehört eine Zeit, die Sie doch wohl an einen Beſuch zu wenden nicht willens ſind!“ — „Entſcheiden Sie, Couſine!“ — rief Rothenwall mit prüfendem Blick. „Nun denn“ — erwiederte Thereſe unbefangen — „ſo laſſen Sie uns erſt einige hiſtoriſche Gemälde der ältern Italiener ſehen, aber nicht blos die venetianiſchen Coloriſten — dann ſpäter einige niederländiſche Landſchaften, zumal Waterloo's oder Ruisdael's!“ — Man durchſtrich nun die langen Säle, um zu dem Heiligthum des Innern zu gelangen. Gräfin Thereſe, Rothenwall und der Caplan machten im Geſpräch Bemerkungen, die den Inſpector überzeugten, daß er hier kein gewöhnliches Publicum vor ſich habe, und es that ihm wohl, ihnen ſeine freudige Ueberraſchung mitzutheilen. Nachdem man ſich an den herrlichſten Werken ergötzt und erhoben hatte, nahm Gräfin Thereſe das Wort, indem ſie ſich an den Inſpector wandte: „Wenn es uns gelang, Sie günſtig für uns zu ſtimmen, ſo verzeihen

Sie mir wohl eine neugierige Frage. Irgendwo — ſo erinnere ich mich geleſen zu haben — befindet ſich ein Bild, das vielleicht als Malerei unbedeutend, mich durch ſeinen tiefen Sinn unausſprechlich anzog. Es iſt nämlich die Geſtalt eines jungen Mädchens in höchſter Jugendſchönheit, das eine herrliche, ſaftgeſchwellte Traube über einer goldnen Schaale zerdrückt. Hinter ihr ſtreckt ein Gerip mit Stundenglas und Senſe den knöchernen Arm aus, im Begriff, die blühende Geſtalt zu erfaſſen."

„Pfui" — rief Graf Achilles — „pfui, des häßlichen Gedankens!"

„Habe ich Sie recht verſtanden" — ſagte der Inſpector — ſo meinen Sie ein Bild von Hieronymus Pieraboeco, wovon das Original auf einer auswärtigen Gallerie ſich befindet. Wir beſitzen indeſſen eine Copie davon, die ich Ihnen zeigen kann" — Er führte ſie in ein Seitenzimmer und ſie ſtanden bald vor dem Bilde, das aber auſſer Thereſen und dem Caplan den übrigen nicht zu gefallen ſchien. Caroline meinte, die weibliche Figur gleiche eher einer trunkenen Bacchantin, als einer ſchuldloſen, morgenfriſchen Jugend. Felix erklärte es für eine freudloſe Fiction. Rothenwall behauptete, es ſey weder eine Fiction noch eine moraliſch-ſentimentale Allegorie, wie die ſchöne Couſine dafür halte, ſondern ganz gewiß das Portrait einer rechtſchaffenen

Coquette aus des Malers Zeit, welcher, um die Schönheit ihrer Carnation recht blendend herauszuheben, das Skelett als Mönche und Schaupfläfferchen daneben ſetzen müſſen. Alle lachten über den barocken Einfall, nur Thereſe nicht, die den Grafen mit ſtillem Vorwurf anblickte, der dadurch zum Uebertreiben nur deſto mehr gereizt, fortfuhr: „In der That, für ein ſolches Portrait halte ich das Bild, wenn es nicht etwa zur Privatverbannung eines Kloſtergeiſtlichen in verſchloſſener Zelle gemalt worden. Was meinen Sie dazu, Herr Caplan?“

„Es könnte allerdings dienen“ — erwiederte dieſer — „ſowohl den contemplativen Beter, als den nimmerſatten Genießer auf die Hinfälligkeit alles Irdiſchen zurückzuweiſen. Dem erſten zum Troſt, daß die Prüfung nur eine kurze Zeit dauern könne — dem andern zur Erinnerung, daß Licht und Nacht, Luſt und Graus nah an einander gränzen!“ —

„Die Moral mag gut ſeyn — dem Soldaten taugt ſie nicht!“ — rief Jeik. Schiller ſingt trefflich: „Und ſetzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen ſeyn!“ Wer ſich dagegen gewöhnt hat, immer betrüblich an Tod und Sterben zu denken, denkt auch am Tage der Schlacht daran, und zagt entweder zurück wie ein Scheuer, oder vorwärts wie ein Blinder ohne Abſicht und Zweck! Wer täglich mit dem Tode handgemein wer-

den muß, warum soll ihn der sich noch im Zeit
malen, oder auf der Feldwache?“

„Eben um ganz mit ihm vertraut, um auf d
liche Weise mit ruhigem Bewußtseyn tapfer wer
zu können“ — unterbrach ihn Thereſe. „Aber
men wir die Sache von einer andern Seite.
Alle hängen an irgend etwas, irgend einem Ge
ſtande der Erfüllung, irgend eines Wunſches
ganzer Seele. Wenn nun der Maler hätte ande
wollen, daß uns dann gerade der Verluſt oder
Enttäuſchung oft am nächſten ſtehe — wie etwa
blühendſten Jugend der Tod; und daß es d
doch wenigſtens vernünftig ſey, an die M
lichkeit des Verluſtes zu denken?“ —

„Eine ernſte, aber ſehr heilſame Auslegu
— ſeufzte Caroline, der der Inſpector und der
plan beiſtimmten.

„Ein Mann wird zu verlieren und den Ve
mit Würde zu ertragen wiſſen?“ — bemerkte
Rittmeiſter.

„Gut geſprochen, Commerad!“ — rief der
— „übrigens iſt der Satz, den meine ſchöne
ſine Chryſoſtomus, zu deutſch Goldmund gen
aufſtellte, wie alles Allgemeine nur halb w
Denn es kann ja auch Menſchen geben, die
mit Maaß genießend, ohne Liebe, ohne Haß,
Wunſch und ohne Furcht durchs Leben gehen,

unverwundbar ſind, und für die folglich jene Maxime ohne Wahrheit iſt!“

„Menſchen?“ — frug Thereſe, das Wort ſtark betonend.

„Sie meinen, ſchöne Couſine, das wären dann keine Menſchen? Ich danke für die gütige Interpretation. Indeſſen bin ich Achilles Rothenwall, der vor Ihnen zu ſtehen das Glück hat, ein ſolcher Menſch. Ich hänge an nichts, an niemandem. Ich wüßte keinen Verluſt, der für mich einer wäre — denn Ehre und Geſchicklichkeit kann ich nicht verlieren, das Leben achte ich nicht, und ſo kann ich wohl ſagen, ich ſey unverwundbar!“

„Als Mutter Thetis ihren Sohn in die unverletzlich machende Flut tauchte, blieb er doch an einer Stelle verwundbar!“ warnte der Caplan ſehr ernſt. „Sie heißen auch Achilles, Herr Graf, ſind jung und lebenskräftig wie er — aber hüten Sie ſich, das Schickſal herauszufordern, denken Sie bisweilen an die Ferſe des Achilles!“

Der Graf wollte erwiedern, als ein Kleinod das von Thereſens Buſen auf den glatten Boden fiel, und in einen Winkel rollte, das Geſpräch unterbrach. Man ſuchte danach. Rothenwall war der glückliche Finder. Als er ihr die Perl brachte, ſah er eine Thräne in ihrem Auge. „Hat mein alberner

Schetz Sie verwundet, holde Cousine?“ fragte er mit verbindlichem Tone.

„Nicht doch“ — lächelte Thereſe weich — „nur meine Eitelkeit iſt verletzt, zu fühlen, daß Ihre Geiſtesſtärke kein Familienzug geworden iſt!“ —

Man ging noch durch einige Säle, indeſſen ſchien das Bild des alten Fierabosco eine ernſtere Stimmung geweckt zu haben. Die Geſellſchaft trennte ſich bald. Caroline und Felix gingen zu Frau von Lichtentann, Rothenwall mußte zum Fürſten, der ihn hatte verlangen laſſen, der Abt ſollte einen Universitätsfreund beſuchen, und ſo fuhr Gräfin Thereſe allein zurück. Allein — wenn man nicht ihre ſtillen Thränen als ihre Geſellſchafter betrachten will! —

Graf Achilles hatte ſeit einigen Monaten den Platz im Regiment auf Befehl des Fürſten mit dem in der geheimen Canzlei vertauſchen müſſen, und ſaß von Papieren umbaut in ſeinem Cabinet, auf eine höchſt wichtige diplomatiſche Sendung, die der umwölkte politiſche Himmel nöthig machte, ſich vorbereitend. Er hatte alle Störungen verboten, und ſo ward ihm erſt am Abend gemeldet, daß der Caplan der alten Gräfin Güldenſchild ihn zu ſprechen gewünſcht und daß er den Tag darauf wieder kommen

werde, um eine dem Grafen bequeme Stunde zu erforſchen. Rothenwall ließ ihm wiſſen, daß er ihn um zehn Uhr erwarte. Der Caplan erſchien pünctlich. Nachdem er ſich — daß er den Grafen ſtöre — mit der Unpäßlichkeit der alten Gräfin, die in eine bedenkliche Krankheit übergegangen ſey, entſchuldigt hatte, bemerkte er, daß er ganz allein in Auftrag der alten Dame, als deren Beichtiger ſpreche, durch welche Verſicherung er ſich zuvörderſt als Bevollmächtigter derſelben legitimiren zu müſſen glaube. Rothenwall erwiederte verbindlich, daß er ihm ganz dieſer Auszeichnung werth erſcheine, und bat ihn Platz zu nehmen und ſich ſeines Auftrags zu entledigen.

„Sie kennen, Herr Graf“ — hob der Geiſtliche an — „den Geſundheitszuſtand Ihrer Frau Tante, der ſie nöthigt auch dies Jahr die mineraliſchen Geſundbrunnen dieſſeits der hieſigen Gränze zu beſuchen. Allein ihre Jahre und der kürzlich eingetretene ſchlimme Umſtand machen ihr Uebel ſo gefährlich, daß für ſie ein nahes Lebensziel abzuſehen, und dieſe Reiſe wohl ihre letzte irdiſche iſt. Sie hat ſich als Chriſtin darauf vorbereitet und erwartet den Wink des Herrn. Als Mutter aber blickt ſie mit Sorge auf das Schickſal ihrer holden Tochter“ —

„Nun“ — fiel Rothenwall lebhaft ein — „und was ſoll ich der holden Tochter?“

Der Caplan ſah den Grafen ſchweigend einen

Augenblick an, als beſinne er ſich erſt, in welche Gefühlstonleiter er dieſen Klang zu reihen habe — dann fuhr er fort: „Die Lebhaftigkeit, mit der Sie mich unterbrechen, iſt mir als ein Beweis Ihrer lebendigen Theilnahme unendlich ſchätzbar und läßt mich ein freundliches Gehör hoffen. Daß unter den Beſorgniſſen der Frau Tante keine finanziellen gemeint ſind, werden Sie bei dem bekannten Reichthum der Güldenſchildſchen Familie eben ſo leicht glauben, als daß ſich bereits, und noch ganz kürzlich mehrere ausgezeichnete Männer um Gräfin Thereſens Hand gemeldet haben. Iſt es der alten würdigen Frau zu verdenken, wenn ſie, da das Herz der Tochter noch frei iſt, die Wahl derſelben auf einen Mann zu lenken ſucht, der durch äußere und innere Vorzüge glänzend, ihr auch als Verwandter näher ſteht — mit einem Wort, wenn ſie Sie, Herr Graf, zum Schwiegerſohne wünſcht, und mir aufgetragen hat, Ihre Geſinnungen hierüber zu erforſchen? Ich muß — bevor ich Ihre Antwort vernehme — als Mann von Ehre, als Geiſtlicher, als Beichtiger beider Gräfinnen, auf mein Gewiſſen betheuern: „Gräfin Thereſe ahnet nichts von dem Auftrage an Sie!“ — Der Graf erwiederte: er wolle nicht, im gewöhnlichen Tone antwortend, für die widerfahrene Ehre danken u. ſ. w. Der Caplan habe ihn gleich beim erſten Blicke angezo-

gen, ſein Vertrauen in Anſpruch genommen, und in dieſem Sinne wolle er ihm geſtehen, der Wunſch der würdigen alten Tante ſey ihm weder befremdend noch unerwartet, und er erkenne die zahlloſen Vortrefflichkeiten Thereſens, die ſie zu dem liebenswürdigſten Geſchöpf unter der Sonne machten, mit bereitwilliger Verehrung an. Schade nur, daß er weder dem Wunſche der Mutter entſprechen, noch ſich entſchließen könne, um den Beſitz der Tochter auch nur einen Schritt zu thun — aus dem einfachen Grunde, weil er zu wenig gut von dem Geſchlechte denke, um einer, auch der Beſten, ſein Geſchick anzuvertrauen!“ —

„Herr Graf“ — rief der Geiſtliche verwundert — „bei Ihnen wäre die Frage, was für Frauen Sie als Repräſentantinnen des Geſchlechts vor Augen haben mögen, gewagt“ —

„Und unnütz“ — entgegnete der Graf — „da Sie mir Ueberlegung genug zutrauen, um mir eine Lebensmaxim nicht von Einzelheiten zu abſtrahiren. Ich bin weder blinder Anbeter, noch blinder Haſſer; allein Shakespeares Ausſpruch: — „Gebrechlichkeit, dein Name iſt Weib!“ gilt mir noch immer für Geiſt und Körper dieſes Geſchlechts; und kein Mann kann ſich mit dem Grundprincip von Inconſequenz, das ſich im ſechsjährigen Mädchen wie in der ſechzigjährigen Frau zeigt, vertragen.“

„Sie werden bitter, Herr Graf — Ihre Sch
derung Carricatur.“

„Bitter? Dazu müßte ich gereizt und ärgerlich
seyn. Beides ist mir fremd. Den Schein der Car
catur mag die Natur verantworten. Ich führe n
an, was ich millionenmal bemerkte und mir daß
im Stillen als Regel aufstellte — Inconsequenz
Grundzug des weiblichen Characters,“ und es lass
sich hieraus alle seine guten und schlimmen Seit
ableiten. Die gebildetste, beste Frau weiß period
weis nicht was sie will; seufzt über das, was sie e
behrt, so wie über das, was sie besitzt; wünscht n
Ungestüm ein Entferntes, an dem sie mäkelt, we
sie es hat, bis es ihr gleichgültig ist; hat für L
und Schmerz, für Langeweile und Indigestion d
selbe äußere doppelsinnige Zeichen — Thränen, u
vergiebt es dem Beobachter nie, wenn die jedes
lige Ursache, was auch immer für eine, ihm ni
höchst würdig und zureichend erscheint!“

„Herr Graf“ — lächelte der Geistliche
„Ihr Eifer könnte Sie über die Zeit hinaus führ
die Sie mir schenken dürfen. Ich möchte Ihnen e
gegnen, daß Alles, was Sie gesagt, wahr; al
nichts leichter sey, als den weiblichen Character
lern eben so viele, nur bedeutendere männliche
genüber zu stellen; weshalb aber der Himmel
gegenseitigen Ausgleichung die Liebe gegeben.“

ſein wir ſind nicht beiſammen um zu declamiren. Ich weiß, was ich wiſſen muß, und empfehle mich Ihrem Wohlwollen!“ — Er ſtand auf.

„Und Gräfin Thereſe?“ — frug Rothenwall.

„Was iſt mit ihr?“

„Nun — ich meine — wie ſie es aufnehmen wird — daß —“

„Daß Sie ihre Hand anſchlagen? O Graf, Graf — denken Sie an die Ferſe des Achilles! Wollten Sie Ihre Eitelkeit am Schmerz Thereſens weiden? Hoffen Sie es nicht. Sie weiß, wie ſchon geſagt, von nichts und ſcheint nur höchſt ruhig und im Gleichgewicht zu ſtehen!“

„Herzenskündiger“ — ſpottete der Graf — „Seher ins Verborgene, diesmal doch trügt Ihr Blick!“

„Das verhüte Gott!“ — erwiederte der Caplan ſehr ernſt — „ſo bleibt Thereſens Ruhe und meine Achtung für Sie unerſchüttert!“ — Er verließ mit dieſen Worten das Zimmer.

„Hoho, Pfäfflein!“ — lächelte Rothenwall ſtill, indem er ſich an den Schreibtiſch ſetzte. — „Du blickſt ja gar gewaltig tief auf den Boden!“ —

Graf Achilles hatte recht geſehen. Thereſens bisher noch freies Herz ſchlug unruhig. Seit ſie mit

ihm, durch das verwandtſchaftliche Verhältniß begünſtigt und berechtigt, näher bekannt geworden, ließ ſie ſeinen glänzenden Eigenſchaften mit Enthuſiasmus Gerechtigkeit widerfahren; bald könnte ſie nicht ohne Bangigkeit an die Trennung denken. Indeſſen blieb ihr auch ſeine Schattenſeite nicht verborgen. Wie wäre dies auch möglich geweſen, da ſo viele Menſchen dem Grafen einen Gefallen zu thun glaubten, wenn ſie ihn überall als einen Sonderling ausriefen, in Hinſicht ſeiner Meinungen über das ſchöne Geſchlecht aber die allerabentheuerlichſten Gerüchte verbreiteten. Thereſe lächelte ziemlich ungläubig bei ſolchen Erzählungen, die ihr unnatürlich, ja unmöglich vorkamen. Immer war ihr Carolinens Bekanntſchaft, die ſie in dieſer Zeit machte, und an welche ſie ſich bald mit großer Innigkeit ſchloß, höchſt willkommen. Zwar mußte dieſe der unglaublichſten Widerſprüche in Rothenwalds Character, ja ſelbſt einer periodiſchen gänzlichen Gefühlsabweſenheit, wenn ihn zumal wiſſenſchaftliche Gegenſtände in Anſpruch nahmen, geſtändig ſeyn; dennoch blieb ſie feſt dabei, Achilles ſey einer der edelſten Menſchen unter der Sonne, ſich durchaus nicht auf Unterſuchung einlaſſend, woher denn nun ſeine Sonderbarkeit, wenn ſie nicht moraliſche Verwahrloſung ſey, komme? Stand doch bei ihr ſtatt aller trügeriſchen Conjecturen, der Thatbeweis, dem ſie ihr Glück verdankte,

oben an. So gern Thereſe der ſchönen Apologetin zuhörte, ſo gewichtig Carolinens ſelbſtgemachte Erfahrungen in die Wagſchaale fielen, ſo begriff ſie doch, daß ſich darauf überall kein ſichrer Schluß gründen laſſe, indem viele Menſchen, zumal Männer, in einer exaltirten Minute zu großen Opfern bereit, im gewöhnlichen Leben dagegen nur ſehr geringer fähig wären. Ja, pflegten denn nicht grade die von poetiſchen Motiven am leichteſten Erregbaren, ſobald der Reiz nachließ, weit unter den gewöhnlichen Temperaturgrad der Empfindung herab zu ſinken? Die Stimme der Vernunft, welche Thereſen dieſe Bedenklichkeiten zuflüſterte, ließ ſich nicht ganz abweiſen, ſie hörte ſie an — wie einen unwillkommnen Cenſor — aber ihr Ohr und ihr Herz hingen an Carolinens Anſicht. Oft fehlt, um uns vor uns ſelbſt zu rechtfertigen, nur ein, ſey es auch noch ſo ſophiſtiſches Raiſonnement; und kann unſer Wunſch gegen die Vernunft nur mit einem halbweg ſcheinbaren Grunde zur Sprache kommen, ſo hat er gewonnen. Thereſe ſammelte alle Nachrichten, die ſie über Rothenwall bekam, hielt ſie mit ſeinem Betragen gegen Felix und Carolinen, ſo wie mit ſeiner erwieſenen Mildthätigkeit gegen Nothleidende in der ſtrengſten Verbergenheit zuſammen, und hatte bald das tröſtliche Reſultat vor ſich, der Graf ſey — ein Lieblingscharacter der Frauen — ein Mann, der,

weil ſeine unbeſchreiblich tiefe und zarte Empfindung unverſtanden geblieben, ja wohl gar mit Undank belohnt worden, das Gefühl abgeſchworen, mit Gewalt ſich in die Farbe des Spottes geworfen, durch herbe Erfahrungen Menſchenfeind geworden, aber von dem edelſten Drange hingeriſſen, zwar den Dank der Geretteten verſchmähe, aber die Sehnſucht zu retten dennoch nicht bezwingen könne! Jede erhitzte Einbildung leiht ihrem Liebling Farben des Morgenroths, Töne aus andern Sphären, Züge eines Engels, Tugenden eines Gottes. Es war daher kein Grund vorhanden, warum Thereſe auf halbem Wege hätte ſtehen bleiben ſollen. Das that ſie denn auch nicht, ſondern ging ſo raſch in der ſüßen Verblendung vorwärts, ließ ſich von Carolinen, die, um etwas Neues zu ſagen, auch bisweilen übertrieb, ſo viel von ihm erzählen, ſagte ſich ſelbſt ſo oft und mit ſo glühenden Worten, Achilles ſey ein Halbgott, dem auch die zärtlichſte Liebe kaum lohnen könne, bis ſie ihn wirklich leidenſchaftlich liebte. Wer Mädchen und die oft unbegreifliche Geſchichte ihrer Liebe zu ganz gewöhnlichen Menſchen — die allein auf ihrer Selbſterhaltationsfähigkeit beruht — beobachtet hat, wird Thereſens Steigerung bei einem ſo ſchönen und geiſtreichen Manne ganz und gar begreiflich finden! Hätte ſie den Grafen täglich geſehen, ſo würde doch wohl hie und da eine Feder aus den

Seraphestittigen gefallen seyn; allein da seine wichtigen Geschäfte ihm nur selten erlaubten, der Tante ein paar theilnehmende, Theresen ein paar freundliche Worte zu sagen, so ging die Leidenschaft mit Riesenschritten vorwärts. Caroline war die Vertraute und blies mit vollen Backen in die Glut, fest überzeugt, Rothenwalls Gleichgültigkeit werde an Theresens von schwärmerischer Zärtlichkeit doppelt strahlenden Augen wie Wachs an der Sonne dahin schmelzen. — In dieser Zeit bekam die alte Tante jenen Zufall, der ihr Leben in Gefahr brachte. Auch sie hatte von des Grafen Sonderbarkeiten gehört, ohne jedoch daran zu glauben, und so sehr sie eine Verbindung zwischen den beiden Familien wünschen mußte, so würde sie es doch ganz und gar den jungen Leuten selbst überlassen haben, was sie für die Sache thun wollten. Jetzt aber, wo sich mehrere Bewerber um die Tochter meldeten, wo ihre Gesundheit ihr keinen langen Aufenthalt auf Erden mehr versprach, galt es zu handeln. Sie liebte entscheidende Schritte; der Caplan, mannigfach geprüft und bewährt, war der Mann, den sie brauchte. Ihm vertraute sie sich, und wir haben ihn bereits im Gespräch mit dem Grafen behorcht. Seine Relation war kurz und erschöpfend, der Graf liebe Theresen *nicht* und wolle sich nicht vermählen, auch bleibe es zweifelhaft, ob er überhaupt lieben *könne*, da Selbstliebe und

Eitelkeit ihn ziemlich ausschließlich zu beherrschen schienen. Ungern vernahm dies die Gräfin, aber ihr Stolz nicht weniger als die Liebe zu ihrer Tochter und ihre eigne hülfsbedürftige Lage trieben sie an zu handeln. Sobald die Krankheit ihr nur einige ruhige Augenblicke verstattete, wollte sie mit Theresen sprechen, und diese zu einem entscheidenden Schritt treiben. Ehe dies, von ihrer Schwäche immer verzögert, geschehen konnte, hatte sich Rothenwall persönlich von dem Gesundheitszustande der Tante überzeugen und auch der Cousine einen Besuch abstatten wollen. Es lag der Kranken nichts daran, ihren Kummer über die fehlgeschlagene Hoffnung tiefer zu verhüllen, als die Schonung von Theresens Weiblichkeit es verlangte; und obschon in allgemeinen Ausdrücken, wußte sie dem Mysogyn einige ziemlich herbe Dinge über seine Frauenscheu zu sagen; dagegen Rothenwall, wie allemal, wenn er Absicht gewahr wurde, zur entschiedensten Opposition, und sollte es auf Kosten des liebsten Wunsches geschehen, entschlossen war. Die Rücksicht für eine beinahe Sterbende und die Bitte der Kranken, sie zu verlassen, weil das Sprechen sie anstrenge, hielt den Ausbruch zurück; allein er fühlte sich tief verletzt. Durch wichtige und anstrengende Arbeiten auf eine besondere Geistesschärfe geleitet, war er reizbarer als je. Jetzt mit Plänen beschäftigt, die das Wohl von

Millionen zum Gegenſtande hatten, dünkte es ihm lächerlich und erbärmlich weiberhaft von Seiten der Tante — an eine Heirath zu denken. Eine Flut von perſifflirenden Scherzen ſtrömte ihm gewaltig mit Bitterkeit verſetzt zu, er mußte ihr Luft machen, und in dieſer Stimmung konnte er ſich die Grauſamkeit nicht verſagen, Thereſen das Geſpräch zwiſchen ihm und ihrer Mutter mitzutheilen, und den Eindruck zu beobachten, den es auf ſie machen würde. Raſch und unangemeldet trat er in ihr Zimmer, wo ſie eben an der Staffelei vor einer Landſchaft Ruisdaels ſaß, ſie trefflich in Farben copierend, aber als Rothenwall eintrat, in tiefes Nachdenken verſunken, Palette und Pinſel ruhen laſſend. Die erſten Worte verriethen der Holden des Geliebten feindſelige Stimmung — um ſo weicher, nachgebender bemühte ſie ſich die ihrige einzurichten und ihn ſo zu entwaffnen. Vergebens. Schon hatte ſie ſeinen beiſſenden Witz, die Unzulänglichkeit aller weiblichen Kunſtübungen und damit ihrer liebſten Beſchäftigung, zugegeben. Allein er trieb ſie, nunmehr alle Eigenthümlichkeiten ihres Geſchlechtes mit der beiſſendſten Lauge überſchüttend, ſo weit, daß ſie endlich mit Thränen in den Augen aufſprang, ihn fragend, wo er ſich voll des giftigſten Haſſes geſogen habe? „Bei Ihrer Mutter, ſchöne Couſine!“ — „Bei meiner Mutter?“ — rief Thereſe von Ahnung

durchblitzt — „und der Beſuch bei einer faſt ſterbenden Mutter konnte Sie nicht milder für die Schwächen der Tochter machen?“ — So ſang ſie mit Engelsmilde und einer Wehmuth, die den Grafen hätte entwaffnen müſſen, wenn er nicht Vorwurf, Abſicht, auch hier gewittert hätte, nicht entſchloſſen geweſen wäre, ihr weh zu thun. „Die Tante“ — rief er aus — „iſt aber auch eine verzweifelt hartnäckige Marieuſe! — Nun ſa“ — fuhr er unzart fort — „ſie ſieht nun einmal nirgends Heil, als in einer Verbindung zwiſchen uns beiden! Gewiß“ — er drückte Thereſe, die aufſtehn wollte, ſanft nieder — „gewiß, holde Couſine, Sie ſind an Geiſt und Körper eine Art von Engel, und beneidenswerth der Erdenſohn, dem Sie zu Theil werden, er wird wenig mehr an den Himmel zu fordern übrig haben — indeſſen, wenn es auf der andern Seite denn doch Menſchen gibt, die freilich höchſt verſchroben, nicht auf dieſe Weiſe ſelig werden wollen, ſo iſt es doch wahrhaft inquiſitoriſch, ſie in den Eheſtandshimmel hinein zu zwingen!“ — Thereſe, tief verwundet, in ihrem innerſten Weſen von Schmerz und Schreck durchzuckt, glaubte während dieſer Worte umzuſinken. Einen Augenblick hatte ſie geſchwankt, ob ſie dem Grauſamen ihre unendliche Liebe zeigen, ihn um das Glück ihres Lebens beſchwören ſollte; allein ſeine

letzten Worte gaben ihr auf einmal das ganze Gefühl ihrer Würde zurück, und mit einer Faſſung, die ſich wie ein ſiegender Lichtblick über das Dunkel ihrer Stimmung verbreitete, nahm ſie Palette und Pinſel auf, ſetzte ihre Arbeit fort und erwiederte vollkommen ruhig: „Lieber Vetter, in unſerm Verhältniß als Verwandte darf man ja wohl ohne Rückhalt ſprechen. Der Wille meiner dem Grabe ſo nahen Mutter wäre mir heilig geweſen, und ich würde Ihnen, wenn ſie es verlangt hätte, meine Hand mit Achtung für Ihren Geiſt gereicht haben. Nie aber wäre Vertrauen, geſchweige denn Liebe für einen Mann in meine Seele gekommen, der, wie ich ſo oft aus ſeinem eignen Munde hörte, keinen Sinn in dieſen Worten zu finden wußte. Geſtehen Sie“ — fuhr ſie immer ſiegreicher, faſt ſcherzend fort — „daß, abgerechnet von meinem eignen Glück — wenn Sie mir das Tuch zugeworfen hätten, ein ſolch ſultaniſches Verhältniß auch Ihnen nur kurze Zeit pikant, dann aber doch ſehr läſtig hätte ſeyn müſſen. Wie ſehr bin ich Ihnen daher Dank ſchuldig“ ſie reichte ihm die Hand — „daß Sie Ihre Anſichten hierüber ſchon gegen meine Mutter ausgeſprochen, und mir eine beſchwerliche Erläuterung erſpart haben!“ — Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, ihr Malergeräth zuſammen räumend. Das Blatt hatte ſich gewendet, und die

Lacher waren nicht auf Rothenwalls Seite. Er fühlte das und verließ ſeine Siegerin, doch beinahe ungewiß über die Natur ihrer Empfindung! — Es gibt nur zwei Arten, das peinigende Gefühl begangenen Unrechts los zu werden. Die edlere, meiſt von Frauen errungen, iſt, dem Beleidigten zu ſagen: „ich habe gefehlt, vergib!“ — Die zweite, unſelige, gern von Männern geübte, beſteht darin, auf Unrecht Unrecht zu häufen, der klaren Einſicht willkührliche Verblendung, dem beſſern Gefühl Trotz entgegen zu ſetzen, und lieber unglücklich zu werden, als nachzugeben. Rothenwall, der Mann voll Geiſt und Scharfſinn, ergriff dies letztere Mittel, und ſchwur, ehe ſollte die ſteinerne Gerechtigkeit im fürſtlichen Schloſſe, als die moraliſirende Thereſe ſeine Gattin werden. Es waren Depeſchen eingelaufen, die ihn einige Tage lang unausgeſetzt an den Schreibtiſch feſſelten und ſodann auf ſeinen diplomatiſchen Poſten abriefen. Vor ſeiner Abreiſe händigte man ihm ein Billet des Caplans ein, der ihm die Abreiſe der Güldenſchild'ſchen Damen in die Bäder meldete. Er las flüchtig — „wir reiſen — theure Opfer — Ferſe des Achilles!“ — „Poſtillenprediger!“ — rief er ungeduldig, zerriß den Zettel in kleine Stücke und warf ſich in den angeſpannten Reiſewagen, der vor dem Hauſe hielt. —

Welch ein ungeheures Feld eröffnete ſich in dieſer neuen Lage dem Ehrgeize Rothenwalls! Bald hatte er die Eigenthümlichkeiten des Souverains, bei dem er accreditirt war, ſo wie der Miniſter, mit denen er zu thun hatte, ausſtudiert, und kaum ein Jahr daſelbſt, ſchon Manches ausgerichtet, was ſeinen Vorgängern unerreichbar geweſen war. Daß ihm mit Rang und Titel, Band und Stern von Seiten ſeines Hofes gelohnt wurde, verſteht ſich von ſelbſt; und er fühlte ſich hier ſo glücklich, daß er mit Bedauern auf ſeine Exiſtenz bei der Garde zurückblickte. Auch in dieſer höhern Sphäre verließ ihn das Glück nicht, weder in Geſchäften, noch in den Bemühungen um die Gunſt der ſchönſten und vornehmſten Frauen des Hofes. Dabei blieb ſein Herz ſo ungerührt, daß er von dieſer Seite ordentlich zum Sprichwort ward. Er vernahm den Tod der Tante Güldenſchild und Thereſens Vermählung mit dem liebenswürdigſten ihrer Bewerber ziemlich gleichgültig. Indeſſen umzog ſich der politiſche Himmel immer düſtrer und eine Fluth der ungeheuerſten Ereigniſſe, wie ſie die damalige verhängnißvolle Zeit faſt täglich herbeiführte, verwickelte auch den Staat, dem Rothenwall diente, in ſeine reiſſenden Strudel. Des alten Fürſten friedliebender Sinn neigte ſich zu Verträgen, gütlichen Auseinanderſetzungen. Allein Rothenwall widerrieth, verwies auf die

Energie der Nation, auf die Kräfte des Landes, und ſo gelang es ihm, den Landesherrn von den bisherigen, langbeſtandenen Verbindungen loszumachen und ſein Intereſſe an das einer andern Parthei zu knüpfen, die ein eben ſo gewagtes als — wenn es glückte — glänzendes Spiel ſpielte. Nur einer war, der das Staatsſchiff durch die Klippen jener Zeit führen konnte, und dieſer eine war Rothenwall. Der Fürſt fühlte das, berief ihn zurück, ernannte ihn zum Miniſter und lud auf ſeine Schultern die furchtbare Laſt der Verantwortung, wenn das neuergriffene politiſche Syſtem übel anſchlüge. Gründe genug für Achilles, es unerſchütterlich zu behaupten, ſeine beſten Kräfte an die Leitung der Angelegenheiten zu ſetzen. In dieſer Zeit fehlte es nicht an Mahnungen, bald direct, bald indirect an ihn gerichtet, die ihn über die Gefahr der Stellung, die er dem Lande gegeben, aufklären ſollten; der Thronfolger ſelbſt trat in offener Oppoſition gegen ihn auf. Das hieß nur Oel ins Feuer gießen. Rothenwall mißkannte die Spitze nicht, auf die er Alles getrieben, allein nach ſeiner Anſicht gab es nur ein Heil — in der ſtrengſten Conſequenz, im eiſernſten Willen. Zu jeder andern Zeit hätte man mit dieſen Eigenſchaften das Ungewitter beſchworen: nicht zu der, in welcher Rothenwall lebte, deren gewaltſame Umwälzungen Erfahrungen und Grund-

ſätze zu verſpotten und nur eine Politik — die des Augenblicks — zu geſtatten ſchienen. Daß der Miniſter dieſen Character der Zeitperiode verkannte — daran war ſeine Eigenthümlichkeit ſchuld. Ohne Freund, ohne Rathgeber, ohne Warner, ſtand er allein im Wetter, feſt durch den ſtolzen Glauben, er ſey der Mann es zu zerſtreuen. Hier und da gedrängt, hier und da erſchüttert, hielt dennoch ſeine kräftige Hand das Ganze mehrere Jahre hindurch zuſammen. Aber nun überſchwollen die ſchon lang dumpf toſenden Wellen die aufgedrungenen Gränzen, der Strom ergoß ſich und ſtürzte das Idol des Tages. Mit ihm fiel auch ein Syſtem, das aus widerſtrebenden Elementen zuſammengeſetzt war. Der alte Fürſt ſtarb vor Gram, als er das Land in einen unſeligen Krieg verwickelt ſah, der ſeiner Exiſtenz Gefahr drohte. Natürlich ward der Miniſter der Gegenſtand eines allgemeinen Haſſes, deſſen Organ der Thronerbe ſelbſt war. In ſo viel Tagen als Jahre Rothenwalls Verwaltung gedauert hatte, ſah er ſich geſtürzt, ohne Einfluß, ohne Fürſprecher, ſeine Güter eingezogen und nur rückſichtlich ſeiner entfernten Verwandtſchaft mit dem Fürſtenhauſe nicht an Freiheit und Leben gefährdet. Das war zu viel für den Stolzen. Freiwillig verließ er auf immer ſein Vaterland und trug den Kummer,

der ihn verzehrte, in einen andern Welttheil — nach Amerika!

Das Gewitter war vorüber, nur dumpfe Donner rollten noch durch den Himmel, deſſen zerriſſenes Gewölk einen fruchtbaren Regen herabgeſandt hatte. Duft und entzückende Friſche quollen aus den neugekräftigten Fluren, deren Blumen im Diamantgeſchmeide der Regentropfen funkelten. Die letzten dunkeln Wolken ſanken hinter die Erde, und bald überzogen roſenfarbene Tinten, vom Glanzgolde der Abendſonne durchblitzt, den Himmel, in welchen die prächtigen Tyroler Gletſcher mit ihren zackigen Eiſſtirnen hinauf ſtarrten. Die Reiſenden, welche das Unwetter in den Gaſthof eines kleinen Dorfes getrieben hatte, beſchloſſen hier die Nacht zuzubringen und den herrlichen Abend zu einem Spaziergang nach dem Kloſter zu benutzen, deſſen Thurmſpitzen über dem nahen Wäldchen funkelten, deſſen Glocken ihnen ſo herrliche Töne herüberſandten. Man geſtattete ihnen dort den Einlaß gern. Der erhabene Styl des uralten Gebäudes, die Stille der hohen Kreuzgänge, in welcher faſt lautlos hier und da ein dunkler Mönch dahinſchlich, die edle Pracht der Kirche, deren gemalte Fenſter, vom Sonnenlichte durchblitzt, ihren magiſchen Schein gegen den Hoch-

altar hinwarfen, — dies alles ſenkte eine ernſte, wehmüthige Stimmung in die Herzen der Beſuchenden. Nachdem ſie das Gebäude mit leiſen Tritten durchzogen, fiel ihnen der bunte Blumenſchmelz des weitläufigen Kloſtergartens angenehm in die Augen, in welchem hier und da ein Geiſtlicher mit Liebe ſeiner Blumen pflegte. Indem ihre Blicke darüber hinflogen, fiel ihnen im entfernteſten Winkel ein Raſenhügel in die Augen, auf welchem ein Mönch, von ihnen abgewendet, in Nachdenken verſunken ſaß. Einer der Reiſenden äußerte die Vermuthung, daß das wohl der älteſte aus der Congregation ſey, der dort auf ſeinem Grabe ſitze, wohin er nicht mehr weit habe. „Am nächſten von uns Allen“ — erwiederte der Führer — „hat jener Bruder, menſchlichem Anſehn nach wohl, denn er iſt unheilbar bruſtkrank — aber nicht den Jahren nach, da er vielmehr der jüngſte von uns Allen, erſt ſeit einigen Jahren in den Orden getreten iſt. Er iſt ein Ausländer und ſoll wunderbare Schickſale erfahren haben!“ — „Sein Name?“ frug einer der Fremden. „Im Kloſter heißt er Bruder Sever“ — entgegnete der Mönch — „in der Welt hieß er Rothenwall.“

„Heiliger Gott! Achilles Rothenwall!“ — riefen die Fremden im höchſten Erſtaunen und frugen, ob Sever wohl gern einige Freunde wieder ſehen

würde, die er früher gekannt? Er wolle ſich ſelbſt darnach erkundigen, erwiederte der Geiſtliche, und ging zu ihm. Thereſe nebſt ihrem Gemahl, Fels und Caroline — denn das waren jene Fremden, welche durch gemeinſchaftliche Neigung und Geſchäfte beſtimmt, ſich zu einer Reiſe nach dem ſüdlichen Deutſchland verbunden hatten — fühlten ſich tief erſchüttert, den gewaltigen, lebensfrohen Rothenwall, den ſie in Amerika glaubten, hier im dunkeln Kleide eines ſtrengen Ordens wiederzufinden. Allein ihr Erſtaunen wich der innigſten Theilnahme, als Sever ſich langſam von ſeinem Grabe erhob und auf die Laube, in welcher die Fremden ſtanden, zuſchritt. Er, der höchſtens in den letzten dreißiger Jahren ſtehen konnte, ſchien deren ſo viel ſechzig zu haben. Sein dünnes Haar war weiß, ſein Blick erloſchen, nur die gerade ſtolze Haltung und die edeln Züge waren geblieben. Man hätte ſagen können, es ſey ein ſchöner Heiliger. Als er Fels und Thereſens Gemahl, die ſich ihm vorſtellten, umarmt, Thereſen und Carolinen herzlich die Hand gedrückt hatte, meinte Caroline, wie ſie ſich faſt Vorwürfe machten, ihn hieher beſchieden und zum Sprechen genöthigt zu haben, indeſſen hätte ihnen die innigſte Theilnahme keine Ruhe gelaſſen. Sever verſicherte ihnen dagegen, daß ſie ihm damit eine recht innige Freude gemacht. Er wiſſe, daß er dem

Tode nah, und ſo könne die Ueberraſchung ihm keinen großen Schaden bringen.

„Wir glaubten Dich im Lande der Freiheit, theurer Bruder.“ — ſagte der General Fels, ihm ſanft die Hand drückend.

„Ganz recht“ — erwiederte Sever mit heiterm Blick — „da bin ich auch, obſchon nicht nach dem Sprachgebrauch. Du haſt nämlich Amerika im Sinn, und ich mein Kloſter; Du meinſt die äußere Freiheit, ich die innere. Aber, wenn mir die Freunde die möglichſte Kürze im Sprechen verſtatten, wozu mich die kranke Bruſt zwingt, ſo will ich ihnen gern meine letzten Schickſale mittheilen. Thereſe und Caroline, meine ſchweſterlichen Freundinnen, reicht mir Eure Hände, und ihr beiden Freunde, ſetzt Euch mir gegenüber. Noch ehe die Hora zur Nacht läutet, werde ich geendigt haben.“ Man that wie er wünſchte, und Caroline und Thereſe waren froh, daß ihnen das Abenddunkel verſtattete, ihren ſtillen Thränen unbemerkt freien Lauf zu laſſen. „Als ich unſer Vaterland verließ“ — hob Sever an — „war Haß, Groll, Unfrieden in meinem Herzen. Ich bedauerte die Welt, einen Mann wie mich, zu verlieren, ich beſchuldigte die Gottheit der Inconſequenz, ſo ſeltne Fähigkeiten dem edelſten Beruf gewidmet, in ihrer ſchönſten Entwickelung zu unterbrechen, und meine Landsleute der blödſinnigſten

Stumpfheit, nicht zu begreifen, wen ſie ſo unge-recht von ſich trieben. Das half indeß alles nichts, ich mußte weichen, und ſchiffte mich nach Amerika ein. Unſre Reiſe, von mannigfachen Hinderniſſen durchkreuzt, dauerte länger als gewöhnlich. Der be-deutendſte unter den Paſſagieren war ein Miſſionar, nach Nordluiſiana beſtimmt. Er hatte Geiſt und Kenntniſſe in ſeltner Fülle, obgleich er beides ab-ſichtlich zu verbergen ſchien. Ich fühlte mich von ihm angezogen, er vergalt mir mein Entgegen-kommen, wir wurden Freunde — kurz ich räumte ihm eine Gewalt über mich ein, die ich noch keinem Menſchen geſtattet hatte. Es ward mir Be-dürfniß, ihm meine Geſchichte vorzulegen und ſein freieſtes Urtheil über meine Individualität zu ver-nehmen. Es fiel ſehr hart. Er bewies mir, daß alle meine Tugenden nur glänzende Fehler, und mein ganzes Weſen vom erſten aller Laſter, vom Stolze, durch und durch vergiftet ſey. Dieſem hatte ich die edelſten Empfindungen der Liebe und Freundſchaft zum Opfer gebracht und den herrlichſten Menſchen durch erkünſtelte Fühlloſigkeit das Herz gebrochen. Ihm zu Gefallen hatte ich die beßre Natur, die der Himmel mir verliehen, verläugnet, und indem ich eine angeborne Empfindungsloſigkeit vor-gab, den Schöpfer des entſetzlichſten Mißgriffes bezüchtigt. Mein ganzes Leben — ich mußte dieſe

Folgerung ſelbſt ziehen — war eine zuſammenhängende Lüge. Nur dieſe war mein Werk, die wohlthätigen Folgen, die ich hier und da geſehen, waren Wirkungen, die ich nicht beabſichtigt, Folgen, die ich nicht berechnet hatte — ſie gehörten der Alles zum Beſten lenkenden höhern Führung. Vergüten — war meines Richters Ausſpruch, — ſey in meiner Lage nicht möglich, mir bleibe nichts, als die Strafe mit Ergebung als ein Chriſt zu tragen. So hatte noch niemand mit mir geſprochen, mein ganzes Weſen empörte ſich — allein die Stunde der Erkenntniß war gekommen; ich fühlte, daß jener Wahrheit geſprochen, daß ich durch und durch aus Stolz und Falſchheit zuſammengeſetzt war; daß nichts mich tiefer kränke, als das Mißlingen des unternommenen politiſchen Wagſtücks und deſſen Folgen, meine Erniedrigung, nicht der Jammer des Kriegs, nicht das tauſendfache Weh, das ich über Millionen durch meinen Stolz gebracht hatte. Eben ſo wenig konnte ich mir verhehlen, daß meine angebliche Fühlloſigkeit nichts als die Maske des Sonderlings geweſen, unter der ich anziehen, Aufſehen erregen wollte; daß die glücklichſte Stellung in der Welt, Jugend, Geſundheit, Geiſt und Schätze, ſo wie unzählige Gelegenheiten Gutes zu thun, von mir zu dem ſchnödeſten Götzendienſt verwendet worden, ſo daß ich

allerdings kein Recht hatte, mich der Thränen der Geretteten zu erfreuen. Als jener frömme Geiſtliche, Thereſens Beichtiger, mich damals ermahnte, an die Ferſe des Achilles zu denken, während ich mit frechem Uebermuth das Schickſal aufforderte, mich zu verwunden, der an nichts hänge, nichts liebe, nichts wünſche und nichts fürchte, da fühlte ich, daß er in mein Inneres geblickt hatte. Ja, die unbegrenzteſte, herzloſeſte Eitelkeit, fähig ſich an fremden Thränen, die ſie auspreßte, zu weiden, das war für mich die Ferſe des Achilles, die Stelle, an der die leiſeſte Verwundung mir zum Herzen drang. — Ich begleitete den Miſſionar, von dem ich mich nicht mehr trennen konnte, an den Ort ſeiner Beſtimmung. Einen Sonnenaufgang am Miſſiſippi, in Geſellſchaft einer Schaar von Wilden, die voll Liebe und Andacht dem großen Geiſt der Liebe ihr Beſtes, ihren Schmuck, ihre Tabackspfeifen zum Opfer brachten und in den donnernden Waſſerſturz hinab warfen, vernichtete mich, und vollendete jenes herrlichen Mannes Werk in mir. Leider ward er durch ein böſes Fieber weggerafft, dem auch ich, weniger jung und kräftig, unterlegen wäre. Dennoch trug ich den Keim des Todes in mir. Ich kehrte nach Europa zurück. Noch einmal trat mir die Verſuchung nah, man bot mir in einem großen Staat

Dienſte an, allein ich fühlte, daß das ſo herrliche, kräftige Leben in der Welt nur für geſunde, thatkräftige Seelen, nicht für eine ſchuldbeladene, bereuende tauge. Der Nachfolger unſers Landesherrn, durch Entfernung und Zeit verſöhnt, bot mir einen Theil meines Reichthums wieder an; ich ſchlug ihn aus und beſchwor ihn, dieſe Summe zu edlern Zwecken zu verwenden. Meine Bruſt erinnerte mich, daß für mich auf Erden nichts mehr zu unternehmen ſey, und wer bedurfte mehr eines Zwiſchenraumes, der Reflexion zwiſchen wüſtem Umhertreiben und der letzten Reiſe? Ich blickte mit Reue auf die Welt, deren Schätze ich unverdient empfangen und unwürdig vergeudet hatte — mit Sehnſucht und Hoffnung nach Oben. In dieſem Kloſter, wohin ich durch Zufall kam, fand ich, was mir Noth war — Ruhe. Möchte ich nur von hier jedem Jüngling, der in wirklichem oder eingebildetem Stolz ſich für unverwundbar in ſeiner Kraft, ſeinem Wiſſen, ſeiner ſtoiſchen Ruhe, ſich ſelbſt für Gott hält, und Theilnahme, Liebe und Freundſchaft ſeiner Nebenmenſchen als Zufall ohne Werth hinnimmt, ohne ſie zu erwiedern — möchte ich ihm warnend zurufen können: denk an die Ferſe des Achilles, und bekämpfe den Dämon des Stolzes und der Eitelkeit, denn er betrügt dich um die höchſten Güter, um die Liebe deiner Mitmenſchen,

um den Frieden deiner Seele, um das kindliche Vertrauen zum Himmel. Sever faltete bei diesen Worten die Hände und betete still, die Freunde mit ihm. Da läutete es zur Hora, der Geistliche, der ihm die Fremden gemeldet, kam ihn abzuholen; allein seine Stunde war gekommen, und er im Gebet verschieden! —

Der Dreykönigsabend.

In einem kleinen Oertchen, in dem sich mancher fromme Gebrauch der Vorzeit noch erhalten hatte, war der alte Cantor Melander — wie er sich gern nennen ließ, obgleich sein eigentlicher Name Daniel Schwarzmann lautete — eines Tages damit beschäftigt, die Singstimmen aus der Partitur einer Weihnachtscantate auszuziehen, die er zu diesem nicht mehr weit entfernten Feste geschrieben. So wie er ein Blatt vollendet, schob er es dem neben ihm sitzenden Heinrich Ehrenreich, einem sechszehnjährigen Burschen zu, der unter ihm sich, wie Melander es nannte, auf der Violin zu einem perfecten Musico qualificiren sollte. Bei guter Laune nannte er ihn „Lesebengel", bei umwölktem Schulhorizont mit näselndem Tone und einer eignen Gesichtsverzerrung „Mosjè Hangry (Henry)." Er machte dabei jederzeit seinem Franzosenhasse Luft, der unversöhnlich war und daher rührte, daß im siebenjäh-

rigen Kriege ein Officier vom Corps des Prinzen Soubise, der bei ihm im Quartier gelegen, den doppelten Contrapponct eine trockene Alfanzerei genannt, über die in Frankreich jeder Verständige lache. Seit diesem Tage sang Schwarzmann in der Bußtagslitanei anstatt „vor den Türken“ — allezeit „vor den Franzosen behüt' uns, lieber Herre Gott!“ wobei er, der erlittenen Schmach eingedenk, auf den Franzo — ein zornmüthiges Trillo anbrachte und die letzte Sylbe mit einer ganz eignen Verachtung in Blick und Intonation kaum hörbar nachschlenderte. Heut war alles gut abgelaufen, Heinrich hing eben die Geige an die Wand und wollte in den Baumgarten, um den colossalen Schneemann zu vollenden, an dem des Cantors Pflegetochter so große Freude hatte, als das freundliche Mädchen mit ihren morgenröthlichen Wangen, ihren frommen braunen Augen und dem zauberischen Lächeln um den Rosenmund hereintrat. Zugleich rief auch der Cantor, Heinrich solle noch einmal die Schachtel herunterlangen und die vorgelegte Stimme abgeigen. Der Jüngling, der Mädchen's Winke nach dem Schneemann nur zu wohl verstand, nahm unwillig das Instrument und geigte, immer ein Auge auf das Mädchen, das an der Thür der Schulstube stand, heftig los. „Grave, grave“ — rief der Cantor, als Heinrich das

Tempo di Minuetto, mit welchem die Engel ihr „Gott in der Höh' sey Ehr" anstimmen sollten, im Tempo eines heydnischen Scherzo's absagen wollte. „Grave" sage ich. Man wird doch unsern Heiland nicht so en passant, recht auf französische Weise anplärren wollen?" Heinrich hob von Neuem an, ließ auch dem Cantor Zeit, bald den Erzengel Michael im tiefsten Baß, bald den Gabriel im höchsten Falsett einzuführen. So lange Röschen, den Finger auf den Lippen, Heinrichen freundlich anblickte, hielt dieser sich in Ton und Tact fest. Als aber jetzt, eben als der Cantor sich in dem hohen D auf einer Fermate über dem Worte „Höhe" — festgesetzt hatte — Röschen zur Thür hinausschlüpfte, verlor der Spieler die bisherige Ruhe, er kam in eine falsche Zeile und distonirte gewaltig. Der Cantor, ganz blau von der langen Fermate, schrie dazwischen die Textesworte wiederholend „in der Höhe, in der Höhe!" Heinrich, verdrüßlich und zerstreut, verstand, er solle höher greifen. Er strich also zu Schwarzmann's gewaltigem D auf seiner Geige E an, und avancirte, weil jener nicht aufhörte zu schreien, die ganze diatonisch-chromatische Tonleiter hinauf, wodurch eine solche cannibalische Musik entstand, daß der Spitz auf dem Lehnstuhl und der Kater unterm Ofen schon anfingen einzustimmen. Schwarzmann hielt sich nicht länger, wüthend fuhr

er auf, und dem Violiniſten einen tüchtigen Backenſtreich verſetzend, brüllte er grimmig: „D! D! Verfluchter Junge, willſt Du D greifen!“ — Der ehrgeizige Heinrich, durch die ungewohnte Behandlung tief verletzt, warf die Geige auf den Tiſch, daß die Saiten laut bebten, und fuhr zur Thür hinaus in den Schulgarten, Röschen ſein Leid zu klagen. Er fand hier wenig Troſt; denn das kluge Mädchen machte ihm begreiflich, daß er ſchon um ihrentwillen hätte nachgeben müſſen, wenn ihm auch nicht beigefallen wäre, daß er ja zu Oſtern abgehe und alsdann zu weiterm Fortkommen des vielgereiſten Oheim's Empfehlung ganz unerläßlich bedürfe. Mit weiblicher Suada, eben ſo eindringlich als ununterbrochen fünf Minuten hintereinander, ohne Odem zu ſchöpfen, in ihn hineindemonſtrirend, bewies ſie ihm, daß er ein Obenaus und Nirgendsan ſey, und durchaus dem Cantor Abbitte thun müſſe. Eine ſchwere Aufgabe für den kräftigen, nicht ſehr bengſamen Jüngling! So ſchwer, daß er ſich heut nicht mehr daran wagte. Beſſer — meinte er — ſey es, erſt ſelbſt kühler über den ganzen Vorfall zu werden, und auch den alten Schwarzmann erſt einmal darüber ausſchlafen zu laſſen. Wie es indeß immer geht, wenn man Unrecht wieder gut zu machen hat, der leidige Stolz wehrt ſich gewaltig und ſchiebt immer neue Hinderniſſe zwiſchen die

Ausführung des löblichen Vorsatzes. Heinrich war zwar schon am nächsten Tage wieder im Schulgarten, wo Röschen mit unermüdlicher Beredsamkeit dem Trotzkopf vergebens zusprach. Den Tag darauf dachte er ernstlich daran, ja er griff schon nach dem Hut, da erhielt er einen Auftrag vom Vater, mußte nach einem entfernten Dorfe gehn, und kam erst spät wieder zurück. Bei seiner Rückkehr ward ihm von Marthe, des Cantors Haushälterin, erzählt, der Alte sey entsetzlich böse auf Heinrich — und, setzte die alte Marthe hinzu, es sey kein Augenblick Zeit zu verlieren, habe Röschen gesagt und die hellen Thränen dazu geweint. „Hier auf meine Hand hat sie geweint“ — setzte die Berichterstatterin hinzu, und Heinrich drückte Marthen's lederfarbne Hand an seine heißen Lippen und hätte sie aus Liebe zu Röschen's Thränen beinahe wund gebissen. Er eilte gleich in seine Bodenkammer und übte ein Violinsolo vom alten Stamiz, womit er den Cantor längst hatte überraschen wollen, noch recht tüchtig ein, entschlief dann selig mit dem Gedanken an Röschen, und war des andern Morgens zur Zeit der gewöhnlichen Musikstunde in der Schule. Schwarzmann saß im Lehnstuhl, den Spitz auf seinen Knieen, die Partitur vor sich, die große rauche Mütze auf dem Ohr, und nahm von dem Eintretenden gar keine Notiz.

„Schönen guten Morgen, Herr Cantor“ grüßte Heinrich mit ruhiger Faſſung.

Keine Antwort. Heinrich räuſperte ſich; vergebens. Der Schulmonarch blieb unbeweglich.

„Ich habe die Ehre Ihnen einen guten Morgen zu wünſchen, Herr Melander —“ ſagte er jetzt mit unſichrer Stimme.

Schwarzmann blickte auf. „Sein Diener, Monsjó Hangry!“

„Befehlen Sie, daß ich jetzt Violin ſpiele? Ich habe etwas Neues mit.“

Der Cantor ſah nach der Uhr — „ja, ja“ — ſagte er trocken — „iſt ja ſeine Stunde, hau' er nur auf!“

Heinrich ſtimmte, legte die Noten auf, ohne daß ihn Schwarzmann eines Blickes würdigte. Nun begann er die Introduction, ein ſanftes Adagio. Der Genius der Liebe zu Röschen ſchien ihm Bogen und Finger zu leiten, ſeinen Ton zu verſilbern. Schwarzmann rückte hin und her, ein leiſes Hm! Hm! verrieth des alten Muſikers innere Bewegung. Nach dem Adagio faßte er ſich mit zwei Fingern an der Halsbinde, und über die Achſel auf das Notenblatt ſchielend, frug er mit künſtlicher Gleichgültigkeit „was ſpielt man denn?“

„Ein Solo von Stamiz“ entgegnete der Schlau-

kopf Heinrich, dem nichts entgangen war, ſehr demüthig.

„Hm, hm — Nun, man löſe nun ſein Problema!“

Heinrich ſpielte nun das Allegro ſo vortrefflich, ſo ganz meiſterhaft, daß der Cantor den Spitz vom Schooße ſchnellte, hinter den Spieler trat und ihn, als er geendigt, mit den Worten umarmte! „Nun ſag mir, Bengel, was Du vorgeſtern für verfluchte Quinten machteſt?“

Der Jüngling wollte ſich entſchuldigen. Schwarzmann hieß ihn ſchweigen. „Still, ſage ich, ruhig! Ich weiß Alles. Du haſt geſpielt wie ein Engel, und ich will deshalb vergeben und vergeſſen. Allein Strafe muß dennoch ſeyn. Erſtlich meiner verletzten Autorität wegen; dann, damit dir der Hangry nicht wieder in den Kopf fahre. Alſo vernimm. Ich hatte Dir in der Weihnachtscantate, die wir beim regierenden Herrn Bürgermeiſter aufführen, die Parte des Königs Melchior zugedacht, wobei Du mit Röschen ein ſchönes Duetto zu ſingen gehabt und Dich mit Deiner angenehmen Stimme vortrefflich wohl publice hätteſt produciren können; ſtatt deſſen giebſt Du den König Melchior an Süßholzen's Gottfried, und ſingſt die Parte Balzer's des Mohrenkönigs. — Ruhig — anſonſten wird man excludirt!“

Freilich war es Heinrichen nicht wohl, daß er,

den die Stadt als primo tenore kannte, die tiefere Parte des Mohrenkönigs ſingen ſollte; auch des Duetts mit dem reizenden Mädchen ging er ungern verluſtig; indeß war er weit entfernt, die Demüthigung zu ahnen, die ihm der rachſüchtige Schwarzmann zugedacht. Wie erſchrack er, als am folgenden Morgen, vor verſammelter Schuljugend der Cantor ſich alſo vernehmen ließ:

„Geliebte Schuljugend!

Es iſt Dir bekannt, daß mir, Euerm Cantori, obliegt, alljährlich eine Cantate zum Weihnachts- oder Dreykönigsfeſte in der Behauſung eines der Proceren, will ſagen, der Vornehmſten unſers Städtleins, aufzuführen. Auch dieſes Jahr haben wir eine feine Musicam componirt und dazu die tröſtliche und wunderbare Begebenheit der Ankunft derer drei Magos an der Krippe erwählt. Um aber die Sache ſchmackhafter vorzuſtellen, haben wir uns vorgenommen, die handelnden Perſonen in der Tracht, ſo dieſelben muthmaßlich geführt, auftreten zu laſſen, zu welchem Ende unſre Haushälterin die nöthigen Coſtume aus denen Effecten der allhier bankerott gewordenen Schauſpieler erſtanden und dienlich zugerichtet hat. Nach vollbrachter Muſik wird ſodann in der Schulſtube ein Abendſchmauß nebſt Tanz für die Jugend gehalten, wozu der hochlöbliche Rath ganz anſehn-

lich contribuiret. Du, Samuel Fülleborn, wirſt den Kaſper, Du langer Gottfried, den Melchior, und Du, Heinrich Ehrenreich, den Mohrenkönig Balthaſar figuriren. Weilen aber ein Soprano dabei vonnöthen, ſo haben wir unſre Pflegetochter Roſalie beſtimmt, den Stern vor Euch herzutragen, als ein Engel gekleidet zu ſeyn, und mit frommen, verheißenden Redensarten ſich in den Geſang zu miſchen. Geht jetzt, Kaſper und Melchior, zu Martchen und probieret die Kaſtane nebſt Kron und Zepter. Du, mein Sohn Heinrich, komm' her zu mir. Ich habe nach einem chemiſchen Recipe eine treffliche ſchwarze Salbe bereitet, mit der ich Dir Geſicht und Hände über die Maaßen ſchwarz, als einem ächten Aethiopier anſtreichen will!" —

Jetzt erſt überſah Heinrich des boshaften Schwarzmanns Anſchlag in ſeinem ganzen Umfange. Daß Röschen als Engel himmliſch reizend ſeyn würde, war eben ſo gewiß, als daß die andern beiden Könige, die ohnedies beide ein Auge auf das Mädchen hatten, und Söhne wohlhabender Eltern waren, ihr den ganzen Abend nicht von den Ferſen gehn würden; auch würde das zarte, weiße Mädchen dem ſchwarzen Nußkönig keinen Finger, geſchweige die Hand, oder wohl gar heimlich die Lippen reichen, aus Furcht von ihm angeſchwärzt zu

werden. Ohnmöglich konnte auch Röschen, ſo lieb ſie den wie einen Pfirſich glühenden Heinrich hatte, auf ſeinem ſchwarzen Geſichte mit beſonderm Wohlgefallen verweilen. Zu Vermehrung ſeines Jammers fiel ihm bei, daß es das letzte Dreykönigsfeſt ſey, das er hier am Orte feiern helfe, indem er ja zu Oſtern in die Fremde müſſe. Ha, wie bewegten Liebe, Verdruß, Eiferſucht des Jünglings Herz, und was hätte er nicht alles darum gegeben, die verhaßte Rolle nicht ſpielen zu müſſen, die ihm den Abſchiedstag von Röschen ſo verbittern ſollte! Dazu war indeß nicht die entfernteſte Möglichkeit vorhanden. Erſt war der Cantor der Mann nicht, ein ausgeſprochnes Wort zurückzunehmen, einen einmal gefaßten Gedanken fahren zu laſſen; dann hatte aber König Melchior ſo viel Mühe gehabt, ſeine kurze Partie nur mittelmäßig zu memoriren, daß eine abermalige Veränderung, abgeſehn von der Kürze der Zeit, rein unmöglich geweſen wäre.

Heinrich ſtand nun ſchon einige Minuten zwiſchen des Cantor's Knieen eingeklammert, der ihm mit einem ſteifen Borſtpinſel, wie ihn die Maurer zum Tünchen gebrauchen, in breiten, kühnen Strichen recht con amore zum Mohren umgeſtaltete. Nicht ohne Schwierigkeit ging die Metamorphoſe von Statten. Denn erſtlich mußte der Patient die beiden bereits glänzend ſchwarzen Hände weit von

ſich geſtreckt halten, um damit nicht den großblumigten weißen Schlafrock des Cantors zu nah zu kommen; eine Stellung, die auf die Länge ihre Unbequemlichkeiten hatte. Sodann ſchnitt er ganz grimmige Geſichter, als er im Spiegel über Schwarzmanns Haupte gewahr wurde, daß die ganze rechte Seite ſeines Geſichts bereits lackirt ſey, in welcher dann die rothen Lippen, die weißen Zähne und das eine weiße Auge eine ſcheußliche Wirkung machten. Vergebens redete ihm der Cantor mit ironiſcher Sanftmuth zu, doch keine ſo formidabeln Verdrehungen der Geſichtsmuskeln zu bewürken, indem die zähe Farbe ſich denen Lineamenten anſonſt nicht gehörig imprimiren und eine Retouche nöthig werden dürfe. Dem armen Burſchen war das Weinen näher als das Lachen. Als aber die Thür aufging, und Röschen in's reinſte Weiß gekleidet, mit großen himmelblauen Fittigen an den Schultern, einen goldnen Strahlenkranz in dem duftenden kaſtanienbraunen Haar, das in glänzenden Wellen die ſchlanke Taille hinabrollte, des jungen Buſens klopfende Fülle ebenfalls von einem blauen Gürtel umſpannt, die netten Füßchen mit Goldband geſchnürt, engelsſchön und engelsmild hereintrat, von Caſper und Melchior in königlicher Pracht begleitet, und alle drei in lautes Gelächter ausbrachen, wie ſie Balthaſar noch an ſeinem Schöpfungsmorgen erblickten, und Röschen

mit wehmüthiger Verwunderung die Hände zuſammenſchlug: da riß dem halbfertigen Mohrenkönige die Geduld. Mit ungeheuerm Satze fuhr er aus des Cantors Gewahrſam mitten in die Stube. „Verfluchte Mummerei“ — ſchrie er vor Grimm weinend — „die mich um den ſchönſten Abend meines Lebens bringt!“ — Wie war er verwundert, daß das theilnehmende Mädchen, anſtatt ihn zu tröſten, ſammt den beiden Königen vor Lachen erſticken wollte. Er blickte um ſich, und wenig fehlte, daß er nicht vom allgemeinen Krampf ergriffen worden wäre. Sein ungeſtümer Satz hatte nämlich den Pinſel gewaltig gegen des Cantor's Naſe geſchnellt, und dieſelbe mit einer flüchtigen Schattirung verunſtaltet. Schwarzmann vermehrte durch die vorgehaltne Hand die Flugkraft des Pinſels, und der ſaß nun bebend wie eine Zitternadel, vom zähen Pigment feſtgehalten, auf des Cantors Drathperücke, von Augenblick zu Augenblick dicke ſchwarze Tropfen auf das zornrothe Geſicht herabſendend. Die Gewalt des Komiſchen triumphirte, der Engel, die Könige lachten, daß ihnen die Augen thränten, Balthaſar weinte und Schwarzmann ſchoß grimmige Blicke auf ſein unvollendetes Werk. Die Frauen beſannen ſich am erſten wieder. Marthe reinigte des Cantors Geſicht und Ätzel, Röschen flüſterte dem Mohren ein paar Worte zu, die ihn demüthig und bittend zwiſchen

des Alten Knice zurückführten, der halb lachend, halb weinend, Pinsel und Farbe wieder nahm, und emsig die europäische Hälfte von Heinrichs Gesicht übermohrte. Röschen half ihm mit bunten Glasperlen Brust, Arme und Turban schmücken, und ob sie gleich, aus Furcht an dem ganz frischen König hängen zu bleiben, sich immer in einiger Entfernung halten mußte, so strich doch ihr balsamischer Athem an ihm vorüber, und ließ ihn auf Augenblicke sein Geschick vergessen. Nun war alles fertig. Röschen bekam den großen, erleuchteten, buntilluminirten Stern zu tragen; und man probirte noch einmal die Musik, wobei Balthasar, den man, damit er schneller trockne, in die Ofenhölle geschoben, aus diesem wahrhaft äthiopischen Klima hervor gewaltige Töne in die allgemeine Harmonie sandte. Das Duett zwischen Melchior und dem Engel war die Krone, und Balthasar bebte vor Zorn bei dem Gedanken, daß er diesen Triumph verscherzt habe.

Die Gesellschaft setzte sich, den Cantor an der Spitze, und denjenigen aus der Schuljugend, die theils zur Fortschaffung der Krippe, theils um Ochs und Esel vorzustellen, erwählt waren, gegen Abend nach des Bürgermeisters Wohnung in Bewegung. Dort ward auf dem Vorsaal das kleine Drama mit rauschendem Beifall vor sämmtlichen hohen Rathsverwandten und deren hohen Angehörigen aufgeführt.

Die Muſik ward geprieſen, aber die Perſonalität der Magier und des Engels erndtete allgemeinen Applaus. Schon war man in halbem Triumphe, von dem Auditorio begleitet, in der geräumigen Schulſtube wieder angekommen, wo nun die Nachfeier unter des Cantors und einiger Honoratioren Aufſicht beginnen ſollte, als die Frage entſtand, ob die Acteurs in ihrer Characterkleidung bleiben dürften? Alles ſtimmte dafür, nur Balthaſar, der Mohrenkönig, opponirte ſich heftig. Röschen, die aus verzeihlicher Eitelkeit gern noch ein bischen Engel ſpielen wollte, ſchlug einen Mittelweg vor, der ſogleich acceptirt wurde. Balthaſar ſolle nämlich, wie die übrigen, in ſeinem Königsſtaate bleiben, und nur das Geſicht verändern. Marthe erhielt den Auftrag, den Mohren weiß zu waſchen. Das Sprichwort erklärt dies für eine Unmöglichkeit. Auch Marthe verzweifelte und ſchlug daher Heinrichen vor, er ſolle mit dem, was ſie bewürkt, vorlieb nehmen, morgen wolle ſie das Reſtirende nachholen. Aber ein einziger Blick in den Spiegel überzeugte Se. Majeſtät, daß ſie ſchwarz- und weißſtreifig wie ein Zebra ausſähen, und der Vorſchlag ward daher mit Proteſt zurückgewieſen. Röschen, der der Uebertritt des Aethiopiers zu lange dauerte, war indeß unbemerkt, wie ſie glaubte, hinausgeſchlichen, um nach ihrem Lieblingstänzer zu ſehen. Samuel und Gottfried, von

Eiferſucht geſtachelt, folgten. Marthe war nach friſcher Seife gegangen, und Röschen lag eben an Balthaſars Bruſt, ihn zärtlich liebkoſend, als die Nebenbuhler eintraten. Ein Blick belehrte ſie über ihr Schickſal. Da ſie die Zeichen der königlichen Macht in ihren Gurten trugen, ſo blieb es nicht bei ſpitzen Worten und Stichelreden, ſondern man ging ohne weiteres auf einander los, und Balthaſar, der zum Glück ſein Scepter bei der Hand hatte, hieb ſo mohrenhaft drein, daß gar bald ein fürchterlicher Spectakel entſtand, vom Zornruf der Kämpfer, vom Gebrüll des Verwundeten und dem Angſtgeſchrei des Engels verurſacht, der die blauen Flügel bewegte, ohne von der Stelle zu können. Marthe, in ihrer Niedrigkeit nicht begierig ſich in den Kampf der Könige zu miſchen, die ihre Scepter ſo väterlich zu führen wußten, rannte in's Schulzimmer und brüllte mit Stentorſtimme: „Hülfe, Hülfe, Mord und Todtſchlag!“ Alles ſtürmte nach dem Kampfplatz. „Herrſcher des Morgenlands“ — rief der Cantor komiſch zürnend — „Magier — Bengel's, wollt ihr auseinander?“ — Allein die rhetoriſche Steigerung half nichts, und man mußte die Wüthenden mit Gewalt trennen. Die Monarchen legten die gemißbrauchten Scepter in Schwarzmann's Hand, und mußten, mit der Apanage einiger Rippenſtöße von Seiten ihrer Eltern, in den Privat-

ſtand zurücktreten. Heinrichen rettete vor einer ähnlichen Secularisirung ein Bote, der ihn ſogleich nach Hauſe beſchied, weil ihn ſein Vater augenblicklich ſprechen müſſe.

Welche Ueberraſchung erwartete ihn hier! Der Vater hatte nämlich eine Anfrage erhalten, ob er ſeinen Sohn dem benachbarten Grafen, der einen guten Violinſpieler ſuche, als Begleiter unter vortheilhaften Bedingungen mit auf Reiſen geben wolle? Würde Heinrich nach vier Jahren ſich des Grafen Zufriedenheit erworben haben, ſo verſprach ihm dieſer bis zu bewirkter Anſtellung in einer königlichen Capelle einen Jahrgehalt. Natürlich hatte der Vater ſogleich eingewilligt, und der Bote ſollte den Jüngling gleich mit ſich nehmen. Heinrichen ſchwindelte; er küßte Vater und Mutter dankbar, und bat es dem Cantor — und Röschen — lächelte die Mutter — hinterbringen zu dürfen. Er flog hinüber. Nach der Weiſe des kleinen Ortes war es ſehr ſpät; zehn Uhr Nachts. Marthe war daher ordentlich erſchrocken, als Heinrich ſo ſehr an der Thür lärmte. Gern ließ ſie ihn ein. Der Cantor ſchlafe ſchon, allein Röschen werde noch wach ſeyn, verkündete die gute Alte, ihrer Jugend gedenkend, und trippelte mit ihm nach Röschens Kammer. Das Licht brannte noch, aber das blühende Mädchen lag, vom Schlaf überwältigt, ihr Gebetbuch zwiſchen den

Händen, im vollen Engelscostüm auf den Decken. Heinrichs Herz bebte vor Wonne. „Engel, ja wohl Engel meines Lebens“ — flüsterte er zärtlich — „vernimm mein Glück!“ Ein heißer Kuß auf Röschens Lippen weckte die holde Schläferin. Sie überhörte Marthe's Verweis, daß das Licht noch brenne, und weinte und jubelte an Heinrichs Halse, als sie alles erfuhr. Ein Veilchen gestattete ihnen die Alte noch zu kosen, dann trieb sie Heinrichen fort, der Tags darauf ganz früh wieder zu kommen versprach. Er kam, und Schwarzmann nannte ihn, als er den Brief sah, Herr Ehrenreich, und schenkte ihm zum Abschied eine alte treffliche Geige. „Keine Uebereilung, Kinder“ — sagte er noch, als er Heinrichs und Röschens Thränen und Flüstern bemerkte — „Ihr seyd beide noch Kinder. Kommen Sie geschickt, brav und gesund wieder, Herr Ehrenreich, mein Röschen soll Ihnen unverloren bleiben!“ Heinrich zog Röschen an sein Herz, umarmte den Cantor, die alte Marthe, warf Kußhände an Spitz und Kater, seine alten Freunde, und ging seliger Hoffnungen voll seinem Berufe entgegen.

Die Grabschrift.

Ein milder Juniusabend sank, hold erröthend, unter Nachtigallenschlag und Grillengezirp mit duftiger Kühle zur heißen Erde nieder. Von flammendem Goldglanz strahlte der Himmel, im höhern Luftraum sich vom matten Purpur bis zum blässesten Azur abschattend. Hoch und ernst stand die gothische Kirche eines reizend gelegenen Dorfes, indeß magischer Lichtschimmer zwischen den blühenden Kirschbäumen und Rosensträuchen des Gottesackers herabdämmernd, das stille Feld von seinen Schauern entkleidete. Ludolf, ein Universitätfreund von des dasigen Pfarrers Sohne, den er schon öfterer, und auch diesmal, in die Heimath begleitet hatte, konnte sich von dem herrlichen Anblick nicht trennen. Sinnend las er bald hier, bald da eine der einfachen Grabschriften, und blickte dann wieder zum Himmel auf, der auf's Neue in anderem Farbenspiel prangte. Vergebens hatte ihm der Freund aus dem

Pfarrhause schon einigemal zugerufen, er solle herauf kommen — ungeduldig trat jetzt Albert in glänzender Militäruniform, den klirrenden Säbel umgürtet, raschen Schrittes auf ihn zu. Wild wehte der lange, rothe Federstutz in die Luft hinaus. Ludolf erschrack fast; kleinlaut fragte er, was das für eine beunruhigende Maskerade sey? — „Thu' doch nicht kindisch" — entgegnete Albert: — „ich habe dem Vater den Willen gethan und studirt, nun thut er mir den Willen, und läßt mich mit dem Contingent unsers Landesherrn zur großen Armee ziehn. Schon seit drei Tagen liegt mein Lieutenantpatent hier. Du wirst nun wohl allein nach der Universität zurück gehen, denn mich ruft meine Ordre in den nächsten Tagen zum Regiment. Aber sag' mir nur, was Du hier wie ein Gespenst zwischen Gräbern und Leichensteinen herum wankst? Komm mit hinüber zum Edelmann. Auf dem Schlosse ist Gesellschaft; da geht's lustig zu. Carl von Thalwald geht auch morgen zur Armee ab!" —

Ludolf entschuldigte sich, daß er nicht in diese Gesellschaft passe. Dagegen meinte Albert, ein tüchtiger Mann passe überall hin und verstehe auch die fremdesten Verhältnisse sich anzupassen; damit nahm er den Träumer unter den Arm und wollte ihn fortziehn. — „Nur einen Augenblick!" bat dieser, einen noch nicht übergrünten Hügel mit schlichtem,

ſchwarzen Kreuz betrachtend: „O höre nur, Albert, wie einfach ſchön und deutungvoll ſind dieſe Worte, unendlich mehr ſagend als der Schwall von Titulaturen dort auf dem Monument des vorigen Gutsherrn!“ — Er las:

„Hier erwartet den Frühling der Auferſtehung Frau Roſine Silberg.“

„Welche himmliſche Verheißung,“ fuhr er fort, „liegt nur in der Redensart: Frühling der Auferſtehung — Erwachen zum ewigen Frühling in jenem Lande, wo keine Blüthe welkt, keine Thräne fällt.“

„Bravo!“ fiel Albert laut lachend und Ludolf mit Carricatur nachahmend ein: „bravo, mein empfindſames Magiſterchen, mein modernes Siegwartchen, das geht ja ganz prächtig! Aber lies doch auch den Schluß der herrlichen Grabſchrift, der bringt Dich vielleicht wieder in's ordentliche Fahrwaſſer — „Frau Roſine Silberg, ehrbare Fleiſchhauer's Gattin zu Kranepuhl.“ — Wie wird Dir denn, Brüderchen? — Gelt, nun haſt Du wieder feſten Boden unter den Füßchen, und denkſt, wie unſer einer, bei der Fleiſchhauergattin an Majoran und Leberwurſt, die die Selige ganz herrlich fabricirte und uns vorſetzte, wenn wir in das nahe Dörfchen hinüber liefen?„

„Liegen wir erſt hier,“ entgegnete Ludolf bitter: „ſo iſt der Unterſchied zwiſchen dem Fleiſchhauer aus Kranepuhl und jenem gefürſteten Fleiſchhauer, der Hunderttauſende zur Schlachtbank treibt, längſt aufgehoben.“ —

„Richtig,“ fiel Albert ein: „aber bis dahin liegt nur in der Straße, die man wandelt, ein gewaltiger Unterſchied. Doch komm nur jetzt; ich ſehe da ein Paar Mädchenköpfe über die Mauer lauſchen, und möchte nicht gern für ſolch einen Mondſcheingrabmoosglühwurms-Dichter bei dem feurigen Fräulein Helene im Schloſſe gelten!“

„Nun denn, — eine Blume auf dein Grab, fromme, einfache Frau, die dieſe rührenden Worte gewählt hat — ruhe ſanft, und möge dein erwarteter Frühling — Wahrlich, Albert, Du biſt zuweilen unausſtehlich!“ — zürnte Ludolf, als ihm dieſer einen ganzen Buſch Feldkümmel mit den Worten entgegen hielt: „Dem Verdienſte ſeine Kronen; dem Helden Lorbeer, der Fleiſcherswittib Thymian und Feldkümmel!“

„Wäre nicht Dein Herz tauſendmal beſſer, als Deine wilde Art, ſo könnte man“ —

„Was?“ fragte Albert haſtig.

„Man könnte ſcheinen — zu ſcheinen — Dich zu haſſen!“ — ſtotterte Ludolf.

„Nun, ſo ſcheine zu ſcheinen, wie Leſſing mit

Dir ſagt; in der Wahrheit biſt Du mir dennoch gut!“ — Mit dieſen Worten ſchob Albert lächelnd den ſchon wieder Verſöhnten vor ſich her in das Thor des Edelhofes hinein.

Der Saal im Schloſſe, wo die lebensgroßen Ahnenbilder hingen, war hell erleuchtet. Eine glänzende Verſammlung wogte darin auf und nieder. Es war Helenens, der Tochter des Gutsherrn, ſechszehnter Geburttag und zugleich die Abſchiedsfeier von ihrer Familie; ihr Bruder Carl ſollte, wie wir gehört haben, ſchon den Tag darauf zu ſeinem Regimente abgehn, und ſie folgte, nach des Vaters Willen, einer befahrten Verwandtin in die Reſidenz, um vor allem Ungemach, was Truppenmärſche, Einquartirungen und das wechſelnde Glück des Krieges in jene Gegend bringen würde, geſichert zu ſeyn. Schön und hoch, wie ihre Geſtalt, war ihr Geiſt. Voll Leben und Wärme für gute Sache, für Recht und Herkommen, hatte ſie die Knechtſchaft des Vaterlandes mit tiefer Wehmuth angeſehn, manchmal mit ihren Zeitgenoſſen hadernd, die nur zum Leiden und Ertragen geboren ſchienen. Allein ſeit der Ruf der Befreiung erſchollen war, in allen Ländern ſich die kräftigſte, edelſte Jugend um die Fahnen geliebter Landesfürſten verſammelte, da blieb auch ſie

keine müssige Zuschauerin. Mit Wort und That, mit reichen Spenden und Ausrüstungen förderte sie das große Werk und nährte die heilige Glut. Mit Stolz war sie es sich bewußt, daß auch Edle v. Thalwald in den vordersten Reihen kämpften; und so zärtlich sie ihren Bruder liebte, so ging sie dennoch in ihrer Schwärmerei so weit, ihm eine Wunde oder doch eine breite Narbe über die Stirn zu wünschen, die lauter als Armeebericht und Zeitung, kräftiger als Ordenskreuz und Band sagen würden: „dieser ist ein ächter Sohn des Vaterlandes, denn er half ihm, da es Noth war!“ —

Daß bei solcher Richtung — edel an sich — manche Uebertreibung mit unterlief, — wer könnte daran zweifeln! Daß die reizende, sehr jugendliche Helene nicht davon frei blieb, und wohl hier und da etwas weiter ging, als sie bei mehr Erfahrung und reiferem Alter gethan haben würde, wer könnte das läugnen? Indeß war ein, von so glühender Vaterlandliebe ergriffenes weibliches Wesen eine so herrliche Erscheinung, daß sie, Alt und Jung mit sich fortreißend, zu splitterrichterischer Prüfung niemand Zeit ließ.

Voll strahlender Heiterkeit war sie dem eintretenden Jugendgespielen Albert entgegen geschritten, als sie ihn, den sie auf der Academie glaubte, im Ehrenkleide des Krieges vor sich sah. Mit Herzlich-

keit und gewichtigen Worten hatte sie ihrem Vater den Mann vorgestellt, der nie fehle, wenn man seiner bedürfe! Jetzt fiel ihr Blick auf Ludolf, der demüthig hinter Albert hereingeschritten war. Beinahe spöttisch scherzend fragte sie: „Und Sie, Mann des Friedens, was wird mit Ihnen?“

„Ich werde die Verwundeten heilen, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Ludolf mit Selbstgefühl: „möge Albert und Carl von Thalwald nie unter ihnen seyn!“ —

Helene empfand die stille Zurechtweisung. Ihr Vater meinte, alle Männer könnten doch unmöglich Soldaten werden.

„Alle sollten es jetzt wenigstens wollen!“ entgegnete Helene.

„Gott bewahre,“ lächelte der Alte: „da müßte ich mich am Ende von der alten, zitternden Marthe, meiner Ausgeberin, rasiren lassen; die Milchjungfer sattelte die Pferde und ritte hinter mir drein zum Kreisconvent, und die Mägde thäten Gensd'armesriedienste. Das wäre eine hübsche Wirthschaft! — Aber, lieber Ludolf, was guckt Ihnen denn da oben zur Weste heraus? Gewiß wieder eine botanische Seltenheit, denn ich sah Sie schon gestern wie eine Gemse auf den Felsen herum klettern. Lassen Sie doch sehen!“ —

Mit diesen Worten streckte der alte Herr die

Hand nach Ludolf aus, und zog den ganzen Busch Feldkümmel hervor, den dieser im Zorn über Alberts Spott zusammengeballt und zerstreut in den Busen geschoben hatte.

„Feldkümmel?“ meinte der Alte: „das ist ja was ganz Ordinaires, oder wollen Sie auf der Pfarre Würste machen?“

Alles lachte. Ludolf, verlegen, konnte sich nicht heraus finden; Albert dagegen vermochte nicht zu widerstehen und trug die kleine Begebenheit auf dem Kirchhofe äußerst komisch vor. — „Silberg?“ fragte Helene, als man sich satt gelacht hatte: „hieß denn die Kleine, die uns gestern den einzigen gehenkelten Ducaten ihrer seligen Mutter als freiwilligen Kriegsbeitrag aufdringen wollte, nicht auch Silberg? Ich ließ ihre Muhme bitten, sie heute herauf zu schikken. — Ah — dort steht sie! — Komm doch einmal her, Röschen Silberg!“ —

Ein kleines, dickes, blasses Geschöpfchen von etwa vierzehn Jahren kam herbei, und grüßte mit verlegener Freundlichkeit. Helenens gutes Herz, in diesem Augenblicke frei von Exaltation, zeigte sich gleich ergriffen. Sie stellte Ludolf der Kleinen als einen Mann vor, der, von der stillen Frömmigkeit ihrer seligen Mutter gerührt, ihr auch in's Grab seine guten Wünsche nachgesandt habe, wofür ihm die Tochter danken müßte.

„Ich habe Alles über die Kirchhofmauer mit angesehen,“ nahm Röschen das Wort: „und werde es dem guten Herrn nie vergessen. Allein das kann ich dem gnädigen Fräulein versichern, es klang gar nicht so lächerlich, wie Herr Albert da erzählte, sondern mir war ganz andächtig zu Muthe, als der junge, schwarze Herr da meine liebe todte Mutter so herzlich anredete.“

Man erklärte Röschen's naive Erzählung für Ludolfs schönste Rechtfertigung, und Helene blickte schon mit ihrer gewöhnlichen Milde zu ihm herüber, als die Thüren aufrauschten, und der Rittmeister v. Thalwald, das männlich schöne Gegenbild der Schwester, in prächtiger Husarenuniform herein trat. — „Mein Bruder, mein herrlicher Bruder!“ jubelte Helene ihm entgegen, und hing an seinem Halse. Alles drängte sich um den schlanken, kräftigen Jüngling, der den Vater mit Ehrfurcht, die übrigen mit gewinnender Freundlichkeit begrüßte. So zufrieden Albert bisher mit sich selbst gewesen, so konnte er nicht läugnen, daß in Thalwald sich Milde und Kraft, Reiz und Würde auf eine Weise vereinten, wie er es noch an keinem Manne gesehen. Nicht wenig fühlte er sich daher geschmeichelt und angezogen, als ihn Helene mit der Bezeichnung: „unser Jugendfreund, eben so klaren und gebildeten Geistes als

muthvollen edeln Herzens!“ ihrem Bruder zuführte, und dieſer ihn freundlich umarmte.

Der Abend war unter mancherlei Zerſtreuungen hingegangen. Dieſelbe Heiterkeit hatte auch die Tafel belebt. Helene ſaß zwiſchen ihrem Bruder und Albert, Ludolph neben dem Gutsherrn. Dieſer ſtand jetzt auf, hielt ſein volles Glas hoch empor und ſagte ſehr ernſt: „dies letzte Glas allen denen, die zum Heere ſtoßen!“ Schnell ergriffen folgte Helene ſeinem Beiſpiele und rief: „unſer Segen und unſere Liebe mit ihnen!“ — dabei foderte ſie Albert auf, mit ihr anzuſtoßen, den ihre Worte mit Blitzesgewalt durchzuckten. — Die Geſellſchaft erhob und durchkreuzte ſich bald in den verſchiedenſten Richtungen. Da zog Thalwald Helenen und Albert in ein Nebenzimmer. Er glühte von edler Begeiſterung. „Der General, unſer Oheim“ — hob er an: — „führt die Avant-Garde unſerer Armee, und wird, nach den neueſten Nachrichten über die Stellung des Feindes, vielleicht ſchon in den nächſten Wochen mit demſelben handgemein werden. Der Oheim verſpricht mir die erſte Expedition, wo man Wunden und Ehre zu erwerben hoffen darf. Er rieth, mir noch einen oder ein Paar tüchtige Männer dazu auszuſuchen. Auf wen könnte meine Wahl würdiger fallen, als auf den Jugendfreund Albert, der mir als gleich wacker mit Kopf und Fauſt empfohlen, bald mit dem Sä-

bel, bald mit der Feder nützen wird. Jetzt also, Jugendfreund und Waffenbruder, biete ich Dir Herz und Hand zum Bunde. Schlägst Du ein?“ —

„Von ganzer Seele“ — rief der entzückte Albert: — „auf Leben und Tod der Deinige!“

„O Männer“ — stammelte in Wonnethränen die begeisterte Helene: — „Helden, Vaterlandsvertheidiger, durch die süßesten Bande, durch die edelsten Beziehungen mir nahe, nehmt mich, die Schwester, in Euern Bund auf. Albert, Carl, laßt mich die dritte Selige seyn!“

Wer hätte der schönen Schwärmerin widerstehen können? Albert öffnete ihr die Arme, und Helene lag an seinem Halse und hauchte einen flüchtigen Kuß über seine Lippen.

Noch immer in Wonnerausch versunken, saß Albert in derselben Nacht im kleinen Zimmer der Pfarrwohnung. Ludolf stand vor ihm. „Du Glücklicher“ — lächelte der harm- und neidlose Mensch: „die wunderschöne Helene hat Dich Du genannt, Dich umarmt?“

„Schwester will sie mir seyn“ — entgegnete Albert: — „das hat sie mir versprochen, darauf mir den Bundeskuß von ihren Götterlippen gegeben. Ha ich fühle Heldenkraft und Heldenmuth in jeder

Aber, mit Seligkeit verſpritze ich den letzten Blutstropfen für das geliebte Mädchen.“

„Für das geliebte — Vaterland, willſt Du wohl ſagen?“ — fiel Ludolf beſtürzt ein.

„Wortkrämer, Sylbenſtecher! iſt denn das nicht daſſelbe?“ —

„Vergieb, guter Albert. Nicht ganz daſſelbe. Wenn auch Dein Kuß dem ganzen Vaterlande gegolten hat, ſo ſcheinſt Du mir dennoch ganz ſpecielle Abſichten zu haben, hoffſt vielleicht einmal Fräulein Helenens Hand zu gewinnen!“

„Poſſen! — Uebrigens — dem glücklichen Soldaten iſt nichts unmöglich, nichts verwehrt. Wonach keiner zu langen wagt, danach ſtreckt der Soldat die ſieggewohnte Hand.“ —

„Ja, ja. Allein Wagen gewinnt und Wagen verliert. — Uebrigens — verkenne mich nicht, ich meine es gut, und warne blos vor Einbildungen.“

Zu denen ein Baccalaur der Medicin ſich nicht erhebt! Richtig. Nun gute Nacht, Bruder Ludolf! Morgen um vier Uhr breche ich auf!“ — Mit dieſen Worten nahm er ſein Licht und verließ das Zimmer.

Ludolf ſah ihm nach. „Gewiß, er thut mir Unrecht. Ich gönne ihm das ſchönſte Glück!“ Er blieb gedankenvoll ſtehen. Seine Phantaſie zeigte ihm Albert als Helenens glücklichen, geehrten Gatten —

dann ſah er ihn auf dem Schlachtfelde, blaß, blutig, leblos, von dampfgeſchwärzten, wilden Freibeutern geplündert, ausgezogen — nun ſchritt eine Reihe ſchwarzer Männer im Roſenlicht der Dämmerung unter des Gottesackers Blütenbäumen hin. Dort ſenkten ſie den Sarg ein. Ein ſtolzer Marmor drückte das friſche Grab. Helle funkelten die goldenen Buchſtaben: Hier ruht Albert Kühnrath, Oberſter [illegible] Ritter [illegible]. — „Armer Albert“ — ſeufzte er tiefgerührt: — „wenn es dahin mit Dir käme, wenn Du ſo um alle Deine Hoffnungen betrogen würdeſt, da wüßte ich aus innigſtem, treueſten Bruderherzen doch keine beſſere Legende auf Deinen Marmor, als:

„Hier erwartet er den Frühling der Auferſtehung!“

Am andern Morgen bei Tagesanbruch ward es lebendig in der Pfarrwohnung. Pferdegetrappel und Sporenklang durchtönte den ſonſt ſo ſtillen kleinen Hof. Der alte Pfarrer ſegnete den freudigen Sohn und ſandte ihn in des Herrn Namen von ſich. Auch Ludolf drückte ihn mit tiefer Wehmuth an's Herz, und wollte ihn begleiten. „Thu' das nicht“ — bat Albert vom hohen Roſſe herunter: „Thalwald muß gleich hier ſeyn, und ich ſähe Dich nicht gern

neben unſern raſchen Pferden herlaufen. Ein warmer Händedruck dankte ihm für die zarte Aufmerkſamkeit. — „Bruder Albert!“ — ſcholl Thalwald's Schlachtenſtimme: — „zu Roß! zu Roß! Helene will uns Lebewohl ſagen!“ — Da drückte der wilde Albert ſeinem Rappen den Schenkel an und ſprengte davon, daß weithin der Staub um den tollen Reiter herauf wirbelte.

Ludolf hatte nur noch ein Jahr zu ſtudiren. Im Spätherbſte beſuchte er den Pfarrer wieder. Da dieſer längſt Wittwer, ſeit des Sohnes Entſchluß auch kinderlos war, ſo thaten ihm des milden, theilnehmenden Ludolfs Beſuche wohl. Selbſt die ſanfte, weibliche Pflege entbehrte er nicht, ſeitdem er das, durch den Tod der Muhme ganz verwaiſte, Röschen Silberg zu ſich genommen. Mit Bewunderung lernte Ludolf das ſchöne Herz dieſes Mädchens kennen, und mit innigem Vergnügen unterſtützte er ſie in ihren Bemühungen, ſich geiſtig auszubilden. Oft ging er mit ihr, als ſchon die Triften fahl wurden und am klaren Bache die vom Nachtfroſt mürben Weidenblätter niederſäuſelten, Stundenlang im Freien umher, das allmählige Einſchlummern der Natur betrachtend. Oder ſie wandelten zwiſchen den Gräbern des Friedhofes und blieben bei dem Kreuze ſtehen, welches das Grab von Röschens Mutter bezeichnete. Mit Innigkeit erinnerte ſich hier die Kleine

an Ludolf's milde Worte, und er verſank in ernſte Gedanken an Jenſeits.

Der Krieg war indeſſen mit lautem Waffenlärm vorwärts geſchritten. Tapferkeit der Angreifenden, muthiger Widerſtand der Angegriffenen drohte den Kampf blutig zu machen. Von Albert hatte man oft Nachrichten — ſelten durch ihn — öfterer durch Fräulein Helenen, mit der er Briefe wechſelte. Glück und Gelegenheit waren ihm günſtig; bei einem Gefecht, worin er ſich ausgezeichnet hatte, war er auf dem Schlachtfelde zum Rittmeiſter befördert worden. Fräulein Helene meldete dies mit Entzükken von ihrem Bruder Albert an deſſen Vater. Eben ſo glänzende Bahnen durchflog Thalwald. Indeß hemmte der Winter, indem er die Straßen verdarb, Flüſſe mit trügeriſchem Eis bedeckte, und Thäler verſchneicte, die raſchen militairiſchen Expeditionen, und man mußte ſich, unbedeutende Scharmützel abgerechnet, auf gegenſeitiges Beobachten einſchränken. Unmuthig blickten die Kämpfer zum wolkigen Himmel, ob nicht bald mildere Lüfte und die erſten belebenden Strahlen des Frühlings vergönnen würden, mit neuer Blutgier über einander herzufallen.

Auch der fleißige Ludolf, dem der Winter unter Vorbereitungen auf das Examen ſchnell genug ver-

ſtrichen war, hatte mit Verlangen dem Lenz entgegen geſehen. Mit Ungeduld erwartete er jetzt, als nun wirklich Knospen ſich ſchwellten, Lerchen und Schwalben fröhlich zwitſcherten, Nachrichten vom Heere. Bei Fräulein Helene wollte er ſie einholen, und dann nach dem Pfarrhauſe hinausgehen und ſie damit und der Kunde von glücklich beſtandener öffentlicher Prüfung überraſchen. Es kam aber ganz anders. Ein Gerücht von einem durchgeeilten Kurier, der nichts Gutes verkündete, hatte ſchnell Beſtürzung verbreitet. Leider ſah man bald die Beſtätigung in den Maßregeln der Regierung. Große Aushebungen von Mannſchaften wurden angeordnet, in den Städten Hoſpitäler für die Verwundeten eingerichtet, die bald von allen Seiten in langen Zügen eintrafen. Der eine Flügel des Heeres war umgangen. Nur den hartnäckigſten Anſtrengungen hatte es gelückt, die Feinde wieder zurückzuwerfen. Ungeheurer Verluſt war die Folge. Der tapfere Thalwald war geblieben. Albert hatte die böſen Nachrichten zurückgebracht und neue Anſtrengungen veranlaßt. Sein Empfang bei Helenen war furchtbar. Ohnmächtig lag ſie in ſeinen Armen; als er ſich Tags darauf beurlaubte, empfahl ſie ihm die aufmerkſamſte Sorge für den Oheim, der ihn unfehlbar an des Neffen Stelle zum Adjutanten nehmen würde. „Schütze dies theure Haupt, und meine Dankbarkeit ſoll ohne

Grenzen ſeyn!“ — ſo rief ſie ihm zu, und er ſchwur ihr pünctliche Erfüllung dieſes Geheißes.

Er eilte zur Armee zu kommen, die ſchon wieder die Offenſive ergriffen hatte. Unterwegs erfuhr er, daß ſein General den Major Löwenhelm auf Befehl des Fürſten zum Adjutanten genommen habe. Die erſte getäuſchte Hoffnung! Denn daß Löwenhelm brav und klug ſey, machte, nach Alberts Bedünken, ſie eben einander gleich. Indeß die Gunſt des Fürſten hatte entſchieden! — Er ſehnte ſich an eines Freundes Bruſt, ſeinem Unmuth Luft zu machen, und wählte daher, da kein Umweg war, die Straße, die durch Ludolfs Wohnort ging. Allein der war, rühmlichſt bekannt durch ſeine Geſchicklichkeit und Gewiſſenhaftigkeit in der Aufſicht der Hoſpitäler der Stadt, zur Direction der Feldlazarethe berufen worden, und hatte dem Antrage Folge geleiſtet.

Alberts Empfang beim General, ſo wie Löwenhelms herzliche Annäherung, ſtimmten jenen milder, ſpornten ihn aber auch zu ungemeſſenem Ehrgeiz an. Er wollte Löwenhelm zeigen, daß er einen würdigen Nebenbuhler zu jener Auszeichnung gehabt — dem General, was er an ihm verloren, und brannte vor Begierde, ſich recht glänzend auszuzeichnen. Die Gelegenheit fand ſich bald. Immer drohendere Wetterwolken zogen ſich am Kriegshimmel zuſammen. Eine Schlacht ſollte geliefert werden, und aus den

ungeheueren Anſtalten, die man dazu traf, ließ ſich voraus ſehen, daß ſie entſcheidend werden würde. Endlich brach ſie los und wüthete Tage lang. Albert that Wunder der Tapferkeit, und ward mit einem Schuß durch die Bruſt zurückgebracht. Die Nachricht vom Siege der Seinigen erquickte ihn hier. Ein Waffenſtillſtand ward bewilligt, er ging in Unterhandlungen über, die den Truppen ruhige Winterquartiere verſchafften und den geängſtigten Ländern endlich mit dem wiederkehrenden Lenz die Segnungen des Friedens gewährten. Bald brachen die Heere nach dem Vaterlande auf. Löwenhelm und Albert ſollten den vorausgehenden General begleiten. Allein Albert, der nur langſam ſich erholte, war genöthigt, in ſehr kleinen Tagereiſen die Heilquelle zu beſuchen, von der ihm Geneſung verſprochen worden war.

Das ſonſt ſo fröhlich gefeierte Oſterfeſt war nun zweimal ſtill und ernſt in dem Pfarrhauſe vorüber gegangen, und auch der Sommer ſchien dieſen ernſten Character beizubehalten. Der Trauerfall in der Familie Thalwald hielt die noch immer ſehr angegriffene Helene in der Stadt zurück; ſo ſtand das Schloß verödet. Der alte Pfarrer war kränklich geworden, und Röschen weinte heimliche Thränen um Ludolf, der der Gefahr, ein Opfer ſeines Eifers zu werden, ſo nahe ſtand.

Der Himmel hatte dieſen indeß erhalten. Ludolf meldete es ſelbſt Alberts Vater, dann aber eilte er nach dem Badeorte, wo er den Jugendfreund leidend wußte. Mit inniger Dankbarkeit empfing ihn dieſer, und das alte Verhältniß lebte wieder auf. An des Kranken Geneſung verzweifelte Ludolf nicht, aber deſto mehr machte ihn ſein Gemüthszuſtand bange. Im traulichen Geſpräch entdeckte er, daß Albert nur durch die Hoffnung auf Helenens Hand noch mit dem Leben zuſammenhing. Ihr Stillſchweigen, das er anfangs mit ihrem Schmerz, dann mit der Freude, den Oheim wieder zu ſehen, ſich erklärte, fing an, ihn zu beängſtigen. Er hatte Ludolf Helenens Briefe gezeigt; überall fand dieſer zärtliche Sorge für Thalwald und den General, glühende Schwärmerei für die Sache des Vaterlandes, herzliche Freundſchaft für Albert — mehr konnte er mit dem beſten Willen nicht herausleſen. Ihm graute, wenn Albert dieſe Entdeckung machen würde. Das Schickſal übernahm das ſchwierige Geſchäft. Als Ludolf einſt von einer kurzen Ausflucht zurück kam, fand er Alberten, einen offenen Brief in der Hand, in fürchterlicher Bewegung. — „Lies!“ rief ihm der Kranke mit zorniger Stimme entgegen: „und dann ſage, wofür ich gelebt habe!“ — Zitternd nahm Ludolf den Brief. Er war vom General, der Alberten ſeine Beförderung zum Oberſten und Ritter

des Militairordens, zugleich aber auch die Verbindung meldete, die ſich zwiſchen Helenen und Löwenheim angeknüpft habe. Ludolf konnte vor Beſtürzung nicht ſprechen. — „Unſeliger Ehrgeiz!“ rief Albert ſchmerzlich aus: „der mich aus dem Schooße des Friedens riß, ſchwindelnde Hoffnungen in mir aufregte und treulos deren keine erfüllte!“ — Er wollte ſeinen Verband wegreißen. Mit Mühe hielt ihn Ludolf zurück, ſeine Aufmerkſamkeit auf den trauernden Vater lenkend. Da bat er dringend, Ludolf möchte zu Helenen eilen, ihr ſeinen Zuſtand melden, ihr ſagen, daß er mit dem Gedanken an ſie ſterben werde. Das aber befahl er dem Freunde mit der größten Sorgfalt an, zu erforſchen, ob ihn Helene nie wirklich geliebt habe? Könne er ſie nicht beſitzen, ſo ſey dies Bewußtſeyn allein vermögend, ihn an's Leben zu feſſeln.

Ludolf reiſ'te, klar von der Nutzloſigkeit ſeiner Sendung überzeugt, ab, und ward von Helenen anders, als er dachte, empfangen, nämlich inniger, achtungsvoller für ſeine Perſon. Sie hatte von ſeinem wohlthätigen Wirken gehört, wußte, daß er jetzt Ruhe und Freude des Wiederſehns im Pfarrhauſe aufopfere, um dem leidenden Albert beizuſpringen, und zeigte ihm daher die ganze wohlthätige Wärme, deren ihr ſchönes Herz fähig war. Ludolf fand ſie gediegener, reifer an Geiſt und feſter im

Character geworden, ihre Schwärmerei zu edlem Eifer für Menſchenwohl abgeklärt, ſo daß er keinen Anſtand nahm, ihr unverholen den Zweck ſeiner Sendung mitzutheilen. Sie zerfloß in Thränen. „Schon oft“ — erzählte ſie ihm — „ſeitdem der Tod ihres ſo geliebten Bruders reiferes Nachdenken über geiſtige Dinge und eine ernſtere Richtung in ihr hervorgebracht, habe ſie ihr frühekes Benehmen gegen Albert überlegt und ſich ſelbſt ſcharf deshalb getadelt, obgleich — das könne ſie beſchwören — ſie nur kindiſcher Schwärmerei, keiner Spur von Koketterie ſich beſchuldigen müſſe. Nie ſey zwiſchen ihr und Albert das Wort Liebe genannt worden; dennoch habe ſie ſich oft jene überſpannten Aeußerungen von Theilnahme und Freundſchaft vorgeworfen, weil ſie einer Mißdeutung fähig geweſen. Indeſſen habe ſie gehofft, Albert werde nun, durch ſeine mancherlei Erfahrungen zum Manne gediehen, Welt und Verhältniſſe haben würdigen lernen, und beſonnen genug ſeyn, nicht auf die Schwärmerei eines halbreifen Mädchens die Ruhe ſeines Lebens gründen zu wollen. Dagegen beunruhige ſie nun Ludolfs Kunde auf's äußerſte, und ſie beſchwöre ihn, ihr mit Rath und That beizuſtehen. Wahr ſey es, daß ſie mit Löwenhelm, dem beſten und liebenswürdigſten Manne, verſprochen ſey, ihn innig liebe; und offenherzig müſſe ſie bekennen — ſo weh es auch dem armen

Albert thun werde — nie habe ſie etwas anderes, als ſchweſterliche Neigung zu ihm gefühlt, nie ſey ihr der Gedanke einer Verbindung mit ihm in den Sinn gekommen.

Ludolf begriff wohl nach dieſer traurigen Herzenserleichterung, daß wenn auch die ſechszehnjährige Helene, wegen ihrer überſpannten Aeußerungen, zu tadeln geweſen, doch eigentlich des damals ſchon geiſtig und körperlich volljährigen Alberts Ehrgeiz die wahre Schuld jenes Mißverſtändniſſes trage. — Helenens Briefe — das mußte Ludolf ihr bezeugen — hatten jenes willkührliche Unterſchieben einer andern Empfindung durchaus nicht begünſtigt, auch war Albert von Ludolf ſelbſt mehrmals gewarnt worden.

Wie die Sachen ſtanden, blieb nichts zu thun, als zurückzukehren und Alberten den bitterſüßen Troſt von Helenens innigſter, ſchmerzlichſter Theilnahme zu bringen, dem er aber freilich — das ließ ſich von ſeiner Heftigkeit erwarten — keinen Eingang geſtatten werde.

Ludolf kam an und wollte Zeit zu gewinnen ſuchen, bevor er ihm die böſe Nachricht mittheilte. Aber anders dachte der wilde Soldat. „Keine Umſchweife,“ Bruder, — ſagte er trocken — „wenn mir Dein Freundſchaftsſtückchen nützen ſoll. Ich will mit klaren Worten hören, ob mein unſeliger Ehrgeiz mich auch hier verblendete, ob Helene mich je ge-

liebt hat, oder nicht? Wahrheit thut mir noth, und ich hoffe, Du wirst sie mir nicht versagen!“

So erfuhr er denn, was zu wissen er verlangte, und sein Character schien den Schmerz bekämpfen zu wollen. Er verlangte einige Stunden allein zu seyn. Dann trug er Ludolf auf, seine Rückreise zu veranstalten. Er fühle sich stark genug dazu, und in seines Vaters Hause hoffe er zu genesen.

Mit großer Sorgfalt ward er fortgebracht und langte bei ziemlichem Wohlbefinden an. Der Anblick des Pfarrhauses bewegte Beide tief. Als Jünglinge hatten sie es verlassen; wenn auch seitdem nur ein Paar Jahre dazwischen lagen, so fühlten sie doch, daß diese Erfahrungszeit sie zu Männern gereift hatte. Des Vaters Empfang war rührend, aber ernst. Er wußte um Alles, und hütete sich, den Sohn zu erweichen. Bei dem Bericht, wie es ihm selbst zeither gegangen, rühmte er Röschen's kindliche Liebe und Pflege auf's dankbarste. Die Freunde verlangten das gute Kind zu sehen. Man rief nach ihr, und wie erstaunten Beide, als an der Stelle des kleinen, dicken, blassen Kindes ein schlank emporgeblühtes, sehr reizendes Mädchen eintrat. — Kaum trauten sie ihren Augen. Röschen bewillkommnete Albarten freundlich, aber ihren ehemaligen Lehrer mit einer Innigkeit, die dieser mit kaum beherrschtem Entzücken erwiederte.

Alberts Geſundheitzuſtand verſchlimmerte ſich von Tag zu Tage. Seine milde, innerliche Heiterkeit verkündete dies dem Arzt, ſo wie, daß man ſein Hoffen auf Geneſung falſch gedeutet. Er hatte es ernſtlicher gemeint, und machte ſich auf eine erhebende Weiſe zum Abſchiede gefaßt. Helenen zu ſehen — wozu ſie ſich gegen Ludolf ſchriftlich erboten — lehnte er dankbar, aber beſtimmt ab, um kein neues irdiſches Band ſich mehr anzuſchlingen. — „Begrabt mich, Freunde“ — ſo ſprach er im Herbſt — „unter die Kirſchbäume unſer's Gottesacker's, und ſchmückt mein Grab mit der Inſchrift von Röschens Mutter!“ — Er ſtarb bald darauf, und indem man ſeine Vorſchrift pünctlich befolgte, ging zugleich Ludolfs prophetiſche Ahnung in Erfüllung. Es hieß auf dem Steine:

„Hier ruht Albert Kühnrath, Oberſt ...
Ritter ... u. ſ. w., und erwartet den
Frühling der Auferſtehung!“

Als nun um die nächſten Oſtern die Erde auf's Neue zu grünen, und ſchon bunte Frühlingskinder die Wieſen zu ſchmücken begannen, da wanderte Ludolf aus der Reſidenz, wo er die Anwartſchaft auf das Phyſicat des Kreiſes erhalten hatte, in welchem das Pfarrdorf ſeines väterlichen Freundes lag, rüſtig an

einem schönen Tage, seine Bestallung in der Tasche, dahinaus. Er hatte kaum das liebliche Thal betreten, das sich nach dem Pfarrhofe hinzieht, so sah er schon von fern Röschen, schneeweiß gekleidet, mit eiligem Schritt der netten Füßchen am Berghange herunterschweben. Gewaltig schlug sein Herz, als das reizende Mädchen vor ihn trat und fast athemlos berichtete, er komme recht gelegen, denn eben sey ein Brief Helenens eingelaufen, worin sie dem Pfarrer berichtete, wie sie morgen mit ihrem Vater und Löwenhelm auf dem Schlosse eintreffen wolle, um am nächsten Sonntage von ihm in der ihr so lieben Dorfkirche getraut zu werden.

„Das ist ja ganz herrlich," lächelte Ludolf. „Aber ich wette, Röschen, daß ich Dir eine Nachricht bringe, die noch viel neuer ist, aber freilich Dich auch viel näher angeht!"

„Nun, die wäre?" — fragte Röschen hocherröthend, während das feine, weiße Kleid die gewaltige Bewegung ihres weissagenden Herzens deutlich verrieth.

Ludolf genoß noch einige Augenblicke ihre süße Unruhe, dann sagte er: „die Nachricht bringe ich, daß noch heut' der Kreis-Physicus Ludolf mit Jungfrau Rosine Silberg sich versprechen wird.

Vorausgeſetzt, daß Röschen keinen Andern lieber hat?“

„Ach Niemand auf der Welt lieber!“ ſo weinte und lächelte Röschen wonnetrunken, und warf ſich an des geliebten Lehrers Bruſt.

Die beiden Glücklichen hatten ſich nun ſo viel zu ſagen, zu entdecken und zu vertrauen, daß ſie am Pfarrhauſe ſtanden, ehe ſie es ſich verſahen. — Sie traten hinein, geſammelt und ernſt, um den Greis nicht zu erſchüttern, — Röschen purpurglühend, wie ihre Namenſchweſtern, mit niedergeſchlagenen Augen, an des Geliebten Hand.

„Vater“ — ſprach Ludolf gerührt — „gefällt Ihnen das Pärchen, was vor Ihnen ſteht, ſo geben Sie ihm Ihren Segen!“

Man kann denken, mit welcher Empfindung der alte, würdige Mann die Beiden ſegnete, die ihm ſo lieb als eigene Kinder waren, und — ſie gelobten es — bis an ſein Ende bei ihm aushalten wollten.

Nicht minder feierlich war Fräulein Helenen's Trauung. — Mit Entzücken vernahm ſie Ludolf's Wahl. Als aber am Abend der Jubel am lauteſten war, da ſchlich ſich die ſchöne Braut, mit ihres Gatten Vorwiſſen, an Ludolfs Arme nach dem

Gottesacker, kniete ernst und andächtig auf Alberts Grabe, und weihete eine Thräne inniger Freundschaft und Erinnerung ihm, dessen irdischer Frühling so blüthenleer war, und der nun hier schlummert

„und erwartet den Frühling der Auferstehung!“

Der Dreykönigsabend *).

„Jugend hat nicht Zeit zum Leid!“ — ſo hieß ein alter Vers, den Heinrichs Mutter oft zu ſingen pflegte, und deſſen Inhalt heut an ihm ſich beſtätigte. Zwar hatte der Abſchied von ſeinen Eltern und dem alten Cantor, von Röschen und Martha, von Kater und Spitz ihm ein paar Thränen gekoſtet; allein er war ſo feſt überzeugt ſie alle wieder zu ſehen, und den Augenblick des Wiederſehens malte er ſich ſo glänzend, ſo herrlich, er und Röschen ſtanden dabei ſo ganz im hellſten Sonnenlichte des Glücks, daß eine wahre Betrübniß gar nicht davor aufkommen konnte, und ihm vier Jahre Abweſenheit nur eine Spanne Zeit zu ſeyn dünkten. Dazu war der Himmel ſo rein blau, die Luft ſo kalt und kräftig, die ſchneebedeckten Felder und Wieſen lagen ſo ſtill und blendend, und im kleinen

*) Fortſetzung der S. 161. abgebrochenen Erzählung.

Fichtenbusch, durch den sein Weg führte, flimmerten Millionen Eiscrystalle so magisch an den wie candirt aussehenden Aesten, Spatzen und Meisen zwitscherten so vergnügt durch einander, daß Heinrich, in ihren Jubel einstimmend, von Zeit zu Zeit einmal einen Luftsprung machte. Was der Graf zu seinem Violinspiel sagen werde, das hätte er gern voraus gewußt, so ausgemacht es war, daß es lauter Beifall seyn müsse. Er war nicht geckenhaft eingebildet, aber lebhaft und voll Ehrgeiz. Sein Studium kostete ihm manchen Rippenstoß, manchen Backenstreich vom heftigen und eigensinnigen Cantor; allein hatte der Schwarzmann nicht auch gesagt, er spiele wie ein Engel, und konnte es auf der ganzen weiten Welt Jemand geben, der es besser verstünde, oder wohl gar zu tadeln wagte, wo Meländer gelobt hatte? Darüber war also gar kein Zweifel; aber auch Röschens Bedenklichkeit, die vorahnend erinnert hatte, ob er sich auch in solchem vornehmen Hause zu benehmen wissen werde? — auch das war ihm keine. „Wo Du etwas nicht verstehst“ — hatte Meländer gesagt — „da schweig; überhaupt sprich einmal und schweig zehnmal; wo es aber Ehre und Kunst gilt, da rede ohne Scheu!“ Das war seine Norm fürs Leben, und somit schritt er rüstig auf das Schloß zu, wohin seine kleine Equipage Tags vorher abgegangen war. Nur Schwarz-

manns ihm geſchenkte Geige ſteckte im wachsleine-
nen Ueberzug unter dem Ueberrock linker Hand in der
Rippengegend. In einer Stunde hatte er das Schloß
erreicht, deſſen Fenſter im Gold der Wintermorgen-
ſonne ihm ſchon lange entgegengefunkelt hatten.
„Heinrich bin ich und ich will zum Grafen“ —
antwortete er dem bärtigen Portier, der, weil es
Feſttag war, im Glanz der Gallalivree, mit
prächtigem ſilbernen Wappenſchilde auf dem weiten
Wehrgehäng und den coloſſalen Stock im Arme,
gravitätiſch vor dem Thore auf- und abſpazierte.
„Heinrich — Heinrich“ — brummte der grämliche
Mann den reinlich, aber gemein gekleideten Bur-
ſchen an — „'s giebt viel Betteljungen, die Hein-
rich heißen, wenn die der Herr alle ſprechen ſollte“
— „Nun, nun“ — fiel Heinrich ſchwer beleidigt
ein — „ich bin Heinrich Ehrenreich, und werde ja
wohl ohne das blaue Truthahngeſicht zum Grafen
können!“ — Mit dieſen Worten wollte er den an-
gelehnten Thürflügel aufdrücken. „Wart', Burſche,
Dich wollen wir Mores lehren!“ — ſo rief der
Thürhüter, vor den Eingang mit breit auseinander
geſpreizten Beinen hintretend und Heinrichen un-
ſanft beim Rockſchoß packend. Allein der gewandte
Jüngling unterlief ſeinen Gegner, packte mit beiden
Händen das vorgeſtreckte Bein und hob was er
konnte. Der Coloß ſchwankte, ſchrie, fluchte, Hein-

rich hob noch einmal, der Thürflügel wich — pauk — da donnerte der grämliche Portier an den Boden nieder, und Heinrich fuhr im unwillkührlichen Sturz niedergerissen mit einem Bein durch das Wehrgehäng, wo er, wie ein Gimpel im Sprenkel stecken blieb. Der tiefgekränkte Thürsteher, unvermögend sich aufzuraffen, weil ihm der lange Bursch quer über den ansehnlichen Bauch weg lag; unterließ nicht, auf alles, was ihm von Heintichs Extremitäten faustrecht war, mit herculischer Gewalt loszuschlagen, während jener auch nichts schuldig blieb. Dazu kreischte Heinrichs halbreifer Tenor und des Portiers Bierbaß ein so hölliſches Duo durcheinander, daß die ganze Dienerschaft herbeilief. Während ein Lakai Heinrichen aus dem Wehrgehäng zog und der andre den alten Keiler niederhielt, war auch der Graf an die Doppeltreppe getreten und hatte nicht ohne Lächeln dem seltsamen Kampfe zugesehen. „Ruhe!“ — gebot er laut, und vor diesem „quos ego“ legten sich Sturm und Welle. „Wer bist Du?“ fragte er Heinrichen, der Schwarzmanns Brief hervorzog und sich als den Musicus Ehrenreich legitimirte. „Verdrießlicher Zufall!“ sagte der Graf, die Stirn runzelnd. — „Folgen Sie mir, und Ihr, Dummkopf“ — rief er dem Portier zu — „werdet einmal klug!“ —

Sie traten in des Grafen Zimmer. Nachdem

dieſer Schwarzmanns Brief nochmals durchleſen, wandte er ſich freundlich zu Heinrich. — „Der Auftritt in meinem Hauſe iſt mir um Ihrentwillen doppelt verdrüßlich, und ich werde mich bemühen, Ihnen denſelben vergeſſen zu machen. Indeſſen ſcheinen Sie mir nicht viel Weltkenntniß zu haben, ſonſt hätten Sie ihn leicht vermieden. Nun, das wird ſich finden. Mein Neffe, für den ich Sie eigentlich engagirt habe, kömmt erſt in einigen Wochen hier an. Einſtweilen beſteht Ihr Dienſt darin, mich täglich ein Paar Stunden zu accompagniren. Ich bin leidenſchaftlicher Liebhaber der Violine, und will durchaus nicht, daß mein Neffe das Inſtrument auf Reiſen liegen laſſe; deshalb gebe ich Sie ihm zum Begleiter, und mache es Ihnen zur Pflicht, ihn fleißig zum Spielen anzuhalten!“ — Der Kammerdiener trat ein und brachte die Trümmer von Heinrichs Geige. Das arme Inſtrument hatte dem Kampfe unter der Thorhalle zur Unterlage gedient, und die Rückſeite des Portiers mit ſolchem Gewichte darauf gelegen, daß es übel zugerichtet war. Der arme Virtuos brach in Klagen aus, die dem Grafen wohlgefielen. Er beruhigte ihn und verſprach, das Inſtrument ſogleich nach der Reſidenz in kunſtverſtändige Hände zu geben; einſtweilen ſolle er auf einer Geige des Grafen, der ihrer zehn oder zwölf beſaß, ſpielen. Vor allen Dingen aber müſſe er ſich

umkleiden, denn die Würde des gräflichen Hauſes erlaube ihm nicht, mit einem Rockſchoos, ſo wie er aus dem Kampfe gekommen, herumzugehn. Ein paar halbe Worte verſtändigten den Kammerdiener, einen gewandten, freundlichen Mann. Er führte Heinrichen auf ſein kleines Zimmer und holte dann einen Stoß Kleider aus Graf Ernſts Garderobe, die derſelbe hier zurückgelaſſen, und die allem Anſehn nach trefflich paſſen mußten. Während dieſer Metamorphoſe unterrichtete er Heinrichen von den Eigenthümlichkeiten des Hauſes und ſeines Beſitzers, und wollte ſich vor Lachen ausſchütten, als er in den erſten Worten des Jünglings gänzlichen Mangel an Weltkenntniß bemerkte. „Der Graf iſt gut“ — belehrte er ihn — „aber ſtolz und hitzig. Widerſpruch verträgt er durchaus nicht. Dagegen entwaffnet ihn ein gutes Wort.“ Heinrich ward doch etwas verlegen, und bat den Kammerdiener, ſich ſeiner anzunehmen. Dieſer verſprach das gern, und ſo hatte der Jüngling ſich einen Stützpunct erworben, der ihm ſehr nützlich werden konnte. Er war kaum mit ſeiner Toilette fertig, als ihn der Herr verlangte. Heinrich eilte in das Cabinet, wo dieſer, Zeitungen leſend, die Füße nachläſſig gekreuzt, auf dem Sopha ſaß. Er blickte auf, und ein trocknes — „Warten Sie!“ — hieß den Muſiker an der Thür ſtehen bleiben. Er betrachtete den Grafen genauer, und

wünſchte ſich Glück, daß dieſer nicht ſein Principal ſey, zu dem er wenig Zutrauen hätte faſſen können. Es war ein bejahrter, großer Mann mit gelbem Geſichte, hohem weißem Toupet, Haarbeutel, Steinſchnallen und einer wohlgeruchduftenden Atmosphäre. Auf dem ſeidnen Kleide funkelte ein goldner Stern, an allen Fingern blitzten Ringe und zwei lange goldne Uhrketten mit einer Menge Petſchafte und Breloquen hingen aus den Uhrtaſchen. Ernſt und Strenge waren die Hauptzüge des gräflichen Geſichts und leuchteten ſelbſt aus ſeiner Freundlichkeit auf eine Art hervor, die Heinrichen nicht recht behagte. Die Zeitungen waren zu Ende. Er ſtand auf, zog ein prächtig gearbeitetes Pult herbei, legte ein Notenheft auf und winkte dem Muſiker zu ſpielen, indeß er ſeinen Platz wieder auf dem Sopha nahm. Es war ein gar nicht leichtes Solo. Heinrich ſpielte es vom Blatte mit Sicherheit und Feuer. „Bravo, braviſſimo!“ rief der Graf mit freundlichem Geſichte, ſich die Hände reibend. „Bravo, Sie ſind ein tüchtiger Spieler, es kann einſt, wenn Sie in Italien Ihr Ohr und Ihren Geſchmack gebildet haben, etwas Großes aus Ihnen werden!“ — Mit dieſen Worten öffnete er eine Caſſette, nahm einige Goldſtücke aus einem dicken, ganz vollen Beutel, und reichte ſie Heinrichen mit freundlicher Miene. „Hier, junger Menſch, nehmen Sie eine kleine

Recreation. Ich hoffe, dieſe Harmonie wird Ihnen nicht unwillkommen ſeyn!“ — Heinrich zögerte — „ſo nehmen Sie doch“ — und ſeine Augen blitzten unwillig — „ich ſchenke Ihnen den Bettel!“

Der Kammerdiener ließ ſich im Vorzimmer von Heinrichen, als dieſer vom Grafen kam, Bericht erſtatten. „Hat er nicht ſelbſt geſpielt?“ — „Nein!“ „O dann“ — entgegnete jener — „dann haben Sie auch noch nichts erfahren. Nach der erſten Muſikſtunde wollen wir weiter ſprechen!“ — In einigen Tagen ward er aufs Neue zum Herrn beſchieden. Aus prächtig gearbeitetem Kaſten nahm dieſer ein herrlich ausſehendes Inſtrument und reichte es Heinrichen, es zu ſtimmen. Dann legte er Duo's von einem beliebten Meiſter auf, gab das Tempo an und begann. Gerechter Himmel, welche Muſik! Alle Katzen eines Stadtviertels in einer Märznacht zuſammengetrieben hätten keinen hölliſchern Spectakel hervorbringen können! Quiken, Kratzen, Schaben, Pfeifen, Raſſeln, Miauen und Tremoliren wechſelten mit einander, und dazwiſchen klappten die großen Diamantringe, mit denen der Graf alle Augenblicke an den Körper des Inſtruments anſchlug. Von Ton war ſo wenig als von Tact die Rede. In der erſten halben Seite wagte Heinrich einmal bei einer haltenden Note eins, zwei, drei, vier zu zählen; um den Grafen an das Tempo zu erinnern.

Allein mit zornigem Blick rief dieſer: „Was da, was da!“ und wüthete fort. Da er alle Augenblicke mit dem Bogen hängen blieb, und bald über bald unter dem Griffbrett ſpielte, ſo ſprangen die Haare auf, und in der Mitte des erſten Satzes glich der Bogen einer Geißel. Schweißtropfen der Angſt auf der Stirn, bemühte ſich Heinrich zu folgen. In D dur Viervierteltact hatten ſie angefangen, jetzt waren ſie zwiſchen E und Es, zwiſchen drei und vier Vierteltact. Der Kopf ſchwindelte ihm, und er machte eben ſo grimmige Geſichter, als da er zwiſchen des Canters Knieen von dieſem „trefflich wohl als ein äthiopiſcher Mohr!“ überſchwärzt wurde. „Was Teufel, Ehrenreich!“ — brach der Graf plötzlich los, Heinrichs Grimaſſen im großen Pfeilerſpiegel bemerkend — „was ſchneiden Sie für Geſichter? Iſt Ihnen nicht wohl?“

„Verzeihen Ew. Gnaden,“ — ſtotterte Heinrich blutroth — „ich — ich habe — Zahnweh!“

„Zahnweh? Sie Aermſter!“ — Der Graf klingelte: „Peter ſoll kommen!“ — „Wir ſpielen indeſſen weiter!“ — Der Satz war nicht mehr lang, Heinrich biß die Zähne zuſammen und ſtrich drauf los. Indem der Graf die Geige aus der Hand legte und ſich das Geſicht trocknete, trat Peter, der Jäger, ein baumlanger, ſchwarzer Mann ein. „Peter,“ — rief der Graf ihm zu — „der junge

Menſch hier hat Zahnweh, ſieh ihm einmal in den Mund!“

„Sehr wohl, Ew. Gnaden. Soll ich ihm ein Paar herausnehmen?“ — frug der Jäger, an die Rocktaſche ſchlagend und eine Art von Kneipzange zu Tage fördernd.

„Ja, ja. Aber ſieh ihm nur erſt in den Mund!“

Heinrich expoſtulirte nicht wenig, als er von Zahnausnehmen hörte und ihm Peters Fäuſte in die Augen fielen, an denen der Daumen ſo lang war als Heinrichs ganze Hand. Er verſicherte, der Schmerz ſey völlig vorüber, und es ſey auch eigentlich mehr Kopf- als Zahnſchmerz geweſen. „Ja doch,“ — rief der Graf ungeduldig — „ſo ſetzen Sie ſich nur. Er wird Ihnen den Kopf nicht abreißen!“ — Zitternd gehorchte Heinrich, den Mund ſo mädchenhaft wenig öffnend als möglich. Aber gegen dieſe Liſt wußte Peter Rath, und ſobald er nur erſt den Zeigefinger drin hatte, ſo mußte auch der Patient den Mund öffnen, wollte er ſich die Kinnlade nicht ſprengen laſſen. Indeſſen war der Jäger doch gewiſſenhaft. „Ich ſehe nichts“ — ſagte er nach einigen Augenblicken — der junge Burſch hat ſo geſunde Fänge als mein beſter Packer. Die Schmerzen müſſen von Wallung im Blute kommen!“ —

„Ja, ja!“ — rief Heinrich hocherfreut — „der Mann hat Recht, es kömmt vom Blute.“

„Das Beſte“ — meinte Peter — „wären wohl ein Paar Pfund Salpeter in Waſſer — “

„Narr“ — lachte der Graf — „damit könnte man den Viehſtand auf der ganzen Herrſchaft abkühlen! Geh nur, wenn es kein kranker Zahn iſt, ſo weiß ich ſchon ſelbſt Rath!“ —

Peter ging und Heinrich ſah mißtrauiſch den Grafen an den Schreibtiſch treten, aus einer Schachtel ein Paar ſtarke Löffel weißes Pulver in ein Glas Waſſer ſchütten und umrühren. „Da“ — rief er, als das Gemiſch zu brauſen begann — „geſchwind, trinken Sie das Glas aus!“ — Heinrich trank herzhaft. Der Geſchmack war gleichgültig. „Das wird Ihnen gut thun, und Sie ſollen täglich vor der Muſikſtunde ein Glas voll trinken, damit Sie einen ruhigen Bogen bekommen!“ — Mit dieſen Worten nahm der Graf die Violin in die Hand und erneute den muſikaliſchen Kampf. Heinrich hatte in ſeiner Weſtentaſche etwas Baumwolle gefunden. Schnell ſchob er einen Pfropf davon ins Ohr, und geigte los, ohne ſich weiter um den Grafen zu bekümmern. Allein ſeine geſunde Natur, noch nicht durch vieles Mediziniren abgeſtumpft, konnte die pharmaceutiſche Diſſonanz noch weniger als ſein Ohr die muſikaliſche vertragen, und bemühte ſich, den fremden Stoff herauszutreiben. Der Angſtſchweiß trat ihm aufs neue vor die Stirn, er widerſtand nach Kräften;

Augen in einem Meere von Runzeln untergingen, das vom Munde aus über die Wangen zur Stirn hinanſchwoll. Indem ſie aus dem Bauche des porzellainen Mopſes, den ſie in der Hand hielt, eine anſehnliche Priſe rothen ſpaniſchen Taback genoß, von welcher die Hälfte auf dem über den ehemaligen Buſen ausgeſpannten durchſichtigen Gewebe liegen blieb, näſelte ſie mit halber Stimme und küßlich geſpitztem Munde: „Wenn Jugend und Kunſt ſich vereinen, ſo iſt es eine vielverſprechende Erſcheinung!“ — Heinrich, der von der Phraſe nichts als das Wort Erſcheinung verſtanden hatte, wobei er an Geſpenſter denken mochte, ſchwieg mit ungewiſſem Lächeln. „Hab' ich zuviel geſagt?“ fragte die Schalkhafte. „Keinesweges, gnädige Frau“ — erwiederte Heinrich mit einem Kratzfuße — „ich habe Zeit zuzuhören!“ — „Nicht doch, nicht doch!“ — proteſtirte die Chanoineſſe — „ich hüte das heilige Feuer, ich bin Veſtalin!“

„So bitte ich unterthänig um Verzeihung, gnädige Frau Veſtalin!“

Die Dame lächelte ſüßer: „Nennen Sie mich nur Comteſſe Julie. Der Name erregt ſchöne Souvenirs, und ich laſſe mich gern ſo nennen, zumal von einem Zögling Apollo's. Hören Sie?“

„Daniel Schwarzmann hieß mein Lehrer, gnädige Comteſſe Julchen“ — verbeſſerte Heinrich —

„und er war nicht in Pohlen, ſondern in Rappolts-hau, ſechs Meilen von hier!“

„Schade!“ — ſeufzte die Comteſſe für ſich — „es iſt ein roher Diamant. Ich werde mich herab-laſſen müſſen!“ — Eh' ſie dies ausführen konnte, winkte ihr Bruder ſeinem Muſiker an's Pult zu tre-ten. Die Geſellſchaft hatte Platz genommen. Der Graf, Comteſſe Julie und noch ein alter Herr ſaßen ihm gegenüber. Zwei jüngere, von denen der eine einen Stern auf dem Kleide hatte, ſtanden dahinter in einem Fenſter. Heinrich begann. Er ſpielte daſ-ſelbe Solo von Stamiz, womit er den alten Me-lander entzückt hatte, und war überzeugt, auch hier denſelben Effect hervorzubringen. Nicht wenig wun-derte es ihn daher, während der ſchmelzenden Ein-leitung die Geſichter ſo kalt und theilnahmlos zu ſe-hen. Nur Comteſſe Julchen öffnete leisquietſchend den Porzellainmops, indem ſie beifällig den Kopf nach dem Tacte der Muſik wiegte. „Wartet,“ — dachte der ehrgeizige Jüngling — „laßt mich nur erſt an's Allegro kommen, das ſoll Euch ſchon warm machen!“ — Sanft verhallend ſchloß er, und faßte nun gewaltiger den Bogen, um mit donnerähnlichem Forte das Allegro zu beginnen, als lärmend die Thürflügel aufſprangen, vier Lakaien auf ſilbernen Präſentirtellern den Kaffee brachten und herumtru-gen. Das Klappern der Taſſen und der ſchweren

allein plötzlich ſprang er auf, warf die Geige dröhnend auf den Sopha und ließ den Spielenden in einer unvollendeten Cadenz zurück, indeß er im geſtreckten Galopp das Ende der langen Gallerie zu erreichen bemüht war. „Schade!“ — ſagte der Graf, als Heinrich nach zehn Minuten nicht zurückkam, — „Schade, der Menſch ſcheint mir nicht richtig im Kopfe!“ — Indeſſen hatte Heinrich dem Kammerdiener die ganze Begebenheit erzählt und ihn um Rath gebeten. Laut lachend verſicherte dieſer, von der Muſikſtunde mit dem Herrn könne ihm keiner helfen, und wenn ihm dabei die Zähne aus dem Munde ſprängen, allein „das mit dem weißen Pulver,“ wie er es nenne, wolle er dem Grafen ſogleich vortragen, und ſein Außenbleiben entſchuldigen.

Eine Woche war hingegangen; außer der Muſikſtunde und des Grafen unheimlichem Weſen hatte Heinrich über nichts zu klagen; nur behagte ſeiner Ungeduld, die gern andre Länder, andre Menſchen ſehen wollte, des erwarteten Neffen Zögern nicht. Eines Tages ward ihm angedeutet, daß einige Muſikfreunde aus der Reſidenz zur Tafel kämen und er ſich nach derſelben hören laſſen ſolle. In der That wogten mehrere anſehnliche Perſonen in dem weit-

läufigen Zimmer auf und nieder, als er, ſein Inſtrument, das er geheilt wieder erhalten, unterm Arm, eintrat. Der wohlmeinende Kammerdiener hatte ſeiner Toilette präſidirt, und der feine, geſchmackvolle Anzug kleidete ihn bei ſeiner ſchönen Geſtalt, ſeiner ungezwungenen Haltung ſo wohl, daß er die Blicke der hohen Anweſenden auf ſich zog, und der alte Herr ihm im Vorübergehen zuflüſterte: „Brav, lieber Ehrenreich, Sie ſehen recht anſtändig aus!“ — Indem Heinrich darüber nachdachte, ob er ſonſt unanſtändig ausgeſehen, öffneten ſich die Flügel einer Seitenthür, und eine ältliche, lange, magere, hochroth geſchminkte Dame mit einem Ordenskreuz an der Seite, trat heraus. Der Graf eilte auf ſie zu, und Heinrichen zu ſich winkend, ſtellte er ſie dieſem mit ſonderbar ironiſchem Blicke vor — „Comteſſe Julie, meine Schweſter, zwar Chanoinesse, aber doch große Liebhaberin der Kunſt und Künſtler. Ma Soeur, dieſer junge Mann von artigem Ausſehn iſt der Muſikus Ehrenreich, der Begleiter unſers Neffen Ernſt, ein trefflicher Violinſpieler, der uns ſogleich etwas zum Beſten geben wird. Laſſen Sie ihn Ihrer Nächſtenliebe empfohlen ſeyn!“ — Ohne die Sarcasmen des Bruders, der ſchon wieder zu den Männern getreten war, einer Antwort zu würdigen, machte Comteſſe Julie Anſtalt zum holdſeligſten Lächeln, wobei ihre noch ſehr lebhaften ſchwarzen

ſilbernen Löffel auf den Kredenztellern machte ein furchtbares Spectakel. Heinrich ließ den Bogen ſinken und wollte warten. „Bravo, bravo!“ rief das kunſtliebende Auditorium, und applaudirte aus Leibeskräften, weil ſie hofften, die muſikaliſche Herrlichkeit ſey nun zu Ende — obgleich der Spieler auf dem Septimenaccord mit einer Fermate geſchloſſen und alſo die Reſolution noch ſchuldig war. „Immerzu, immerzu!“ rief der Graf. „Schaafsgeſichter ihr!“ murmelte Heinrich vor ſich hin, und ſeinem Grimme den Lauf laſſend, ging er durch eine kurze Modulation in das damals beliebte Lied über: „Unſer dummer Pöbel meint!“ welches bekanntlich Mozart trefflich variirt hat. Ein neues gewaltiges Bravo, als die hochanſehnliche Verſammlung das Thema erkannte! Nur die Comteſſe drohte lächelnd mit dem Finger. Entzückt, doch von Jemand verſtanden worden zu ſeyn, ſpielte Heinrich ſeine Variationen meiſterhaft aus dem Kopfe ab, ſchloß mit einem tüchtigen Accorde, und legte ſein Inſtrument in den Kaſten, während das Publicum laut ſprechend ſich für den langen Zwang entſchädigte.

„Kommen Sie, kommen Sie! rief der Graf. — Ich muß Sie ſogleich einem Manne vorſtellen, deſſen Protection Ihnen für Ihr künftiges Leben unentbehrlich iſt. „Lieber Baron“ — er klopfte dem beſternten Herrn, der im Fenſter lehnte und mit

einem Dritten ſprach — „erlauben Sie, daß ich Ihrem Wohlwollen dieſen jungen Mann empfehle. Ehrenreich, das iſt hier der Herr Baron Dumpf, ein großer Kenner —“ „Der?“ fiel Heinrich ein, ſich Schwarzmann's Lebensregel erinnernd — „ih, der hat ja die ganze Zeit, während ich ſpielte, zum Fenſter hinausgeſehen, und als ich die Variationen ſpielte, die doch im Viervierteltact geſchrieben ſind, trat er mit dem Fuße Fünfviertel! Ein Kenner iſt der wahrhaftig nicht. Denken Sie nur, Fünfviertel!“ — „Excusés“ — begütigte der Graf, Heinrichen rückwärts den Mund zuhaltend, den Beſternten — „excusés cher Baron, ce jeune ours mal leché!“ Der Baron lächelte verlegen und miſchte ſich in ein andres Geſpräch.

„Ich habe geſchwelgt und geſchwiegen!“ liſpelte die Comteſſe.

„Kann ſeyn,“ — erwiderte Heinrich freimüthig — „hätte nur der fatale Porzellainmops auch geſchwiegen. Jedesmal, wenn ich f hatte, quietſchte die Beſtie fis dazu!“

„Ich hoffe, Sie heute Abend in meinem Zimmer zu ſehen, mein junger Orpheus. Wir wollen dann am Piano einiges durchgehen, und ich hoffe, Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn!“

Der Graf merkte wohl, daß Heinrich, ſo jung er ſey, doch auch ſein Antheil Künſtlerſtolz habe, und daß, werde ihm erſt der Kopf warm, die Zunge auch nicht den Dienſt verſage. Er machte ihm daher ganz kurz ſeine Unſchicklichkeit begreiflich und entließ ihn ſodann. Heinrich verneigte ſich ſchweigend, nahm ſein Inſtrument und ging auf ſein Zimmer. Hier ergoß er ſeinen Unmuth in einem Briefe an den alten Cantor, ſowohl über die Muſikwuth des Grafen bei ſolchem Mangel an Gehör, als auch über die Fühlloſigkeit der ganzen Geſellſchaft. „Nun plagt mich“ — ſetzte er hinzu — „die alte Conteſſe mit ihren ziegelroth gefärbten Wangen, mit ihr zu ſpielen, und ich wette, ſie hat nicht mehr Talent als ihr Bruder. Iſt der junge Graf, mein künftiger Principal, eben ſo, ſo ſtehe mir Gott bei; die vier Jahre werden mir blutſauer werden!“ — Um ſich zu zerſtreuen, machte er einen Spaziergang durch den ſchneebedeckten Garten nach dem nahen Fichtenwäldchen und ſchnitt hier in zärtlicher Erinnerung trotz der Kälte ein gewaltiges HR in eine junge Fichte, des geliebten Mädchens dabei mit Sehnſucht gedenkend. Als er fertig war, wälzte er noch einen ungeheuern Schneeball in den Wieſengrund hinab, und kam erſt, als es dunkelte, nach Haus. Sein Unmuth war im Freien verſchwunden, er war wieder der heitere, freundliche Jüngling. So-

bald daher die Comteſſe ſchickte, nahm er die Geige und ging hinüber. Mit lebhafter Theilnahme erkundigte ſich die Dame nach ſeiner Stimmung. Er verhehlte nicht, daß er ſehr aufgeregt geweſen, und ſolche Stumpfheit ihm noch nie vorgekommen ſey. Auf ihre Frage, wie er denn alſo mit ihrem Bruder auskäme, geſtand er, daß dies ſeine ſchwerſten Stunden im Tage wären, die er auf die Länge nicht aushalten könnte, indem er ſelbſt in ſeinem Spiel dadurch zurückzukommen glaube.

„Ganz gewiß!“ — meinte die Comteſſe, und ſetzte hinzu, ſie habe ihrem Bruder oft verſichert, daß er nicht das geringſte Talent zur Muſik beſitze. Allein das habe er ſehr übel genommen, und räche ſich, weil er es ihr nie verzeihen könne, durch allerhand beißende Spottreden. Sie paßten überhaupt nicht zuſammen, weshalb ſie auch nur bisweilen und nur auf kurze Zeit hier ſey.

Es fehlte der Comteſſe Julie, ſobald ſie nicht die Beſchützerin der Künſte, die zehnte Muſe machen wollte, und ſich ihrem natürlichen Hange zur Koketterie überließ, weder an Verſtand noch ſelbſt an gutem Herzen. Auch in der Muſik hatte Heinrich ihr Unrecht gethan. Sie ſpielte vortrefflich, und der Jüngling, lebhaft wie er war, hielt es für Pflicht, ihr ſeine Uebereilung zu bekennen, und indem er ihre

Hand küßte, ſie deshalb um Vergebung zu bitten. Sogleich fiel ſie wieder in ihr preciöſes Weſen. „Holder Jüngling!“ — liſpelte ſie — „Mitgenoß der Kunſtſchönheit, entziehen Sie ſich Juliens dankbarem Herzen nicht!“ Mit dieſen Worten öffnete ſie die Arme, und als Heinrich zauderte, zog ſie ihn an ſich und umarmte ihn zärtlich. Zwar empfand Heinrich etwas ähnliches, als ob ſie zu f gegriffen, oder er des Grafen antiſpasmodiſches Pulver ſchlukken müſſe: indeß bezwang er ſich und küßte muthig die dargebotene Wange, weil er in der Comteſſe wahre Liebe zur Kunſt gefunden, und dadurch ein gewiſſes Wohlwollen für ſie in ihn gekommen war. Noch ein Paar Sätze wurden geſpielt und er dann mit einer zweiten Accolade entlaſſen. Gern verſprach er, ſo oft es die Comteſſe wünſchte, zu Befehl zu ſtehn. Kaum in ſeinem Zimmer, trat der Kammerdiener herein und brachte eine alte Geige, die dem Grafen als die treffliche Arbeit eines unbekannten Meiſters zugeſchickt worden. Sie war übel gehalten. Heinrich ſollte ſie unterſuchen, beziehen, Steg und Stimme wieder aufrichten, darauf ſpielen und dann entſcheiden, ob ſie den geforderten hohen Preis werth ſey. „Schon zweimal hat der Herr nach Ihnen geſchickt, um Muſik zu machen, allein Sie waren im ganzen Hauſe nicht zu finden!“

„Nach der Tafel ging ich ſpazieren und Abends

accompagnirte ich der Comteſſe, die ganz vortreffſlich ſpielt.“

„Was Tauſend!“ — lächelte der Kammerdiener — „Sie ſind ja ordentlich warm dabei geworden. Und wie ſonderbar, auf der rechten Wange brennt ein hochrother Fleck! Laſſen Sie doch ſehen“ — er ſtrich ihm mit dem Tuch über die Backe — „Was Geier — Ehrenreich — ſehen Sie mal, das Tuch iſt ganz roth — färbt denn Ihr Geſicht, oder das der Comteſſe?“

„Poſſen!“ lachte Heinrich und wurde über und über roth.

„Werde nur nicht ſo roth, kleine Unſchuld, wenn Du läugnen willſt! Aber ernſtlich, Ehrenreich, nehmen Sie ſich in Acht. Sie ſind ein hübſcher Menſch, und wir wiſſen, daß die Comteſſe Sie auf dem Rohre hat. Laſſen Sie ſich aber nicht den Teufel blenden, und von den gemalten Backen der alten Dame um Ihre natürlichen rothen Wangen bringen. Das könnte Ihnen mehr ſchaden, als Ihnen die Gunſt der Comteſſe einbringen dürfte. Dazu verſteht der Herr in dieſem Puncte keinen Spaß, und wenn er anfängt, iſt er hitzig. Auch vertragen ſich die Geſchwiſter nicht lange, und der Dritte, der dazwiſchen ſteht, könnte — der Graf klingelt — vergeſſen Sie nicht, was ich Ihnen geſagt habe!“ — Die Warnung des Kammerdieners war überflüſſig.

Heinrich verſtand ihn nicht, und die Comteſſe würde ſich nie ſo weit vergeſſen haben. Allein ſie hatte dem Kammerdiener einſt bei ihrem Bruder decreditiren wollen. Dafür rächte er ſich. Er kannte ſeines Herrn Eiferſucht auf das Talent der Schweſter, ſo wie die oft allerdings übertriebene und lächerliche Vorliebe für Kunſt und Künſtler. Nach Art dieſer Leute hatte er nun gleich auf das Schlimmſte geſchloſſen und ſich vorgenommen, der Comteſſe die leichte Eroberung zu entreißen. Heinrich behielt nichts als den guten Rath, vor dem Grafen nicht mit ſeiner Schweſter ſchön zu thun, und auch dieſer ſchien ihm ganz überflüſſig. Er beſchäftigte ſich noch ein Paar Stunden mit der alten Geige und legte ſich dann zur Ruh, um — wie immer — von Röschen zu träumen! —

Des andern Tages brachte ein Bote Briefe für das gräfliche Haus. Es war auch ein Paketchen an Heinrich dabei. Er riß es auf, ſobald er allein war, ſein Herz trieb ihn zur Eile, und er hatte richtig vorempfunden, ein Briefchen von Röschen's Hand lag dabei und drin eine eng zuſammengeringelte Locke von Röschen's duftendem braunen Haar. O Wonne der erſten Liebe! Heinrich ſprang wie närriſch im Zimmer herum, wollte zum Grafen, dann zur Com-

leſſe, und ihnen Röschen's Brief, Röschen's Locke zeigen. Sein Zartgefühl hielt ihn zurück; allein hier im engen Zimmer konnte er ſich nicht freuen. Er mußte jubeln, tanzen, lärmen, ſchreien. Schnell warf er Geige und Noten zuſammen, den Hut auf den Kopf, die Thür in's Schloß, und nun im vollen Galopp die breite Schloßtreppe hinab, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Zu des armen Jungen Unglück lehnte heut wieder, es war juſt Sonntag, der fatale Portier, der ihm das erſte Abenteuer noch nicht vergeſſen hatte, wieder in Pontificalibus, den langen Stock als Pfeiler in den Rücken und über die Einfahrt hinüber an die Mauer geſtellt, recht bequem in der Mitte der Thorhalle, wohlgefällig den roth- und ſilberbordirten Bauch betrachtend. Auf Heinrichs Geräuſch drehte er den Kopf nach ihm, wandte ihn aber verächtlich ab, ohne einen Fuß aus der Stelle zu ſetzen, als er den Urheber gewahr ward. Heinrich wollte ſich eben ſo wenig um den aufgeblaſenen Dummkopf kümmern und wie ein Pfeil vorüberfliegen. Leider aber blieb er im raſcheſten Lauf mit dem Fuß an der Spitze des weitausgeſetzten Stockes hängen, riß ihn weg, und natürlich bewegte ſich der Portier höchſt unſanft rückwärts zur Erde nieder. Eben ſchritt ſeine Frau mit einer ſchweren Bratenſchüſſel, auf der die heutige Atzung ihres Oger's zur Küche ſollte, quer über den

Flur und kam leider noch in Heinrichs Flugbahn. Unvermögend anzuhalten, ja durch den Fall ſeines Feindes noch mehr gehetzt, rennte Heinrich Frau, Braten und Bratenſchüſſel in den Grund, und fuhr, reichlich mit Fett getränkt, zum Thore hinaus. Hundert Schritte vom Eingange ſtand er am Ende der unwillkührlich zurückgelegten Parabole ſtill. Der Fettgeruch auf ſeinen Kleidern verrieth, was ihm der Sieg koſte! Ein unangenehmer Auftritt mit dem zweimal zum Fall gebrachten Portier, der ſchwerlich an ſeine Unſchuld glauben würde, ſtand ihm bevor. Jemehr er darüber nachdachte, je verdrüßlicher zeigte ſich der Handel. Endlich fiel ihm ein Ausweg ein. Der Kammerdiener ſollte ihm heraushelfen. — Allein, wie zu dem kommen, ohne durch das Thor wieder zurückzukehren? — Durch den Garten — beſann er ſich plötzlich — die Hinterthür herein, dann links das kleine Treppchen herauf, ſo war er im zweiten Stock, ohne von einer menſchlichen Seele bemerkt worden zu ſeyn. Geſagt, gethan! Aufs Neue ſetzte er ſich in Galopp, war bald um die Gartenmauer herum, flog ſchon die breite Allee herab, ſtand jetzt an der Hinterthür. Leiſe klinkte er, drückte — o weh, ſie, die immer offen ſtand, war gerade heut verſchloſſen! Ohne ſich lange zu beſinnen, packte er die Spalierlatten, mit denen der erſte Stock des Hinterhauſes bezogen war, und klomm raſch daran in die Höhe

„Heinrich“ — ſcholl es plötzlich hinter ihm — „Ehrenreich!“ und plötzlich fühlte er ſich an den Beinen gefaßt. — „Iſt das der Gärtner“ — denkt er bei ſich — ſo komme ich aus dem Regen in die Traufe!“ — Er blickt herunter — „nein, Gott ſey Dank, es iſt der Kammerdiener!“ — Hier war nichts zu befürchten, und da der Untenſtehende immerfort an ſeinen Beinen zieht, ſo läßt Heinrich plötzlich los, und ſtürzt wie ein Bleiklumpen in des Kammerdieners Arme, den er freilich mit ſich zu Boden reißt. In der erſten Aufwallung gibt ihm der eine tüchtige Ohrfeige, dann aber ſchnell verſöhnt, reißt er ihn empor und rennt blitzſchnell mit ihm hinter einen nahen Pavillon. „Unglückskind“ — fährt er ihn hier an — „ſagen Sie mir, ob Sie ganz und gar des leibhaftigen Teufels ſind? Soll Ihnen der Graf durchaus den Hals brechen? Was fällt Ihnen denn ein, hier am hellen lichten Tage der Comteſſe in die Fenſter zu ſteigen? Haben Sie auf der Gallerie nicht Platz genug?“ —

„Zur Comteſſe?“ — ſtammelte Heinrich, von Fall und Ohrfeige betäubt — „Wohnt in dem Fenſter, durch das ich wollte, die Comteſſe? Daß wußte ich nicht!“

„Das wußten Sie nicht? Nun, weshalb wagten Sie denn die raſende Fahrt?“

„Weil ich dem Portier entlaufen wollte!“

„Dem Portier? Bis in der Comteſſe Schlaf-zimmer? Heinrich, Heinrich! — Aber wie ſehen Sie denn aus? Und“ — er fing an zu ſchnobern — „wie riechen Sie denn? Nach purem Fett, wahr-haftig, nach Bratenbrühe!“

„Alles der verdammte Portier!“ murmelte Heinrich.

„Potz Stern! Wohl gar nach Menſchenfett? Wollten Sie den Mann auskreiſchen? — Aber Sie ſagten ja, Sie wären ihm entlaufen, er hatte Sie wohl freſſen wollen?“

„Mich nicht; aber den Braten!“

Der Kammerdiener ſah ihn zweifelnd an, ob er wohl bei Sinnen ſey. Dann ſagte er überlegend: — „Steigt bei Tage zur Comteſſe hinein — entläuft dem Portier, dem er den Braten ſtehlen wollte — hängt's ſo zuſammen? — Der Comteſſe wird der Mund recht nach des Portiers Braten gewäſſert ha-ben — nicht wahr?“ — Er wandte unwillig dem ver-meinten Lügner den Rücken. Allein Heinrich umfaßte ihn freundlich, betheuernd, er ſolle buchſtäblich die Wahrheit erfahren, und erzählte ihm nun haarklein die ganze Geſchichte, ja er zeigte ihm ſogar Röschen's Brief und Locke. „Sie ſind ein ehrliches Blut“ — verſetzte der Kammerdiener ihm die Hand ſchüttelnd — „aber unüberlegt, faſelig, hu! Hier haben Sie den Schlüſſel zur Hinterthür, gehen Sie getroſt auf Ihr

Zimmer, ich werde mit dem Portier ſprechen!“ — In der That wußte der gewandte Mann alle Schuld auf dieſen zu ſchieben, der einen tüchtigen Verweis bekam, daß er voll ungebührlichen Stolzes mit weit von ſich geſtelltem Stocke in der Halle geſtanden, woran nicht allein Heinrich, ſondern jeder andre Eilende anſtoßen, fallen und zu Schaden gebracht werden können. Braten und Schüſſel, ſo wie den Schreck, den die Frau gehabt, vergütete er in Heinrichs Auftrage großmüthig. — Dieſer war indeſſen kaum mit Umkleiden fertig, als ihn das Kammermädchen der Comteſſe zum Muſiciren zu dieſer beſchied. Er empfing hier, nachdem er ein Paar Stunden gegeigt hatte, den gewöhnlichen Zärtlichkeitstribut, vergaß aber nicht, in ſeinem Zimmer ſich die Wange vom Metallglanze der gräflichen Schminke zu ſäubern, und nahm ſodann die genaue Beſichtigung der Geige vor, die ihm zugeſchickt worden. Das Inſtrument ſchien von guter Hand gefertigt, machte ihm aber dennoch gewaltige Mühe. Die Wirbel waren ausgetrocknet und ſtanden nicht, die geſtern aufgezogenen Saiten waren geſprungen und hatten den Steg umgeriſſen. Er ſtellte den Schaden wieder her, allein der Ton war nicht mehr derſelbe, er griff alſo nach Werkzeug, um den Stimmſtock zu rücken. Eben hatte er dies mühſelige Geſchäft begonnen, als ihn der Graf zu ſich beſchied. Er ließ das begonnene Werk

liegen und eilte hinüber. Der Herr ging lebhaft im Zimmer auf und nieder, und warf einen ſtrengen Blick auf den Eintretenden. Dieſer wartete ruhig, was folgen würde, und fing einſtweilen an, die Violinen zu ſtimmen. Es ſchien etwas in dem Grafen zu kämpfen, denn er trat mit einem finſtrern Zug, als ihn Heinrich je geſehen, vor ihn, öffnete den Mund, ohne zu ſprechen, legte dann die Hand an die Stirn. Endlich ſagte er ſchnell und heftig: „Immer ſtecken Sie bei der alten Schachtel drüben. Wie weit wollen Sie es treiben?“

„Soweit wie möglich, gnädiger Herr,“ — erwiederte Heinrich ruhig — „es muß doch endlich etwas draus werden.“

„Nichts wird draus“ — fiel der Graf ein — „nichts, auf mein Wort!“

„Sie iſt freilich ſehr alt —“

„Sehr alt, ſehr häßlich, und deshalb dächte ich, Sie bekümmerten ſich nicht weiter darum.“

„Indeſſen, dem wäre noch abzuhelfen —“

„Abzuhelfen?“ — lachte der Graf bitter — „nun wahrhaftig! Und wie wollten Sie das zuwege bringen?“

„Man müßte ſie ganz neu lackiren.“

„Lack — lackiren?“ — fuhr der Graf zornig auf — „wen wollen Sie lackiren? Von wem ſprechen Sie, junger Menſch, ſo dreiſt?“

„Mein Gott, gnädiger Herr, von der alten Geige, die Sie mir gestern geschickt. Haben Sie nur die Gnade, sie selbst anzusehen, so werden Sie finden, daß sie gewaltig bestoßen und beschadt ist, und daher einen neuen Lack wohl verdiente. Wenn jedoch —“

„O still, still!“ — sagte der Graf viel milder, indem er sich nach dem Fenster wandte. Ehrenreich stand wie aus den Wolken gefallen. „Was hatten Sie unter dem Fenster der Comtesse Julie zu suchen?“ — frug der Herr jetzt — wozu kletterten Sie am Spalier in die Höhe? Sagen Sie die Wahrheit!“

„Gewiß hat der Gärtner —“

„Allerdings. Und wie konnten Sie glauben, daß eine solche grobe Unbesonnenheit, am hellen Tage begangen, verborgen bleiben würde. Aber was suchten Sie dort, warum gingen Sie nicht den gewöhnlichen Weg zur Comtesse?“

„Weil ich überhaupt nicht dahin wollte“ — entgegnete Heinrich, und bat um die Erlaubniß, das Factum vorzutragen. Er that das sehr aufrichtig, und berief sich nicht nur auf seine Briefe und den Kammerdiener, sondern selbst auf den Portier. Der Graf konnte sich des Lächelns nicht erwehren, nahm aber dennoch bald seine ernsthafte Miene wieder an: „Ich glaube Ihnen — allein die Kinderei hat Auf-

ſehn gemacht und verdrüßliche Erläuterungen herbeigeführt. Es iſt deshalb um ſo beſſer, daß mein Neffe, Ihr künftiger Principal, in der Reſidenz angekommen iſt. Packen Sie Ihre Sachen zuſammen, Sie ſollen morgen früh mit mir nach der Stadt fahren und von dort aus Ihre Reiſe antreten!“ — Wer war froher als Heinrich, der es auf die Länge in des Grafen Hauſe nicht ausgehalten haben würde! —

Am andern Morgen ging es mit dem flüchtigen Poſtzuge im raſchen Trabe nach der Reſidenz. Heinrich, voll jugendlicher Fröhlichkeit — denn der Abſchied von der Comteſſe hatte ihm das Herz nicht ſchwer gemacht — konnte ſeine Freude, nun bald in die weite Welt zu gehen, kaum mäßigen. Endlich war die Stadt erreicht, und ſchon donnerten die vier Schimmel in den prächtigen Pallaſt des Grafen hinein. Ein junger Mann flog herunter an den Schlag, des Grafen Hand zu küſſen, der ihn umarmte. Heinrich hatte Zeit ihn zu betrachten, und fühlte ſich auf den erſten Anblick zu dem ſchönen Manne, der wohl ein vier bis ſechs Jahr älter als er ſeyn mochte, gezogen. „Graf Ernſt“ — ſagte der alte Herr — „Mein Neffe, hier iſt Dein Begleiter, Heinrich Ehrenreich, ein guter Geiger, übrigens aber ein

völliger Neuling, und faſelig, unbeſonnen wie eine Fliege!“ — Graf Ernſt reichte dem Jünglinge die Hand. „Sie helfen mir in der Muſik fort,„ — ſagte er freundlich — „ich Ihnen in der Weltkenntniß, ſo heben wir gegen einander auf!“ — Auf den dritten Tag ward die Abreiſe feſtgeſetzt, und Heinrich lief indeſſen mit dem Kammerdiener in der Stadt herum, in der Abſicht, allerlei Kleinigkeiten, die ihm noch fehlten — denn für ſeine Gardcrobe hatte Graf Ernſt reichlich geſorgt — einen kleinen Vorrath Muſikalien, Violinſaiten, Colophon und was ſonſt von dergleichen nöthig war, ſo wie ein Andenken für Röschen, und zwar eine niedliche goldne Kette einzukaufen. Allein der Kammerdiener hatte Mühe, den jungen Menſchen nur beim Muſikverleger während der Wahl der Muſikſtücke zur Beſonnenheit zu bringen; er war ſo zerſtreut, ſo ſelig in Hoffnung auf die Zukunft, daß ihm die Gegenwart ganz entſchwand. Eilig ſchrieb er an Röschen einen Brief, den wohl nur die Liebe ſo confus eingeben und wieder entziffern konnte, ſchob das Kettchen hinein und gab ihn dem Kammerdiener, der ihn gewiſſenhaft zu beſorgen verſprach. Zum Glück frug dieſer noch vorſichtiger Weiſe, ob denn aber auch das ihm eingehändigte Päktchen wirklich den Brief und das Geſchenk enthalte? Heinrich wußte nicht anders, öffnete es aber doch noch einmal auf Zureden ſeines Mentors,

weil dieſer des Jünglings Zerſtreutheit kannte und keine Verantwortlichkeit auf ſich laden wollte. Richtig getroffen! Heinrich hatte die goldne Kette in das fettigſte Oelpapier gewickelt, das er hatte finden können, und ſie ſo in die blecherne Saitenſchachtel gepackt, ſeinem Mädchen aber ſchickte er Colophonium, ein halb Dutzend Quinten und ein Paar D und G. — „Heinrich! Heinrich!“ — rief ſein Freund — „ſchaff' Dir Gedanken an, ſonſt werden ſie Dir in der Fremde die Fettfedern bald ausrupfen!“ — Des andern Morgens fünf Uhr kamen vier Poſtpferde, und eine Viertelſtunde drauf flogen Graf Ernſt und Heinrich in einer bequemen Wiener Kaleſche, nur den Jäger auf dem Bocke, die breite Chauſſee nach Süden hin. —

Um den Leſer nicht zu ermüden, hören wir auf, während dieſer Reiſe unſern Heinrich gleichſam Schritt vor Schritt zu begleiten, und begnügen uns, aus der ganzen Epoche ein Paar Abenteuer auszuheben, die auf ſeine Ausbildung als Künſtler von Einfluß waren. Vorher aber müſſen wir über die Natur ſeines Verhältniſſes zu ſeinem Principal ein paar Worte ſagen. Graf Ernſt hatte natürlich gleich im erſten Geſpräche geſehen, wo es ſeinem Begleiter fehle, und machte ſich's zur Pflicht, ihn, wozu er ganz

der Mann war — nach Kräften vorwärts zu bringen. Er las ihm vor, ließ ſich von ihm vorleſen, erklärte ihm, was er nicht verſtand, lehrte ihn, was er nicht wußte, und gab ihm über ſeinen Künſtlerberuf, ſo wie über das Weſen aller Kunſt erſchöpfende Belehrung. Er ſah mit wahrer Freude, wie kein's ſeiner Worte bei Heinrichen auf unfruchtbaren Boden fiel, und dieſer, von Ehrgeiz und Anhänglichkeit getrieben, täglich neue Fortſchritte machte. Aber er hütete ſich, die Kluft, die Standesverſchiedenheit zwiſchen ſie geworfen, durch Erwiederung von ſeines Schülers herzlichen Aufwallungen auszugleichen. Dies behielt er ſich für die Zeit vor, wenn Heinrich, zu richtiger Anſicht und Schätzung geſellſchaftlicher Verhältniſſe reif, den Werth einer Freundſchaft, die ſich über dieſe Schranken hinwegſetzt, einzuſehen fähig ſeyn würde. Der Jüngling, Ernſt's faſt unzertrennlicher Gefährte bei allen körperlichen Uebungen, welche der Graf ſehr liebte, hielt ſich nur von den ſogenannten großen Geſellſchaften zurück, deren Langeweile für ſeine Stellung im Leben er ſich ganz ohne Nutzen aufgebürdet haben würde. Er benutzte dieſe Zeit zum Studium für ſein Inſtrument, auf welchem er des Mechaniſchen faſt ganz Meiſter war. Einſt, in Venedig, überraſchte ihn bei dieſem Geſchäfte ein Italiener in Geſellſchaft des Grafen. Da der Fremde großen Geſchmack an Hein-

richs Spiel fand, ſo fügte ſich dieſer gern ſeinem Wunſche, das Muſikſtück zu wiederholen. Einige Tage ſpäter erhielten Beide eine Einladung zu einem muſikaliſchen Cirkel in dem Hauſe jenes Italieners. Sie fanden eine zahlreiche Geſellſchaft. Der Herr des Hauſes ſtellte den jungen Muſiker einer Dame vor, die er Signora Roſa nannte und die eine vortreffliche Sängerin ſey. So lebhaft Heinrich Röschens Bild vor Augen hatte, ſo war er doch nicht im Stande, den Blick von dieſer vollendeten Schönheit abzuwenden. Die Erinnerung floß wie Regenbogenfarben in einander, ſprachlos ſtarrte er in die ſchwarzen Augenſterne der Italienerin und vermochte nichts als die Gegenwart zu denken. Die Dame brach zuerſt das Stillſchweigen, und erzählte ihm in gebrochenem Deutſch, das ſie noch reizender machte, wie ſie erſt vor ganz kurzer Zeit aus Süddeutſchland zurückgekehrt, wo ſie eine glänzende Lage nur verlaſſen habe, weil ſie ſich nicht an das Klima gewöhnen können. Sie ſchien lebhaftern Antheil an ihm zu nehmen, als ſie erfuhr, daß er auch Muſiker und ſeiner Ausbildung wegen hier ſei. Zu Heinrichs großem Leidweſen ward die Unterhaltung durch die an ihn gerichtete Aufforderung, zu ſpielen, unterbrochen. Er ſpielte, nicht ohne, ſo oft als möglich, die Italienerin anzublicken, ein brillantes, ſehr ſchweres Stück mit Sicherheit und Kraft. Allgemeiner Beifall ward

ihm zu Theil; nur Rosa — er sah das deutlich — applaudirte nicht, und öffnete auch ihren schönen Mund zu keinem Bravo. Heinrichs Ehrgeiz ward tief verletzt, er drängte sich an die Signora und bat sie, ihm zu sagen, ob er so glücklich gewesen sey, ihr durch sein Spiel nicht zu mißfallen. Sie erwiederte: was man erlernen könne, das habe er geleistet, und im Mechanischen sey nichts zu wünschen übrig. Allein sein Ton sey kalt, sein Vortrag matt, er spiele ohne Gefühl, ohne Seele — mit einem Worte, wie eine Maschine! Heinrich glaubte aus den Wolken zu fallen; seine Fassung war gewaltig erschüttert, und nicht ohne etwas Spöttisches im Blick und Ton, bat er die Dame, doch nun auch sich hören zu lassen, damit er von ihr lernen könne. Heut sey sie nicht disponirt, antwortete Rosa sehr gleichgültig; aber wenn er in ein Paar Tagen sie in ihrer Wohnung besuchen wolle, so würde sie mit Vergnügen singen, und dann solle er erfahren, was es heiße, mit Ausdruck vortragen, wovon er noch keine Ahnung habe. Rosa ward abgerufen, und Heinrich sah sie diesen Abend nicht wieder. Dagegen stürmte es gewaltig in ihm auf und nieder. Verletzter Stolz und eine unbegreifliche Sehnsucht, Rosa öfterer zu sehen und singen zu hören, bekämpften sich in seinem Gemüth. Er sprach, als sie zurückkamen, mit dem Grafen davon, und theilte ihm die von der Signora erhal-

tene Einladung mit. „Alles recht schön“ — erwiederte Graf Ernst — „Rosa mag Recht haben, und da sie einen außerordentlichen Ruf als Sängerin hat, so können Sie aus ihrem Umgange den größten Nutzen ziehen, nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie sich die Fittige nicht an den schönen schwarzen Augen versengen!“ —

Pünctlich stand Heinrich am dritten Tage in Rosa's Vorzimmer. Sie empfing ihn höchst freundlich, hieß ihn neben sich auf's Sopha sitzen, und fing sogleich an von Musik zu sprechen. Sie räumte ein, daß die Deutschen der jetzigen Zeit den Italienern in dieser schönen Kunst mit großen Schritten nacheilten, so daß die Instrumentalmusik, der mechanischen Ausbildung nach, in Deutschland weit höher stünde als in Italien. Das sey aber doch unbezweifelt von geringerm Werthe, als der Ausdruck von Zärtlichkeit, Sehnsucht und Schmerz, der Vortrag mit einem Worte, den man nur von Italienern lernen könne. Die Deutschen hätten nun einmal blos Verstand, aber kein Gefühl, und so seyen denn auch ihre Kunstleistungen technisch vollendet — aber kalt. Heinrich wollte einwenden; allein Rosa legte ihm die warme, schöne Hand auf den Mund und sagte in ihrem allerliebsten deutschen Kauderwelsch: „Enrico, schweigen Du. Du bist auch kaltes Deutsches. Du mußt mir so spielen, wie kleine Kinder in Schule

ſpreken“ — ſie ahmte hier das eintönige Geplärr nach — „Giesu Maria, was iſt das! — Du mußt ſpreke“ — ſie ſchlug die ſchönen Augen zum Himmel und ſeufzte langſam und voll ſchmerzlicher Verwunderung — „Giesu Maria, was iſt dahs!“ — Dabei ergriff ſie Heinrichs Hand, ſie feſt an ihren Buſen preſſend, der heiß und voll die gewebte Luft, die ihn umgab, zurückdrängte. Heinrich, auf dem Glutheerde niegekannter Empfindungen, ſtammelte, daß er die Signora nicht ganz verſtehe. „O Dio, dummes Deutſches“ — rief Roſa ungeduldig — „Haben Du kein Erz? Ich werde geben Dir Erz von meinem Erz!“ — Und damit ſetzte ſie ſich an's Piano und ſang eine kleine Canzonette erſt ganz kalt und ausdruckslos, wobei ſie Heinrichen, den ſchon der Klang dieſer metallreichen Stimme bezauberte, rief: „ſo ſingen Du, Beſtia! — Jetzt geben Achtung! — Sie wiederholte nun dieſelbe Muſik, allein mit einem Tone, einem Ausdrucke von Wehmuth, von Liebe und Luſt, von Zärtlichkeit in Stimme und Blick, daß Heinrich, außer ſich, mit thränenden Augen, als ſie geendet, zuſprang, ihre Hand mit Ungeſtüm an ſeine Lippen drückte, und ſie um die Gunſt beſchwor, ihr öfter zuhören und ſein Spiel nach ihrem Geſange bilden zu dürfen. Roſa lächelte zaubriſch und zeigte ihm einen Blumentopf am Fenſter. Wenn dieſer vor dem Fenſter ſtehe, könne er

allemal kommen, außerdem habe ſie nicht Zeit. Ehrenreich ließ ſich das nicht zweimal ſagen, und lief täglich ein paarmal hin, begleitete Roſa in's Theater, auf dem Spaziergange, und war, wenn er nicht Violin ſpielte oder zu Hauſe ſeyn mußte, ſicher bei ihr zu finden. Als Graf Ernſt nach ein Paar Wochen einmal ſcherzend ſagte: ihm dünke, das Röschen ſey zur Roſe geworden; betheuerte Heinrich das Gegentheil. „Schon gut, ſchon gut“ — unterbrach ihn Graf Ernſt — „ich will Sie zu keiner Indiscretion verleiten. Nur für ein's warne ich. Roſa hat einen Freund unter den Senatoren, der ſeit einigen Tagen von Reiſen zurückgekommen. Trifft dieſer Sie einmal dort, ſo ſind Sie vor Dolchſtichen nicht ſicher. Alſo wie geſagt — nehmen Sie ſich in Acht!“ Graf Ernſt hatte nicht umſonſt gewarnt. Einſt ſaß er ſpät am Schreibtiſche. Heinrich war im Theater. Es ſchlug Ein Uhr nach Mitternacht; er legte die Feder nieder, um zur Ruhe zu gehen, als gewaltſam an der Thür des Hotel's geklingelt ward. Man öffnete. Nach einigen Augenblicken trat Heinrich blaß, über und über von Waſſer triefend, in's Zimmer. „Erſchrecken Sie nicht, lieber Graf!“ — rief er dem ängſtlich aufſpringenden Ernſt entgegen — „ich bin, leicht verwundet, in einen Kanal geſtoßen worden, habe mich aber durch Schwimmen gerettet. Roſa, die falſche Seele —“ „Still, ſtill“ — erwiederte der Graf — „läſtern

Sie Roſa nicht, der Sie viel ſchuldig ſind; *jene* iſt Italienerin und *Sie* waren gewarnt. Danken Sie dem Himmel, daß der Dolch nur Ihren Arm, ſtatt Ihr Herz traf. Laſſen Sie ſich nur ſchnell verbinden. Ich ſchreibe ſogleich um unſre Päſſe, denn Sie ſind nun keinen Augenblick mehr hier ſicher!“ — Heinrichs Wunde war leicht, und ſie reiſten ſchon am folgenden Tage ab. Allein die Begebenheit hatte den Jüngling zum Manne gereift. Der Graf bemerkte dies an ſeinem ſtillen Betragen, an ſeinem ſtätern Fleiß, ſeinem Daheimbleiben, ſeiner Behutſamkeit, neue Bekanntſchaften anzuknüpfen, dem männlichen Ernſte in ſeiner ganzen Handlungsweiſe. Er behandelte ihn daher ſeit dieſer Zeit als einen erfahrnen, geprüften Freund. Heinrich verſtand es jezt, dieſes Benehmen zu ſchätzen, und ſchloß ſich dem Grafen mit wahrhaft brüderlicher Zärtlichkeit an. Bald darauf verließen ſie Italien und ſchlugen die Straße nach Paris ein. Heinrich trat hier als Künſtler öffentlich auf, und erndtete den Lohn ſeines Studiums und die Frucht des Unterrichts der ſchönen Roſa. Man fand ſein Spiel, ſo wie ſeinen Ton und Vortrag bezaubernd ſchön; es geſchahen ihm mehrere vortheilhafte Anträge, die er aber aus Liebe zum Vaterlande und ſeinem Freunde ausſchlug. Er benutzte hier die Gelegenheit, ſich auch in der Kenntniß der Compoſition recht feſtzuſetzen, und als endlich Briefe

aus der Heimath die beiden Wandrer zurückkuften, da konnte er ſich das Zeugniß geben, ſeine Zeit rechtſchaffen genutzt zu haben. Graf Ernſt hatte indeß im Stillen für ſeinen Freund gearbeitet, und ihm ward die hohe Freude, am Tage vor der Abreiſe Heinrichchen mit dem Anſtellungspatente als Concertmeiſter in der Capelle des Landesfürſten überraſchen zu können! Man kann denken, mit welchen Empfindungen Heinrich dem geliebten Röschen, das längſt wieder die oberſte Stelle in ſeinem Herzen eingenommen, entgegenreiſte. —

Es war juſt am Dreykönigsabende, als Heinrich, in Pelze gehüllt, in die Ecke ſeines Wagens gedrückt, dem Geburtsſtädtchen durch Froſt- und Schneewetter, die er als langentbehrte Bekannte grüßte — zueilte. Er wußte aus den erhaltenen Briefen ſeiner Eltern, daß alle ſeine Lieben, den Spitz und Kater mit eingerechnet, geſund waren, ja daß Schwarzmann auch für das diesmalige Dreykönigsfeſt eine Feſtlichkeit veranſtaltet und die vor vier Jahren mit ſo vielem Applaus aufgeführte ſeine Musicam wiederholen würde, wobei indeſſen, weil Röschen doch ſchon zu groß, ein jüngeres Mädchen den Engel, und — weil Samuel Fülleborn bei einem Bäcker, der lange Melchior aber bei einem Schmiede in der

Lehre — an deren Stelle Paul Schicketanz, Gottlieb Lehrknecht und Veit Blechschmidt, welche vor vier Jahren als Ochs und Esel an der Krippe standen, dies Jahr die drei Magier figuriren sollten. Als Heinrich diese ihm unbeschreiblich theuern Partikularitäten in Paris drei Monate vorher erfuhr, so entbrannte schon damals der Wunsch in ihm, dabei gegenwärtig zu seyn, und wie dankte er jetzt dem Himmel kindlich fromm und froh, ihm die selige Freude der Ueberraschung gewährt zu haben. Er wollte sie aber ganz genießen. Zu dem Ende versah er sich mit einem prächtigen orientalischen Königskostüme aus der Theatergarderobe, und da er keineswegs gemeint war, sich von Melandern nach Anleitung „des chemischen Recipe's“ Gesicht und Hände trefflich schwarz übermohren zu lassen, auch mit einer Mohrenmaske und schwarzen Handschuhen. Tief in den Mantel gehüllt, stand er, vom nächtigen Dunkel geschützt, hinter der Thür des Schulhauses als der magische Stern ihm schon von weitem den Zug ankündigte, der vom regierenden Bürgermeister zurückkam. Zitternd vor Wonne ließ er den Engel nebst den Majestäten vorüber und schlich die Treppe hinan. Als aber jetzt die Violinen mit lieblichem Gekreische das Beginnen des Tanzes verkündeten, da benutzte er die Gelegenheit, warf den Mantel bei Seite, nahm die Maske vor und trat rasch in die Stube,

das erſte beſte Mädchen faſſend, das ihm zunächſt ſtand, und ſich in den Tanz miſchend. Man kann denken, welchen Eindruck die Erſcheinung von einem vierten Könige am Dreikönigsfeſte erregen mußte, und nun gar zwei ſchwarze! Auch ſchien den ſchwarzen Herrſchern ein eben ſo ſchwarzes Princip der Feindſeligkeit inzuwohnen; denn kaum ſtanden ſie einander gegenüber, ſo wollte der rechtmäßige, von Melandern lackirte und creirte Souverain den Uſurpator, trotz deſſen weitüberlegener Größe und Pracht, auf die Seite ſchaffen, wogegen dieſer, in Lachen ausbrechend, ſich die ſcherzhafte Rache erlaubte, ſeinen Mitregenten mit einer Hand beim Gürtel zu faſſen und ihn bis an die Decke des Zimmers hinauf und über alle irdiſchen Anſprüche und Zwiſtigkeiten wegzuheben. Allein ſein Lachen verrieth ihn, mehrere Erwachſene wollten eine bekannte Stimme gehört haben; man rief den Cantor herbei, der den Fremden höflich bat, ſich zu entmohren, wozu man ihm mit Seife und Bürſte, ja nöthigenfalls ſelbſt mit Sand und Scheuerkraut behülflich ſeyn wolle. „Nur einen Augenblick Gedult erbitte ich mir!“ — ſagte der Mohr mit veränderter Stimme, und blickte um ſich. Dort im Winkel am Ofen ſaß Röschen vor ihrem Nähtiſche, und ſah ziemlich gleichgültig von fern der Entwickelung zu. Sie war groß, und wo möglich ſchöner geworden. Die großen brau-

nen, milden Augen, die morgenröthlichen Wangen, der liebliche Mund, die herrlichen braunen Locken auf der weißen Stirn, der volle, üppig gehobene Busen ließen Heinrichen alles vergessen, was er Schönes gesehen hatte. Er warf seinen Scepter bei Seite, löste den funkelnden Gurt, so daß er mit einmal aus der Majestät heraustrat und als modisch-geschmackvoll gekleideter Privatmann dastand. Nun flog auch Turban, Perücke, Maske zur Erde, und „Heinrich! Heinrich Ehrenreich!“ schrie alles durcheinander, und Röschen flog herbei und weinte süße Freudenthränen an Heinrichs Halse. Der Jubel verhallte langsam, denn auch Martha, ja selbst Kater und Spitz von Martha introduzirt, bewillkommten ihren ehemaligen Camceraden und Schulfreund. „Aber wie nennt man Dich — nennt man Sie denn, Herr Ehrenreich?“ — so frug Schwarzmann ordentlich ängstlich, weil er sich Heinrichs Erscheinung gar nicht erklären konnte. „Sie, lieber Vater“ — erwiederte Heinrich — „nennen mich Du und Heinrich, die andern mögen mich Herr Concertmeister nennen, denn das bin ich im Dienste unsers gnädigen Landesherrn mit tausend Thalern Gehalt jährlich. Hier“ — er zog die Ausfertigung hervor — „ist die Bürgschaft. Wie mich nun Röschen nennen will, muß ich ihr freilich überlassen!“ Aber Röschen war schon zurückgetreten, seit sie den alten Spielcameraden genannt

angeſehen. Wie, der große, ſchöne, junge Mann, der Concertmeiſter in der Reſidenz mit ſo reichem Jahrgehalt, welcher den Cantor Vater nannte, das wäre Heinrich, Heinrich Ehrenreich? Sie blickte verſtohlen an ihm empor und dankte Gott, daß er es war. Der Cantor ſchlug die Ausfertigung zuſammen und ſagte ſehr ernſthaft: „dem Herrn Concertmeiſter mein devoteſtes Compliment — dem guten Sohne Heinrich meine Liebe — “ „und Ihre Einwilligung zu meiner Verbindung mit Röschen!“ — fiel Heinrich ein — „deshalb bin ich hier; die meiner Eltern habe ich ſchon. In vierzehn Tagen iſt mein Urlaub zu Ende, und ich muß dann mein Amt antreten. Röschen, willſt Du es mit mir wagen?“ Röschen konnte vor Rührung nicht ſprechen, ſie faßte Heinrichs und des Pflegevaters Hand und drückte ſie ſchweigend an ihre Bruſt. Alles drängte den Cantor, doch gleich ja zu ſagen.

„Halt!“ — rief er mit großem Ernſte, indem er ſeine ſchwarze Perücke mit beiden Fingern faßte und zwei oder drei Zoll breit in's Geſicht herein rückte, welches Experiment ihm ein wunderbar komiſches Anſehn gab, „Mosjé Hangry“ — begann er mit näſelndem Tone — „es hat verlauten wollen, daß Dieſelben zu Paris den Contrapunctum simplicem und duplicem, will ſagen in Summa die muſikaliſche Compoſition ſtudirt. Da aber de-

rer Franzosen Volubilität und superficielles Wesen in allen Dingen sattsam bekannt, so kann ich meine Einwilligung nicht eher geben" — „Herr Cantor Melander," — fiel Heinrich mit blitzenden Augen ein — „ich schreibe morgen in der Schulstube auf ein von Ihnen gewähltes Thema eine vierstimmige Ricercata*), und wenn diese nichts taugt, so sollen Sie mir die Hand Ihrer Pflegetochter verweigern!"

„Topp!" — rief der Cantor — „Topp, mein Herr Concertmeister! Du bist, wie ich aus Deinem Anerbieten sehe, Deiner Sache gewiß, und so übergebe ich Dir hiermit, als einem wohlfundirten Basso continuo**), diesen meinen adoptirten primo Soprano, gleichwie ein kunstreiches Thema, darüber Du Dein Lebelang die erfreulichsten Variationes,***) imitationes und inversiones machen, auch dasselbe Subject durch alle vier, ja nach Befinden sechs und acht Stimmen, glücklich und zierlich hindurch füh-

---

*) Ricercata. Eine Fuge, in der alle Kunststücke der strengen Schreibart angebracht sind.

**) Basso continuo. Ein figurirter Baß, der das Stück unaufhörlich begleitet.

***) Variatio, imitatio, inversio. Lauter Kunststücke des doppelten Contrapuncts, die sämmtlich über ein und dasselbe Thema erfunden seyn müssen.

ren mögeſt!“ — Er warf ihm das Mädchen in die Arme.

Röschen wußte zwar nicht, was, nach des Pflegevaters muſikaliſchen Allegoricen, mit ihr geſchehen ſolle; allein es war nichts in der Welt, was ſie dem ſo heiß geliebten Jugendfreunde nicht zu Liebe gethan hätte; und ſo gab ſie ihm denn hocherröthend, aber fröhlich und wohlgemuth den Verlobungskuß und Handſchlag, dem bald darauf die Trauung folgte.

Die Wette.

In den harten Wintermonaten des Befreiungskrieges von 1813 war ein Regiment Reiter von einer der deutschen verbündeten Armeen, nach einem beschwerlichen Marsche durch die gewaltigen Hohlwege und die mit Schnee bedeckten Wälder der Franche-Comté, am späten Abend in die Quartiere gerückt. Wem ist wohl nach der Arbeit des Tages ein reinliches, freundliches Unterkommen, möglichst gutgelaunte Wirthe, nächst der unzweifelhaften Aussicht auf ein reichliches Abendessen und ein gutes Nachtlager, mehr zu gönnen, als dem armen Soldaten, dem es so selten zu Theil wird. Selbst an die rauchenden Trümmer eines Dorfes, das am Tage der Wahlplatz kämpfender Parteien war, hat der Eigenthümer noch sein Recht, und ist der blutige Zwist weiter gestürmt, so hindert ihn Niemand, sich darin so bequem einzurichten, so warm zu betten, als die Umstände oder seine Geschicklichkeit es möglich machen.

Nicht ſo der Soldat. Selbſt in dem Hauſe, deſſen Beſitz er dem Eigenthümer mit ſeinem Blute errang, betrachtet ihn dieſer als einen ungebetenen Gaſt, hadert mit ihm, wenn er eſſen, trinken, ſchlafen will, hetzt ihm alle Militär-, Civil- und Polizeibeamten auf den Hals, wenn er gut eſſen, gut trinken, gut ſchlafen will; und ſchreit doch aus Leibeskräften um Hülfe, wenn ſein Befreier eine Stunde weiter zieht, und ſich im Rücken nur ein feindlicher Soldat blicken läßt. Er ſoll Tag und Nacht marſchiren, Hitze und Kälte nicht achten, auf den Flügeln des Sturmes heranſauſen, ohne ſeines Lebens zu ſchonen, den Feind ſchlagen als ein Held — und dann trocknen Mundes davon gehn, und ſich bei dem, den er befreite, für die Gunſt bedanken, mit der er ihm geſtattete, ſich ſeinetwegen ſeine geſunden Glieder in Stücken hauen und ſchießen zu laſſen. — Genug, unſre wackern Reiter waren froh, als ſie einrücken durften, ganz beſonders aber wünſchte ſich die erſte Schwadron des Regiments Glück, indem ſie in das reinliche, helle, an allen Fenſtern von angezündeten Lichtern glänzende Oertchen Locle, die dritte der berühmten Uhrmacherwerkſtätten im Neufchateller Gebiet (Lachaux de Fond, Locle und Neufchatel) hinabzog. Ganz beſonders glücklich aber wär ein junger Offizier dieſer Schwadron, den der günſtige Zufall in das nette Haus eines Juſtizbeamten höherer

Ordnung gebracht hatte. Als er, steifgefroren, Eiszapfen am Stutzbart, den blanken Helm blind vom Eisnebel, vom weißbereiften Rappen stieg, trat ein blühend kräftiger Mann mit hellen Augen und freundlichem Gesicht, einen kupfernen Leuchter in der Hand, auf dem zwei Lichter brannten, das kurze Toupet sehr weiß gepudert, einen faustdicken Zopf im Nacken, an die Hausthüre. Der Offizier, angenehme Folgen von solchem Empfang ahnend, sagte ihm in der Landessprache einige gutmeinende Worte, ihn als den Herrn des Hauses anredend. Allein Martin, so nannte sich der Bierschröter, gab sich als den Garçon zu erkennen, und versicherte, der Herr Receveur des tailles werde sogleich erscheinen. In der That kam auf der halben Treppe ein wohlgekleideter, ansehnlicher Mann eilig herab, bedauerte in sehr artigen Phrasen, daß der Offizier bei so harter Kälte habe unterwegs seyn müssen, und erbat sich, ihn in sein Zimmer führen zu dürfen. „Dans vôtre appartement,“ hatte der zierlich sprechende Franzos gesagt. Nun, die Offiziere der verbündeten Heere hatten es wohl schon in Frankreich erlebt, daß ein Raum, dem Thüren und Fenster zur Hälfte fehlten, „un appartement,“ ein dürres, ledernes Huhn, das auch in der Feuer- und Wasserprobe des Bivouakfeuers seine schwarzen Federn nicht fahren ließ, „une volaille excellente,“ und eine dünne graue Brühe, in wel-

cher isolirte Schweinsohren schwämmen, „une soupe delicieuse,“ genannt worden war. Unser Landsmann hielt daher den prächtigen Ausdruck „vôtre appartement“ für eine der vielen Hyperbeln, die der großen Nation so überaus geläufig sind, und stieg schweigend dem Führer nach. Allein wie angenehm ward er überrascht, als man ihn in ein großes, hohes Zimmer treten ließ, dessen Wände mit einer dem Auge wohlthuenden sanftgrünen Tapete bezogen waren, an dessen Pfeilern zwischen den hohen Fenstern, von welchen im reichen Faltenwurfe dunkelgrün seidene Vorhänge herabrauschten, breite Spiegel in glanzgoldnen Rahmen blickten. Eine prächtige Pendüle von Falloise à Paris bezeichnete mit hellem Schlage die Stunde, und die das Werk tragenden schwarzbronznen Aegyptierinnen, die aus ihren Kalantiken so ernst hervor blickten, und den Finger auf den Lippen, Schweigen geboten, schienen nicht ohne Bedeutung dem herrlichen, ebenfalls grünseidenen, Bett gegenüber zu stehen, als wollten sie den Glücklichen, dem hier im Arm der Liebe zu ruhen beschieden war, an das schöne: „Genießen und Schweigen“ erinnern. Dankbar überrascht wandte sich der Offizier an den Hausherrn, ihm in seiner Landessprache so geläufig als zierlich für eine solche treffliche Pflege eine Menge freundlicher und verbindlicher Dinge sagend. Der Klang der Mutter-

ſprache befreundete den Franzoſen ſichtlich mit unſerm Landsmann; er hat, wenn Kälte und Müdigkeit dem hellen Kaminfeuer, das vor ihnen loderte, einem gebratnen Geflügel, nebſt einer Flaſche vin d'arbois, die man eben auftrug, und einer Stunde Schlaf, werde gewichen ſeyn; ſo möge er in das Familienzimmer hinüber kommen, wo die Damen ſeiner warteten. „Von Schlaf," erwiederte der Offizier, „könne keine Rede ſeyn, ſobald es gelte, den Angehörigen eines ſo wackern Wirthes ſeine Aufmerkſamkeit zu bezeugen, auch ſey dazu bei Nacht Zeit genug; nur von der Erlaubniß, etwas zu ſich zu nehmen, werde er Gebrauch machen!" — Der Franzos verließ ihn, und der Offizier ſäumte nicht, das Schneehuhn und den feinen d'Arbois in Anſpruch zu nehmen. Während der Mahlzeit, bei welcher Martin bisweilen dienſtfertig eintrat, gedachte der Kriegsmann lächelnd der Wette, die er vor einiger Zeit mit dem ihm befreundeten Oberſten vom Generalſtabe des Feldherrn, der das Corps, zu welchem die Brigade gehörte, unter ſeinen Befehlen hatte, ſchloß. Seine gute Laune, durch das warme Zimmer, die freundliche Aufnahme, den feurigen Wein, und die Ausſicht auf eine ruhige Nacht in dem trefflichen Bett, völlig aufgeheitert, ergoß ſich in unwillkührlichem Selbſtgeſpräch. „Nun wahrhaftig, guter Braunfels, es war ſchon ein malitiöſer Gedanke von Dir, zu ſagen, als ich meinen

Wunsch äußerte, nach sechs Wochen Winterbivouak nur einmal in einem guten Bette zu ruhen, — daß Du alles in der Welt thun würdest, mich nicht in ein solches kommen zu lassen. Noch toller aber war es, zwanzig Louisd'or in vollem Ernste zu wetten, daß Du mich, und wäre ich schon im Begriffe mit einem Beine hineinzusteigen, beim andern fassen, wieder herausziehn und die ganze Nacht nicht zur Ruhe kommen lassen wolltest! Wahrlich, die Goldbörse muß einem recht schwer fallen zu tragen, wenn man sie so ganz absichtlich um zwanzig Louisd'or leichter macht. Hättest Du doch die Summe, wenn Du sie schon ausgeben wolltest, lieber ein paar armen Teufeln geschenkt, die durch unsere leichten Truppen so ganz und gar von allem Ueberflüssigen befreit wurden, daß ihnen, wie Diogenes, nichts mehr als eine Tonne zur Wohnung und die hohle Hand zum Wasserschöpfen übrig blieb! Ich weiß zwar wohl, Du bist ein allmächtiger Mensch in Deiner Art, die rechte Hand des Oberfeldherrn, das Factotum unsers Commandeurs — und verdienst das Alles in der That! Brav, wie ein Löwe, voller Kenntniß, gewandt, in sechs Sprachen fertig, dabei edel, zuverlässig, großherzig! — Alles wahr, aber kein Zauberer bist Du denn doch nicht, mein Brüderchen. Unsre heutige Corpsdelogirung hast Du gemacht — kein Zweifel — aber denn doch nur Bri-

gadenweis. Daß gerade meine Escadron hier in Lo-
cle, gerade mein geringes Individuum in des ehrli-
chen Justizbeamten Hause, und trefflichem, wahr-
scheinlich conjugalem Thalamo schlafen würde, das
guter Braunfels, hast Du doch nicht wissen können,
auch sicher nicht gewußt; denn sonst hättest Du keine
Ruhe gegeben, ich hätte schon wieder aufsitzen müs-
sen und fort über alle Berge, und dazu um zwan-
zig Louisd'or leichter! Nein, nein Brüderchen, das
konntest Du nicht wissen, und sonach schlafe ich heute
Nacht unbeschreiblich sanft in einem weichen war-
men Bett, und erbitte mir bei'm Ausmarsche vom
regierenden Herrn Obersten Braunfels zwanzig
wohlgeränderte Goldkäferlein!" —

Mit lautem Lachen beschloß er den Monolog,
musterte seinen Anzug noch einmal, und schritt nun
zu den Damen hinüber. Hatte er schon in seinem
Zimmer der Sauberkeit und Nettigkeit in hohem
Grade Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, so
sollte er hier die Eleganz und den ausgesuchten gu-
ten Geschmack bewundern, der in den Räumen
herrschte, welche die Hausfrau bewohnte! Wohlha-
benheit, Prachtliebe und gebildeter Sinn hatten
offenbar hier bei der Anordnung und Einrichtung
vorgewaltet. Die Dame vom Hause ließ ihm indessen
nur einige Augenblicke zum Vergleichen Zeit. Mit
der anmuthigen, verbindlichen Sicherheit, die nur der

echte gute Ton gibt, trat sie ihm entgegen, ihn auf das freundlichste bewillkommnend. Unser Landsmann, ebenfalls in jenen höhern Kreisen der Gesellschaft einheimisch, blieb nichts schuldig, ja er trug sogar die Farbe zierlicher Wohlredenheit noch stärker auf, als er hinter der großen schwarzäugigen Dame, die noch für reizend gelten konnte, zwei jugendliche Mädchengestalten bemerkte, die beide schön, die eine aber — war sie in der Nähe so, wie sie ihm durch die drei offnen Zimmer hindurch vorkam — complet himmlisch, ja ganz und gar unwiderstehlich seyn mußte. Mr. le Receveur mochte den Blick des fremden Miethmannes in's dritte Zimmer mit dem seinigen hin und her begleitet haben, denn er rief laut: „Agathe, Célestine, Töchter und Nichte, kommt doch herein, Kinderchen, daß ich Euch unsre böse Einquartirung auch vorstelle. Ihr müßt doch wissen, wem Ihr Euer Zimmer abgetreten habt!“ — Die holden Gestalten kamen freundlich herbeigehüpft, und begrüßten eben so freundlich den Gast, der Mühe hatte, alle soldatische Kühnheit verlierend, nicht stumm mit weit vor Erstaunen geöffnetem Munde Agathen gegenüber zu stehn. „Gütiger Himmel, war es denn möglich, in Frankreich so engelshold und schön, so deutschinnig und tiefzärtlich auszusehn?“ Er bedauerte laut, wozu er sich innerlich von ganzer Seele Glück wünschte, die Damen durch sein Erscheinen aus ihrer

bisherigen Wohnung verdrängt zu haben, bedauerte aber auch wieder nicht, obgleich, genau beſehen, er wieder recht ſehr bedauern mußte — genug, Agathen's Anblick hatte ihn ſo perplex gemacht, daß er ſich augenſcheinlich in der Phraſe vom Bedauern und Nichtbedauern auf eine wahrhaft bedauernswürdige Weiſe würde feſtgerannt haben, wäre ihm nicht der Receveur, der Mitleid haben mochte, mit der Frage zu Hülfe gekommen, ob er Karte ſpiele? — Im ganzen Neufchateller Gebiet, ja ſelbſt noch in Bern ſind Karten, wo natürlich Herren und Damen zuſammenſpielen, das erſte Requiſit geſellſchaftlicher Unterhaltung. Freilich iſt eine ſolche Partie Whiſt oder Boſton unter jungen Leuten etwas weniger ernſt und ſtill, als die der Väter und Mütter der Stadt. Unſer Offizier, ſo ungern er ſpielte, nahm doch heut eine Karte an, ſein trunkenes, ihm ſchon nicht mehr ganz gehöriges Herz, ahnete die entzückende Möglichkeit, mit dem holdeſten aller Mädchen an einem engen Spieltiſch zuſammengekettet zu werden. Die Dame vom Hauſe ordnete die Partieen, ließ zwei Spieltiſche aufſchlagen, die Karten ziehn, unſer Landsmann zog, legte zitternd ſeine Karte auf den Tiſch — und o Wonne, o Seligkeit! — Agatchen ſchwebte heran, nur durch das leiſe Flittergeräuſch ihres ſeidnen Kleides, nur durch den paradieſiſchen Hyacinthenduft ihres reichen kaſta-

nienbraunen Haares ihm verkündet, und gab ſich als ſeine Partnerin zu erkennen. Er vermochte ſein ungeſtümes Herzklopfen nicht zu zügeln, und brach in ein ſo inniges wonneſeliges „Ach!“ aus, daß der Receveur und ſeine Frau bedeutſam lächelnd einander anſahen, Sophie leiskichernd Agatchen am Kleide zupfte, und dieſe feuerroth werdend, die Augen niederſchlug und nach den Karten griff. Sich ſelbſt ob dieſer Uebereilung zürnend, kniff der Soldat die Lippen ein, allein ein Blick auf Agathens lenzfriſches, liebeheitres Geſichtchen, das ihn freundlich anblickte, zerſtreute ſeinen Zorn.

Während des Spieles betrachtete der Offizier das Mädchen, und mit jedem Blick kehrte er bezauberter zurück. Er begriff gar nicht, wie man neben dieſer Stirn, dieſem Mund, dieſen Lippen, Zähnen, dieſen tief laſurblauen Augenhimmeln, nur überhaupt von andern Augen, Lippen, Zähnen, Haaren reden mochte! Und welche hohe, ſchlanke Geſtalt, welcher feine und doch reiche Wuchs! Welche reizende Wellenlinien bildeten die runden Schultern, der volle hochgehobene Buſen, die üppig geſchwungenen Hüften! Und — mit noch weit höherm Entzücken ward er dies gewahr — welcher jugendlich heitre, lebensfrohe und doch weltkluge Geiſt erſchloß ſich in der heitern Unterhaltung, welche die Frau vom Hauſe anregte, und bei dem unbedeutenden

Spieleinsatz, gleichsam zur Entschädigung, immer lebhafter unterhielt. Welche arglose Güte, welche naive Offenheit! Der Offizier war seiner Seits ein nicht minder an Geist und Gestalt ausgezeichneter junger Mann, in der besten Gesellschaft gebildet; man kann denken, daß er sein Möglichstes that, von dem holden Geschöpfe bemerkt zu werden, und ihm ward die Seligkeit, mehr als einen forschenden Blick Agathens, auf der Flucht von ihm zurück, zu ertappen. Seine Familienverhältnisse waren günstig, unverwickelt, nur von ihm abhängig. Schon längst hätte er daran denken können, sich eine Gefährtin zu wählen, wenn ihm überhaupt der Gedanke eingekommen wäre. Allein jetzt, Agathen gegenüber, bemächtigte sich dieser Wunsch seiner in voller brünstigen Lenzesfrische und Liebe eines unverdorbenen Gemüthes. Mit banger Wonne gedachte er der Möglichkeit, ein engelsholdes, engelsgutes Geschöpf, wie Agathen, einst sein, seine geliebte Gattin, nennen zu dürfen! Das Herz schwoll ihm über, seine Augen flimmerten, und nur der Dame vom Hause ironische Bemerkung: „er müsse gewaltig in Vorrath mit Coeur seyn, da er zu allen andern Farben Coeur zuwerfe," gab ihm Fassung wieder! Seine Freiheit kehrte jedoch nicht zurück, er war fest entschlossen, ohne Umschweife beim Ausmarsche dem Receveur seine Empfindungen für Agathen zu gestehn, und

falls ſie noch frei wäre, auf den Fall um ſie anzuhalten, daß ihn ihre Landsleute lebendig ließen — denn der Krieg mußte erſt ausgefochten werden, das litt ſein liebendes, aber deutſches Herz nicht anders. — Die Partie ging indeß unter dem heiterſten Scherz zu Ende, und man rief die Geſellſchaft zum Abendeſſen. Agathe ſaß dem fremden Gaſt gegenüber. Das Reiſinet — eine dieſer Gegend ganz eigenthümliche Miſchung von Honig und eingemachten Früchten, welche der Fremde ſehr wohlſchmeckend fand — brachte das Geſpräch auf die Eigenthümlichkeiten jedes Landes auch in Hinſicht der Delikateſſen und auf ihren möglichen Zuſammenhang mit dem Nationalcharacter. Der Soldat, ohne Jemand zu nahe zu treten, nahm lebhaft die Partie des nordiſchen Sauerkrauts und der Bierſuppen, vor deren chemiſcher Zuſammenſetzung — falls ſie wirklich ſo bereitet würden, wie der Erzähler angab — die Hausfrau ſchauerte. „Sauerkraut kenne ſie nicht,“ bemerkte Agathe, „indeſſen Bierſuppe finde ſie genießbar, und die ſogenannten Pfannenkuchen, die man zum Dreykönigstage eſſe, wirklich ganz vortrefflich. Unſer Soldat glaubte vor Entzücken zu vergehn, als Agathens holder Mund dieſe bedeutungsvollen Worte ſprach, mit denen ſie nicht nur ſeine drei Leibgerichte ſo laut accreditirte, ſondern auch einen ganzen Bogengang voll Seligkeitsper-

ſpectiven ihm eröffnete. Sie kannte und ſchätzte alſo deutſche Weiſe und Sitte, ſie war vielleicht ſelbſt in Deutſchland geweſen, verſtand oder ſprach wohl gar die himmliſche traute Mutterſprache. Gott, wie viel Wonne auf einmal mengte ſich hier mit Sauerkraut und Pfannenkuchen in des Deutſchen warmen Herzen, in ſeiner geſchäftigen Phantaſie zuſammen.

Die ganze magiſche Welt der Kindheit ging bei'm Gedanken an den h. Dreykönigstag und den ihm vorhergehenden und an geheimnißvoller Süße ſo überſchwenglichen Weihnachtsabend in ihm auf. In einem Augenblicke ſah er ſich, geſund und kräftig aus dem ſiegreich beſtandenen Kriege heimgekehrt, im grünen, warmen, wohlverwahrten Zimmer der geliebten Mutter. Auf dem runden Tiſche in der Mitte prangte, flimmerte, funkelte ein ungeheurer Fichtenbaum, deſſen ſchlanke Zweige von verſilberten Nüſſen, vergoldeten Aepfeln und brennenden Wachsſtöckchen beſchwert waren. Zwiſchen dieſen hindurch funkelte hier und da ein pfefferkuchner König mit goldigen Backen auf rothbraunem Roß, lächelte hier und da eine marcipanene Dame mit ſüßen citronatnen Lippen. Das lieblichſte Arom, aus Wachsſtocks-, Pfefferkuchen- und Fichtenharzduft gemiſcht, wallte wie Opferdampfsgewölk durchs Zimmer, und gleich leiſen Engelsſtimmen liſpelte die breite zweizüngige, unaufhörlich bewegte Flitter-

goldfahne zuoberſt auf dem Baume in ihrer myſtiſchen harmoniſchen Sprache. Agathe, im reizenden, einfachen Hauskleide, ging um den mit Herrlichkeiten aller Art belegten Tiſch herum und ordnete. Kurz, der Soldat war ſo in das Bild heimiſcher Wonne verſunken, daß ihm die naive Frage auf der Zunge ſchwebte, die ihm freilich ſehr natürlich vorkam: „Wie viel Kinder Agathe ſich einmal wünſche?“ — So ſchnell indeſſen ſich jene Viſion erzeugt hatte, ſo ſchnell machte ſie auch der Erinnerung an Zeit und Ort Platz, ſo daß er ganz vernünftig nach einigen Sekunden fragen konnte, wo und wie Agathe mit jenen echt deutſchen Lieblingsgerichten bekannt worden ſey? Aber auf's Neue drohte ſeiner Faſſung Gefahr, da ihm der Receveur erzählte, Agathe ſey eigentlich eine Deutſche, aus Nürnberg gebürtig, deren Bruder die Uhrmacherkunſt in Neufchatel gelernt, ſich daſelbſt etablirt, ſehr gute Geſchäfte gefunden und des Receveur's Schweſter geheirathet habe. Als ſeine Aeltern in Deutſchland geſtorben, und Agathen, ein zehnjähriges Kind, verwaiſet zurückgelaſſen, ſey der Bruder heimgereiſet, und habe ſein Schweſterchen ſich nachgeholt. Allein da er ſelbſt bald Witwer geworden, ſo habe er Agathen zu dem Schwager nach Locle gegeben, wo ſie bereits ſeit acht Jahren ſich befinde. Er ſolle es nur verſuchen — ſetzte der Receveur hinzu —

ſie deutſch anzureden, gewiß werde ſie ihre Mutterſprache nicht ganz vergeſſen haben, wenn ſie ſie ſchon in den acht Jahren kaum einmal zu ſprechen Gelegenheit gefunden. Der Offizier ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, und Agathen's Silberſtimmchen klang ihm wie Sphärenmuſik, als ſie ihm ſeine Fragen in der ihm ſo theuern Landesſprache beantworten konnte. Die Abendtafel ward aufgehoben, und man trat noch einige Augenblicke an's helllodernde Kamin. Indeſſen hatte ſich ein fürchterlicher Sturm erhoben, der den Mond verdunkelte und mit Millionen kryſtalliſirter Eiszacken die Fenſter peitſchte, den Schnee auf den Straßen hoch emporwirbelte, und wild heulend im Kamin herunter raſte, daß das Feuer mit langen Flammenzungen über die eiſernen Böcke weg in's Zimmer leckte. „Ein fürchterliches Wetter“ — bemerkte der Receveur — „Ja wohl fürchterlich,“ — meinte Agathe, und flüſterte deutſch dem Landsmann zu: „Danken Sie Gott, daß Sie bei uns ſind!“ „Das werde ich unaufhörlich,“ erwiederte dieſer leiſe, „aber hauptſächlich dafür, daß ich Sie kennen lernte!“ — Agathe bückte ſich nach der Zange, um die glühenden Holzſtöße zu richten, der Offizier ſah ihr holdes Geſichtchen höher erglühen, als die Kohlen, die ſie ſo emſig ſchürte.

Die Hausfrau meinte, es ſey unverantwortlich,

den armen Kriegsmann so von der Ruhe abzuhalten, und sie wünsche ihm daher wohl zu schlafen. „Ja wohl, ja wohl,“ erhoben sich plötzlich alle Stimmen, „Sie werden Ruhe brauchen, schlafen Sie wohl, der Himmel schenke Ihnen eine ruhige Nacht!“ — Mit diesen Worten, bei denen Sophie und Agathe das Lächeln nicht verbergen konnten, stürmten die Mädchen aus dem Zimmer, Madame folgte ihnen langsamer, der Receveur rief nach Martin, hieß ihm dem Gaste nach seinem Zimmer leuchten, und bat diesen über alles zu disponiren, was er und sein Haus vermöge. Der Offizier stutzte, als er sich allein sah. Es lag etwas Sonderbares, Neckendes in der Weise, wie die Mädchen von ihm Abschied genommen; etwas Ironisches hatte selbst in des Receveurs Gesichtsmuskeln gespielt. — Was war das? Indeß, das Unwahrscheinliche, ja Unmögliche seines Verdachts fiel zu sehr in die Augen! War denn nicht Agathe bis zum letzten Augenblicke die holde Freundlichkeit selbst gewesen, ja hatte sie sich nicht noch in der Thür umgeblickt? Sah das wie Spott und Auslachen aus? „Alberne Gedanken,“ rief der Soldat und folgte Martinen, der ihn bei dieser deutschen Phrase mit einem unglaublich dummen Gesicht anstarrte. — Es bedurfte wenig, ihm seine Grille vergessen zu machen, sobald er beim Eintritt in sein Zimmer sich erinnerte, daß Agathe

mit ihrer Couſine hier zu wohnen pflege. Martin hatte ihm Agathen's Nähtiſch gezeigt, der in eine Ecke geſchoben war, und treuherzig hinzugeſetzt, da, wo er heut ſchlafe, zwiſchen dieſen grünſeidnen Vorhängen, ſtehe ſonſt das Bettchen der Mamſell, das aber freilich heut einem breitern Gaſtbette habe weichen müſſen. Der Offizier, der ſchon tauſend Küſſe für das liebe Kiſſen in Bereitſchaft hielt, auf dem Agathen's duftendes Lockenköpfchen zu ruhen pflegte, blickte verdrießlich bei dieſer Nachricht auf die glänzendweiße Bettſtatt, auf welcher ſich gewöhnlich, wer weiß was für ein alter breiter Herr, oder eine ziemlich knochendürre Tante aus des Receveurs Sippſchaft gedehnt haben mochten! Indeß ſtattete er, ſobald er allein war, ſeinen Zärtlichkeitstribut an Agathen's Nähtiſch ab, in welchem er ihren Fingerhut fand, der ihm zu den ſüßeſten und folgereichſten Betrachtungen über ihre Hand und ihre ganze Perſon Stoff gab. Der Sturm hatte indeß aufgehört, der Mond blickte ſo hell, als es durch die angelaufenen Fenſter möglich war, die Sterne funkelten, und das Knirſchen des Schnee's unter den Fußtritten der Vorübereilenden verrieth eine beißend kalte Nacht. Behaglich entkleidete ſich unſer Landsmann, löſchte das Licht aus, und ſteckte den einen Fuß mit dem Ausruf: „Gute Nacht, Oberſt, und willkommen die 20 Goldfüchſe!“ in's

Bett — als ein ſehr vernehmliches Klopfen an der Thür ihn veranlaſste, den bereits vorgeſchobenen Poſten wieder zurückzuziehn. Eben wollte er fragen, was es gebe, als ſich die Thür öffnete, und der beim hellen Mondſchein nicht zu verkennende Wachtmeiſter mit einer Ordre in der Hand hereintrat. „Der Herr Rittmeiſter ſind commandirt,“ hob der bärtige Griesgram an, „gleich nach Empfang dieſer Ordre, die aus dem Hauptquartier der Brigade kömmt, mit 25 Mann längs dem Doubs hinauf zu patrouilliren. Das Commando iſt ſchon beiſammen und hält vor dem Hauſe!“ — „Himmelkreuzmillionentauſend —“ brach der Rittmeiſter los, während der Wachtmeiſter eine Kohle aus dem Kamin nahm, ſchweigend das Licht anblies, und ſodann, wie er ſagte, des Rittmeiſters Pferd ſatteln zu laſſen ging. Der Offizier war indeß unter einigen angenehmen Glückwünſchungen an das Brigadecommando, in die Kleider gefahren, und las nun die Ordre, die in lakoniſchen Ausdrücken ihn beorderte, die ganze Poſtenkette am Doubs hinauf abzureiten, und ſich überall genau nach dem Vorgefallnen zu erkundigen, indem Gerüchte liefen, daß die Franzoſen über den Fluß ſetzen wollten. „Schon gut, Herr Bruder Oberſt,“ lächelte er bitter, „ich habe die Wette verloren, aber mit uns iſt's aus, den albernen Spaß vertrage ich nicht!“ — Verwün-

ſchungen murmelnd beſtieg er, in den Mantel gehüllt, den Rappen, und ritt ſchweigend die Straße hinab. Seyn wir billig, ſetzen wir uns in ſeine Lage und verzeihen wir ihm die momentane Aufwallung. Vom Bivouakfeuer weg, durchnäßt, durchfroren, halb verhungert und todtmüde, reißt ſich gewiß jeder tüchtige Soldat ohne Zögern empor, ſobald es ein Commando vor dem Feinde gilt, das gefährlich und ſchwierig, ſeiner Tapferkeit, ſeiner Einſicht anvertraut wird. Aber hier? hinter der Vorpoſtenkette, auf ein bloßes Gerücht in einer Wintermitternacht bei 18 Grad Kälte aus einer Geſellſchaft reizender Mädchen, ja halb aus dem lockenden Bette weg, auf den Sattel, vier, fünf Stunden herumreiten, um ſich überall ſagen zu laſſen: „daß nichts Verändertes vorgefallen ſey,“ — und alle dieſe Unbequemlichkeiten noch mit 20 Louisd'or bezahlen zu müſſen, das war zu hart, und vom Oberſten konnte man es einen unausſtehenen Spaß nennen, gerade unter ſolchen Umſtänden die Wette geltend zu machen. Indeß, bei einer Ordre gilt kein Säumen, und ſo war denn unſer Held ohne Aufenthalt in den Sattel geſtiegen und bereits eine Stunde von Loele entfernt. Der pittoreske Weg, der ſich ſchlangenförmig durch einen prächtigen Fichtenwald um den ſteilen Berg la Tourne herumwindet, war auch bei'm Mondſchein wunderſchön. Erhaben ſchön ſtie-

gen die ungeheuern tauſendfach gezackten Kalkfelſen aus den tiefen ſchneebedeckten Gründen herauf, und eine tiefe Stille, in der auf dem dickgefallenen Schnee ſelbſt die Hufſchläge der Pferde unhörbar verhallten, lag auf der ganzen Gegend. Unſer Held war von zu empfänglicher Natur für alles Schöne, als daß dieſe, in ihrer Art einzige, nächtige Herrlichkeit ihn hätte ungerührt laſſen ſollen. Er zog ſeinen Mantel feſter zuſammen, vergaß des Grolles, den er gehabt, und beſchloß ſo lang an die holde Agathe zu denken, bis er an das bezeichnete einzelne Haus kommen würde, wo ein einzelner Fußſteig ihn durch den Wald hinab an's Ufer des Doubs und zu dem erſten Poſten führen würde. Gedankenvoll und ſchweigend ritt er über die Ebene hin, indeß der friſch ſich erhebende Wind Schneewolken an ihm vorüberführte.

Jetzt hielt man an einem ärmlichen Hauſe. Dunkel lag auf dem niedern Gebäude, und kein Laut, kein Lichtſtrahl verrieth Symen des Lebens innerhalb. Einen Augenblick hielt der Offizier an, das Häuschen überblickend und überlegend, ob er die Bewohner in ihrer, jetzt wohl ſelten ganz ununterbrochenen Ruhe ſtören ſollte. Indeß, einen Boten mußte er haben, wollte er nicht auf's Gerathewohl nach dem Fußpfade ſuchend, die Zeit verlieren, und bei der entſetzlichen Glätte Mann und Pferde in

Gefahr ſetzen, oder einen ungeheuern Umweg machen. Die Ueberlegung, daß er ſeiner Mannſchaft alle mögliche Erleichterung zu verſchaffen ſchuldig, ſiegte über die Menſchenliebe. Er ließ den Unteroffizier abſitzen, und einen Boten, Mann oder Frau, herauspochen. Nach einigem Verzug, einigen franzöſiſchen Lamenten von Innen, und einigen kräftigen deutſchen Flüchen von Außen, erſchien mit einer brennenden Laterne in der Hand, einen runden Hut mit breiter herabfallender Krempe auf dem Kopfe, im bloßen Halſe von weißen Haaren ſparſam umflogen, mit offner Bruſt, ohne Weſte, nur eine Tuchjacke übergehangen, Strümpfen, die bis an die Knöchel gingen, und Sabbots (Holzſchuhe) ein wenigſtens funfzigjähriger, hagerer, dürftig ausſehender Mann. Der Offizier betrachtete die wunderliche Figur. „Seyd Ihr der Bote?“ frug er franzöſiſch. „Zu Befehl, Herr Offizier!“ war die Antwort. „Aber ſeyd Ihr toll, um Mitternacht bei dieſer Kälte, in ſolchem Anzuge Boten laufen zu wollen?“ — „Hm!“ entgegnete der Alte, „habe ich nicht viel auf dem Leibe, ſo können ſie mir nicht viel nehmen, die fremden Gäſte?“ — „Aber, wenn Ihr nun erfriert?“ — „Nun, ſo iſt's aus, und Gott wird für die Kleinen ſorgen!“ — „Habt Ihr denn Kinder?“ — „Das glaube ich, Herr Offizier, eine Frau und fünf Kinder!“ — Den

Soldaten jammerte des Mannes. Er reichte ihm die Korbflasche feurigen Weines, die er immer bei sich hatte. — „Trinkt," — rief er ihm freundlich zu, „trinkt einige recht tüchtige Schlucke, das wärmt Euch, ohne zu tödten, wie der verdammte Branntwein, und dann nehmt was wärmeres um und kommt!" — „Gott lohn' es Euch, Herr Offizier," erwiederte der Mann nach ein paar langen Zügen aus der Flasche, „und nun vorwärts! Ich trabe neben Ihren Pferden her, da wird mir warm genug. Ihr wollet den Fußsteig hinunter durch den Fondereur bis zum Flusse? Nicht wahr? Ihr habt dort unten Posten — O, Ihr seht, ich weiß Alles! Nun, nur vorwärts!" — Der plauderhafte Franzos, kaum warm geworden, verleugnete sich nicht, und jammerte, lachte, weinte und pfiff abwechselnd. Der Soldat ließ ihn schwatzen, und erfuhr, daß er ein armer Uhrmacher sey, der eine Frau und fünf Kinder damit erhalte, blos eine gewisse Gattung von Uhrfedern zu machen, und sie allwöchentlich nach Le Locle abzuliefern. So lange er gesund war, reichte es nothdürftig hin, allein im letztverwichnen Winter war er krank gewesen. „Nun," frug der Offizier theilnehmend, „wie ging's da?" — „Ja, Herr, wie ging's! Die paar ersparten Sechsfrankenstücke waren bald für Medicin und Doctor hin, und nun hatten wir nichts mehr zu leben, und

wollten doch eſſen, zumal die Kinder. Dann wollten die Leute, die uns ein paar Wochen creditirten, bezahlt ſeyn, und drohten ſich an das Häuschen und Werkzeug zu halten. Meine Frau ward krank vor Kummer, die Kinder vor Hunger; ich ſtand am Abgrunde. Hundertmal hatte ich das Meſſer in der Hand — aber Gott verjagte die böſen Gedanken. Du willſt noch eins verſuchen, fiel mir bei. Ich hatte in Neufchatel einen Fabrikherrn gekannt, als ich noch in der Lehre ſtand, einen Deutſchen und braven Mann. Der Präfect in Locle war ſein Schwager, der ſollte mir einen beweglichen Brief an ihn aufſetzen. Geſagt, gethan; ich übergab meine Kranken einem guten Alten in unſerer Nähe, und ging nach Le Locle. Als ich im Hauſe des Präfecten fragte, hieß es, er ſey auf einer Cantonsreviſion, und werde vor drei Wochen nicht heimkehren. Du lieber Gott, ſo lange konnten meine arme Frau und Kinder nicht hungern. Da entfiel mir der Muth, das Herz wollte mir brechen, ich ſank auf die Knie und weinte bitterlich.“

„Man mochte mich wohl gehört haben“ — erzählte der Bote weiter — „denn es trat plötzlich aus einer Thür eine junge Dame — Sacré nom de Dieu — ſchön wie ein Engel. Sie frug, ich erzählte — da fand ſich's, daß ſie des Herrn in Neufchatel, zu dem ich wollte, jüngſte Schweſter

war. Sie verſprach mir zu helfen, da ihr Bruder abweſend, ging in ihr Zimmer, brachte einen Geldbeutel, frug, wie viel ich brauche, und gab mir — meine Schuld machte einen Louisd'or, und ein Sechsfrankenſtück für Brod — gab mir vier ſpiegelblanke Napoleon's. Ich war wie wahnſinnig, küßte ihre Füße, ihr Kleid, tanzte und weinte, und rief Gottes Segen über ſie herab. Allein ſie trieb mich fort zu Frau und Kindern, und ſchob mir noch — vergelt's ihr der Himmel ewiglich — ein Paket Kleidungsſtücke unter den Arm. Ich ſollte nur wieder kommen, ihr Bruder habe ihr oft von mir, als einem armen, aber geſchickten und ehrlichen Menſchen geſprochen, und im Hauſe ſollte ich nur blos nach Mamſell Agathe fragen! — Ja! ſehr Herr Offizier, ohne dieſen Engel war ich verloren!" — Der Schwätzer ſchwieg, und unſer Landsmann ſchämte ſich der heißen Thränen der Bewunderung und Liebe nicht, die er dem edeln Mädchen heimlich zollte. „Himmliſches Geſchöpf," lächelte er leis vor ſich hin, „bedurfte ich es, in dieſen Wäldern, und dieſem Munde die Bürgſchaft Deines Engelherzens zu hören? fiel nicht mit Deinem erſten Blick die Ueberzeugung, welch einen Himmel Dein ſchönes Gemüth in ſich aufnehme, und wie ich ohne Dich nicht länger leben könne, in mein Herz?" — Der Pete war nicht weiter nöthig, und ſo ward er denn

abgelohnt und zurückgesendet. Aber kaum drei Schritte davon, rief er erschrocken: „mein Gott, Herr, Ihr habt Euch versehen und mir ein Goldstück gegeben. Gnade genug, daß Ihr in Feindes Land einem armen Teufel von Boten seinen Weg mit Geld, statt mit flachen Klingenhieben, zahlt, aber nun gar Gold —“ „Gebt Euch nur zufrieden,“ entgegnete der Offizier, „es war meine Absicht, Euch ein Zehnfrankenstückchen zu geben. Und schießen mich Eure Landsleute nicht todt, so verspreche ich noch mehr für Euch zu thun. Jetzt aber schweigt und gehet!“ — Der Mann lief, Segnungen stammelnd, in seinem luftigen Anzuge davon, als ob ihn der Wind wegtriebe, und der Offizier kam bald am ersten Posten an. Es war, wie er erwartete, nichts vorgefallen. Dennoch ritt er, wie natürlich, bis zum bezeichneten Piket, und kehrte nun, auch dort dasselbe erfahrend, ruhig nach Le Locle heim. Unterwegs schwebte ihm so lebendig Agathen's innere und äußere Holdseligkeit vor, daß er beschloß, gleich am andern Tage sich zu erklären, damit keine Zeit verloren ging. Je länger er der Idee nachhing, desto verschwand sein Unwille gegen den Obersten. War es doch gerade dessen unzeitiger Spaß, der ihm das unverdächtigste Zutrauen von Agathen's edelm Herzen verschafft, und so alle Bedenklichkeiten nach so kurzer Bekanntschaft gleich

einen ſo wichtigen Schritt zu thun, aus dem Wege geräumt hatte. Ja wahrhaftig, dieſe unbeſchreiblich ſüße Erfahrung bezahlte er mit einer durchwachten Decembernacht und zwanzig Louisd'or nicht zu theuer, ja der Oberſt hatte noch auf ſeine lebendigſte Dankbarkeit unbeſtrittene Anſprüche. Er ward ſo innig hiervon durchdrungen, daß er ihn, wäre er gleich zur Stelle geweſen, innig dafür umarmt haben würde. Indeß war man in Lecle wieder angelangt. Es mochte fünf Uhr ſeyn, die Hähne krähten dem Tage entgegen, und der kalte Morgenwind verjagte zugleich mit den Geſpenſtern und Unholden auch die reizenden Phantaſieen unſers Ritters, der tüchtig durchfroren mit Sehnſucht ſeinem herrlichen Bett in Agathen's Zimmer entgegenſah. Er ließ das Commando auseinander gehen, und zog die Klingel am Hauſe. Martin trat bald hervor mit der angenehm überraſchenden Nachricht, daß während ſeiner Abweſenheit ein Herr Oberſter vom Generalſtabe hier *ein*- und der Herr Rittmeiſter anquartiert werden ſey. Pferde und Leute wären ſchon im neuen Quartier, gleich vor der Stadt, das neue Haus rechts, bei'm Herrn Perrucher. Der Rittmeiſter traute ſeinen Ohren nicht, und verlangte ziemlich barſch, das Quartierbillet zu ſehn. Martin brachte es, und unſer Held las deutlich bei'm Laternenſchein: „Herr Oberſt Bramſeil,

vom Generalſtabe ꝛc.“ Verflogen war Rührung, Dankbarkeit, Freundſchaft, ein Schnee-, Hagel- und Donnerwetter, ſchlimmer als das am vorigen Abend, rauſchte von des Zürnenden Munde. Indeß es hieß hier cede majori; dem Oberſten mußte der Rittmeiſter nachſtehen, und um keinen Preis hätte er auch nur den Verſuch gemacht, auch nur mit einem Worte dem Freunde Rede abzugewinnen. So bekam denn der arme, an allem complett unſchuldige Rappe ein paar Spornſtöße — wie Blitze vom blauen Himmel — die ihn vom Fleck aus in ſauſendem Galopp die Straße hinab, hinaus zu Herrn Perracher jagten, in deſſen einfachem ſchmuckloſen Zimmerchen ſich der Rittmeiſter, nicht von der beſten Laune, eilig entkleidete und in die Federn warf. —

Am andern Morgen, kaum konnte man die Gegenſtände nothdürftig erkennen, pochte es an des Rittmeiſters Thür ziemlich vernehmlich. „Wird ja wohl hereinkommen, der verfluchte Quartiermacher,“ murmelte der halbwache Schläfer, übles ahnend. — „Nun beim Teufel, herein,“ rief er ungeduldig emporfahrend, als das Pochen wiederholt ward, und ſetzte überlegend: „entrez,“ dazu, weil es ſich vorausſetzen ließ, daß der Zaudernde einer von den Angehörigen des Wirthes ſeyn könne. Die Thür öffnete ſich ſogleich, und weder der Quartierma-

chende Corporal, noch der Wirth, ſondern Mr. Martin mit ſeinen friſchen, apfelrothen Backen, der kurzgeſtutzten, gepuderten Vergette und dem fauſtdicken Haarzopf mit gelbmeſſingenem Beſchläge, trat herein, dem Rittmeiſter ein Billet überreichend, von der Hand des Receveur's. Derſelbe bedauerte in zierlichen Phraſen den Verluſt ſeines liebenswürdigen Einquartierten, und bat ihn, da der Ausſage des Herrn Oberſten Braunfels zufolge, um das Kreuzen der Colonnen zu vermeiden, die, zu welcher das in Le Locle liegende Regiment gehörte, noch drei Tage in der Umgegend ſtehn bleiben werde — nach Empfang dieſes ſich gefälligſt zu einem Frühſtück bei'm Receveur um 9 Uhr einzufinden, von wo aus man en famille eine Schlittenfahrt nach der Mühle von Etalieres machen, den Cul de Roche beſuchen, und ſodann zum gemeinſchaftlichen Mittageſſen wieder in Locle ſeyn wollte. Des Rittmeiſters Geſicht ward während des Leſens bald heitrer, bald finſtrer. Es lag am Tage, daß man durch dieſe Einladung ſeine Weltkenntniß, ſeine Faſſung, ſeine Gutmüthigkeit, vielleicht auch ſogar die Wahrheit ſeiner unverholen an den Tag gelegten Auszeichnung Agathens auf die Probe ſtellte. Die Sache wollte reiflich überlegt ſeyn — der Rittmeiſter ließ Wein und Weisbrod bringen, und bat Herrn Martin, ſich einzuſchenken und zuzulangen,

indeß er die Antwort ſchreiben werde. Schlug er die Einladung aus, ſo hieß das: „ich bin wüthend, wohl gar eiferſüchtig auf den Oberſten, ärgerlich über die 20 verlornen Goldnen.“ Kam er, ſo hieß das entweder: „ich bin des Herrn Oberſten gehorſamer Diener, und iſt mir Alles die größte Gnade,“ oder! „mir iſt's gleich, ob ich da oder dort ſchlafe, wohne, eſſe, wenn das nur überhaupt geſchieht,“ oder, „ich bin zwar ärgerlich, nicht über die verlorne Wette, die ich verlache, aber darüber, daß ſie mich von Agathen wegjagte; indeß, da ich das Mädchen über alles liebe, ſo will ich mich bezwingen und kommen, und gute Miene zum böſen Spiel machen!“ — Dem Rittmeiſter ſchien die letzte Auslegung die allernatürlichſte, gleichweit von Stolz, Kälte oder Laune, und er antwortete daher mit flüchtigen, verbindlichen Worten, daß er zu rechter Zeit ſich einſtellen werde. Martin, der über Weißbrod und Flaſche den vollſtändigſten Sieg davon getragen, trabte glühroth ſofort ſeines Weges. Der Rittmeiſter war, jemehr er überlegte, mit ſeinem Entſchluſſe zufrieden, ſo daß er laut ausrief: „Vivent les gens d'esprit et perisse la bête!“ —

Im Neufchateller Gebiet, wo, von dichten Wäldern und großen Sümpfen auf der einen, von weit verbreiteten Seen und eisgethürmten Gletſchern auf der andern Seite umgeben, die Winter

kalt ſind und häufiger Schnee fällt, iſt man mit Schlittenfahren und allem was dazu gehört, wohl vertraut; ſobald daher der Rittmeiſter erklärt hatte, daß es ihm auf einen oder ein paar Louis, neuf für einen eleganten Rennſchlitten nebſt Geſchirr nicht ankäme, ſo ſtand in einer Viertelſtunde ein allerliebſter, deſſen Gipfel ſich in eine Fortuna endigte, die mit flüchtigem Fuß auf goldner Kugel ſtand, vor ſeiner Hausthür. Einem Kavallerieoffizier kann es, zumal im Felde, nicht an Pferden fehlen, und in der That war in ſeinem Stalle ein kräftiger Brauner vorhanden, der ſogleich vorgeführt ward. Das Geſchirr paßte trefflich, und eben ſo raſch und folgſam ging der Stutzſchwanz, ja er ſchien ſich ſogar in der Pelzdecke, den grünen Leitſeilen und Gurten mit hellklingelndem Silbergeſchell ordentlich zu gefallen, wieherte luſtig in den nebligen Wintermorgen hinaus, und flog, als ſich der Rittmeiſter eingeſetzt hatte, ſo pfeilſchnell die Straße hinab immer nach des Receveurs Hauſe zu, daß man hätte wetten mögen, er wiſſe mehr von des Herrn geheimen Herzensangelegenheiten, als der nachfolgende Reitknecht, dem der geſtreckte Trab, den er einlegen mußte, wenn er den Schlitten nicht aus den Augen verlieren wollte, ganz bedenklich vorkam. An die Art, wie er den Oberſten bewillkommnen wollte, hatte unſer Freund noch

gar nicht, deſto mehr an Agathen gedacht. Indeß war doch auch jetzt zum erſtern die höchſte Zeit, da der Braune ſo genau, als habe er die neue Mnemonik ſtudirt, des vorletzten Nachtquartiers ſich erinnernd, unter dem Balcon des Receveur's ſtill ſtand. Oberſt Braunfels eilte die Treppe herunter dem Freunde entgegen, der ihm, plötzlich entſchloſſen, heiter zurief: „heute mir, morgen Dir! Du haſt mich richtig aus dem Bett holen laſſen und ſomit die Wette gewonnen; auch bringe ich die verlornen 20 Goldmänner, aber die Revanche behalte ich mir vor!“ — „Bravo!“ rief der Oberſt, ihn in's Zimmer führend, „Du nimmſt Deine Partie als Mann von Geiſt, wie es ſich erwarten ließ, und beruhigſt mich über die Beſorgniß, daß Du meinen dummen Spaß übel genommen haben könnteſt. Indeß im Quartier hätteſt Du denn doch immer bleiben können.“ — „Wie?“ frug der Rittmeiſter, „hieß mich denn das Billet nicht ausziehn?“ — „Nun ja, aber ich glaubte nicht, daß der Freund ſich daran kehren würde, um ſo mehr, als wir beide Platz gehabt hätten, denn der Receveur wird wahrhaftig ſeinen Schwiegerſohn nicht ausquartieren laſſen.“ — „Schwiegerſohn?“ — „Nun ja,“ fuhr Braunfels fort, „weißt Du denn nicht, —“ „Halt,“ fiel ihm der Freund ſehr ernſt in's Wort, „ich habe nicht Luſt, mich in einem und demſelben

Hauſe dreimal myſtificiren zu laſſen. Welche von den beiden Mädchen iſt Deine Geliebte?“ — „Mein Gott, die — die“ — „Kurz und gut, Agathe oder Sophie.“ — „Degen oder Piſtolen,“ parodirte der Oberſt, „nun dann — Sophie!“ — „Gott ſey Dank, ſo bleibſt Du leben und ich bekomme Agathen!“ — „Allerliebſte Konſequenz! Alſo, wenn ich Agathe geſagt hätte, ſo wollteſt Du mich —?“ „Nicht anders,“ meinte der Rittmeiſter achſelzuckend. — „Nun ſieh einmal, Menſch, wie Du biſt. Und ich hatte dem Receveur, hatte Agathen geſagt, Du ſeyſt ein allerliebſtes Kerlchen, reich, unabhängig, brav, lammfromm, hatte mir von Agathen die Hand darauf geben laſſen — und Agathe beredte mich noch dazu, Dich ausquartieren zu laſſen, um zu ſehen, ob Du nicht gallſüchtig wäreſt, ein verſöhnliches Herz hätteſt, und man's mit Dir wagen könnte, und nun entſchleierſt Du ſolch einen blutgierigen Character, daß ich es für Pflicht halte, das arme Mädchen zu warnen.“ — „Bruder, Freund!“ rief der ſelige Rittmeiſter, „ich erwürge Dich, wenn Du von der Stelle gehſt, mit meinen Umarmungen!“ — „Au secours, au secours!“ rief der Oberſt, die Thüren flogen auf, und „bravo, bravo!“ rief der Receveur, ſeine Frau und Sophie und Agathe, als ſie die beiden einander in den Armen liegen ſahen.

Natürlich kam es nun zu verſtändigen Erörterungen. Der Oberſt erzählte, daß er, bei einer diplomatiſch-militäriſchen Sendung im vorigen Jahre in die Schweiz, Sophien kennen gelernt, um ihre Liebe geworben und dieſe erhalten, allein, dem Wunſche der Aeltern gemäß, ihnen das zarte Mädchen noch zwei Jahre daheim zu laſſen, habe verſprechen müſſen. Schon damals habe er Agathen dem Freunde beſtimmt, und faſt mit Gewißheit vorausgeſehen, daß er dieſem holden Geſchöpf, ganz wie er ſeine künftige Geliebte immer geſchildert, nicht werde widerſtehen können. Indeß ſey der Krieg ausgebrochen. Die im Scherz eingegangene Wette habe er faſt vergeſſen gehabt, als er aber aus der Deloſirung erſehen, daß des Rittmeiſters Schwadron in Locle liege, wo es wohlhabende und gute Quartiere gebe, ſo ſey ihm der Spaß wieder beigefallen. Zu gleicher Zeit habe er im großen Hauptquartier des Rittmeiſters Verſetzung mit Majors Character zum Generalſtabe und dabei erfahren, daß derſelbe in des Receveurs Hauſe einquartirt ſey. Er geſtehe, daß ihm nun die Luſt, die Neckerei auszuführen, doppelt unwiderſtehlich geweſen, da er Agathens Bekanntſchaft und das Majorspatent zur Verſüßung im Hinterhalte gewußt. Er habe ſich ſogleich bei ſeinem künftigen Schwiegervater einquartirt, um zu erfahren, welchen Eindruck der Rittmeiſter gemacht,

und wie Agathe mit ihm zufrieden? Der Bericht ſey erwünſcht geweſen, und da über des fremden Gaſtes Erſcheinung Agathe ſich beifällig, und die Pflegeältern von deſſen Character und Vermögensumſtänden durch den Oberſten ſchon früher unterrichtet, zufrieden bezeugten, ſo bedauerte Braunfels doppelt, die Geſchichte der Wette den Mädchen erzählend, ſeinen unzeitigen grauſamen Spaß. Allein Agathe beharrte darauf, ſobald der Rittmeiſter zurückkehre von ſeiner nächtlichen Wanderung, müſſe er auch noch anéquartiert werden. Aus der Art, wie er am andern Morgen bei'm Familienfrühſtück dieſer Unannehmlichkeiten erwähnen werde, ſey ein beruhigender Schluß auf ſein gutes Herz, ſeine Verträglichkeit, ja ſeine Liebe zu ihr zu machen. Als Gattinnen wären dergleichen Experimente unausführbar, deshalb dürften die Mädchen ſie, falls ihnen die Gelegenheit dazu geboten würde, durchaus nicht unbenutzt aus der Hand laſſen. — So endigte der Oberſt ſeine Auseinanderſetzung, und der wonnetrunkene Major eilte auf die hocherröthende, reizende Agathe zu, die mit niedergeſchlagenen Augen und ungeſtümwallendem Buſen ſich hinter die Pflegemutter und Couſine geflüchtet hatte. „Holder Engel meines Lebens,“ rief er entzückt, „ja ich ſegne jene Nachtreiſe mit allen ihren unbequemen Folgen, denn ſie lehrte mich das ſüße Geſchöpf, das ich ſo

heiß liebte, auch eben ſo hoch verehren!“ — Und nun erzählte er mit beweglichen Worten die Geſchichte des armen Botens, bei deren Beendigung alles ſich in Agathens ſtürmiſches Lob ergoß. Das Frühſtück war vorüber, und der Receveur trieb die Theilnehmer, ſich zum Wegfahren fertig zu machen. Bald darauf erſchienen die Damen, höchſt elegant, Agathe in ſchwarzem Sammtpelz, der ſehr knapp die üppigen Formen umſchloß, höchſt reizend. Des Receveurs im Scherz gethanem Vorſchlag, zu loſen, von wem die Damen gefahren werden ſollten, wollten die jungen Leute durchaus nicht beiſtimmen, und ſo mußte er denn ſeine Frau, der Oberſt Sophien, der Major Agathen fahren. Von der wunderbaren Schönheit jener Gegenden, ſo wie von der romantiſch gelegenen und abenteuerlich gebauten Mühle am See Eſtalieres, haben wir unſere Leſer, ſo wie von der merkwürdigen Felſenmauer, le cul de roche genannt, ſchon früher einmal unterhalten. Daß der Major häufig von Agathen erinnert werden mußte, doch auf ſein Pferd Acht zu haben, können wir nicht verſchweigen, ſo wenig, als daß beim Ausſteigen in der Mühle der Receveur, Agathen aufmerkſam betrachtend, dem Major auf den Kopf Schuld gab, er habe ſich das Schlittenrecht auf mehr als zwanzig Fahrten verausgeben laſſen. Auf keine Weiſe würden wir ſeine Berichte über die

Eigenthümlichkeiten der Gegend verbürgen können. Aber das müſſen wir noch erwähnen, daß nach drei Tagen die beiden Freunde, von den Thränen und Segenswünſchen ihrer Bräute begleitet, aufbrachen, und alle den blutigen Kämpfen jener Periode als wackre Soldaten beiwohnten. Der Himmel nahm ſie ſowohl als die Zurückgelaſſenen in ſeinen Schutz, und ihnen ward die hohe Wonne im nächſten Mai, als die Segnungen des Frühlings durch die des neuen Friedens erhöht wurden, in die tiefgrünen Wälder, die kühlen Felſenthäler der Franche-Comté, nach dem freundlichen Locle zurückzukehren, und dort ihre Doppelhochzeit zu feiern. Der Major machte es zur Bedingung, in demſelben Zimmer zu übernachten, wo er das erſte Mal hatte ſchlafen ſollen. Es war wieder ſo ſtill heimlich darin, als er eintrat. Die Uhr ſchlug eben ſo hell, die ſchweigſamen Aegyptierinnen beobachteten noch immer ihre deutungsvolle Pantomime. Allein ſtatt Winterſturm und Schneegeſtöber trug die warme Juniusluft Nachtigallenlaute und Blüthenduft durchs offne Fenſter herein, das enge Bett war zu einer doppelten Breite angewachſen, und der glückliche Major durfte diesmal ſich nicht mit der bloßen Sehnſucht nach der Geliebten begnügen. Ob der frühern Wette noch einmal Erwähnung geſchehn, wiſſen wir nicht; allein man hat nicht gehört, daß der Oberſt um Mitternacht

ſich bei ſeinem Schwiegervater einquartirt, noch daß Agathe auf Ausquartierung des Majors angetragen hat. Die Brautpaare vergaßen indeß in ihrem Glück der Bedürftigen nicht, und eine Sammlung, die der Major Tags drauf zum Beſten ſeines luſtigen Boten veranſtaltete, fiel ſo reichlich aus, daß durch den Receveur ein kleines Capital davon gebildet und bei der Municipalität niedergelegt werden konnte, deſſen Zinſen den Eigenthümer auf immer vor Verarmung ſchützten. —

Die Rathgeber.

Adomar's Erziehung war sorgsam, seine Bildung vielseitig gewesen. Dennoch ermangelte ihm eine Hauptsache — eine entschiedene Richtung, ein bestimmter Zweck, um welchen sich alle die mannigfaltigen Kenntnisse und Fertigkeiten, die er besaß, hätten versammeln, ordnen und in geregelter Thätigkeit nützlich und heilbringend in allen Richtungen ausströmen können. Sein war die Schuld dieser Zwecklosigkeit, dieser Entbehrung eines festen Berufs nicht; vielleicht nicht einmal die seiner Aeltern. Als er geboren ward, war in seinem Vaterlande die Religionspartei, zu der er sich bekannte, von den allermeisten bürgerlichen Berufsweisen der höhern Classen ausgeschlossen. Mehr aus dunkelm Vorgefühl als aus klar erkannter Absicht befolgte man die Methode, ihn soviel als möglich lehren zu lassen, der Hoffnung lebend, dem Kenntnißreichen, in so manchen Fächern Bewanderten, könne auf diese

Weiſe irgend eine Anſtellung gar nicht fehlen. Wenn nur die Welt auch ſo dächte! Wenn nur Zunftgeiſt, Dummheit und argwöhniſcher Neid nicht ſo gern den anerkannt guten Kopf unterdrückten, ſobald er den Fehler hat, nicht nach ihrer Weiſe, von der Picke auf, den Weg aller langſamen Geiſter gewandert zu ſeyn! Nebenher ward dem Knaben Muſik gelehrt, die er wie Alles, leicht faßte, und mehr als alles übrige, leidenſchaftlich lieb gewann. Noch bei Lebzeiten der Aeltern mußte der Jüngling, eben weil man nicht wußte, was man mit ihm vornehmen ſollte, — Soldat werden, und zu einem in der Provinz liegenden Regimente abgehn. Daß er hierher nicht paßte, hier wahrhaft unglücklich ſich fühlte, verdiente kaum erwähnt zu werden, wenn der eiſerne Widerſtand des eigenſinnigen Vaters, den Leidenden aus ſeinen Feſſeln zu löſen, nicht in dieſem Letztern eine Stimmung erzeugt hätte, die zu bewältigen ihm noch lange nachher viel zu ſchaffen machte — tiefe Melancholie — und weil Bitten ſo wenig half als Widerſetzen, ein dumpfes, unthätiges Hinbrüten, ein abſichtliches Nähren unmännlicher Schwermuth. Von allem was er wußte, konnte er hier, in der Einſamkeit einer entlegnen, höchſt erbärmlichen, kleinſtädtiſchen Garniſon, ohne Umgang, ohne Bücher, ohne Aufmunterung, auf ein Paar rohe Cameraden und die Pferde ſeiner Schwa-

dron beſchränkt, ſich nicht anders als höchſt unglücklich fühlen und trübſinnig werden. Nach vier oder fünf rein verlornen Jahren ward er durch die neuen Verbindungen, die ſich ſeinen Aeltern eröffnet hatten, ohne eine Ahnung davon zu haben, plötzlich zu einem Gärderegimente der Reſidenz verſetzt. Mit welchen Empfindungen er den kleinen dunkeln Flekken in Mitten einer dürren Sandfläche, von düſtern Kieferwaldungen eingeſchloſſen, verließ, und in die luftige, ſonnige, reizend gelegne Reſidenz am Fuße jener bläulichen Berge, zu denen er ſo oft in ſtiller Sehnſucht hingeſtarrt, einzog, läßt ſich nicht ſchildern. Waren auch ſeine neuen Cameraden keine Prieſter Apollo's und Minerven's, ſo waren ſie doch zu fein gebildet, ſtanden dem Heiligthume alles Schönen und Wiſſenswürdigen in der Königsſtadt zu nah, als daß nicht ein matter Schimmer jener Herrlichkeiten auch ſie hätte erreichen, und, wenn auch nur blaß abſtrahlen ſollen. Aldomar ſchloß ſich mit Innigkeit an ſie an. Er, Oreſt, wollte durchaus unter ihnen ſeinen Pylades finden. Vergebens vielleicht eben weil er durchaus finden wollte, und in ſchönem Eifer jedes Erträgliche zum Ausgezeichneten, jedes Gute zum Herrlichen potenzirte, jede Herzlichkeit mit Glut erwiederte, und eben ſolche zurückverlangte. Natürlich ward er enttäuſcht, entweder durch eigne bittre Erfahrung oder durch nicht wenige

harte Aufrichtigkeit von Seiten ſeiner ſelbſtgeſchaffnen Heroen. Dem genialen, heißfühlenden Menſchen ſtehn die meiſten ſeiner Freunde gegenüber wie Götzenbilder mit thönernen Füßen. Die Sehnſucht eines Künſtlerherzens hat ſie in liebender Eile gezeugt, mit phantaſtiſchem Nectar und Ambroſia genährt, herrlich glänzend ſtehn die Götterleiber vor ihrem Erzeuger, bis dieſer in irgend einer Bedrängniß ſich vertrauend an die kalten Brüſte lehnt. Plötzlich verlieren ſie das Gleichgewicht, die gypsnen Füße knikken ein, und die prächtige Geſtalt zerkracht in bettelhafte Scherben auf dem marmorkalten und marmorharten Pflaſter der Wirklichkeit. Und möchten jene Trümmer doch in's Kehricht geworfen werden; allein was empfand ihr Schöpfer bei dem Sturze? Aldomar weinte heimlich heiße Thränen, ſein Herz ſchloß ſich gleich der Perlenmuſchel zu, die innern Schätze dem Kundigen aufſparend, für die Menge nur ein werthloſes Gehäus. Indeß er war der Mann nicht, da unthätig zu bleiben, wo die Schätze der Königsſtadt — zugleich ſeine Vaterſtadt — verbunden mit den ſüßeſten Erinnerungen der Kindheit ihn ſo mannigfach anregten. Mit Feuereifer und eiſernem Fleiße wandte er ſich aufs Neue den Wiſſenſchaften und der Kunſt zu. Der letztern — Muſik und Poeſie — vorzugsweiſe, da ihm die Möglichkeit einer Anſtellung in dieſem Fache als Ausſicht

gezeigt ward. In dieſer Abgeſchiedenheit bildete ſich die romantiſche Anlage, die den Grund ſeines Charakters machte, ſo entſcheidend aus, daß es von nun an leicht für den Kenner war, in ſeiner Abneigung wie in ſeiner Liebe, in ſeinen Studien wie in ſeinen Ergötzlichkeiten, dieſen Hauptzug immer wieder herauszufinden. Da ſeine Erfahrungen in der Freundſchaft bitter geweſen waren, ſo bildete auch ein kauſtiſcher Hang, auf natürlichen Witz geimpft, nicht unentwickelt. Bald hieß er ſeinen Bekannten ein Sonderling, der Welt ein poetiſcher Thor; beider Meinung kümmerte ihn wenig. Wie unſäglich ſchwer ihm ſeine Kunſtausbildung durch Vorurtheile gegen ſeinen Stand, durch Unredlichkeit ſeiner Lehrer gemacht wurde, die ſein Talent erkennend und als Nebenbuhler fürchtend, ihn abſichtlich irren ließen — dies werde hier als Erklärung ſeiner ſpätern Schritte erwähnt. Indeſſen waren Jahre hingegangen, hatten Manchen, auch Aldomar's Aeltern hinweggerafft, und er ſtand nun allein, willensfrei. Aber wie mochte es in eines Jünglings Bruſt ausſehen, der ohne Freund, ohne Führer, getäuſcht von ſeinen Lehrern, vergeſſen von hohen Gönnern, allein Stand halten ſollte gegen die andrängenden Wellen des äußern Lebens, gegen den noch wildern Sturm des mannigfach empörten Innern? Die Liebe trat hülfreich dazwiſchen. Nach langem Harren, nach

manchem Verkennen, nach manchen erſt zu beſeitigenden Hinderniſſen gewann er ſich das Mädchen ſeines Herzens zur Gattin. Selma war ein's der ausgezeichnetſten weiblichen Weſen, war Aldomar's innigſter Liebe gewiß; allein es bedurfte auch nicht weniger, um ſie in der ſchwierigen Stellung zu erhalten, die in ihren Verhältniſſen gegen den Gatten eintrat. Er, lebhafter Einbildungskraft und reizbaren Herzens, mit Anlagen zu Schwermuth und Heftigkeit, das Gemüth voll Bitterkeit und beinah Menſchenhaß, leidenſchaftlich ſich auf das ſtürzend, was ihm der Augenblick nöthig oder wünſchenswerth zeigte, und deshalb ohne Rückſicht alles Beſtehende vor, um und hinter ſich niederwerfend, in vielen Erwartungen getäuſcht, die Erfüllung der unbeſchränkteſten von der Gattin fordernd, ſie nicht nur als Gattin, Freundin, ſondern auch als Rathgeberin, ja Schiedsrichterin bei jedem zweifelhaften Schritt in Anſpruch nehmend, war er bei allen ſeinen Vorzügen dennoch ein ſchwer und zart zu behandelnder Character, und Selma's Aufgabe wahrhaftig keine leicht zu löſende. Daß ſie ihren erhabnen Beruf nach allen Seiten hin in ſeinen ſchwierigſten Beziehungen zu erfüllen, ſich den Geliebten, der Welt einen brauchbaren Mann, der Geſellſchaft ein zierendes Mitglied, der Kunſt einen ihrer würdigſten Bekenner zu erhalten bemüht ſeyn müſſe, das

Alles lag klar vor Selma's ſcharfem Blick, ſtand deutlich in ihrem trefflichen Herzen. Allein von Jugend auf am Hofe lebend, mehr mit Welt- als Familienverhältniſſen vertraut, Männer, aber nicht die Eigenthümlichkeit des Mannes kennend, ſollte ſie urplötzlich alles ſeyn oder werden, was das Verhältniß verlangte, Gattin, Hausfrau, Rathgeberin, Mutter — wollte dies alles vortrefflich ſeyn, weil ſie es für Aldomar ſeyn durfte, mußte. Ein Mann wäre in ähnlichem Falle erlegen, oder hätte muthlos die Hände in den Schoos geſenkt, alles gehen laſſen, wie es gehen konnte, geſchehen laſſen, was geſchehen mußte. Nicht ſo Selma. Weit von ihr lag die Anmaßung, daß ſie von ihren erſten Schritten gleich Erfolge ſehn, ſich gleich in allen Functionen bewährt erzeigen werde. Vor allen Dingen ſuchte ſie ſich klar zu machen, was es hauptſächlich in ihrem Verhältniß gelte. Die Antwort war bald gefunden: Aldomar's Liebe und häusliches Glück. Beides war nur nach genauer Kenntniß ſeiner Eigenthümlichkeit möglich. Mit dieſem ihr nun unerläßlichen Studium, das Allem vorging, verband ſie das Beſtreben, in die niedrigern Kreiſe ihres Waltens ſo viel Ruhe, Ordnung und Stätigkeit hinein zu bringen, ſo viel fremde Erfahrungen zu benutzen, und eigne Wahrnehmungen davon zu prüfen, als möglich. Der Himmel ſegnete ihren roſtloſen Eifer. Sehr bald ihre

Lage durch den Umſtand erleichtert, daß Aldomar in tiefem Ueberdruß ſich aus der Geſellſchaft auf's Land zurückzog. Viele von den Stürmen, die von Außen her ſeinen Gleichmuth bedroht hatten, waren nun zwar abgeleitet, dagegen traten für die arme Selma häusliche Prüfungen ein, unter denen der Verluſt ihres erſten Kindes nicht die leichteſte war. Indeß verlor ſie in ihrem Schmerz den Gatten nicht einen Augenblick aus dem Geſicht, und hatte den Troſt zu empfinden, daß ſie ihm fortan zu Aufrechthaltung ſeines geiſtigen Lebens unentbehrlich ſey. Auch ihr Erforſchen ſeines Characters war beendigt, und er hatte die Probe beſtanden, war ihrer Liebe werth befunden worden. Bei mehrern nicht zu verkennenden Schwächen mußte ſie dennoch ſeinem Herzen vertrauen, ſeinen Geiſt achten, ſeine Individualität lieben. Was ihm noth, wozu er eigentlich berufen, das lag klar vor ihr — zum Künſtler. Aber ſie verbarg ſich nicht, daß ſowohl ſeine Standesverhältniſſe als ſein Ehrgeiz, der alles was Auszeichnung verhieß, ſich anzueignen bemüht war, ihr noch mit manchem Sturme drohten, und ſie ſchritt muthig dem Unwetter, von dem noch keine Spur am wolkenfreien Horizonte ſichtbar war, entgegen. So waren einige frohe Jahre ihnen in ſeliger Abgeſchiedenheit verſtrichen. Der Poſten, für welchen Aldomar ſich ſo lang und gründlich vorbereitet hatte, den

nur ein Künſtler und zugleich Weltmann, wie er es war, ausfüllen konnte, war zweimal, ohne auf ſein Anhalten Rückſicht zu nehmen, vergeben worden. So etwas enttäuſcht auch den Gläubigſten. Aldomar, der alles für ſich hatte, Fähigkeiten, Wunſch des Publicums, Geneigtheit der Mächtigern — und dennoch zweimal übergangen worden war, glaubte einzuſehn, daß auf dem Wege der Kunſt nichts mehr für ihn zu hoffen ſey, und nachdem der ſchärfſte Schmerz vorüber, beſchloß er ſich von ihr ab und den ſogenannten practiſchen Studien zuzuwenden. Nicht ohne gewaltigen Widerſpruch Selma's, deren Scharfblick in einem ſolchen Entſchluß mehr die Folgen erlittener Kränkung, als einer wahrhaft innerlich veränderten Richtung der geiſtigen Thätigkeit erkennen wollte. Was ließ ſich indeſſen dagegen aufbringen, wenn Aldomar ihr ſein durch ſo manche Jahre fortgeſetztes Streben, ſein eifriges, ſtets unbelohnt gebliebenes Streben vorhielt, hinzuſetzend, daß er Kraft und Geſchicklichkeit genug in ſich fühle, auch in dieſer neuen Laufbahn die Lorbeern zu erringen, die ihm ſo ungerechter Weiſe in den Künſten verſagt geblieben? Daß es aber auch anderer Seits die höchſte Zeit ſey, wenn er etwas anders ergreifen wollte, es mit Anſtrengung aller Kräfte zu thun, indem er eben in den ſchönſten Jahren des Mannesalters ſtehe. Selma, wie geſagt, hatte nur wenig

hierauf zu erwiedern, aber dem Genius vertrauend, der in ihr lebte, beſchwor ſie ihren Gatten, wenigſtens nicht ſo ganz und auf einmal die ihm ſo lang lieb geweſene und ſo oft mit öffentlicher Anerkennung gekrönte Künſtlerthätigkeit aufzugeben. Zwar verſprach es Aldomar, allein er war zu ſehr Mann, um es halten zu können; und ſo warf er denn mit undankbarer Haſt Partituren und Proſodien, poetiſche und muſikaliſche Skizzenbücher mit Bitterkeit zur Seite, und ſtürzte ſich mit geiſtiger Gierigkeit auf Erwerbung practiſcher Kenntniſſe. Diplomatik, im Sinn der Geſchäftsleute und der großen Welt, ward ſein Studium. Marpurg's Abhandlung von der Fuge, des Priors Spieß contrapunctiſche Beluſtigungen zuſammt dem kritiſchen Muſikus an der Spree, lagen von jetzt an unter dem Arbeitstiſche. Auf den Plätzen der geſtürzten Günſtlinge thronte Martens Droit des Gens, Oſſal's Briefe, Bielfelds politiſche Inſtitutionen und Adam Smith's Theorie mit allen ihren Gegnern. Wer ſich im Leben ſtets auf ſich ſelbſt zurückgewieſen ſah, wird leicht ſtörrig, thut auch nicht gern etwas halb; ſo hier Aldomar, der von guter Kenntniß der neuen Sprachen, eiſernem Fleiß und leichter Faſſungskraft unterſtützt, ſich offenbaren Gelingens erfreute, was ihn immer feſter an das neue Werk band. Selma durchſchaute, begriff alles, und zitterte, als ſie in ihres Mannes Cabi-

net tretend, Violoncell und Pianoforte dicht verſchloſſen, dagegen auf Stühlen und Tiſchen die zahlloſen Nummern der vaterländiſchen Geſetzgebung ausgebreitet, auf dem Boden lateiniſche unbehülfliche Folianten aufgeſchlagen ſah. Daß ſein unermüdetes Ringen nach Thätigkeit endlich anerkannt und er durch eine Schickſalslaune plötzlich in jene diplomatiſchen Feſſeln werde geſchlagen werden; die er jetzt nur willkührlich trug, das war es, wofür Selma bangte — weil ſie ſich durchaus nicht überzeugen konnte, daß eine ſolche Exiſtenz auf die Dauer beglücken könne. Ihre Beſorgniſſe wuchſen, als durch die Beförderung eines ihrer Verwandten zum Premierminiſter und deſſen gütige Behandlung ihres Gatten die Wahrſcheinlichkeit des Gelingens immer unbezweifelter ward.

Der Himmel vernichtete indeſſen Selma's Beſorgniſſe, indem er dem armen Aldomar eine neue herbe Kränkung bereitete. Seine Bemühungen wurden zwar beachtet, ſein Fleiß anerkannt und gelobt, ihm ſelbſt Verſprechungen aller Art gethan — allein dabei hatte es auch ſein Bewenden, damit, ſchien es, ſey er hinlänglich belohnt. Die erledigten Stellen wurden, oft ſehr unpaſſend, beſetzt, und Aldomar's gedachte man ſo wenig im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten als früher in künſtleriſchen Wirkungskreiſen. Erſt

nach Jahren erfuhr er, daß ein von ihm vernachläſſigter Jugendfreund, der damals gerade in Credit bei den Machthabern gekommen, ihm dieſen ſchlimmen Dienſt geleiſtet habe. Wie es thue, im Bewußtſeyn wirklichen Verdienſtes und des redlichſten Strebens, ja ſelbſt bei öffentlicher Anerkennung beider, ſolchen Einflüſterungen ſich aufgeopfert zu ſehen, das werden diejenigen unſrer Leſer am beſten fühlen, die dergleichen erfahren haben; und ſolcher dürften hier und da gefunden werden. Kein Unglück kömmt allein. Auch dieſes Gemeinplatzes Richtigkeit ſollte unſer Held erfahren. Der Miniſter gab ihm mit jener freundlichen Art, mit welcher die Weltleute ihre Pillen zu vergolden pflegen, zu erkennen, daß er entſchieden auf keine Anſtellung in dieſem Fache rechnen möge. Die Arbeit einiger ſauern Jahre ward mithin, den Vortheil der erlangten vielſeitigern Ausbildung abgerechnet, unnütz, und Aldomar ſah ſich von ſeinem böſen Geſchick nicht minder von den vergitterten Thüren der geheimen Kanzlei, als von den hohen Pforten des Kunſttempels ohne ſein Verſchulden zurückgewieſen. Was nun? Zur lang vernachläſſigten Kunſt zurückzukehren, ſchämte er ſich gewiſſermaßen, andrer Seits waren ihm einige Hülfsdisciplinen, deren er bei den diplomatiſchen Studien bedurft hatte, ſo lieb geworden, daß er nicht glaubte, ſich davon trennen zu können. Wo

aber, und wie fand er ſich bei einem ernſthaften Blick auf ſein Treiben wieder? Im ſechs und dreißigſten Lebensjahre, weder Künſtler noch Geſchäftsmann, angeſteckt vom unſeligen Hang zur Polyhiſtorei, von unerſättlicher Gier im grenzenloſen Reiche des Wiſſens, zweck- und endlos nach allen Richtungen hin angelockt und nirgends feſtgehalten, immer mehr geiſtige Nahrung in ſich aufnehmend und doch nicht gedeihend, nüchtern, kalt im Herzen, bitter im Gemüth, daher ſchlechter Gatte, ſchlechter Bürger, theilnahmlos, matt vom vergeblichen Rennen nach immer verſchwindendem Ziele, überall etwas, nirgends ein Ganzes — alſo eigentlich ein moraliſches Unding — der Wahrheit nach nicht lebend — nur ſcheinbar umherwankend — das Geſpenſt nur eines Mannes — ein bleiches, hohläugiges Schemen!!! — Den vorwitzigen Ruſer ſeines eignen Namens in der Neujahrsnacht, wenn ihm, der Sage nach, der gegenüberſtehende Spiegel neben dem eignen noch ein anderes entſetzliches Bild zurückwirft, kann nicht wilderes Grauſen faſſen, als Aldomar'n bei dieſem Blick in ſein Inneres. Sein Haar ſträubte empor, ſeine Knie wankten, Todeskälte und Todesbläſſe überzog ſein Antlitz, die Augen vergingen ihm, und mit dem Schreckensruf: „Hu, eine wandelnde Leiche!“ ſank er bewußtlos auf das Sopha, während das nieder-

gebrannte Licht, gleichsam vorbedeutend, zugleich mit ihm erlosch. —

„Ein poetischer Schwärmer! Ein exaltirter Narr! Ein gutmüthiger, selbstquälender Wahnsinniger!“ so ruft wohl die Welt, wenn man ihr ein ähnliches Factum vorlegt; lächelt achselzuckend, und vergißt so den Unglücklichen als sein Leid. Nicht so Selma, dieser leitende und rettende Engel Aldomar's. Sein längeres Aufbleiben im Studierzimmer als gewöhnlich hatte sie beunruhigt. Eine dunkle Ahnung hatte ihr kaum zugeflüstert, ihm könne etwas zugestoßen seyn, so flog sie schon hinüber. Ihre Empfindung, als sie ihn regungslos, mit kalter Stirn und bleichen Lippen, ohne Puls, das treue Bild eines Erlegenen, hingestreckt fand, läßt sich nur nachfühlen. Daß sie nicht eben so zu Boden sank, war ein Wunder und bewies für die Tüchtigkeit höherer weiblicher Natur. Ganz dem Augenblick gehörig, verstattete sie sich nicht einmal eine Thräne, sondern traf stumm, aber beflügelt alle nöthige Anstalt. Ihr Mund schwieg, ihre Hände erschlafften, ihr Blick, ihr Auge betete — und nicht umsonst. Als Aldomar zu sich kam, befand er sich in Selma's freundlichem, hellerleuchtetem Zimmer, ein süßes nicht zu starkes Arom berührte schmeichelnd seine Nerven, eine milde

Lebenswärme durchzog ſeine Glieder. Nach und nach kehrte Athem und Pulsſchlag in ihm zurück, er öffnete die Augen und fand ſich in Selma's Armen. Feſt zog er das holde Weſen an die Bruſt, und empfand auf's Neue die Zauberkraft eines fremden Herzſchlages an dem ſeinigen. War es ihm Bedürfniß zu ſprechen, ſo war es Selma Bedürfniß ihn zu hören, und er berichtete ihr treulich, was ihm der Miniſter eröffnete, welchen Ideengang dies in ihm erzeugt, und welche hieraus entſprungnen Phantome ihn bis zur Ohnmacht und Bewußtloſigkeit geängſtet hatten. — Es giebt Menſchen, die nur eine Sorge kennen — die für den Körper; deſſen Ernährung, Kleidung und Behauſung. Alles übrige iſt ihnen entweder völlig fremd oder als poetiſch verrufen, keiner Beachtung würdig. Sie werden weder begreifen können, was Aldomar'n, der ein anſtändiges Auskommen genoß, denn eigentlich ſo Schreckhaftes widerfahren ſey, noch einſehn, warum die gute Selma bei dem Bericht ihres Gatten in Thränen zerfloß. Daß wir für ſolche Menſchen das gegenwärtige Fragment nicht aufſetzen, iſt alles, was wir zu ihrem und unſerm Troſt zu ſagen wiſſen. Aber ein tiefer Seufzer ſey uns darüber vergönnt, daß es Gemüthszuſtände geben kann, die den Leidenden bis zur Verzweiflung quälen, ohne daß Hunderte, ja Tauſende ſeiner gebildetſten Mitbrüder, wenn

er ihnen auch seinen Schmerz in selbstpeinigender Zergliederung darlegte, nur dabei warm werden, geschweige denn sich zur Theilnahme angeregt fühlen. Sie *verstehn* sein Leid nicht, das ist das furchtbare Wort, was uns jenes Räthsel löst, und uns zugleich einen Blick in die Natur des Wahnsinns thun läßt. Wir glauben den Unglücklichen, der sich für Gott hielt, sich in die Jungfrau Maria verliebte, oder über einem Philosophem irre ward, dadurch zu heilen, daß wir ihm geradezu sagen, was er glaube, wünsche, sey eine Tollheit, Unsinn u. s. w. — oder vornehm kalt seine Krankheit ignorirend, ihres Gegenstandes mit keinem Worte erwähnen, ihn mit blos physischen Mitteln behandeln. Warum befolgen wir nicht lieber die Methode, die wir anwenden, wenn wir dem stummen, todtdrohenden Schmerz, durch vorsätzliches Eingehn in sein Wesen, durch absichtliches Erneuern, heilende Thränen entlocken? Wahnsinn ist ja eben nur Verkennen der sinnlichen oder geistigen Wahrnehmungen. Der Geisteskranke mißversteht die Welt, sie ihn. Versuchte man öfter der geheimen Organisation dieses Zustandes nachzuforschen, wäre es leichter, durch ausreichende biographische Notizen über das frühere geistige Leben der Irren Aufschluß zu erhalten, so wäre die Heilung so vieler, indem man sich in ihre gegenwärtige Ideenfolge versetzte, viel häufiger.

Wer aber iſt dem Wahnſinne näher, als derjenige, der, die Bruſt voll tobenden Schmerzes, nicht nur keine kennt, an die er ſich vertrauend anlehnen darf, ſondern ſehen muß, wie das, was ſein ganzes Weſen zerrüttet, ihn um Glück, Ruhe und Thätigkeit bringt, ihn aus ſeinem Mittelpunct in's ungeheure Univerſum hülflos hinaus drängt, von Andern gar nicht verſtanden, gar nicht beachtet, nicht für der Mühe werth gehalten wird! Genug, Selma zerfloß in Thränen des innigſten Mitleids, der zarteſten Theilnahme. Vollkommen begriff ſie, daß Aldomar ſich für geiſtig todt halten müſſe. Ihn wieder zu beleben, ihm den Glauben an den Werth ſeiner Exiſtenz, Vertrauen in ſich ſelbſt wieder zu geben, ihn dahin zu bringen, daß er den niederſchmetternden Schlag nicht für den Todesſtreich, ſondern nur für eine etwas harte Prüfung ſeiner Kraft halte, das war die Aufgabe, die ihr, ihrer Einſicht nach, jetzt oblag und die ſie, während Aldomar manches wiederholte, noch mehr erläuterte, ſogleich zu durchdenken begann. Ihr Schluß war bald gefaßt, aber bei ſo wichtigem Unternehmen wollte ſie nicht ihren Kräften allein vertrauen, ſondern erſt dann mit ihrer Anſicht hervorrücken, wenn ein Mann ihrer Verwandtſchaft, klug und erfahren, der ſich ihren und Aldomar's Freund nannte, die Lage der Dinge erfahren und ſeinen Rath für die Zukunft gegeben

haben würde. Im Entſtehungsfalle, oder wenn ſich der Vorſchlag nicht bewährte, verſprach Selma mit Hand und Mund ihren Beiſtand. Der Mann, den ſie zum Rathgeber erkohr, bekleidete einen angeſehenen Rang in der Geſellſchaft, war in einem der höhern Landescollegien angeſtellt, hatte, weil er das weibliche Ideal, das allein ihn zu beglücken werth und fähig war, nicht gefunden, ſich nicht verheirathet, und galt in der Geſellſchaft für ausgezeichnet an Kopf und Herz. So lang Aldomar als Künſtler gegolten, hatte er ihm oft Theilnahme und immer eine wohlwollende Aufmerkſamkeit bezeigt, und ſchien in allen Beziehungen der Mann zu ſeyn, der hier nöthig war. Er empfing die Botſchaft von Aldomars Beſuch und der Abſicht, ſich ihm anzuvertrauen, ſeinen Rath einzuholen, und verſprach denſelben nach ſeiner beſten Einſicht zu ertheilen. An des Mannes immer trockner werdender Miene, ſeinem: „Hm!“ — „Ja“ — „Ja, ja!“ u. dgl. wäre vielleicht über den Thermometerſtand ſeiner innern Wärme etwas abzunehmen geweſen, wenn Aldomar darauf hätte Acht geben können. Aber es ging ihm wie einem, der mit herzlichem Verlangen nach Losſprechung ſchuldbeladen vor den Beichtiger tritt. Er nimmt ſich nicht die Zeit zu unterſuchen, ob des Geiſtlichen Geſicht einen Menſchenkenner oder blos einen theologiſchen Routinier, einen ſtrengen Zeloten

oder einen mitfühlenden Freund verheiße. Seine Sehnſucht ſich auszuſprechen iſt ſo heiß, daß er nur vor allen Dingen ſein Geheimniß heraus und vom Herzen herunter geſprochen haben will, in der Vorempfindung dieſer Seligkeit an nichts weiter denkt. So nahm er es vertrauend hin, als der kluge Mann einſchob: „Es ſey freilich mit den Künſten eine überaus angenehme Zeitkürzung, aber weiter ſey auch gar nichts dahinter, überall ein Beruf, der weder ehre noch nähre!“ — hoffend, der rechte Sinn dieſer beißenden Worte werde nun erläutert, und die Lebensweiſe angegeben werden, die alle Nachtheile ausſchließe, alle Vortheile vereinige. Er hatte geendigt; die Rede ſtand nun an dem klugen Manne. Der hob mit der Bemerkung an, Aldomar ſey eigentlich ſchon zu alt, um einen practiſchen Beruf tüchtig auszufüllen. Dazu müſſe man Jahre lang in den Dicaſterien von unten auf gedient, ganze Rieße Papier auf demſelben Sitz, in derſelben Materie verſchrieben haben. So, gleich ex abrupto einzutreten, ſey er wieder zu jung, noch gewiegt genug, abgeſehn von der Ungerechtigkeit, eine Menge Practikanten zu überſpringen, die freilich nicht alle tüchtig, aber doch ſchon ſo lange mitgelaufen wären. Uebrigens möge Aldomar wohl eine Menge Dinge geleſen haben, recht artige Kenntniſſe beſitzen; allein das thue es noch nicht, erſetze die viel-

jährige collegialiſche Praxis nirgends, und mittelmäßige Köpfe, die den Gang der Geſchäfte (Aldomar überſetzte heimlich „den Schlendrian“) kennten, thäten es hierin häufig den ſogenannten Genies, die immer ganz eigne Wege gehn wollten, zuvor. So verhalte es ſich eben ſowohl im diplomatiſchen Fache, als in den verſchiedenen Branchen der Landesadminiſtration, wo die Chefs jederzeit alles Künſtleriſche und Geniale in denen Aſpiranten zu unterdrücken bemüht ſeyn müßten. Späterhin falle es ganz von ſelbſt hinweg. Beim Militär ſehe man, in Kriegszeiten hauptſächlich, dergleichen excentriſche Menſchen gern, die ſich an Worten zu erwärmen verſtänden, und ihr Leben an die Ausführung einer Idee zu ſetzen bereit wären. Allein im Geſchäftsleben ſey ſolch eine Richtung weder zu brauchen noch zu dulden. „Nehme er nun“ — ſchloß der wackere Rathgeber ſeine weiſe Rede — „alles zuſammen, was ihm Aldomar aus ſeinem Leben, ſeinen Eigenthümlichkeiten, Kenntniſſen und Erfahrungen mitgetheilt, ſo werde ihm ausgemacht klar, daß ihm eigentlich gar kein Rath zu ertheilen ſey, indem er ihn zu Ergreifung eines tüchtigen practiſchen Berufs einer Seits zu alt, andrer Seits zu jung, überall aber zu poetiſch, zu genial finde. Da indeſſen Aldomar nicht ohne Vermögen ſey, ſo möge er doch die ihm vom Himmel dargebotene Gelegenheit zu einer

ſolchen erlaubten contemplativen Unthätigkeit mit beiden Händen ergreifen, den Geſchäftsmännern überlaſſen, ſich mit der rauhen Hälfte des Lebens abzufinden, und ſich mit den allerliebſten Kunſtſächelchen wie bisher recht angenehm unterhalten, wobei keineswegs zu bezweifeln, daß er ſich gar bald den Ruf eines vortrefflichen Geſellſchafters zu erwerben wiſſen würde, welcher doch gar nicht zu verachten, und oft zu ganz unerwarteten Beförderungen führe!“ — Theilnehmender, erfahrner Leſer, erinnere dich des leidenden Aldomar, der die wunde Bruſt, Linderung ſuchend, an eine fremde legt, und nach langem ſchmerzhaftem Befühlen den mit Spottesgift zehnfach geſchärften Stich erhält — denke ihn dir und donnre mit mir deinen Fluch auf jene neidiſche, ſcheelſüchtige Schlange herab, zähnknirſchend vor Zorn, daß du dem heimtückiſchen Ungeheuer nicht den Kopf zertreten kannſt! — Der treffliche Rathgeber hatte zu ſprechen aufgehört, und Aldomar ſaß noch immer vor ihm; betäubt, beſtürzt vermochte er kaum ſich zu der Frage zu ſammeln: „Das alſo war Ihr guter Rath?“ — Die Antwort vernahm er nicht mehr, ſchon auf dem Rückwege begriffen. Wie er bei Selma ankam, wie er ihr berichtete, erzählte, von Schmerz überwältigt neben ihr niederſank, wie alle ihre Beredſamkeit an dem Todwunden, Todmüden für den Augenblick verlo-

ren war, und ihre Sorge für das Geiſtige der Pflege für das Körperliche ihres Freundes weichen mußte, den eine ſchwere Krankheit dicht an den Rand des Grabes führte, und Monden lang an das Lager feſſelte — das werde hier nur erwähnt, um der Vortrefflichkeit der ſeltnen Frau Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, welche die neben dem theuern Kranken durchwachten Nächte zum Nachdenken auf geiſtige Rettung, wenn er ihr erhalten würde, verwandte. Daß es anders mit ihm werden, daß ihm für ſein früheres künſtleriſches Treiben Sinn und Wärme wieder gegeben werden müſſe, davon war niemand feſter als Selma überzeugt. Nur wie dies möglich — das lag noch formlos vor ihr. Sie blickte indeſſen nicht minder vertrauend zu dem auf, der ſchon früher geholfen, auch jetzt den Geneſenden ihr wiedergeſchenkt hatte. Er würde helfen, das ſtand feſt in ihr. Die Aerzte verlangten Landluft und ländliche Ruhe für den langſam Aufkommenden; und Selma war entſchloſſen, träte auch der Krieg, deſſen Donner damals nur noch in der Ferne rollten, ihrem Vaterlande näher, ja ganz nah, wenigſtens ſo lange daſelbſt zu verweilen, bis Aldomar, durch den militäriſchen Lärm geſtört, ſelbſt Entfernung vom Schauplatz einer Thätigkeit wünſchen würde, die ſo wenig Anziehendes für ihn haben konnte. Er, noch immer mit einer unbezwinglichen Mattigkeit

kämpfend, ließ ſich zu Allem bereit finden, und nach einigen Tagen war man auf einem Landſitze wohnhaft und eingerichtet, der, weit genug von der Reſidenz, um vor der Heuſchreckenwolke der Beſucher geſichert zu ſeyn, doch die nöthigen Verbindungen, welche Lebensbedürfniſſe und ärztliche Vorſchriften erheiſchten, möglich machte. Der Aufenthalt an ſich war das reizendſte, was man denken konnte, und namentlich lag das Wohngebäude in einem wahrhaft idylliſchen Wieſenthal, nah von hohen, mit Nadelholzwaldung bedeckten Berghängen umgeben. Ein ſchnelles Waſſer, wie ſie in Gebirgsgegenden gewöhnlich ſind, kühl und klar, eilte mit flüchtiger Welle durch den Grund zu einer nahen Mühle, und tränkte Wieſenflächen, wie man ſie ſelten ſo dicht und mit dem bunteſten Blumenſchmelz bedeckt findet.

Aldomar erholte ſich auf dem Lande in unglaublicher Schnelligkeit, und Selma genoß des reinen Glückes, ihn, gleichſam ſchrittwärts an ihrer Hand, der völligen Geneſung entgegen zu führen. Er ſelbſt, hier weder der Vergangenheit noch der Zukunft gedenkend, allein der nächſten Gegenwart lebend, trat für einige Zeit in ſeine Jugendjahre zurück, und die unſchuldigen Neigungen jener ſeligen Zeit erwachten aufs Neue mit einer Gewalt, welche durch ſeine Reizbarkeit und Schwermuth, ein Rückſtand der

langen Krankheit, an Kraft und Zauber doppelt ſtark ſich äußerte. Wie ehemals, konnte ihn auch jetzt die Entfaltungsperiode einer ſeltnern Blume, die Entpuppungsgeſchichte eines prächtigen Tagfalters ganz in Anſpruch nehmen. Wenn er ſüßen Träumen nachhängend, mit ſeiner Angelruthe am Mühlwehr lag, und in des Baches Silberfall hinabſtarrte; oder in heißer Vormittagsſtunde mitten in ſeiner Lieblingswieſe ſtand, vor ſeinen Augen blau, roth, gelb und weiß ſich die Blumenwelt erſchloß, dicht über ihren Kelchen eine zweite bunte Welt von Schmetterlingen, Fliegen, Käfern und Libellen flatterte, und die heiße Sonne das ſüßeſte Arom aus den Kelchen, aus den zartgrünen Birkengebüſchen und den friſchgepflügten Feldern ſog — wenn er des Abends auf derſelben Stelle lauſchte, geheimnißvolle Stille um ihn her, nur vom melancholiſchen Ruf der Unke durchtönt, oder vom Liebesruf der wilden Taube, — wenn alle magiſche Schauer der Phantaſiewelt mit der in roſenfarbnem Glanze ihn umleuchtenden Dämmerung, mit den ſüßen Düften aus Wald, Wieſe und Weiher zuſammen ſchwammen; o dann konnte er, vom tiefſten Gefühl durchſchauert, von der innigſten Andacht beſeelt auf's Knie ſinken, und durch die Stille hin laut ausrufen: „O Ewiger, alles was Du ſchufſt, iſt herrlich, nur Dein herrlichſtes Geſchöpf, der Menſch, ſündigt in Deine heilige Ord-

nung!“ — Es beruhigte Selma ſehr, daß er in ſolchem Augenblicke nicht gleich das Gelübde aus-ſprach, auf immer ſich der ländlichen Stille zu wei-hen, denn ſie getraute ſich nicht zu behaupten, wie geringen oder großen Antheil die durch die Krankheit hervorgebrachte Weiche an dieſer Stimmung habe. Der Erfolg entſchied über die Richtigkeit ihrer An-ſicht. Je mehr ſich in ihm die wiedergekehrte Lebens-kraft feſtſetzte, jemehr verſchwand jene ſtille Melan-cholie, je mehr Beſtimmtheit und Kraft des Wil-lens, je mehr Wärme der Empfindung, je mehr Theilnahme an den um ihn her täglich vorfallenden, wichtigen Ereigniſſen regte ſich in ihm. Je näher der Krieg ſchritt, je unruhiger, aber zugleich auch je kräftiger zeigte ſich Aldomar. Der Antheil, den der Souverain ſeines Landes an dem ungeheuern Kam-pfe nehmen würde, beſchäftigte ihn ſo lebendig, daß eine andere als Selma in die ängſtlichſte Bekümmer-niß dadurch wäre verſetzt worden. Aber kein ſelbſtiſches Gefühl durfte in dem Buſen dieſes ſeltnen Geſchö-pfes aufkommen. Von der Welt konnte ihr Gatte gekränkt, verkannt, gemißdeutet werden, aber vor ſich ſelbſt mußte er rein daſtehen, an allem wahr-haft Großen mußte er ſeinen Antheil haben. So wollte ſie ihn, und ſie ahnete, ſo war er. Denn als jetzt alle Mächte, in den Rieſenkampf verflech-ten, Männer bedurften, Freiwillige aufriefen, da

hielt auch er ſich nicht länger. Wie oft, wenn er jetzt an Selma's Seite durch die reizenden Fluren gedankenvoll ſtrich, ward das ſeelenvolle Lied der Nachtigall vom dumpfen Kanonendonner unterbrochen. Mit dem Abendroth um die Wette flammten zahlloſe Wachtfeuer auf den Bergen, ja ſelbſt Verwundete und Verſprengte wurden in den ſtillen Thälern dieſer Gegend gefunden. Die beſtimmteſten Nachrichten ließen nach den genommenen Stellungen der Heere eine Hauptſchlacht erwarten. „Selma“ — rief Aldomar begeiſtert, ſie an's Herz drückend — „Selma, ich ziehe mit in den Kampf für Freiheit und Vaterland!“ — „Zieh hin, mein Freund!“ — erwiederte Selma — „ich wußte, daß es ſo kommen müſſe. Meines Beifalls, meiner Bewunderung biſt Du gewiß. Zwar werde ich unſäglich leiden durch Deine Entfernung, aber mehr als mich ſelbſt liebe ich Deine Ehre, Deine Männerwürde. Noch haſt Du nie dem Feinde gegenüber geſtanden, zeig' nun der Welt, die Dich nie verſtand, daß Du Schwert und Feder gleich gut zu führen weißt. Aber auch für Dein Gemüth, für deine Eigenthümlichkeit erwarte ich Heil unter ganz neuen Verhältniſſen und fremden Menſchen. Erhält Dich nur der Himmel, ſo wirſt Du, das weiß ich gewiß, für Dein ganzes Leben mit Dir ſelbſt und der Welt in Einklang kommen. Fällſt Du — doch dafür habe ich keine Worte. Zieh — Dich leite

Gott!“ — Einige Tage darauf ging Aldomar zur Armee, die ungefähr zwei Tagereiſen entfernt ſtand, ab.

Er hatte es verſchmäht, ſich mit Recommandationsbriefen zu beladen. Einmal wollte er nicht empfohlen ſeyn, ſondern ſich ſelbſt empfehlen; zweitens erwartete er auch von dieſen papiernen Schutzwaffen keinen, oder wohl gar nur ungünſtigen Erfolg. Was konnten jene Empfehlungen ausſagen, ja was empfehlen denn die meiſten Empfehler eigentlich anders, als ihr eignes Ich, das ſie im Character des Empfohlnen mehr oder weniger treu zurückgeſpiegelt erblicken. Und konnte Aldomar'n eine ſolche Empfehlung wünſchenswerth erſcheinen? Mußte ſie nicht, ſobald der hohe Gönner merkte, wie wenig der Recommandirte dem Recommandirenden gliche, ihn in die peinlichſte Verlegenheit ſtürzen? Dem Himmel und ſich allein wollte er, was ihm begegnen werde, Gutes oder Böſes, zuzuſchreiben haben. Er trat daher in das erſte beſte Reiterregiment, das in der Linie ſtand und Verluſt erlitten, ohne die geringſten Anſprüche auf höhere Anſtellung wegen ſeines Alters und ſeiner frühern Dienſtzeit, als jüngſter Offizier ein. Im Felde braucht man Menſchen, um die ſo oft unterbrochenen Reihen wieder vollzählig zu ma-

den. Versteht der Ankömmling außer seiner phyſi-ſchen Stelle noch eine geiſtige einzunehmen, wohl, niemand wird ihn daran hindern. Der Krieg iſt ein unbeſtechlicher Richter, ein genauer Abwäger wah-ren Verdienſtes. Die Fälle, wo ein Unwürdiger befördert wird, tragen ſich vielleicht hier und da zu, aber gekehrt wird er nirgends und niemals. Der Regimentsinhaber ſchien deshalb weder ver-wundert, einen Mann von etlichen und dreißig Jahren ſich um die jüngſte Officiersſtelle melden zu ſehen, noch ließ er ſich darauf ein, ſeine Fähigkeiten zu prüfen, ſondern begnügte ſich ihm zu ſagen, ſein Betra-gen und ſeine Brauchbarkeit würden über ſein Höher-rücken entſcheiden. Auch die Cameraden, gewohnt mit dem heut Brüderſchaft zu trinken, der morgen neben ihnen den Geiſt aushauchte, verloren nicht die Zeit mit ausſpürendem Leiſeauftreten und diplomatiſchen Approximationsanſtalten. Dazu blieb auf dem ern-ſten Pfade, auf dem ſie wandelten, keine Zeit; da-her begrüßten ſie ihn mit dem traulichen Du, lie-ßen ihm ſeine Weiſe, ſo wie ſie die ihrige behielten, und ſtellten es dem Einzelnen anheim, ſich in die Mehrheit, wie er konnte, zu ſchicken. Aldomar hatte zu viel Erfahrung, um über die Art, wie er ſich zu nehmen habe, hier einen Augenblick in Zwei-fel zu ſeyn. Es wäre eben ſo unpaſſend geweſen, hier den zartfühlenden Künſtler, den feingebildeten Welt-

mann vorblicken zu laſſen, als ſeiner unwürdig, den rohen Wüſtling vorzuſtellen. Der Mittelweg war auch hier der beſte, und er betrat ihn mit Glück, indem er die Geſellſchaft ſeiner Waffenbrüder aufſuchte, mit ihnen, ſelbſt nach ihrer kräftigen Weiſe, heiter war, Orgien dagegen, wenn es deren gab, vermied. Er wußte, daß man der militäriſchen Menge durch Bravour und geiſtige Ueberlegenheit allein imponirt. Beide an den Tag zu legen fand er Gelegenheit, die er trefflich nutzte. Einige hitzige Cavalleriegefechte, ſo wie der dem Regiment kurz darauf ertheilte Befehl, eine feindliche Redoute, die dem Flügel der Stellung beſchwerlich fiel, zu nehmen, verſchafften ihm die Achtung der Obern und die Freundſchaft der Gefährten. Schon hatte er der Brigade, zu welcher ſein Regiment gehörte, als der einzige Subaltern, der der fremden Landesſprache vollkommen mächtig war, bedeutende Dienſte leiſten können, allein eine tiefer gehende umfaſſendere Wirkſamkeit ward ihm zu Theil, als die Heere nun den feindlichen Boden betraten. Gleich in den erſten Tagen ward ein Offizier verlangt, der außer der Fähigkeit, die fremde Sprache vollkommen fertig zu ſprechen und zu ſchreiben, überhaupt ein fähiger Kopf ſey, geſchickt ſich in allerhand Geſchäfte zu finden, die ihm aufgetragen werden könnten, dabei von ſeinen Sit-

ten, um mit höhern Behörden unterhandeln zu können. Die Stabsofficiere überlegten, wählten, verwarfen und fanden zuletzt einstimmig, daß keiner als Aldomar die verlangten Eigenschaften in sich vereinigte. Als er die Ordre deshalb erhielt, konnte er sich einer heimlichen Regung des befriedigten Selbstgefühls nicht erwehren. In seinem Vaterlande war es ihm, trotz der emsigsten Anstrengung in mannigfaltiger Thätigkeit, nicht gelungen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Kaum hatte man ihm Talent für die Kunst zugestanden. Hier, in dem ernstesten Geschäft, bezeichnete Gelingen und Zufriedenheit der Obern alle seine Schritte. Er ging zu seiner Bestimmung ab. Der Auftrag war schwierig, aber wie für ihn gemacht. Es galt hier neben Kenntniß und Einsicht in die zu schonenden Verhältnisse, Ueberredungskunst und einen gewandten Agenten, der, klug genug, auf Nebendinge großen Werth zu legen verstand, damit man ihm, gleichsam unbewußt, das gewähren möge, worauf es eigentlich ankam, und dabei so viel Welt und feine Sitte besaß, um den fremden Behörden ihre Nachgiebigkeit durch jene gute Art, welche dort so viel galt, gewisser Maßen leicht zu machen. Es glückte ihm hier, seinen Auftrag noch über das vorgeschriebene Ziel hinaus zu erreichen, und die lauteste Anerkennung seines Verdienstes ward ihm, als er wieder einrückte, zu

Theil. Was aber am entschiedensten für den Grad seiner Brauchbarkeit sprach, war seine kurz darauf erfolgende Berufung in's große Hauptquartier, wo er einem der ersten und vielgeltendsten Generale als Adjutant beigegeben wurde. Hier wurden ihm nicht diejenigen subalternen Dienste angewiesen, die so oft mit diesem Titel verbunden sind. Nicht die Sorge für des Generals Küche und Keller, Stall und Dienerschaft lag ihm ob, sondern tägliches, oft sehr anhaltendes Arbeiten in der geheimen Kanzlei theils mit Zirkel und Pinsel auf der Karte, theils unter der persönlichen Dictatur des Feldherrn. Unterblieb dies, so wurden Recognoscirungen der feindlichen Stellungen vorgenommen, und war ein Gefecht vorauszusehen, so waren der Feldherr und sein Begleiter immer die ersten auf dem Wahlplatze. Daß man in solchem Wirkungskreise seine Leute kennen lerne, wußte der General sehr wohl, und behielt deswegen Aldomar, den er nicht gern an seine Person geknüpft hatte, scharf im Auge. Durch eine der sonderbarsten Schicksalslaunen fand es sich nämlich, daß sein jetziger Chef eben jener ehemalige Jugendfreund war, dessen wir im Eingang erwähnten, und der damals sich so bitter an Aldomar's Vernachlässigung gerächt hatte. Beide hatten, obwohl zu ganz verschiedenen Epochen, ihr Vaterland verlassen, und fanden sich hier, nicht wenig darüber verwundert, wieder zusammen.

Zum Glück war der General ein Mann von der entſchiedenſten Genialität in ſeinem Fache, dabei, wie alle wahrhaft große Geiſter, ſo geeignet als geneigt, auch in andern dieſe Mitgift anzuerkennen. Aldomar's ſtiller Gang erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Er fand ihn unerſchrocken und beſonnen im Feuer, fleißig, geſchickt im Cabinet, und beſchloß ſofort ihn näher an ſich zu ziehen.

Nichts lag Aldomar'n ferner, als ſich auf Koſten Andrer einen Weg zu bahnen, indeſſen konnte er ſich nicht widerſetzen, als der General bald mit keinem andern mehr arbeiten wollte, und nach einigen Wochen, außer ihm, niemend mehr in des Feldherrn Cabinet den Zutritt hatte. Drei oder vier Officiere, an ſich brauchbar, nur hier nicht an ihrer Stelle, hatte er bei ſeiner Anſtellung vorgefunden. Er benutzte daher die günſtige Stimmung des Chefs, um dieſen müſſig gewordenen Männern andere ihnen erwünſchtere Wirkungskreiſe zu verſchaffen, und verband ſie ſich dadurch auf Lebenszeit. Auch dem General entging dieſer Zug nicht, und er ſchätzte ſeinen Günſtling, wie man Aldomar'n ſchon allgemein nannte, deſto höher, zog ihn mehr in ſein Vertrauen. Das aber war gerade, was Aldomar gefürchtet hatte, denn ſobald die Berufsgeſchäfte vorüber waren, ſo fand ſich zwiſchen ihm und dem Feldherrn nur ſehr wenig Uebereinſtimmung. In dieſem war der Kopf

vorherrschend; er hatte wenig Herzliches und durchaus nichts von dem, was wir so allgemein verständlich, und doch so schwer zu definiren, Gemüth nennen. Daher waren ihm denn Künste nur Talente, im Sinne der Welt, d. h. artige Fertigkeiten, deren höchster Zweck Unterhaltung. Eine Kunst im ästhetischen Sinne kannte er nicht, und Künstler verachtete er. Aldomar fand hier so ganz die Welt wieder, die er verlassen, daß ihm die Pflicht zu schweigen, nachdem er vergebens versucht hatte zu überzeugen, nicht schwer fiel. Allein es war seine Schuld nicht, wenn auf geistiger, in seinem Innern gehaltener Abwägung, der Mensch verlor, was der Feldherr gewonnen hatte. Diese Empfindung blieb vorherrschend bei Erwägung eines Vorschlags von Wichtigkeit, den ihm der General in dieser Zeit gethan hatte. Eine blutige Schlacht war drei Tage hindurch siegreich geschlagen worden; Aldomar hatte Gelegenheit gefunden, sich auszuzeichnen. Vom Feldherrn versendet, brachte er einem detachirten Befehlshaber die Ordre anzugreifen, und schloß sich dem dies ausführenden Regiment an; der Feind ward geworfen. Von dort zurückjagend, glückte es ihm durch Gefangennehmung eines Genie-Officiers und seiner Depeschen sich in den Besitz höchst wichtiger Nachrichten zu setzen, die er seinem General überbrachte. Dieser schickte ihn damit sogleich

einer kräftigen Empfehlung an den Oberfeldherrn, nachdem er ihm den Vorschlag gethan, sich der kriegerischen Laufbahn ganz zu widmen, und seiner Person auf Lebenszeit anzuschließen. Bedeutende Vortheile für den Augenblick, glänzende Aussichten für die Zukunft mit mathematischer Gewißheit erreichbar, lagen vor ihm, — er sollte überlegen, sich entscheiden, und dann sogleich in die neue Laufbahn eintreten. Nach des Generals Denkweise gab es keinen Mittelweg. Es war ein kalter Winterabend, als Aldomar, nachdem er seine Depesche überbracht, mit Lob und Versprechungen überschüttet, ja sogar einige Grade höher befördert worden war, langsam über das Schlachtfeld zurück ritt. Weithin dehnte vom hellsten Mondlichte beleuchtet die Fläche in entsetzlicher Klarheit sich vor ihm aus. Noch lagen da Tausende blutig und verstümmelt am Boden; gleich gefräßigen Geyern, die kein Todter schreckt, hatte die Habsucht sich nicht entblödet, die Gefallnen zu plündern und in widriger Nacktheit blos zu stellen. Tief ergriffen hielt Aldomar sein Pferd einige Augenblicke an. Blau und rein lag der Himmel über ihm, die Sterne funkelten, der Mond warf sein freundlichstes Licht auf die schneebedeckte Fläche; allein der Schnee war häufig von Blut geröthet, und auf der weißen Decke lagen die Schläfer in den Stellungen der Wuth, der Verzweiflung und des Todeskampfes.

Alles ſchlief den ſchweren eiſernen Schlaf, nur hier und da erhob ein niedergeſchmettertes edles Roß todwund den ſchlanken Hals, als ſchaute es umher, ob ihm keiner den gewünſchten Tod gebe, und ſank ſchmerzensmatt auf die kalte, nackte Bruſt ſeines neben ihm hingeſtreckten Reiters nieder. Alles war ſtill, nur vom fernen Horizont, dort wo in langer Reihe unzählige Wachtfeuer in raſcher Glut himmelan loderten, tönte muntere Siegsmuſik, und der Nordwind trug ſpottend auf rauhem Fittig die heitern Klänge über das Feld des Todes. Scharf blickte Aldomar den nächſten, die zu ſeinen Füßen lagen, in's gelbe Antlitz. Faſt alle hatten noch den Ausdruck. Hier hielt die Hand noch das Schwert krampfhaft feſt, dort lag eine andere auf der Todeswunde. Einer — entſetzlicher Anblick — des Gegners Kopfhaar feſt um die Hand gewickelt, ſein Schwert in deſſen Bruſt, lag zugleich mit ihm am Boden, den ihr gemeinſchaftliches Blut röthete. Eine Stückkugel hatte beide niedergeſtreckt, ohne ſie zu trennen. Mit welchen Empfindungen mochten beider Seelen ihre Körper verlaſſen, und ſchneller als Blitz und Gedanke jenſeits angekommen ſeyn! Aldomar, furchtbar ergriffen, ſenkte das Haupt auf ſeines Roſſes Hals und ſchwur leiſe: „Krieg, ſcheußlichſtes aller Ungeheuer, die die Menſchheit quälen, Aasgeyer, der Blut ſäuft und ſich von Leichen mäſtet, möchten alle Fürſten

ſo nah dich ſehen und dabei fühlen, wie ich. Ich verabſcheue dich und das gräßliche Handwerk, das mit teufliſcher Kälte ſyſtematiſch morden lehrt, und dem Erfinder neuen Todes mit Ehre lohnt. Ich habe fürder nichts mehr mit dir zu ſchaffen, und das Hohnlächeln deiner Furien tönt mir wie Lobgeſang: Würgt, ſchlachtet, mordet euch Raſende, keine irdiſche Zeit, kein ſterblicher Mund würde euch belehren; ſo erwartet denn euern Spruch dort, wo alles, was hier wichtig, erhaben war, zur bejammernswürdigſten Thorheit herabſinkt, und nur eins beſteht: Tugend!“ — Jetzt ſprengte er den Rappen an und flog hin über die Todeshaide voll Blut und Röcheln. Grollen hätte er dem Monde mögen, der eben ſo freundlich auf das Jammerfeld herab lächelte, als in ein heimlich Waldthal voll Blüthenduft, Quellengeliſpel und Liebesgeflüſter in einer Juninsnacht. „Doch nein,“ rief er ſich zu, „dir gebot die ewige Liebe ſo mild zu leuchten, und nicht deine Schuld iſt es, daß ſich Menſchen ſchlachten, daß dein Strahl in klaffende Wunden, auf zerſchmetterte Brüderhäupter fällt, in ihrem verſtrömten Herzblute ſich ſpiegelt.“ — Es ward ihm unwiderſprechlich gewiß, daß Selma prophetiſch geſprochen, und der Himmel ihn hierher geſendet habe, um ihn ſich ſelbſt, ſeine Kräfte, ſeinen eigentlichen Beruf kennen zu lernen. Hier im wilden Raſen des

Krieges, wo keiner Zeit hat, dem fallenden Bruder die Hand zu reichen, wo jeder nur für ſich ſteht, ganz allein auf ſich gewieſen iſt, wo keine Empfehlung, keine Verbindung ſchätzt, wo jeder das gilt, was er werth iſt, hier hatte er beſtanden, hier hatte er Ehre, Achtung und die Ausſicht einer vortheilhaften Anſtellung gewonnen, hier war er einſtimmig als guter Kopf und höchſt brauchbar anerkannt. Ja, Selma behielt Recht, kehrte er lebend zurück aus dieſer furchtbaren Schule, ſo mußte er ſich ſelbſt wieder gefunden haben, an ſeinen eignen Werth glauben, und das Geſchwätz ſtumpfſinniger Thoren, ſtänden ſie auch auf den höchſten Stufen, verlachen gelernt haben. Hell ſtand in ihm und feſt der Entſchluß, würde er heimkehren, ſo ſollte ſein Leben fortan der Kunſt gewidmet ſeyn, und weder der Schwindelgeiſt der Ehrſucht, noch das Irrlicht des allgemein nützlich ſeyn wollens ihn aus der Thätigkeit reißen, für die er ſich beſtimmt fühlte, deren Zauber ihn ſelbſt während der Schrecken des Krieges und im Donnerſturm der Feldſchlacht nicht ganz aus der Seele gewichen war. — — Der Krieg hatte endlich ausgetobt und Aldomar war ſchon mit ſeinem General auf dem Rückmarſch in's Vaterland begriffen. Die Friedensunterhandlungen hatten aus den Archiven und Cabinetten der Diplomatiker eine Menge Employe's in's große Hauptquartier geleckt, ſo wie

ein unerwartet früher Lenz Schmetterlinge von allen Farben herauslockt. Wie dieſe, waren auch jene entſchieden, ſobald etwa ein kriegeriſcher Nachwinter einträte, ſogleich wieder in ihr Verſteck zu flüchten. Aldomar's Waffenbrüder, rauh genug, um dem wiedergekehrten Frieden zu grollen, waren natürlich nichts weniger als gut auf dieſe bunten Lenzesboten zu ſprechen, von denen ſie Hunderte mit einem Fluch zu ſchrecken, und Tauſende mit dem Knopf ihrer Säbel zu vernichten meinten. Jene vergalten dieſen Hohn durch mitleidiges Herabſehen auf die rohe Profeſſion des Würgens, und ſo konnten Reibungen bald im Scherz, bald im Ernſt nicht fehlen. Aldomar war der Einzige, der, die Gegenſeite beachtend, ſich gut mit den Vernünftigen unter jenen Gefiederten befand. Nur einen, der eben ſo unerfahren als unbeſcheiden, nicht nur das eiſerne Handwerk des Krieges, ſondern jede andere Berufsweiſe als die ſeinige höhniſch belächelte, ganz beſonders aber die Künſte geringſchätzte, fand er nöthig mit der wahren Anſicht bekannt zu machen. Da der ſelbſtgefällige Jüngling ſich eines ſchneidenden Tons und ironiſcher Ausfälle bedient hatte, ſo hielt ſich Aldomar berechtigt, ihn in gleicher Münze zu bezahlen, und ſprach etwa folgender Maßen zu ihm: „Ueber die Nothwendigkeit der ſchönen Künſte des Friedens, wenn das menſchliche Geſchlecht durch lange Kriege deme-

raliſirt, im darauf folgenden Frieden nicht tief unter die Stufe der Cultur herabſinken ſoll, auf der es vor dem Kriege ſtand — über dieſen Satz, ſo ſehr ihn Geſchichte und innere Anlagen des Menſchen bekräftigen, wollen wir nicht ſprechen, ſondern nur den ſchaffenden Künſtler in Bezug auf Würde des Berufs und auf nothwendige Trefflichkeit des Subjects, den büraliſtiſchen Thätigkeiten mit der Feder gegenüber ſtellen. Söhne des Tintenfaſſes, — rufe ich hier aus — Geſchöpfe des Federkiels, wo findet der langſame Kopf, der zum Pflug wie zur Trommel zu ungeſchickt iſt, wo der enge Geiſt, nur fähig an der Schlendriansleiter auf- und abzuklimmen, wo der Tropf, der nur eine rüſtige Fauſt und ein bleiernes Gefäß hat, wo finden alle dieſe ein Unterkommen, ja wo erreichen ſie ſogar eine Art von Brauchbarkeit? Etwa als Maler, Dichter, Muſiker? Nein, in den Schreibſtuben höherer und niederer Art. Um den Dünkel zu beſchämen, mit dem ihr Federhelden auf die Künſtler herabblickt, ſo laßt uns doch einmal fragen, was zum ſelbſtſchaffenden Muſiker, Maler oder Dichter, noch ganz abgeſehen vom Practiſchen ſeiner Kunſt, gehöre? Vor allen Dingen etwas, das euch in der Regel völlig fremd iſt, eine lebendige, fruchtbare Einbildungskraft. Allein um dieſe zu zügeln, um ihre Schöpfungen geiſtig, ſchön, erhebend und ergötzend zu machen, muß ſie durch Ge-

ſchichte, Philoſophie und Moral geläutert, gebildet werden. Um den Sinn für geiſtige Schönheit, für Einheit, dies Grundprincip aller Kunſt, zu wecken, muß der Künſtler mit dem Edelſten, Beſten, Zarteſten, was Geſellſchaft und feine Sitte ſanctioniren, genährt — er muß ein feingeſitteter Menſch ſeyn. Der geiſtige Reichthum fremder Nationen muß offen zur Benutzung vor ihm liegen, und zwar in ſeinen erſten und reinſten Quellen, alſo den fremden Sprachen alter und neuer Zeit. Der Dichter muß ferner der wahrhafte, warme und doch auch vernünftige Repräſentant der Volkseigenthümlichkeit ſeyn, ſonſt wird er weder ſeinem, noch einem Zeitalter und Volke gefallen, am wenigſten ſeinen Namen auf die Nachwelt bringen. Hierzu aber muß er die Geſchichte und den Geiſt ſeiner Zeit verſtehn und würdigen, weder ein bezahlter Lobredner des Deſpotismus, noch ein verworfener Apologet anarchiſcher Raſerei ſeyn. Stellen wir aber im Dichter Philoſophie, Geſchichte, Moral, feine Sitte und Erziehung, alte und neuere Sprachkunde, Kenntniß und Würdigung des Zeitgeiſtes, als ihm unentbehrliche Disciplinen, zuſammen, ſo ſagt mir doch, was der Beſte eurer, ja aller ſchreibenden Zünfte vor ihm *voraus* hat? Nichts; ja neun Zehntheile von euch allen beſitzen nicht die Hälfte dieſer Kenntniſſe. Euch alle aber übertrifft der Künſtler nur noch in der Leb-

haftigkeit der Einbildungskraft. Hier gilt es eignen Reichthum der Phantasie — Erfindung, kein todtes Nachmalen des Vorhandenen, kein maschinenmäßiges Kneten des gegebenen Stoffes in eine schlendrianmäßige Form. Und eben deshalb, weil Einbildungskraft und geistiges Schöpfungsvermögen weder auf Schulen noch Universitäten oder in der Kanzlei gelehrt und gelernt werden können, sondern vom Himmel, ein freiwilliges Geschenk seiner Gnade kommen müssen — eben deshalb wird der Künstler nur geboren, der Geschäftsmann aller Art aber gemacht. Poëta et musicus nascuntur, sagte der lateinische Dichter schon vor achtzehnhundert Jahren. Jeder große oder kleine Fürst kann in einem Anfall von Laune hundert oder hunderttausend Menschen befehlen, Dicasterianten zu werden — so wie man unter Peter dem Großen dem eine Flöte, jenem ein Waldhorn in die Hände gab, mit dem Befehl, sofort ein Spielmann zu werden. Und es ist mathematisch gewiß, daß, wenn Belohnungen und Strafen bei einer solchen Procedur gehörig angewendet werden, das Resultat in einer vernünftig bestimmten Zeit, so und so viel brauchbare Kanzleiarbeiter aller Arten liefern wird. Allein des großen Monarchen furchtbarster Zorn, sein mildestes Lächeln sind eben so wenig im Stande einen Künstler hervorzubringen, als ein Maiblümchen aus der harten Erde zu locken.

Ja, der Juriſt, Diplomat, Finanzier, kann ein Heros, das non plus ultra in ſeinem Fache und dennoch nicht fähig ſeyn, nur ein künſtleriſches Gefühl in ſeinem Buſen zu erzeugen; dagegen wimmelt es von Beiſpielen, daß der große Dichter, wollte er nur ſonſt aus ſeinen heitern Himmeln herabſteigen, täglich mit dem größten Glück in's Geſchäftsleben eintreten könne. Erwiedert mir nicht, daß ich von groſſen Künſtlern ſpreche. Kleine gibt es nicht; das Publicum, ihr ſelbſt juſtificirt ſolche Maleficanten täglich auf's Unbarmherzigſte, wenn ſie in Schauſpielhäuſern, Concerten, Gemäldeausſtellungen ihre Blöße zur Schau ſtellen, und thut recht daran. Derjenige unter euch, der ſein Fach mit Genialität treibt, pfuſcht ſchon, kraft dieſer Qualität, in die Künſtlerſphäre herüber. Er wird weder auf die Künſte ſchimpfen, noch an ſeinem Beruf allein das Fortſchreiten der Menſchheit bilden. Seyd ihr geiſtiger Erhebung fähig, ſo kann ſie euch allein der Künſtler im Gedicht, Ton oder Bild auf eine wahrhaft ſtärkende Weiſe reichen. Seyd ihr aber Sclaven des Bauches, nur geboren um euern Antheil Lebensmittel zu verzehren, wohl, ſo ſetzt euch an den Spiel- oder Eßtiſch, und vertreibt euch die Grillen. Eures Gleichen ſollte ſich nur an den nützlichen Kartoffeln, nicht aber an der poetiſchen Ananas laben dürfen!“ —

Die Heere zogen nun der Heimath zu, und Aldomar, einmal entschlossen, nicht beim General zu bleiben, und das Waffenhandwerk zu treiben, erhielt leicht die Erlaubniß, da sein Abschiedsgesuch schon eingereicht war, seine Heimreise durch die Schweiz anzutreten. Schon in der Fremde hatte er, als der Frühling die blutige Erde mit Blumen verdeckte, die unaussprechlichste Sehnsucht nach Selma und seiner poetischen Wirksamkeit bis zum Schmerz gesteigert gefühlt. Die Wanderung durch die theils furchtbaren, theils lieblichen Schweizerthäler, weckte seine Liebe zu Natur und Kunst auf's Neue. Er war sich bewußt, verändert, gereift, gestählt, erhoben zum edelsten Selbstbewußtseyn, heimzukehren. Was von einem Manne gefordert werden konnte, das hatte er geleistet, hatte ohne Empfehlung, ohne besondere Glücksfälle, ohne große Summen zu seiner Disposition, fremd unter Fremden, Ehre und Ansehen von seinen Gefährten, Auszeichnung vom Chef sich erworben, hatte durch sich selbst, ganz ohne Beihülfe diesen Weg gemacht. Will man sich besinnen, daß er, kaum genesen von einer schweren Krankheit, gebrochnen Muthes, ohne Glauben an sich selbst, voller Bitterkeit gegen Welt und Schicksal, diesen Entschluß aus reiner Ehr- und Vaterlandsliebe, aus heißem Gefühl ächter Männerpflicht und Würde ergriffen, so wird derjenige, welcher der Character-

ſchilderung Aldomar's bisher mit Theilnahme gefolgt iſt, ſich kaum einer hohen Verehrung der geiſtigen Kraft in ihm entſchlagen können. Nicht weniger Bewunderung verdient Selma, die mit weiblicher Klarheit erkennend, was in dem Geliebten vorging, das ſichere Mittel ihn zu retten, auch dann ohne Zaudern ergriff, als ſie es für ein verzweifeltes erkannte, das ſein Leben aufs Spiel ſetze. Der zartfühlende Genius in ihr hatte ihr Aldomar's Eigenthümlichkeit, ſeine wahre Beſtimmung, ſein inneres Leiden, ſeine geiſtige Vernichtung ſo tief nachempfinden laſſen, daß — war nur erſt das Rettungsmittel für ihn gefunden, — von ihr keinen Augenblick die Rede ſeyn konnte. Ihre Thränen, ihre Gebete, ihre Angſt um den Freund, ließ der Himmel nicht unerhört, und ihr ward die Wonne, den Geliebten erhalten, ſo geiſtig als körperlich geheilt, wieder in ihre Arme zu ſchließen. Aldomar blieb fortan feſt in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, eins mit ſich ſelbſt über ſein Inneres und die Erſcheinungen der Außenwelt, über das, was er könne und ſolle. Gleich einem ſtillen aber kräftigen Strome floß fortan ſein Leben hin, alles um ſich her klar abſpiegelnd, aber nicht bis zur Tiefe durchlaſſend. Wer edle Frauen kennt und weiß, wie hoch es ſie beglückt, in dem Manne ihrer Wahl auch ganz den tüchtigen Mann, im edelſten Sinne des Worts zu erkennen,

der wird Selma's Wonne begreifen, als ſie den Freund ihrer Seele ſo in ihre Arme zurückkehren ſah, und von ihm vernahm, was ihr heiligſtes Streben geweſen, was ſie gehofft, aber ſich kaum geſtanden hatte, daß ihr Rath der beſſere, und ſie Aldomar's Retterin geweſen ſey.

Gesammelte

Erzählungen.

Leipzig, gedruckt bei W. Drugulin.

Gesammelte Erzählungen

von

Carl Borromäus von Miltitz.

Zweiter Band.

Leipzig,
bei Carl Cnobloch.
1825.

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK
HALLE (SAALE)

19 K 883

Inhalt.

	Seite.
Das Verſprechen.	1
Das Thalercabinet.	50
Das Miniaturbild.	117
Der goldene Schlüſſel.	167
Sabbathia.	193
Die beiden Vettern.	251

Das Verſprechen.

Es war gegen das Ende des ſiebenjährigen Krieges, als an einem ſtürmiſchen Winterabende gewaltſam an das Thor der Pfarrwohnung eines einſam gelegenen Dorfes gepocht ward. „Um Gottes Willen!“ — lispelte die furchtſame Hausfrau dem Gatten zu, der, mannigfach in jenen drangvollen Zeiten von außen und innen geſtört, mit Mühe ſeine Gedanken am Pulte ſammelte — „um Gotteswillen! geſchwind die Lichter ausgelöſcht und mäuschenſtill geſeſſen, ſo glauben die Unholde, das Haus iſt leer und toben vorüber“ —

„Oder“ — fiel ihr der Gatte in's Wort — „ſchlagen, eben weil ſie das glauben, Thür und Fenſter ein, finden uns und lohnen die Lüge mit Mord und Plünderung! Pfui Suſanne, wie kann Dich die Furcht ſo verblenden! — Nein“ — ſetzte er hinzu, die Lampe anzündend — „ehrlich währt am längſten. Wir ſind Menſchen, die draußen auch

nur Menſchen, und beide ſtehn wir unter Dem, ohne deſſen Willen kein Haar von unſerm Haupte fällt! — Ich komme ſchon!“ — rief er den immer gewaltiger an die Thür Donnernden entgegen, die Riegel zurückſchiebend.

„Wo hat denn das Wetter den verdammten Pfaffen hingeſchleudert?“ — ſo rief mit drohender Baßſtimme ein großer Mann von wildem Anſehn herunter von dem hohen ſchwarzen Roß. Zwei Reuter folgten ihm.

„Im Gegentheil“ — entgegnete der beſonnene Pfarrer freundlich — „das Wetter hat mich grad' zu Haus gehalten, damit ich Sie, Herr Offizier, beherbergen könne, wenn Sie anders ſich nicht ſcheuen unter dem Dach eines Verdammten einzukehren!“ — Der Offizier ſchien doch ein wenig über dieſe Antwort zu lächeln. Man machte Anſtalt, ihm herabzuhelfen. Er war verwundet und trug den linken Arm in der Binde. Suſanne hatte ſich indeſſen gefaßt, den Lehnſtuhl an den Ofen gerückt, die Magd in Küch' und Keller geſandt. Von Schnee und Regen triefend, vor Froſt und Wundfieber mit den Zähnen klappernd, ſchritt der Soldat, den gewaltigen Säbel laut klirrend hinter ſich drein ſchleppend, in's Haus.

„Ihren Character und Namen?“ — frug der

Pfarrer, „damit ich zu dem nächſten Regiments-chirurg ſchicken und“ —

„Nicht nöthig“ — erwiederte der Officier un-freundlich — „meine Leute beſorgen das ſchon ſelbſt. Uebrigens bin ich der Obriſt von Hellenburg!“ Mit dieſen Worten warf er ſich in den Seſſel, ließ ſich Cartouche und Säbel abnehmen und das Kleid vom blutenden Arme losſchneiden. Der eine Bediente un-terſuchte die Wunde. „Der Arm iſt richtig entzwei“ — ſagte der Menſch — „ich fühle die Splitter!“

„Verdammt!“ — rief der Officier — „ſo werde ich wieder eine Weile krumm liegen müſſen! — Nun, verbinde nur, Joſeph, und hole morgen den Scharfrichter vom nächſten Bataillon!“ — Als es geſchehn, wickelte ſich der Obriſt ſo gut es gehn wollte in des Pfarrers Schlafpelz, trank, ohne auf Suſannens und ihres Gatten Anerbietungen nur ein Wort zu erwiedern, ein paar Taſſen vom mitge-brachten Thee, verlangte ſeine türkiſche Pfeife und ſtarrte dann finſtern Blickes in die Ofenglut, bald ſich in blaue Dampfwolken hüllend, bald in Gedan-ken verſunken, die Pfeife erlöſchen laſſend. Des Pfar-rers Verſuche, den finſtern Gaſt zu unterhalten, blie-ben ohne Erfolg; auf ſeine Frage, ob auch ihm erlaubt werde, ſein Pfeifchen anzuſtecken, war ein ſtummes Kopfnicken die Antwort. Reſignirt ſetzte er ſich dem Obriſten gegenüber, und nahm ſich die

Freiheit, ihn recht genau zu betrachten, was er um so ungestörter konnte, als jener seine Anwesenheit ganz zu ignoriren schien. Es war ein großer schöner Mann von edler Gesichtsbildung, die, ohne die Melancholie auf der Stirne und den bitterspottenden Zug am Munde, einnehmend gewesen wäre. Sechs und dreißig bis vierzig Jahr höchstens schätzte ihn der Pfarrer. Am Ringfinger seiner feingeformten aber kräftigen Hand glänzte ein Goldreif mit prächtigen Steinen. Seine Sprache war die eines Gebildeten. Wunderliche Gedanken mochten ihm durch den Kopf gehn. Bald seufzte er tief, bald lächelte er spöttisch, bald schien er zu fluchen, bald sich selbst zuzusprechen. Plötzlich fuhr er auf — „sprecht Pfarrer! ich will unterhalten seyn!“

„Mein Gott“ — seufzte dieser — „womit soll ich Sie unterhalten? Die Zeit, in der wir leben, ist eben nicht unterhaltend, und schwerlich möchte die Geschichte unsrer Leidenstage“ —

„So habt Ihr wohl viel ausstehn müssen?“

„Unsäglich! da wir, hier an der Gränze liegend, heut dieser, morgen jener Parthei gehören. Indeß war mit den Linientruppen immer noch auszukommen. Aber die Freicorps, und vorzüglich die bösen Panduren, das sind wahre Satanskinder! Plünderung, Brand und Mord, ist ihr Tagewerk. Immer die ersten am Feinde, ist ihnen der Tod

nichts, und ſie treiben das Blutvergießen mit wahrhaft ſyſtematiſcher Mordluſt!“

„Ha, ha, ha!“ — lachte der Obriſt wild auf — „daran erkenne ich meine Braven!“

„Wie, um's Himmelswillen? — O verzeihen Sie doch, gnädiger Herr“ —

„Laßt Euch nicht ſtören. Euer Reden verhallt im Sturm und ſtillt keinen Blutstropfen, den unſere ſcharfen Säbel an's Licht fördern, zudem kann man Euch das Klagen wohl geſtatten. Ja ich bin Commandant eines croatiſchen Regiments und höre es gern, wenn man uns fürchtet. Der Soldat im Kriege iſt, wie das Gewitter, nicht zum Spaß da. Erzählt nur weiter. Wie geſagt, ich höre das gern. Welches waren denn Eure heißeſten Tage?“

„Vor einem Viertel Jahr etwa!“ — entgegnete der Pfarrer. „Feuer und Schwerdter hatten ſchon gewüthet, bald hatten Preußen, bald Oeſtreicher die Oberhand. Die letztern blieben Sieger, verließen aber das Dorf, um eine feſtere Stellung zu beziehen. Ihnen folgten am ſelben Abend Rothmäntel. Es war offenbar unmöglich, das zu leiſten, was innerhalb zwei Stunden herbeizuſchaffen unter den entſetzlichſten Drohungen befohlen ward. Unſer Flehn, unſere Verzweiflung war den Unholden eine Luſt. Während die eine Hälfte im Dorfe plünderte, jagte die andere nach dem Schloſſe hinauf. Bald

hörten wir von dort aber das Jammergeschrei des Gesindes, das Knallen der Gewehre, bald sahen wir tausend rothe Flammenzungen den Nachthimmel gräßlich schön erleuchten. Ich hatte noch östreichische und preußische Blessirte im Hause, und so gingen die Würgengel an meiner Hütte schonend vorüber, allein die rauchenden Brandstätten, die Leichname der erschlagenen Landleute bezeichneten ihren Weg deutlich genug. Dem Vernehmen nach ward der Besitzer des Schlosses, der Correspondenz mit dem Feinde verdächtig," in's Hauptquartier abgeführt. Vergebens boten seine Diener ihr Leben für die Freiheit des Menschenfreundes!" —

„Nun" — rief der Obrist mit Hitze dazwischen — „wenn er das that, so ist er ein Schurke und werth, am nächsten Baume aufgeknüpft zu werden, was ihm dann auch" —

„St" — winkte der Pfarrer die Hände zur Bitte faltend mit beweglichem Seitenblick auf das junge Mädchen deutend, das eben in häuslichen Geschäften durch's Zimmer schritt — „'s ist seine Tochter, die er, in Verpflegungsgeschäften wenig zu Hause verweilend, uns zur Pflege übergab. Ein Engel von Güte!"

„Natürlich!" — lachte der Obrist tückisch. „Ein Engel wie sie alle sind. Dem Teufel auf ein Haar ähnlich! und wie heißt der Engel?"

„Iſidore von Frauenſtein!“

„Donner und Wetter!“ fluchte der Obriſt und fuhr mit einem Satze nach der Ecke wo der Säbel lehnte, den er klirrend aus der blanken Stahlſcheide riß. „Wo bin ich? — wie heißt das verbrannte Drachenneſt dort oben?“

„Schloß Frauenſtein, der Sitz glorreicher und würdiger“ —

„Schweiget mit Eurem Lobgeſang, den die Dummheit der Verworfenheit nachkrächzt! — Frauenſtein? — haha! alſo deshalb mußte ich mich im Walde verirren, mich durch die feindlichen Patrouillen durchhauen, mir den Arm zerſchießen laſſen, um die Tochter jenes gleißneriſchen wortbrüchigen Schurken zu finden? O Schickſal, wie fachſt du die halbverloſchne Glut wieder an! — Das Mädchen her!“

„Gnädiger Herr“ — flehte der Pfarrer — „üben Sie Barmherzigkeit!“

„Das Mädchen her! oder bei meinem Eid, mein Säbel fährt durch Euern Schädel wie durch eine welke Rübe; das Mädchen laſſe ich von meinen Croaten würgen und Euer Weib am Feuer der eignen Hütte röſten! Das Mädchen her!“ — Er ſchritt nach der Seitenthür.

„Ich bringe ſie“ — rief der Pfarrer — „und empfehle ſie dem Schutz des Allmächtigen. Iſidore — liebes Kind — komm zu mir!“

Iſidore flog in die Arme ihres Pflegers, dem ſtille Thränen der Angſt über die ſchreckensbleichen Wangen floſſen.

„Hierher“ — gebot der Obriſt mit furchtbar blitzenden Augen, indem er Iſidoren hart ergriff und vor ſich niederſchleuderte — „hierher Schlange, die ich zertreten will!“

„Bitt' um Dein Leben“ — flüſterte der Pfarrer — ein Feind Deines Vaters will an Dir ſich rächen!“

„O Gott“ — rief Iſidore auf den Knieen — „habt Erbarmen gnädiger Herr, mit mir armen Kinde!“ —

Hochgeſchwungen hielt der Wüthende den blitzenden Säbel über Iſidore, die ſchreckensbleich und ſtumm die Hände gefaltet, die Augen emporgerichtet, mehr den Himmel als den Obriſten anzuflehen ſchien. Der Pfarrer ſah dem furchtbarſten Augenblick ſeines Lebens entgegen.

„Nein“ — rief der Obriſt jetzt — „lebe, armſelige Creatur; es gibt noch eine ſüßere Vergeltung, als Deinen Tod!“ — Mit verächtlichem Blick warf er den Säbel in die Scheide und ſich wieder in den Seſſel, das Haupt mit vor die Augen gelegter Hand ſtützend.

„Darf ich noch leben?“ — frug Iſidore mit kindlich ſchmeichelnder Stimme.

„Du darfſt — ja Du muſt leben, für meine

ausgeſuchte Rache!“ — Er riß ſie dicht an ſich heran, ihr lang in die ſchwärmeriſchdunkeln Augen ſtarrend. Wuth und Erbarmen, Haß und Liebe kämpften ſichtlich in ihm. „Ja“ — rief er — „ſo ſah ſie aus! in dieſen Engelszügen wohnte Falſchheit, in dieſen Taubenaugen Leichtſinn und Buhlerei!“ — — Er ſchien eine Rührung zu bekämpfen, und fragte ruhiger nach einigen Augenblicken: „Verſtehſt du Muſik?“

„Ich ſinge ein wenig zur Laute!“

„So hol, das Inſtrument!“ —

Sie ging, kam bald zurück und ſetzte ſich dem Obriſten gegenüber. Das Spiel der Ofenflamme lief wunderlich über ihre reizenden Züge. Mit der neuen Lebenshoffnung war der Roſenſchmelz der Jugend und Unſchuld auf ihre ſammtne Wange zurückgekehrt. Voll unbewußter Grazie das gewaltige Inſtrument haltend, weckte ſie ſeine melancholiſchen tiefſten Klänge, berührte präludirend ſeine ſilbernen Saiten, ſich mit hallenden Arpeggio's begleitend, während ſie mit der Stimme eines Engels das Lied „Befiehl du deine Wege“ ſang.

Es war eine Scene, eines Meiſterpinſels würdig, und doch kaum von ihm erreichbar, wie Zorn und Rachſucht vor der ſtillen Gewalt der Unſchuld und Harmonie Schritt um Schritt zurückwichen!

„König Saul“ — flüſterte der Pfarrer vor

ſich hin — „deine böſen Geiſter bändigt die Davidsharfe!“ —

In der That hatte Iſidorens Geſang beruhigend auf den Obriſten gewirkt, deſſen Blicke weniger furchtbar blitzten, deſſen Stimme weniger donnerte, wenn Iſidore im Zimmer war. Allein der innere Zwieſpalt tobte noch in ihm auf und nieder, und wenn ſie unverſehns ihres Vaters erwähnte, ſo flammte er in ſo entſetzlicher Wildheit auf, daß Suſanne das Fräulein beſchwor, um des allgemeinen Beſtens willen, ihr kindliches Gefühl zu unterdrücken. Nach einigen Tagen, an denen der Obriſt Ordonanzen empfangen und abgeſandt hatte, bekam er einen Brief, der ihn aufs Neue in große Bewegung verſetzte. Er ging heftig auf und nieder und ſah ſo ergriffen aus, daß kein Menſch ſich an ihn wagte, Suſanne bei jedem Wort wie Eſpenlaub bebte, und Iſidore wie auf Socken durchs Zimmer ſchlich. Der Abend dunkelte allmählig, und der Obriſt, den ſeine Wunden heut mehr als gewöhnlich ſchmerzten, hatte ſich aufs Ruhbett geworfen, als ungeſtümes Lärmen ihn erweckte. Suſanne, vergebens die Ungeſtümen, die ſich ſchon neben ihr in das Vorhaus gedrängt hatten, bedeutend, daß ſie einen verwundeten Stabsofficier im Quartier habe, war im Begriff, denſelben herbeizurufen, als Iſidore zufällig heraustrat. Der Anblick des ſchönen

Mädchens machte die Marodeurs, denn solche waren es, noch dreister. Der Keckste umfaßte das Mädchen und trug sie nach dem Hofe. In diesem Augenblick trat der der Obrist aus dem Zimmer, ein Pistol in seiner Hand, und kaum erblickte er das Gesindel, kaum hörte er Isidorens Angstgeschrei und sah sie in den Armen eines Elenden, so drückte er los und im Nu wälzte sich der Mädchenräuber im Blute. Auf den Lärm waren des Obristen Leute mit blanken Säbeln herbeigeeilt, allein es war nicht mehr nöthig, denn sobald die Plünderer den Obristen erkannten und ihren Cameraden fallen sahen, so flohen sie über Hals und Kopf davon. Isidore lag zitternd an seiner Brust. Er küßte zärtlich ihre Wangen, und rief: — „von heut an bist Du doppelt mein. Der Brief, den ich gestern erhielt, und der Zufall, der mich heut zu Deinem Retter machte, geben mir heilige Rechte!“ — Von dieser Stunde an ward Isidore, ohne daß der Obrist sich darüber, oder über den Inhalt des Briefes erklärt hätte, sein entschiedener Liebling und der Schutzgeist der Gegend. Beinah den ganzen Tag mußte sie bei ihm sitzen, ihm versingen, ihm die Zeitungen lesen, mit ihm plaudern. Das mitleidige Kind war froh, dem Leidenden, wenn ihm das Herausziehn der immer neu hervortretenden Knochensplittern böse Stunden machte, mit ihren geringen Kräften wohl-

thun zu können. Sie übte dies Tagewerk mit dankbarer Bereitwilligkeit, seit des Obristen Arm sie der Beschimpfung entrissen; mit Lust, seitdem sein ganz veränderter Character ihr ein Herz voll Milde und Innigkeit gezeigt hatte. Den Grund dieser räthselhaften Veränderung zu erforschen, fiel ihr so wenig ein, als ihn sich selbst beizumessen. Genug daß es so war, und der Pfarrer, der bald im nahen Lazareth unter Leidenden und Sterbenden, bald unter seinen verarmten Kirchkindern mit der vom Obristen stets neugefüllten Börse hülfreich umherging, bestärkte sie in dieser Ansicht. „Auch mir“ — pflegte er oft heimlich im Nebenstübchen zu seinen Hausgenossen zu sagen — „auch mir bleibt der Mann und seine Beziehung zu Isidoren und ihrem Vater ein Räthsel, allein so wie er jetzt handelt und spricht ist er ein Engel des Friedens und der Gerechtigkeit. Daran laßt uns genügen. Freut man sich ja wohl auch über die Spiegelfläche der ruhigen See, ohne untersuchen zu wollen, welche Geheimnisse sie in ihrem dunkeln Schooße verbirgt. Ich zittre nur für mein Lazareth und mein Dorf, wenn uns dieser Edelmüthige wieder entrissen wird!“ —

„Ach liebes Is'chen“ — flüsterte die furchtsame Susanne — „wie dank' ich Gott, daß Du bei uns bist, und daß der fremde Herr Obrist so großes Wohlgefallen an Dir hat. Gewiß das hält viel

Unglück von uns fern!“ — Und bei jeder Zeitungsnachricht, welche die hier und da aufkeimenden Friedenshoffnungen zu vernichten drohte, bat ſie das Fräulein, nur ja recht freundlich mit dem Obriſten zu thun, der nach dem Bericht ſeiner Leute ein gar vornehmer und reicher Mann ſey. Das holde Kind that gern was ihrem ſchönen Herzen ſo leicht ward, verdoppelte Sorgfalt und Liebenswürdigkeit gegen den Gaſt, und dieſer hätte mehr als Croat und Pandur, hätte ein Ungeheuer ſeyn müſſen, um der unbeſchreiblichen Anmuth Iſidorens widerſtehn zu können. Auch gab er ſich derſelben ganz hin und ſchien ohne das Mädchen, das er liebkoſend „ſein kleines Bräutchen“ nannte, nicht leben zu können. Aber nicht darauf allein beſchränkte er ſich, dem Fräulein ſein Wohlwollen zu zeigen; er drang vielmehr darauf, daß bei den heitern Ausſichten zum Frieden, der Pfarrer auch nun den abgebrochenen Unterricht wieder anfange; und ob Iſidore ihm dadurch gleich mehrere Stunden des Tages entzogen wurde, ſo litt er doch nicht, daß ſie um ſeinetwillen ihre geiſtige Ausbildung vernachläßigte. An dieſe Sorge für ihren Geiſt, knüpfte er auch eine genaue Nachforſchung um den Zuſtand ihres Vermögens; ja, als der bald geheilte Arm ihm erlaubte, ſein in der Gegend liegendes Regiment zu beſuchen und er die Fluren des Gutes halb verwildert fand, ſo

ließ er ſie theils durch die Bauern unter militairiſcher Aufſicht, theils durch einen Theil ſeiner Soldaten ſelbſt beſtellen. So wie die Friedenshoffnungen lauter und beſtimmter wurden, dehnte er ſeine Sorge auch auf das Schloß Frauenſtein ſelbſt aus. Es fand ſich, daß nur das Dach und einige Zimmer ausgebrannt waren. Durch den zum Glück abwehenden Wind war das Hauptgebäude verſchont geblieben, und ſelbſt in dem von den Flammen ergriffenen Theile, hatten die ungeheuern Mauern Widerſtand geleiſtet. Auf des Obriſten Ladung, fanden ſich die Beamten ein, ſchafften die verſteckten Mobilien und Effecten wieder herbei, fertigten Inventarien über alles Vorhandene und ſtellten die nöthigen Handwerker beim Baue an, der unter des Obriſten Aufſicht und militairiſchem Commando raſch von Statten ging. Großmüthig, gerecht gegen Jeden — wie hätte des Obriſten Name nicht von den Unterthanen der Frauenſteiniſchen Güter mit Segenswünſchen begleitet werden ſollen! Aber auch in Iſidorens noch halb kindiſchem Herzen tönte es lang und zärtlich nach, wenn der Retter ihrer Ehre, der Erhalter ihres Vermögens, der Beſchützer ihrer Pflegältern genannt wurde. Wie ſorgſam war er nicht bedacht, ihr überall Freude zu machen! Oft fuhr er ſie im leichten Wagen, mit vier flüchtigen Ungarn beſpannt, nach der väterlichen Burg, wo

ſie den Bau und die Wiederherſtellung der ſchönen Gärten in Augenſchein nahmen; und nie kehrte er aus dem nahen Städtchen zurük, ohne ihr irgend ein kleines Geſchenk mitzubringen. Natürlich ſchloß ſich ihr Herz dem an, wo es lieben und achten mußte, wo überall Bewundrung und Verehrung des gefeierten Mannes ihr entgegen kam. In dieſer Weiſe verging der Winter. Eines Tages, der Pfarrer war gerade abweſend, trat der Obriſt in das Zimmer, wo Iſidore arbeitete. Er ſchien ausreiten zu wollen, hatte Säbel und Czako im Arme. Iſidore flog ihm entgegen. „Wohin, lieber Obriſt?“ — frug ſie freundlich. „Fort liebes Kind“ — entgegnete er gerührt — „vielleicht auf lange. Der Friede iſt geſchloſſen, mein Regiment bricht morgen auf!“ — Iſidore zerfloß in Thränen, ihren tiefen Schmerz unverholen zeigend. „Aber“ — hob der Obriſt an — „wenn mein kleines Bräutchen mir noch etwas recht Großes zu Liebe thun wollte, ſo wäre dazu wohl Gelegenheit!“ — „O mit tauſend, tauſend Freuden“ — rief Iſidore, ihre Thränen trocknend — „was thäte ich Ihnen, dem ich Alles ſchuldig bin, nicht zu Liebe? Geſchwind, geſchwind, was ſoll ich thun?“ — „Hier unter dies Papier Deinen Namen ſchreiben und vor Deinen Pflegeältern wiederholen, daß Du mein liebes Bräutchen biſt und bleiben willſt?“

„Sonſt nichts?“ — rief Iſidore haſtig, das dargebotene Papier ergreifend und unterzeichnend. Der Obriſt nahm ſie bei der Hand und trat mit ihr in's Nebenſtübchen, wo Suſanne, und Chriſtine, die Magd ſaßen. Mit lachendem Munde und heiterer Miene ſagte er: „Nun, liebe Frau, ich muß morgen fort; erhalten Sie mir meine Iſidore bis ich wieder komme! Nicht war Iſy, Du biſt und bleibſt mein liebes Bräutchen?“ — „Von ganzem Herzen, lieber Obriſt!“ — „Nun ſieh“ — er zog ſeinen Demantring vom Finger und ſteckte ihr ihn an, nachdem er ihr den ſchlichten Goldreif, den ſie trug, abgezogen und zu ſich geſteckt hatte — „ſo ſchenk' ich Dir dieſen Ring als Verlobungsring und Suſanne und Chriſtine ſind Zeugen. — Aber bald hätte ich vergeſſen, daß ich für Euch beide auch ein kleines Andenken habe. Hier, gute Frau, und hier Chriſtine, denkt meiner dabei; und wie geſagt, ſeyd Zeugen meiner Verlobung mit Iſy!“ — „Ja, ja“ — riefen beide, von des Obriſten heiterer Laune entzückt — „wir ſind Zeugen. Reiſen Sie glücklich, und kommen Sie bald wieder!“ —

Die ganze Scene ging ſo raſch hintereinander, war durch des Obriſten Heiterkeit ſo natürlich herbeigeführt; daß keinem der Theilnehmer beifiel, etwas Sonderbares darin zu finden. Nachdem man ein Weilchen ſo geſeſſen und ſich über die erhaltenen

reichen Geſchenke nach Herzensluſt gefreut hatte, frug Suſanne, wo denn der Obriſt eigentlich hingewollt, und wann er wiederkommen werde? Iſidore wußte bloß, daß er geſagt, der Friede ſey geſchloſſen, ſein Regiment müſſe aufbrechen und er vielleicht lang wegbleiben.

„Dann aber“ — meinte Chriſtine — „iſt es doch ſonderbar, daß er ſich mit dem Fräulein ordentlich verlobt, ihr einen ſo prächtigen Ring angeſteckt und uns ordentlich zu Zeugen dabei genommen hat!“

„Das war alles pur Spaß“ — erwiederte Suſanne — „hat er denn Iſy nicht immer ſein kleines Bräutchen genannt?“

„Freilich wohl; aber Fräulein Iſ'chen iſt jetzt vierzehn Jahr und kann in vier Jahren recht füglich heirathen. Wenn ihr nun einer geſicle und ſie wollte ihm die Hand geben, und der Herr Obriſt kämen und ſprächen — holla, ich thue Einſpruch! — Wie dann?“

„Poſſen“ — entgegnete Frau Suſanne, etwas betroffen — „er wird doch nicht aus Spaß Ernſt machen wollen. Und dann könnte er ja faſt Iſy's Vater ſeyn!“ —

Chriſtine ſchüttelte bedenklich den Kopf; Frau Suſanne ſah beunruhigt vor ſich nieder. Iſidore ſchwieg mäuschenſtill. Da trat der Pfarrer ein;

Alles flog ihm entgegen. „Ich bringe gute Nachricht“ rief er fröhlich — „der Friede ist unterzeichnet, in den nächsten Tagen brechen alle Truppen auf. Wo ist der Obrist?“

„Fort!„ seufzte Isidore betrübt.

„Ja“ — ergänzte Christine — „fort mit Sack und Pack, und seine Leute auch!“

Der Pfarrer war verwundert; er nahm Isidorens Hand, sie zu beruhigen, da blitzten ihm Diamanten in die Augen. „Ei tausend“ — rief er — „wo hast Du das prächtige Juwel her? — Aber wo ist denn der einfache Goldring Deiner seligen Mutter?“

Isidore ward über und über roth. Susanne blickte ängstlich auf ihren Gatten, Christine winkte ihr zu sprechen. Endlich nahm Susanne das Wort. „Sie müsse bekennen“ — sagte sie — „es sey etwas vorgegangen, das anfangs ein bloßer Scherz, aber bei ruhigerm Ueberlegen doch sehr bedenklich geschienen habe.“ Und nun beichtete sie, froh ihr Gewissen zu erleichtern, in einem Zuge fort, wie Alles gekommen, und des Obristen heitre Laune sie durchaus nichts Ernstes habe ahnen lassen. Isidore setzte hinzu, was Susanne und Christine nicht einmal wußten, daß sie auch schriftlich sich mit dem Obristen versprochen habe.

Nachdem der Pfarrer sich Alles wiederholen

laſſen, ſagte er kopfſchüttelnd: „Weiber, Weiber, ich muß Euch das Zeugniß geben, daß Ihr da einen hauptcapital dummen Streich gemacht habt! Wir kennen zwar den Obriſten als einen braven, edeln Mann — dennoch — ich geſtehe es — will mir dieſe That nicht gefallen! Gott führe Iſidorens Vater wieder zu uns. Geſchieht dies aber nicht, ſo iſt Iſidore ſo gut wie gefeſſelt, denn da ſie vierzehn Jahr alt, in dieſen Kriegszeiten ohne Aeltern und Vormünder iſt, ſo hat ſie das Recht, ein Eheverſprechen für ſich allein abzuſchließen. Nun iſt ſie aber noch halb Kind, kennt die Welt nicht, entſcheidet ſich ihr unerfahrnes Herz für einen Andern, ſo iſt ſie gebunden. Wenigſtens kömmt ſie ohne Proceß nicht los von einem Manne, der ſchon jetzt ihr Vater ſeyn könnte! Wie geſagt, Ihr habt im beſten Falle ein höchſt gewagtes Spiel geſpielt!“ —

Er nahm nun das Fräulein beſonders vor, um ſich erklären zu laſſen, wie ſie ſo unbedenklich, ohne ſein Vorwiſſen, ein Verſprechen habe leiſten können, deſſen Wichtigkeit ihr doch bekannt ſey?

„O mein väterlicher Freund!“ — rief Iſidore ſehr bewegt — „ich weiß weder wie Alles gekommen iſt, noch kann ich es bereuen, daß es ſo gekommen. Meines geliebten Vaters nicht gedacht zu haben, iſt das Einzige, das ich mir vorwerfe, allein Sie ſelbſt wiſſen, daß ſein bloßer Name den Obris

ſten in Wuth bringen konnte. Die innigſte Freude, dem theuren Manne, dem wir Alle ſo viel, und ich Ehre, Leben und Vermögen ſchuldig bin, etwas zu Liebe thun zu können, ließ mich nichts anders bedenken, und ich hätte im Rauſch der Dankbarkeit, wer weiß was verſprochen. Ja ich glaubte — albern genug — ihm ſey es nur um eine ſchriftliche Verſicherung meines Wohlwollens zu thun, das er ja doch im höchſten Grade beſitzt. Noch weiß ich freilich nicht, was lieben heißt, iſt es aber der Wunſch, Alles in der Welt, ja das Leben aufzuopfern, um Einem damit wohl zu thun, dann liebe ich den Obriſten. Wie mein Ring herunter und der ſeinige an meinen Finger gekommen iſt, — ich weiß es nicht! — Genug, er hat ihn, und gibt ihm dies ein Recht auf mich, ſo dünkt mich, ich werde es ihm nie ſtreitig machen!“

Der Pfarrer wiederholte alle ſeine Bedenklichkeiten, ſetzte hinzu, der Obriſt ſey vierzig Jahre alt, heftig, düſter, vielleicht gar ſchuldbewußt, ein unerklärbarer Haß mache ihn zum Feind ihres Vaters, ſein heimliches Verſprechen mit ihr wecke manchen Verdacht auf, den ſein erſter Eintritt erregt, und nur ſeine ſpätere Milde eingeſchläfert habe. —

„Alles wahr“ — entgegnete Iſidore — „und ich weiß nichts zu ſagen, als — es iſt geſchehen! Was bleibt uns übrig, als das Ende abzuwarten?“

Gegen dies letzte Argument war nichts einzu
wenden. Der Pfarrer fühlte das und ſtieg nach
denklich in ſein Studierſtübchen. Der heimliche,
verſtohlne Zug im Character eines Mannes, den er
liebte, that ihm weh und verſtimmte ihn ſehr. Er
vergegenwärtigte ſich das Betragen des Obriſten
am erſten Abend ſeines Eintritts, und ſeufzte immer
nachdenklicher. Da fiel ihm ein Brief auf dem
Schreibtiſch in die Augen. „Vom Obriſten an mich!
Gottlob! der wird Auskunft geben!“ Haſtig riß
er das Papier auf. Es enthielt ganz kurz die No
tiz, daß der Friede geſchloſſen ſey und der Obriſt
mit ſeinem Regimente nach Ungarn marſchiere. Er
werde, ſo bald ſeine Verhältniſſe es erlauben, zu
rückkehren. Iſy's Vater ſey, wie glaubwürdige Zeu
gen ausſagten, bei ſeiner Flucht aus dem Schloſſe
auf eine Streifpartei geſtoßen, und weil er nicht
ſtehen wollen, erſchoſſen worden. Dem Pfarrer
liege ob, für des Fräuleins ſtandesmäßige Ausbil
dung zu ſorgen, über welche der Obriſt jetzt nicht
wachen könne. Uebrigens hoffe er ſich ſo gezeigt zu
haben, daß man die etwaigen Dunkelheiten in ſei
nem Betragen ruhig der Zukunft zur Enthüllung
überlaſſen könne. — Dieſes Schreiben, das auf
der einen Seite neue Räthſel enthielt, zeigte auf
der andern dem Pfarrer den Weg, den er in Hin
ſicht Iſidorens zu wandeln hatte. Er berieth ſich

deshalb mit Sachverſtändigen, und der erſte Schritt war die Bekanntmachung von des Gutsherrn Tode und die rechtskräftige Beſtätigung eines Vormunds für das Fräulein. Während die Tochter den geliebten Vater mit tiefem Schmerz betrauerte, ſann der wackere Pfarrer darauf, ſie in eine, ihrem Stand und ihrer Erziehung gemäße Lage zu bringen. Unter den Briefſchaften, die ihm der Verſtorbene zur Aufbewahrung in dem Kirchengewölbe gegeben, fand ſich eine Correſpondenz mit einer bejahrten Verwandten, der Wittwe des Präſidenten Wertheim, die eine verehrungswürdige Frau in allen Beziehungen ſchien. Der Pfarrer ſchrieb an dieſe, eröffnete ihr Iſidorens Lage, bemerkte, daß ſelbſt das reichſte Koſtgeld als Eintrittsbedingung in das vornehmſte Inſtitut, ihr nie den Aufenthalt bei einer Verwandten erſetzen könne, und beſchwor ſie, ſich der Waiſe anzunehmen. Wie groß war ſein Entzücken, als er nach einiger Zeit eine bejahende Antwort erhielt und aufgefordert ward, das Fräulein zu Anfang des Winters nach der Reſidenz zu bringen. Iſidorens Trennung von ſo wackern Menſchen, unter denen ſie ein ſo denkwürdiges Jahr verlebt hatte, war tief erſchütternd für Alle. Und obſchon der Pfarrer ſich ſehr beherrſchte, ſo fehlte, als er das Fräulein der Frau von Wertheim übergeben und nun allein zurückkehren ſollte, wenig

ran, daß nicht ſeine Faſſung zuſammengebrochen
äre.

Für Iſidoren begann in der Reſidenz ein ganz
euer Lebensabſchnitt, an Glanz und Vergnügungen
erall weit den bisher geführten überragend. Frau
n Wertheim, eine Dame von ausgezeichnetem
eiſt und trefflichem Herzen, hatte ſich in ihrem
Wittwenſtande einige Verbindungen erhalten, die
jetzt zu erweitern und feſter zu knüpfen nun ſo
ehr bemüht war, als ihre Jahre es ihr nicht
laubten, Iſidoren überall ſelbſt zu begleiten, und
s Fräuleins Bildung ſorgſam gepflegt, durch herr-
he Anlagen unterſtützt, nichts weiter als jenen
änzenden Anſtrich von Welt bedurfte, den nur
e feinere Geſellſchaft verleiht. Das erſte Jahr
rging Iſidoren in Trauer um den verſtorbenen
ater, und in dem Beſtreben, ſich der Tante
ertheim ſo angenehm als möglich zu machen. Es
lang ihr hiermit ſehr gut, und die Tante ſah
it Vergnügen den glänzenden Triumphen entgegen,
elche dem liebenswürdigen, reizenden Mädchen
ntgegen lachten. Dieſe Erwartung ward erfüllt
nd das Fräulein bald eins der leuchtendſten Ge-
irne jener glänzenden Sphäre. Es war voraus-
ſehn, daß Iſidore nicht lange ohne Bewerber blei-
en würde. Damit ſie nun Männer von allen Ar-
n des Geiſtes und der Liebenswürdigkeit ſehen,

mit den allgemeinſten Zügen der männlichen Individualität, den am häufigſten vorkommenden Schwächen derſelben, ſo weit es ſchicklich, bekannt werden, und ſo in voraus eine dereinſtige recht vernünftige Wahl begründen möchte — ſah es Frau von Wertheim gern, daß die in den Morgenſtunden ſo fleißige Iſidore faſt täglich die Abende in zahlreicher Geſellſchaft zubrachte. Der Verfolg wird zeigen, ob die klugen Maßregeln Frucht trugen und kräftig genug wirkten, um Iſidoren vor jenen Mißgriffen zu bewahren, in welche man ſo oft die geiſtreichſten Mädchen bei der Wahl ihrer Gatten fallen ſieht. — Iſidore verlebte hier, von der Menge gefeiert, im kleinern Vereine angebetet, mehrere höchſt glückliche Jahre, und nur ſelten beſchlich eine ſtille Wehmuth die elternloſe Waiſe. Des Obriſten, der nichts wieder von ſich hören ließ, gedachte ſie anfangs mit zärtlicher, nach und nach immer ruhiger werdender Theilnahme. Später, als das ziemlich abgeblaßte Bild des ältern Freundes den Vergleich mit den jungen glänzenden Geſtalten, die ſie umgaben, nicht mehr aushalten konnte, ſchob ſie es gleichſam abſichtlich in den Hintergrund ihrer Seele, damit das einſt ſo Theure nicht allzuſehr durch den Vergleich mit der Gegenwart verlieren möge. Allein jetzt, nach ſechs verfloſſenen Jahren, in einer immer wogenden Flut von Geſellſchaft und Zerſtreuungen,

ihres Reichthums ſo wie ihrer Schönheit wegen ſtets von einer Leibwache der eleganteſten, liebenswürdigſten Jünglinge und Männer umgeben, vermochte ſie die immer mehr ſchwindenden Züge des Jugendfreundes nicht länger feſt zu halten, und ſo blieb ihrem Gedächtniß bald nichts mehr als ſein Name, die Erinnerung an das halb im Scherz, halb im Ernſt gegebene Verſprechen, und — der Diamantring an ihrem Finger, der weit entfernt, gleich den Diamantringen des Mährchens: Untreue durch Stechen zu rächen, nicht einmal Kraft genug hatte, die Augen der Beſitzerin auf ſich zu ziehen. In der That, warum ſollen wir es läugnen? Iſidore begegnete mitunter ſo geiſtreichen, ſo heitern, kraft- und anmuthsvollen Männergeſichtern, daß ſie blind und gefühllos gewe[illegible]ſen ſeyn müßte, ſie nicht zu bemerken, oder ihnen das finſtere, vom ſchwarzen Knebelbart verſchattete Geſicht des Obriſten, ſein dunkelglühendes Auge, ſeine narbendurchkreuzte Stirn vorzuziehen.

Unter denen, die ſich bald vom Magnet des Geldes, bald vom reinern der Schönheit angezogen, um ſie drängten, war Graf Güldenſchild, Adjudant des Fürſten, an Geiſt und Wohlgeſtalt den beſten der erleſenen Schaar überlegen. Auch er ſchien der Mode, Iſidoren von Frauenſtein den Hof zu machen, nachzugeben. Allein ſeine Weiſe war

dabei so verschieden, daß sie nothwendig des Fräuleins Aufmerksamkeit im hohen Grade erregen mußte. Bei der angenehmsten Unterhaltungsgabe pflegte er oft, weit entfernt ihr zu schmeicheln, sich vielmehr theils über die Flachheit des sogenannten Courmachens im Allgemeinen, theils über Isidorens Betragen gegen diese Herren, so wie sich dieses dem unbefangenen Beobachter darstellte, auszusprechen. Er that dies mit Wahrheit und Freisinn, dabei aber mit so viel Witz und auf eine dabei so fein schmeichelnde Weise, daß Isidore anfangs gereizt, dann angezogen, bald sich dem Manne dankbar verpflichtet glaubte, der ohne das entfernteste eigne Interesse zu verrathen, seinen Geist, seine Liebenswürdigkeit nur dazu benutzte, sie von den kleinen Uebereilungen zu benachrichtigen, die ihr entschlüpften. Nebenbei konnte sie sich nicht enthalten, in dem Bilde: „des Mannes wie er seyn sollte“ das der Graf oft mit so großer Wärme malte, ihn selbst zu erkennen. Daß er bei dieser Entdeckung sich nicht schlechter stand, läßt sich denken. Aber Isidore wollte noch sicherer gehn. Ganz unter der Hand zog sie Erkundigungen ein, und da fand sich denn Niemand, der gegen das schöne und reiche Fräulein, vom Grafen Güldenschild, dem Liebling des Fürsten, hätte Uebles sagen wollen. Er war, sie hörte es überall, tapfer, geistreich, wohlthätig.

Nicht ohne tiefe Bewegung vernahm Iſidore die herrlichen Eigenſchaften des ſchönen Mannes, und pries das Mädchen glücklich, das er ſeiner würdig finden werde. Gern hätte ſie Frau von Wertheim um ihre Meinung gefragt, allein ihre Beſcheidenheit ſträubte ſich, gegen die Tante Intereſſe an einem Manne zu verrathen, der ihr bis jetzt nur Freundſchaft gezeigt hatte. Wie wenig ruhig ſie ihrerſeits bei dieſem Verhältniß geblieben, ward ſie mit Schrecken an der Bewegung gewahr, die ihr das Gerücht, der Graf ſey verſprochen, verurſachte. Wie groß war ihr Erſtaunen, wie ſüß ihre Ueberraſchung, als in einen der nächſten großen Geſellſchaften, wo die überfüllten Säle die Aufmerkſamkeit abzogen und theilten, der Graf nach einem Geſpräch, in welchem er ſich in ſeiner liebenswürdigſten Weiſe gezeigt hatte, plötzlich aus dem ruhigen Tone des Freundes zur leidenſchaftlichen Heftigkeit des Liebhabers überging. Er hatte Tag und Stunde glücklich gewählt. Iſidore, überraſcht und — gleich einem unerfahrnen Feldherrn — dadurch am ſchwächſten, daß ſie ſich auf allen Seiten decken wollte, ſah ſich in ihren Vertheidigungsanſtalten umgangen, und bald war ihr das gewichtige Wort entlockt. Der Moment war ſo ſinnverwirrend ſchön, daß Iſidore beim Erwachen über ſeine ſüße Gewalt erſchrack. Indeß war der Vorfall, daß ein

junger, ſchöner, liebenswürdiger, edler Mann ihre Liebe gewonnen, daß ſie ihm dies eingeſtanden nichts, worüber man ſich zu betrüben Urſach gehabt — eher konnte ſie ſich Glück wünſchen, daß Er, der ſo Ausgezeichnete, unter hundert Mädchen gerade ſie gewählt hatte. Nun galt es, freilich etwas ſpät, ſich der Tante zu entdecken. Die würdige Frau war überraſcht. Ehe ſie ihr Urtheil ausſprach, frug ſie, ob Iſidore dem Grafen Hoffnung gemacht? Das Fräulein erwiederte, daß ſie bereits ihr Wort gegeben. „Dann iſt nichts übrig“ entgegnete die kluge Tante — „als Dir Glück zu wünſchen. Ich bin nicht berechtigt, eine genaue Rechnung von Deinen Empfindungen zu verlangen; dazu biſt Du nun zwanzig Jahr alt, und klug genug Dir ſelbſt zu rathen. Ich habe durchaus keine Gründe an all' dem Herrlichen, was man vom Grafen ſagt, zu zweifeln. Hätte ich deren, Du würdeſt ſie in Deiner jetzigen Stimmung doch nicht anerkennen; und von der Jugend das beobachtende Auge des Alters fordern, wäre Unbilligkeit. Im übrigen haſt Du ja Zeit genug, in Deinem nun beginnenden Brautſtande, den Grafen mit der ruhigen Empfindung des ſichern Beſitzes zu prüfen.“ —

„Wohl kaum“ — entgegnete Iſidore zaghaft — „da der Graf ſich innerhalb acht Tagen zu dem Regiment in der Provinz begeben muß, deſſen Com-

mando er erhalten. Er darf keine Zeit verlieren, wie er ſagt, um das Regiment zum Frühjahr in einem ganz andern Zuſtand, als er es empfing, dem Fürſten vorzuführen!“

Die Tante ſah es nicht gern, daß des Grafen Eile Iſidore um den Genuß des Brautſtandes brachte. Sie verſicherte, auch dieſe Epoche habe ihren ganz eigenthümlichen Reiz, der, nur an ſie geknüpft, nie wiederkehre. Dazu ſey es nicht klüglich gethan, ein erlaubtes Glück, ſo gleichſam muthwillig und ungenoſſen zu verſchleudern, da in jeder Lebensweiſe, zumal in jeder Ehe Tage genug kämen“ —

„Alles wahr, liebe Tante“ — fiel Iſidore etwas unmuthig ein — „aber die Verhältniſſe laſſen ſich nicht“ —

— „Aendern, am wenigſten durch Worte? Du erinnerſt recht Iſidore, und ich ſehe auch wohl ein, daß das Sprechen darüber überflüſſig iſt. So empfange denn meinen innigſten Glückwunſch, und gönne mir die Freude, für Dein Wohl zu ſorgen, indeß Du nur Deiner Liebe gedenkſt. Ich ſchicke ſogleich nach Deinem Geſchäftsmann.“ Die Frauen umarmten ſich zärtlich und trennten ſich, weil Iſidore den Grafen erwartete.

Mit unruhigem Herzen ging ſie nach ihrem Zimmer. Es lag etwas wie Vorwurf oder Miß-

billigung in dem lauen Beifall der Tante. Eine gegründete Bedenklichkeit konnte es nicht seyn — Frau von Wertheim war zu offen, um sie nicht auszusprechen. Desto mehr verletzte Isidoren diese bedingte Genehmigung. Nach vielen Ueberlegungen, in denen freilich die Liebe den Vorsitz führte, glaubte sie den Grund bloß in der Nichtachtung hergebrachter altväterischer Gebräuche zu finden, und ward bald mit sich darüber eins, daß dies eine bloße Grille sey, der sie übrigens gern nachgegeben hätte, wenn der Graf weniger auf die Vollziehung der Verbindung gedrungen.

Frau von Wertheim dagegen glaubte mit der Scharfsichtigkeit des Alters und der Erfahrung im Character des Grafen keine Wahrheit, sondern eine gemachte Tugendlichkeit zu erkennen. War es ihr schon Leid, nicht früher von Isidoren selbst zur Vertrauten dieser Bekanntschaft gemacht worden zu seyn, so bedauerte sie jetzt den Verlust eines mehrwöchentlichen Brautstandes für ihre Nichte doppelt, weil in dieser Zeit sich der wahre Character Güldenschilds wohl hätte zeigen müssen. Die Eile mit der er, der nichts als seine Gage besaß, sich der reichen Erbin zu versichern strebte, hatte für die Tante etwas Beunruhigendes. Indessen ließ sich vor der Hand nichts thun, als im Stillen die Wahrheit ihrer Befürchtungen abzuwarten.

Bei den Verhandlungen des Grafen mit Iſidorens Vormund, der das Fräulein nicht bloß von der Großmuth ihres Gatten abhängig, ſondern ihr einen ſtandesmäßigen Jahrgehalt für ihre perſönlichen Bedürfniſſe ausgeſetzt wiſſen wollte, ergaben ſich Differenzen, welche Frau von Wertheim nicht ohne Beſorgniß vernahm. Güldenſchild wollte durchaus nichts von einer Maßregel hören, die ſeiner unbegränzten Liebe, wie er ſagte, durch ein beleidigendes Mißtrauen Gränzen ſetze und eine Vorſchrift gäbe. Er war unzart genug mit Iſidoren ſelbſt davon zu ſprechen; und ſie, völlig in ſeinen Geſichtspunct eingehend, fand es nicht nur unendlich ſchöner, ganz und gar von der Liebe ihres Gatten abzuhängen, ſondern betheuerte auch mit unverſtelltem Enthuſiasmus, daß ſie Güldenſchild, ſobald ſie ſeine Gemahlin geworden, in einer Schenkungsacte ihr ganzes Vermögen zuſchreiben werde. Je mehr der Vormund und die Tante riethen, ſich damit wenigſtens nicht zu übereilen, wäre es auch nur um ſich die Freude eines ſo bedeutenden Geſchenkes länger zu erhalten, je hartnäckiger beſtand das Fräulein auf ihrem Vorſatz. Man ließ ſie gewähren.

Der Widerſpruch, der ſich bei dieſem Geſchäft ergeben, hatte Iſidoren, die ganz vom Gefühl ihrer Liebe berauſcht war, ohne ihr Wiſſen auf eine unnatürliche Höhe der Exaltion hinaufgeſchroben. Die

Gegenwirkung, mißmuthiges Erschlaffen, blieb nicht aus. Unzufrieden mit sich selbst, gegen Personen, die nur ihr Wohl beabsichtigten, zu solcher Unfreundlichkeit hingerissen worden zu seyn, — verletzt, in den Andern nicht überall gleiche unbedingte Vergötterung ihres Lieblings gefunden zu haben — so saß Isidore nach einigen Tagen gegen Abend am Fenster, Güldenschild erwartend, der den innern Zwist ihrer Seele ausgleichen sollte. Mit einem, aus Bangigkeit und Sehnsucht gemischtem, Gefühl vernahm sie nahende Mannestritte. Die Thür öffnete sich, und eine hohe Gestalt, in den Mantel gehüllt, tritt schweigend ein. Es ist der Graf — wie könnte Isidore zweifeln? Sie fliegt ihm entgegen. Da wirft jener den Mantel zurück — ein blitzender Dollman, ein schwarzer Knebelbart wird sichtbar. Kräftig faßte die Gestalt Isidoren, führte die Sprachlose an das monderhellte Fenster, drückte ihre Hände sanft, und sprach mit ernster aber freundlicher Stimme: — „Kennst Du mich nicht mehr, mein kleines Bräutchen?“ — Es war der Obrist.

Alle Schrecken der Ueberraschung und eines leisen Schuldgefühls, alle Lust der Erinnerung stürmten plötzlich auf Isidoren ein. Allein die Freude, einen todtgeglaubten Jugendfreund wieder zu sehen, mußte einem unbehaglichen Gefühl weichen. Kam er nicht, sie eines Treubruchs zu zeihen, lag

nicht Vorwurf in Ton und Frage, mußte er nicht den glücklichen Nebenbuhler haſſen, und war es daher nicht höchſt wahrſcheinlich, daß er mit der Tante und Vormund einverſtanden, Iſidoren von Güldenſchild trennen wolle? Blitzſchnell durchflogen dieſe Ueberlegungen die Beſtürzte. Unfreundlich riß ſie ſich los, und rief mit Bitterkeit: — „Laſſen Sie mich — ich bin das Eigenthum eines Andern, den ich mehr liebe als mich ſelbſt, und über deſſen Rechte Ihre eingebildeten Anſprüche aus den Kinderjahren nichts vermögen!“

„Eingebildete Anſprüche? Nichts vermögen? Nun das iſt noch dahin geſtellt, und“ —

„O erſparen Sie ſich Worte und Verſuche, die Sie mit meiner Tante und dem Vormund künſtlich abgewogen und einſtudiert haben mögen.“ —

„Mädchen, Du biſt toll. — Doch halt. — Zur Sache! Güldenſchild iſt ein Elender“ —

„Herr Obriſt, Ein Wort für tauſend. Güldenſchild hat meine Liebe, mein Herz, mein Wort, in wenigen Tagen meine Hand. Ich liebe ihn mehr als mein Leben; alle Beſchuldigungen, die Sie auf ihn häufen, würden mir nur die Ueberzeugung geben, daß er ſchuldlos, ſeine Verläumder“ —

„Höll' und Teufel“ — fuhr der Obriſt zornig auf — „Verläumder? Das iſt zu viel. Wohl, Du ſollſt den Beweis in die Hand bekommen, aber

ſieh' vor's Erſte, wie Du Deine Unterſchrift ab-läugneſt?" — Damit ſtürmte er die Treppe hinab, und ließ Iſidoren, jubelnd über den erſten Kampf, den ſie für den Geliebten ſiegreich beſtanden, zurück. Wie ſehnſüchtig zählte ſie die Augenblicke, wo ſie Güldenſchild den Heroismus ihrer Liebe werde berichten können. Der Graf kam nicht. Sein Nicht-erſcheinen machte Iſidoren eine böſe Nacht. Nicht erfreulicher war der Morgen. Gleich in den erſten Stunden brachte der Vormund die Nachricht, daß der Obriſt bei dem Geiſtlichen, der Iſidoren trauen ſollen, Einſpruch gethan, und ein ſchriftliches Ehe-verſprechen, von ihr unterzeichnet, producirt habe. Iſidore weinte, die Tante war erſchrocken, der Vormund zuckte die Achſeln und betheuerte, daß vor der Hand an keine Vollziehung des Ehebundes zu denken ſey. Da ſtürmte etwas die Treppe herauf, die Thür herein — es war Güldenſchild, außer ſich vor Wuth. „Wo iſt der Schurke" — ſchrie er — „der Einſpruch thun, meine Trauung mit Iſidoren hindern will?" — Mit dieſen Worten fuhr er auf den Vormund los. Dieſer, voll ruhiger Kälte, bat ihn, überzeugt zu ſeyn, daß weder er noch Frau von Wertheim das Fräulein um das Glück einer Verbindung mit ihm bringen wollen. Iſidore, an dem Tone des Vormunds gewahr werdend, welchen Eindruck Güldenſchilds Betragen mache, verſchwen-

dete Bitten und Zureden an dieſen, um ihn zu beruhigen. Aber vergebens. „Den Namen“ — brüllte er — „den Namen, die Wohnung jenes Raſenden will ich wiſſen, um ihn mit dieſem Säbel in Stükken zu hauen!“ —

„Beides ſollen Sie erfahren, Herr Rittmeiſter“ — antwortete der Vormund. „Es iſt der Obriſt von Hallenburg. Er wohnt hier neben an im goldnen Ring, und Sie treffen ihn zu Haus, denn ich komme ſo eben von ihm!“

„Hallenburg?“ — rief Güldenſchild erblaſſend, — „Obriſt Hallenburg?“

„Obriſt von Hallenburg in kaiſerlichen Dienſten, während des Krieges Commandeur eines croatiſchen Regiments; mit Narben und Orden bedeckt. Ich geleite Sie zu ihm!“ —

Der Graf ſchien den ſchalken Spott in des Vormunds Worten nicht zu hören. Der Rauſch war verflogen — er blieb in Gedanken verſunken ſtehen. Endlich nahte er ſich Iſidoren, ſprach heimlich mit ihr und verließ ſchnell das Zimmer. Er wolle zum Obriſten, den Weg der Unterhandlung zu verſuchen — berichtete ſie, und bat die Tante, ihr einen Bedienten zu geben, um ſie zu dem Geiſtlichen zu bringen, deſſen kräftige Beredſamkeit ihr gerühmt worden, und den ſie deshalb ebenfalls an Hallenburg ſenden wolle. Sie entfernte ſich. Nach ein

paar Stunden kam der Bediente zurück, den das Fräulein gegen Abend wieder bestellt. Der Abend verging. Isidore erschien nicht. Man schickte zu dem Geistlichen — sie war nicht bei ihm gewesen. Am Morgen schrieb die Tante an Güldenschild — seine Wohnung war verschlossen. Gegen Mittag aber brachte der Vormund die Nachricht, die Güldenschild auch wohl absichtlich zurückgelassen, daß er mit dem Fräulein über die Gränze gegangen sey, um sich jenseits derselben trauen zu lassen. Man möge daher ihrenthalben ohne Sorge seyn. — „Ich nehme meinen Einspruch zurück" — sagte der Obrist sehr betroffen zu dem Vormunde, — „meine Absicht war gut. Daß die Verblendung der Liebe so weit gehen könne, hatte ich nicht berechnet, und muß das Fräulein ihrem Schicksal überlassen!" —

Nach einigen Wochen gab Isidore der Tante aus dem Standquartiere des Grafen in der Provinz Nachricht, entschuldigte ihren Schritt mit den Verhältnissen, nannte sich die glücklichste Gattin und meldete, daß sie bereits ihren Gemahl mit der gerichtlich abgefaßten Schenkung ihres ganzen Vermögens überrascht habe. Der ehemalige Vormund schüttelte den Kopf. Die Tante seufzte, und beide vereinigten sich in dem Wunsche, daß es sie nie gereuen möge. Die bedeutende Entfernung und der sehr bejahrten Frau von Wertheim immer zuneh-

mende Kränklichkeit unterbrachen den ſparſamen Briefwechſel bald. Indeß verbreiteten ſich Nachrichten über den Grafen, die — weil man Iſidoren nicht mehr zu ſchonen hatte — auch der Tante zu Ohren kamen, und ihre früheren Beſorgniſſe immer wahrſcheinlicher machten. Es ward bekannt, daß jene Verſetzung des Rittmeiſters Güldenſchild in eine ſo entfernte Provinz nichts geringeres, als eine Verweiſung ſey. Der Fürſt hatte nämlich entdeckt, daß Güldenſchild, um ſeine Leidenſchaft zum Spiel zu befriedigen, ſich von Zeit zu Zeit Eingriffe in die ihm anvertraute fürſtliche Caſſe erlaubt hatte. Die Ueberzeugung — daß ſein bisheriger Günſtling nicht nur von unheilbarem Leichtſinn, ſondern auch ein höchſt verſchmitzter Betrüger geweſen ſey, empörte den Fürſten tief. Wie es nun zu gehn pflegt, wenn ein Liebling des Glückes aus ſeiner Höhe herabſtürzt — ſo wie er früher alle Vollkommenheiten in ſich vereinigte, ſo bürdet ihm nun die Menge, als wolle ſie ſich für den Hauptfehler, glücklich geweſen zu ſeyn, rächen — alle mögliche Schwächen, ja Laſter auf. Auch bei Güldenſchild beſtätigte ſich dieß, und nichts ließ ihm das Gerücht, als ſeinen guten Kopf und ſeine ſchöne Geſtalt. Wie wenig hierin allein eine Bürgſchaft für Iſidorens Glück liege, darüber waren ihre Verwandten völlig einverſtanden, ſo wie es keinem

Zweifel unterlag, daß der Fürſt die Ehe trennen würde, ſobald Güldenſchilds Gattin als Klägerin aufträte. Allein wie ließ ſich dieß bei Iſidorens Liebe und Ehrgeiz denken? In dumpfer Betäubung, in ängſtlicher Erwartung, wenn jene Aufklärungen über des Grafen wahren Character den Frieden ſeiner Ehe trüben würden, war ein Jahr verſtrichen, als der alte Prediger, Iſidorens Pfleger, nach der Reſidenz die Nachricht brachte, daß Frauenſtein von dem Grafen Güldenſchild an einen Fremden verkauft worden ſey. Was aber den wackern Greis eigentlich nach der Stadt führte, war die bange Beſorgniß um ſeine ehemalige, ihm noch ſo theure Pflegetochter. Ein alter Bediente, den der Graf von ſich gethan, war nach ſeinem Geburtsort Frauenſtein zurückgekehrt, und hatte das Verhältniß ſeiner Gebieterin nicht traurig genug ſchildern können. Der Mann, ein treuergebner Anhänger der Frauenſtein'ſchen Familie, allgemein für ehrlich und wahrhaftig bekannt, erregte überall die innigſte Theilnahme an dem Schickſal der geliebten Iſidore. Seiner Ausſage nach, ſpielte der Graf, der ſeine Gemahlin höchſt froſtig behandelte und mit einem Kammermädchen in vertrautem Umgang lebte, ſo hoch und ſo unglücklich, daß die bedeutenden Einkünfte von Iſidorens Gütern, oft in wenig Abenden verthan waren, und ſowohl ſeine

Gemahlin als das ganze Hauswesen zu den drükkendsten Entbehrungen gezwungen wurden. Daß Frauenstein um einen verhältnißmäßig sehr geringen Preiß verkauft worden, war entschieden, allein der Bediente behauptete, der Graf habe das Geld dafür nicht erhoben, sondern gehe wohl gar mit dem Gedanken um, mit dieser Summe sich heimlich aus dem Staube zu machen. Dem Pfarrer gestatteten seine Amtspflichten nicht, eine so bedeutende Reise zu unternehmen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, Frau von Wertheim war zu kränklich, die Wahl fiel daher auf den ehemaligen Vormund, der, ein wahrhaft ritterlicher Freund der Gräfin, sogleich dazu bereit war. Schon hatte er sich mit allem Nöthigen versehen, als unerwartet Isidore eines Tages in ziemlich dürftigem Aufzuge, von einem einzigen Mädchen begleitet, bei der Tante eintraf. Ihr ausdruckvolles Gesicht trug Spuren tiefen Kummers. Mit heißen Thränen warf sie sich in die Arme der würdigen Frau, die alle Vorwürfe unterdrückend, nur die innigste Theilnahme, das herzlichste Mitleid zeigte. Die Gräfin gab sich selbst als die Schuld ihres Unglücks an, und entwaffnete dadurch die Kritik noch mehr. Mit hohem Erröthen bekannte sie, daß schon wenig Monate nach ihrer Verbindung und sobald der Graf die Schenkung ihres Vermögens bestätigt sah,

ſein Betragen immer froſtiger, ſeine Anweſenheiten immer ſeltner geworden ſeyen. Auf ihre erſten liebreichen Vorſtellungen gab er nicht undeutlich zu verſtehen, daß er Iſidoren nur ihres Vermögens wegen gewählt und durch jene Schenkung unumſchränkter Herr deſſelben, ſich nicht zu den Grimaſſen eines Liebhabers geſtimmt fühle. Iſidore blieb ſprachlos vor Erſtaunen bei dieſer im kälteſten Tone ausgeſprochnen Erklärung. Hatte ſie bis jetzt über den Mangel an Herzlichkeit und Liebe zu klagen gehabt, ſo ſollte ſie nun auch die Entbehrung einer anſtändigen Lebensweiſe, ja zuletzt ſogar der erſten Bedürfniſſe kennen lernen. Daß ihr Gatte ein eben ſo leidenſchaftlicher als unglücklicher Spieler ſey, war ihr bekannt worden; bald gewann ſie davon die drückendſte Ueberzeugung, ohne die mindeſten Gegenmaßregeln treffen zu können, da ihr ganzes Vermögen in ſeinen Händen war. Unerfahren und verſchämt, ihrer Uebereilung und thörichten Verblendung alle Schuld zuſchreibend, hatte ſie nicht den Muth, ihre Lage zu entdecken, und mußte ſo die ganze Stufenleiter einer höchſt unglücklichen Ehe an ſich ſelbſt erproben, bald vom rohen Zorn eines verzweifelten Spielers, bald von der Unverſchämtheit einer gemeinen Buhlerin aufs Aeußerſte getrieben. Ein Auftritt, den der Verkauf ihres ehemaligen Stammgutes herbeiführte, erzeugte endlich den

Entſchluß, den unwürdigen Gatten zu verlaſſen. Allein er kam ihr zuvor. Nach einigen Tagen, während denen ſie ihn nicht geſehn, überraſchte ſie die Schaar der Gläubiger ihres Mannes mit der Nachricht, daß Güldenſchild, deſſen Abſicht, mit der ganzen aus dem Verkauf von Frauenſtein gelöſten Summe davon zu gehn, verrathen worden, mit dem kleinen Theil, den er in der Eil erheben können, entwichen ſey. Ob nun gleich mit aller Achtung gegen ſie verfahren wurde, ſo mußte man ihr doch entdecken, daß die Summe, die ſich noch in den Händen des Banquiers befinde, nicht zureiche, Güldenſchilds Schulden zu decken, weshalb man ſich an ſein Mobiliervermögen halten müſſe. Iſidore konnte nichts dagegen einwenden und bat nur, daß man mit dem gehäſſigen Act erſt nach ihrer Abreiſe fortſchreiten möge. Um ſie noch tiefer zu kränken, ward ihr ein Document vorgelegt, in welchem Güldenſchild ſie ſelbſt an Zahlungsſtatt verpfändet hatte. Stumme Kälte und eine tiefe Verachtung trat bei dieſer Nachricht an die Stelle ihres bisherigen Schmerzes. Der Gläubiger war zartfühlend genug ſeine Forderung ſelbſt zu vernichten. Iſidore entſchädigte ihn reichlich mit dem letzten Stück ihres Schmuckes. Nur ein Kleinod blieb ihr, und obgleich jeder Blick darauf ſie an ihre Schuld mahnte, ſo konnte ſie ſich doch

nicht davon trennen — es war der Verlobungsring des Obriſten!

Nach dieſem, von heißen Thränen unterbrochenen Bericht, bat die unglückliche, ſonſt ſo gefeierte Iſidore, die Tante, ihr die Rückkehr zu dem Pfarrer nach Frauenſtein zu geſtatten. Dort wollte ſie in der Verborgenheit ein qualfreies, wenn ſchon auch freudenloſes Leben führen. Frau von Wertheim gab ſich keine Mühe ihr davon abzurathen, da ſie wohl begriff, wie wenig Iſidore wünſchen könne, der Stadt das Schauſpiel ihrer Erniedrigung zu geben. Aber der Himmel hatte es anders beſchloſſen. Während die beiden Frauen den künftigen Lebensplan dem Pfarrer zu Frauenſtein ſchriftlich aufſetzten, trat der Vormund eilig, mit freudeſtrahlenden Augen ins Zimmer, ein zuſammengefaltetes Papier hoch emporhaltend. Iſidore bat ihn, ſie nicht lange mit Errathen zu bemühn, da ſie an Glück und Welt nichts mehr zu fordern habe. Der Vormund entfaltete ſtill lächelnd das Blatt, und las folgendes:

„Da der jetzige Beſitzer des Gutes Frauen„ſtein die traurigen Verhältniſſe erfahren, „welche die Gräfin Güldenſchild von ihrem Ge„mahl trennen, ſo hält er es für Pflicht der„ſelben ihren väterlichen Beſitz um denſelben „Preis, den er dafür gegeben, anzubieten, und „zu deſſen Entrichtung die bemerkten Termine

„vorzuſchlagen. Die Frau Gräfin kann daher „ſofort ihren Aufenthalt im Schloſſe zu Frauen„ſtein nehmen, woſelbſt alles zu ihrem Empfang „vorbereitet iſt.“ —

Der Obriſt von Hallenburg.

Beigelegt war ein Plan, der den jetzigen Ertrag des Gutes auswieß, und ihm gegenüber die Abzahlungstermine in einer Weiſe angegeben, die deutlich den edeln Jugendfreund Iſidorens characteriſirten. Stumme Schauer von Wonne und Wehmuth durchrieſelten die Gräfin. Dank gegen Gott, Freude einen edeln Menſchen ſo durchaus bewährt zu finden, Ermuthigung daß ein ſo ausgezeichneter Mann ihr geneigt geblieben, überwältigten ihr Herz. „Laßt mich beten“ — ſprach ſie, indeß Thränen in ihren ſchönen Augen zitterten — „damit ich die irdiſche Sprache wieder finde!“ — Mit gefalteten Händen ſank ſie auf die Knie, und wie hätten die Andern ihrem Beiſpiel nicht folgen ſollen? Es waren erhebende, Engel erfreuende Augenblicke der reinſten Andacht! —

Als man ſich erholt hatte, unterzeichnete Iſidore den Vorſchlag des Obriſten und ging in einigen Tagen nach dem Wohnſitze ihrer Kindheit ab. Das Bedürfniß, dem edeln Manne mündlich oder ſchriftlich zu danken, blieb unerfüllt, da, wie ſein Bevollmäch-

tigter meldete, der Obriſt eine Reiſe nach England unternommen und noch nicht angegeben hatte, wohin man ihm ſeine Briefe nachſenden ſolle. Auch dieſer Zug des ſeltenſten Zartgefühls blieb von Iſidoren nicht unerkannt. Mit tiefer Rührung betrat ſie die herrlich eingerichteten Zimmer, in denen ſie als Kind gewohnt, mit frommen Thränen benetzte ſie das würdig ausgeführte Grabmal ihres Vaters, das ebenfalls ein Werk der Sorgfalt Hallenburgs war. Ueberall begegnete ſie auf den geſegneten Spuren ächter Wohlthätigkeit ſeinem Namen. Hier in dieſer Einſamkeit ſtärkte ſich Iſidorens Gemüth, kräftigte ſich ihre Geſundheit zur zweiten Blüthe, und in ihrem Herzen, das ſie für erſtorben hielt, keimte das Gefühl der innigſten Verehrung und Dankbarkeit gegen den Obriſten, ja es ſtieg, ſtets auf ſich ſelbſt zurückgewieſen, zu einer quälenden Sehnſucht empor. Wie oft wiederholte ſie im Kreiſe der noch vereinten Hausgenoſſen in der Pfarrwohnung die Begebenheiten jenes Abends, mit dem ſehnlichſten Wunſch, den edeln Mann, den ſie, ſchon ihr Eigenthum, willkührlich verloren, noch einmal zu ſehn. Länger konnte ſie ſich nicht bezwingen. Sie ſchrieb daher einen Brief, in welchem ſie ihr Herz ganz vor ihm enthüllte und hinzuſetzte, daß ſie des unverdienten, von ihm ihr bereiteten Glückes nicht froh werden könne, wenn ſie ihm nicht perſönlich dafür in den Ausdrücken danken

dürfe, die ihr das innigſte Gefühl eingäbe. Der Pfarrer erhielt den Brief zur Beſorgung an den Agenten des Obriſten. Vierzehn Tage vergingen, da meldete ein Reitender die Ankunft Hallenburgs im nahen Städtchen. In ein paar Stunden werde er der Gräfin aufwarten. Man denke wie Iſidoren zu Muth ward! Aber ſie gebot ſich Faſſung und Ergebung in die Demüthigung, die ſie ſich ſelbſt bereitete. „Ich habe gefehlt, und muß büßen!“ Mit dieſen Worten ſchritt ſie in den Garten hinab, als man ihr meldete, man ſähe den Obriſten über den Hügel heranſprengen, und ſie gebot, ihn zu ihr zu führen. Jetzt ſtanden ſie einander ohne Zeugen gegenüber. Der Obriſt wollte ſprechen, allein Iſidore bat, ihr einige Augenblicke Gehör zu ſchenken, und vollendete ihr Bekenntniß wie ſie es ſich vorgenommen. Als ſie geendigt, ſetzte ſie hinzu — „ſo finden Sie mich, edler Mann, in allen Beziehungen als eine unvermögende Schuldnerin wieder. Beruhigung gewährt es mir, Ihnen dieß wiederholen zu können, — aber mit tiefem Schmerz empfinde ich, wie ich durch nichts, gar nichts vermag, Ihnen meine unauslöſchliche Dankbarkeit zu bethätigen, auf Ihr ernſtes Leben einen freundlichen Schimmer zu werfen!“ —

„Doch theuerſte Gräfin“ — erwiederte der Obriſt, „doch! aber werden Sie mir auch in dieſem Sinne vergelten wollen, mich nicht lächerlich finden?“

„Wie verſteh' ich Sie, mein edler Freund?“

„Hier“ — rief der Obriſt, ein Blatt aus dem Buſen ziehend — „dieß Blatt ſey mein Dollmetſcher!“ Er hielt es der Gräfin hin, es war ihr Eheverſprechen.

„Iſt's möglich? Darf ich meinen Augen trauen? Bin ich Ihnen noch ſo viel werth, daß Sie einen Wunſch hegen können, den ich zu erfüllen vermag, und der, ich bekenne es frei, mein heimlichſter, ſehnlichſter war? Hier Theuerſter, nehmen Sie von der zwei und zwanzigjährigen Iſidore, was Ihnen ſchon die vierzehnjährige verſprach, die Betheuerung, Ihnen von ganzer Seele, aus innigſter Verehrung und Liebe als Gattin angehören zu wollen!“ — Mit dieſen Worten bot ſie ihm die Hand.

Hallenburg öffnete die Arme, und Iſidore ſank mit dem ſüßeſten Gefühl, das ſie in ihrem Leben empfunden, an die Bruſt des Edeln.

„Aber ich muß eilen, mein kleines Bräutchen“ — ſagte der Obriſt nach einigen Stunden — „ich habe nicht viel mehr an den vierziger Jahren zu fordern. Alſo — wann willſt Du mein ſeyn?“

„Wann Sie wollen, Beſter“ — entgegnete Iſidore ohne Ziererei — „auch hier begegnen ſich unſere Wünſche!“ —

Nach einigen Tagen ward der ſeltne Bund vollzogen. Der Obriſt gab in flüchtigen Worten folgende Aufſchlüſſe über ſein Leben.

„Iſidorens Mutter war meine erſte frühe Liebe. Mein Vater ſtreng und hart, wollte von einer Verbindung mit dem unbemittelten Mädchen nichts hören. Als ich dennoch meine Beſuche fortſetzte, drohte er mit Arreſt. Ich trat aus und ging in öſtreichiſche Kriegsdienſte, nachdem ich meinem Jugendfreund Frauenſtein die Sorge für die Geliebte auf die Seele anempfohlen hatte. Er verſprach mit einem theuern Eid, mir von Allem Nachricht zu geben, ihr ſelbſt gegen die Beſtürmungen der Anverwandten einen Gatten zu wählen — beizuſtehn. So vergingen einige Jahre. Mein Vater ſtirbt — auf den Flügeln der Sehnſucht eile ich zurück, willens der Geliebten ein lachendes Loos zu bieten — und erfahre, daß ſie ſeit einem Jahre Frauenſteins Gattin, und mit ihm auf einer Reiſe nach England unterwegs iſt. Dieſe Treuloſigkeit warf mich nieder. Langſam erholte ich mich. Ohne Luſt am Leben, voll bittern Haſſes gegen die Menſchen, verſprach nur ihr Elend mir Genuß. Ich ſtürzte mich in den Krieg, nachdem ich an Frauenſtein Rache zu nehmen geſchworen. Sein gutes Geſchick ließ mich ihm nie begegnen; während ich eine lange Reihe von Jahren hindurch bald am Ohio, bald in den Niederlanden, bald zu Waſſer bald zu Lande focht. Meine Tapferkeit zeichnete mich aus; weil ich den Tod ſuchte, floh er mich. Der glückliche Anführer iſt überall willkommen. So trat ich zu

Anfang des ſiebenjährigen Krieges als Obriſt wieder in kaiſerliche Dienſte. Seit ich erfahren, daß Frauenſteins Gattin ſchon im erſten Jahre geſtorben, war meine Rachſucht in Verachtung übergegangen. Endlich führt mich ein Zufall in die Pfarrwohnung zu Frauenſtein, der Anblick Iſidorens, die ihrer Mutter Züge trägt, wühlt die eingeſunkne Rache wieder an's Licht. Er lebt, die köſtlichſte Rache an ihm, war an ſeinem Kinde zu nehmen. Laßt mich nicht wiederholen, welche Abſcheulichkeiten mir der Dämon in meiner Bruſt zuflüſterte. Der Engel der Schönheit und Unſchuld in Iſidorens Zügen beſiegte jenen nächtlichen Geiſt. Ich erfuhr bald darauf Frauenſteins Ende. Dieß beſtärkte meinen noch ſchwankenden Vorſatz, Rache in Wohlthat zu verkehren und mich des Kindes anzunehmen. Mein Verſprechen mit ihr war nur eine Vorkehrung, um ihr eine Uebereilung dereinſt unmöglich zu machen. Dienſtverhältniſſe, die ich nicht löſen konnte, riefen mich ab, allein ich wußte Iſidoren beim Pfarrer in guten Händen. So lang meine Agenten mir nicht meldeten, daß ſie ſich für einen Mann entſchieden, war meine Anweſenheit unnütz; ich konnte meinem Vermögen, das ich ihr beſtimmte, im Auslande mehr nützen. Aber auf Sturmesflügeln eilte ich herbei, als man mir ihr Verhältniß zu Güldenſchild berichtete, den ich im Kriege als einen Subordinations-

verbrecher vom Tode gerettet, ſpäter als einen unverbeſſerlichen Wüſtling hatte verachten lernen. Da Iſidore blind für den Unwürdigen, den ſie freilich nicht kannte, eingenommen war, ſo mußte ich Mittel ſuchen, ihre Verbindung zu hindern, um die Beweiſe gegen Güldenſchild ſammeln zu können. Daher mein Einſpruch. Allein ſie betrogen meine Wachſamkeit durch ihre Flucht. Das Uebrige wißt Ihr, meine Freunde!“ —

„Wie höchſt merkwürdig“ — bemerkte der Pfarrer, als der Obriſt geendet hatte, — „hat ſich in Ihnen und Iſidorens Leben die dreifache Beziehung des Wortes „Verſprechen“ gezeigt! Bald als Verheißung einer blutigen Rache, bald als bräutliche Zuſage, bald endlich als Irrthum; denn ſo war wohl Iſidorens Verſprechen mit Güldenſchild zu nennen. Danken wir Gott, der Alles ſo zu gutem Ende führte, und ihr die Möglichkeit gab, durch ein letztes Verſprechen ihr früheſtes zu erfüllen und ihr ſpäteres wieder gut zu machen!“ —

Das Thalercabinet.

„Du guter, alter Vater,“ weinte der zehnjährige Felix, als er mit mehrern seiner Mitschüler vom Begräbniß des Cantors an der Stadtschule zurückkam, „nun sehn wir Dich nicht mehr im schwarzen Käppchen vor dem Positive sitzen, und uns freundlich zuwinken, wenn wir recht hell und rein intonirt hatten! Du guter, lieber, todter Vater!“ Heißer strömten die Thränen über des reizbaren Knaben blühende Wangen. „Ich bin doch recht froh, daß der alte Klapperbein todt ist,“ meinte Gottlieb Pfeiffer, ein häßlich gestalteter, herzloser Junge, von den übrigen spottend Pfeifferlieb genannt, „ich bin recht froh, daß er todt ist, nun brauche ich nicht mehr den ganzen Tag die dummen Noten anzusehn, und nun wird mich die Muhme wohl mit der fatalen Musik zufrieden lassen.“

„Was willst Du denn thun?“ fragte Felix.

„Ein Kaufmann will ich werden, wie mein Vater

war, und mich alle Tage vor mein Thalercabinet ſetzen und das von früh bis Abend anſehen!“

„Pfui, mit Deinen ſchmutzigen, alten Thalern,“ entgegnete der feurige Felix, „nein, ich bleibe bei der Muſik!“

„Und hungerſt und kummerſt, und fingſt in der Kälte vor den Häuſern, denn du biſt ein armes Thier!“

„Schimpf nicht, Du häßlicher Pfeifferlieb! Arm bin ich, das iſt wahr, aber das iſt keine Schande!“ Und damit lief er fort.

„Ja, ja,“ brummte Pfeifferlieb, „aber ich bin reich, und das iſt auch kein Fehler!“

Die beiden Knaben waren von dem nun verſtorbenen Cantor in der Muſik unterrichtet worden. Felix aus Barmherzigkeit, denn ſeine blutarme Mutter dankte Gott, daß der Cantor den Kleinen wegen ſeiner ſchönen Stimme ins Singchor genommen hatte; Pfeifferlieb auf Befehl der Muhme, bei der er nach des reichen Vaters Tode erzogen wurde, und die ein ſchöner Geiſt war. Aber zu nichts in der Welt hatte der widerwärtige Junge weniger Anlage, als zum Tonkünſtler, zu dem ihn die Muhme beſtimmte. Trotz Bitten, trotz Schlägen hatte der Cantor nicht vermocht, die halben und ganzen Schläge ſammt der Notencintheilung ihm in den Kopf zu bringen, und gegen die Kenntniß der vier

Schlüssel war und blieb sein Innerstes hartnäckig verschlossen. Dagegen rechnete er überaus fertig, und seine größte Glückseligkeit war, vor dem kleinen Thalercabinete, das ihm der Vater hinterlassen, und zu dem er jedes Geldstück, dessen er habhaft ward, hinzulegte, stumm wie eine Bildsäule zu sitzen. Gierig starrte er dann den kleinen Schatz an, und Geiz und Habsucht sprühten unverkennbar aus den schielenden graugelben Augen!

Des alten Cantors Nachfolger war ein eben so alter, aber keineswegs so ruhiger Mann. Leidenschaftlich liebte er seine Kunst, die er in Italien studirt hatte, und leidenschaftlich heftig war sein ganzes Wesen. Dem Vernehmen nach war er bloß dieser jähzornigen Gemüthsart halber von der Direction berühmter Orchester abgegangen, denen er vorgestanden, und hier wollte er einmal ein Singechor nach seiner Weise bilden. Zu dem Ende versammelte er, als er sein Amt angetreten, die sämmtlichen Sänger, unter denen sich treffliche Subjecte befanden. Nun hielt er ihnen eine Vorlesung über die geheimnißvolle Drei, die im Himmel sowohl als auf Erden die erste Stelle einnehme. „Der harmonische Dreiklang," setzte er von wunderbarem Feuer ergriffen hinzu, „dieses reinste aller harmonischen Verhältnisse, wo Terz, Quint und Octave, jeder für sich ein tönender, selbstständiger Gott, dennoch sich im Drei-

klange vereinigen, und ſo der Perſon nach drei, dem Weſen nach eins ſind, der iſt das wahre Abbild der göttlichen Dreieinigkeit. Verſteht Ihr mich Buben?“

Der ganze Chor nickte einſtimmig „Ja,“ obgleich keiner ein Wort verſtanden hatte. „Sopran, Alt, Tenor, Baß,“ fuhr der Cantor eifrig fort, „ſind nichtsſagende Benennungen; jeder phantaſievolle Muſiker vertauſcht ſie mit Bezeichnungen, die ihm ſeine Individualität eingiebt. Ich nenne die Bäſſe Donnerwetter, Alt und Tenor, beide an Melodiefähigkeit und innerer Göttlichkeit tief unterm Sopran ſtehend, die beiden Schächer. Nun ſollte ich freilich,“ ſetzte er heimlich hinzu, „dem reinen, klanghellen Sopran, der über der Harmonie ſchwebt wie der Geiſt Gottes über den Gewäſſern, dem ſollte ich wohl den ſchönſten, himmliſchſten Namen geben, Elohim ihn nennen, Adonai, Raphael, oder dergleichen, nicht wahr?“ Die Discantiſten lächelten beifällig. „Aber nein,“ brüllte der Cantor, grimmig die Augen aufreißend und mit den Zähnen klappernd wie ein Verdammter, „nein, nein, nein, ich nenne ihn Schlangenbrut, und ich weiß was ich thue!“ Nach dieſen zornig herausgeſtoßenen Worten lief er ſchweigend einige Augenblicke auf und nieder, als ob er ſich zu ſammeln ſuche. „An's Werk!“ rief er jetzt, und nun begann eine äußerſt ſcharfe Prüfung der

Stimmen. Als ſie beendigt war, ohne daß man ein Wort Lob oder Tadel vernommen, ließ er die Sänger in eine Reihe treten, und gieng nun an der Front auf und nieder, indem er diejenigen, die er zu Soloſängern beſtimmte, mit dem Zeigefinger vor die Stirn ſtieß und zurück zu treten zwang. So bildete ſich hinter der erſten Linie ein zweites muſikaliſches Treffen, in welches die Bäſſe, Tenore, Alt und Soprane, je nachdem der Cantor „Donnerwetter, rechter, linker Schächer,“ oder „Schlangenbrut“ rief, einrückten. Die Probe war zu Ende. „In dem ganzen Chore,“ ſagte er jetzt ſehr ernſt, „habe ich nur ein radicales Böſe, eine natürliche Diſſonanz, eine widrige Septime gefunden, die, als ächter Erbfeind des Reinen und Guten, nie mit ihm conſonirend erſcheinen kann. Die muſikaliſchen Diſſonanzen verſtehn wir zu behandeln und zum Uebertritt in den Wohlklang zu zwingen, aber die lebendigen, die ohne Stimme geboren, ſtoßen wir als wahre Satansengel aus den muſikaliſchen Himmeln aus. Fort Satan!“ er packte Pfeifferlieb bei den Schultern, „fort, hinaus!“ Der Junge lief heulend die Treppe hinunter. „Aus einander!“ rief der Cantor den übrigen zu, und im Nu war die harmoniſche Verſammlung aufgelöſt und die vereinzelten Elemente flogen nach widerſprechenden Richtungen die Straße hinab.

Es konnte nicht fehlen, daß am ſelbigen Abend die ganze Stadt wußte, der neue Cantor ſey toll, den kleinen Felix habe er Schlangenbrut, Pfeiffers lieb Satan und den Accord die Dreifaltigkeit genannt. Dieſe Namen erregten Aufſehn; Pfeiffers liebs Muhme, die ihren Lieblingsplan mit einem Schlage zertrümmert ſah, ſteckte ſich hinter die Frauen einiger Rathsmänner, die Frauen lagen den Männern in den Ohren, und ſo ward auf dem gewöhnlichen Wege der Schulinſpection aufgetragen, die Sache zu unterſuchen und darüber Bericht zu erſtatten.

Als dem Cantor eine Rechtfertigung abverlangt wurde, bat er ſich aus, ſich in Gegenwart ſeiner Schüler verantworten zu dürfen, und lud den Schulinſpector ein, der nächſten Singeſtunde beizuwohnen, auf die er indeß ſeine Untergebenen gehörig einübte, und auch Pfeiffern ausdrücklich beſtellte. Der Tag erſchien. Der Chor war beiſammen. Der Schulinſpector, ein gutmüthig-gravitätiſcher Mann mit weißer ziegenhärner Perücke und ledernem Chapeaubas, trat ein, räuſperte ſich verlegen und hob mit weinerlicher Stimme an: „Vielgeehrter Herr Cantor, ſintenmalen es“ er ſtockte, „alldieweilen es verlauten will, daß Dieſelben (der Cantor ſah lächelnd an den Boden, das Ohr gegen die Sänger gerichtet) weilen es alſo verlauten will, daß Dieſelben

ſich beigehen laſſen, denen unterhabenden Singeknaben und reſpective Sängern allerlei Beinamen zuzulegen, welche theils ſinnlos „Quid sum miser tunc dicturus? *)“ fielen unisono mit donnerähnlichem Forte alle zwölf Baſſiſten im D moll auf des Cantors Zeichen dem Schulmann in die Rede, der wie vom Schlage getroffen unbeweglich da ſtand.

„Sehen Sie, Verehrteſter,“ lächelte der Cantor, ſich vergnügt die Hände reibend, „nicht ganz ſo ſinnlos!“

Der Schulinſpector ſchüttelte den Kopf, und fuhr in der abgebrochenen Periode fort, „theils gotteslästerlich“

„Deus qui laetificas juventutem meam! **)“ ertönte im klaren Dreiklang A dur ein Canto fermo von Sopran, Alt und Tenor.

„Herr!“ fuhr der Inſpector auf, „haben Sie mich zum Narren?“

„Ums Himmelswillen,“ beſänftigte der Cantor, „ereifern Sie ſich nicht; es gehört ja alles zu meiner Rechtfertigung. Ich bitte daher, fahren Sie

---

*) Aus dem Requiem: „Was ſoll ich Armer dann ſagen? ꝛc. ꝛc.“

**) Herr, der du meine Jugend erfreueſt ꝛc., aus dem Meß-Introitus.

fort. Sie hatten gesagt, meine Beinamen seyen theils sinnlos, theils gotteslästerlich“

„theils solche,“ ergänzte der Inspector, „welche unverdienten Spott enthalten.“

„Beatus vir qui timet dominum,*)“ sangen zwei silberreine Sopran- und eine Altstimme, aber nun trat der herbeigewinkte Pfeifferlieb mit seiner falschen, unreinen, kreischenden Stimme herzu, die lieblichen Melodieen entstellend. Die Sänger verloren Ton und Stimmung, die Andern hielten sich die Ohren zu, der Cantor sprang wie unsinnig in der Stube herum, und der Schulmann wußte nicht, was er sagen sollte.

„Sehen Sie, verehrtester Herr,“ hob der ganz gefaßte Cantor an, „daß meine Beinamen weder sinnlos, noch gotteslästerlich, noch unverdient spottend sind. Denn habe ich Unrecht, wenn ich meine prächtigen Bässe dem Donner vergleiche, oder wenn ich einen harmonischen Dreiklang, von silberreinen Stimmen angegeben, dem Reinsten, Engverbundensten gegenüberstelle, was es im Himmel giebt, der Dreieinigkeit??“

„Aber eben diese Benennungen,“ seufzte der Inspector.

---

*) Glücklich der Mann, der den Herrn fürchtet ꝛc., aus den Psalmen.

„Erlauben Sie mir zu reden,“ unterbrach ihn jener, „Sie hörten, wie dieſe drei das zärtliche, ewig heitre A dur ſilberrein angaben, Sie vernahmen aber auch, wie Pfeifferlieb dort mit ſeiner laſterhaften Stimme dazwiſchen trat, die weißen Schwanenflügel des Tones beſudelnd, dieſer iſts, den ich Satan nenne, Ahriman, das böſe Prinzip, oder wie Sie ſonſt wollen. Als ächter Teufel duldet er keine Eintracht, keine Reinheit, kein Licht. Mit dämoniſcher Verworfenheit beſchmutzt er, was er nicht zu erreichen vermag. Appage Satan, hebe dich weg, böſer Feind!“ Und der Verſucher floh in eiligen Sätzen aus der Schulſtube hinaus. Ohne ſich ſtören zu laſſen, fuhr der Cantor in ſeiner Erklärung fort: „Ich bin Ihnen nun noch die Urſache anzugeben ſchuldig, warum ich dieſen lieblichen Knaben hier mit den feurigen ſchwarzen Augen, der mich ſo unbegreiflich anzieht, Schlangenbrut nenne. Komm her, Felix!“ Mit dieſen Worten trat er ans Poſitiv, ganz leis und gehalten die ſüßeſten Klänge berührend, wozu der Knabe Metaſtaſio's ſchöne Worte: „Alme incante etc.“ ſang.

„Nun mich dünkt,“ ſagte der Schulinſpector verwundert, „des Knaben Stimme laute über alle Maßen angenehm!“ Sie urtheilen trefflich, Hochanſehnlicher! Nicht wahr, er lockt Ihnen Wehmuthsthränen in die Augen, er ſtiehlt Ihnen unver-

merkt“ der Schulinſpector griff nach ſeinen Taſchen, „das Herz aus dem Leibe; er erweicht Ihre feſteſten Entſchließungen, er zwingt Sie zu lächeln, wenn Sie weinen möchten, er lullt Sie ein,“ des Cantors Stimme ward merklich zitternder, „Sie trauen ihm, Sie geben Ihre Seele an dieſe Stimme, Ihr geheimſter Gedanke iſt ſein Eigenthum — da plötzlich ſtößt er Ihnen den Dolch ins Herz, Sie bluten, Sie ſtöhnen, doch er flieht, lächelt Ihres Schmerzes, und ſingt ein anderes Opfer mit ſeinen Klängen ein. O dämoniſche Gewalt ſolcher Stimmen, o ſchlangengleiches Umſtricken, Umwinden, um deſto ſicherer zu tödten!!“ Der Cantor hielt mit ſchmerzerſtickter Stimme die Hand vor die Augen und mehr als eine Thräne drängte ſich durch die Finger.

Der Schulinſpector wünſchte ſeinen Auftrag und den Cantor, den er für wahnſinnig hielt, nach Utopien. Allein ſchnell geſammelt ſagte der Letztere mit ſarkaſtiſchem Lächeln, „aber dergleichen Reden ſind tolle Fratzen, welche eine preißwürdige Commiſſion auf Rechnung beſchwerlicher Congeſtionen nach dem Kopfe ſetzen wird, womit wir Künſtler nur zu ſehr geplagt ſind. Inzwiſchen bin ich überzeugt, Ew. Wohlgeboren ſehen alles ein, begreifen alles.“

„Ja, ja,“ fiel der Inſpector ihm ins Wort, „ich begreife wohl, daß keine böſe Abſicht bei Dero

Sonderbarkeiten obwaltet, und empfehle mich beſtens.“ Damit machte er ſich eilig davon.

Seine Relation war kurz und gut: „der Cantor ſey erzhypochondriſch, und habe dabei, wie alle Künſtler, einen Sparren zu viel. Wenn ihm ſeine, wahrſcheinlich trüben, Jugendſchickſale einfallen, ſo ſchnappe es mit ihm über, und er gebe den Stimmen ſonderbare Namen, wobei es jedoch auf nichts Arges gegen Staat, gute Sitten, noch Religion abgeſehen ſey. Uebrigens proſperire das Singechör zuſehends unter deſſen Leitung, abſonderlich ſeyen die Baßſänger trefflich wohl abgerichtet ꝛc.“

Der hochweiſe Rath nahm für bekannt an, daß alle Künſtler Narren, mehr oder weniger unſchädliche, wären, und es hatte dabei ſein Bewenden. Pfeifferlieben, der durchaus nicht wieder ins Chor wollte, gab die Muhme nolens volens zu einem Kaufmann in die Lehre, und alles verſank in die hergebrachte Ruhe. Nicht minder fuhr auch der Cantor in ſeiner eigenthümlichen Weiſe fort, und die Sänger wurden ſo gewohnt, ſich bei jenen ſonderbaren Benennungen rufen zu hören, daß keiner mehr daran Anſtoß nahm; ja das Ablegen der bürgerlichen Namen in der Chorhalle gab ſogar einen myſtiſchen Reiz, der die Aufmerkſamkeit erregte.

Felix war indeſſen in die Jahre gekommen, wo die Stimme mutirt. Mit Schreck erfuhr er an ſich

den in Prari gar nicht unbekannten Fall, daß ein trefflicher Sänger in dieſer Epoche die Stimme auf einige Zeit ganz verliert. Der arme Knabe wußte das nicht und kam daher mit thränenden Augen zum Cantor gelaufen, den er wie gewöhnlich ſtudierend vor einer Partitur ſitzen fand, aber anſtatt daß er ſonſt ganz in ſich verſunken die Noten anſtarrte, ruhte ſein Blick heut mit beſonderm Ausdrucke auf einem kleinen weiblichen Portrait, das er am Halſe trug und eben hervorgezogen hatte. Er verbarg es ſo ſchnell, daß Felix nicht Zeit hatte, ſich die Züge deſſelben einzuprägen. Er klagte dem Cantor ſeine Noth, und unterwarf ſich jeder Strafe, wobei er indeß hoch und theuer verſicherte, daß er keine Schuld an dem Unglück habe. Wie war er verwundert, als ihm der Cantor freundlich die Wangen ſtreichelte, und ihn gutes Muthes ſeyn hieß. Er erklärte ihm nun das Wunder, gebot ihm nicht mehr zu ſingen, und gab ihm Hoffnung, in ein paar Jahren werde die Stimme ſchon wiederkommen. „Aber freilich mußt Du nun aus der Schule gehen und aus dem Chore treten!“

Felix wurde blaß. „Wie denn?“ frug er ängſtlich. „Ja freilich!“ entgegnete der Cantor. „Sieh nur, Du warſt bisher Rathsdiscantiſt, nun haſt Du aber Deinen Discant verloren, folglich biſt Du dem

Rathe nichts mehr nutz und folglich giebt er Dir keinen Unterhalt mehr.“

„Ach guter Gott!“ weinte Felix, „wo soll ich denn nun Brod hernehmen?“

„Nun Du hast ja Deine Mutter!“

„Meine Mutter? die lebt ja eben von den paar Thalern, die ich armer Junge verdiene. Sie ist krank und nicht im Stande etwas zu erwerben; dazu spricht sie nur gebrochen Deutsch und könnte nicht einmal aufs Betteln fortkommen. Die paar Groschen, die sie vom Rathe erhält . . .“

„Wie,“ fiel der Cantor lebhaft ein, „sie kann nicht Deutsch, nun wo ist sie denn her?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Felix. „Nur so viel besinne ich mich, daß sie, als wir vor langer Zeit hieher zogen, nicht so arm war. Bisweilen kam damals ein großer, schöner Mann Nachts vermummt in unser Haus, der sprach mit der Mutter in einer fremden Sprache, dann küßte er sie, dann nahm er mich auf den Arm und schenkte mir Zuckerwerk.“ Der Cantor war während dieser Rede aufgesprungen, seine Kniee zitterten, seine Brust hob sich krampfhaft, mit der linken Hand umklammerte er den Stuhl. „Junge,“ schrie er außer sich, „lieber Felix! Schlangenbrut, Herzensjunge, Höllenriegel! wie nannte der Mann Deine Mutter? Um Gotteswillen sag', wie nannte er sie, wie sie ihn?

haſt Du es vielleicht behalten?“ „O ja,“ ſagte Felix erſchrocken, „er nannte ſie Septimia, ſie ihn Rudolpho!“

„Himmel und Hölle, Tod und Teufel, Donner und Wetter!“ ſchrie der Cantor, indem ſeine Rechte in Felixens ſchwarze Locken fuhr, „ja, ja, ſie iſt's, Du biſt's, er iſt's, Du, Du biſt ihr, biſt ſein Sohn! O Wuth, o Wonne!“ Damit faßte er den armen Jungen und ſchlug unbarmherzig auf ihn los. Mit unter küßte er ihn ungeſtüm, dann prügelte er aufs neue, und rief dazwiſchen: „liebſter, beſter, verfluchter Junge, nimm's nicht übel, ich weiß wohl, 's iſt ein Irrthum, Du biſt unſchuldig, aber ich kann eben nicht anders!“

Felix hielt gelaſſen ſtill. Als ſich des Cantors Liebe und Zorn gelegt hatten, frug ihn der Knabe, ob er ihm nicht etwas für ſeine Mutter ſchenken wolle? Das trieb wieder Thränen und Flammen in des Alten Geſicht, aber er bezwang ſich: „hier,“ ſagte er, Felixen eine Hand voll Geld reichend, „hier, gieb das Deiner Mutter, als hätteſt Du es erworben. Aber wehe Dir (er machte eine gräßliche Miene), wenn Du ihr je ein Wort von dem erzählſt, was zwiſchen uns vorgefallen iſt. Dieſen Dolch (er riß ihn ſchnell hervor) der *ſeine* Bruſt verfehlte, ſtoße ich *Dir* ins falſche Herz. Täglich kömmſt Du nun zu mir. Ich will Dich Compoſition lehren. Mag dann

Deine Stimme wiederkehren oder nicht, Du bist ein geborgner Mann. Fort jetzt, aber vorher schwöre mir, daß kein Wort je über Deine Lippen gleite!“

Felix schwur zitternd, und flog dann seine Mutter zu erquicken.

In den herrlichen Jahren einer fast überkräftigen Jünglingsnatur war der Cantor nach Italien gewandert, um Musik zu studieren, die nun einmal Angelstern seines Lebens war und blieb. Wenig kümmerte es ihn, daß er keinen Kreuzer in der Tasche hatte, als er sein Vaterland verließ, um nach Welschland zu pilgern, das, so lehrte ihn die Landcharte, hinter den blauen Bergen liegen mußte, die den äußersten Horizont seiner Vaterstadt begrenzten. Wie nah oder fern hinter diesen, das konnte für den lebensfrohen Jüngling kein Gegenstand der Betrachtung seyn, der, wie schon gesagt, keinen Kreuzer Geld und nur ein Stückchen Weißbrod in der Tasche hatte. Aber war er denn nicht gesund, jung und stark? stack denn nicht neben den zwei Hemden in seiner Jagdtasche auch die sehr gute Geige von Jacobus Stainer, die er trefflich zu behandeln wußte, und die ihm ein Vornehmer einst geschenkt, als er bei dessen Hochzeit eine Fantasie von Tartini vom Blatte wie ein Meister gespielt? und vor allem,

war er denn nicht ſo brav und fromm, daß er auf Gottes unmittelbaren Beiſtand rechnen durfte? „Anton,“ hatte ſein Vater, Johannes Lebzelter, Stadtmuſicus in Grünau unter lautem Lachen geſagt, als er ihn in die Fremde ſchickte, „ich habe nichts, und Du haſt nichts, Summa wir haben alle beide nichts; und wenn einer eine Reiſe thun ſoll, ſo iſts ein ſchlimmer Anfang mit wenig im Magen und nichts im Beutel. Aber das Ding hat dennoch ſeine gute Seite, wie alles in der Welt; erſtlich marſchirt man viel leichter, und zweitens iſt man vor Räubern ſicher. Endlich aber iſts auch gar nicht geſagt, daß Du immer alle beide leer haben ſollteſt, was auch auf die Länge, zumal mit dem Magen, ſeine ganz eigene Ungemächlichkeit mit ſich führt. Du haſt ausgelernt und biſt ein capitaler Geiger geworden, dazu ein braver Kerl. Der liebe Gott müßte ja gar keinen Menſchenverſtand haben, wenn er nicht auf einen bedacht ſeyn wollte, der ſo ſpielt und ſo betet wie Du! Manche große Herrſchaft ließe ſichs viel Geld koſten, ſo einen Menſchen zu bekommen. Da Er nun aber unendlich vornehmer und klüger iſt, als alle Herrſchaften der Erde, unſern hochweiſen Rath nicht ausgeſchloſſen, der mir, ſeinem Stadtpfeifer, jährlich nur drei Thaler, eine Speckſeite und einen Scheffel Haſelnüſſe ausgeſetzt, als ob ich eine Ratze oder ein Eichhörnchen wäre — da Er nun

alſo bei weitem geſcheuter iſt, ſo wird Er auch bei Dir ein Einſehen haben. Und nun geh in Gottes Namen; meinen und Deiner ſeligen Mutter Segen geb' ich Dir gleich jetzt im Voraus, damit er Dir keinen Platz im Ranzen wegnimmt. Vielleicht ſiehſt Du mich wieder, vielleicht auch nicht. Mag ſeyn, daß ich auf meine Lebensmühle in der letzten Zeit zu viel Wein aufgeſchüttet, mag ſeyn auch, daß mir die trocknen Jahre vorher Schaden gethan, die ich hier ausſtehn mußte, ehe der brave Weinbergsbeſitzer herzog, mich lieb gewann und mir umſonſt einſchenkte, laß Dich dies nicht anfechten! Wenn Du aber einmal über kurz oder lang ſelber aus der Haut und gen Himmel fährſt, und die himmliſchen Heerſchaaren muſiciren hörſt; da frag nur den erſten beſten Herrn Engel, der Dir begegnet, nach dem Grünauer Stadtpfeifer, der führt Dich ins himmliſche Orcheſter zu den Waldhorn's, dort ſteh' ich als Primarius; denn der Junge mit ſeinen goldnen Haaren, rothen Pausbacken und bunten Flügeln muß 'runter von der Bank, wenn ich komme. Das weiſt Du, aufm Horne da nehm' ichs mit unſerm Herrgott auf! Na die gute Seele Deiner Mutter die wartet gewiß ſchon oben auf mich mit einer großen ſilbernen Schleifkanne 83ger Himmelswein! Gute Lieſe! ich werd's nicht mehr lange machen; die Stürze iſt deſect, der Krummbogen zuſammengequetſcht, das

Mundſtück ausgebrochen, wo will da der Lebenston herkommen? Geh Anton, geh in's Himmels Namen.

Anton ging halb lachend, halb weinend über den Vater, der, die Bruſt voll Waſſer, ſo heiter ſeyn konnte. Unterwegs ſpielte er vor allen Thüren, in Schenken und auf Schlöſſern, und er hat erzählt, daß er in den erſtern wegen ſeines ſchönen Tanzſpielens, in den letztern wegen ſeiner rothen Backen oft recht reichlich beſchenkt worden ſey. So hatte er ſich bald an die Gränze des erſehnten Landes gebettelt. „Stehſt Du mal,“ hatte der Vater geſagt, „Welſchland gegenüber, ſo geh auf einen Berg, wo Du hinunterſehen kannſt in die goldnen Maisfelder, in die Zitronenbüſche und Olivenwälder, zwiſchen den Oleander- und Jasminhecken durch, die blauen und rothen, güldnen und purpurnen Traubengeländer entlang; und dann ſieh hinunter nach den ſchwarzäugigen Winzerinnen, wie ſie die Beeren ableſen, und dazwiſchen trink fleißig aus Deiner Kanne, denn Wein mußt Du natürlich mithaben, ſonſt ſiehſt Du nichts; und wenn Dir dann das Herz ſo recht übergeht, ſo danke Gott mit einem Seufzer für alle die Herrlichkeit, die er den Menſchen beſcheert, küſſe die Erde, auf der Du ſiheſt, trink Deine Kanne aus, klappe den Deckel zu und dann leg Dich hin aufs Ohr und ſchlafe. Du kannſt eben in ſolchen Augenblicken nichts beſſers thun; dann wirſt Du herrliche

Träume haben!“ Dieſe Worte hatte ſich Anton fleiſſig wiederholt, als er durch die tiefen Gebirgsthäler des ſüdlichen Tyrols wanderte. Vor der herrlichen Gemüthlichkeit der dortigen Menſchen ging ihm das Herz auf, ſo wie ihnen vor des Jünglings Geigenſpiel. Morgen ſollte er nach Italien hinüber! Da begab er ſich Tags zuvor auf eine Bergwand, deren Fuß ein Stück ins irdiſche Paradies hinein lief, eine große Korbflaſche feurig ſüßen Tyrolerweins unterm Arm. Der Mittag war glühend heiß, bunte Schmetterlinge flatterten im hellen Sonnenſcheine von Teutſchland nach Italien hinüber mit fremden Blumen buhlend; Blumengedüfte und Vögelgezwitſcher ſchwamm aus einem Lande ins andre. Ueber Anton lag der heiße blaue Himmel, unter ihm blühendes Land; fröhliche Menſchen tummelten ſich, reizende Winzerinnen, deren bunte Mieder kaum die Jugendfülle faſſen konnten, tanzten unter Weinlaubgehängen. Anton ſah, erſchauerte, betete, dachte ſeines Vaters, trank, trank wieder, trank noch einmal, und ſank endlich, die leere Korbflaſche unter dem Haupte, ſchlummernd ins hohe duftende Gras.

„Wer muß der wunderſchöne junge Menſch ſeyn?“ ſagte eine milde Frauenſtimme neben ihm, als er nach einigen Stunden erwachte. Ueberraſcht ſprang er vom Boden auf. Die ältliche Dame gab

ſich als eine ſüdteutſche Fürſtin zu erkennen, die ihrer Geſundheit wegen nach den warmen Bädern Italiens reiſe, und durch das liebliche Wetter zu einem Spaziergang aus dem Städtchen gelockt worden ſey. Anton war nicht zurückhaltend, weder mit ſeinen Verhältniſſen noch mit dem Zweck ſeiner Reiſe, und nach einer Viertelſtunde war es ausgemacht, daß er die Fürſtin begleiten, von ihr Beſoldung und Unterhalt genießen ſolle, wofür er ſie, ſo oft ſie es verlange, durch ſein Violinſpiel zu erfreuen gehalten ſey. Wer war froher als Anton. Im Gefolge der Fürſtin durchſtrich er Italien mehreremal in verſchiedenen Richtungen, bis ſie ſich endlich in Rom niederließ, wo ſie ihren Sohn den Erbprinzen erwartete, der ſie nach Teutſchland zurückführen ſollte. Anton benutzte dieſen Aufenthalt, der ſich von einem halben Jahre zum andern verzog, und ſtudierte eifrig unter den beſten Meiſtern die Compoſition, worin ihn ſeine Gönnerin huldvoll unterſtützte. Er lebte hier die herrlichſten Jahre ſeines Lebens, durch Liebe und Kunſt verſchönert. Septimia Filippi, Sängerin an einem der erſten Theater, konnte dem Zauber ſeiner Töne nicht widerſtehen, ſein feines Benehmen, ſeine herrliche Geſtalt beſchleunigten ſeinen Sieg. Sie ergab ſich ihm in glühender Schwärmerei. Die Fürſtin feierte die Verbindung mit der gewohnten Großmuth. Da kam

unerwartet die Nachricht, ihr Gemahl liege ſchwer krank darnieder, und ſehne ſich nach ihrer Rückkehr. Eilig reiſte ſie, Anton und Septimia mit ihr, dem Vaterlande zu. Der Himmel ließ ſie den Fürſten lebend, ja auf dem Wege der Beſſerung finden. Die tröſtlichen Hoffnungen, die ſich täglich beruhigender zeigten, endlich des Kranken völlige Geneſung erlaubten ihr, ihres Schützlings zu gedenken. Der Fürſt ſtellte ihn als Capellmeiſter an, und ein Leben voll Glück an Septimiens Seite und voll ſchöner künſtleriſcher Wirkſamkeit ging vor Antons Augen auf. Aber auch in dieſem Paradieſe ſollte die Schlange nicht fehlen. Der Erbprinz kehrte von Reiſen zurück, ſah Septimien, und faßte für ſie die glühendſte Leidenſchaft. Eine von Anton für ſeiner Gattin ſilberne Stimme componirte Canzone Metaſtaſio's, die mit den Worten anfing: „Alme incante etc.“ ward Dolmetſcherin von des Fürſten Empfindungen. Septimia unglücklich, im kältern Teutſchland ſich um ein Hausweſen kümmern zu müſſen, während ſie in Italien eitel und ſorglos von einem Feſte zum andern ſchwebte, dabei ſich vernachläßigt glaubend von Anton, der nur für ſeine Kunſt zu leben ſchien, ließ ſich von Leichtſinn, Eitelkeit, heißem Blut bethören. Der Prinz ſiegte, und war längſt ihr begünſtigter Freund, ehe Anton etwas ahnete. Sein Erwachen war fürchterlich. Er

überraſchte die Liebenden. Verächtlich ſchleuderte er die Kniende von ſich, den Prinzen traf ſein Dolch, glücklicherweiſe nicht zum Tode. Die Fürſtin konnte es nicht hindern, daß ihr Günſtling in Feſſeln gelegt ward. Nur kurz ſollte die Verhaftung ſeyn, allein Antons Beſchützerin ſtarb plötzlich, und er blieb vergeſſen mehrere Jahre im Gefängniß, wo er ziemlich rauh behandelt wurde. Als er endlich wieder die Freiheit erlangte, hatte der Gram ſeinen hellen Geiſt getrübt. Ohne wahnſinnig zu ſeyn, gab es Perioden, in denen er wie bewußtlos umherging und das tollſte Zeug ſprach. Seine fixen Ideen waren muſikaliſcher Natur. Er nannte ſich eine Diſſonanz, die keine Auflöſung finden könne, und bat jeden, dem er Rede abgewinnen konnte, ihm doch zu Erlangung einer Conſonanz behülflich zu ſeyn, in die er übergehen könne. Seinen Aufenthalt in Italien, die Gnade der Fürſtin und ſeine Kunſt nannte er den harmoniſchen Dreiklang ſeines Lebens; plötzlich ſey aber eine unpräparirte Septime, (er meinte Septimien) dazwiſchen gefahren, und nun ſey es aus mit ihm. Alles, was wie Sieben oder Septime lautete, verſetzte ihn in Wuth, und die bloße Erwähnung des Siebengeſtirns konnte eine Ueberwallung veranlaſſen. Er ſank, anfangs gefürchtet, endlich verlacht und vermieden, zur Dürftigkeit herab, und mußte wieder zur Geige ſeine Zuflucht

nehmen. Als endlich mit dem herannahenden Alter Herz und Blut kühler wurden, verlieh ihm der Himmel seine ungetrübte Geisteskraft wieder. Aber eine Menge Sonderbarkeiten blieben dennoch, gleich unauflöslichen Räthseln für diejenigen, die seine frühere Geschichte nicht kannten, in sein ganzes Wesen verwebt. Leicht hätte er eine Anstellung als Capellmeister an einem Theater finden können, allein er wollte es nicht mehr mit der Welt, die ihm so hart mitgespielt, sondern lediglich mit der Kirche zu thun haben. Deshalb suchte er eine Anstellung als Cantor. Nach einigen Versuchen, die ihm nicht behagt hatten, fand er, was er wünschte, in Felixens Geburtsorte, nicht ahnend, daß seine Gattin, die sonst so hochgefeierte Septimia, hier im tiefsten Elend, von ihrem fürstlichen Freunde anfangs reichlich unterstützt und sogar besucht, seit dessen vor mehreren Jahren erfolgtem Regierungsantritt aber vergessen lebte. Die leichtsinnige Italienerin, des Wirthschaftens ungewohnt, hatte von den reichen Gaben des Geliebten nicht einmal einen Sparpfennig für ihr Alter zurückgelegt, und war dem Magistrate zur Versorgung anheim gefallen. Der Cantor, obgleich er ihr, so oft er es vermochte, durch Felix Geld schickte, konnte es dennoch nicht über sich gewinnen, die Person wieder zu sich zu nehmen, deren Treulosigkeit alles Unglück seines ganzen nachherigen Lebens

über ihn gebracht hatte. Erſt als ſie in eine Krankheit verfiel, die ihre letzte ward, verſöhnte er ſich mit der Sterbenden, die wenig Stunden darauf die Welt verließ. Felixens ganze Erbſchaft beſtand in einem wenig bedeutenden Ringe und einem Beutelchen mit alten Kupfermünzen, die ſeine Mutter in Italien geſchenkt bekommen, und deren Werth ihm erſt durch des Cantors Erklärung bekannt worden war. Er zog nun ganz zu dieſem, und ſtudierte die Compoſition mit größtem Fleiße. Freilich enthielt dieſer Unterricht manches Sonderbare, manche, plötzlich wie aus dem geheimſten Dunkel der Seele hervorbrechende, Mittheilung, wenn irgend ein melodiſcher Gang den Alten an das berüchtigte „Almo incante etc.“ erinnerte; manche an Härte gränzende Heftigkeit, wenn Felixen in ſeinen Ausarbeitungen des ſtrengen Styls irgend einmal eine unvorbereitete Diſſonanz entſchlüpfte. Der Jüngling, eben ſo lehrbegierig als reizbar und leidenſchaftlich, nahm ſowohl die trefflichen Lehren, als die leichte Entzündbarkeit des Lehrers, gleich ſchnell in ſich auf. Er hatte nun ſeine Studien vollendet, die Stimme war zurückgekehrt, und er durfte hoffen, ſowohl durch ſeinen ſchönen Tenor, als durch ſeine gründlichen Kenntniſſe in der Compoſition eine vortheilhafte Anſtellung zu erlangen. Der Cantor ſchrieb deshalb an einige Freunde, die er noch im Auslande

hatte, und zum Herbſt ſollte Felix ſeinen erſten Ausflug auf ein großes Theater wagen.

Eines Tages ſchickte eine fremde Herrſchaft, die im vornehmſten Gaſthofe wohnte, auf die Schule, und ließ ſich acht der vorzüglichſten Sänger zu einer muſikaliſchen Unterhaltung auf einen Nachmittag ausbitten. Obgleich längſt aus dem Chore getreten, ging Felix aus Neugierde dennoch mit hin. Eine unbeſchreiblich reizende Blondine empfing die Sänger, und bat ſie mit ſüßklingender Stimme in einem Nebenzimmer zu verweilen, bis ihre Tante mit ihrem Geſchäftsmann geſprochen haben würde. „Weißt Du denn, Felix,“ frug ihn einer ſeiner Cameraden, „wer der Geſchäftsmann iſt? Pfeifferlieb!“

„Du träumſt,“ erwiederte Felix, „wie käme der hieher. Der ſitzt ja ſchon ſeit etlichen Jahren in Hamburg und ſcharrt Geld zuſammen!“ „Ich ſage Dir, er ſitzt da drinn; und eben fällt mir ein, daß er von ſeiner Muhme den Gaſthof geerbt hat. Nun wird ſich's der ſchäbige Filz als Herr vom Hauſe recht angenehm machen, und ſich am Ende wohl noch gar die ſchöne Emilie ausbitten!“

„Emilie? Woher weißt Du denn ihren Namen ſchon?“

„Ja, wenn Du nicht ſo in die großen blauen Augen verſunken geweſen wäreſt, ſo hätteſt Du's wohl auch hören müſſen, daß ſie der Bediente ſo rief!“

„Emilie Pfeifferlieb,“ ſagte Felix kopfſchüttelnd vor ſich hin, und blieb träumend am Fenſter ſtehen.

Man bat ſie herein zu treten. Felix, als der Aelteſte, ſchritt voran. Aber er hatte nur eben das Zimmer geöffnet, als er verſteinert zwiſchen Thür und Angel ſtehen blieb, auf dem Sopha neben Emilien ſaß — Pfeifferlieb. Nur ein kleiner Discantiſt ſchlüpfte neben Felixen vorbei, der ganze muſikaliſche Nachtrab von Alten, Tenoren und Bäſſen blieb hinter dem halbgeöffneten Thürflügel, an welchem er, höchſt ſchwermüthigen Blickes, das Haupt lehnte. Kopfſchüttelnd trat er heraus, machte hinter ſich zu, und warf ſich tief ſeufzend auf einen Stuhl, indeß die andern Sänger, die ihn unpaß glaubten, beſorgt um ihn her ſtanden.

Der kleine ſchwarze Mann hatte inzwiſchen den Damen verkündigt, er ſey der Discantiſt, den man verlangt habe.

„Recht ſchön,“ lächelte Emilie, „aber iſt's denn nicht ausgerichtet worden, daß Madame Fink um achtſtimmige Beſetzung gebeten?“

„O ja,“ antwortete der Schwarze, „das iſt ausgerichtet worden!“

„Nun, und?“

„Nun da ſind wir auch alle acht gekommen.“

„Gleichwohl ſeh' ich nur Sie, wo bleiben denn die andern ſieben?“ frug Emilie. „Draußen,“

erwiederte der Discant, indem er, ohne die Blicke von einem großen Kuchen zu verwenden, der auf dem Tiſche ſtand, mit der Hand nach der Thür zurück winkte, „vor der Thür.“

Die Damen lachten laut.

„Unſer erſter Tenoriſt,“ hub der Kleine wieder an, „hatte gewiß ſchon den großen Kuchen geſehen, und da wollte er uns zurück drängen, denn er kann die Soprane nicht leiden, wie ſein Pflegvater der Cantor. Aber ich huſchte doch daneben weg, und nun bin ich da!“ Dazu ſtrich er mit der Zunge über die friſchrothen Lippen, als verſpräche er ſtillſchweigend ſeinen Mann bei dem großen Kuchen zu ſtehen.

„Geh doch einmal hinaus Brigitta,“ ſagte Mad. Fink, als man ſich vom Lachen erholt hatte, zu ihrer Tochter, „und frage wie das zuſammenhängt? Und Du Emilie, ſchneide dem Kleinen ein Stück Kuchen ab!“

Der Discant ließ es ſich wohlſchmecken, als Brigitta vor der Thür die ganze Harmonie verſammelt fand, die ſo eben in corpore ihr entgegen kam.

„Verzeihen Sie, entſchuldigte der Baſſiſt, „ein Mißverſtändniß, das unſer kleiner, etwas täppiſcher Sopran da drin wohl kaum erklärt haben wird!“

„Wir riethen auf etwas ähnliches, ſagte Brigitta verbindlich, „belieben Sie nur einzutreten.“

Mad. Fink lehnte alle Entſchuldigungen ab, und bat die Herren, nachdem ſie ſich erſt erquickt hatten, Sebaſt. Bachs ſchöne achtſtimmige Motette in B dur „Singet dem Herrn,“ vorzutragen. Felix ſtellte ſich ſo, daß er Zeit hatte, den verhaßten Pfeifferlieb recht genau zu betrachten. Er war auf das allereleganteſte im Geſchmack eines jungen Engländers gekleidet, und klimperte laut mit der Goldbörſe in ſeiner Taſche. Er ſchien Felix ſo wenig zu kennen, daß dieſer faſt irre an ihm geworden wäre, hätte nicht der häßliche Zug um den Mund den widrigen Beſitzer des Thalercabinets ihm gar zu lebhaft ins Gedächtniß zurück gerufen.

Der Geſang war geendigt, und die Damen ſchienen entzückt. Einige Fragen über das Inſtitut und den Vorſteher deſſelben, wobei Pfeifferlieb den Fremden in ſeiner Geburtsſtadt ſpielte, und ohne Kenntniß wie ein Staar plapperte, führten ein zuſammenhängendes Geſpräch herbei. „Hier, meine junge Freundin Emilie,“ ſagte Mad. Fink, „iſt auch eine Kunſtverwandte von Ihnen, meine Herren, und will ſogar dem Geſange ſich ausſchließlich widmen!“

„O Mamſell ſingen göttlich ſchön,“ näſelte Pfeifferlieb, „im beſten pariſer Genre.“

„Sie ſind ja nicht muſikaliſch,“ erwiederte Emilie kalt, „auf Ihr Lob darf ich mir daher nichts einbilden!“

„Wenn mir dein Auge ſtrahlet,“ rief die Tante, „bitte, bitte, liebe Emilie!“

„Gern, ſobald Sie es wünſchen.“ Mit dieſen Worten ſuchte Emilie die Muſik hervor, indem Mad. Fink ſich ans Piano ſetzte. „Der erſte Tenor?“ frug Emilie. Die Sänger machten Felix Platz, der ſein Geſchick preiſend hervortrat. Myrrha ſang bezaubernd. Eben hob Felix entzückt an: „Ach dämpfe dieſes Feuer ꝛc.,“ aber recht, als hätte er dieſe Weiſung zu ſich ſelbſt geſprochen, erſtarb ihm der Laut im Munde; kein wiederholtes Tonanſchlagen der Tante, kein Anſtoßen der hinter ihm ſtehenden Cameraden brachte ihn zu ſich. Starr war ſein Blick auf's Sopha gerichtet, denn dort ſah er, o Entſetzen! wie Pfeifferlieb Emiliens liegengebliebene Handſchuh entzückt an die Lippen drückte, und dann mit der perlmutternen mit Silber ausgelegten Lorgnette, deren Federn er lärmend aus- und einſchnappen ließ, nach Emilien hinüber ſah.

„O,“ ſagte Felix halb laut, „Weiber, Sopranſtimmen! Nein, das iſt härter als die härteſte unpräparirte Diſſonanz!“ Dazu kniff er Millionen Brüche in das Muſikblatt in ſeiner Hand.

„O weh, mein Ducett!“ rief Emilie.

„Herr Tenor,“ lachte die Tante, „ſind Sie toll?“

Durch vieles Zureden des Baſſiſten, Felixens Freund, brachte man den Tenor wieder ins Gleis. Pfeifferlieb, dem Felixens innere Bewegung ſo wie die Urſache davon nicht entgangen war, ſagte ſpitz: „nun wenn der Herr Tenoriſt denn durchaus nicht als kluger Murney ſein Feuer dämpfen will, ſo wird ihm vielleicht Paer's Duett aus Camilla: Barbara gelosia etc. deſto willkommner ſeyn.“ „Ach das iſt auch ſo ſchön!“ riefen Mad. Fink und ihre Tochter, indeß Emilie, über deren zarte Wangen eine hohe Röthe flog, ſich nach der Muſik bückte. Allein Pfeifferlieb hatte ſich garſtig verrechnet. Gerade ſein boshaftes Citat ward des Nebenbuhlers Triumph. Dieſer ſang das Stück, eigentlich für eine Baßſtimme geſchrieben, ſo unübertrefflich ſchön, mit ſo rührendem Ausdruck, daß Emilien die Augen voll Thränen ſtanden, und ſie ihn nicht anſehen konnte.

„Mein Gott,“ ſagte die Tante, „welch herrliches Organ hat Ihnen der Himmel verliehn!“ Felix hatte den entſchiedenſten Sieg über ſeinen Nebenbuhler davon getragen. Vergebens zauſte dieſer ſeine rothen Locken, klingelte mit der Börſe, ſchnappte mit der Lorgnette, Emiliens Aufmerkſamkeit war und blieb auf den Sänger gerichtet. Im dritten Himmel ward dieſer verzückt, als ihn Mad. Fink

hat, doch während ihres Aufenthalts bisweilen mit Emilien zu singen. Lieber hätte er freilich das „bisweilen“ in „alltäglich“ übersetzt, als ihn Emilie beim Abschied an sein Versprechen erinnerte; aber nicht allein daß sich dies nicht thun ließ, er mußte auch außerdem einige Tage vorüber gehn lassen, bevor er von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch machen durfte.

Felix war nicht der Mann, der gegen jemand, der Rechte auf sein Herz hatte, zurückhaltend seyn konnte. Sobald er daher in den nächsten Tagen mit seinem Pflegvater allein war, erzählte er ihm von der gemachten Bekanntschaft, von der Musikliebe dieser Familie, endlich von Emiliens Schönheit, und dem unauslöschlichen Eindruck, den das junge Mädchen auf sein Herz gemacht.

„Unglückskind!“ schrie der Cantor fast starr vor Schreck, „auch Du, auch Du bist in die Netze einer Sirene gefallen? Umsonst habe ich Dich vor schönen Stimmen gewarnt, umsonst Dir mehr von meiner Geschichte ahnen lassen, als — o Schande, Schande! Lieber wollte ich, Du hättest mir im strengsten Styl eine Dissonanz frei eintreten lassen, den consonirenden Quartsextenaccord in thesi gesetzt, oder sonst einen musikalischen Donatschnitzer gemacht! Was habe ich Dir von Dissonanzen gesagt, die unpräparirt, eine ganze Lebensharmonie zur scheußlichsten

Kakophonie machen? Sind denn die Erfahrungen der Aeltern allezeit für die Jüngern verloren? Giebt es denn keinen Freund, keinen Lehrer, dem man traut, als der eignen, oft blutsauren Erfahrung? Was soll denn nun werden?“

Felix zuckte ſtillſchweigend die Achſeln.

„Wie heißt denn die verdammte Diſſonanz?“ frug der Alte.

„Emilie Siebenthal.“

„Sieben — Siebenthal!“ ſchrie der Cantor im höchſten Affect. „Siehſt Du den Pferdefuß? Sieben, Septime, Septimia, das ſind Geſchwiſterkinder; heiſa! da ſitzt der ganze Hexenſchwarm beiſammen, nun Söhnchen warte nur, der Arrr — rodolpho wird nicht ausbleiben!“ Damit riß er, als packe ihn ſein alter Tollheitsſchwindel, ſeine Federmütze zornig vom Kopfe, ſchleuderte ſie gegen den Boden, und lief zum Zimmer hinaus. Vergebens wartete Felix auf ſeine Rückkehr, um ihn zu beſänftigen. Er ging endlich zu Fink's, die er nicht zu Haus traf. Eine alte Plaudertaſche von Kammerjungfer bat ihn, etwas zu verziehn, und ließ es ſich angelegen ſeyn, ihn recht lebhaft zu unterhalten. Felix mußte mit anhören, daß Mad. Fink die Wittwe eines reichen Kaufmanns, und hieher gereiſt ſey, um wegen einer noch nicht getilgten bedeutenden Forderung der Pfeifferſchen Handlung an ihren Mann, der dieſelbe als

berichtigt in ſeinen Büchern hinterlaſſen, zu unterhandeln. Ihre Tochter Brigitta ſey Braut. Emilie, das Jüngſte von der zahlreichen Familie eines ganz hülflos verſtorbenen Muſikers, das Mad. Fink aus Barmherzigkeit habe erziehn und ſingen lernen laſſen, weil es für's Theater beſtimmt ſey, wenn nicht, ſetzte die Alte verblümt hinzu, gewiſſe junge reiche Banquiers von des Engelchens Stimme und Lärvchen verblendet, der Sache eine andere Richtung geben. „Aber wie geſagt," ſetzte die Zofe hinzu, „arm iſt ſie, blutarm wie eine Kirchenmaus. Nun der junge Herr Pfeiffer ſind reich, Mad. Fink haben Geſchäfte mit ihm . ."

Felix hatte übergenug. Ohne die Damen zu erwarten lief er ſpornſtreichs davon und ins Freie, wo er ſeinem Unmuth über die ungleiche Vertheilung des Geldes in der Welt und über die dreiſte Zuverſicht der reichen Leute Luft machte. So lang ihm Pfeiffer's Reichthümer und Abſichten auf Emilien noch im Kopfe ſpukten, vermochte er es nicht zu dieſer zu gehn. Erſt nach einigen Tagen hatte er einen Ausweg erſonnen, von dem er ſich Wunderdinge verſprach. Schnell ſteckte er ſein geerbtes Beuteichen zu ſich und rannte zu Pfeifferlieb. Er mußte wohl zehn Minuten warten. Endlich öffnete ſich die Thür. Pfeiffer im Schlafrock, eine Cigarre im Munde, ſaß zwiſchen vielen mit goldenen, ſilbernen,

kupfernen Münzen belegten Papptäfelchen. „Verzeihen Sie, Herr Filippi,“ ſagte er langſam aufſtehend, „man wird ſo überlaufen; womit kann ich dienen?“ So wenig auch Felix von Pfeiffern Herzlichkeit gewünſcht, ja nur erwartet hatte, ſo machte ihm doch dieſe Anrede das Blut zu Eis. Er ſammelte ſich indeſſen, und einen Blick auf die Münzen werfend, ſagte er: „Sie ſind noch immer Liebhaber von ſeltenen Münzen?“ „Leidenſchaftlich,“ erwiederte Pfeiffer. „Haben Sie etwas dergleichen zu verhandeln? Ich zahle gut, s'iſt meine Liebhaberei!“

„Ich glaubte,“ ſagte Felix mit ſchnellem Uebergang, „Mamſell Siebenthal wäre Ihre neueſte Liebhaberei?“

„Die kleine Emilie?“ frug Pfeiffer geringſchäzzig, „o die kleine Perſon iſt recht artig, recht graziös . .“

„Seyn Sie aufrichtig,“ ſagte Felix dringender, „lieben Sie Emilien? Wollen Sie ſie heirathen?“

„Heirathen? Mein Gott, welch ernſthaftes Wort. . . ih nun . . . ſie gefällt mir nicht übel . . . wer weiß . . . vielleicht. Aber was verſchlägt das Ihnen?“

„Nichts weiter, als daß ich zum Sterben in das Mädchen verliebt bin, nicht ohne ſie leben kann!“

„In der That, Herr Filippi, da weiß ich Ihnen nicht zu rathen. Denn ich leugne es nicht, ich habe Absichten. Dazu ist mir Mad. Fink Verbindlichkeiten schuldig, die sie mir vielleicht geneigt machen könnten.“

„Ich kaufe Ihnen Ihre Ansprüche auf Emilien ab!“

„Sie, Herr Filippi?“

„Ich, wie Sie mich hier sehen!“ Er zog sein Beutelchen. „Dies kleine Beutelchen enthält, wie mich Kenner versichern, einen bedeutenden Schatz an alten, seltnen Münzen, für mich unschätzbar, weil es das einzige Geschenk meiner Mutter ist. Ich gebe sie Ihnen, gebe sie Ihnen umsonst; dafür erklären Sie schriftlich, daß Sie auf Emilien keine Ansprüche machen, und daß diese Erklärung durchaus keinen Einfluß auf Ihr Geschäft mit Mad. Fink haben soll.“

„Herr Filippi scheinen zu glauben, daß unser eins gar keiner sogenannten Empfindung fähig sey?“

„Ich glaube, und Sie haben mir nie eine andre Meinung geben wollen, daß Ihnen Ihr Thalercabinet lieber ist, als alle Emilien der Welt, und daß ich Ihnen daher kein Opfer ansinne!“

„Sehr verbunden für die gute Meinung. Nun lassen Sie doch die Sächelchen sehen!“

Felix zählte die Stücke auf. Pfeifferlieb besah,

befühlte, beroch ſie lange. Endlich ſagte er: „in der That recht ſchön! Die Stücke ſind höchſt ſelten. Inzwiſchen, damit Sie ſehen, daß wir reichen Leute denn doch für andre Reize auch nicht ganz erblinden, nehmen Sie ſie zurück. Die geforderte Erklärung gebe ich nicht, kann ſie nicht einmal geben. Ich habe kein Recht auf Mamſell Siebenthal. Wahrſcheinlich würde ſie den poetiſchen Künſtler doch wohl dem proſaiſchen Kaufmanne vorziehn. Sollte indeß, wie ſchon geſagt, die ſchuldige Dankbarkeit der Mad. Fink, der ich große Gefälligkeiten erzeigen kann, Mamſell Emilien zu einer mir vortheilhaften Entſchließung bewegen können; ſo mögen Sie gütigſt verzeihen. Somit (er ſtand auf, Felix ebenfalls) glaub' ich unſre Unterredung beendigt!“

Felix verließ den zähen Filz mit eiferſücht'ger Wuth im Herzen. Auf der Treppe begegnete ihm des Cantors Haushälterin außer Athem: „ach daß Gott! Herr Filippi, wo ſtecken Sie denn? In der ganzen Stadt habe ich Sie geſucht!“

„Nun da bin ich, was iſt's?“ frug Felix erſchrocken.

„Ach Gott! der arme Herr Cantor! 's drückt ihm das Herz ab . .“

„Wer denn? was denn?“

„Ih nun, das Blut, der Blutſturz!“

Felix flog die Straße hinab nach ſeiner Wohnung.

Arzt und Chirurg waren um den Kranken beſchäftigt, der eben wieder zu ſich kam. „O mein theuerſter Pflegvater,“ rief Felix an ſeinem Lager niederſtürzend, „gewiß hat der Aerger, der Schreck über die Ihnen neulich ertheilte Nachricht“

„Sey ohne Sorgen, Felix,“ erwiederte der Cantor freundlich, „und erinnere Dich, daß mir der Zufall ſchon ſeit Monaten nachgeht. S' iſt eben aus mit mir, mein Thema iſt durchgeführt, was ſich thun ließ, hab' ich draus gemacht. In allen Verkehrungen, ſehen ſie auch noch ſo ſeltſam aus, findeſt Du doch überall den Hauptgedanken: Gott und Ehre wieder. Eigentlich war das ganze harmoniſche Lebensgewebe gut angelegt; nur die verwünſchte Septime, die ſich nicht wollte präpariren noch reſolviren laſſen, die gab mir mit ihrem freien Eintritt den Knacks!“

„Schonen Sie doch die Kräfte!“ erinnerte der Arzt.

„Ei was ſchonen. Die Enucleatio Fugä iſt durch. Das Thema giebt keinen guten Contrapunct mehr, das muß ich ja wiſſen!“

Der wackre Mann hatte richtig prophezeiht. Nach kurzer Friſt kehrte der Blutſturz mit doppelter Kraft zurück, und machte ſeinem Leben ein Ende. Sanftes Lächeln, wie er es hatte, wenn er Muſik hörte, die ihn befriedigte, ſchwebte um die Züge des

Vollendeten. Man hatte Mühe, Felix von der Leiche wegzubringen. Unfähig etwas anders, als ſeinen Schmerz zu denken, vermochte er das Nöthigſte nicht zu beſorgen. Nach drei Tagen erinnerte man ihn, ob der Verſtorbene keine Wünſche wegen ſeiner Beerdigung hinterlaſſen? Felix ſuchte, und fand auf einem Zettel die Worte: „Begrabt mich Abends bei Fackelſchein im Lindenkreiſe auf dem Marienkirchhofe; liebt mich die Schule, ſo wird ſie mich begleiten und an meinem Grabe meine Motette ſingen: Beati, quorum tecta sunt peccata, et quorum remissae sunt iniquitates! *) Dafür ſchenke ich ihr die Partitur derſelben!“ Felix ſchickte dieſen Zettel dem Rector, und bekam die Antwort, daß am andern Tage Abends 11 Uhr die feierliche Beerdigung nach des Seligen Wünſchen ſtatt haben ſollte.

Es war eine herrliche Sommernacht. Der freundliche Kirchhof lag ſtill und im Schmuck ſeiner begrünten Hügel, nicht ſchaurig da. Glühwürmer ſtiegen aus den Roſenbüſchen, an die die Träger ſtreiften, auf, und ſchwebten als Lichtfunken, Blumenſeelen vergleichbar zu andern Duftkelchen hin. Der Sarg ward auf die Seite geſtellt. Das Chor ver-

*) Selig, deren Sünden vergeſſen, und deren Ungerechtigkeiten vergeben ſind. Pſalm.

ſammelte ſich um die Gruft, und mit ſanfter Klage erhob ſich der tröſtende Geſang. Dazu wogte die düſterrothe Gluth der Leichenfackeln durch die blüthenvergoldeten Lindenwipfel langſam dem dunkeln Nachthimmel zu. Die letzten Tacte ertönten, der Präfect des Chers gab das Zeichen, der Sarg ſchwebte hinab, und eine Wolke blühender Roſen aus den Händen der Sänger und aller Umſtehenden ihm nach. Tief gerührt blickte Felix, der am Grabe kniete, empor. — Himmel! was ſah er? Emilie ſtand ihm gegenüber. Kaum traute er ſeinen Augen, kaum vermochte er ſich zu faſſen. Endlich verlor ſich die Menge, er erreichte Emilien mit ihrer ältlichen Begleiterin unter dem Eingange des Kirchhofs. „Emilie,“ ſagte er mit bewegter Stimme, „hier mußte ich Sie wiederſehen?“

„Warum nicht hier?“ entgegnete Emilie ſanft, „iſt denn der Schmerz um einen würdigen Todten eine Empfindung, die keine Theilnahme verträgt? Gönnen Sie mir immer die Stelle am Grabe Ihres väterlichen Freundes, zumal am Vorabend der Abreiſe.“

„Verſteh' ich Sie recht, Emilie? — Sie wollen reiſen?“

„Morgen früh!“

„Auch das noch? Gott, wo nehm' ich den Muth her, Ihnen zu ſagen, was Sie doch wiſſen müſſen,

was — “ (die Begleiterin war einige Schritte vorausgegangen) „Emilie!“ flüſterte Felix eilig, „nicht länger kann ich mich bezwingen, zürnen Sie mir nicht — ich liebe Sie unausſprechlich! Nie verläßt mich Ihr Bild, und nun — reiſen Sie!“

„Das muß ich,“ erwiederte Emilie, „aber nicht ohne Ihnen zu ſagen, daß mir Ihr Geſtändniß weder unerwartet noch unwillkommen iſt. Auch ich bin Ihnen herzlich gut. Meine Tante erlaubt mir, Ihnen dies zu ſagen.“

„Iſt's möglich!“ rief Felix außer ſich, „ſo nahe gränzen Freude und Leid? Und dennoch reiſen Sie?“

„Dennoch,“ nahm die Begleiterin das Wort, die niemand anders als Mad. Fink war, vom verſtörten Jüngling im Nachtdunkel nicht erkannt, „dennoch, und zwar theilweiſe durch Ihre Schuld. Alle Auskunft giebt Ihnen mein Brief, den Sie in Ihrer Wohnung finden. Leben Sie wohl, und reichen Sie Emilien die Hand zum Abſchiede.“

„Leben Sie wohl, lieber Felix,“ hauchte dieſe über den Jüngling, deſſen Lippen auf ihrer Hand glühten. Nach einigen Augenblicken war ſie verſchwunden, und Felix eilte nach Haus, um zu erfahren, auf welche Weiſe er an Emiliens Abreiſe Schuld ſeyn könne. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Noch immer weiß ich nicht zu ſagen, was mich „mehr in Erſtaunen ſetzte, Ihre treuherzige Un„geſchicklichkeit, oder Herrn Pfeiffers Nieder„trächtigkeit! Derſelbe war nehmlich vor eini„gen Tagen gegen Abend bei mir, und nachdem „er von unſern verwickelten Geſchäften den Ein„gang ſeines Geſpräches hergenommen; ergriff „er die Gelegenheit, auf Emilien, die gerade „nicht anweſend war, überzugehn, und um deren „Hand bei mir anzuhalten. Ich kannte des „Mädchens Urtheil über ihn, und verhehlte es „ihm nicht; allein er hatte die Unverſchämtheit „mir zu ſagen, daß wenn ich für meine Geſchäfte „mit ihm ein günſtiges Ende herbeiführen wolle, „ich ja nur von meiner mütterlichen Gewalt „über Emilien Gebrauch machen dürfe. Ja als „er mich über ſeine Dreiſtigkeit wie aus den „Wolken gefallen ſah, hatte er die Stirn hin„zuzufügen, ein Herr Filippi, ſein ehemaliger „Schulcammerad, ſey des Vormittags bei ihm „geweſen und habe ihm ſeine Abſichten auf „Emilien mit einem geſchenkten Beitrage ſehr „ſeltner Münzen zu ſeinem Thalercabinet ab„kaufen wollen; allein er habe den armen „Teufel nicht um die paar Stücke bringen „mögen, die wahrſcheinlich ſeine ganze Habe „ausmachten, ſondern ihm unverhohlen geſagt,

„bei den Rückſichten, die Mad. Fink gegen ihn
„zu nehmen genöthigt ſey, wolle er ſich ſelbſt
„um Emiliens Hand bewerben in der feſten Zu-
„verſicht, das Mädchen werde ihrerſeits die
„genoſſenen Wohlthaten durch eine ihm gün-
„ſtige Antwort zu vergelten bemüht ſeyn u. ſ. w.
„Ich antwortete ihm, was mein empörtes Ehr-
„gefühl, mein gekränktes Herz mir eingaben.
„Auch Sie nannte ich einen Unbeſonnenen,
„der durch ſeine gutgemeinte Ungeſchicklichkeit
„den Ruf eines unbeſcholtenen Mädchens aufs
„Spiel ſetze, und noch zu jung ſey, um ans
„Heirathen zu denken. Pfeiffern verbot ich den
„Fuß wieder in mein Haus zu ſetzen, und habe
„mein Geſchäft mit ihm dem Anwald über-
„geben.

„Sie, lieber Filippi, haben für Ihre Treu-
„herzigkeit, die mich und Emilien zum Stadt-
„geſpräch in dem Munde eines beleidigten Gek-
„ken und Elenden macht, kaum eine Entſchul-
„digung. Was allein für Sie ſpricht, iſt Ihr
„guter Ruf und Emiliens Liebe zu Ihnen.
„Deshalb ſey Ihnen auch verziehen; aber trei-
„ben Sie ſich erſt noch ein paar Jahre in der
„Welt herum. Studieren Sie tüchtig Ihr
„Fach, lernen Sie nebenher Menſchen und
„Weltverhältniſſe kennen, und wenn Sie dann,

„am Herzen eben noch so unverdorben, an „Kenntnissen bereichert, und an Erfahrung „zum Manne gereift, eine Anstellung haben, „die Ihnen eine Frau anständig zu erhalten „erlaubt, dann holen Sie Emilien. Sie soll „Ihnen unverloren seyn. Leben Sie wohl. „Nachrichten von Ihnen werden mir und Emi„lien immer Freude machen, deshalb lege ich „Ihnen meine Adresse bei.

Charlotte Flink.“

So kalt Felix diesen Brief auch fand, so mußte er dennoch das Vernünftige in der Tante Betragen eben sowohl, als das Unüberlegte, Jugendliche in dem seinigen anerkennen, und sich in Geduld drein geben. Sein bisheriger Aufenthalt war ihm durch des Cantors Tod, Emiliens Abreise und Pfeifferliebs Gegenwart unerträglich geworden. Dazu drängte es ihn, für seinen Unterhalt zu sorgen; denn sein Pflegvater hatte ihm nicht viel mehr als Scripturen, Bücher, und die alte Stainer Geige hinterlassen. Er suchte deshalb unter dessen Briefschaften, in der Hoffnung, Antwort von jenen auswärtigen Freunden zu finden, an die wegen seiner Anstellung geschrieben worden. Seine Erwartung täuschte ihn nicht. Kurz vor des Cantors Tode war ein Schreiben eingelaufen, wodurch ihm an zwei Orten Aus-

ſichten eröffnet wurden. Felix entſchloß ſich ſchnell für das berühmtere der beiden Theater, vertraute ſeine zurückbleibenden Effecten einem Jugendfreunde an, verſilberte das Ueberflüſſige und Entbehrliche, und verließ ſeine Vaterſtadt.

Freilich hätte er lieber eine Stelle als Muſikdirector oder Capellmeiſter angetreten; allein eine ſolche war eben nicht vacant, und da ihm die ſehr gut beſoldete eines erſten Tenoriſten angeboten wurde, ſo bedurfte es keiner langen Ueberlegung, um ſie ihm annehmlich zu machen. Die erſten Wochen gehörten der Vorbereitung auf ſein neues Fach und dem Einſtudieren neuer Rollen. Luſt, Geſchicklichkeit und Fleiß ließen ihm bei einer angenehmen Geſtalt und äußerſt klangreichen gebildeten Stimme glücklichen Erfolg hoffen. Er ward ihm. Seine erſte Erſcheinung auf der Bühne war glänzend und mit rauſchendem Beifall gekrönt. Dieſe Auszeichnung verdoppelte ſeinen Fleiß, dieſer führte neue Anerkennung herbei, und ſo konnte er ſich nach einigen Monaten ziemlich feſt in der Gunſt des Publicums fühlen. Eben wollte er Emilien und ihrer Tante davon Nachricht geben, als ein Brief dieſer letzteren bei ihm einlief, worin ſie ihm meldete, Emilie habe eine vortheilhafte und ſichre Gelegenheit gefunden, auf ein paar Jahre nach Italien zu reiſen, die ſie denn zu weitrer Ausbildung ihrer Stimme zu

benutzen entſchloſſen ſey. Mad. Fink werde durch Brigittens, ihrer Tochter, Heirath abgehalten, ihre Pflegetochter zu begleiten. Ein paar beigelegte Zeilen Emiliens beſtätigten, was die Tante ſagte, verſicherten Felix die unwandelbare Fortdauer ihrer Liebe, und bat ihn, nun ſeinerſeits auch recht beſorgt für die dauerhafte Gründung ihres dereinſtigen Glükkes zu ſeyn. Wieder ein ſaurer Apfel, in den der arme Felix beißen mußte; denn freilich war nicht nur die Vereinigung mit der Geliebten, wenn auch er indeſſen eine lebenslängliche Anſtellung fand, aufs Neue ein paar Jahre hinausgeſchoben, auch die Nachrichten von Emilien konnten in ſo bedeutender Entfernung nicht anders als ſehr ſparſam einlaufen. Inzwiſchen war er vernünftig genug, nicht ſchwermüthigen Grillen nachzuhängen, ſondern für den Augenblick mit Luſt und Eifer zu thun was ihm oblag, in der feſten Ueberzeugung, der Himmel werde ſeine Berufstreue nicht unbelohnt laſſen.

Nach Verlauf eines Jahres war er ſo bekannt und beliebt, daß er ſich den Einladungen in die erſten Häuſer nicht wohl entziehen konnte. Er that dies auch keineswegs; theils wegen der ehrenvollen Auszeichnung, mit der man ihn behandelte, und die ihm wohl that; theils weil er auf dieſe Weiſe manche intereſſante Bekanntſchaft machte, die für ſein ſpäteres Leben folgenreich ſeyn konnte. In einem

dieſer Häuſer begegnete ihm einſt ein Vorfall, der, ſo unbedeutend er anfing, dennoch für ſeine Zukunft entſcheidend ward.

Felix hatte in einer glänzenden Geſellſchaft geſungen, und wie gewöhnlich allgemeinen Beifall erhalten. Beſcheiden verließ er jetzt das Pianoforte, und wollte ſich unter der Menge verlieren; als die Thüren aufſprangen, und an der Seite der Wirthin ein großer, ältlicher, aber ſchöner Mann mit diamantnem Stern auf der Bruſt hereintrat, den die Dame als Fürſten St. . . . der Geſellſchaft vorſtellte. Der Fürſt bat dringend, daß man die durch ihn geſtörte muſikaliſche Unterhaltung fortſetzen möge, indem er den Geſang leidenſchaftlich liebe; und wünſchte den Sänger kennen zu lernen. Felix trat vor — „Ha, junger Mann!“ rief der Fürſt, „wie heißen Sie, wer ſind Sie?“

„Felix Filippi, Ihre Durchlaucht, erſter Tenoriſt am hieſigen Theater.“

„Filippi?“ — Der Fürſt hielt wie betäubt die Hand vor die Augen. — „Mein Gott,“ ſagte er ſehr langſam, „dieſe Aehnlichkeit mit einer mir ſehr werthen Perſon!“ Er bat Felix, ihn ſeine Stimme hören zu laſſen, ſey es auch nur in einer kleinen italieniſchen Canzonette. Dieſer gehorchte dem Befehl, und ſang ſeines Pflegvaters liebliches Alme incante etc. ſo ſchön er es vermochte vor. Alles war betreten,

denn noch vor Beendigung des Geſanges ſah man den Fürſten mit vor Augen gehaltnem Tuche ſich fortſchleichen. Ein Schwindel, hieß es, habe ihn plötzlich angewandelt, weshalb er ſich durch den Herrn vom Hauſe entſchuldigen ließ.

Des andern Tages früh erhielt Filippi Befehl, ſich zu ihm zu verfügen. Er mußte ein paar Minuten warten. Beim Eintreten ſah er des Fürſten Blick umwölkt, ja ſeine Augen trüb wie von vergoſſenen Thränen. Geſammelt empfing er den Jüngling, der nach ſeinen Befehlen fragte.

„Mein Erſtaunen,“ redete er ihn mit weicher Stimme an, „als man Sie mir geſtern vorſtellte, der Eindruck, den Ihr ſeelenvoller Geſang auf mich machte, muß ſowohl Sie ſelbſt als die Geſellſchaft befremdet haben. Ich hätte nicht nöthig, irgend jemand deshalb Rechenſchaft zu geben; aber ich empfinde den Drang, Ihnen nützlich zu werden aus Freundſchaft zu Perſonen, die auch Sie angingen und mir unausſprechlich theuer waren. Sagen Sie mir, was wiſſen Sie von Ihren Familienverhältniſſen? Wer waren Ihre Eltern, wo lebten ſie?“ Felix berichtete gedrängt, „daß er ſeinen Vater geſehen zu haben ſich nur als Kind erinnere, der, wie er gehört, an einem Hofe angeſtellt und deswegen ſeine Verbindung mit Septimia Filippi, einer Sängerin, geheim zu halten gezwungen geweſen ſey.

Anfangs habe ſeine Mutter viel Gold gehabt, zuletzt ſey aber der ſchöne Mann, den ſie Rodolpho genannt, und der doch wohl ſein Vater geweſen, ausgeblieben. Mit ihm verlor ſich der Ueberfluß, an deſſen Stelle endlich ſo bittrer Mangel getreten, daß Septimia hätte als Stadtarme verpflegt werden müſſen.“

Der Fürſt legte den Kopf in die Hand. Felix ſchwieg, bis er ihm nach einigen Augenblicken fortzufahren winkte. „Aus Barmherzigkeit,“ erzählte Felix weiter, „habe ihn der damalige Cantor in's Singechor genommen. Deſſen Nachfolger, ein wunderlicher, vielgereiſter Mann, habe wahrſcheinlich ſeine Eltern früher irgendwo gekannt, da er ihm oft Geld für die leidende Septimia, obgleich ſtets unter dem Siegel des tiefſten Geheimniſſes, gegeben. Als ſie geſtorben, habe ihn der Cantor zu ſich genommen, in der Compoſition unterrichtet und bei ſeinem Tode als Erben eingeſetzt. Früheren Bemühungen des Verſtorbenen verdanke er ſeine jetzige Anſtellung. Sein Wunſch ſey eigentlich, eine Capellmeiſterſtelle zu erhalten, und nur der Mangel an Vermögen habe ihn gezwungen, ein Engagement als Sänger anzunehmen.“

Der Fürſt hatte aufmerkſam zugehört. „Wie hieß der Cantor, der Sie adoptirte?“

„Anton Lebzelter, Ihro Durchlaucht.“

„Haben Sie gar kein Andenken Ihrer Mutter?“

„Doch. Einen Ring und einige seltne Münzen. Dann ein Miniaturportrait, das ich unter Lebzelters Nachlaß fand, und das meiner Mutter gleichen haben mag, wie sie mit 18 Jahren aussah.“

„Holen Sie beides sogleich. Ich erwarte Sie mit Ungeduld.“ Felix ging und war nach kurzer Zeit wieder da. Genau betrachtete der Fürst Münzen und Ring, eben so das Bild, das ihn sehr zu beschäftigen schien.

„Ja,“ hub er endlich mit einem tiefen Seufzer an, „es ist Septimie. So war sie, als . . .“ er stockte. . . „Junger Mann,“ fuhr er fort, „ich habe Ihren Vater sehr genau gekannt, wir trafen uns als Reisende in Italien, und wurden vertraute Freunde. Auch Ihre Mutter lernte ich kennen. Sie war ein unbeschreiblich reizendes Geschöpf. Ihr Geliebter verließ sie erst dann, als der gränzenlose Leichtsinn, mit dem sie die beträchtlichsten Summen verschleuderte, und die Unvorsichtigkeit, mit der sie von ihrem Verhältniß gegen Jedermann sprach, ihn gegen sie erkältet hatten. Später traten Umstände ein, die es ihm unmöglich machtrn, sie wieder zu sehen. Dennoch lastete die gezwungene Vernachläßigung schwer auf seiner Seele, und verbitterte ihm manche heitre Lebensstunde. Ich erfülle daher nur mit sehr heilige Wünsche, indem ich für Ihre Zukunft sorge.

Bewahren Sie die Kleinigkeiten in dem Beutelchen als ein Andenken Ihrer Mutter. Septimiens Bild erbitte ich mir, Sie ſollen durch mich eine Copie davon erhalten. Der Ruf ſchildert Sie brav und verſtändig, ſonach müſſen Sie begreifen, daß Sie beſſer thun in der Bahn zu bleiben, die Ihnen der Himmel durch Ihr Talent angewieſen hat, als ſich in die Sphäre, in der Ihr Vater lebte, drängen zu wollen, für die Sie nicht geboren ſind.“

„Ich liebe meine Kunſt mit Leidenſchaft,“ unterbrach Felix den Fürſten, „und bin feſt entſchloſſen, nur ihr zu leben.“

„Brav, junger Mann. Bleiben Sie bei Ihrer jetzigen Laufbahn, bis es mir möglich ſeyn wird, Ihnen eine muſikaliſche Anſtellung an meinem Hofe anzubieten. Sollte der Himmel mich früher abrufen, ſo werden Sie ſehn, daß meine Zuneigung zu Ihnen mehr als ein flüchtiges Wohlgefallen war. Gehen Sie, erwähnen Sie gegen Keinen unſers Geſprächs. Wenn Sie Ihren Aufenthalt verändern, ſo geben Sie mir davon Nachricht, und dies tragen Sie mir zum Andenken!“ Er zog einen koſtbaren Ring vom Finger und reichte ihn Felix. Dieſer küßte des Fürſten Hand, indeß die andre faſt wie ſegnend auf ſeinem Haupte ruhte. „Gehen Sie mit Gott!“ ſagte er gerührt.

Felix war zu ſehr von Dankbarkeit gegen den

Fürſten ergriffen, zu glücklich, jetzt, wo er ganz einſam in der Welt ſtand, jemand zu finden, der ihn ſo kräftig unterſtützen, ja ihm ſeine ganze Lebensbahn mit einemmale ebnen wollte, als daß er über die mancherlei Zweifel, die ihm wegen des Verhältniſſes des Fürſten zu ſeinen Eltern aufgeſtiegen waren, hätte lange grübeln ſollen. Er kehrte daher zu ſeinen Studien zurück, und war fleißiger als je. Seiner ausgezeichneten Kenntniſſe, ſo wie ſeines edeln Characters halber ward er in die Regie aufgenommen, in welcher er thätig für das Beſte der Kunſt arbeitete. Gleichwohl konnte er es nicht verhindern, daß Eigennutz und Betrügerei in der Adminiſtration der Exiſtenz des Theaters einen tödtlichen Streich verſetzte. Die Geſellſchaft trennte ſich, und Felix, der mit unermüdetem Eifer gewirkt hatte, ſah ſich auf einmal wieder in die Welt geſtoßen. Indeſſen war er bekannt genug, um auf den bedeutendſten Bühnen eine vortheilhafte Anſtellung hoffen zu können. Er trat eine Reiſe an, auf der ihm ſein Glücksſtern treu blieb. Ueberall fand er ehrenvolle Aufnahme und eine Behandlung, wie er ſie erwarten durfte. Sein Weg führte ihn durch die Reſidenz des Fürſten St. . . , und er freute ſich darauf, vor demſelben auftreten zu können. Mit Bedauern erfuhr er des Abends an der Fremdentafel in ſeinem Hotel, daß der Fürſt noch nicht von

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HALLE (Saale)

einer Reiſe zurück ſey, weshalb er ſeinen Aufenthalt zu verkürzen beſchloß. Am andern Morgen, er war noch nicht aufgeſtanden, erſchien ein Polizeibedienter mit dem Befehl, ſich des Sängers Filippi aus G. . . zu verſichern, und denſelben ins Polizei-Bureau zu bringen. Vergebens proteſtirte, betheuerte Felix, beklagte ſich über eine ſolche Behandlung, er mußte dem Befehl Folge leiſten. Man brachte ihn in das Cabinet des erſten Polizeiraths. Ein dikker, bejahrter Mann mit rothem Geſicht, ſehr weiß gepudertem Kopf, im blauen mit goldnen Treſſen beſetzten, altväteriſchen Hofkleide, empfing ihn. Bei Filippi's Eintritt ſtieg er von ſeinem Sitze am Schreibtiſche herab, ging einigemal räuſpernd und tabackſchnupfend auf und nieder, dann trat er vor Felix hin, und betrachtete ihn lange. „Recht Schade," ſagte er dann, „ſo ein hübſcher, junger Menſch, wahrhaftig recht Schade!" Er fing ſeine Promenade von Neuem an.

Felix hatte dies Manövre ein paar Minuten mit angeſehn. Endlich ſagte er ungeduldig: „Haben Sie die Güte, Herr Rath, mich wiſſen zu laſſen, weshalb ich hier bin?" Der Rath, als habe er nun das Exordium ſeiner Anrede gefunden, trat dicht vor ihn hin, und ſagte blinzelnd: „Herr, Sie ſind ein Hauptcapital-Spitzbube, oder ich bin ein Eſel!" Felix zuckte die Achſeln: „ich darf mir nicht erlauben

zu entſcheiden, was mir von beiden das Wahrſcheinlichere dünkt; indeſſen werden Sie denn doch wohl Gründe haben . . . "

„Gründe?" fuhr der Rath auf, „zehn, hundert für einen!"

Er ſchlug ein großes Buch auf, las, blickte nach Felix, dann fragte er: „Sie heißen Felix Filippi, Sänger aus G. . . ?"

„Das iſt mein Name?"

„Unverheirathet?"

„Zu dienen."

Der Rath ſah wieder ins Buch, rieb die Stirn, blickte ſeitwärts nach dem Inculpaten: „Sie ſind nicht verheirathet?"

„Da ich nicht aus dem Zimmer kam, ſeit Sie mich dies ſchon einmal gefragt, bin ich noch ledig!"

„Ja, ja. Sie haben Recht. Hören Sie, junger Herr, ich bin Polizeirath in hieſiger Stadt. Ich weiß alles. Mir iſt nichts fremd, es mag vor fünfzig Jahren geſchehen ſeyn, oder noch geſchehen ſollen. Ich kenne Sie, o ich kenne Sie ſehr genau. Sie heißen Felix Filippi, ſind Sänger am Theater in G. . . , 22 Jahr alt, groß, blond, blaue Augen, braunes Haar, ſpitzes Kinn . . "

„So lautet das Signalement in meinem Paſſe!"

„Richtig, richtig!" fuhr der Rath fort, „nun ſehen Sie ſelbſt, daß ich alles weiß. Der Fürſt hat

mich ſehr lieb, er nennt mich zuweilen einen närriſchen Kauz, aber das iſt die pure, lautre Gnade. Wir waren zuſammen in Italien.“ Felix ward aufmerkſam. „In Italien?“ ſagte er nachdenklich. „Ja, ja,“ fuhr der Rath fort, „in Italien. Wir haben manchen tollen Streich ausgehen laſſen, na, ich denke gern an meine Jugend, und deshalb bin ich auch jungen Leuten gut. Einmal war ich garſtig in der Dinte. Eine böſe Sieben hatte mir einen böſen Streich geſpielt, 'nen verdammten Streich; aber der Fürſt, gnädig wie er iſt, half mir heraus.“

„Sie waren in Italien?“ wiederholte Felix immer dringender, „mit dem Fürſten zugleich? Eine böſe Sieben ſpielte Ihnen einen ſchlimmen Streich?“

„Wie ich Ihnen ſage. Ich hatte meine Hoffnung auf Herzen geſetzt, und ließ nicht locker, es koſtete mich ſchweres Geld. Anfangs war mir die falſche Hexe treu, bis ſie mich recht ſicher gemacht hatte, da, wie man die Hand umwendet, war's aus, und ich ſtack in der Klemme. Aber ich riß mich los, verſprach nie wieder hin zu kommen, und habe treulich Wort gehalten.“

„O Gott!“ unterbrach Felix, „nur zu treulich. Der Gram um Sie brach ihr das Herz!“

„Bewahre!“ ſagte der Rath ſehr ruhig.

„Zweifeln Sie nicht, harter Mann! Ihnen

gehörte ſie bis zum letzten Athemzug. O (Felix drückte des Rathes Hand an ſeine Bruſt) ſeyn Sie nicht grauſamer gegen den Sohn, als Sie es gegen die Mutter waren. Gewähren Sie mir, Sie bei dem ſüßen Namen zu nennen, den ich ſchon ſo lang entbehrte. Zwar glaubte ich meinen Vater todt, auch ſchwebte mir ein anderes Bild von ihm vor, aber die Erinnerungen aus der Kindheit ſind ſo dunkel, ſo unbeſtimmt, das Geheimniß, das über ſeinem Namen ruht, ſo undurchdringlich, die Umſtände, die Sie anführen, ſo paſſend, — es wäre doch möglich — o ſagen Sie — ſind Sie vielleicht mein Vater?“

„Was Teufel Männchen ficht Sie an? Sind Sie toll? Ich Ihr Vater? Ich bin Niemands Vater, bin unvertheirathet. Schöne Zumuthung, der Vater eines Spitzbuben!“

„Herr Rath, mäßigen Sie ſich!“ ſagte Felix beleidigt.

„Nun ja doch, Sereniſſimus hatte bei ſeiner Abreiſe einen mir nur zu genau bekannten Saphyrring mit Diamanten am Finger. Sereniſſimus iſt noch nicht zurück, wird erſt in einigen Tagen erwartet. Statt deſſen ſind Sie hier, haben des Fürſten Ring am Finger, wie ich geſtern Abends an der Table d'hote ſelbſt geſehen. Folglich haben Sie den Ring

geſtohlen. Als ein vigilanter Staatsdiener muß mir das auffallen, ich citire Sie“, . . .

„Und laſſen mich wieder frei, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer Ring ein eigenhändiges Geſchenk Ihres Fürſten iſt, bei dem ich mich über die ſonderbare Behandlung beſchweren werde.“

„Mein Gott! mein Gott!“ ſagte der Rath, die Stirne reibend, „man kann ſich ja doch irren“

„O ja, nur ſollte man, eben weil man irren kann, vorſichtiger zu Werke gehen. Wahrſcheinlich habe auch ich mich in meiner Vermuthung geirrt, in Hinſicht der böſen Sieben, von der Sie ſagten.“

„Richtig,“ fiel der Rath geſchwätzig ein, „nur war das die Coeur Sieben. Ich hatte nemlich in Venedig der Luſt, im Faro mein Glück zu verſuchen, nicht widerſtehen können. Viermal blieb mir die Karte treu, da wollte ichs erzwingen, drückte noch einmal. Hin war der ganze frühere Gewinnſt, den ich auf die einzige Karte geſetzt hatte. Nun ſpielte ich auf Marken, kam immer tiefer hinein . .“

„O ich bitte, hören Sie auf,“ rief Felix, ſich ſeiner Uebereilung ſchämend, „auch ich habe mich entſetzlich geirrt!“

„Der Herr Präſident!“ meldete ein Polizeidiener.

„Mein Gott, mein Gott!“ ſagte der Rath

ängſtlich, „nun bekomme ich am Ende noch Verdruß Ihrentwegen.“

„Seyn Sie ruhig!“ tröſtete ihn Felix, „und laſſen Sie mich mit ihm ſprechen.“

Nachdem Felix dem Präſidenten, der ſich als einen ſehr feinen Mann zeigte, vorgeſtellt worden, trug er ihm auf eine ſehr ehrerbietige Weiſe den Fall vor, entſchuldigte zwar den Rath, der allerdings ſehr richtig den Ring des Fürſten an ſeinem Finger erkannt habe, bemerkte inzwiſchen doch auch, wie ſchmerzlich einem unbeſcholtenen Manne und Künſtler ein ſolcher Verdacht fallen müſſe.

Der Präſident überlegte einige Augenblicke, dann ſagte er gegen den Rath gewendet: „Herrn Filippi's Paß iſt richtig, auch ward mir ſeine Abreiſe von G . . . geſchrieben; es iſt überdies nichts ungewöhnliches, daß große Herren reiſenden Künſtlern oft ſehr koſtbare Andenken verehren, dazu iſt unſer Fürſt leidenſchaftlicher Liebhaber des Geſanges. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht allerdings ſehr zum Vortheil des Herrn Filippi. Wie wäre es indeſſen,“ fuhr er gegen dieſen gewendet fort, „wenn Sie den Ring bei mir deponirten?“ So eben brachte ein Feldjäger die Nachricht, daß der Fürſt heut Abend hier eintreffen will. „Verhält ſich die Sache, wie Sie ſagen, woran ich keinen Augenblick zweifle, ſo erhalten Sie Ihren Ring aus meinen Händen

zurück, und können morgen, wenn ſie wollen abreiſen.“

Felix war dies gern zufrieden, und gab den Ring in des Präſidenten Verwahrung. Tags darauf kam der Fürſt an. Er erfuhr den Vorfall, und ließ Felix rufen, dem er in Beiſeyn des Präſidenten und des Raths bezeugte, jener Ring ſey ein freiwilliges Geſchenk ſeiner Gnade, und zugleich befahl, daß der in der Stadt bekannt gewordene Vorfall offiziell zu Filippi's Ehrenrettung in den Zeitungen bekannt gemacht würde. Gleichwohl fühlte ſich dieſer dadurch ſo gekränkt, daß er den Fürſten bat, ihm ſein Verſprechen, öffentlich aufzutreten, für diesmal zu erlaſſen.

Er ſetzte ſeine Reiſe ziemlich verſtimmt fort. Seine üble Laune ward durch den Umſtand bedeutend vermehrt, daß er ſeit ungewöhnlich langer Zeit keine Nachricht von Emilien, weder durch ſie ſelbſt noch durch Mad. Fink hatte. Eines Abends kam er, kurz vor der gewöhnlichen Theaterſtunde, in einer bedeutenden Reichsſtadt an. Im Gaſtzimmer lag der Comödienzettel, auf dem die Zauberflöte für den Abend angekündigt wurde. Felix durchſah die Beſetzung der Rollen, da ſtand „Pamina — Emilie Siebenthal.“ „Emilie hier!“ rief er laut, „nicht möglich!“ Es war eben Niemand da, der ihm nähere Auskunft geben konnte, er lief daher ſporn-

ſtreichs über den Platz nach dem Schauſpielhauſe. In ſeiner Ungeduld wollte er gleich auf's Theater. Ein alter, launiger Thürſteher verwehrte ihm den Eintritt.

„Ich bin der Sänger Filippi aus G. . . , und muß hinein!“ rief er dem Alten zu.

„Und wenn Sie König David mit der Harfe wären,“ antwortete jener phlegmatiſch, „ſo können Sie doch nicht hinein; es darf Niemand während des Spielens hinauf. Zu wem wollen Sie denn ſo eilig?“ „Zur Sängerin Siebenthal, 'iſt meine Schweſter!“ Er drängte bei dieſen Worten nach der Thür; der Mann ſchob ihn ruhig zurück. „Zur Siebenthal? So, ſo! Nun, eine hübſche, junge Frau!“

„Was Frau?“ ſchrie Filippi, „Sie iſt Niemands Frau, ich werde ſie erſt heirathen!“

„Hoho,“ lachte der Theatermann, „Ihre Schweſter wollen Sie heirathen?“

„O mein Gott!“ rief Felix in höchſter Ungeduld, indem er den Cerberus mit ein paar Goldſtücken beſchwichtigte, „halten Sie mich nicht auf!“ Er eilte in die Couliſſen. „Wo iſt die Siebenthal?“ ſchnob er den ehrwürdigen Saraſtro an.

„In ihrem Ankleidezimmer wahrſcheinlich!“ antwortete dieſer. Felix ſtürmte hin. Allein der Lärm hatte Störung veranlaßt, er ſollte ſchlechter-

dings hinaus, und wollte er ſich nicht größern Unannehmlichkeiten ausſetzen, ſo mußte er nachgeben. Verzweifelnd ſtand er wieder auf der Straße, da kam ein Mann nach dem Theater zu gegangen, und fragte ihn: „ich komme wohl noch recht?“

„Haben Sie etwas in der Oper zu thun?“ entgegnete Felix, begierig nach einer Gelegenheit haſchend, wieder hinein zu kommen.

„Ich,“ ſagte der Menſch geringſchätzig, „ich mache den Löwen, dafür bekomme ich einen halben Gulden.“

„Hier haben Sie zwei Species-Thaler!“ rief Felix ſchnell entſchloſſen. „Laſſen Sie mich die Beſtie vorſtellen. Geſchwind, führen Sie mich in die Garderobe.

„Mir recht. Kommen Sie nur!“

Es ging hinter dem Theater weg in ein ſchlecht erleuchtetes Kämmerchen, in dem ſchon ein halbes Dutzend Straßenbuben, als Bären und Affen verkleidet, herumſprangen. Felix war bald in einen prächtigen numidiſchen Löwen umgeſtaltet.

„Die wilden Thiere raus!“ rief der Theatermeiſter, denn das Orcheſter hatte eben Taminos Arie; Wie ſtark iſt nicht dein Zauberton ꝛc. angefangen. Die Affen purzelten aus den Couliſſen, ein Paar Bären ſchritten phlegmatiſch hinterdrein. Ganz zuletzt kam der Löwe, der ſich ſehr majeſtätiſch gebehr-

dete. Indeß ſang Tamino, und ärndtete gleich bei der erſten Fermate lauten Beifall. In dem verkleideten Löwen regte ſich der Künſtlerſtolz, zugleich kam ihm der Gedanke, wie wenn der dein Nebenbuhler wäre? Das mußte er wiſſen, koſte es was es wolle. Er richtete ſich daher, Zeit und Raum und Ort gänzlich vergeſſend, mit eins in die Höhe, warf die um ihn ſpielenden Affen auf die Seite, eilte auf Taminds zu, den er an der Bruſt packte, und fragte ihn mit gräßlicher, durch die Löwenmaske verſtellter Stimme: „Zum Henker Herr, iſt Emilie Siebenthal Ihre Frau?“

Der gute Prinz war ſprachlos vor Erſtaunen, ſich von einem Löwen ſo apoſtrophirt zu hören. Das unbändige Gelächter des Publicums erſpatte ihm indeß die Mühe zu antworten. Der ungeduldige Löwe ſchüttelte ihn jedoch ſo kräftig, daß er, der einen Raſenden in der Maske glaubte, um Hülfe ſchrie. Die Schauſpieler eilten in die Couliſſen, das Orcheſter ſchwieg, Bären und Affen packten den König der Thiere am Schweif, um ihn zurückzuziehen. Die Löwenhaut, die ſchon oft die Bühne betreten haben mochte, konnte den vereinten Anſtrengungen der animaliſchen Mitwelt nicht widerſtehen. Sie platzte entzwei, und gab ihrem derzeitigen Inhaber Freiheit, mit Hinterlaſſung ſeines königlichen Schweifes, nach der Garderobe zu eilen,

um ſeine Beute zu ſuchen. „Emilie!“ rief ein Mann im Oberrock der Sängerin zu, die vor dem Ungeheuer, von oben als Löwe, von unten als Menſch zu betrachten, in ſeine Arme flüchtete. In einem Sprunge ſtand Felix zwiſchen den beiden, allein kaum hatte er Pamina angeſehen, ſo ſagte der König der Wälder unter höflicher Verneigung: „o verzeihen Sie gütigſt, ich glaubte Sie wären Emilie Siebenthal.“ Der ſchnell herabrollende Vorhang erſtickte das Gelächter auf dem Theater über den närriſchen Löwen, der Emilie Siebenthal ſucht, und als er vor ihr ſteht, ſie nicht dafür erkennen will. Inzwiſchen war die Wache aufs Theater geeilt, und hatte die naturhiſtoriſche Seltenheit unter Verwahrung genommen. Man verſtändigte ſich nun ſchnell. „Sie ſind Felix Filippi!“ rief der Mann im Oberrock, ihn umarmend, „o dann wollen wir noch heut' recht froh ſeyn. Ich bin Emiliens Bruder, Karl Siebenthal, dieſe Emilie dort meine Frau. Meine Schweſter iſt ebenfalls hier. Aber nun geſchwind hinaus, und das Publicum um Verzeihung gebeten. Ich gelte etwas hier, vielleicht glückt es. Gehn Sie einſtweilen auf die Wache!“ Felix ging, und Siebenthal eilte aufs Proscenium. Der Lärm ſchwieg ſogleich, als er folgendermaßen anhob:

„Der berühmte Tenoriſt Filippi, mit meiner
„Schweſter Emilie verſprochen, kömmt heut

„Abends hier an. Auf dem Comödienzettel ſieht „er den Namen Emilie Siebenthal, hört, daß „die Sängerin verheirathet iſt, glaubt ſeine „Braut ungetreu und erkauft ſich die Stelle des „Löwen, um mit eigenen Augen ſein Unglück „zu ſehn. Aus dieſer Verwechslung meiner „Frau mit meiner Schweſter, die beide Emilie „Siebenthal heißen, iſt die lächerliche Bege„benheit entſtanden. Tief beſchämt wagt Filippi „nicht, das geehrte Publicum perſönlich der „gemachten Störung halber um Verzeihung „zu bitten, ſondern geht, den Geſetzen ſich un„terwerfend, mit der Polizei nach der Wache.“

„Bravo, Bravo!“ riefen hundert Stimmen. Die Oper konnte fortgeſpielt werden, und Filippi mußte ein paar Stunden in der Wachtſtube aushalten, wo ihn Siebenthal nach der Vorſtellung abholte.

Wer könnte es wagen, die Freude des Wiederſehns zweier Liebenden zu ſchildern? Felix und Emilie empfanden ſie in vollem Maaße, indeß Bruder und Schwägerin, die Koſtbarkeit ſolcher Momente aus eigner Erfahrung ſchätzend, bemüht waren, ſie ihnen ungeſtört genießen zu laſſen. Als ſich die Familie wieder verſammelte, erzählte Emilie die Jüngere, daß ſie, als die Freunde, die ſie nach Italien begleitet hatte, ihren Zweck erreicht ſahen,

nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt daſelbſt, mit ihnen gern wieder nach Deutſchland zurück gereiſt, unterwegs aber auf einigen Bühnen mit großem Beifall aufgetreten ſey. Leider hatte ſie auch den Tod ihrer Wohlthäterin, der wackern Madame Fink, zu berichten. Aber recht, als ſolle keine trübe Empfindung den Himmel der beiden Glücklichen umwölken, liefen in einer Stunde nicht nur Emiliens Briefe an Felix, die man ihm von G. . . aus nachſchickte, ſondern auch an den Letzteren ein Schreiben des Fürſten St. . . . , ſeines Gönners ein, worin ihm dieſer die Gründung eines ſtehenden Theaters und einer fürſtlichen Capelle, nebſt ſeiner Ernennung zum Capellmeiſter unter äußerſt vortheilhaften Bedingungen notificiren ließ. Die Freude war allgemein, und wenn Filippi's Entzücken über ſeines Mädchens Reiz jeden Augenblick höher ſtieg, ſo konnte er ſich doch auch nicht verläugnen, daß ſowohl Emiliens Bruder, als deſſen Gattin, zu den liebenswürdigſten Menſchen gehörten.

Am andern Tage erhielt Emilie einen Brief vom Executor des Fink'ſchen Teſtamentes, worin ihr auszugsweiſe bekannt gemacht wurde, die verſtorbene Charlotte Fink habe die von der Pfeiffer'ſchen Handlung vergleichungsmäßig zu erhaltenden 10,000 Thaler Emilien Siebenthal unter der Bedingung vermacht, daß dieſelbe Herrn Felix Pfeiffern die

Hand reiche. Wer mahlt Emiliens und ihrer Freunde Schreck und Verwunderung. Freilich war sie fest entschlossen, eher eine Million zu verlieren, als Pfeifferlieb die Hand zu reichen, und eben so gewiß war es, daß Felix Emilien nicht verließ, wenn sie auch keinen Kreuzer besessen hätte. Indeß war das Object zu bedeutend, um es so ohne weitere Bemühung verloren zu geben. Die Rechtsgelehrten riethen zu gütlichem Vergleich, indem es eine äußerst schwierige Sache sey, den Beweis zu führen, daß die Erblasserin sich verschrieben, und Felix Filippi, anstatt Felix Pfeiffer habe schreiben wollen. Emilie entschloß sich endlich, diesen letzteren selbst deshalb anzugehn. Allein nach wenigen Tagen erhielt sie ein Antwortschreiben von ihm, worin er förmlich um ihre Hand anhielt, im Fall einer abschlägigen Resolution aber sogleich provisorisch erklärte, daß er die 10,000 Thaler nicht herausgeben würde. Man sah einander doch etwas betreten an, allein Siebenthal heiterte sie auf, rieth ihnen, des schmuzigen Pfeifferlieds so wie seines Geldes nicht weiter zu gedenken, sondern sich sofort trauen zu lassen, und dann dem Fürsten St. . ., bei dem Felix ja so in wenig Wochen eintreffen müßte, von allem Nachricht zu geben, und ihn um seine Verwendung zu bitten. Der Rath fand allgemeinen Beifall. Filippi meldete seine Verbindung, und bat um die höchste Genehm-

haltung, die ihm, nächſt einer fürſtlichen Gratifica-tion zugeſendet ward. Indeß war er und Emilie ein glückliches Paar geworden, und beide reiſten unter den Segenswünſchen ihrer Anverwandten der neuen Beſtimmung entgegen. Ihr Empfang am Hofe war ſo leutſelig, daß Emilie den Muth hatte, dem Fürſten ſogleich die Pfeifferſche Angelegenheit vor-zutragen. Der Fürſt wägte alles genau ab, und gab wenig Hoffnung; indeß meinte er, ſo wie Felix ihm Pfeiffern ſchildere, wolle er doch einen Verſuch ma-chen. Einige Zeit verfloß, ohne daß die jungen Gat-ten im erſten Rauſch der Liebe jener Angelegenheit wieder gedacht hätten. Aber eines Tages ſchickte der Fürſt ſeinem Capellmeiſter ein Zeitungsblatt, worin er einen Artikel roth angeſtrichen hatte. Felix las mit dem höchſten Erſtaunen:

St. . . den 17. Mai. 17 . .

Se. Durchlaucht unſer gnädigſter Fürſt haben dem Banquier Hrn. Gottlieb Pfeiffer, wegen der in Betreff des Fink'ſchen Legates bewieſe-nen edeln Uneigennützigkeit, das ſtempelfreie Prädicat eines fürſtlichen Cammerrathes, und ein in den gnädigſten Ausdrücken abgefaßtes Handſchreiben nebſt einer großen, goldenen Denkmünze überreichen laſſen, auf deren Avers des Hrn. Pfeiffers wohlgetroffenes Bildniß

mit der Umschrift: Gottlieb Pfeiffer, auf dem Revers aber ein Eichenblätterkranz und in demselben die Worte: „Dem Verdienste seine Kronen,“ zu lesen sind.

Beigefügt war ein Brief Pfeifferlieb's an den Fürsten, worin er für die erzeigte Huld auf das lebhafteste dankt, die erhaltne Münze den schönsten Schmuck seines Cabinets nennt, und zugleich die Absendung der 10,000 Thaler an die fürstliche Rentkammer anzeigt.

Emilie und Filippi wollten sich dem Fürsten in dankbarer Rührung zu Füßen werfen; aber dieser gestattete es nicht. Dagegen assecurirte er ihnen das Capital auf eine unverletzbare Weise, und sagte dabei lächelnd: „ohne des verwünschten Pfeifferliebs Schwäche für sein Thalercabinet waren die 10,000 Thaler unweigerlich verloren!“

Das Miniaturbild.

Daß Gräfin Mathilde von Lauenſtein ein reizendes Mädchen ſey, wußten die Elegants der Reſidenz eben ſo gut, als daß ſie mit ihrer Mutter ziemlich eingeſchränkt lebe, indem der Präſident, Mathildens Vater, durch unglückliche Speculationen, durch koſtſpielige Geſandſchaften an fremden Höfen, verbunden mit dem angebornen Hang zur Prachtliebe und zu einem großartigen Leben, ſich in ungeheure Schulden geſteckt hatte. Bei ſeinem Tode fielen die ſchönen Lehngüter an einen Vetter, den letzten des Lauenſteiniſchen Mann-Stammes, und die Gläubiger theilten ſich in das Allodium und den Schmuck der Gräfin, die es nicht ertragen konnte, die Ehre des geliebten Gatten von ſchurkiſchen Wucherern angetaſtet zu ſehen, die am meiſten an ſeinem Falle Schuld hatten. Mathilde, damals ein Kind von acht Jahren, verſprach ſchön zu werden. Wuchs ſie zur Jungfrau empor — das war das Raiſonnement der Mut-

ter — ſo lieſſen Schönheit und eine treffliche Erziehung, für welche ein Fonds geſichert war, wohl einen anſtändigen Freier erwarten; ſtarb ſie unentwickelt, ſo bedurfte ſie keines Vermögens und die Flitterkrone auf ihrem Sarge erſetzte einen Diamantſchmuck. Mit dem Vetter war nichts zu machen geweſen. Militair-Gouverneur in einer entfernten Provinz, wie es ſchien ziemlich rauher Soldat, hatte er von den ihm zugefallenen Gütern raſch, und nicht eben auf eine freundliche Weiſe Beſitz nehmen laſſen, ohne ſie ſelbſt zu beſichtigen. Sein Bevollmächtigter erhielt Auftrag, gerecht, aber nicht zu nachgebend zu ſeyn, daher war von keiner Erhöhung des unbeträchtlichen Wittwengehaltes, den der Verſtorbene hatte vermehren wollen, wie ein entworfenes, aber unvollzogenes Inſtrument bewieß, die Rede. Mathildens Erziehung machte indeſſen den Aufenthalt in der Stadt nothwendig, und die zärtliche Mutter trug kein Bedenken, in der Blüthe der Jahre wie eine Einſiedlerin zu leben, ja beinahe zu unſcheinbar für ihren Stand ſich zu tragen, um nur des Kindes Kopf und Fähigkeiten durch die beſten Lehrer ausbilden zu laſſen. Die Sorge für das Herz übernahm ſie allein — zu Mathildens größtem Glücke — auch darüber war nur eine Stimme. Der Hof, eingedenk der Dienſte, die Graf Lauenſtein dem Staate geleiſtet, unterſtützte ſeine

Wittwe mit einer Penſion, und ſo vermochte dieſe, als ihre Tochter ſechszehn Jahr alt geworden, ſie auf eine nicht glänzende, aber anſtändige Weiſe bei Hofe und in der Stadt vorzuſtellen. Es war acht Tage vorher in allen Zirkeln davon die Rede, und Mütter und Töchter, Väter und Söhne waren neugierig, was die Einſiedlerin Mathilde — ſo nannte man ſie, die man nur bisweilen auf unbeſuchten Spaziergängen flüchtig vorüber hatte eilen ſehen — für eine Figur machen würde. — „Sie ſoll ſchön ſeyn,“ ſagten die Söhne. — „Schön wohl nicht,“ bemerkten Mütter und Töchter: „aber ganz artig, ſo was man hübſch nennen kann.“ — „Aber arm,“ ſeufzten die Väter. — „Wie eine Kirchenmaus,“ erklärte die weibliche Parthei, die alles aus der erſten Hand wußte, und die jungen Herren fanden es nun nicht mehr der Mühe werth, davon zu ſprechen. Heirathen blieb, nach ihrer Anſicht, immer ein verzweifeltes Mittel, um gänzlich zerrütteten Finanzen durch das Gold einer reichen Gemahlin, ſchön oder garſtig, gut oder ſchlimm, kam hier nicht in Anſchlag, wieder aufzuhelfen. Aber daß einer dieſer jungen, braven Männer, die ſämmtlich Equipagen und Reitpferde, oder doch eins von beiden hielten, den Sommer in dieſem oder jenem Bade, einen Winter um den andern in Paris zubrachten, und, waren ſie in der Vaterſtadt, fünf, ſechs Louis-

der ein paar Mal in der Woche an einen Austernschmaus, und eben ſo viel an die niedliche Tänzerin, die eben Mode war, wandten — daß dieſe zu Fuß gehn, Sommer und Winter in derſelben Stadt bleiben, Rheinwein und Rheinlachs, Auſtern und Tänzerinnen ganz vergeſſen ſollten, blos um einem hübſchen Geſichtchen gegenüber zu ſitzen, das mit weißen Fingern an einem Kinderhäubchen näht, und nun, wenn der Mann Punct acht Uhr des Abends in's Zimmer tritt, ihn mit „lieber Mann“ anredet, wenn er aber dies verſteht, tugendhafte Thränchen weint, eine ſchmollende Lippe ſo dick aufwirft, und trotz der unbeſchreiblichen Liebe zu dem Gatten, trotz des herrlichen weiblichen Gemüthes mit Thür und Fenſtern wirft, und in drei Tagen kein vernehmliches Wort ſpricht — das wäre toll geweſen, und wäre Jemand raſend genug, ſo etwas zu verlangen, ſo hätte man ihn weidlich ausgelacht. Heut zu Tage glaubt man an gute Ehen, ſo wie an Geſpenſter — wenn nämlich hübſche Mädchen dabei ſind, die ſich fürchten und gern zuſammenrücken, oder die gern heirathen wollen; das iſt die Modeanſicht. Und ſo wie an jeder Mode etwas gut iſt, ſo kann auch wohl an dieſem gefährlich klingenden Satze etwas wahr ſeyn. Genug, unſere jungen Leute dachten ſo, und da man wußte, Mathilde von Lauenſtein ſey bildhübſch, trefflich erzogen, habe ein En-

gelsherz, aber kein Vermögen; ſo verlor ſich die Neugier, und kein Menſch fragte mehr darnach, wenn ſie vorgeſtellt werden würde. Natürlich bedauerten alle Mütter und Töchter die arme Mathilde und ſchmälten tüchtig auf die jungen Leute — unter denen ſie doch — ach ſo gern, — den Schwiegerſohn oder den Gemahl gefunden hätten. Das gute Kind erfuhr indeß von allen dieſen weiblichen, liebevollen Bemühungen eben ſo wenig, als von dem Abſchätzungproceß jener Männer, und wandelte, nicht ohne Schüchternheit, dem Tage der Vorſtellung entgegen. Er erſchien endlich, jener verhängnißvolle Abend, der über das Loos ſo manches Mädchens entſcheidet. Mathilde, einfach und geſchmackvoll in die Farbe der Unſchuld gekleidet, im Glanz der friſcheſten Jugendblüthe, mit dem mächtigen Empfehlungbrief einer unbeſchreiblich holden Geſichtbildung und einer reizenden Geſtalt ausgeſtattet, lockte, als ſie mit ihrer Mutter in den Kreis ihrer Richter und Richterinnen trat, einen Ausdruck der Ueberraſchung auf alle Geſichter, der ſie nur verlegner machte, aber eben ſowohl ihr neue Reize lieh, als er die erfahrne Mutter ſtill beglückte. Jetzt erſchien die Herrſcherfamilie im Saal, Mathilde näherte ſich dem Sonnenkreis der Hoheiten — und auch hier fand das holde Geſchöpf Beifall, und ſo ſtieg ſie allgemach in der Schätzung des Publicums.

Noch aber ſtand ihr eine Prüfung bevor — ob ihr nämlich bei ſo vielem Zauber auch die Grazie des Tanzes verliehen ſey? Das Gewirr entfaltete ſich, alles was jung und tanzfähig war, ſchloß cryſtalliniſch um einen Kern im Mittelpunct an; der ſchwerere Satz, Väter, Mütter, Excellenzen, Generale und was ſonſt noch in Friedensjahren erſt nur mit reiferem Alter ſo hoch aufſteigt, wich nach beiden Seiten aus; die herrliche Muſik des Walzers erſcholl und hin flog Mathilde mit dem Erbprinzen, den Ball eröffnend, und hier, wie überall, hold und durch Liebreiz ſiegend. Das entſchied. Bis dahin hatten die ſchielende Frau geheime Staatsräthin von X. und der in- und auswendig höckerige Criminal-Gerichtspräſident von Y. mit höhnendem Mitleid das arme Ding betrachtet, die Männer hatten von einer hohen Hüfte, und einem breiten Fuß gemurmelt, die Damen durch die Kleider hindurch allerhand Schneiderkunſtſtücke geahnet und verkündet. Aber die erſte Tour Walzen und ein Blick auf den Prinzen, der mit der lebendigſten Wärme zu Mathilden ſprach, und ihr — den niedergeſchlagenen Augen, dem ſüßen Lächeln und der holden Verwirrung in ihren Zügen zufolge — nicht eben bittere Dinge ſagen mochte, überzeugten alle hohe Anweſende urplötzlich, die kleine Lauenſtein ſey ein Engel von Grazie, habe einen Fuß wie Hebe, tanze

wie Terpſichore, und habe Verſtand — für ſie Alle. Jetzt war es an ſeinem Platze, auch der Gräfin Mutter davon etwas zu ſagen. Frau von X. und Herr von Y. waren nicht die letzten; und wer verdächte es wohl der Mutter, daß ihr das Lob über die Tochter auch aus dieſem Munde wohl that? Wünſchte ſie ja doch weiter nichts, als daß der Beifall, den das geliebte Kind erhielt, ihr einen wackern Schwiegerſohn zuführen möchte, und dieſem gewünſchten Ereigniſſe glaubte ſie mit Gewißheit entgegen ſehn zu dürfen. Schade, daß der zärtlichen Mutter nicht beifiel, wie zwiſchen ihrem Eintritt in die Welt und dem ihrer Tochter volle zwanzig Jahre lagen! Ein Zeitraum, der nicht allein Länder und Sitten, ſondern auch Erziehung und Anſichten, Forderungen und Wünſche durchaus verändert hatte. Damals — doch wir wollen hier nicht in die Sitte der Alten einſtimmen, und unbedingt einen laudator temporis acti, wie es der Dichter nennt — einen blinden Lobpreiſer der vergangenen Zeit — abgeben; genug es zeigte ſich bald, daß die Begriffe von dem, was man beſitzen müſſe, um ſtandesmäßig leben zu können, ſo wie von den Entſagungen, die man ſich auflegen könne, um dadurch den Beſitz einer liebenswürdigen Gattin zu erkaufen, unter den jungen Männern jener Zeit gewaltig mit denen einer früheren Periode disharmonirten. Mathilde

gefiel im Anfang außerordentlich, gefiel auch im nächsten Winter in den Versammlungen der schönen Welt immer noch; allein dabei blieb es, und da sie zu sittsam erzogen war, um irgend jemand anzulocken oder einen andern Ton, als den des strengsten Anstandes zu gestatten, so verlor sich auch der Andrang der jungen Herren, die sie zwar für recht hübsch erklärten, aber ihre Zurückgezogenheit Ziererei nannten. Weder Mathilde, noch ihre Mutter änderten deshalb das Geringste in einem Betragen, das ihnen die Achtung der Vernünftigen und Guten verhieß, aber unbemerkt blieb auch von ihnen jene Veränderung nicht. Die edelste Mutter kann nicht gleichgültig den schönsten Lenz ihrer erblühten Tochter ohne Erfolg verstreichen sehen; das sittsamste Mädchen kann nicht fühllos bleiben, wenn, ohne ihre Schuld, ihr Eintritt in die Gesellschaft nicht mehr jene stille, und doch so deutliche, Bewegung der Theilnahme und des Beifalls hervorbringt. So waren vier Jahre verstrichen; manche jugendlichere Schönheit war herangewachsen, in die Reihen getreten und schien stillschweigend der nun zwanzigjährigen, vollreifen Mathilde eine entferntere Stellung anzudeuten. Mathilde fühlte dies nicht ohne innern Kampf — aber sie wich, und um so weiter zurück, als sie es freiwillig that. Die Welt kennt und beachtet uns nur, so lange wir ihr immerwährend unter

die Augen traten — nirgend iſt das Sprichwort: „Aus den Augen, aus dem Sinn“ voll tiefrer Wahrheit. Sobald man die junge Gräfin Lauenſtein nicht mehr an der erſten Stelle ſah, verlor man ſie aus dem Geſicht und vergaß ſie bald ganz und gar. Natürlich machte dieſe Kränkung das ſchüchterne Mädchen noch ſchüchterner, noch zurückgezogener — ſomit war ihr Abſchied aus der Jugendwelt unterzeichnet; und obgleich erſt zwanzig Jahre alt und nichts weniger als verblüht, ſtrich ſie doch ſchon mit der Schaar verwelkter, überreifer Mädchen, eine halbe Antiquität, durch die Säle — dem ſogenannten fliegenden Sommer vergleichbar, der, als wolle er die entfliehende Herrlichkeit feſthalten, in warmen Herbſttagen durch die leeren Felder und vergelbten Bäume zieht — ein Wehmuth erregendes Bild! —

Die jetzt oft kränkelnde Mutter fand unter ſolchen Umſtänden wenig Veranlaſſung ſich den Zwang des ſpäten Wachens, ſo wie der Toilette für die große Geſellſchaft aufzulegen; und Mathildens gewiß, überließ ſie dieſe gern einer Bekannten, die mit jüngern Töchtern nicht zu Haus bleiben konnte. Unter dieſer Bevormundung nahm Mathilde an einigen Excurſionen in der reizenden Gegend Theil. — Auf einer derſelben, die einige Tage währte, begegnete ſie einem jungen Manne, den ſie, ohne

ihn eben zu kennen, in der Welt glaubte gesehen zu haben. Seine Anrede, sein Betragen war selbst der besten Gesellschaft, um so weniger glaubte Mathilde ihm hier auf dem Lande die Erlaubniß, sie zu begleiten, versagen zu müssen; ja die Begleitung ward ihr lieb, als er erzählte, daß er ebenfalls zu dieser Parthie eingeladen, nur wegen Besichtigung des nahen Grenzgebirges, das ihm wichtig sey, später gekommen, und sie nun nach dem Landhause, wo die Uebrigen sich befanden, von ihrem einsamen Spaziergange zurückbringen wolle. Der Abend war abgebrochen, der Weg führte durch ein enges, waldiges Felsenthal, auf einem steinigen, höchst malerischen Pfade unter hohen Tannen hin. Unter ihnen murmelte der Waldbach, hier und da in weiße Schaumwirbel aufsprudelnd. Ueber ihnen lag der zartgefärbte Abendhimmel, und mit magischer Pracht funkelte die Sonne glühroth durch die grüne Nacht der Bäume. Die reizende Umgebung, verbunden mit der ernstern Stimmung, die sich seit einigen Jahren Mathildens bemeistert hatte, machte diese weicher. Sie ging ihr junges Leben flüchtig durch, und obwohl sie noch kein eigentliches Leid erfahren, so umlagerte doch trübe Ahnung einer geheimnißreichen, dunkeln Zukunft ihre Seele. Klar ward ihr nichts, als daß ihr erster Frühling vorüber, und bereits ihr Herz jünger, als ihre Gestalt sey; so unerfreulich

dieſes Reſultat war, ſo gab es dagegen eine gewiſſe Sicherheit im Umgang mit Männern, worauf ſich Mädchen dieſes Alters gern, und oft zu viel verlaſſen. Mathilde betrachtete unbefangener ihren Begleiter, deſſen Züge oft von ſtreifenden Sonnenblikken erhellt und beſchattet wurden, und ſie erinnerte ſich des jungen Schottländers, der Mineralog von Beruf, von der Reſidenz aus die Umgegend bereiſ'te. Ohne ſchön zu ſeyn, hatte der Mann ein einnehmendes Geſicht, das durch die Lebhaftigkeit ſeines Geſprächs eine angenehme Beweglichkeit erhielt. Er redete mit Wärme von ſeiner Familie, mit Intereſſe von ſeinem Beruf, mit Phantaſie von den Mährchen und Sagen ſeines Vaterlandes. Sein Vater beſaß ein altes Schloß, das ſchon ſeit Jahrhunderten der Familie gehörte, und von dem die wunderlichſten Sagen umliefen, ja ſogar gewiſſen Zimmern abenthenerliche Namen gegeben hatten. So hieß ein langer, gewölbter Saal, in dem ſich eine alte ſteinerne Tafel befand, der Geiſterſaal, ein anderes Gemach, die Spukkammer. Ja man erzählte von einem Fräulein der Familie, das aus Liebe zu einem Verſtorbenen lange Zeit alle Freier ausgeſchlagen, ſich dem Todten verlobt und deſſen Ring am Finger getragen, endlich aber doch, von Liebe überwältigt, einem Lebenden ihre Hand habe reichen wollen. Allein der Ring des Todten habe ſie mit den em-

pfindlichsten Schmerzen an das frühere Verlöbniß erinnert und sich so fest an den Finger angeschlossen, daß man ihn nur mit großer Gewalt und nicht ohne Verwundung habe lösen können, an dieser Wunde aber, die plötzlich brandig geworden, sey das treubrüchige Mädchen innerhalb wenig Tagen gestorben. Mathilde lächelte über die schnelle Justiz des todten Liebhabers, obgleich die Sage ihr schauerlich genug, zumal um diese Stunde erzählt, vorkam. Sie waren am Landhaus angelangt, und sobald die Theestunde schlug, versammelte sich die Gesellschaft in dem heimlichen, hellerleuchteten Zimmerchen. Mathilde erbat sich, den Thee machen zu dürfen; ein Geschäft, bei dem man nach Belieben in die Unterhaltung eingreifen oder nur leidend sich verhalten und dabei den Vortheil benutzen kann, sich hinter dem Kessel zu verstecken, wenn man nicht gesehen seyn will, und dagegen unbemerkt aus diesem Verstecke hervorlugen konnte. Sie beobachtete den Schottländer genauer; er war nicht das Ideal, das in ihrem Herzen lebte, und über dessen Existenz, als eines verleitenden trügerischen Fantom's, sie sich oft von der Mutter hatte müssen auszanken lassen. Wie gesagt, das Gesicht war nicht schön, nicht einmal sehr ausgezeichnet, aber man kam gern darauf zurück, es lag ein Ausdruck von Treuherzigkeit darin, von selbstbewußter Kraft ohne Anmaßung, der

wohlthätig wirkte und feſthielt. Auch ward es Mathilde nicht ungern gewahr, daß ſeine Blicke die ihrigen ſuchten, und bisweilen gedankenvoll auf ihr ruhten. In der Unterhaltung zeigte er ſich ſehr zu ſeinem Vortheil, und jemehr die Geſellſchaft ſeine Heiterkeit rühmte, von ſeiner Erfahrung belehrt ward, je höher ſtieg ſein Credit in Mathildens Herzen. Am folgenden Tage war wieder ein Spaziergang verabredet, und gegen Abend wollte man zur Stadt zurück. Nicht ungeſchickt wußte der Fremde ſich in Mathildens Nähe zu halten, noch geſchickter ließ er einfließen, daß er nur noch einen Monat auf dem Continent bleibe. Hielt Mathilde dieſe Fingerzeige mit ſeiner Aufmerkſamkeit auf ihre Perſon, ihre Worte, ja auf jede ihrer Bewegungen, zuſammen, ſo ließ ſich ziemlich klar einſehen, daß er nicht Zeit habe, die ganze Stufenleiter eines entſtehenden zärtlichen Verhältniſſes durchzugehen, ſondern daß er, wenn er ſich erſt erkläre, auch in aller möglichen Kürze eine entſcheidende Antwort erwarten und verlangen werde. Der junge Mann zeichnete Mathilden ſo entſchieden aus, hielt ſich ſo ſehr in ihrer Nähe, daß dieſe mit Ungeduld ſich zu ihrer Mutter zurück wünſchte, um nur deren Meinung und Rath, wie man einen ſo eiligen Freier zu behandeln habe, einzuholen. Endlich ſchlug die Stunde zur Heimfahrt, und zwar zur höchſten Zeit, denn

der Schotte hatte ſich unumwunden gegen Mathilden ausgeſprochen, und ihre Entſcheidung gefodert, oder dieſe Tags darauf bei ihrer Mutter abzuholen verheißen. Mathilde war froh, ſich dieſe Friſt geſtattet zu ſehen, und ſich mit ſich ſelbſt berathen zu können. Daß der Fremde nicht der Mann ihrer Phantaſie, nicht ihr verkörpertes Ideal ſey, daß ſie ihn nicht eigentlich im vollwichtigen Sinne liebe, das Alles war gewiß, allein das gab — ſie fühlte es wohl — keinen Grund ab, ihn auszuſchlagen. Andererſeits war Mathilde arm, zwanzig Jahre vorüber und ohne weibliche Angehörigen, ſobald ihre kränkelnde Mutter ſtarb. Rückſichten, die gewaltig ſchwer in die Wagſchale fielen. Endlich that es ihr, die ein blüthenfriſches Kind im Lenz der Jugend und Schönheit, von einem Schwarme junger Männer kaum bemerkt worden war, unbeſchreiblich wohl, in der zweiten Hälfte dieſes Lenzes einen Werber zu finden, der ohne alle Rückſicht auf zeitliche Vortheile, rein ſie ſelbſt um ihrer Selbſt willen liebe und zu eigen wünſche. Freemore, ſo hieß der Prätendent, würde alſo, hätte er in Mathildens Herzen leſen können, die Sache völlig zu ſeiner Zufriedenheit entſchieden gefunden haben. Ihre Mutter war, wie ſchon erwähnt, ſo vernünftig, als zärtlich, und wir wiſſen, wie ſolche Mütter in ſolchen Fällen zu rathen pflegen — Niemand fehlte, als Freemore,

der, weil Mathilde nun einmal ſich beſtimmt hatte, von ihr mit recht zärtlicher Ungeduld erwartet wurde. Zeihe uns Niemand eines Widerſpruches, wenn wir das Mädchen mit zärtlicher Ungeduld den erwarten laſſen, der eigentlich nicht der Mann ihrer Seele wär. — Es iſt eine der ſchönen Eigenthümlichkeiten des weiblichen Herzens, daß es, ſo bald es ſich erſt entſchieden hat, dann die ganze beſeligende Summe ſeiner zärtlichen und liebenden Gefühle auf den Erwählten überträgt, gleichſam, als dürfe er nicht wegen unverſchuldeten Mangels an Idealität an der geiſtigen Mitgift ſeiner Braut verkürzt werden. Stillheitern Tagen, einer gemäßigten, aber immer gleichen Temperatur der Gefühlswärme ſah ſie an ſeiner Seite entgegen, ein ſüßes, wohlthuendes Zutrauen erfüllte ihre ganze Seele ſo ſehr, daß ſie dem Wunſche nicht widerſtehen konnte, dies alles ſo wahr und treu, wie ſie es empfand, in einem Briefe an Freemore niederzulegen, den ſie ihm, gleichſam als den Schlüſſel zur Chiffreſchrift ihres Herzens, einhändigen wollte. Der Tag verging indeß ohne ſeine Erſcheinung. Gegen Abend berichtete ein zärtliches Billet von ihm, wichtige Briefe aus dem Vaterlande, die augenblickliches Antworten erheiſchten, feſſelten ihn zu ſeinem größten Leidweſen für heute, ja für den größten Theil der Nacht an den Schreibtiſch, morgen gegen Mittag aber komme er ganz unfehlbar,

um aus dem Munde der Erwählten sein Schicksal zu erfahren. Da die Mutter Mathilden gern einen Ersatz für die fehlgeschlagene Erwartung gönnte, so erlaubte sie ihr, Freemorn den ihm bestimmten Brief sogleich zu schicken, wodurch diese sich beruhigt fühlte. Mit neuen Hoffnungen erschien der nächste Tag. Gegen Mittag brachte ein Aufwärter aus dem Hotel, wo Freemore gewohnt hatte — denn er war vor einigen Stunden abgereist — ein zweites Billet, das mit wenig Worten berichtete, wie er die ganze Nacht sich über die Art gequält habe, Mathilden die Nachricht mitzutheilen, daß die erhaltenen Briefe die entschiedene Verneinung des väterlichen Jawortes gebracht hätten, da er nur wenig, sie gar kein Vermögen besitze. Gegen seines Vaters Wunsch und Willen etwas so Wichtiges und Heiliges zu thun, halte er für ruchlos, unheilbringend, und auf keine Weise wolle er den väterlichen Fluch auf ihr Haupt laden. Demnach müsse er seine schönsten Hoffnungen aufgeben, nur den Brief erlaube er sich, als ein Denkmal ihrer schönen Seele, zu behalten, und ihr so auf immer ein schmerzliches Lebewohl zuzurufen.

Das Billet war an Mathildens Mutter überschrieben; eine Zartheit, für welche die alte Frau dem Schreiber Dank wußte, so entsetzlich sie auch die Sache selbst erschütterte. Sie sandte nach der

Tochter — Mathilde war zu einer Freundin gegangen. Da saß die tiefbetrübte Mutter, das zertrümmerte Glück des geliebten Kindes in ihren Händen. Ja, sie fürchtete mehr noch, als den Schmerz über Freemore's unedles Betragen, die böse Rückwirkung auf's Allgemeine, welche daraus in Mathildens Herzen entstehen konnte. Es war ihr ja nicht entgangen, daß ihre Tochter mit herber Kränkung die geringe Aufmerksamkeit empfunden hatte, deren sie die männliche Welt würdigte, *blos* weil sie ohne Vermögen war. Ein günstiges Geschick schien diese Empfindung von ihr nehmen zu wollen, indem es einem liebenswürdigen Manne Neigung zu dem Mädchen einflößte. Die Gekränkte, menschenfeindlich fast in sich selbst Zurückgescheuchte, will es noch einmal versuchen, an die Existenz einer, allein durch ihr Selbst geweckten Empfindung zu glauben, ihr Herz erwärmt, öffnet sich, die mühsam unterdrückte Sehnsucht nach Mitgefühl bricht überall hervor, schon bereitet sie sich, den edeln Mann mit dem ganzen Schatze ihrer Liebe zu beseligen, Stunden nur trennen sie noch von ihrem Glücke — und in der letzten Stunde sinkt auch der Einzige, dem sie vertraut hatte, zur allgemeinen Menge herab und verläßt sie — weil sie ohne Vermögen ist, und er nur *reich* heirathen darf. O, kein Tropfen von all' der ätzenden Bitterkeit, die sich auf's Neue in Mathil-

dens Herz ſenken würde, entging der Mutter und ihre Thränen ſtockten nur vor Schreck, als ihr der bekannte Klingelzug des Mädchens Heimkehr verkündete, die ſich beeilt hatte, ihrem Glück zuvor zu kommen. Wenn, wie ſollte ſie Alles erfahren? — Nicht langes Zögern und Wählen war geſtattet, darum beſſer raſche Wahrheit, als marternde, täuſchende Vorbereitung. — Eben trat Mathilde in's Zimmer, und mit überſtrömenden Thränen verbarg die Mutter ihr Haupt an der Tochter Buſen, ihr das verhängnißvolle Billet reichend. Furchtbar erſchreckte die Arme ein ſolcher Empfang, haſtig ergriff ſie den Zettel, durchflog ihn, und hätte, bewußtlos niederſinkend, die Mutter mit ſich zu Boden geriſſen, wenn dieſe, ähnliches vorausſehend, nicht auf ihrer Hut geweſen wäre. Man brachte die Leidende zur Ruhe; als ſie erwachte, mit trocknen Augen, mit heißer Stirn, mit fieberndem Pulſe, ſagte ſie mit unendlicher Bitterkeit: „Verzeihung, liebſte Mutter, für den Schreck, den Ihnen das heirathtolle Mädchen verurſachte.“ — „O geliebte Mathilde,“ fiel die Gräfin ein: „beweine Dein Unglück, aber ſchmähe Dein ſchuldloſes Herz, Deine engelreine Empfindung nicht.“ — „Beweinen?“ erwiederte Mathilde; „Nicht doch, es gilt ja nur einen Mann!“ — Von dieſem Augenblicke an ſchwieg die Kranke, bis gegen Abend ein furchtbares

Fieber ausbrach, das ihr die Beſinnung raubte und mehrere Tage lang ihr Leben an ein Haar knüpfte.

Monden lang hatte der Arzt mit einem Uebel zu kämpfen, das offenbar mehr in's Gebiet der pſychiſchen, als phyſiſchen Heilkunde gehörte. Da er indeß nicht blos Hausarzt, ſondern auch Hausfreund war, Mathilden von Kind auf kannte, ihr Wohlwollen, ihr Vertrauen beſaß, ſo ward ihm möglich, was kein anderer vermocht hätte. Sie ward wieder hergeſtellt, nur eine große, allgemeine Schwäche blieb zurück, eine Reizbarkeit, welche zu heben er gern die Leidende aus ihren dermaligen Umgebungen, aus Gegend, Lebensweiſe, Bekanntſchaften herausgeriſſen und auf einen andern Fleck verſetzt hätte. Die Sache war indeſſen ſo gut wie unmöglich. Eine Begebenheit, die Niemend erwarten, Niemand herbei führen konnte, machte plötzlich die Ausführung des ärztlichen Wunſches leicht und verband ſie noch überdies mit einem ganz eigenen Intereſſe. Von Seiten der Landesregierung ward Mathildens Mutter eines Tages eine Bekanntmachung zugefertigt, die ſie mit den wunderbarſten Empfindungen erfüllte, und aus Freude und Schmerz gemiſchte Thränen in ihre Augen trieb. Der General Graf Lauenſtein, jener rauhe Soldat, war an den ſpäten Folgen übelgeheilter Wunden geſtorben, und hatte vom Landesherrn die Verwandlung der Lauenſtein'ſchen Güter

in Weiberlehn zum Beſten ſeiner Couſine, als der noch einzig übrigen ſeines Hauſes, erhalten, wogegen er ihr nur die Führung und Beibehaltung des Geſchlechtnamens, neben dem ihres dereinſtigen Gattens, zur Pflicht machte. Die landesherrliche Beſtätigung und Einwilligung, ſo wie die Ueberweiſungsacte an die Lauenſteiniſchen Beamten, waren beigefügt; und da auf des Teſtators ausdrücklichen Willen, alle gerichtlichen Formen, ſo wie alle zu leiſtenden Ausfertigunggebühren noch vor ſeinem Tode berichtigt worden waren, ſo blieb Mathilden nichts übrig, als von ihrem herrlichen Eigenthume Beſitz zu nehmen. Die Beweggründe, die den ſonſt ſo rauhen Krieger zu dieſem Schritte veranlaßt hatten, waren in einem eignen Memoire entwickelt, und beruhten theils auf dem Wunſch und der Hoffnung durch Gräfin Mathilden ſeinen Stamm und Namen fortgepflanzt zu ſehen, theils auf der erwachten Gewiſſenspflicht, manche bittere Kränkung wieder gut zu machen, die er dem Präſidenten, Mathildens Vater, in früheren Jahren zugefügt hatte. Der Arzt war entzückt; die Mutter betrachtete das glänzende, nur zu ſpät gekommene Glück mit halber Freude, und konnte ſich nicht entſchließen, wie es jener wünſchte, die in Ermattung ſchlummernde Tochter mit der überraſchenden Kunde ſogleich in einen andern Ideenkreis zu verſetzen, wovon er die

vortheilhafteſte Wirkung erwartete. Das Erwachen der Schlafenden vereinigte die Beiden. Ein heiterer Himmel lachte durch die Fenſter in das Zimmer und bewog die Mutter zu der prüfenden Frage an Mathilden, ob dieſer erheiternde Anblick nicht in ihr die Luſt erweckte, ſich in's Freie zu begeben? Mit Freuden ergriff dieſe den Vorſchlag, indem ſie hinzuſetzte, daß der ſo wohlthätige Eindruck, den der Anblick der Natur von jeher auf ſie gemacht, ſicher ſeine Wirkung auch diesmal nicht verfehlen würde. Der Arzt bekräftigte dieſe Meinung vollkommen und reichte der Mutter das erhaltene Paket. „Nun denn, mein geliebtes Kind,“ nahm die Gräfin das Wort: „kann ich Dir wohl eine ſehr angenehme Nachricht geben. Unſer Vetter, der General, iſt geſtorben, hat vor ſeinem Tode als Vergeltung ſeiner Dienſte vom Fürſten die Verwandlung der Lauenſtein'ſchen Güter in Weiberlehn erlangt, und ſonach Dich zu ſeiner Erbin ernannt. Die fürſtliche Einwilligung, kurz alle dahin gehörige Papiere findeſt Du hier in dieſem Pakete, und kannſt Dich alſo ohne Störung des herrlichen Beſitzes freuen!“ — „O guter Gott!“ rief Mathilde entzückt: „wie ſanft verſtehſt Du die Wunden, die Du ſchlägſt, zu heilen. Geſchwind, gute Mutter, treffen Sie Anſtalten, ſo bald als möglich nach dem ſchönen Lauenſtein, dem reizenden Aufenthalt meiner Kindheit, abzurei-

ſen, an der Luft dieſes Ortes hängt mein Leben!“ — Der Arzt frohlockte über das pünctliche Eintreffen ſeiner Vorherſagung, und während Mathilde mit ihrer Kammerfrau die vorgeſchlagene Spazierfahrt unternahm, veranſtaltete die Mutter, daß nach einigen Tagen die Reiſe nach Lauenſtein, etwa zehn bis zwölf Meilen von der Reſidenz entfernt, angetreten werden konnte. In der That ſchien die Kranke durch dieſe Nachricht neue Lebenskraft erhalten zu haben, denn ſie erholte ſich augenſcheinlich, ſo daß kurz darauf die Auswanderung angetreten werden konnte. — „Ich ſehe dich nie wieder, du ſtolze Königſtadt!“ rief Mathilde, ſich im Wagen empor richtend, als man die Stadt aus dem Geſicht verlor: „nie, nie; meine Ahnung ſagt es mir und ich frohlocke darob, denn du haſt meine bitterſten Thränen geſehen! — Mutter!“ ſetzte ſie hinzu: „iſt in Lauenſtein ein Erbbegräbniß unſerer Familie?“ — „Allerdings,“ erwiederte dieſe: „aber wozu?“ — „Wohl!“ rief Mathilde mit ſonderbarer Heftigkeit: „ſo bekömmſt du mich auch todt nicht zurück, und ich bleibe bei meinen Ahnen!“ — Der Arzt, der ſie begleitete, beruhigte die erſchrockene Mutter, erklärte dieſe Apoſtrophe für einen Reſt der durch die Krankheit unnatürlich erhöheten Reizbarkeit und ſuchte auch Mathilden zu beſänftigen, während ihm ſelbſt dieſer Vorfall einen tiefen Blick in Mathildens

Gemüth thun ließ, der nicht ſehr Erfreuliches entſchleierte.

Der Herbſt war nun ſchon zum zweitenmale über Lauenſtein's weitverbreitete Fluren, und über das alte hochgethürmte Bergſchloß hingezogen ſeitdem die beiden Frauen ihren Wohnſitz hier aufgeſchlagen, ohne daß die Hoffnungen der Mutter und die beſtimmten Zuſagen des Arztes, in Betreff Mathildens, erfüllt worden wären. Ja, die erſtere glaubte ſogar dieſen eines gewaltigen Mißgriffs beſchuldigen zu müſſen, wenn er den Aufenthalt in Lauenſtein für ein unfehlbares Mittel zu Mathildens pſychiſcher Heilung gehalten hatte. Die Sache hing ſo zuſammen. Die ruhige, geſunde Lebensweiſe, welche auf dem Lande allein möglich iſt, die nicht minder heilſame, balſamiſche Luft, welche man hier einathmete, ſchienen zwar Mathildens langſam wieder aufkeimenden Kräften zu Hülfe zu kommen. Sie bewegte ſich viel im Freien und war bald mit allen ſchönen Punkten, die ſie in geringer Entfernung vom Schloſſe erreichen konnte, und deren es ſehr viele gab, vertraut; ſo wie ſie denn überhaupt mit leidenſchaftlicher Liebe an dieſem Wohnort ihrer Jugend hing, die Zimmer, in denen ſie als Kind geſpielt, wieder erkannt hatte. Und in der That vereinigte Schloß Lauenſtein Alles, was ein zur Schwärmerei geneigtes Gemüth nur immer wünſchenswerth finden kann.

In der Mitte eines weitläufigen Felſenkeſſels, deſſen Boden ein höchſt fruchtbares und durch den Schutz jener Wände mit einer wahrhaft ſüdlichen Vegetation prangendes Thal bildete, lag auf einem ungeheuren Granitblock das Schloß, erhaben genug, um die blauen Rauchſäulen des Dorfes tief unter ſich zu ſehen, aber immer noch hoch von den koloſſalen Zakken und Hörnern des zerklüfteten Geſteins überragt, die bald nackt, bald mit dunklerm Grün der Tanne, bald mit lichterm von allerhand Laubholz gekrönt, in den Himmel hinaufragten und ſich von da im groſſen Weiher am Fuß des Schloßberges ſpiegelten. Das Gebäude ſelbſt, ſeit grauer Vorzeit den Lauenſteinern gehörig, war großartig, aber nicht mit unbenutzten Räumen prunkend, angelegt, noch anziehender dadurch, daß es ein wohlerhaltenes Andenken jener entſchwundenen Ritterherrlichkeit darbot. Seſſel, Tafeln und Tiſche, Schränke und Spinden, wie ſie das tüchtige Mittelalter geliebt hatte, ſah man hier aufgeſtellt, trefflich erhalten und noch täglich gebraucht. Daß es eine weitläufige Waffenhalle, mit prächtigen Rüſtungen verziert, einen Ritterſaal und eine Rüſtkammer, ſo wie im Schloßhofe eine Stechbahn gab, erwartet man von einem ſo wohlerhaltenen ritterlichen Sitze. Aber ein noch lebendigeres Intereſſe erhielt Alles durch eine fortlaufende Reihe von Familiengemälden, an die ſich eine in der

Bibliothek der ehemaligen Liberey befindliche Familiengeschichte anschloß, worin ein späterer, trefflicher Nachkomme mit eben so großer Umsicht als empfänglichem Gemüth, den ganzen Schatz der im Archiv befindlichen Nachrichten gesammelt und in ein Werk verarbeitet hatte. Da nun vielen Gliedern dieses Geschlechtes merkwürdige, ja wunderbare Dinge begegnet waren, so läßt sich begreifen, daß die Lesung jenes Werkes, verbunden mit dem Umherwandeln unter den Portraits jener Menschen, auf die Seele des geeigneten Beschauers eine ganz ungemeine Anziehkraft ausüben mußte. Mathilde hatte kaum sechs Wochen auf dem Schlosse gewohnt, so kannte sie schon alle Sagen und Legenden, und ging nicht ohne tiefe Bewegung an der Statüe des achtzehnjährigen Jünglings vorüber, der unter den Qualen der Tortur seine Seele ausgehaucht hatte, weil er den Namen eines Freundes nicht nennen wollen, den man als das Haupt einer Verschwörung verfolgte — sah nicht ohne Schauder den steinernen, augenlosen Kopf der bildschönen Nonne, die dem Nachsteller ihrer Unschuld das sandte, was ihn so entzückte — ihre Augen. Ganz vorzügliche Aufmerksamkeit aber mußte ein junger Mann aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zur damaligen Zeit in seiner Familie erregt haben; denn er war nicht nur in allen Zimmern oft mehreremal por-

traitirt zu finden, ſondern der Lauenſteiner Chroniſt führte ein eignes Werkchen an, das in einem Wandſchranke der Liberey befindlich, ſeine Lebensbeſchreibung ausführlich berichtete, weshalb er darauf hinwies. — Gleich beim Eintritt in's erſte Zimmer war Mathilden dies Bild in die Augen gefallen, ſeitdem blieb es unauslöſchlich ihrer Seele eingedrückt, und ihr ganzes Beſtreben ging dahin, jenes Manuſcriptes habhaft zu werden. Tagelang brachte ſie in der Bibliothek zu, die endloſen Reihen der hier aufgeſtellten Bücher von oben bis unten durchlaufend, ohne ihren Zweck zu erreichen. In ihrem Zimmer hatte ſie das beſte der lebensgroßen Bilder jenes Jünglings ihrem Lager gegenüber an der Wand befeſtigen laſſen, auf ihrem Schreibtiſche lag die Familienchronik; und ſo faſt ausſchließlich in der Vorzeit lebend, verlor ſie das Intereſſe an der Gegenwart immer mehr. Es iſt eine bekannte und bewährte Erfahrung, daß Mädchen, die unverheirathet die Blüthenzeit vom funfzehnten bis zum zwanzigſten und zwei und zwanzigſten Jahre zurücklegten, mit jedem vorrückenden Jahr, und der alſo auch zunehmenden Unwahrſcheinlichkeit einer Verbindung oft eine gänzliche Umwandlung ihres Charakters erfahren. Je ausgezeichneter an Herz und Geiſt ſie früher waren, je weniger verlieren ſie in dieſer Metamorphoſe; die meiſten aber bekommen ein her-

bes, ſchroffes Weſen, werden ſchwatzhafte Klätſche-rinnen, verfallen in übertriebene, ſie ſelbſt und Andere quälende Frömmigkeitsübungen. Genug, der innere Trieb, nützlich und thätig zu ſeyn, der ſeine Richtung verfehlt hat, bedarf irgend etwas, das er ganz durchdringe. Mathilde war zu klug, um geiſt-loſe Beterin oder werthloſe Klätſcherin, zu gut, um beißige, ſchwarzgallige Miſantropin zu werden. Al-lein ganz entging ſie doch jener Veränderung nicht; und da die überſtandene Krankheit nur äußerlich, aber nicht innerlich gehoben war, ſo verband ſich zurückgebliebene Reizbarkeit leicht mit den angebor-nen ſchwärmeriſchen Ideen vom Glück durch Liebe und dem Kummer, den ſie erfahren, zu einer Stim-mung, die durch das einſame Leben und die mancher-lei Abentheuerlichkeiten innerhalb des Schloſſes bis zur Exaltation geſteigert wurde. Mit wunderbarer Gewalt ergriff ſie die Vorzeit, wozu das Intereſſe durch jene Bilder und Chroniken ihrer Familie ſo nahe gelegt und ſo lebendig gemacht wurde. An die Gegenwart, das war ſie überzeugt, hatte ſie nichts mehr zu fordern, und ſo gab ſie ſich der Ideenwelt, die ſie ſich erſchaffen, deſto rückhaltloſer hin. In ihrem Zimmer hatte ſie mehrere jener Bilder, von denen man ſo Wunderliches zu erzählen wußte, auf-ſtellen laſſen. Man behauptete, ſie bisweilen im Geſpräch mit jenen Ahnen belauſcht zu haben; ge-

wiß war, daß ſie mir für ſie, nur für deren Schickſale Intereſſe hatte, und alles Gegenwärtige theilnamlos an ſich vorübergehen ließ. Dies aber war gerade der Punct, welchen der Arzt nicht vorausgeſehen hatte, und woran die Mutter ihre Befürchtungen knüpfte.

Es gab hier im Schloſſe einen Caſtellan, einen uralten, würdigen Mann, dem, in der Familie eisgrau geworden, ein freies Wort wohl zuſtand. — „Gräfin Mathilde“ — hatte er einſt der Mutter geſagt — „Gräfin Mathilde gefällt mir nicht. Der Menſch iſt für die lebende Mitwelt geſchaffen, und ſelbſt der von ihr Gekränkte kann nur durch ſie ſelbſt wieder verſöhnt werden. Was aber ſoll der Umgang mit den Todten? Nicht allein mit Büchern meine ich, ſondern mit den Bildern der Verſtorbenen. Die heutige Zeit glaubt nichts mehr, was ſie nicht mit Händen faſſen mag, ſonſt könnte ich Beiſpiele erzählen, daß ſolche ausſchweifende Verehrung des Todten den Lebenden nachzog. Doch die Familienchronik erwähnt ihrer auch. Darum müſſen Eure Gnaden, als Mutter, dieſer Schwärmerei der Gräfin Mathilde entgegen arbeiten, ſonſt geht ſie zu Grunde. Und ſteht einem alten Diener ein treugemeintes Wort frei, ſo iſt mein Rath, erſetzen Sie die erſte unglückliche Wahl durch eine glücklichere. Baron Saaleck, unſer Nachbar, hat einen wackern, wohl-

gewachſenen Sohn, geſund, heiter, tüchtig, ohne viel Vermögen, aber offenen Kopfs und edeln Herzens — zudem beſitzt ja die Gräfin unendlich mehr, als ſie braucht!“ — So ſprach der wackere Greis, und war es nun, daß erſt ſeine Bemerkung die Mutter aufmerkſam gemacht, oder daß ſie die ihrigen, ſchon früher gemachten beſtätigte, genug, ſie fand mit innerm Beben, als ſie ihre Tochter aufmerkſam betrachtete, dieſe ſo gänzlich verändert, ſo geiſterbleich ausſehend, ſo gleichgültig reſignirt in ihrem ganzen Weſen, daß ſie in der erſten Angſt dem Arzt einen Reitenden ſchickte, um ihn nach Lauenſtein zu beſcheiden, und Mathilden mit Thränen beſchwor, ihre Lebensweiſe zu ändern, und an der Gegenwart wieder Theil zu nehmen. Dieſe hatte nie aufgehört eine zärtliche Tochter zu ſeyn; ſo vergalt ſie denn auch jetzt die mütterliche Beſorgniß mit der innigſten, dankbarſten Liebe, wollte aber weder von Gefahr, noch von ihrem bedenklichen Geſundheitszuſtande das geringſte wiſſen. Im Gegentheil verſicherte ſie, ſich nie ſo wohl ſeit ihrer Krankheit befunden zu haben. Ihre ausſchließliche Beſchäftigung mit der Vorzeit gab ſie zwar zu, doch ſah ſie darin nur ein ſehr natürliches, zum Theil hiſtoriſches Intereſſe, und ſchalt den Caſtellan mit ſeinen Befürchtungen einen gutmüthigen Träumer. Nur den Gedanken an eine Verbindung, den die Mutter ganz

im Hintergrunde zeigte, wies ſie mit Beſtimmtheit zurück. Sie erbot ſich aber, um ihre Bereitwilligkeit zu zeigen, dazu, einige Beſuche in der Gegend zu machen — ein Anerbieten, was die Mutter ſogleich feſthielt und nach einigen Tagen ausführte. Natürlich gaben die Beſuchten den Beſuch zurück, und ſo geſchah es denn auch, daß Baron Ottomar von Saaleck nach Lauenſtein mit ſeinen Aeltern kam. Daß Mathilde tiefen Eindruck auf ihn machte, war eben ſo augenſcheinlich, als daß dieſe zwar freundlich, aber völlig ruhig und unbefangen blieb. Gerade an dieſem Tage ſahe ſie in ihrer rührenden Bläſſe ſo zauberiſch ſchön, ſo jungfräulich aus, daß man ſie eher für achtzehn, als für zwei und zwanzig Jahre gehalten haben würde, und die Mutter nicht ohne wehmüthig der früheren Zeit zu gedenken, ſie betrachten konnte. Der Arzt, dem gefährliche Kranke nicht erlaubten, vor der Hand die Stadt zu verlaſſen, ſchrieb, daß Mathilde mit Gemüthsbewegungen zwar allerdings zu verſchonen, aber eben deshalb auch nicht mit hartnäckigem Durchfahren ihrer Lieblingsbeſchäftigung zu verletzen, und wohl gar erſt auf das entfernt darin liegende Gefährliche hinzuleiten ſey. Vor der Hand ſehe er nichts Bedenkliches, der gute-alte Caſtellan aber gehöre mit ſeinen Bedenklichkeiten doch wohl noch gar zu ſehr in das Jahr 1600 hinüber. Wie es nun zu gehen pflegt, wenn

etwas, das wir fürchten, nicht ſogleich eintrifft, ſo verliert es, je länger es zögert, je mehr an ſeiner Furchtbarkeit. Weil Mathildens Wangen nicht bläſſer als bisher, ihre Stimmung nicht ernſter als gewöhnlich ward, ſo behielt der Arzt Recht, und der Caſtellan, wenn er ja wieder davon anfing, ward belächelt. Er ſchwieg — und alles blieb beim Alten. Die Gräfin Mutter hatte indeſſen den Baron Saaleck in's Auge gefaßt, aber auch Mathilde war nicht müſſig geweſen. Ihrem unabläſſigen Suchen war es gelungen, ein verborgenes Fach in einem der Repoſitorien der Bibliothek zu finden. Ein kleiner gelber Nagelkopf deckte eine Feder, ſie wich dem Druck, das Fach ſprang auf und einige Bogen Manuſcript, ſo wie ein rothledernes ovales Futteral, lagen vor ihr. Der Titel nannte: „Guido von Lauenſtein's Lebensgeſchichte," aber mit noch geſpannterer Neugier öffnete ſie die Kapſel, und ein unbeſchreiblich ſchön gemaltes Jünglingsbildniß, eben daſſelbe, was ſo oft im Schloſſe wiederholt war, fiel ihr in die Augen; auf der Rückſeite ſtanden die Worte: „Herrn Grafens Guido von Lauenſtein Conterfayt, da er, zwanzig Jahr alt, vor Gram ſtarb. 1609." Mathilde bebte vor Entzücken. Sie ſchob einen Armſeſſel an die Tafel und legte die Manuſcripte vor ſich. Es war ein ſtillheiterer Herbſtnachmittag, der ihre Mutter zu einem

Beſuch ausgelockt hatte. Im ganzen tiefen Büchersaal waren die hohen, rothſeidenen Gardinen zugezogen, und das Schräglicht der Nachmittagſonne verbreitete eine wahrhaft magiſche Beleuchtung. Kein Laut war hörbar, kein Tritt ſchallte. Mathilde betrachtete, ehe ſie zur Leſung ſchritt, noch einmal das Miniaturbild. Es mußte von Meiſterhand gearbeitet ſeyn! Aber auch welch ein Geſicht! Das reizendſte Oval, eine elfenbeinweiße reine Stirn, reich aber nicht wild von kaſtanienbraunen Locken umzogen, tiefdunkle braune Augen von großem, ſchwermüthigem Aufſchlag und ebenſo dunkeln Wimpern und Braunen überſchattet. Eine feingeformte edle Naſe, ein Mund voll Süße und Schmerz, und vor allen in dem ganzen blaſſen Geſicht ein ſolcher unbeſchreiblicher Ausdruck von ſchwärmeriſchem Gefühl mit Anmuth und Kraft verbunden, von Liebe und Treue, von Sehnſucht und Gram, daß Mathilde in extatiſcher Entzückung das Bild an ihr Herz, ihre Lippen drückte. Nie, nie waren ihr ſolche Züge vorgekommen, jetzt erſt wußte ſie was Männerſchönheit ſey, und zugleich fühlte ſie unwiderſprechlich, daß dieſe Züge nie aus ihrem Herzen verſchwinden würden. Wie haſtig griff ſie nun nach den Papieren, die des unglücklichen Jünglings Lebensgeſchichte enthielten. Die Erzählung war ſehr umſtändlich und lang, aber ſo anziehend, daß die Sonne herabſank, ohne daß

Mathilde es gewahr wurde. Wir heben hier nur das Wesentlichste jener Begebenheit mit wenig Worten aus, um den tiefen Eindruck zu erklären, den sie auf die Leserin machte. — Graf Guido von Lauenstein war in Kriegsdienste getreten — damals für den gewöhnlich unbegüterten Jüngsten einer Familie ein Beruf, der zu Reichthum und Ehrenstellen führen konnte. Obgleich erst funfzehn Jahr alt, da er das väterliche Haus verließ, hatte sein zärtliches Herz doch schon gewählt. Er liebte ein Fräulein von Saaleck und ihm ward von ihr vergolten. Zwar gab es keine Aussicht zu einer Verbindung unter zehn bis funfzehn Jahren, wenn Guido nur mittelmäßiges Glück in seiner Laufbahn hatte. Das hinderte aber die jungen Leute nicht, sich zu versprechen, und mit den heiligsten Eidschwüren einander gegenseitige unverbrüchliche Treue zuzusagen. Guido ging zu seinem Regimente ab. Nach einigen Monaten ward ihm der Auftrag, eine Fürstin, die seinem Landesherrn verwandt war, auf ihrer Reise zu geleiten. Im Böhmerwalde versperrte eine Räuberbande den Weg. Es kam zum förmlichen Gefecht, und da das Gefolge der Fürstin diese auf eine schändliche Weise im Stiche ließ, so fiel die Vertheidigung allein auf Guido und seine Reiter zurück. Alle, er an ihrer Spitze, thaten Wunder der Tapferkeit, viele bezahlten den Sieg mit dem Leben; allein die Räuber

wurden vernichtet und die Fürſtin kam, den durch die Bruſt geſchoſſenen Guido in ihrem Wagen, in der Reſidenz an. Der Sorge der beſten Aerzte, ſo wie der Pflege der reizenden Fürſtin, die obſchon nicht in der erſten Jugend mehr, doch auch noch für eine Schönheit gelten konnte, retteten Guido's Leben. Bei ſeiner Geneſung überraſchte die Fürſtin ihren Retter mit der Ankündigung, daß ſie ihn zu ihrem Cavalier und Oberſtallmeiſter gewählt habe, wodurch er für immer unter den vortheilhafteſten Bedingungen an ihren Hof gebunden war.

Mit Entzücken bei einer ſolchen Zukunft Ottiliens von Saaleck gedenkend, trat Guido ſeinen Beruf an und ſchwur, ſich ganz und gar dem Dienſt der Fürſtin zu weihen. So oft er konnte, eilte er nach Saaleck, um die Geliebte von der Fortdauer ſeiner Geſinnungen zu überzeugen und dieſelbe ſüße Gewißheit ſich dort zu holen. Nicht vor dem zwanzigſten Jahre wollte ihm die Fürſtin, der er ſeine Verbindung entdeckt hatte, ſich zu vermählen geſtatten, und dieſe mütterliche Sorge kettete ihn feſter an ſie. Allein wie ward ihm, als er die wahre Urſache dieſer Sorgfalt errieth und endlich gar nicht mehr darüber im Zweifel ſeyn konnte. Für ſich ſelbſt nämlich wollte die Fürſtin den ſchönen Jüngling zum Manne reifen laſſen. Unabhängig, unermeßlich reich, Guido's Wohlthäterin, wollte ſie auch

ſeine Geliebte, ja ſeine Gattin werden. Vergebens ſtellte er, der immer mehr an Einſicht, ſo wie an Wohlgeſtalt wuchs, ihr vor, daß er mit zwanzig Jahren noch ein unerfahrner Neuling ſeyn würde, deſſen ſie ſich, abgeſehen von der Verſchiedenheit des Standes, ſchämen müſſe. Ueber ihre Wahl hatte ihr Niemand vorzuſchreiben, auch hatte ja Guido's Geſchlecht in frühern Jahren dem Lande Herrſcher gegeben, und mit Vergnügen übernahm ſie das Geſchäft, den Neuling zu belehren. Guido durchlebte an ihrem Hofe ſchwere Prüfungjahre, allein, als er das zwanzigſte erreicht hatte, ertrug er es nicht länger und bat um ſeine Entlaſſung. Umſonſt ward ihm Bedenkzeit gegeben; er beſtand auf ſeinem Entſchluß; ſo erhielt er denn, was er ſuchte. Allein die mütterliche Freundin war zur Feindin geworden, und er verließ, eine geringe Penſion abgerechnet, den Dienſt und den Hof, ſo arm, als er hingekommen. Durch dieſe Maßregel hoffte ihn die Fürſtin zu ſich zurückzuführen, — doch im freudigen Selbſtgefühl, die Prüfung beſtanden zu haben, eilte er voll Sehnſucht nach Saaleck, von Ottilens Lippen den Lohn der treueſten Liebe zu empfangen, ſich mit ihr ſogleich zu verbinden und zwar nicht glänzend, aber ſelig in Lauenſtein zu leben, wo ihm der ältere Bruder ja wohl die Herberge nicht verſagen würde. Aber welcher Empfang ward ihm hier, wohin die

Kunde ſeiner Dienſtentlaſſung ſchon vor ihm gedrungen! Mit der größten Unzartheit warfen ihm die Verwandten des Hauſes ſeine wenige Weltklugheit vor, indem es nur bei ihm geſtanden, Günſtling einer reichen Fürſtin zu werden und doch heimlich Ottiliens Gemahl zu ſeyn; ja Ottilie geſtand, daß ſie ſchon mit einem reichen Edelmanne aus der Gegend ſo gut, wie verlobt ſey, indem ihr das Loos, die Gattin eines verabſchiedeten Hofdieners zu werden, und von der Gnade des Beſitzers von Lauenſtein abzuhängen, keineswegs wünſchenswerth gedünkt habe. — Man denke ſich Guido's Empfindung hierbei. Es hätte nur bei ihm geſtanden, an den Hof zurückzukehren, allein er verſchmähte es, und zog vor, in Lauenſtein, wo ihm der auf Reiſen befindliche Bruder den Aufenthalt geſtattete, zu bleiben. Dort brach ihm der Kummer nach einem Jahre das Herz. Die Fürſtin, als ſie von der Begebenheit hörte, eilte ſchnell verſöhnt zu ihm, fand ihn aber ſchon bedeutend krank und entſchloſſen, Lauenſtein nicht wieder zu verlaſſen. Sie bezog eine Wohnung im Schloſſe, was der Stolz des Beſitzers ſehr gern geſchehen ließ, und pflegte ihn, als eine ächte, treue Freundin. In ſeinen heiterſten Momenten ließ ſie ihn malen, und das geliebte Bild in mehreren Copieen vervielfältigen. Er ſtarb im Herbſt und ward fürſtlich bei ſeinen Ahnen begraben. —

Dies war die rührende Begebenheit, die in ihrer wunderbaren Aehnlichkeit mit Mathildens eignem Schickſale dieſe tief ergriff und auf's gewaltigſte erſchütterte. Mit hoher Bewegung betrachtete ſie des Miniaturbildes weiche, ſtillleidende Züge. „Ja“ — rief ſie unter heißen Thränen aus — „Du edler, theurer Todter, wir haben einerlei Schickſale gehabt, auch Du trugſt ein warmes, innig liebendes Herz in Deiner treuen Bruſt, und hatteſt Dich ganz und auf immer gegeben. Aber ſo lohnt die Welt, Dein edles, unbeſchreiblich tiefes Gefühl ward verhöhnt, die Perle Deiner zarten Liebe in den Staub getreten. Niemand fragte, was Du empfinden, ob Du den Schmerz ertragen, ob Du nicht am edelſten in der Welt, am Menſchenherzen irre geworden, dunkeln Mächten dahingegeben, ein Raub der Verzweiflung werden würdeſt? Ihr holden, frommen Augen, eure heißen Zähren zählte niemand, niemand beachtete den ſtummen Jammer, der euch, ſüße Lippen ſchloß, niemand nahm lindernd dich, holdes Haupt, in dem der Schmerz wüthete, theilnehmend an ſeine Bruſt! O Guido, theurer Verwandter, wenn je Dich ein Herz verſtand, ſo war es das meinige. Auch ich ward ſo zertreten, auch ich, mühſam des eigenen Gefühls Herr geworden, ward verleitet, an fremdes zu glauben, und kaum war der Elende meines Herzens gewiß,

ſo verließ er mich, um ſchnöden Goldes willen. Aber hier in dieſer ſtillen Stunde ſey es betheuert, keines ſterblichen Mannes will ich je ſeyn und Dir, unausſprechlich theurer Todter, Dir, Dir allein verlobe ich mich. Dein" — in dem Augenblick fiel etwas, wie Metall klingend, an den Boden, — Mathilde ſah es vor ihren Füßen ſchimmern und hob es auf; es war ein ſchwerer, ſchwarz- und goldemaillirter Fingerring mit zwei Herzen von Rubin — „Ha" — fuhr die Schwärmerin höher begeiſtert auf — „ha Guido! Du giebſt mir ein Zeichen, wohlan denn, iſt's Dir vergönnt, in dieſer Stunde mir nahe zu ſeyn, ſo ſieh' hier Deine Braut; Dein und nur Dein auf ewig!" Mit dieſen Worten ſchob ſie den Ring an den Finger, verbarg das Miniaturbild im Buſen und eilte, die Thür zu öffnen, die ſie verriegelt hatte, und welche man eben aufzuſchließen bemüht war. „Was iſt, was giebts!" rief ſie öffnend. — „Um Gottes willen" — entgegnete der Caſtellan — „ſind Sie es, gnädiges Fräulein? Meine kleine Enkelin ſagte mir, ſie habe auf dem Gange vor der Bibliothek ſpielend, jemand laut darin ſprechen hören, und den Namen Guido verſtanden. Ich beſchwöre Sie, gnädiges Fräulein, machen Sie ſich nichts mit den Todten zu thun!" — „Caſtellan" — erwiederte Mathilde mit einem Blick, vor deſſen Hoheit und Strenge der Greis zurückwich — „ich

danke Ihnen Ihre Beſorgniß, aber vergeſſen Sie nicht, daß ich hier in Lauenſtein in meinem Eigenthume bin, und mengen Sie ſich einmal für immer nicht in Dinge, die außer Ihrer Inſtruction liegen!“ Sie ſchritt an ihm vorüber nach ihren Zimmern, ohne daß der Mann den Muth gehabt hätte, nur eine Sylbe zu erwiedern. Aber zur Gräfin Mutter ging er, ihr Alles berichtend und hinzufügend, ſeine Enkelin, ein Kind von zwölf Jahren, habe gleich die Stimme der Gräfin Mathilde erkannt, und könne nicht genug beſchreiben, wie feierlich und traurig ſie geklungen habe. Eine höchſt unangenehme Nachricht für die Mutter, doppelt unangenehm, weil ſie eben heut' bei der Familie Saaleck geweſen war, wo der alte Herr förmlich um Mathilden für ſeinen älteſten Sohn geworben, und dabei deſſen Anſtellung als Landrath des Kreiſes, in welchem die Lauenſteiniſche Herrſchaft lag, vorgezeigt hatte. Daß Mathilde nicht ſogleich mit dem Plan einer zweiten Verbindung überraſcht werden durfte, wußten auch die Saalecks, die ihre Geſchichte kannten, und deshalb gern in eine unbeſtimmte Friſt willigten, aber nur den freien Zutritt Ottemars auf Lauenſtein wünſchten, um das Fräulein an den Anblick des jungen Mannes zu gewöhnen. Indeſſen gab doch die Erzählung des Caſtellans eine ungezwungene Veranlaſſung, mit Mathilden zu ſprechen, und ganz

von fern an den durchaus nöthigen Uebertritt in die wirkliche Welt zu erinnern.

Das Fräulein saß in ihrem Zimmer, vor ihr die geöffnete Kapsel mit Guido's Bilde, in welcher sie jetzt erst einen Raum bemerkte, worin der Ring ganz genau paßte, auch ganz gewiß gelegen hatte, und nur durch die Hast, mit welcher sie es an sich drückte, herausgeschleudert worden war. Als sie eben beschäftigt war, eine seidene Schnur durch die Oehse des Medaillons zu ziehen, klopfte man an ihre Thüre. Um nicht überrascht und gestört zu werden, pflegte sie sich einzuschließen. Sie öffnete, sobald sie die Stimme ihrer Mutter hörte, und empfing sie mit einer Freundlichkeit, die jener den Muth gab, ihr Herz frei zu entladen und selbst näher, als sie gewollt, der Möglichkeit einer Verbindung zu gedenken, ja des jungen Saaleck's Wunsch, bisweilen auf Lauenstein einzusprechen, auszudrücken. Leider fand die Mutter bei Mathilden eine Festigkeit, eine Abgeschlossenheit in sich selbst, die alle ihre Hoffnungen vereitelte. Ohne sich auf den Vorfall in der Bibliothek einzulassen, erklärte Mathilde es für unmöglich, daß sie je wieder von einem Manne gerührt werden könne; aber sie hatte nichts dagegen, daß Saaleck auf dem Schlosse erscheine, da dies nur dienen könne, ihn schneller zu überzeugen, wie sie weder für ihn, noch für irgend einen Mann der Erde ein Herz mehr

habe. Sie beweinte aufrichtig mit der Mutter, daß es dahin gekommen; allein dabei blieb es, und die alte Gräfin verließ sie, ohne nur einen Schritt vorwärts gerückt zu seyn. Der Baron Saaleck kam bald darauf nach Lauenstein, und Mathilde, davon benachrichtigt, erschien im Gesellschaftzimmer, aber so ernst, so bleich, so zerstreut, daß der junge Mann für diesen Tag wenigstens es ganz aufgeben mußte, ihre Aufmerksamkeit nur einen Moment zu fesseln. In trübem Nachdenken über das unabwendbare Erlöschen ihrer Familie und über die Unzulänglichkeit äußerer Schätze, um inneres Glück zu schaffen, versenkt, saß die alte Gräfin eines Abends in ihrem Zimmer, als man ihr ihren Arzt aus der Residenz meldete, der nebst einem Fremden sie allein zu sprechen wünschte. Was des Freundes Erscheinung Erfreuliches hatte, verbitterte jener Fremde mit seiner verdächtigen Bedingung. Indeß gebot sie, die Herren zu ihr zu führen. Sie traten ein — und wer malt der Gräfin sprachloses Erstaunen, als sie den Schottländer Freemere vor sich sah. Dieser benutzte den Moment, um der Gräfin zu sagen, daß er seit zwei Jahren durch einen unerwarteten Lehnsanfall eines entfernten Verwandten Besitzer eines höchst bedeutenden Vermögens geworden sey, welches er, mit der väterlichen Einwilligung versehen, zu Mathildens Füßen niederlege, und so die Wahrheit

und Treue ſeiner Liebe zu ihr unwiderſprechlich zu beweiſen hoffe. — „Ja,“ rief die alte Gräfin entzückt, den Schottländer umarmend: „ja, lieber Freemore! Sie ſendet Gott, Sie werden mir meine Tochter zurück geben. Iſt es anders noch möglich, ſo bringen Sie Freude, Glück und Herzlichkeit in eine Familie zurück, aus welcher dies alles zu entfliehen ſcheint!“ Hierauf erklärte ſie den beiden Männern den Sinn ihrer Rede, und verhehlte auch Freemore nicht, daß er an Baron Saaleck einen Nebenbuhler habe, der aber wohl gegen ſo ältere Rechte, deren Begründung ihm bekannt war, freiwillig zurück treten würde. — „Mathilde entſcheide!“ rief Freemore: „Um nicht den väterlichen Fluch auf ihr Haupt zu laden, verließ ich ſie; um ſie glücklich zu machen, ſo weit ich es vermag, kam ich wieder. Aber nie ſoll ſie durch mich gezwungen werden!“ — Der Arzt hörte zwar, was ihm die Mutter über Mathildens Lebensweiſe mittheilte, aufmerkſam an, war aber doch der Meinung, daß Freemore's perſönliches Erſcheinen, der unwiderlegbare Beweiſt, daß er nur den Umſtänden nachgegeben, aber keineswegs ſeiner Liebe untreu geworden, gar bald jene unnatürliche Exaltation zerſtreuen, und das Herz wieder in ſeine Rechte einſetzen würde. Indeſſen ſollte Mathilde erſt am nächſten Tage von Freemore's Anweſenheit unterrichtet werden. Es

geſchah und im erſten Augenblicke ſchien ſie tief ergriffen. Aber bald wich die augenblickliche Röthe ihrer Wangen der gewohnten Bläſſe, mit Ruhe fragte ſie nach ſeinem Begehren. — „Seine frühe-ren Hoffnungen auf Deinen Beſitz, wenn es Dir möglich iſt, wieder geltend zu machen," verſetzte die Mutter. — „Und Saaleck?" — „Er wird ſich fü-gen und dem ältern Rechte weichen, wenn Du ihm nicht ſelbſt den Vorzug giebſt." — „Beſcheiden Sie die Männer heute Abend hierher, in ihrer aller Beiſeyn will ich antworten!" — Der Arzt und Freemore frohlockten, als ſie die Nachricht erhielten, die Mutter hoffte, Saaleck zweifelte. — Zur be-ſtimmten Stunde trat man in Mathildens Zimmer, wo dieſe ſie erwartete. „Meine Herren," redete ſie Freemore und Saaleck an: „Sie werben Beide um meine Hand. Wäre dieſe noch frei, ſo gehörte ſie unſtreitig dem Schotten Freemore eher, als dem Baron Saaleck, da jener frühere Anſprüche auf mich hatte, die ich damals genehmigte. Allein davon ſoll hier die Rede nicht ſeyn, denn ich kann und darf keines von Ihnen Beiden Gattin werden. Ich bin verlobte Braut eines Andern, meines theuern Ver-wandten Graf Guido's von Lauenſtein. Hier an mei-ner Rechten ſteckt ſein Verlobungring, hier an mei-nem Halſe hängt ſein Bild, und hier in meinem Herzen ruht der feierliche Schwur, nie eines Andern

ja ſeyn!“ — „Iſt's möglich!“ riefen Alle überraſcht und faſt einſtimmig: „die Braut eines Andern? Und warum erſcheint er nicht, dieſer Andere?“ — „Er iſt vor hundert Jahren geſtorben. Sie, Freemore, werden es nicht wagen, die Rechte eines Todten über eine Lebende in Zweifel zu ziehn, da Sie ſelbſt mir einſt erzählten, welch entſetzliches Unglück ein ſolcher Verſuch in Ihrer eigenen Familie zur Folge hatte. Und Sie, Baron Saaleck, werden wohl kein Mittel wiſſen, ein Mädchen wider ihren Willen von ihrem Verlobten zu trennen und zur Braut eines Andern zu machen. So laſſen Sie uns denn im Frieden ſcheiden, denn, glauben Sie es mir, lebend führt mich keiner zum Altare!“

Daß Gräfin Mathilde für geiſteskrank nicht nur von ihren Hausgenoſſen, ſondern auch von der Familie Saaleck und der ganzen Gegend erklärt ward, lag in der Natur des Vorganges, ſo wie, daß die beiden Freier die Sache vor der Hand auf ſich beruhen zu laſſen, gezwungen waren. Saaleck ſah die entſchiedene Hinneigung der Mutter zu Freemere, von dem allein ſie noch etwas für die Tochter hoffte. So wenig er dabei gewinnen konnte, ſo zog er ſich dennoch immer mehr zurück, indem er die Gedankenreihe der alten Gräfin wohl begriff; war er ja doch im Augenblicke da, ſo wie etwas von Bedeutung

vorging. Gleich nach Mathildens Entſcheidung hatte die Gräfin den Arzt, Freemore und den Caſtellan zu ſich berufen, um ihre Meinung zu hören, und vor allen Dingen den eigentlichen Vorgang zu erfahren, von welchem ſie nun das Reſultat kannte. Der Caſtellan vermochte befriedigende Auskunft zu geben, da er in der Geſchichte der Familie bewandert, auch Guido's Schickſale ſehr wohl kannte, und ſo mit der Begebenheit in der Bibliothek Mathildens Erklärung zuſammenſtellend, bis auf die Stunde den Vorfall angeben konnte. Woher ſie das Miniaturbild am Halſe und den Verlobungring am Finger habe, vermochte er zwar nicht zu entziffern; allein da ſie ſeit zwei Jahren faſt immer im Archiv und der Liberey ihre Zeit zugebracht hatte, ſo ward es wahrſcheinlich, daß ſie irgend eine verborgene Thür, ein geheimes Behältniß, das niemand ahnete, entdeckt und jene Dinge gefunden haben könne. So weit war man einig, deſto größer aber war die Verſchiedenheit der Meinung, als es dahin kam, zu rathen, was nun geſchehen ſolle? Die Gräfin Mutter hatte nichts als Thränen zur Antwort; der Caſtellan geſtand ſeine Ueberzeugung, Guido werde ſeine Braut bald nachholen. Freemore befürchtete nichts für Mathilden, ſo lange ſie dem Gelübde treu bliebe — im Uebertretungfalle aber Alles, wobei er die in ſeiner Familie ſich zugetragene Begebenheit erzählte. Der

Arzt dagegen verwarf die ganze Begebenheit, ſowohl in des Schotten Familie, wie auch Mathildens Verlobung mit Guido, als reines Product erhitzter Phantaſie, das nie wahrhaft geſchehen ſey, nie habe geſchehen können. Er fragte im Scherz, was der Todte mit der jungen Braut anfangen ſolle, er fragte ernſthaft, ob ein ſolch neidiſches Einmiſchen in weltliche Dinge des Zuſtandes der Seele nach dem Tode, ſo wenig wir immer davon wüßten, würdig ſey? Ob der Glaube, ein vor hundert und funfzig Jahren Verſtorbener komme von Jenſeit zurück, um ſeine nach eben ſo langer Zeit ihm verlobte Braut zu reklamiren, mehr eines aufgeklärten, durch Religion und Philoſophie gebildeten Europäers, oder eines Mississippiers würdig ſey, der ſeinem Todten einen Bärenſchinken unter den Kopf lege, denn „der Weg iſt lang!“ Er fragte ferner, wenn man die Heiligkeit eines Eides fürchte, ob man ſich verpflichtet glaube, was man im Trunk, im hitzigen Fieber, im Wahnſinn geſprochen, als einen Eidſchwur zu erfüllen? Jetzt ſey er dahin, wo ihm zieme als Arzt zu ſprechen. Daß kein Vernünftiger ſich mit einem Todten in ein Eheverlöbniß einlaſſen werde, ſey klar. Nun habe es aber Fräulein Mathilde dennoch gethan, daher eben ſo klar, daß ſie in einem Zuſtande von Geiſtesabweſenheit ſich befunden, der allerdings an Wahnſinn grenze, es aber doch noch nicht ſey,

indem die Gräfin ganz gegen die Natur des Wahnſinns nicht etwa immer abweſend ſey, und nur lichte Momente habe, ſondern vielmehr gerad' umgekehrt, immer bei lichtem, gutem Verſtande ſey, und nur bisweilen und zwar dann delirire, wenn auf eine Verbindung mit einem Andern, als Guido, die Rede komme. Ihre Krankheit ſey daher eigentlich blos eine fixe Idee, die allerdings nur in einer ſehr übertreizten Phantaſie und einem ſehr geſchwächten Körper einen ſolchen Grad von Lebendigkeit erreichen könne. Seines Dafürhaltens werde ſie ſich nach und nach abzehren, wenn man ſie ihren Ideen überließe. Dagegen wäre es möglich, daß ſie gerettet und der Welt zurückgegeben würde, wenn man nicht nachließe, ihr von Zeit zu Zeit Vorſtellungen deshalb zu machen, wenn die Gräfin Mutter ſie auf ihr Alter und ihre Kränklichkeit aufmerkſam machte, Freemore, der freilich nicht von hier gehen müßte, ſie von ſeiner Empfindung unterhielte. Er ſeinerſeits würde dieſe Procedur nicht nur mit paſſenden Mitteln unterſtützen, ſondern gelegentlich ſuchen, ihr den Ring zu entwenden. — Glücke dies, ſo glaube er ſchon halb gewonnen zu haben, und nach und nach auch Guido's Bild aus ihrem Zimmer wegſchaffen zu können, ſo wie er daſſelbe in den übrigen Zimmern des Schloſſes wolle abnehmen laſſen. Auf die Frage Freemore's, ob er aber dafür ſtehen

könne; daß ein ſolches Unternehmen ſie nicht mit einemmale völlig wahnſinnig machen, oder ihr einen tödtlichen Schreck zuziehen könne, konnte er nur erwiedern, daß dies möglich, obſchon nicht wahrſcheinlich ſey. Uebrigens habe er hier nur ſein Dafürhalten angegeben, der Familie aber die Behandlungart der Kranken freigeſtellt. Niemand war ſchlimmer daran, als die arme Mutter, die überall den Verluſt ihrer Tochter, früher oder ſpäter, vorausſah; dann Freemore, der ſich als die Gelegenheitурſache betrachtete, ſo gern vergelten, wieder gut machen wollte, und doch nicht dazu kommen konnte. So gingen einige Wochen hin, und der Seelenſchmerz dieſer Beiden ſchien Mathilden ſelbſt, obſchon ſie in ihrer Lebensweiſe fortfuhr, zu Herzen zu gehen, und ihr eine Empfindung einzuflößen, die ſich in einem theilnehmendern Blick, in einer weniger tonloſen Sprache, in einem — obſchon noch entfernten — Näherkommen äußerte. — Eine ſelige Freude regte ſich heimlich in den Beiden. Aber ach, wie entſetzlich ward ſie getäuſcht. Eines Nachmittags kam Mathilde im wildeſten Lauf, mit fliegendem Haar, mit irrem Blick, bald glühendroth, bald leichenblaß zu ihrer Mutter geſtürzt, bei der ſich zum Glück Freemore befand. „Um Gottes Barmherzigkeit willen“ — ſchrie ſie mit entſetzlicher Stimme — „wo iſt mein Ring, mein Ring?! Guido iſt da, mein

bläſſer Bräutigam iſt da, mich zu holen. O um Gottes willen, wo iſt mein Ring, ſchafft mir meinen Ring!“ — Es war ein furchtbarer Accent, mit dem ſie dieſe Laute des tiefſten, herzzerſchneidendſten Jammers herausſtieß, und Freemore hatte ſeine ganze Manneskraft nöthig, um nicht zu erliegen. „So wahr ein Gott lebt“ — rief er ihr zu — „ich habe den Ring nicht, und weiß nicht, wo er iſt!“ — „So hilf ihn nur ſuchen, in der Bibliothek — in ſeiner Gruft — o mein Ring, mein Ring!“ — Sie hatte Freemore mit fürchterlicher Gewalt gefaßt und ſich nachgezogen, aber ſchon unter der Thür verlor die Unglückliche die Kraft, und ſtürzte mit entſetzlicher Schnelle vorn über die erſten Treppenſtufen hinab, Alles mit Blut überſtrömend. Beſinnungslos ward ſie weggetragen. Der Arzt, der eben bei Saalecks war, ſtand in weniger als einer Viertelſtunde an ihrem Lager, und erklärte die Kopfwunde für tief, aber nicht tödtlich, deſto gefährlicher aber das hitzige Fieber, das ſich ihrer bemächtigt und das ſie, ließe es nicht nach, bei ihrem gramgeſchwächten Körper in wenig Tagen hinraffen würde. Leider traf alles ein; ſo wie Mathilde aus der Betäubung erwachte, brach die völlige Geiſtesverwirrung aus. Sie erzählte, ſie habe Guido begegnet, dann hielt ſie Freemore für Guido, beſchwor ihn, ihr den Ring zurückzugeben, wenn er ſie liebe, und ſie von ihren

Freiern los zu machen. — Der Ring fand ſich endlich in ihrem Zimmer im Waſchtiſch. Wahrſcheinlich hatte ſie ihn unbewußt dort beim Waſchen abgeſtreift. Der Arzt zeigte ihn ihr, ſie ſchien ihn zu erkennen, riß ihn mit Heftigkeit an ſich, ſchleuderte ihn aber auch bewußtlos wieder von ſich. Alle Mittel blieben ohne Wirkung, der Wahnſinn wüthete fort, am dritten Tage ward ſie etwas ruhiger, und ihre Finger unterſuchend, verlangte ſie den Ring. Man gab ihn ihr, ſie ſteckte ihn an, und Freemere's Hand faſſend, der an ihrem Lager ſaß, und ſie feſt an ihr Herz drükkend, rief ſie laut: „Guido, nun bin ich Dein!“ — Es waren ihre letzten Worte

Der goldene Schlüssel.

Ein Mährchen.

Ein unerhörter Fall beschäftigte seit einigen Wochen die Residenzstadt Yrenberg. Ein junger Mann, von Ansehn frisch und gesund, aus einer der ältesten adeligen Familien, von guter Erziehung, war urplötzlich von der Schlafsucht befallen worden, und diese Krankheit überkam ihn zuerst — was niemand begreifen wird — in der Antichambre. Auch die Yrenberger begriffen es nicht, und wollten sogar ihren Landsmann deshalb vor Gericht ziehn. Doch wir müssen, um dies merkwürdige Factum gehörig zu erklären, einiges aus der Lebensgeschichte jenes Kranken vorausschicken.

Wir finden angemerkt, daß derselbe schon in seiner Jugend für einen Träumer gegolten. Nicht daß ihn etwa die Natur verwahrlost hätte — er begriff und lernte so gut als andre Knaben seines Alters — allein in der Wahl seiner Vergnügungen unterschied er sich auf eine höchst sonderbare Weise von

ſeinen Genoſſen. Während jene in tollem Jubel durch Zimmer und Gärten lärmten, die Fruchtbäume plünderten, die Speiſekammern ſtürmten, liebte dieſer Stunden lang am klaren Waſſer zu ſtehen, die darin abgeſpiegelten Bilder des Himmels und der Landſchaft zu betrachten, oder in die wunderlich gezackten rothglühenden Abendwolken hinein zu ſtarren. Oefter noch ſuchte er am Clavier zuſammenſtimmende Töne auf, und pflegte dann mit zugemachten Augen und ſeitwärts geneigtem Kopfe den angeſchlagenen Klängen bis zu ihrem leiſeſten Dahinſterben nachzuhorchen. Dergleichen Verſuche konnten ihn in eine ſolche Rührung verſetzen, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen, obſchon er allezeit, wenn ihn die erſchrocknen Spielgeſellen befragten, was ihm zugeſtoßen, mit Schluchzen antwortete, ihm fehle nichts, und er ſey blos höchſt vergnügt. Dieſer Zeitvertreib, ſo wie eine ſolche Liebe zur Muſik, daß er, von ſeinen Aeltern auf glänzende Bälle zum Zuſehen geführt, ſich weder um die Pracht der Anzüge, noch um den Ueberfluß der ausgeſuchteſten Näſchereien bekümmerte, ſondern, dicht hinter die Muſiker geſtellt, ſobald er ſich unbemerkt glaubte, mit einem Satze unter den Muſiktiſch fuhr, und dort unter Hörnern, Trompeten, Clarinetten und Fagotten einen ſeligen, von Himmelstönen umfloſſenen Aufenthalt ſich bereitete. Das alles deutete

ſchon auf einen ſchläfrigen Geiſt und höchſt triviale Anlagen. Nachdem man ihn bei ſolcher Gelegenheit vergebens in Haus und Hof, in Küche und Keller, in Feld und Garten geſucht, und nach allen vier Wänden Bothen ausgeſchickt hatte, ſo erklärte man ihm, als er endlich nach mehreren Stunden mit rothgeweinten Augen und freudeſtrahlenden Blicken, zur höchſten Verwunderung der Hautboiſten und nicht geringem Schreck der hohen Anverwandten, unter dem Muſiktiſch hervorkroch — dergleichen ſey Tollheit und nicht zu duldende Gemeinheit. Er ſey weder zum Stadtpfeifer noch zum Schulmeiſter geboren, und ſolle ſich daher einer ſo lächerlichen als unanſtändigen Vertraulichkeit mit den Spielleuten enthalten, ſonſt werde man ihn künftig zu Hauſe laſſen! — Dieſer Beweis half indeſſen nichts. Zwar cantonirte er nicht mehr unter den Muſiktiſchen, aber ſeine Verehrung für die Hervorbringer jener Himmelsklänge blieb ſo lebendig, daß er nicht nur auf der Straße, ſobald ihm von fern die bunte Schaar der Regimentshautboiſten bei der Wachtparade in die Augen fiel, ſtehen blieb und ehrfürchtig den Hut abnahm, ſondern auch im Kreiſe ſeiner Verwandten, unter denen ſich Großwürdenträger aller Art befanden, auf Befragen, was er werden wolle, kurzweg entgegnete — „ein Hautboiſt!“ — Man kann denken, mit welcher Freude die hochs

adelige Sippſchaft ihren werthen Angehörigen im bunten Röckchen mit der Querpfeife hinter dem Regimentstambour her hätten marſchiren ſehen. Wenig fehlte, daß ihm ſeine Aufrichtigkeit nicht eine harte Züchtigung zugezogen hätte. Ein ſcharfes Gericht ward über ihn gehalten, in der Abſicht, ihm dieſe Gedanken aus dem Kopfe zu bringen. Denn daß Muſik eine Kunſt, Kunſt aber ein nur von Gott gegebener Beruf, an Würde keinem andern der Welt nachſtehend, ja in ſo fern höher ſey als dieſe alle durch Fleiß und Mühe ſämmtlich erlernt werden können, während der Künſtler geboren werden muß —, daß ferner der Knabe höchſt wahrſcheinlich nicht zum bloßen Virtuoſen, ſondern zum Selbſtſchöpfer in dieſem Fache berufen ſey: wie hätten ſolche Leute von alledem eine Ahnung haben können! Da nun aber Aeltern und Verwandte dies nicht wußten, wie hätte der Knabe, fremd mit der Welt und den menſchlichen Beſchäftigungen, ſeine Richtung angeben können? Gegen ſeinen Fleiß ließ ſich in den übrigen Lectionen nichts einwenden, man begnügte ſich daher, trotz der herrlichſten Fortſchritte, den Muſikunterricht aufzuheben, und das in ſeinem Zimmer ſtehende Clavier wegzuſchaffen. Eine vandaliſche Grauſamkeit, die nur, auf des Knaben innigſtes Flehen und heiligſte Verſprechungen, nie wieder einen ſo niederträchtigen Wunſch in ſeiner

Seele aufkommen zu laſſen, zurückgenommen ward. Im Triumphzuge begleitete er ſein wieder erobertes Heiligthum zurück, freudig davor hertanzend, wie weiland König David vor der Bundeslade; ſobald er ſich allein ſah, küßte er den Reſonanzboden und die Taſten auf das Zärtlichſte, berichtete wie alles gekommen, und ſchwor, nie wieder ſein Liebſtes durch eine unüberlegte Aeußerung in Gefahr zu ſetzen. Von dem Tage an ward des Knaben Gemüth, vorher jedem offen, verſchloſſen und finſter. Da ſein Fleiß nicht abnahm, ſo hielten das die Lehrer für jene geſetztere, vernünftigere Stimmung des immer mehr zum Jüngling heranreifenden Knaben, und wünſchten ihm Glück dazu. Er lächelte bitter und floh, wenn er konnte, in's Finſtere; dort die Fäuſte ballend und gegen die Bruſt drückend rief er aus: „O hätte Menſchen, wie mißverſteht ihr mich, und wie werde ich es vermögen, dieſen Zwang mein ganzes Leben hindurch zu tragen?“ — Trotz aller Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, brach dennoch bisweilen die angeſtammte Tollheit hervor. Nachdem er eines Tages ſich recht lang allein an ſeinem Inſtrumente ergötzt, mit Tönen gekoſt, gelacht und geweint hatte, flog er thränenden Auges auf die ihn überraſchende franzöſiſche Gouvernante zu, die ihn und ſeine Geſchwiſter deſpotiſirte. Unter Lächeln und Schluchzen fragte er ſie, ob ſie die Sprache der Töne verſtehe,

ihm die Sehnſucht und Wehmuth deuten könne, mit der ſie ihn durchſtrömten? Ob ſie wirklich abrufende Bothen einer andern Welt wären, die diesſeits nur kurze Grüße brächten, wie er einmal geleſen? Die Gouvernante ſah ihn mit großen Augen und offenem Munde an. Nie im ganzen vieljährigen Verlauf ihrer ſegensreichen Dreſſirpraxis waren ihr je ähnliche Fragen vorgelegt worden. Im ganzen Schatz ihrer geiſtloſen Phraſeologie fand ſie keine Antwort darauf. Daher begnügte ſie ſich den Frager für einen Idioten zu erklären und zur Ruhe zu verweiſen. Den Aeltern gab ſie aber davon Nachricht und fügte hinzu, ſie halte den Burſchen für nicht wohlorganiſirt im Kopfe, und ihres Bedünkens ſey keine Zeit zu verlieren, ihn aus dem älterlichen Hauſe in ein Verhältniß zu bringen, deſſen Natur und Pflichten ihm zu Ausbrütung ſolcher Tollheiten keine Zeit übrig ließen. Ihr Vorſchlag ward gebilligt. Die ältere Tochter des Hauſes war gerade damals in einen Offizier verliebt; natürlich ſchien ihr der Beruf des Geliebten der erſte in der Welt, und da ſie nebſt der Gouvernante das Wort führte, und gerade ſo viel Einſicht hatte als die Uebrigen, ſo ward der nun funfzehnjährige Bruder zum Soldaten beſtimmt, und ohne weiters an ein, in der Provinz liegendes Regiment, zu einem recht barbariſchen Rittmeiſter mit dem Bedeuten abgeſchickt, er ſolle ſich bemühen,

den Träumer zu erwecken, und ihm den Kopf zurecht zu ſetzen. Gütiger Himmel, wie ging's dem Armen dort! Er, der nächſt ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien nur mit Tönen gelebt und verkehrt hatte, er ſollte nun bärtigen Reitern barſche Verweiſe geben, unbändige Roſſe bändigen lernen; ſollte früh um vier Uhr die Ställe viſitiren, Abends, wenn ihn das magiſche Dämmerlicht in Phantaſien verſenkte, nachſehen, ob den Pferden ſeines Zuges Futter geſchüttet ſey; ſollte Vormittags auf ſtaubiger Reitſchule ſich in den Wolken ſchwindlich laufen, des Nachmittags auf dem dumpfigen Rathhausſaal Recruten exerciren! Auf ſeine mannigfachen ſchönen Kenntniſſe, ſeine feine Bildung nahm niemand Rückſicht. Seine Neigungen, ſobald ſie bekannt wurden, nannte man Tollheiten, die man durch Realität vertreiben müſſe; ihn ſelbſt einen poetiſchen Nachtwandler.

Im Ernſt von Seiten der Vorgeſetzten, im Scherz von Seiten der Cameraden, that man alles Mögliche ihm das Leben recht ſchwer zu machen, weil man dadurch ſeinen Wahnſinn zu curiren glaubte. Der warf ſich aber nach Innen und erzeugte, nach der Theorie des Gegendrucks, Wirkungen, die um ſo auffallender waren, je mehr man ſie beſchränken wollte. Es war nicht die Schuld ſeiner Aerzte, wenn der vermeinte Wahnſinnige es nicht völlig ward. Der tiefſte Abſcheu vor dem aufgedrungenen

Beruf, Haß und Bitterkeit gegen seinen gefühllosen Quäler, dabei ein reich begabtes poetisches Gemüth, dem jede Gelegenheit sich auszusprechen benommen war, erzeugten eine Stimmung in dem Jünglinge, die ihn bisweilen wohl der Wirklichkeit so ganz entzog, daß er nur einem Unkundigen verwirrt erscheinen konnte. Ja auch sein Physisches war ihm hinderlich zu Erfüllung seiner Berufspflichten. Eine schwache Stimme, ein kurzes Gesicht verleideten ihm, nebst seiner Gedankenlosigkeit, tausend unangenehme Auftritte. Zwar versuchte er z. B. die nöthigen Commandowörter sich einzuprägen, da er sie aber bei weitem mehr sang als sprach, so verfehlte der Rittmeister nicht, ihn mit Vorwürfen zu überschütten. Immer an seine innere Welt denkend, alles außer sich unbeachtend, stand er einst vor der Wachtparade, die er commandiren sollte: „Habt Acht" — begann er höchst trübseligen Gesichts — „präsentirt das Gewehr" — sollte er hinzusetzen, allein weil in demselben Augenblick die Stadtschüler zum Dreikönigsfest singend und musicirend vorbei zogen, so vergaß er, was er hätte sagen sollen, und schob an das „präsentirt" — „o! der heilige Gregorius!" — so daß die ganze Mannschaft in Lachen ausbrach. Mit Mühe ward der militärische Ernst wieder hergestellt, der mit Fluch und Drohung des Rittmeisters beladene Lieutenant setzte sich geängstet an die Spitze

ſeines Trupps, und marſchirte ab. Alles hätte nun gut gehen können, wären die verwünſchten Gregoriusſänger ihm nicht am Ende der Straße wieder entgegen gekommen. Sie ſangen und ſpielten jetzt einen muntern Zweivierteltact. Da dieſer ſehr mit dem langſamen Viervierteltact der ſchwerfällig marſchirenden Reiter contraſtirte, und dem muſikaliſchen Lieutenant Tacthalten viel weſentlicher erſchien, als Schritthalten, ſo machte er für ſeine Perſon halb links, und marſchirte mit gezogenem Säbel dem Gregoriuszuge nach, ſeine Mannſchaft ihrem Genius überlaſſend. Von tauſend Schmeichelworten des dicken Rittmeiſters, der vor Zorn wie ein Stier die Erde ſtampfte, beſtägelt, ſetzten die Unteroffiziere der ganzen Schwadron dem Deſerteur nach, ihn zu der böslich verlaſſenen Fahne zurück zu bringen! — Beim Exerciren befahl ihm einſt der Commandeur ein Stück vorwärts zu galoppiren, und in einer angewieſenen Richtung ſich als ein Point de Vue aufzuſtellen, nach welchem die Schwadronen aufmarſchiren ſollten. Flüchtig ſprengte der Lieutenant über die grüne Ebene hin, an deren Ende ſich ein Berg erhob. Unterwegs vergaß er, ob er ein Point de Vue für den Commandeur allein, oder für die Schwadronen mit ihm auszuſuchen habe. Das erſtere glaubend, trieb er ſein Pferd den ſteilen Fußpfad hinan und nahm ſehr vorſichtig auf einer

ſchroffen Klippe als dem ſchönſten Point de Vue Poſto. Mit Mühe erklommen die nachgeſchickten Officiere die ſteile Höhe und brachten den Träumer, dem ſie unterwegs begreiflich machten, daß der Richtungspunct für den Aufmarſch ja nun verloren ſey, zum Commandeur zurück, der ihn — man kann denken mit welchen liebreichen Worten — empfing. Eben ſo verdrießlich ging es ihm mit ſeinen Pferden, die immer ganz andrer Neigung waren als er. So hielt er eines Tages vor der Mitte der Schwadron, der Rittmeiſter vor ihm. Die Richtung machte es nöthig, die Pferde einige Schritte zurück treten zu laſſen. „Ziehen Sie Ihr Pferd zurück!“ donnerte der Despot auf den ſchreckensbleichen Jüngling ein. Der zog und zog, allein der widerſpenſtige Schimmel, der vor ſeinem poetiſchen Reiter wenig Reſpect hatte, ſtieg, anſtatt zurück zu treten, kerzengrad in die Höhe, und ließ ſich behaglich auf der Croupe von des Rittmeiſters breitem Fuchs nieder. Vergebens fluchte der alle Wetter, vergebens arbeitete der Lieutenant, ſein unwillkührliches Subordinationsvergehen wieder gut zu machen, es dauerte einige Augenblicke, ehe man die wider ihren Willen Vereinigten trennen konnte!

Wir würden nicht fertig werden, alle die Fatalitäten zu berichten, die dem armen Jüngling in ſeiner militäriſchen Laufbahn zuſtießen, und ihn mit

dem innigſten Abſcheu, ſeine Vorgeſetzten mit der lebhaften Ueberzeugung erfüllten, daß er durchaus nicht zu dieſem Fache tauge. Man ſagte ihm das, er fühlte es ſelbſt, allein des Vaters Strenge ließ ihn nicht den Muth faſſen, ſeinen Wunſch zu offenbaren. Seine Mutter war früh geſtorben, und die Schweſter, deren Soldatenliebhaberei ihn in dieſe Feſſeln geſchmiedet, hatte indeſſen den Geliebten zum Gatten bekommen, und eignete ſich ſonach nicht zur Fürſprecherin. Sein Gram, von dieſen düſtern Ausſichten noch mehr geſchärft, ward wahrer Lebensüberdruß, und hätte ihn endlich wer weiß zu welchem tollen Schritt geführt, wäre nicht das Schickſal ausgleichend dazwiſchen getreten. Der gefürchtete Vater ſtarb nämlich nach einigen Monaten, und der Jüngling kam unter Vormundſchaft. Dies gab ihm Muth; er erklärte ſeinen Abſcheu gegen das Leben, das er führe, und daß ein längeres Verweilen zu Auftritten führen würde, die der Familie empfindlich ſeyn dürften. Der Commandeur machte dem Vormund begreiflich, daß ſein Mündel zu nichts in der Welt weniger paſſe als zum Soldaten, und ſo geſchah es denn, daß der Jüngling, nach fünfjährigem Zeitverluſt, aus den verhaßten Banden ausgeſchmiedet wurde. Den Tag, der ihm ſeine Erlöſung verkündigte, feierte er wie den Tag ſeiner Wiedergeburt. Allein nun fand ſich ein neuer Streitpunct. Der

Vormund wollte nicht das Anſehn haben, als geſtattete er ſeiner Pupille, ſo in den Tag hinein zu leben. Der Jüngling ſollte einen Beruf wählen. Er erwiederte, er wolle bei der Muſik bleiben, deren Theorie er indeſſen unausgeſetzt ſtudirt hatte. Dagegen verſetzte der Vormund, Muſik ſey kein Beruf, am wenigſten für einen Edelmann, und er werde durchaus nie und nimmermehr geſtatten, daß ſein Mündel ein Spielmann werde. Der Jüngling entgegnete eben ſo beſtimmt als beſonnen, er habe zu viel Zeit verloren um ſich dem Geſchäftsleben erſt jetzt zu widmen, wozu er übrigens weder Geſchick noch Luſt habe. Zur Muſik dagegen, das fühle er, ſey er berufen, und werde dabei bleiben, auch wohl einſt einen Wirkungskreis finden, ſey es auch weder jetzt noch im Vaterlande. Als der Vormund ihn ſo entſchieden ſah, dachte er bei ſich, — „mag er doch treiben was er will, wenn ich dem Ding nur, der Familie wegen, einen Namen geben kann.“ — Mit großem Ernſt bedeutete er ihn deshalb, daß Rückſichten auf Stand, Herkommen und Sitte, die ein junger Sauſewind von zwanzig Jahren nicht zu würdigen verſtehe, es ihm zur heiligen Pflicht machten, in ſolch tolles Vorhaben nie einzuwilligen, auch fehle es ihm nicht an Kraft und Macht, ſeinen Willen durchzuſetzen. Als gütliches Herkommen ſchlage er indeſſen die Hofcarriere vor, wo ihm Zeit übrig

bleibe, die er nach Belieben verwenden könne. Der Jüngling, der allen Streit nach Möglichkeit vermied, auch wohl begriff, daß er gegen den Vormund in aller Menſchen Augen böſes Spiel haben würde, und ſich endlich des lieben Friedens wegen, — ein Zwang, deſſen er in zwei Jahren entledigt ſey, — noch ertragen laſſe, gab nach. Zwar kannte er das Hofleben ſo wenig, als er früher den Soldatenſtand gekannt hatte, ließ ſich aber ſein Geſuch um die Würde eines Hofjunkers getroſt aufſetzen und einreichen. Der Vormund war entzückt, er hatte ſein Gewiſſen beruhigt, der Jüngling war verſorgt, von den vornehmen Verwandten war die drohende Schmach abgewendet; alle Parteien ſchienen zufrieden! Allein die Herrlichkeit dauerte keine drei Monate, ſo ward der Vormund mit Klagen und Beſchwerden heimgeſucht. Der neue Hofjunker konnte ſich nämlich durchaus nicht für die Würde ſeines neuen Amtes begeiſtern, und hatte darüber ſich ziemlich beißende Aeußerungen erlaubt. Was das Uebel noch böſer machte, war eben der Unfall, der ihm in dieſer Zeit begegnete, und deſſen wir im Eingang erwähnten — wir meinen die Lethargie, die ihn plötzlich in der Antichambre befiel. Der Hoffourier, dem es oblag, die zum Dienſt verſammelten Cavaliers an ihre Schuldigkeit zu erinnern, und der ihn ſchon längſt hatte gähnen, nicken und einſchlummern

ſehen, avertirte ihn menſchenfreundlich ganz zuletzt, als alle Cameraden ſchon am Ort ihrer Beſtimmung waren. Es fehlten nur noch fünf Minuten an der Stunde, zu welcher die höchſten Herrſchaften zu erſcheinen pflegten, er mußte daher, um Ahndung zu vermeiden, Ernſt brauchen. Entſchloſſen näherte er ſich dem Fauteuil, in welchem der unnatürliche Hofmann laut ſchnarchte. „Herr Hofjunker“,— rief er ihm in's Ohr — „Herr Hofjunker — um's Himmels willen, wachen Sie doch auf, es fehlen nur noch zwei Minuten am Schlage.“

„Laſſen — laſſen Sie mich — im Frieden“ — ſtammelte der Schläfer.

„Mein Gott, mein Gott!“ — ſeufzte der ängſtliche Fourier — „wie können Sie denn jetzt ſchlafen, wo wir alle Augenblicke Se. Durchlaucht erwarten? Und wie ſoll es denn heut werden, wo wir doppelte Audienz, Präſentation, Tafel, Cour und Ball haben!“

„Doppelt oder dreifach“ — murmelte der Hofjunker, „mag werden was will, ich ſchlafe.“

„Aber um's Himmels willen, wenn nun Se. Durchlaucht Sie — ich melde es dem Hofmarſchall!“ — rief der verzweifelnde Fourier, denn eben hob die große goldene Pendüle zum Schlagen aus. Kaum hatte er mit flüchtigen Worten das Entſetzliche berichtet, ſo kam der Hof, vor ihm her der

Schwarm der zum Dienſt Gehörigen. Die jungen Höflinge ſtießen ſich an, und wollten vor Lachen berſten, als ſie den Cameraden im Lehnſtuhl ſanft ſchlafen ſahen. Die Alten ſchlugen die Hände über den Kopf zuſammen, ſprachen von unerhörter Frechheit der heutigen jungen Leute, und der landesväterlichſten Milde, wenn der Menſch nur den Kopf verliere. Jetzt kam der Fürſt ſelbſt. Er warf auf den Schläfer einen milden Blick, der dem Hofmarſchall Muth gab, mit der ſubmiſſeſten Veneration alleruntertänigſt vorzuſtellen, wasmaßen gegenwärtiger Hofjunker trotz aller Erinnerungen an ſein pflichtſchuldigſtes Devoir — „Laſſen Sie's gut ſeyn“ — lächelte der Fürſt. Der Zug ging vorüber, und alle prieſen des Herren Milde. Das ahnete aber wohl niemand, daß ſich, während der Hofjunker ſchlief, ein Fall ereignen würde, der an Höfen (ſo wie überhaupt an ſtark beſuchten Orten) zu den ſeltenſten gehört — daß nämlich in der Antichambre *ein Geiſt* erſcheinen würde! Und doch war es ſo, wollen wir anders der Ausſage des geheimen Hoftrompeters trauen, der, als er die Thür des Zimmers öffnete, beinah den Tod vor Schrecken hatte. *) Er ſah

*) An manchen Höfen gehören die Trompeter unter das Hofmarſchallamt. Sie tragen Livrée, an groſſen Feſttagen hängen ſie ihre ſilbernen Trompeten um; und ſind gleichſam die Couriere des Hofmarſchallamts.

nämlich die ungeheure goldene Eule, die sonst zu den Füßen Minervens auf der Pendüle saß, setzt auf der Schulter des Hofjunkers sitzen, und mit schnarrendem Laute vernehmliche Worte in dessen Ohr sprechen. „Der größte Mann — goldner Schlüssel" — so viel hörte der treue Diener noch, da entfiel ihm Hut, Stock und Trompete, und er sank betäubt zu Boden. Als er zu sich kam, erzählte er was er gesehn. Nun entgegnete zwar der diensthabende Portier der Antichambre, die Trompete sey ein durstig machendes Instrument, und auf solch einen reichlich gelöschten Durst des Trompeters sey wahrscheinlich die ganze Vision zu schieben. Der beleidigte Trompeter belangte den Portier, und so kam die Sache zu Ohren des Hofmarschalls, der als ein kluger Hofmann mit Geistergeschichten nichts zu thun haben mochte, und deshalb den Handel unterschlug. Aber die Sache wollte an's Tageslicht! Da des Hofjunkers Lethargie ihn regelmäßig überfiel, sobald er die Antichambre betrat, so sah man sich genöthigt, ihm anzudeuten, daß der Dienst darunter leide, und er also von der Dienstliste weggestrichen werden würde, wenn er fortfahre das fürstl. Vorzimmer, in welchem sich der sämmtliche große und kleine Dienst versammle, zu seinem Schlafclosett zu erwählen. Die mehrmal wiederholte Warnung blieb fruchtlos, der Schläfer schlief wie zuvor, und so

ward er denn aus dem Buch der Lebendigen ausgethan. Nun war Feuer in allen Ecken! Die Verwandten klagten über Beschimpfung, die Hofjunker über Despotism. Gern hätte der Hofmarschall die Sache ausgeglichen, allein einen solchen entsetzlichen Mißbrauch durch Stillschweigen zu autoriſiren, das war gegen ſein Gewiſſen; er machte deshalb einen Bericht an Sereniſſimum. Der Fürſt lächelte und befahl, man ſolle den Contravenienten im Marſchallamte verhören, und ſodann nochmals Bericht erſtatten. Es geſchah. Der Inquiſit läugnete durchaus, daß von ſeiner Seite irgend einige Geringſchätzung des ihm anklebenden diſtinguirten Charakters oder ſonſtiger böſer Wille dabei ſey, er könne nun eben nicht anders, ſehe auch voraus, daß, kraft einer an ihn ergangenen Vorherſagung, dies Uebel bis zu einem gewiſſen Zeitpunct nicht von ihm weichen werde. Hierüber näher befragt, erzählte er mit einer ſchauerlichen Lebendigkeit, daß ſich davor dem Hofmarſchall das ſehr hohe Coupé unter einem Winkel von 100°, alſo mehr als rechtwinklig, emporbäumte, einen Traum, den er in der Antichambre gehabt, und den wir ſchon aus der Relation des geheimen Hoftrompeters kennen. Der Hofjunker ſetzte hinzu, die Eule habe ihm ausdrücklich geſagt, er tauge ſo wenig zum Höfling als zum Soldaten, und ſein Uebel werde ihn als Regierungsaſſeſſor eben

ſowohl, als in der Carriere des Diplomatikers verfolgen. Der Spruch des Schickſals ſey nicht eher erfüllt, als bis der höchſte Mann im Staat ihm einen goldenen Schlüſſel gebe, und er durch dieſen zwei zürnende Geſchwiſter verſöhnt habe. Dieſer Schlüſſel werde ihm zugleich die Pforten ſeines künftigen Glückes öffnen. — Der Hofmarſchall, der ſeit fünfzig Jahren verneinend mit dem Kopfe wackelte, ſchüttelte nach Anhörung dieſes Berichtes noch weit mehr. Er bedeutete dem Inquiſiten, es ſey zwar an ſich die höchſte Unbeſcheidenheit, ein verſammeltes erleuchtetes Hofmarſchallamts-Collegium mit Geiſtergeſchichten zu unterhalten, in dem ſämmtliche verehrte Beiſitzer bei Antritt ihrer mühevollen Chargen den Schwur abgelegt, mit der Zeit fortzugehn, ſich als wahre esprits forts zu zeigen, und weder an Geiſter zu glauben, noch welche aufkommen zu laſſen, indeſſen ſey man doch neugierig zu erfahren, welche Deutung er ſeinem Traume beilege. Der Hofjunker entgegnete, er könne ſich nicht enthalten, in dem höchſten Mann im Staate den Fürſten, und in dem goldenen Schlüſſel den Kammerherrnſchlüſſel zu erkennen, den er aus den Händen Sr. Durchlaucht erhalten ſolle. Freilich wiſſe er die erzürnten Geſchwiſter nicht zu deuten, wenn darunter nicht vielleicht das uralte, mordböſe Fräulein, des Hofmarſchalls Schweſter, zu verſtehn ſey, von welcher

verlauten wolle, daß ſie ihren Bruder täglich mit der Fliegenklatſche in der Hand zu einem unwillkührlichen Spaziergange im Sturmſchritte durch alle Zimmer dero Pallaſtes veranlaſſe! Bei dieſer Erklärung fuhr das ganze Collegium mit einem Zetergeſchrei von ſeinen Sitzen. Der Hofmarſchall ſchrie über Perſonalinjurien, ſo wie über die Dreiſtigkeit, den Monarchen zum Helden einer Traumgeſchichte zu machen, und dafür als Belohnung den Kammerherrnſchlüſſel zu verlangen. Der Ceremonienmeiſter wollte eine lettre de cachet gegen den Inquiſiten ausgefertigt wiſſen, der den Fürſten den höchſten Mann im Staate nenne, während derſelbe über dem Staate, wie der Geiſt über dem Gewäſſer ſchwebe. Kurz jeder wollte etwas anders; nur darin waren ſie einig, daß der Deliquent zum warnenden Beiſpiele von ſeinem aufhabenden Character zu entkleiden, und ſodann nach aller Strenge des Geſetzes gegen ihn peinlich zu verfahren ſey. Indeſſen waren ſie billig genug einzuſehen, daß die Ausführung dieſes clementen Richterſpruches annoch des höchſten Fiat bedürfe, und entſchloſſen ſich, den Inquiſiten einſtweilen beim Leben, und auf freien Fuß zu laſſen.

Während die Sache den ſogenannten Weg Rechtens — das heißt ſo langſam als möglich — ſich bis zum Fürſten hinanrankte, hatte der Hofjunker —

dem von ſeinem Vormund ſo wie von den Verwandten notificirt worden war, daß er für ſie ein todter Mann ſey, und auf keine Theilnahme zu rechnen habe, wenn Sereniſſimus in gerechtem Zorn ihn ſeiner Würde entſetze und ihn vom Hofe verbanne — eine Ausflucht auf's Land unternommen, in der Abſicht, ſich im Schooße der ſchönen Natur ganz ſeinen Grillen zu überlaſſen. Er wählte einen einſamen Pfad nach einem krumm gewundenen Felſenthale, deſſen melancholiſche Stille nur durch das Murmeln des Baches, und den tiefaufſtöhnenden Laut der Droſſeln unterbrochen ward. Bald erweiterte ſich der Keſſel und der Wanderer ſtand auf einer lieblichen Wieſenfläche vom ſchönſten Grün, die an einen ſilberhellen Weiher ſtieß, aus deſſen Spiegelfläche der Himmel und die Landſchaft in getreuem Abbilde zurückſtrahlten. Zur Seite plauderte der geſchwätzige Bach mit den Blumen, deren bunte Häupter wie liebäugelnd ſich zu der klaren Fluth neigten. Blau und ſonnig wölbte ſich der Frühlingshimmel über ihm. Hellfarbige Falter gaukelten von Blüthe zu Blüthe, und ſchlanke grüngolden ſchillernde Libellen wiegten ſich auf flüſterndem Rohr. Kühlender Waſſerduft, balſamiſcher Harzgeruch der Tannenwaldung und ſüßes Arom aus Blumenkelchen durchzog die warme Luft. Nur von fern ließ Glockengeläute weidender Heerden Menſchennähe ahnen. Der Jüngling

warf ſich unter einer weitſchattenden Eiche nieder. Die unbeſchreibliche Schönheit der Natur löſte den Kummer in mildere Wehmuth auf. Mit tiefem Schmerz empfand er, daß er ohne Zweck und Wirkung in der Welt herum wanke, indem ihm, durch die grauſamſten und albernſten Vorurtheile, von Jugend auf die Laufbahn, für die er ſich beſtimmt fühlte, verſchloſſen geblieben war. Noch jetzt ſah er Jahre von Zeitverluſt vor ſich, ehe es ihm gelingen würde, das Ziel zu erreichen, nach dem er ſtrebte. Und welche Hinderniſſe ſtanden ihm dann noch, bei der Gleichgültigkeit ſeiner Zeitgenoſſen gegen Kunſt und Künſtler, entgegen! Wie viele herrliche Kräfte mußte er dann, dem Geſchmacke fröhnend, verlieren, bis er ſich erſt berühmt genug gemacht, um mit ſeiner Eigenthümlichkeit hervortreten, das Publikum zu ſich erheben zu dürfen: „O“ — rief er überwältigt von tiefem Leide aus: — „Aeltern, Lehrer, Fürſten, könntet ihr die Qual fühlen, welche der empfindet, deſſen angeborner Beruf verkannt, der von euch aus Laune, Vorurtheil, Nichtachtung, in eine fremde naturwidrige Bahn geſtoßen wird, und nun blos die Wahl hat, entweder im fruchtloſen Kampfe mit dem feindlichen Element, das ihn umgibt, unterzugehn, oder auf Geiſtiges verzichtend, in thieriſchdumpfer Gleichgültigkeit den Boden um ſich her, ſo weit die Kette reicht, abzugraſen!

O könntet ihr fühlen, wie es nagt, einen geistigen Schatz in uns niedergelegt und nicht erkannt zu sehn, es gewahr zu werden, wie die Jugend des Körpers und der Seele in dem noch so flüchtigen Leben ungenützt schwinden, wie die größten Strecken, die wir in dem uns bestimmten Felde der Erkenntniß urbar zu machen berufen waren, wüst bleiben, wie das Vaterland vergebens nach wohlgerathnen Kindern, die ihm Ehre brächten, ausschaut, wie keine dankbare Mit- oder Nachwelt unsre Namen nennt, weil uns verwehrt ward, in die Schranken zu treten, und wir so die höchste Qual eines geistigen Wesens, das Gefühl doppelter Nullität, sowohl für den angestammten, als aufgedrungenen Beruf, blos um eines Vorurtheils, um einer Laune willen, tragen müssen: o könntet ihr das je empfinden, ihr würdet sorgsamer in der Wahl der Berufsweise für eure Kinder, Zöglinge, Diener seyn, mit größerer Achtung für geistige Prädestination, nicht den Dichter zum Staatsmann, den Theologen zum Krieger, den Arzt zum Richter, den Hofmann zu Allem machen! Der schimmernde Stempel des Genius ist ja so Wenigen aufgedrückt, ist dabei so klar, so unverkennbar deutlich, daß nur absichtliche Verblendung ihn zu mißdeuten fähig ist! Wie mancher Lebensmüde wäre von Gift und Dolch zurückgehalten worden, hättet ihr ihm die eigenthümliche Sphäre, für die er bestimmt

war, angewieſen! Schmeichelt euch das erhabene Amt nicht, die euch von Gott zugeordneten Geiſter mit weiſer Erkenntniß ihrer Eigenthümlichkeit zu leiten? O verwendet doch die immer ſich erneuende Menge derer, die blos leben um eine gewiſſe Quantität Lebensmittel zu verzehren, zu jenen Künſten des Scheins, die nun einmal, ſo wie die Welt ſteht, geübt werden mögen, aber geſtattet nicht, daß ſie den vom Himmel Bezeichneten aus ſeinem angebornen Beruf verdrängen und — empörendes Gaukelſpiel — im uſurpirten Beruf ſich, wie der Affe auf dem Richterſtuhl, brüſten!“ — So rief der Jüngling mit thränenden Augen, mit demuthserfüllter Bruſt, ſein Haupt in die Blumen wühlend. Da breitete mitleidig der Schlummer ſeine dämmerungsfarbenen Schwingen über ihn; eingeſungen vom Geflöte der Droſſel, vom Wellenſchlag des Baches, vom Geſumme der Thierwelt im Graſe um ihn her, verſank er in Bewußtloſigkeit, und bunte Träume umgaukelten ſeine müden Schläfe. Eine hohe, holde Geſtalt trat zu ihm. Ihr blaſſes Geſicht voll ſchwermüthigen Reizes leuchtete ſanft wie die Mondesſichel, dunkle Locken, gleich nächtigen Schatten des Haines, flogen um den langſam aufſchwellenden Buſen, und ſo wie die Luft mit ihrem Haar ſpielte, ſo ertönten ernſte, traurige, aber höchſt liebliche Weiſen. Sie blieb vor dem Schläfer ſtehen, und eine

Hand voll silberner Thränen über ihn ausstreuend, die klingend auf seine Brust fielen, lispelte sie: „Dir wird geholfen werden; noch lebt einer, der Dir wohl will. Wenn Dir aber der goldene Schlüssel mein Reich und das meines Bruders erschließen wird, so sey bedacht, Frieden zwischen uns zu stiften. Ich heiße Moll, mein wilder Bruder Dur, wir sind die Genien der Musik. Ich für die Kirche, er für die Bühne. Er will nur lärmen, rauschen, blenden. So ist es ihm gelungen, von der Oberflächlichkeit Deiner Zeitgenossen unterstützt, sich auch in die heiligen Hallen mit seinen lärmenden Banden zu drängen, und alle Gränzen so zu verwirren, daß keines von uns mehr weiß, wo sein Gebiet anfängt oder aufhört. Am liebsten hätte er mich und meine Trauerklänge ganz verbannt, wenn er mich des Contrastes wegen nicht so unumgänglich brauchte. Allein ich will nicht länger dem Despotism und der wirbelköpfigen Mode dienen. Mein ursprüngliches Gebiet soll wieder hergestellt, der Unterschied zwischen Tempel und Bühne soll streng bestimmt werden, und Dich wähle ich zum Schiedsrichter!“ Die schöne Trauernde verschwand, und eine Bande abenteuerlich geputzter Gestalten, mit großen und kleinen Trommeln, Becken, Triangeln, Pauken, Tambourins, Trompeten, Hörnern und Posaunen brauste wie Windesbraut heran. Wahrscheinlich war es Dur,

der nun das Wort nehmen wollte. Allein vor dem hölliſchen Spectakel erwachte der Jüngling, die Geſtalten flohen und Moll behielt Recht. Ueberraſcht fuhr der Jüngling empor, und ſah, daß er geträumt hatte. Tiefſinnig und bewegt wanderte er nach der Stadt zurück, und dachte mit Seufzen an ſeinen Traum. Allein Tags darauf geſtaltete ſich alles zur Wirklichkeit. Der Fürſt ließ ihn nämlich vor ſich kommen. Vor dem Monarchen lag das Protocoll des Verhörs, das der Jüngling ſchon von weitem an der zitternden Fracturunterſchrift des Hofmarſchalls erkannte. Voll herzbeſiegender Milde gebot ihm der Fürſt, mit der größten Wahrhaftigkeit die Geſchichte ſeiner Jugend und ſeiner Begegniſſe bis auf den heutigen Tag zu berichten, indem ſein Urtheil davon abhänge. Der Jüngling that's und verſchwieg auch ſeine Träume nicht. Als er geendigt hatte, zog der Fürſt aus einem Käſtchen von Ebenholz und Perlmutter einen goldenen Schlüſſel. „Ich ſehe wohl“ — ſagte er mit wahrhaft väterlicher Huld — „daß man Sie von Jugend auf mißverſtanden hat. Mein iſt die Sorge, dies Unrecht zu vergüten. Nehmen Sie dieſen Schlüſſel, durchſtreifen Sie meinen Pallaſt und verſuchen Sie an allen Thüren, ob Ihr Schlüſſel öffnet. Wo ſich Ihnen eine Pforte erſchließt, da treten Sie ein. In der Halle, die ſich vor Ihnen aufthut, finden Sie einen

Schrank, zu dem Sie ebenfalls den Schlüssel haben. Dort wird Ihnen Ihr wahrer Beruf klar werden. Gehen Sie, befolgen Sie ihn treu, so werden Sie mir danken, und ich Sie glücklich wissen!“ — Der Jüngling that wie ihm befohlen. Vertrauend dem fürstlichen Wort, versuchte er alle Thüren, keine wich. Er stand nun an einem langen, mit weiß und schwarzem Marmor getäfelten Gange, an dessen Ende sich eine Thür, die letzte im Schlosse, befand. Kaum war der Schlüssel angesteckt, so flogen die Pfortenflügel tönend auf, und er trat in's hohe Chor des prächtigen uralten Doms. Der Schrank in der Mitte konnte nur die Orgel seyn. Er öffnete sie, ein Pergament rollte ihm entgegen, das ihn zum Capellmeister an dieser Kirche ernannte. Welch Entzücken durchströmte den Jüngling, und wie segenreich hatte des hohen Fürsten Weisheit seine Träume gedeutet. Er begann nun ein glückliches Künstlerleben; bald seiner Visionen sich erinnernd, und sie erst jetzt ganz verstehend, ward er Wiederhersteller der echten Kirchenmusik, und indem er die verschiedenen Style in der Musik bestimmte, versöhnte er die beiden Traumgeschwister! Als diese Wendung der Begebenheit dem alten Hofmarschall zu Ohren kam, schüttelte er siebenmal gewaltiger denn je sein sorgenvolles Haupt. Stadt und Hof schüttelten mit, nur der Fürst und der Jüngling, den keine Schlafsucht mehr plagte, lächelten.

Sabbatha*).

Nur wenig glückliche Monate war Johanna von Friedeck vermählt, als der geliebte Gatte, einem Befehl des Feldherrn folgend, bei dem Heere einrücken mußte, das ſich zu hartnäckigem Kampfe an den Grenzen verſammelte. Alles Zureden der frommen, klugen Mutter, dem Schmerz doch nur etwas zu gebieten, war diesmal bei der ſonſt für Vernunft- und Pflichtvorſtellungen ſo aufmerkſamen Johanna vergebens. Eine finſtere Ahnung — behauptete ſie — verkünde ihr, daß ſie ihren Gemahl nicht wieder ſehen werde, und gegen dieſen herzzerreißenden Schmerz half — zumal in der Stunde der Trennung — kein Argument, ja ſelbſt nicht Hindeutung auf das unter

*) Ein merkwürdiges Gegenſtück zu dieſer Erzählung befindet ſich im Morgenbl. No. 196, d. 16. Aug. 1821 über die Geiſterſeherei oder Ahnungen (second sight) des Hochſchotten.

ihrem Herzen lebende Kind. Als an einem schönen Morgen die Trompeten den Obristen, der so lang als möglich gezaudert hatte, mit gebieterischer Stimme an die Spitze seines vorüberziehenden Regiments riefen, und er, der Ehre folgend, der Liebe Lebewohl sagte, da sank Johanna mit einem Schmerzensruf bewußtlos nieder. Zwar erholte sie sich, und erlangte in dem vereinsamten Zimmer des geliebten Gatten einige Fassung — weil man sich leichter in ein eingetretenes Leid, als in ein bedrohendes findet: zwar vernahm sie gesammelter die liebreichen Tröstungen der Mutter: allein jene wiederkehrende Farbe der Gesundheit auf ihren Wangen war nur Täuschung, so wie es die Ruhe auch war, mit der sie ihre Zusprache aufnahm. Sie erklärte endlich, sie wisse bestimmt, der Obrist kehre nicht wieder zurück, und sie werde ihn nicht überleben. Man ward einig, nicht mehr davon zu sprechen, da die Mutter nicht nachließ, Johanna's Ahnung zu bekämpfen, und diese sich auf ein Vorgefühl berief, das sie früher nie gehabt und das sie nicht trügen könne. Indeß schienen die eingelaufenen Nachrichten die melancholische Schwärmerin Lügen strafen zu wollen. Die Heere waren an einander gekommen, des Obristen Regiment hatte viel gelitten — ihm war kein Haar verletzt. Bald darauf hatte er eine sehr gefährliche Expedition siegreich beendigt. Ruhm und Beförderung

war ihm geworden und er ſandte Johannen, um ſie von ſeinem Wohlbefinden recht lebendig zu überzeugen und zugleich ihre Befürchtungen recht kräftig zu widerlegen, einige Musketenkugeln, die er nach dem Gefecht in ſeinen Kleidern gefunden. Die Mutter eilte, die frohe Botſchaft im Siegeston der Tochter zu verkünden. „Noch iſt er mir geſchenkt“ — ſeufzte dieſe, und als man ihr die Kugeln einhändigte, wieß ſie dieſelben mit Abſcheu zurück, im höchſten Affect ausrufend: „Eine ſolche wird ſein treues Herz durchbohren und mich gränzenlos elend machen!“ — So gefliſſentliches Giftſaugen aus den Blumen der Hoffnung und Freude ſchien der Mutter undankbar, ja unchriſtlich. Als Johanna ſich erholt hatte, mußte ſie deshalb ernſte Vorſtellungen hören, die nicht ohne Erfolg blieben, obſchon ſie einen ganz andern, als den erwarteten, hervorbrachten. Müde, ihrer innern Stimme kein Gehör, ſich ſelbſt keinen Glauben bei den Andern zu verſchaffen, zog ſich Johanna verletzt in ſich ſelbſt zuſammen und nährte ihren Gram heimlich. Bei einem lebendigen, durch Erziehung ſorgfältig gebildeten Geiſt, erzeugte ſich bald das Bedürfniß, die bedeutendſten Männer ihrer Zeit über Ahnung, Vorgefühl und Umgang mit Geiſtern abzuhören. Sie las deshalb alles, was dahin einſchlug; aber da ſie nur das mit Aufmerkſamkeit las, was ihre Meinung unterſtützte,

ſo blieben die Gegengründe von ihr unbeachtet. Swedenborg's, Gaßner's und Jung's Werke waren ihr bald ſo bekannt, als Merſigli's und Gebbeli's Träumereien, und es war wohl nicht zu verwundern, wenn ein ſo reizbares, von einem gewaltigen Affect ergriffenes und ganz in ſich ſelbſt zurückgedrängtes Gemüth bald Traum für Wahrheit, Viſionen für hiſtoriſche Facta, Hypotheſen für unumſtößlich gewiſſe Sätze zu halten begann. Natürlich entging dieſe Richtung der ſcharfblickenden Mutter nicht, und da ſie lieber Unrecht haben und geliebt ſeyn, als Recht behalten und vermieden werden wollte, da ihr ferner das Herz ihrer Tochter unendlich theurer war, als ihre Anſichten und Meinungen, ſo lenkte ſie bei der erſten Gelegenheit ein, indem ſie ſchien, Johanna's Glauben nicht mehr für ganz abentheuerlich zu halten. Nichts iſt leichter, als jemand, der recht von einem Gegenſtande eingenommen iſt, zum Sprechen darüber zu bringen. Johanna theilte ſich gern mit, ſobald die Mutter von ihrer Starkgeiſterei zurückzukommen ſchien, und ſo erfuhr denn die letztere das in allen ſeinen Theilen vollendete Syſtem, das ſich ihre Tochter theils aus ſich ſelbſt, theils aus den Werken ihrer Lieblingsſchriftſteller zuſammengeſetzt. Ward ſie nun auch nicht zum Uebertritt bewogen, ſo mußte ſie bekennen, daß die ganze Vorſtellungweiſe, mit ſeltner Feſtigkeit und Conſequenz — wie immer,

wenn der menſchliche Geiſt von einer Idee ergriffen, ſich derſelben von allen ihren Seiten bemeiſtert — entworfen und durchgeführt war. Leicht begriff ſie auch, von welchem Reiz dies Leben in der Geiſterwelt für ein ſo weiches, liebendes Herz ſeyn mußte. Da die Nachrichten vom Obriſten immer gleich erfreulich blieben, ſo vermied die kluge Frau, voll Freude ſich Johannens Herz wieder zugewandt zu haben, den Punct der noch unerfüllten Ahnung zu berühren, und indem ſie die ganze Sache im Stillen belächelte, war ſie der Meinung, die nahe Niederkunft ihrer Tochter werde wohl alles wieder in's Gleis bringen, weil ja oft genug geiſtige Ueberſpannung durch körperliche Erſchütterung gehoben werden ſey. Wie unſanft ward ſie in dieſer gutgemeinten Vorausſetzung geſtört, als man ſie in einer Nacht eilig an das Bett ihrer Tochter rufte, die mit einem fürchterlichen Schrei aus dem Schlafe aufgefahren, in Thränen gebadet, an allen Gliedern zitternd, der Mutter vertraute, ſo eben ſey ihr der Obriſt bleich und blutig erſchienen, eine tiefe Schußwunde in der Bruſt; er ſey bei der Beſtürmung eines Dorfes in den letzten Tagen des vorigen Monats geblieben und habe ſie aufgefordert, ihm nachzufolgen; für ihr Kind, eine Tochter, werde der Himmel ſorgen. Wollte die Mutter den Schmerz der Leidenden nicht verbittern, ſo durfte ſie nicht merken laſſen, daß ſie

die Viſion für Wirkung einer, in dieſem Zuſtande ſo gewöhnlichen Wallung des Blutes halte. Mit Ungeduld ward der Tag erwartet, wo man zu Unterrichteten ſchicken und fragen laſſen konnte, ob und welche Nachrichten vom Heere eingetroffen. Allein ſchon am früheſten Morgen ſtellte ſich ein Freund des Obriſten ein, deſſen trübe Miene Johanna's Ahnung nur zu ſehr beſtätigte. Der Courier — ſo erfuhr man — der in dieſer Nacht die Kunde eines glänzenden Sieges gebracht, war zugleich für die arme Johanna ein Todesbote geworden. Den Obriſten hatte man am bezeichneten Tage bei Erſtürmung eines Dorfes, von einem Schuß in die Bruſt getroffen, leblos zurückgetragen! Der Schmerz über den Verluſt und unbekannte Schauer aus der Geiſterwelt durchzuckten die Matrone mit gleicher Gewalt. Sie hatte Mühe, Widerſtand zu leiſten. Kaum zur Erholung blieb ihr Zeit, denn ihre Tochter bedurfte ihrer, da die Erlöſungſtunde geſchlagen. Johanna ward von einem Mädchen entbunden, das ihr — ſie wußte es ja, mochten auch die Aerzte es ihr verbergen — das Leben koſten ſollte. Es war an einem Sonntage, gerade in der Mittagſtunde, als die Kleine zur Welt kam. Gründe genug für die Mutter, in derſelben ein ſogenanntes Sonntagkind zu erkennen, das Geiſter ſehen und ungewöhnliche Gaben beſitzen würde. Gegen Abend hörte man die

Wöchnerin, die man ſchlafend glaubte, hinter den Gardinen ſprechen. Die Mutter nahte leiſe, und vernahm wie Johanna die Kleine mit Ausdrücken der zärtlichſten Mutterſorge jemandem empfahl. Bald darauf verlangte ſie das Kind, über welches, hinabgebeugt, ſie vieles Unverſtändliche lispelte. Dann wünſchte ſie Beſtätigung der von ihr vorhergeſagten Ereigniſſe bei der Armee. Um ſie nicht durch Widerſpruch zu verletzen, theilte man ihr die traurige Nachricht mit, die ſie, als Etwas, das ſie vorher gewußt, aufnahm. Nun verordnete ſie, daß die Kleine Sabbatha, zur Erinnerung ihres Geburtstages, heißen ſolle, und vertrauete der Mutter, wie ſie das Kind dem Schutzgeiſt des Friedeck'ſchen Stammes, der ihr erſchienen, empfohlen, drückte ihre Hand an die Lippen — und verſchied.

Tags darauf ward die Neugeborne nach dem Willen der Entſchlafenen getauft. Beinahe ſchien es, als ſolle die Arme Mutter und Großmutter an einem Tage verlieren, denn die letztere fiel, von mannigfachen Anſtrengungen erſchöpft, in eine ſchwere Krankheit. Allein ſie ward ihr zu Segen; neugekräftigt, gleichſam verjüngt, ging ſie daraus hervor und dankte dem Himmel, die ihr wiedergeſchenkten Kräfte nun ausſchließlich der Erziehung der Enkelin widmen zu dürfen. Ihr bisheriger Aufenthalt war ihr, theils durch die traurigen Ereigniſſe, theils durch

die Fluth von Beſuchen verleidet, die ſobald ſie das Krankenlager verlaſſen, zuſtrömten und mit verletzender Neugier von Allem, was ſich begeben, auf's genaueſte unterrichtet ſeyn wollten. Die würdige Matrone beſchloß daher, die geräuſchvolle Reſidenz mit einem ſtillern Aufenthalt zu vertauſchen, wobei ihre wahren Freunde ihr nicht entgegen ſeyn konnten. Die Wahl war leicht. Burg Hohenfriedeck, ihr Eigenthum, das ſie der Tochter geſchenkt, war ihr wieder zugefallen. Seit mehr als dreißig Jahren hatte ſie dieſen Sitz der grauеſten Ahnen nicht beſucht; nun, faſt am Ende ihres Lebens, ſollte die hohe, ſtille Veſte, in der ſie geboren, ſie und ihre Enkelin aufnehmen.

Burg Hohenfriedeck, in früheren Zeiten eine Grenzveſte gegen die andrängenden Heiden, war ſpäter einem tapfern Ritter vom Landesherrn zum Eigenthum geſchenkt worden, und ſeitdem, vom Vater auf den Sohn vererbt, ſeit achthundert Jahren beim Stamm der Friedecks geblieben. Hoch auf felſigem Gipfel eines dichtbewachſenen Waldberges thronte die Burg, mit ihren gewaltigen Thürmen und Mauerzinnen weit in's Land hineinſchauend. Tiefe, furchtbare Thäler, deren Schooß mit den friſcheſten Wieſen, deren Ränder mit weitverbreiteten, tauſendjährigen Forſten gekränzt waren, lagen zu beiden Seiten des Burgberges, der hochgegipfelt zwiſchen

ihnen emporſtarrte. Hinter ihm zogen ſich weite Ackerfluren her, zu ſeinen Füßen wälzte ein breiter Strom die bläulichen Fluthen majeſtätiſch vorüber. Die Burg ſelbſt, in früheren Jahrhunderten unbezwinglich, flößte noch jetzt, durch die ungeheuern aufeinander gethürmten Maſſen, Ehrfurcht ein. Im Innern hatten, ſeit die kriegeriſche Wichtigkeit verſchwunden, die Beſitzer ſich immer mehr ausgebreitet, und im Geſchmack ihrer Zeit und Bildung ſich eben ſo zierlich als zweckmäßig darin eingerichtet. Dieſe nun ſchon wieder Jahrhunderte alte Einrichtung war mit heiliger Ehrfurcht erhalten, und durch ein Familiengeſetz auch für die Folgezeit unverletzlich gemacht worden. Unter einer ſo langen, ununterbrochenen Reihe von Beſitzern hatte der alte Bau manches fröhliche, manches traurige, ja ſchreckliche Ereigniß geſehen. Es fehlte daher nicht an Sagen von umgehenden Geiſtern, die alle aus dem Stamm der Friedecks, theils Schützer des Geſchlechts, theils ſolche waren, die ſelbſt im Grabe des ſo lang genoſſenen Beſitzes ſich noch erinnernd, und deshalb bisweilen Muſterſchau haltend, unverſehens um eine Ecke herum, eine Wendeltreppe herab, oder aus einem Kreuzgange herauf, finſtern Blickes den ſpäteren Inſaſſen entgegenſchritten. — Natürlich waren dieſe Gerüchte der Edelfrau ſo wenig fremd, als den übrigen Burgbewohnern, allein ſie ſchlug ſo entſchie-

den ab, erzählen zu hören, was ſich bei dem Tode des Oberſten an Viſionen, Ahnungen, Wahrzeichen und dgl. begeben habe, verbot, als Sabbatha ein Paar Jahre alt war, ſo ſtreng, der Kleinen davon zu erzählen, und ſtrafte die erſten Uebertreter ſo unerbittlich, daß man im Kreiſe der neumodigſten Starkgläubigen nicht ſeltner von dieſen Dingen ſprechen hören konnte, als auf Burg Hohenfriedeck, der Wiege alles Schauerweſens. — Die Matrone hatte darüber ihre eigenen Grundſätze, die ſie, gleich nachdem ſie die Burg bezogen, ankündigte, und durchzuführen begann. Unterthanen und Dienſtleute urtheilten hierüber ſo: „Die verſtorbene Obriſtin iſt durch ihre Vertrautheit mit der Geiſterwelt und durch ihr Ahnungvermögen unglücklich geworden; die Großmutter meint daher die Enkelin deſto ſorgfältiger vor aller Bekanntſchaft mit derlei Dingen bewahren zu müſſen. Dennoch glaubt ſie wohl ſelbſt daran, denn was man für reine Erdichtung und Unmöglichkeit hält, davon braucht man nicht ſo ſtreng die bloße Erwähnung zu verbieten. Indeß wird das Alles nichts helfen. Das Fräulein iſt ein Sonntagskind, gerade in der zwölften Mittagsſtunde geboren, und wird, iſt ſie erſt volljährig, gewiß Geiſter ſehen, wo nicht früher.“ — Die Leute hatten, wenigſtens in der einen Hälfte ihrer Behauptung, nicht ganz Unrecht. In der That, wenn auch das ſo ſchreckliche in

Erfüllunggehen jener doppelten Todesahnung der Frau von Friedeck, die alte Dame ſehr erſchüttert hatte, ſo konnte ſich ihr lebhaftes Gemüth, ihre ſeit funfzig Jahren ſtets auf Nützliches gerichtete Thätigkeit, ihre langgereifte Erfahrung, die ſo oft die unlautern irdiſchen Beweggründe und Triebwerke jener übernatürlichen Begebenheiten hatte kennen lernen, ihr klarer, verſtändiger Geiſt, der überall auf das „Warum“ und „Wozu“ drang, ſich nicht zum Glauben an Dinge herablaſſen, die ſie ſeit der Kinderſtube hatte mitleidig belächeln, wo nicht verachten lernen. Nie war ihr etwas begegnet, das ſich nicht hätte natürlich erklären laſſen; und da ſie dieſer Procedur in unzähligen verwickelten Fällen die Erforſchung der Wahrheit verdankte, ſo konnte man ſie nicht tadeln, daß ſie überall bei ihrer Methode blieb. Indeſſen war ſie zu umſichtig, als daß ſie deshalb ſchlechthin die Unmöglichkeit mancher Dinge, z. B. der Ahnungen und Anzeichen hätte behaupten ſollen. Eine Chronik des Friedeck'ſchen Geſchlechtes belehrte ſie wenigſtens, daß in mehreren Zeiträumen Frauen dieſes Namens mit ganz ungewöhnlichen Gaben beliehen worden waren; allein nie hatten dieſe ſich eines ruhigen, glücklichen Lebens zu erfreuen gehabt, ja vielen war ſogar ihre höhere Einſicht zur Quelle manches düſtern Schickſales geworden. Dies letztere war hauptſächlich der Grund, warum die alte Edel-

frau ihre Enkelin ſo ſtreng vor allen ähnlichen Eindrücken, ſo lang als möglich, zu bewahren entſchloſſen war. Hatte jene ernſte Gabe ſich auf Sabbatha vererbt, ſo war kein Zweifel, daß ſie, aller Hinderniſſe ungeachtet, an's Licht treten würde; war dies nicht, ſo dünkte es ihr grauſam und zwecklos, das helle Jugendleben der Kleinen durch ſchauererregende Berichte und Erzählungen zu trüben, ihr den herrlichen Sitz ruhmwürdiger Vorältern dadurch unheimlich und beängſtigend zu machen. Um in ihren Entſchlüſſen durch nichts gehindert oder heimlich hintergangen zu werden, ließ ſie die Kleine, im ſtrengſten Sinn des Wortes, nicht aus den Augen; und ſo glückte es ihr, ſie, als ſie ſchon acht Jahre alt geworden, ohne das mindeſte Zeichen von Angſt oder Beklemmung zu allen Zeiten des Tages oder der Nacht, am Weihnachtabend, in den zwölf Nächten, in den Nachtgleichen, bald in den hohen Ritterſaal, um nach der Standuhr zu ſehen, bald in das unterirdiſche, ſogenannte Mönchsgewölbe, wo die Apotheke war, ſchicken zu können.

Die muntere Sabbatha lief Trepp' auf, Trepp' ab, im Mondlicht wie im Sternſchein, wie man es haben wollte, war ſo gut auf den Böden, als in Kellern bekannt, und ſaß ſogar einmal — zum entſetzlichſten Schreck des alten Caſtellan's — in der öden, weitläufigen Bibliothek vor dem verrufenen

Erdſpiegel, den ein in magiſchen Künſten wohl bewanderter Vorfahr mit großen Koſten hatte verfertigen laſſen. Die Sage knüpfte an unberufenes Hineinblicken den Tod, und die Großmutter erſchrack doch ein wenig, als man ihr berichtete, daß Sabbatha, nach der ſie zufällig gefragt, in der Bibliothek ſey. Indeß faßte ſie ſich ſchnell und gebot dem Caſtellan nur, wenn das Fräulein zurückkommen würde, die — durch unbegreifliche Nachläſſigkeit offen gelaſſene Thür — zu verſchließen, und die Schlüſſel nicht ohne Befehl auszuliefern. Um ſich zu rechtfertigen, wollte der Caſtellan betheuern, die Thüren der Liberey ſeyen ſeit mehr als dreißig Jahren verſperrt geweſen, und es ſey ein unerklärlicher Vorfall — allein die Edelfrau unterbrach ihn mit dem Bedeuten, ſich aller Conjecturen zu enthalten, und ihr nur das Fräulein zu ſchicken — als Sabbatha herein gehüpft kam. Mit großer Freude berichtete ſie der Großmutter, wie ihr beim Vorübergehen vor der Thür des Bücherſaales die Luſt angekommen, einmal hinein zu ſehen. Als ſie das Schloß gedreht, ſey dieſes aufgeſprungen, und ein hoher, tiefer Saal, deſſen Decke von einer Reihe langer Marmorſäulen getragen, habe ſich geöffnet, in welchen die Nachmittagſonne ſo ſchön durch die dunkelrothen ſeidnen herabgelaſſenen Gardinen auf die vergoldeten Bücher geſchienen, daß ſie, in der Hoffnung ein Bilderwerk

zu finden, den nächſten Schrank geöffnet, aus welchem ein ſehr ſtarker, angenehmer Geruch hervor geſtiegen. Da aber alle Bücher, die ſie ergriffen, keine Bilder, ſondern nur wunderliche, ihr völlig fremde Zeichen enthalten, ſo habe ſie den Schrank zugemacht und die mannigfachen Fernröhre, Weltkugeln und andere Inſtrumente betrachtet. In einer Ecke ſey ihr ein goldner Rahmen aufgefallen mit einem Vorhang, hinter welchem ſie ein Bild vermuthet. Allein als ſie dieſen weggezogen, habe ſich blos ein Spiegel von violettem Glaſe gefunden, in welchem ſie lange mit Vergnügen geblickt, und ihn auch wieder ordentlich zugedeckt, als ſie den Saal verlaſſen. Der Großmutter ernſte Miene verſtattete dem Caſtellan mehr nicht, als eine höchſt trübſelige, und einen tiefen Seufzer. Um dem Vorfall allen Schein von Wichtigkeit zu benehmen, verhieß die Großmutter Sabbatha ein andermal ſelbſt in die Bibliothek zu begleiten, wo ſie dann gewiß nicht vergebens nach Bilderbüchern ſuchen ſollte. Die Kleine erzählte von dieſer frohen Ausſicht ihren Zofen, und da ſie, weit entfernt dem Grabe zuzuwelken, wie die Sage drohte, immer freudiger aufblühte, ſo verlor der magiſche Spiegel, wenigſtens in den Augen der jüngern Dienſtboten, etwas von ſeinem Credit. Die alten, der Caſtellan an ihrer Spitze, erwiederten dagegen, das Fräulein, als ein Sonntagkind, ſey

wohl nicht unberufen zu nennen, und man ſolle nur Geduld haben, es werde nicht Alles ſo leicht abzufertigen ſeyn. Sabbatha erwähnte nun zwar wohl bisweilen ſeltſame Dinge, wie ſie bald einem groſſen, ſchwarz geharniſchten Manne, ernſten Anſehns, mit ſilberweißem Bart begegnet, der ſie zurückgewinkt, bald einer prächtig gekleideten Frau, die ein großes Schlüſſelbund an der Seite, mit liebreichen Blicken an ihr vorüber gegangen, und ihr freundlich die Wange geklopft habe. Allein da die Originale dieſer Perſonen genau in dieſer Tracht ſich unter den Bildern im großen Ritterſaale befanden, wo Sabbatha täglich an ihnen vorüber mußte, und ihre rege Einbildungkraft, verbunden mit der Lebhaftigkeit ihres Alters, Wahrheit und Dichtung in ihren Erzählungen auf's Wunderlichſte vermengte, ſo war es unmöglich zu unterſcheiden, welches von Beiden größern Antheil daran habe; demnach blieben die heimlichen Erkundigungen der Zofen, ob der geharniſchte Mann nicht recht ſchwer geſeufzt, und ob die ſchöne Frau nicht mit einer recht eiskalten Todtenhand geſtreichelt habe, theils unentſchieden, theils unbeantwortet.

Einige Jahre ſpäter begab es ſich, daß die Groſsmutter, ſo ungern ſie ſich dazu entſchloß, Burg

Hohenfriedeck auf einige Tage verlaſſen müßte, ohne ihre Enkelin mit ſich nehmen zu dürfen. Es ließ ſich dies aber auf keine Weiſe thun. Die würdige Matrone war nämlich, um Frieden zu ſtiften, in das Haus eines ihr verwandten Ehepaares, als Schiedsrichterin berufen worden, wo Gegenſtände zur Sprache kommen konnten, über welche Sabbatha am Beſten noch ganz unwiſſend blieb. Das lebhafte Mädchen fremden Dienſtboten zu überlaſſen, war allen Anſichten der Großmutter ſchnurſtracks zuwider. Eher entſchloß ſie ſich zu einer kurzen Trennung. „Walten hier“ — ſo ſagte die Edelfrau vor ſich hinlächelnd — „dem Friedeck'ſchen Stamm verwandte und günſtige Geiſter, ſo giebt meine Entfernung ihnen die ſchönſte Gelegenheit, mir durch Sorge und Obhut für Sabbatha ihre ſtets bezweifelte Exiſtenz auf eine höchſt wohlthätige Art unwiderſprechlich zu beweiſen. Iſt dies aber auch nicht der Fall, ſo bleibt meine Enkelin ſicherer und ungefährdeter auf ihrem Stammſchloß, und unter Perſonen, auf die ich mich ziemlich verlaſſen kann, als in einem fremden Hauſe, unter fremden Augen, meiner beſtändigen Aufſicht entzogen!“ — Vor ihrer Abreiſe wiederholte ſie auf's gemeſſenſte den Befehl, ſich aller Geſpenſter- und Schauerhiſtörchen, ſo wie überhaupt alles unnöthigen Schwatzens mit dem Fräulein gänzlich zu enthalten, ſie in dem kleinen Thurmzimmer, wo die Großmutter

zu wohnen pflegte, den Tag über, unter ihren Bilderbüchern und Spielſachen allein zu laſſen, und nur bisweilen nach ihr zu ſehen. Die Edelfrau durfte ſolche Befehle geben, da eines Theils die Kleine als ein äußerſt kluges Kind ſich vortrefflich ganz allein zu unterhalten wußte, und ſie andern Theils alles, was ſie von ihren Zofen beim Aus- und Ankleiden oder ſonſt gelegentlich Unverſtändliches hörte, der Großmutter Wort für Wort zu berichten gewohnt war. So die geliebte Enkelin dem Schutz des Himmels empfehlend, ſtieg die Großmutter in den Wagen, und verließ ſchweren Herzens die Burg mit nicht geringerer Beſorgniß der Familie gedenkend, wo man ſie erwartete. Sie fand hier die Lage der Dinge zwar ſchlimm genug, indeß doch von der Art, daß ſie — brachte man nur erſt die Hauptperſonen dahin, ſich zu verſtändigen — hoffen durfte, einen leidlichen Friedensſchluß zu bewirken, dem vielleicht ſpäter eine herzliche Ausſöhnung folgen konnte. Die wackere Frau ließ ſich dies ſegenbringende Geſchäft nach Kräften angelegen ſeyn, wodurch freilich ihr Aufenthalt verlängert wurde. Was ihr die Entfernung von Hohenfriedeck noch einigermaßen erträglich machte, war die Bekanntſchaft eines Jünglings, der der Familie angehörig, ſeine Schulferien daſelbſt zubrachte. Frauen können nun einmal das Heirathenſchließen, wenigſtens in Gedanken, nicht laſſen. Die

Großmutter war entzückt, alle äußeren Umſtände mit der guten Erziehung, Sittlichkeit und dem vortheilhaften Aeußern des jungen Baron's von Gehren ſo übereinſtimmend zu finden, und ſuchte deshalb gelegentlich durch Geſpräche mit ihm näher bekannt zu werden. Sie fand ſich in ihren guten Erwartungen nicht betrogen. Leopold Gehren, ein leidenſchaftlicher Verehrer der Vorwelt, wie alle Jünglinge, bat um die Erlaubniß, Burg Hohenfriedeck in ſeinen nächſten Ferien beſuchen zu dürfen, erhielt die geſuchte Bewilligung, und reiſ'te mit jugendlicher Sehnſucht, den Rittersaal, die Waffenkammern, ſo wie die ſchweren Lanzen und Helme der alten Friedeck's bald zu ſehen und zu verſuchen, zurück. Indeſſen war auch die Zeit verfloſſen, welche die Großmutter ihrem hieſigen Aufenthalte beſtimmt hatte; ſie kehrte, von den Segenswünſchen der Verſöhnten überſchüttet und von Sehnſucht nach der geliebten Enkelin getrieben, ſo eilig als möglich zu dieſer zurück.

Sabbatha vernahm kaum den Klang des Poſthorns in den dunkeln Wölbungen des hohen Burgthores, als ſie in ſchnellen Sprüngen die gewundenen Treppen hinab, der Großmutter in die Arme eilte. Mit zärtlicher Liebe und den ſüßen Thränen des Wohlgefallens ſchloß die Matrone das reizende Kind an ſich. Sabbatha hatte ſo viel und ſo Erwünſchtes über häusliche Gegenſtände zu berichten, und leiſtete

dies so geschickt, daß die Großmutter im Entzücken darüber vergaß, daß sie noch ein halbes Kind vor sich habe, und ihr erzählte, wie sie ihr einen recht hübschen Spielcameraden ausgesucht, der sie im künftigen Jahre besuchen und vielleicht einmal immer bei ihr bleiben werde. Dies erinnerte Sabbatha, der Großmutter für den niedlichen Gesellschafter zu danken, den sie ihr während ihrer Abwesenheit bestellt und der sich täglich, sobald die Spielstunde schlug, eingefunden habe. Nicht gern vernahm die Großmutter, daß man ihrer Enkelin fremden Besuch zugeführt, indeß schien es rathsam, die Kleine in dem Wahne zu lassen, daß es auf Befehl geschehen sey. Sie begnügte sich daher zu fragen, wer den Knaben gebracht und zurückgeführt habe. — „Niemand," erwiederte die Kleine: „niemand hat ihn gebracht und niemand geholt. Er trat, so oft ich zu spielen anfing, dort aus dem schwarzen Wandschranke heraus, und sobald ich müde war, wieder hinein!" — Ein leiser Schauer überlief die alte Dame, und sie betrachtete mit ungewissen Blicken bald die Kleine, bald den ihr gegenüberstehenden Wandschrank. Sabbatha sprang hin, klopfte, rief: „Komm doch heraus, lieber Kleiner!" — sie öffnete die Thüre, aber umsonst, es ließ sich niemand sehen. — „Ich dachte es bald," bemerkte sie: „er kam immer nur, wenn ich allein war, und ob er mir gleich nie ein Wort deshalb

geboten, ſo war mir's doch, als ob ich niemand als Dir davon ſagen durfte!“ — Auf weitere Fragen wußte Sabbatha nichts zu berichten, als daß er goldgelbe Locken gehabt und ſehr freundlich gelächelt, obſchon nie geſprochen habe.

Man kann denken, in welches Gedräng die gute Großmutter mit ihren Anſichten und Ueberzeugungen gerieth. Sie entließ die Kleine, und ſaß nun, den Kopf in die Hand gelegt, einer Fluth von Zweifeln preis gegeben, in Sorgen verloren da. Es ließ ſich gegen des Kindes Erzählung nichts aufbringen, einmal, weil das liebenswürdige Mädchen die Wahrhaftigkeit ſelbſt war — dann, weil Abſicht und Ausführung eines etwanigen Poſſenſpiels mit einem fremden Kinde u. dgl., ohne die augenſcheinlichſte Unvernunft gar nicht angenommen werden konnte. — Auch war es weit weniger die Glaubwürdigkeit des Vorfalls und die Exiſtenz jenes Wunderkindes, was die Matrone beunruhigte, als die Ueberlegung, was ſie ihre Enkelin, die nicht viel Zeit mehr hatte, Kind zu ſeyn, ſagen ſolle. Schon oft war ſie von ihr um ihrer Aeltern Schickſal befragt worden. Eine Biographie derſelben mußte natürlich alle jene dunkeln Begebenheiten erwähnen, und es ließ ſich keinen Augenblick zweifeln, daß Sabbatha in ihrem Spielcameraden den ihr von der Mutter verheißenen Schutzgeiſt erkennen würde. War es aber gera-

then, ſie, die nun bald mit beſcheidener Anſpruchloſigkeit, ja ſogar mit demüthiger Schüchternheit in's Leben treten ſollte, durch die Entdeckung jenes geiſtigen Beſchützer's gleichſam auf eine höhere Stufe zu ſtellen, und vielleicht Stolz, Eitelkeit, ja Vermeſſenheit in ihr zu wecken? Ja, zugegeben, jene Viſion der ſterbenden Mutter ſey mehr als Fieberphantaſie, der Knabe aus dem Wandſchranke ſey wirklich jener Schutzgeiſt des Friedeck'ſchen Stammes geweſen, — wenn fing jene geiſtige Begleitung an, wo hörte ſie auf? Begriff ſie nur Sabbatha's Kinderjahre, oder umfaßte ſie ihr ganzes Leben — war ſie nur auf Burg Hohenfriedeck beſchränkt, oder dem Schützling überall gegenwärtig — war ſie nicht vielleicht eben an dunkle Eingebung gebunden, und verſchwand durch dreiſte Berufung auf dieſelbe? Endlich — galt ſie nur der Bewahrung vor äuſſeren Zufällen, oder ſollte Sabbatha angewieſen werden, in geiſtiger Hinſicht, nicht ihren Grundſätzen, nicht den Vorſchriften der Moral und Religion, ſondern den Weiſungen jenes Schutzgeiſtes zu vertrauen? Wen ſollte ſie bei Mißgriffen, wohl gar bei Fehltritten, durch dieſe Vormundſchaft veranlaßt, zur Rechenſchaft ziehen, den Schutzgeiſt, oder die Erzieherin, die tollkühn genug war, den moraliſchen Werth ihres Zöglings auf ſo luftige Baſis zu gründen? — Es waren einige ſchwere Stun-

den, in welchen ſich die Matrone mit ſich ſelbſt berieth. Allein die oben angeführten Bedenklichkeiten, zu denen noch mehrere hinzutraten, beſtimmten ſie endlich — zu ſchweigen, die Enthüllung der mütterlichen Schickſale bis zu Sabbatha's reiferem Alter hinauszuſchieben, übrigens aber den lieben Gott walten zu laſſen, und, je eher, je lieber, einen Plan auszuführen, der ohne auf übernatürliche Beihülfe die geringſte Rückſicht zu nehmen, das Mädchen menſchlicher Weiſe auf ein Leben, wie es der Menſch zu erwarten hat, aus Böſem und Guten gemiſcht, durch die Anſchauung dieſes Lebens ſelbſt vorzubereiten, geeignet war. Der Großmutter lebte nämlich in der Reſidenz eine weit jüngere, verwittwete Freundin, die auch Sabbatha unter dem Namen der Tante Lichtenthal nebſt einer Tochter, Leopoldine, hatte kennen lernen. — Frau von Lichtenthal, durch Geiſt und Herz gleich liebens- als achtenswürdig, machte ein angeſehenes Haus in der Reſidenz, ohne gerade in den Strudel der glänzenden Geſellſchaft ſich hinreißen zu laſſen. Aber ihr Reichthum und die Schönheit ihrer heranwachſenden Tochter, konnten ſie veranlaſſen, in einigen Jahren die Grenzen jener Verbindungen weiter zu ſtecken. Dorthin ſollte Sabbatha kommen, dort ſollte ſie Welt und Menſchen kennen lernen, vielleicht auch den jungen Gehren, falls er ihrer noch würdig war,

wiederfinden. Sie entdeckte Sabbatha ihren Entſchluß, die ihn mit Bangigkeit vernahm, obgleich ſie Leopoldinen herzlich liebte. Frau von Lichtenthal kam nach Hohenfriedeck, um ihre künftige Pflegbefohlne abzuholen, allein dieſe Trennung ward durch das unerwartete Krankwerden der Großmutter verzögert. So wenig gefährlich der Anſchein war, ſo wenig erwartete die Kranke ſelbſt, bei ihren hohen Jahren, ihr Wiederaufkommen. Die Tante ging ab und zu; allein als die Blätter der hohen Linden auf dem Burghofe zu gelben begannen, und als der Wind rauher über die leeren Felder ſtrich, verſchlimmerte ſich die Kranke ſo ſehr, daß man ſich nicht über ihren Zuſtand länger täuſchen konnte, und ihre Freundin das Ende in Hohenfriedeck abzuwarten beſchloß. Wer ſo gelebt hatte, durfte den Tod nicht ſcheuen; auch veränderte dieſe ernſte Weiſung die Stimmung der Kranken keineswegs. Sie berief Sabbatha allein zu ſich, um ihr dieſe Trennung anzukündigen. Die Arme zerfloß in Thränen und bekannte, daß ſie dieſes harte Schickſal ſchon ſeit dem Anfang der Krankheit wiſſe; denn als ſie an dieſem Tage zu dem Wandſchrank gegangen, um ihren Geſpielen deshalb zu befragen, ſey ihr dieſer ſchwarzumflort entgegengetreten, und habe auf ihre Frage, ob dies den Tod der Großmutter bedeute, langſam bejahend das Haupt geneigt. Die Großmutter lä-

chelte mild und drückte die geliebte Enkelin zum letztenmal an ihr Herz. —

Es ließ ſich vorausſetzen, daß eine ſo thätige und ordnungliebende Frau, als die Verſtorbene, auch in Beziehung auf das Schickſal ihrer Hinterlaſſenen die beſtimmteſten und weiſeſten Anordnungen werde getroffen haben. Und ſo fand es ſich auch. Ein einſichtvoller, rechtſchaffner Mann war als Sabbatha's Vormund beſtätigt, und ihr, bis zu ihrer völligen Ausbildung das Haus der Frau von Lichtenthal zum Aufenthalt, dieſe ihr als mütterliche Freundin zu betrachten empfohlen worden. Uebrigens ſollten die Frauen gleich nach dem Hintritt der Seligen die Burg verlaſſen, und von all dem düſtern Gepränge entfernt bleiben, das der Unterthanen und Dienerſchaft halben angeordnet war. Dieſe Vorſchriften wurden pünctlich befolgt, und Sabbatha ſchied am nächſten Tage mit blutendem Herzen und doppeltem Schmerz von der Hülle der geliebten Großmutter und dem theuren Aufenthalt ihrer Kinderjahre. — So ſtand nun Burg Hohenfriedeck zum zweitenmale verödet und ſeine hohen, finſtern Thürme, die ſo gewaltig gegen den Himmel hinanſtarrten, mögen wohl im Abenddunkel ſehr gegen das kleine Lämpchen im Erdgeſchoß des Caſtellans abgeſtochen haben,

wenn anders nicht die Behauptung, damals in Vicenza Mode, gegründet war, daß das Schloß zuweilen so glänzend von innen erleuchtet sey, daß man, obgleich weder Kerzen noch Kronleuchter zu bemerken, dennoch die goldenen Bilderrähmen an den Wänden unterscheiden könne.

Sabbatha hatte im Hause jener Verwandten ihre letzten Kinderjahre zurückgelegt, und war nun in ein versprechenderes Alter getreten. Ihr Fleiß, so wie ihr Betragen blieben musterhaft, ihre Herzensgüte außer Zweifel. Ihre schlanke, nach den edelsten Verhältnissen gebildete Gestalt war groß zu nennen. Alle einzelnen Theile ihres Gesichts konnten für regelmäßig gelten. Die schönsten schwarzen Augen flammten mit sanftem Feuer unter langen, dunklen Wimpern, schwarze Locken flogen um den marmorweißen Hals, zwischen den frischesten Lippen leuchteten blendendweiße Zähne hervor. Ihr Gang war schwebend, ihre Haltung edel — nur zweierlei fehlte diesem schönen Ganzen — Farbe und Leben! Farbe — denn Sabbatha's Teint war geisterbleich und nur höchst selten röthete ein schwacher Carmin diese blassen Wangen — Leben — denn ein melancholischer Ernst, ein strenger, obschon nicht mürrischer, Blick war der herrschende Ausdruck dieser seltenen Bildung. Mit ihren Kinderjahren schien alle Heiterkeit entflohen zu seyn, und weder die Tante,

noch Leopoldine wollten daran glauben, wenn ihnen Sabbatha von der Lebhaftigkeit und faſt wilden Munterkeit jener Jahre erzählte. Dieſer Ausdruck, verbunden mit einer ſonderbaren Würde und Abgemeſſenheit in allen Bewegungen, liehen Sabbatha etwas Aetheriſches, Geiſterhaftes, zugleich aber erſchwerten ſie freundliche Annäherung und erzeugten Scheu und Entfernung. Die Tante hatte oft hierüber mit ihr geſprochen, und Leopoldine mehr als einmal neckend geſagt: „Wärſt Du nicht ſo leichenblaß und ernſt, meine Sabba, Du wärſt unerträglich ſchön, und man müßte toll ſeyn, mit Dir zugleich in der Welt zu erſcheinen. So — hoffe ich — ſollen ſich die Männer ein bischen vor Dir fürchten, was freilich nur ſo lange dauern wird, bis ein lautes Wort Dich erröthen macht, denn dann läßt mich der ganze Schwarm meiner Anbeter im Stiche, fällt Dir zu Füßen, und Du liſpelſt dann mit Deiner kaum vernehmbaren Heimchenſtimme: „Bemühen Sie ſich doch nicht, meine Herren, ich kann nur einen von Ihnen brauchen!“ Dagegen behauptete Sabbatha mit großem Ernſt, ſie werde ſich nie vermählen, ja ſie werde ſogar einſt einen, ihr um Leopoldinen's Willen untreu gewordenen Geliebten dieſer zuführen, — über welche gravitätiſch ausgeſprochene Prophezeihung Leopoldine ſich nun wieder todt lachen wollte. Im übrigen, erklärte Sabbatha,

könne ſie an ihrem Aeußern, ſo wie an ihrem Weſen durchaus nichts ändern, ja ſie fühle ſogar, daß nur dieſe Weiſe ihrer Individualität angemeſſen ſey, und wollte daher lieber in derſelben beharren, als, ohne Glück und Geſchick eine fremde ſich aneignend, lächerlich werden. Dagegen ließ ſich nichts einwenden, zumal da bei dem allen keine Spur von Ziererei oder gemachtem Weſen ſichtbar ward. Allein ihr Unterſcheidendes zeigte ſich auch darin ſehr auffallend, daß ſie, obſchon ſtets ſauber gekleidet, weder Sinn für Zierlichkeit im Anzuge, noch Freude daran hatte, weshalb es allezeit eines Befehls der Tante bedurfte, wenn ſie ein neues Kleid kaufen, und dabei aus ihren gewohnten dunkeln Lieblingsfarben herausgehn ſollte. Eben ſo gleichgültig war ſie für alle feinen Genüſſe der Tafel, für eine glänzende und bequeme Einrichtung ihrer Zimmer, für Tanz und Schauſpiel. Ohne die geringſte Anwandlung von Geiz, war ſie ſparſam — eben weil ſie wenig bedurfte. Wohlthätigkeit ſchien ihr Bedürfniß, doch auch hierin ließ ſie ſich von einer ſehr klaren Einſicht leiten. — Im übrigen geſtaltete das Verhältniß im Lichtenthal'ſchen Hauſe ſich ſo angenehm als es ſeyn mußte, um Sabbatha den Verluſt ihrer Großmutter, und die Entfernung von Hohenfriedeck beinahe vergeſſen zu machen. Mit vorzüglicher Liebe hing ſie an der reizenden, heitern, lebensfrohen

Leopoldine, obgleich bei der ganz verſchiedenen Gemüthart beider Mädchen ein geiſtiges Begegnen nur ſelten möglich war.

Es ſchien, als ob die Schutzgeiſter des Friedeckſchen Hauſes entweder beleidigt durch das Fortziehn ihres Schützlings aus der Stammburg, oder beruhigt, ihn in ſo guten Händen zu wiſſen, es für unnöthig hielten, ſich weiter um ihn zu bekümmern. Seit den einigen Jahren, die Sabbatha nun ſchon in der Stadt lebte, war ihr nichts begegnet, war nichts an ihr zu bemerken geweſen, das nur im geringſten für außerordentlich mochte gelten können. Hätte man nicht glauben mögen, die hellen Räume im Wohnhauſe der Tante, die oft geräuſchvolle Lebendigkeit in demſelben, wäre jenen Anklängen aus der Geiſterwelt minder günſtig, als die hohen, dunkeln Hallen, die ſchallenden Kreuzgänge von Hohenfriedeck, und die einſame Lebensweiſe einer hochbejahrten Matrone und eines Kindes?

Leopoldine und Sabbatha hatten indeß die Jahre erreicht, in welcher ſie durch eine religiöſe Feierlichkeit, zum zweitenmale in den Bund der Chriſtenheit aufgenommen werden ſollten. Der würdige Geiſtliche, der beide Jungfrauen zur Confirmation vorbereitete, bemerkte bald die große Verſchiedenheit, der

zu Folge Leopoldine gläubig und vertrauend annahm, während Sabbatha keine Beweisführung, ſo weit ſie irgend möglich war, erließ, und ihn oft mit ihren Bedenklichkeiten, Ueberlegungen und Bitten um Erläuterung in die geheimſten Tiefen ſeiner Ueberzeugung hinab zu ſteigen nöthigte. Das heilige Werk ward endlich auf eine wahrhaft erbauliche Weiſe begangen. Beide voll Andacht und Wärme, faßten die edelſten Entſchließungen, und wer ſie öfter ſah, dem ward es unverkennbar, wie ſie ſich bemühten, dieſe zur That zu machen, und in ihrem ſchönem Leben alles, was ſie für tadelswerth achteten, nach Kräften zu verbeſſern. Dabei blieb Leopoldine ſo heiter und jugendlich froh als vorher, während Sabbatha ein Gemüth voll tiefſinnigen Ernſtes entfaltete. Sie betrachtete das Leben wie ein trübes Glas, das nur matt die herrlichſten Gegenſtände durchblicken läßt, und daher dem forſchenden Auge immer ein Hinderniß bleibt. Stiller, ſchweigſamer als je, ward ſie immer gleichgültiger gegen alles Aeußere, und legte ſich mit einem Fleiß auf die Erlangung der vielſeitigſten Kenntniſſe, der ſie bald auf eine, ſelbſt wenig Männern erreichbare, Stufe empor hob. Die Erſcheinung der beiden jungen Damen in der Welt ließ ſich nicht wohl länger verſchieben. Zwar fühlte die Tante, daß Sabbatha nicht für die Geſellſchaft paſſe; allein um ſich mit Grund davon zurückziehn zu kön-

nen,' war es nöthig, dieſe erſt kennen zu lernen; auf keine Weiſe durfte Frau von Lichtenthal, die ſelbſt eine reizende Tochter hatte, mit dieſer erſcheinen und Sabbatha zurücklaſſen, ohne ſich Mißdeutungen auszuſetzen. So beſchloß ſie denn, bei dem erſten Feſt mit beiden Mädchen zugleich aufzutreten, und es Sabbatha zu überlaſſen, ſich mit ſich ſelbſt und der Außenwelt in's Gleiche zu ſtzen. Leopoldine freute ſich aus natürlicher Heiterkeit und Geſchmack an Luſtbarkeiten unbeſchreiblich darauf; Sabbatha war neugierig zu erfahren, was es denn mit der ſo geprieſenen Herrlichkeit eigentlich auf ſich habe; nicht weniger ſehnte man ſich in der Geſellſchaft, zwei Mädchen von edler Herkunft, beide dem Vernehmen nach klug, beide ſchön, beide reiche Erbinnen, aus der bisherigen Dunkelheit auftauchen zu ſehn. Ein glänzender Ball, von einem der Großen veranſtaltet, gab die nächſte Gelegenheit, und gleich an dieſem erſten Tage war das Urtheil der Welt über Beide, ſo wie das ihrige über die Welt, ausgeſprochen. Allgemein hatte Leopoldine gefallen — Sabbatha mißfallen! Es war nur Eine Stimme über die reizende Geſtalt der Erſtern, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Grazie. Die Frauen lobten ihre Beſcheidenheit, ihren Teint, ihren Anzug. Die Männer hoben ihre Freundlichkeit, ihren Tanz und ihre Jugendfriſche über Alles. Sabbatha nannte man —

langweilig. Alle herrliche Eigenſchaften geſtand man ihr zu, ſelbſt eine Art von Schönheit; allein ihre blaſſen, ernſten Züge fand man gedehnt, ihre leiſe, gewichtige Sprache affectirt, ihren langſamen Gang theatraliſch. Die Unpartheiiſchen nannten Leopoldinen die jüngſte der Grazien, Sabbatha eine Veſta. Die Mädchen erfuhren natürlich davon nichts, allein aus ihrem eignen Urtheil über die Geſellſchaft ließ ſich ſehr gut rückwärts auf den Erfolg ſchließen, den ſie gehabt. Wer ſich unter den Menſchen mißfällt, mißfällt in der Regel auch ihnen, und ſo umgekehrt. Leopoldine fand die Frauen artig, die Männer intereſſant, die Unterhaltung allerliebſt, die Tänze herrlich. Sabbatha von allem das Gegentheil; vorzüglich klagte ſie, daß ihr niemand ein Wort geſagt, daran ſich eine Unterhaltung über Literatur, Leben, Kunſt oder ſonſt etwas Ernſtes hätte knüpfen laſſen.

„Aber gutes Kind,“ ſagte die Tante: „man geht eben nicht in Geſellſchaft, um von ſo ernſthaften Gegenſtänden zu ſprechen!“

„Nun gut, Tantchen, dann laß mich ein andermal zu Hauſe — ich tauge demnach nicht für die Welt!“

„Ja, beſte Saba,“ fiel Leopoldine ſchäkernd ein: „und dieſe Forderung iſt eben ſo unbillig, als die Du beim Walzen an Deinen Tänzer machteſt; denn ſo konnte er weder mit Dir ſprechen, noch mit Dir tanzen.“

„Was war es denn?“ fragte die Tante, die im Nebenzimmer während dem Tanzen gespielt hatte.

„Sieh' nur, Mütterchen“ — nahm Leopoldine das Wort — „Sabba war mit dem Baron Gehren zum Walzen angetreten. Das Orchester beginnt eine rasche Musik, wie man sie eben jetzt tanzt. Das erste Paar hatte geendigt, schon faßt der Baron Sabba's Hand, da sagt sie ganz ernsthaft: nach diesem Tact könne sie nicht tanzen. So ging' ihr der Reiz der Musik verloren, und sie bäte, daß man den Walzer im Tacte eines Andante's spielen möge, so lang als sie tanze. Ich flog herbei und zog sie aus dem Kreise, um Aufsehn zu vermeiden. Die Andern tanzten fort, weil man sie schwindlich glaubte. Vergebens sprachen Gehren und ich ihr zu, — sie trat ab.“

„Sabba“ — lächelte die Tante kopfschüttelnd.

„Es that mir wahrlich Leid“ — nahm Sabbatha das Wort — „die Musik würde als Adagio sehr reizend gewesen seyn, auch der junge Mann sprach artig genug. Aber so hinkräuseln, wie Blätter im Herbststurm, konnte ich durchaus nicht.“ —

„Schade nur“ — meinte die neckende Leopoldine — „daß Baron Gehren nicht weiß, wie sehr ihm Deine Unterhaltung gefallen“ —

„Sey ohne Sorge“ — entgegnete Sabbatha

mit einem Seufzer — „wir werden den Mann noch mehr ſehen, als uns beiden lieb iſt!“

„Wie ſo?“ — fragten Mutter und Tochter verwundert — „woher weißt Du das?“

„Woher — kann ich ſelbſt nicht ſagen, genug ich weiß es. Wahrſcheinlich kömmt er ſchon in den erſten Tagen. Und wie geſagt, Du ſelbſt wirſt —“

Ein ernſter Blick der Tante, welcher dieſe Aeuſſerung nicht gefallen mochte, hieß Sabbatha ſchweigen. Allein ſchon der andere Morgen rechtfertigte ihre Behauptung. Der Baron Gehren ließ ſich anſagen.

„Siehſt Du wohl, Tantchen“ — lächelte Sabbatha — „daß ich recht hatte. Aber noch mehr“ — ſie beugte ſich an das Ohr der Tante — „zuerſt hält er um mich an — ſpäter um Leopoldinen!“ —

„Keinen Unſinn, liebes, ſonſt ſo kluges Kind!“ — erwiederte Frau von Lichtenthal. — Die Mädchen verließen das Zimmer.

Baron Gehren, in einem der obern Collegien angeſtellt, reich, von höchſt angenehmen Weſen und Aeußern, geiſtreich und von gutem Ruf, dazu in den ſchönſten Mannesjahren, war einer von denen, worauf der Blick der Väter und Mütter mit heimlichen Wünſchen, und auch der der Töchter mit Wohlgefallen ruhte. Gehren wußte das, und genoß in dieſer Hinſicht manche Freude befriedigten Selbſt-

geſtihis, ohne deshalb geckenhaft zu werden. — Er wollte heirathen, das hatte er angekündigt, aber eben ſo aufrichtig hinzugeſetzt, bis jetzt gefielen ihm alle reizende Mädchen wohl, aber keine ausſchlieſslich. — Die Erſcheinung des Fräuleins von Friedeck beſtimmte ihn, einen Schritt zu thun. Der Oheim, deſſen Schätze er erbte, wuſste um die Abſichten von Sabbatha's verſtorbener Groſsmutter, und trieb den Neffen, das reiche Mädchen, das dem Rufe nach ſchön, gut und durchaus geiſtvoll ſeyn ſollte, nicht aus dem Netze zu laſſen. Alle dieſe Eigenſchaften gefielen dem jungen Manne recht wohl bis auf das durchaus geiſtvoll. Er liebte die Frauen ſo menſchlich als möglich zu finden. Nicht vernachläſſigt, aber um's Himmels willen nicht gelehrt, nicht transcendental. Der geſtörte Friede in der Familie ſeiner Verwandten, die einſt Sabbatha's Groſsmutter wieder verſöhnte, war durch ſolche hyperboliſche Forderungen geſtört worden. Doch wir kommen auf ſeine Eigenthümlichkeiten weiter unten noch einmal zurück. Vor der Hand verſprach er dem Oheim, ſein Möglichſtes zu thun, das Mädchen ganz vorurtheilsfrei zu beobachten, was er um ſo eher konnte, da ſein Herz durch keinen frühern Eindruck beſtochen war. Er ſah Sabbatha und Leopoldinen, und muſste bekennen, daſs die erſtere ſchöner ſey, obgleich ihm ihr ſonderbares, ernſtes Weſen in Geſellſchaft

nicht recht paſſend dünkte. Auch der kleine Eigenſinn, nicht nach der üblichen Muſik tanzen zu wollen, war mehr lächerlich, als originell. Indeß das ließ ſich alles herausbringen, wenn ſie ſeine Frau wurde. Dazu war indeß nähere Bekanntſchaft nöthig, die er um ſo eifriger ſuchte, als es ſeiner Eitelkeit im voraus ſchmeichelte, die geiſtigen und körperlichen Vorzüge Sabbatha's unter ſeiner bildenden Hand zu einem Ganzen zu geſtalten, das die Welt bewundern, und ihn darum beneiden ſollte. — Er verſah ſich daher mit einem Briefe ſeines Oheims an Frau von Lichtenthal, und geſtand dieſer frei, daß er allerdings ſich geneigt fühle, den Wünſchen ſeines Onkels zu entſprechen, wenn er anders ſo glücklich ſey, des Fräuleins Friedeck Gunſt zu gewinnen: allein um dieſe zu erwerben, ja ſelbſt um beurtheilen zu können, ob er nach ſeiner Individualität geeignet ſey, das Fräulein glücklich zu machen, wäre nähere Bekanntſchaft der einzige Weg; er bitte daher um die Erlaubniß, bisweilen in der Tante Hauſe erſcheinen zu dürfen. Frau von Lichtenthal, der die Wünſche von Sabbatha's Großmutter nicht fremd waren, ſah darin eine erlaubte Annäherung zu dem Zweck ihrer verſtorbenen Freundin, und gab die Einwilligung gern. Als er Sabbatha allein vorgeſtellt wurde, konnte er ſich nicht enthalten, auf ſeine Abſichten anzuſpielen. Sabbatha

erwiederte sehr gelassen, daß ein solcher Wunsch sie noch mehr ehren würde, wenn er das Resultat einer längern Bekanntschaft wäre. Gehren betheuerte, daß alles, was er von ihr gehört, so vortrefflich, so ausgezeichnet sey —

„Daß wahrscheinlich nicht die Hälfte davon wahr ist“ — fiel ihm Fräulein Friedeck fast lächelnd in's Wort. — „Lassen Sie das; noch wissen Sie nichts mehr von mir, als die Welt weiß, und dabei kann ich schwerlich gewinnen. Auch glaube ich nicht, daß unsere Eigenthümlichkeiten zusammen passen. Doch meine selige, so sehr verehrte Großmutter hatte, wie Frau von Lichtenthal mir sagt, unsre Bekanntschaft gewünscht. Grund genug, mich derselben nicht zu entziehen!“ —

Gehren, nicht ganz von dieser Erklärung geschmeichelt, sagte ihr noch manches Verbindliche, und wollte ihr beim Weggehn die Hand küssen. Sie entzog sie ihm hastig, er sah sie betroffen an — sie verschwand im Nebenzimmer.

„Ho, ho!“ — sagte Gehren zu sich selbst, als er die Treppen hinabstieg — „die giebt's etwas hoch!“

„Wenn Du nicht freundlicher bist, liebes Mädchen“ — meinte Frau von Lichtenthal —

„So kömmt der Freier nicht wieder. Nicht so?“

„Richtig, Sabbatha; aber das wird dann bekannt, schreckt die andern jungen Leute ab, und das

Fräulein Friedeck bleibt ſitzen, und kann ſich nur nach ſpaniſchem Taback, einem Mops und allen Attributen alter Jungfern umſehn.“

„Tante,“ — entgegnete Sabbatha ſehr ernſt — „ſind wir Mädchen denn nur wie Hühner und Gänſe, als Zucht- und Hausthiere auf der Welt? Schelten Sie mich weder überſpannt, noch unmädchenhaft, und gönnen Sie mir einen gewiſſen Stolz, der — doch genug davon, und geben Sie Acht, werden Gehren und ich genauer bekannt, ſo giebt er mich zuerſt auf!“

Sabbatha mußte ſchweigen, denn das Zartgefühl der Tante ward durch den Gedanken verletzt, ſcheinbar eine ſo vortheilhafte Parthie, als Gehren war, ihrer Tochter zugewandt zu haben.

Indeß kam der Baron öfterer. Er war ehrlich genug, ſich ſeine durch Sabbatha's Kälte verletzte Eitelkeit zum Vorwurf zu machen. „Wie ſollte ſie anders ſeyn?“ — fragte er ſich, und ſetzte hinzu: „nein, ein gewiſſer Stolz zeigt von einer edeln Geſinnung. Sabbatha mußte nicht, wie vielleicht hundert andere Mädchen in der erſten Stunde von der bloßen Erſcheinung eines Freiers benebelt ſeyn!“ — Dieſe Ueberlegung, der Wunſch, dem Oheim, der ihn kindlich liebte, ſein Alter zu verſüßen, die Erwägung von Sabbatha's ausgezeichnetem, geiſtigen Werthe — dies alles bewog ihn zu dem Vorſatz, ſie recht

genau zu ſtudiren. Obgleich verbindlich für Leopoldinen, galt dennoch ſeine Aufmerkſamkeit Sabbatha, die ſie auf die gewohnte Weiſe hinnahm. Er brachte die verſchiedenſten Gegenſtände geiſtreich zur Sprache, immer fand er Sabbatha's Anſicht der ſeinigen entgegengeſetzt, und über die Art, wie er ſich wünſche, dereinſt auf ſeinen Gütern zu leben, den Tag zwiſchen Arbeiten, Jagd oder Spazierenfahren und Reiten, Geſellſchaft einiger Freunde beim fröhlichen Mittagmahl oder zum Abend um den Theetiſch, wollte ſie ihre Zuſtimmung durchaus nur bedingweiſe geben. „So leben“ — meinte ſie — „hieße auf dem Lande die Zeit verderben wie in der Stadt. Die Zeit, die man auf Eſſen und Trinken, leider des Körpers wegen, wenden müſſe, noch durch Geſellſchaft dabei muthwillig verlängern, ſey ihr ein entſetzlicher Gedanke, ſo wie das Spazieren zu Pferd und zu Wagen, wo die Aufmerkſamkeit durch dieſe Dinge ſo beſchäftigt werde, daß an einen Blick auf die Pflanzenwelt, oder zu dem geſtirnten Himmel gar nicht gedacht werden könne.“

„Nun“ — lachte Leopoldine — „willſt Du denn auch bei Nacht ſpazieren gehen, im Mondlicht und Sternenſchimmer?“

„Allerdings“ — erwiederte Sabbatha — „wenigſtens ſo oft als am Tage!“

„Sie haben hierin nicht ganz Unrecht, mein

Fräulein“ — entgegnete Gehren — „zumal, da die Aſtronomie Sie ſo ſehr anzieht. Aber erlauben Sie mir die Frage, ob ihnen die erlaubten Freuden der Tafel in Geſellſchaft von Freunden, eine raſche Fahrt oder ein flüchtiger Ritt zu einer ſchönen Waldſtelle, wo die Frauen mit geſchäftiger Liebenswürdigkeit Erfriſchungen oder Frühſtück bereiten, die von der Jagd zurückkehrenden Männer erwarten, und dann von ihnen zu Pferd oder zu Wagen heimwärts geleitet werden — gar nichts werth dünken?“

„O das müßte allerliebſt ſeyn“ — rief Leopoldine entzückt.

„Ich gönne jedem dieſe Freuden“ — entgegnete Sabbatha — „die mir keine ſind. Eſſen und Trinken kann ich unmöglich für Genuß halten, ſo wie denn auch, die Wahrheit zu ſagen, die tägliche Sorgfalt für den trägen Körper, etwas ſehr Läſtiges iſt. Eben, damit wir nicht zu feſt an der Erde kleben, ward unſerm Geiſte dieſer beſchwerliche, immer Futter und Pflege bedürftige Gefährte angeſchloſſen. — Welche koſtbare Zeit geht nicht dem Nachdenken und höhern Beſchäftigungen durch Eſſen, Trinken, Schlafen und Kleiden verloren? Und wenn das alles in einigen Minuten geſchehen wäre, aber es gar con amore zu thun — nein, das vermöchte ich nicht!“

Gehren war zu Muthe, wie einem, der im Traum geflogen iſt, und nun erwachend unſanft zur

Erde zu fallen glaubt. Er liebte die Arbeit, aber er liebte auch Erholung, und war, ohne Schwelger zu ſeyn, ein dankbarer Empfänger aller körperlichen Genüſſe. Er ließ ſich indeß nichts merken, ſondern lenkte das Geſpräch auf gleichgültigere Gegenſtände ab. Ein unbedeutender Vorfall, der in der vorigen Nacht durch das plötzliche Erkranken eines Dienſtboten im Lichtenthalſchen Hauſe ſich ereignet, brachte das Geſpräch auf Ahnungen und dergleichen. Leopoldine und ihre Mutter waren, ohne die Ammenmährchen vertheidigen zu wollen, für den Zuſammenhang der körperlichen mit der Geiſterwelt. Gehren, verſtimmt, behauptete übertreibend, wer an eine Viſion glaube, den könne man logiſch zwingen, den allerabſurdeſten Aberglauben für Wahrheit zu erklären. Sabbatha wollte dabei keine Stimme haben, und wunderte ſich nur, wie der Baron ſo entſchieden der Geiſterwelt den Einfluß abſprechen könne, da dieſer bekanntlich nie als unmöglich zu erweiſen ſey. Der Baron mußte das zugeben, und es entſtand eine tiefe Stille von einigen Minuten.

„Iſt's doch ſo ſtill“ — meinte Leopoldine — „als ob, nach dem Sprichwort, ein Engel umginge!“

„Das thut er auch!“ — ſagte Sabbatha mit verklärtem Blick nach einer dunkeln Stelle hinblickend.

„Mein Gott, Du erſchreckſt mich!“ — rief Leopoldine.

„Was ſiehſt Du denn, Sabba?“ — fragte die Tante unwillig.

„Haben Sie Viſionen?“ der Baron ſpöttiſch.

„Ich ſehe in der That etwas, liebe Tante“ — entgegnete Sabbatha ſehr ruhig — „doch weiß ich nicht, ob es das iſt, was wir einen Engel nennen!“

Man kann denken, wie dieſe Aeußerung auf den kleinen Kreis wirkte. Alle ſtürzten auf Sabbatha zu, und beſchworen ſie, zu ſagen, ob ſie wache oder träume, ob und was ſie ſähe. Dieſe verſicherte, ſie ſey vollkommen wach, und habe ſo eben eine glänzende Lichtgeſtalt in weißem Gewande, mit freundlichen Mienen einigemal bei ſich vorüber gehen und dann in einer Ecke des Zimmers verſchwinden geſehn. Man wußte nicht, was man ſagen ſollte, noch mehr aber erſtaunte man, daß Sabbatha erklärte, ihr ſey dies nichts Außerordentliches, ſonſt würde ſie es, da ſie die Geſtalt ſchon mehrmal geſehn, früher erwähnt haben. Eben falle ihr bei, daß ſie ſchon in ihrer Jugend mit einem Weſen geſpielt, das jedesmal aus einem Wandſchranke heraus und nach vollbrachtem Spiel wieder hinein getreten ſey. Wahrſcheinlich ſey dies auch ein Weſen höherer Art geweſen; denn ob die Erſcheinung gleich die Geſtalt eines goldgelockten Knabens von etwa acht Jahren gehabt, ſo entſinne ſie ſich doch ſehr wohl, daß ſie nie geſprochen. Leopoldine und Gehren, ungewiß, ob Sabbatha nicht

plötzlich wahnſinnig geworden, betrachteten ſie mit ſo ſcheuen Blicken, daß dieſe ſich davon verletzt fühlte, und es mit thränenden Augen zu erkennen gab. Die Tante erklärte, daß, da einmal durch Sabbatha's Viſion ein ſolcher Gegenſtand zur Sprache gekommen ſey, ſie nicht länger verſchweigen dürfe, daß ſie von deren verſtorbenen Großmutter auf ihrem Todbette vernommen, daß nicht nur auf vielen Frauen des Friedeck'ſchen Stammes wunderbare Gaben ruhten, ſondern auch vor und nach Sabbatha's Geburt ſich manche unwiderſprechlich bewieſene, aber unerklärliche Begebenheiten zugetragen. Ja ſogar jene Begebenheit mit dem Spielgeſellen und dem Wandſchranke ſey nicht bloße Erdichtung, ſondern von der Großmutter ſelbſt als wahr bekräftigt. Es ſey daher durchaus nicht unwahrſcheinlich, daß auch auf Sabbatha manche jener erſten Gaben, die auf ihren Aeltermüttern geruht, übergegangen. In jedem Falle verdiene dieſe nicht, daß man ſich deshalb ſcheue, wie vor einer Geächteten zurückziehe. — Leopoldine, das Wahre dieſer Bemerkungen empfindend, warf ſich bereuend in Sabbatha's Arme; auch der Baron entſchuldigte ſich, ſo gut es gehen wollte, und das freundliche Vernehmen ſchien bald wieder hergeſtellt.

Aber ganz anders ſah es in Gehren's Herzen aus. In dem heutigen Abendgeſpräch hatte ſich ihm

Sabbatha's Empfindungweiſe ganz erſchloſſen, und er es klar gefühlt, eine ſolche könne ihn nicht beglücken. Durch die Viſion war alle Spur von Wohlwollen für ſie in ſeinem Herzen verwiſcht. Er hielt ſie, vielleicht ihr ſelbſt unbewußt, für geiſteskrank, und ſie erſchien ihm nunmehr ſo unheimlich, daß er den Oheim ſeine gänzliche Sinnesänderung ſogleich angezeigt haben würde, wenn dieſer nicht in den nächſten Tagen ſein ſiebzigſtes Geburtfeſt feiern wollen, weshalb er dem Greiſe keine Gemüthserſchütterung verurſachen mochte.

Der Oheim hatte eine glänzende Geſellſchaft auf ſeinen, unfern der Stadt gelegenen, herrlichen Garten gebeten. Auch Frau von Lichtenthal hatte verſprochen, mit beiden Fräuleins zu kommen, obgleich Sabbatha ſchon früh ſich davon hatte losmachen wollen, weil ſie ein unbehagliches Gefühl von irgend etwas Unangenehmen habe, das ihr heute begegnen ſolle. Inzwiſchen gab ſie nach und erheiterte ſich, als ſie die ſchöne Lage des Gartens und vorzüglich einen Felſen im Park ſchon bemerkte, von welchem aus man eines herrlichen Blicks in's nahe Gebirge genießen mußte. Die Verſammlung war ſehr zahlreich. Man drängte ſich um Sabbatha, denn Gehren, um ſich im Voraus wegen ſeines Zurücktretens zu rechtfertigen, hatte nicht reinen Mund gehalten. Alles wollte die Viſionairin ſehen, wenig fehlte, daß

man ihr nicht gleich problematiſche Fragen zur Auflöſung vorgelegt. Denn ſo iſt der Menſch. Nicht die herrliche oder ernſte Gabe iſt ihm merkwürdig, die der Himmel auf ein Haupt niedergelegt. Nein, ob zuförderſt jener Begünſtigte wie ein anderer Menſch ißt, trinkt, ſpricht, dann, ob ſeine Gabe taugt, irgend eine der kleinen Angelegenheiten des täglichen Lebens zu enträthſeln, zu erleichtern, zu vervollkommnen, das iſt, was er wiſſen will; wird er nicht hierin befriedigt, ſo iſt auch ſein Intereſſe verſchwunden. Darum läuft die Menge zehnmal zu einem anerkannten Betrüger, und läßt den größten Mathematiker und Philoſophen unbeachtet. Sabbatha bemerkte an den Blicken der Umſtehenden, daß man andere Antworten erwartet hatte, und bat, tief verletzt, Frau von Lichtenthal, doch den vornehmen Pöbel zu bedeuten, daß ſie weder eine Taſchenſpielerin, noch Wunderthäterin ſey. Gehren nahte ſich ihr, um ſie zu beruhigen; aber mochte ſeine Schwatzhaftigkeit, die ihr einen unangenehmen Auftritt zugezogen, ſie verdrießen, oder war es die trübe Stimmung, die ſich von frühem Morgen an ihrer bemächtigt, genug er fand ſie kälter, untheilnehmender, verſchloſſener als je. Dergleichen verliert ſich am beſten durch Nichtbeachten — dachte er bei ſich ſelbſt, und verließ ſie bald, um Leopoldinen zu begegnen, die heute unbeſchreiblich reizend, und weil ihr Tag,

Gegend und Geſellſchaft gefielen, ganz jugendliche Freude und Luſt war. Gehren konnte die Blicke kaum von ihr wenden, und begriff nicht, wo er früher die Augen gehabt. Die Geſellſchaft hatte ſich indeſſen in verſchiedene Beluſtigungen getheilt; die Jüngern ſpielten ein fröhliches Spiel unter den Bäumen. Sabbatha, der das Hin- und Herlaufen, das Haſchen und Entfliehen nicht behagte, ſah ſich bald verlaſſen und unbemerkt. Das war ihr erwünſcht, und ſie verſchwand ſchnell hinter den dichten Hecken, fand einen Fußpfad, der aus dem Garten nach der Fichtenwaldung führte, die am Fuße des Gebirges lag, und deren geheimnißreiches Dunkel ſie ſchon längſt angezogen. Eine kleine halbe Stunde — berichtete ein Gartenknecht — ſey bis in den Wald, und rüſtig ſchritt Sabbatha, die ſich in die Gegend des geliebten Hohenfriedeck verſetzt glaubte, ihrem Ziele zu.

Indeß jubelten die Spielenden immer lauter auf. Man machte eben eine Pauſe, um ſich zu erholen. Leopoldine glühte wie eine Roſe. Gehren führte ſie zu einer Bank und ſprach witzig und geiſtreich mit ihr. Leopoldine erwiederte eben ſo. „Aber wo bleibt unſere Sabba?“ frug ſie endlich. „Ei, ei, Baron, wie können Sie eine junge Dame, die Sie ſo nahe angeht, ſo ganz aus den Augen verlieren. Wo haben Sie ſie denn gelaſſen?“

„Fräulein Friedeck's transcendentale Richtung,“ erwiederte der Baron: „geſtattete ihr nicht, an unſern irdiſchen Spielen Theil zu nehmen. Ich habe deshalb nicht in ſie dringen wollen, und ſie möge mir verzeihen, wenn ich bekenne, daß mich der heitere Geiſt, der eine reizende Form belebt und geſchwiſterlich erträgt, mehr anzieht, als der ſtolz aufſtrebende, der ſeine irdiſche Hülle verächtlich geringſchätzt, und in mürriſcher Ergebenheit ſich auch noch des Undanks ſchuldig macht!“

„Unmöglich,“ erwiederte Leopoldine: „kann ich Ihnen für ein Compliment danken, das ſich ſo ſehr auf Koſten meiner Freundin ausſpricht.“

„Das ſollen Sie auch nicht, reizende Leopoldine,“ fiel Gehren ihr in die Rede: „am allerwenigſten aber, was ich geſagt, für ein Compliment halten. In der That, es drängt mich Ihnen zu ſagen, daß ſich meine Abſichten und Wünſche in Beziehung auf Fräulein Friedeck gänzlich verändert haben. Ich verzweifle, ihr Sinn für irdiſches Glück einzuflößen, und ſehe nicht ab, weshalb ich mein Leben, meine Wärme, meine innigſten, beſten Gefühle ihr zu einem, uns beiden gleich nutzloſen Opfer bringen ſoll. Sie wird mich nie, ja ſie wird wohl überhaupt nie lieben lernen — noch liebe ich ſie nicht, noch ſind wir durch nichts gebunden —“

„Herr Baron,“ — fiel Leopoldine raſch ein:

„ſchon dieſe Mittheilung überraſcht mich außerordentlich, noch mehr aber, daß ſie dieſelbe an mich richten. Ich weiß nicht —“

„Wie,“ rief der Baron, mit leidenſchaftlicher Heftigkeit ihre Hand faſſend: „Sie wiſſen nicht, Sie ahnen wirklich nichts? Nicht, daß Sie es ſind, in deren Hände ich durch dieſe Erklärung mein Geſchick lege, daß Sie, Sie —“

„Um des Himmels Willen ſchweigen Sie,“ rief die hocherröthende Leopoldine: „ich darf nichts weiter hören!“ Mit dieſen Worten riß ſie ſich los, floh zur Geſellſchaft zurück, und wollte im neubegonnenen Spiel die vorige Heiterkeit wieder ſuchen; allein vergebens. Jene Worte tönten unabläſſig in ihr Ohr. Immer ſtand der ſchöne Mann mit dem Blick voll Anmuth und milden Ernſtes vor ihr, immer mehr ſchmerzte es ſie, daß er in Sabbatha's kaltem Herzen keine Empfindung wecken konnte; immer klarer ward ihr, daß ſie ſelbſt ſich in der Freude über ſeinen Umgang ſchon längſt getäuſcht, daß dieſe Empfindung ſchon längſt in eine innige Zuneigung übergegangen ſey. Aber mit Schrecken machte ſie dieſe Entdekkung; denn zu welchem Ziel ſollte dies alles führen? Sollte ſie ihrer Freundin einen achtungs- und liebenswürdigen Bewerber entreißen und ihr Glück zertrümmern, um ſelbſtiſch das eigene darauf zu bauen? War es nicht in jeder Hinſicht ihre Pflicht,

Sabbatha alles zu entdecken, und ſie um ſo mehr zu einer andern Begegnung Gehren's zu vermögen, da ſie vielleicht, nach ihrer Weiſe, dennoch den Baron liebte, ſeinen Verluſt ihr ganzes Leben durch ſchmerzlich empfinden würde? Die Arme gerieth bei dieſen Ueberlegungen in den ängſtigendſten Zwieſpalt von Pflicht und Neigung. Da ſah ſie Sabbatha den Bogengang heraus auf ſie zueilen. — „Um Gottes Willen Leopoldine," rief dieſe ihr entgegen: „wo biſt Du denn, ich ſuche Dich überall."

„Was iſt," fragte jene erſchreckt: „was iſt denn geſchehen?"

„Noch nichts — aber es wird etwas geſchehen — ein Unglück ahnet mir, das Dir — das uns bevorſteht. O Gott" — ſie warf ſich, von Thränen überſtrömt, auf's Knie — „o Gott, nimm dieſe Angſt von meiner Bruſt, daß mir klar werde, was geſchehen muß!" — Leopoldine war ſtarr vor Schrekken. Mit Verbrecherangſt auf Sabbatha blickend, glaubte ſie alle Augenblicke die Enthüllung ihrer vermeintlichen Schuld zu leſen. Schon umfaßte ſie die Freundin, ſchon wollte ſie ihr alles entdecken, da ſprang Gehren herbei. —

„Frau von Lichtenthal iſt mit ein Paar Freundinnen voraus gefahren, und hat mir erlaubt, Sie Beide in meiner Equipage, die vor dem Garten ſteht,

nach Haus zu bringen. Kommen Sie gefälligſt, die Geſellſchaft geht aus einander.“

„Halt!“ rief Sabbatha gebieteriſch, die Hand ausſtreckend: „jetzt iſt mir Alles klar. Du darfſt nicht fahren, Leopoldine“ —

„Aber Fräulein Friedeck,“ bat Gehren halb unwillig: „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Tante hat es erlaubt.“

„Ich zweifle nicht — allein die Tante kann nicht wiſſen, was ich weiß — Leopoldine, ich bitte, fahre nicht.“

„Aber Sabbatha, wenn es die Tante erlaubt — komm' doch nur!“

„Um Gottes Willen,“ rief Sabbatha im höchſten Affect: „Du rennſt in Dein Unglück — mir ſagt's der Geiſt — Du erlebſt den Abend nicht!“

„Heiliger Gott!“ ſchrie Leopoldine entſetzt.

„Fräulein Friedeck,“ ſagte Gehren ſehr bitter: „Ihre Vorſtellungen fangen heut' ſehr früh an!“

„Es gilt meiner Freundin Leben,“ erwiederte Sabbatha mit unbeſchreiblicher Hoheit: „dieſe Beſorgniß wiegt Ihre Meinung von mir auf. Leopoldine, Du weißt, ich frevle nicht; eine unbeſchreibliche Angſt ſagt mir, daß Dir ein Unglück — durch Räder bevorſteht!“

„Durch Räder?“ lachte der Baron ſpöttiſch: „Nun wahrhaftig, ein ächter Orakelſpruch, fein unbeſtimmt, fein deutſam!“

„Thu' mir's zu Liebe, meine Leopoldine,“ bat Sabbatha flehentlich: „geh' mit mir zu Fuß; ſieh', in einer halben Stunde ſind wir in der Stadt!“

„Nun gut!“ erwiederte Leopoldine nach kurzer Ueberlegung, von Sabbatha's Aengſtlichkeit beſtimmt: „Nun gut, wir gehen, und Sie, Baron, begleiten uns!“

In der wunderlichſten Stimmung ſchritten die Drei neben einander her. Sabbatha nur mit Leopoldinen beſchäftigt, der ſie den Arm gegeben, und ſo weit ſie in voraus einen Wagen entdecken konnte, demſelben ausweichend. Leopoldine, ſchwebend zwiſchen Dankbarkeit und Beſchämung, zwiſchen dem Entſchluß zu ſchweigen, oder ſich zu entdecken. Gehren, heimliche Flüche murmelnd, weil der Wunſch, ſich Leopoldinen als kühnen und geſchickten Bändiger zwei prächtiger Hengſte zu zeigen, und ihr nebenher, durch die Gelegenheit des Wagens begünſtigt, noch *ein entſcheidendes Wort zuzuflüſtern*, einer bloßen Grille nachſtehen ſollte. Schweigend hatten die Wandrer die Hälfte des Weges zurückgelegt, und man war der Stadt ſchon ganz nahe. Der Weg führte an einem Mühlgraben hin, deſſen klare Fluth

ſich mit plätſcherndem Geräuſch auf das nahe Werk ſtürzte, es in raſchen Umtrieb ſetzend. — „Rettet Euch!“ — ſchrieen plötzlich hundert Stimmen hinter ihnen, und im Umblicken gewahrt Gehren ein Kabriolett, deſſen ſcheugewordenes Pferd im tollſten Rennen mit Blitzesſchnelle aus einer Querſtraße herausſtürzt. Leopoldine ſchreit laut auf, denn nur wenig Schritte noch, ſo iſt ſie niedergerennt. — Da wirft ſich Gehren heldenmüthig dazwiſchen. Mit der Kraft der Verzweiflung packt er den tollen Gaul am Gebiß, ihn abwärts drängend. Dies zwar erreicht er, aber das wüthende Thier vermag ſich ſelbſt nicht zu erhalten, und ſo reißt es Gehren, der nicht loslaſſen will, zu Boden, fällt auf ihn, reißt ſich wieder empor, und ſtürzt endlich mit ihm und dem Wagen, fürchterlich zuſammenkrachend, über den Abhang der Straße hinunter. Nur Leopoldinens Stimme hatte Gehren noch gehört; nach dem entſetzlichen Sturze lag er blutend und beſinnunglos am Boden. Als er erwacht, ſieht er ſich umringt von Menſchen, man will ihn verbinden, allein er fühlt ſich nicht ſchwer verwundet, er ſpringt auf und fragt nach dem Schickſal der beiden Damen. Furchtſam ſchweigt Alles. Er wiederholt mit Ungeſtüm ſeine Frage, da tritt ein Mann vor und berichtet: „die kleinere der beiden Damen ſey, vor Schreck ausgleitend, rückwärts in die Mühlräder hinabgeſtürzt.“ — Bei die-

ſen Worten verliert Gehren die Beſinnung zum zweitenmal, und ſinkt ohnmächtig nieder!

Das Urtheil der Welt über dieſe entſetzliche Begebenheit war höchſt verſchieden. Die Meiſten bewunderten Sabbatha's prophetiſches Vorgefühl, und ſahen in der Art der Erfüllung den Beweis, daß man ſeinem Schickſal nicht entgehen könne. Andere nannten es einen traurigen Zufall, durch Leopoldinens Unbeſonnenheit im Schreck veranlaßt, und ſpotteten über die lächerliche Zweideutigkeit in dem Orakelſpruch. Viel anſtändiger, als ein ſolcher winkelzügiger Nothbehelf, hätte ein ächt prophetiſcher Geiſt beſtimmt vor der Nähe von Mühlwerken gewarnt. Noch Andere gaben dies zu, und meinten, klüger ſey es geweſen, zu warten, bis Sabbatha die Gefahr für verſchwunden erklärt hätte, denn augenſcheinlich ſey ſie nur an den heutigen Tag gebunden geweſen, da Sabbatha ſchon früh vor Unglück gewarnt, und alſo in dieſer Beziehung immer recht prophezeiht habe. Das ſchlimmſte war Gehrens und Leopoldinens Unglück, das Beſte, daß Sabbatha, voll Geiſtesgegenwart, in die Mühle gerannt, wo auf ihr Geſchrei das Werk ſogleich angehalten worden war. Eine günſtige Wendung im Fallen hatte es gefügt, daß Leopoldine nicht unter die Bahn der

Räder gerissen, sondern von ihnen seitwärts an die Mauer der Radstube geschleudert worden war, wo sie von Nässe, Schreck und Betäubung mannigfach verletzt, niedersank, aber nach wenig Minuten, nur dem Scheine nach leblos, aufgehoben ward. Der arme Baron war so übel zugerichtet, daß er diese tröstlichen Nachrichten nicht eher als bei seiner völligen Genesung, nach mehreren Wochen, erfuhr. In seinen Phantasieen sowohl, als in ruhigen Momenten, war die zärtlichste, sehnsüchtigste Liebe zu Leopoldinen unverkennbar hervorgebrochen. — Er hatte dem Oheim seine Sinnesveränderung, so wie die Motive dazu, bekannt, ihm im Scherz zu bedenken gegeben, daß ja selbst in den Undinen- und Melusinen-Mährchen die Ehe zwischen Geist und Körper unglücklich ausfällt, im Ernst ihm betheuert, daß seit Sabbatha's entdeckter Vorhersagunggabe ihm wahrhaft vor ihr graue, und ihn keine Macht der Erde zu dieser Verbindung zwingen würde, — und auf diese Weise bald dessen Einwilligung erlangt. Sabbatha war nicht vom Bett der Kranken gewichen, und legte ihre Freude über Leopoldinens Rettung auf eine rührende Weise an den Tag. Die Genesende dagegen, der keine Fieber-Phantasieen ihr Geheimniß entrissen hatten, ging nun erst, als sie die Folgen der ganzen Begebenheit erfahren hatte, in der zärtlichsten Liebe gegen ihren Retter, den Baron

auf. Da aber kein Schritt, weder von Gehrens, noch von Sabbatha's Seite, ſie veranlaſſen konnte zu glauben, dieſe beiden hätten ſich verſtändigt, ſo beſchloß ſie, auch ihre Empfindung um ſo tiefer zu bewahren. — Indeß wirkte dieſer Kampf ſo erſchütternd zurück, daß ſie von neuem das Bett hüten mußte, und der Arzt von einer Gemüthkrankheit ziemlich beſorgt mit der Mutter zu ſprechen begann. Natürlich konnte dieſe, die kein Wort von dem Geſpräch Leopoldinens mit dem Baron im Garten wußte, und wohl überhaupt in einem langen, ruhigen Leben ſich nicht auf Enthüllung von Leidenſchaft geübt hatte, keinen Beweggrund finden, und erſchöpfte ſich in Muthmaßungen. Deſto klarer mochte Sabbatha ſehen.

Gehren war indeß wieder hergeſtellt. Eh' er aber im Lichtenthal'ſchen Hauſe erſchien, hielt er es für beſſer, die Partheien vorher über das zu verſtändigen, was ſie von ihm zu erwarten hätten. Er ſchrieb deshalb an die Tante und an Sabbatha. — Der Zufall legte beide Briefe in Sabbatha's Hand. Triumphirend ſprang ſie in Leopoldinens Zimmer. — „Hier meine holde Kranke" — rief ſie jubelnd — „hier bringe ich Dir die wahre Lebenspanacee, die Dich augenblicklich wieder herſtellen wird!" — Leopoldinens Herz ſchlug hörbar vor Angſt und Beklemmung. „Doch nur einen Augenblick Geduld" —

nahm Sabbatha wieder das Wort — „um meine prophetiſche Gabe zu rechtfertigen, die gottlob, diesmal etwas Gutes verkündet. Seht beide her, Tante und Leopoldine, beide Briefe ſind zu, ihre Siegel ſind unverletzt, — vernehmt nun, was ſie enthalten. — Dieſer hier, an Frau von Lichtenthal, enthält Gehrens Entdeckung, daß er nicht mich, ſondern Leopoldinen unausſprechlich liebe, und daher um ihre Hand bitte. Dieſer hier“ — ihr komiſcher Ton ging unwillkührlich in's Wehmüthig-ernſte über — „iſt ein Abſagebrief des Barons an die arme Sabbatha, worin er ihr Schuld giebt, daß ſie nicht zu lieben verſtehe. Darin“ — ſie wurde immer weicher — „hoffe ich zu beweiſen, daß er Unrecht hat!“

„Sabba“ — unterbrach die Tante ſie unwillig und verahnend — „dieſer Scherz iſt unzeitig!“

„Gewiß“ — erwiederte jene ſehr ernſt — „das wäre er, und noch dazu grauſam gegen Leopoldinen. Aber der Erfolg wird mich rechtfertigen. Leſen Sie, und Du, Leopoldine, öffne meinen Brief!“

„Zitternd löſ'te Leopoldine das Siegel. Sehr bewegt erbrach die Tante das Schreiben. „Es iſt wie Du geſagt — allein ich mißbillige ſehr“ — .

„Nur einen Augenblick Geduld, Tante. Nun, Leopoldine, was ſagt der Brief?“

„Was Du verkündet“ — erwiederte dieſe —

„aber was ſoll denn nun geſchehen?“ ſetzte ſie, furchtſam, leiſer hinzu.

„O, Leopoldine!“ — rief Sabbatha mit lautem Schluchzen — „wirſt auch Du mir Schuld geben, daß ich nicht zu lieben verſtehe? — Er ſey Dein! Willig trete ich ein Herz ab, das ich nie beſeſſen.“ — Die Freundinnen ſanken einander unter heißen Thränen an's Herz.

Die Tante wollte nun im Ernſt allerlei vorbringen, wie ihr Herz dadurch gekränkt ſey, ihre Tochter auf Sabbatha's Koſten, die ſie nicht minder zärtlich liebe, glücklich zu ſehen; wie ſie bezweifle, ob Leopoldine ein ſolches Opfer annehmen dürfe, und wie, wenn ſie es dürfe, des Barons Characterfeſtigkeit in einem bedenklichen Licht erſcheine; welche Gründe ſie ferner der Welt für dieſe Veränderung angeben ſolle?

„Der Welt,“ erwiederte Sabbatha: „dient in ſolchen Fällen die Wahrheit am Beſten. Sagen Sie ihr, daß wir bei näherer Bekanntſchaft uns nicht gefallen hätten, ich dem jungen, heißblütigen Baron zu ernſt, zu kalt ſey. Ihre Mutterliebe, die ich innig dankbar empfinde, wird durch Leopoldinens Glück weit mehr befriedigt werden, als durch ihr und mein Unglück; denn würde mir Gehren ſüße Tage bereiten, wenn ich ihn Wort zu halten zwänge? Leopoldine nimmt endlich von mir kein Opfer an, denn ich

empfinde durchaus das nicht für den Baron, was er Liebe nennt. Daß er aber Leopoldinen von ganzer Seele liebt und immer lieben wird, dafür bürgt mir mein Vorgefühl!“

Es ließ ſich gegen dieſe Gründe nichts einwenden. Leopoldine durfte einige Worte an Gehren ſchreiben, der im Fluge herbei kam, ihrer Mutter ſein Glück zu verdanken. — „Nicht mir allein, ſagte ſie ſanft verweiſend: „der edeln, von Ihnen verkannten Sabbatha gebührt der größte Theil Ihres Dankes!“ — Gehren wollte zu ihr, allein ſie war abweſend, und bat die Tante in einem Billet um Vergebung, daß die muthmaßlich alte Jungfer ſchon jetzt anfange ſich eigenmächtig zu betragen. Sie ſey nämlich auf einige Monate nach Hohenfriedeck gezogen. Bei ihrer Rückkehr freue ſie ſich, dann die Neuvermählte zu umarmen. Die Tante ſegnete das edle Mädchen, und ihren zarten Sinn enträthſelnd, feierte ſie die Verbindung der beiden Liebenden nach wenigen Wochen. Gehren und Leopoldine gedachten in dem Hochentzücken ihrer Liebe mit inniger Dankbarkeit ihrer Freundin, die erſt gegen den Herbſt, ſtiller und ernſter als je, von Hohenfriedeck zurückkehrte. Dort hatte ſie die hinterlaſſenen Papiere ihrer ſeligen Mutter geleſen, und mochte auch ſonſt manchen prophetiſchen Blick in ihre Zukunft gethan haben, denn ſie traf An-

ſtalten, die keinen langen Aufenthalt auf Erden verhießen.

Leopoldine beſchwor ſie, in ihr Haus zu ziehn. Sabbatha that es ungern, und ſagte ihr unverholen, ſie wiſſe, daß man ſie nach einem Jahre daraus verweiſen werde. Leopoldine zerfloß hierüber in Thränen. Dies bewog Sabbatha nachzugeben, und Gehren's freundſchaftlicher, vertrauter Ton that ihr wohl, obſchon er ihre Zweifel nicht hob. Leopoldine, die ihren Gatten anbetete, und oft die tiefe Narbe mit Inbrunſt küßte, die er auf der Stirne ſeit jenem Falle trug, ward Mutter eines kleinen Mädchens, das die Aeltern unbeſchreiblich beglückte. Nach Verlauf eines halben Jahres verkündete Sabbatha mit Thränen, Frau von Lichtenthal werde in ganz kurzer Zeit ſterben. Es traf ein, und kaum war man von dieſer traurigen Feierlichkeit zurück, kaum hatte man ſich von dieſem Schlage erholt, ſo zeigte die Unglücksprophetin ſchon wieder den nahen Tod der kleinen Leopoldine an. Man denke ſich den Jammer der Aeltern, als nach einer plötzlich eingetretenen Kinderkrankheit von kurzem Verlauf man die kleine Todte von ihnen trug, und man wird es bei Gehren's leicht erregbarem Character zu entſchuldigen wiſſen, wenn die Dankbarkeit gegen Sabbatha Mühe hatte, ſich gegen ſeine immer entſchiedenere Abneigung zu behaupten. Er gab ſich zwar im Gefühl des

Glückes, welches er ihrer Großmuth ſchuldig war die größte Mühe, den Kampf in ſeinem Innern nicht nur zu verbergen, ſondern ihn auch äußerlich durch kein Symptom zu verrathen. Ja, um Leopoldinen nicht weh zu thun, verſchwieg er ihr ſogar dieſer. Allein dem ſcharfen Blick Sabbatha's entging die Veränderung ſeines Weſens nicht, und ſie ſah bald auf den Grund. Um keinen Wettſtreit von Großmuth zu veranlaſſen, der niemand genützt haben würde, verließ ſie unter dem Vorwande, Hohenfriedeck wieder einmal zu beſuchen, Leopoldinens Haus, und entdeckte in einem Briefe der Freundin die wahren Motive, wobei ſie Gehren, der ſie durchaus nicht tadelswerth finden könne, innig für ſein Zartgefühl dankte. Dieſer bekannte es ſeiner Gattin unverholen, daß er erſt jetzt frei Athem ſchöpfe, und ſeines Glückes froh zu werden vermöge, ſeit jene Unglücksprophetin ſein Haus verlaſſen habe.

Sabbatha zog nun wirklich nach Hohenfriedeck, wo ſie bald als Pflegerin und wunderthätige Helferin von den Armen und Leidenden der ganzen Gegend beinahe abergläubiſch verehrt wurde. Ihre meiſten Stunden brachte ſie in der Bibliothek, viele ihrer Nächte auf einer von ihr erbauten Sternwarte zu. Ueber die Früchte ihrer Nachtwachen, ſo wie über die tiefen Blicke in die Geiſterwelt, die ſich ihr gegen das Ende ihres Lebens immer mehr aufzu-

klären ſchien, iſt nichts bekannt worden, da ſie alle Papiere vernichtete. Auch das blieb unentſchieden, ob ſich jener übernatürliche Beſchützer, dem ihre Mutter ſie empfohlen, ganz zurückgezogen, ſobald ſeine Pflegbefohlne an Geiſt gekräftigt, durch Erziehung und Unterricht über ihre Pflichten belehrt, einer Vormundſchaft überhoben war, die der freien Wirkſamkeit eines denkenden Weſens Feſſeln anlegt, und den oft nicht leichten Opfern, die ihr zu bringen auferlegt waren, ihr ſchönſtes Verdienſt — freiwillige Leiſtung aus Pflichterkenntniß und Tugendliebe — geſchmälert haben würden. Wenn nun aber auch kein Schutzgeiſt ihr mehr in zweifelhaften Fällen rathend zur Seite ſtand, ſo wäre es vielleicht möglich, daß der mannigfach Geprüften und Bewährten zum Lohn ein vertrauterer Umgang mit der Geiſterwelt geſtattet worden ſey, und befreundete höhere Weſen es nicht verſchmähet hätten, ihr in körperlicher Geſtalt, der Bedingung ſinnlicher Erſcheinung, freundlich verkehrend zu nahen. Glaubwürdige Zeugen betheuerten zu jener Zeit, Sabbatha, die ſeit ihrem Einzug in Hohenfriedeck die Burg nicht wieder verließ, bald mit einer, bald mit zwei weißen Lichtgeſtalten um Mitternacht auf der Sternwarte geſehn, ja im Thurmzimmer, worin ſie oft verſchloſſen war, mehrere melodiſche Stimmen, deren Unterhaltung mehr ein leiſer Geſang, als

Sprache geweſen — gehört zu haben. Sie ward, dem Anſehn nach völlig geſund, nach einigen Jahren todt im Lehnſeſſel auf der Sternwarte gefunden, und die letzte ihres Namens, in der Familiengruft beigeſetzt. Eine von ihr errichtete Stiftung verfällte Burg und Herrſchaft Hohenfriedeck auf den jedesmaligen Senior des Gehren'ſchen Geſchlechts. Nach ſpätern Jahren fand man, bei der, wegen Senkung eines Gewölbes, nöthigen Oeffnung der unterirdiſchen Gruft, einen friſchen Kranz von weißen Roſen auf ihrer Ruheſtätte. Ihr Andenken welkte eben ſo wenig, und Gehren's Enkel ſprachen mit Ehrfurcht und Rührung von Sabbatha von Friedeck!

Die beiden Vettern.

Herr Ludwig von Elſe hatte nach dem Tode ſeines Vaters das Infanterie-Regiment, in welches er, dieſem entſchiedenen Soldatenfreunde zu Liebe, getreten war, verlaſſen. In der That konnte wohl niemand unpaſſender zum Waffenhandwerk gefunden werden, als eben er. Von anſehnlicher Größe, dick und fett, aber von engen Schultern und ſchmaler Bruſt, verriethen ſeine blaugrauen Augen ohne Braunen, ſein weißgelbes weiches Haar, ſeine dünne Stimme, ſeine wachsähnlichen Hände, die er ungemein ſorgſam pflegte, dem Beobachter unter der männlichen Geſtalt ein ſehr unmännliches Weſen. Aus lauter Temperaments-Tugenden zuſammengeſetzt, war er mäßig im Eſſen und Trinken — bei ſchwachem Magen, gleichgültig gegen das ſchöne Geſchlecht — bei kaltem, langſam ſchleichenden Blute, ordentlich in ſeinen Angelegenheiten — bei einem

gewaltigen Hang zum Geiz, ſanft und verträglich — bei großem Reſpect vor blanken Klingen und Piſtolen. Mit dieſen Anlagen liebte er nur eins außerordentlich — ſich ſelbſt; Ruhe und Bequemlichkeit. Seiner Vatersſchweſter, einer alten, aber kräftigen Wittwe, die ſich von ihrer Heftigkeit bisweilen zu einem recht männerhaften Fluch hinreißen ließ, war das weichliche, unmännliche Weſen ein täglich Aergerniß. Um ihn daraus aufzuſtören, hatte ſie ihrem Bruder, dem Major, in deſſen Hauſe ſie, ſeit er Wittwer war, lebte, unaufhörlich angelegen, ſeinen Sohn Soldat werden zu laſſen. „Aber Schweſter, er taugt ſo offenbar durchaus nicht dazu!“ — erwiederte der erfahrne Mann oft. „Thut nichts“ — meinte die Dame — „wird der Bengel auch kein Soldat, ſo wird er doch ein Mann. Das derbe, friſche Kriegshandwerk wird den Träumer ſchon wecken!“ — Allein Ludwig blieb ungeweckt, ob ſchon nicht ungeneckt. Die Vorwürfe ſeiner Obern, die Spöttereien ſeiner Cameraden konnten ihn weder männlich, noch lebendig machen. Er ſeufzte nicht, er klagte nicht, verrichtete ſeine Dienſtpflichten auf die gewohnte herzlichſchlechte Weiſe, und forderte, als der Vater plötzlich ſtarb, Tags darauf ſeinen Abſchied, nachdem er zwei und ein halb Jahr das Portepée getragen hatte. Um gar nicht aus der Reſidenz, wo er auf Urlaub war, zu dem verhaßten Re-

giment zurückkehren zu müſſen, gab er eine Krankheit vor, worüber die alte lebhafte Tante ſo in Zorn gerieth, daß ſie ihm in den kräftigſten, obſchon keineswegs ſchmeichelhafteſten Worten, ſein Bild entwarf. Herr Ludwig hielt während dieſer Predigt ſein Schnupftüchlein in der Hand, und legte mit drei Fingern der Rechten voll weiblicher Geſchicklichkeit zierliche Falten, ohne ſich zu einer Antwort zu erwärmen. Dieſe Apathie jagte die Tante ſo in Harniſch, daß ſie ihm mit allen Zähnen in die gelben Locken fuhr, und ſeinen Pfirſichwangen ein feuriges facsimile ihrer knöchernen Hand aufdrückte. Wuth und Schmähungen, ja die augenblickliche Erwiederung des Angriffs von Seiten Ludwigs, ſo reſpectwidrig ſie auch geweſen wäre, hätte die Tante bereuend und verſöhnt an des Neffen Bruſt geführt, ſtatt deſſen begann Herr Ludwig — zu weinen, einige koſtbare Thautropfen des Grams auf das Filetzeug fallen zu laſſen, das an ſeinem Tiſchchen angeſchraubt war. „Flachskopf,“ — rief die auf's äuſſerſte gebrachte Dame — „der ſich von einer Frau ohrfeigen läßt, pfui, über Dich Zwittergeſchöpf! Unterſteh' Dich nicht zu ſagen, daß Du mir angehörſt, und mein Neffe ſeyſt! Die wackern, gelehrten und tapfern Herren von Elſe würden ſich im Grabe umdrehen, könnten ſie ſehen, wie im Schatten ihrer Mannhaftigkeit ein Langohr von Nachkommen Filet

macht, Schminke kocht, und Blümchen zieht. Noch einmal pfui über Dich, Du Flackerocken in Männerkleidern. Und damit Du's weißt, wie aus meinem Herzen, so ſtreiche ich Dich auch aus meinem Teſtament. Daß ich mein ſchönes Geld dem Hans-Grau'chen vermachte, damit er ſich fein bequem ſein Heu aufſtechen ließe! Ja, warte, nicht einen Heller bekömmſt Du!" — Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer, und Tags darauf das Haus, in dem ſie geboren, und ſo viele Jahre glücklich mit ihrem Bruder vor und nach ſeiner Heirath, ſo wie während ſeiner Wittwerſchaft, gelebt hatte. In der That war dies das Beſte, was ſie thun konnte. Der Neffe, von Jugend auf ein weibiſches, gutmüthiges, aber durch blinde Mutterzärtlichkeit, der der Vater aus Liebe zum Frieden nachgegeben — verzogenes Geſchöpf, würde ſich jetzt in ſeinem ſechs und zwanzigſten Jahre nicht mehr geändert, die Tante, ſelten in ihrem Leben zum Nachgeben geneigt, wo nicht die entſchiedenſte geiſtige Ueberlegenheit ihr imponirte, würde ihren Widerwillen täglich mehr hervor wachſen geſehen haben; und ſo war das Feld zu räumen das Beſte. Dieſem Entſchluſſe und ſeiner Ausführung folgte ein zweiter; von dem mißrathenen „alten Jungen" kein Wort mehr anzuhören, und überhaupt ſeine ganze Exiſtenz zu ignoriren. Das aber war ganz gegen Herrn Ludwigs Abſicht, dem die teſtamentariſche

Drehung der Tante nicht weniger in der Seele, als ihre Finger auf den Wangen brannten. Sobald ſie das Zimmer verlaſſen, ſtieg er von dem Tritt am Fenſter, wo er den ganzen Tag ſaß, herab, und vor den Spiegel. Als er ſein Bild erblickte, hätte ihn beinah der Zorn übermannt. Der ſchöne, leichte Lockenwurf war zertrümmert, der ſchmachtendes Ausſehn verleihende Coup de vent emporgeſträubt, und die beiden crochets, die ſo bedeutungsvoll gerundet auf den blaugeäderten Schläfen ruhten, ſtanden wie ein Paar Fledermausohren horizontal vom Kopfe ab. Herr Ludwig bebte — Noch mehr aber erſchütterte ihn das unverkennbare Merkmal handfeſter Zärtlichkeit, welches purpurentzündet auf der linken Wange in vier, auf der rechten in fünf breiten Streifen brannte! Ein elfenbeinener Kamm von Des Marais in Paris, in huile de Macassar mit einigen Tropfen Eau de Mousseline getaucht, wurde ſogleich aus der Velvetſehenen Toilette genommen, und vor allen Dingen das ganze härene Goldgewebe bis zum nächſten Schöpfungsmorgen glatt durchgeſtrichen, ſodann in einige zwanzig Wirbel gedreht, und mit ſilbernen Haarnadeln feſtgeſteckt. Aber die Wangen, die zarten Wangen! Bekümmert zog er ein roſenholznes Schubfach nach dem andern auf, der ganze Vorrath des berühmten Corbey Perolle ſo wie ſeines trefflichen Nachfolgers Houbigant

Chaudin *) bot keine Linderung für dieſen Schmerz, kein unſichtbarmachendes Mittel für dieſe Entſtellung! Endlich — o Glück! o Troſt! fand ſich ein Fläſchchen Essence de Jeunesse de Perse, pour adoucir et raffraichir le teint! Mit Entzücken ward das hermetiſch verſiegelte Glas entſiegelt, der Finger, ſo wie es der à la chinoise gepflegte, zollange Nagel eines modernen Elegants erlaubte, hinein gedrängt, und die dunkelgerötheten Wangenhalbkreiſe damit geſtrichen. Als dies geſchehen, verſchloß Herr Ludwig von Elſe ſeines Wohnzimmers Thür, ſetzte ſich, nachdem alle Vorhänge herabgelaſſen, auf's Sopha, warf einen den Lichtſtrahlen gänzlich undurchdringlichen Staubmantel — ſo verlangte es das Mittel — über Kopf und Geſicht bis zu den Füßen herab, und blieb nun, ſtreng der Vorſchrift Folge leiſtend, die Hände im Schooß gekreuzt, zwei Stunden lang unbeweglich ſitzen. In dieſer wahrhaften Zurückgezogenheit von der Welt hatte er zweierlei vor ſich — Schlafen oder Denken. Das erſte war aber in der Recette pour le teint nicht erwähnt, und ſonach würde es ſich Patient, als vielleicht dem Effect ſchädlich, um keinen Preiß geſtattet haben. Es blieb daher nur das Denken übrig, und ſo wenig gern er ſich damit befaßte, weil es,

*) Berühmte Parfumeurs in Paris.

dem Ausſpruch ſeines Friſeurs zu Folge, Runzeln in die Stirn bringe, ſo glaubte er es ſich dennoch in dieſen Stunden unfreiwilliger Selbſtanſchauung geſtatten zu dürfen, weil er davon einen Plan ſeines Betragens gegen die zornmüthige Tante erwartete. Wir haben es ſchon erwähnt, daß ſich Herr Ludwig durch nichts mehr erſchüttert gefühlt hatte, als durch die Drohung, ihm ihre Liebe — und ihr Vermögen zu entziehen. Der rechte Sinn dieſes Nachſatzes konnte ihm die Angſttropfen auf die Stirn treiben, wenn er es ſich vergegenwärtigte, was es heiße, ſo mit einem Zuge ſechzigtauſend Thaler zu verlieren! Der Character der Tante, ihr unverbrüchliches Treubleiben dem gegebenen Worte, ihre Feſtigkeit, die die meiſten Male in Hartnäckigkeit überging — dies Alles zuſammengenommen, verbürgte ihm die Gewißheit, daß ſie auch diesmal Wort halten, ihm die ganze, höchſt bedeutende Erbſchaft, das prächtige Mobiliare, den reichen Vorrath an Leinwand, Wäſche u. dgl. entziehen, und ſie, Gott weiß welchem hergelaufenen Handegen verſchreiben dürfe. Der bisher nur tropfenweis hervorgetretene Angſtſchweiß quoll bei dieſen Gedanken reichlicher hervor, woran die luftdichte Hülle, mit der Herrn Ludwigs Vorderſeite gleich dem Bilde von Sais behangen war, das Ihrige beitragen mochte. In aller Bedrängniß über der Tante muthmaßliches furchtbares Codicill,

konnte er ſich doch einer ſüßen Behaglichkeit über die ſo reichlich erfolgte Tranſpiration nicht entſchlagen, denn die Recette des Eau de Perse verlangte ausdrücklich „une activité de l'organe de la peau“ — und o Wonne — welch ein beruhigendes Reſultat ließ ſich nicht von einer Hautthätigkeit erwarten, bei der er ſelbſt ganz unthätig bleiben konnte, und doch bereits wie ein Braten dünſtete! So waren anderthalb Stunden vergangen, ohne daß er noch zum Entwurf ſeiner künftigen Handlungsweiſe gegen die Tante hatte gelangen können. Er beſchloß, noch ein halb Stündchen abzudampfen, dann die Scheidewand zu heben, die ihn von der Außenwelt trennte, und einen Blick in den Spiegel zu wagen. Gewiſſenhaft ſaß er bis zum letzten Glokkenſchlage verſchleiert, dann enthüllte er ſich behutſam, und trat nicht ohne hörbares Herzklopfen vor den Spiegel. Ein Blick und — o Seligkeit — der Teint war wieder reposé, klar zum Zerblaſen, und jene ominöſen Zeichen verſchwunden. „Die liebe, heftige Frau“ — ſchmunzelte der Selbſtbefriedigte, völlig Verſöhnte — „ſie meint es immer gut mit mir, und wird es auch diesmal ſo bös nicht gemeint haben!“ Er trat an den Tiſch, entſchloſſen, dem Himmel Alles zu überlaſſen, und die angefangene Nadel abzuſtricken, als ein gewaltiges Pochen ihn erinnerte, daß die Thür noch ſeit jenem Act von

innerer Selbſtbeſchauung verſchloſſen ſey. Der Bediente hatte ſeinen Herrn von irgend einem böſen Zufall überraſcht geglaubt, und ſchon Anſtalt gemacht, die Thür einzuſchlagen. Er begnügte ſich indeſſen, als er ihn ſo wohl ausſehend fand, ihm die Ankunft ſeines Vetters, des Herrn Herrmann von Elſe, zu melden, der ihn zu ſprechen wünſche. Dieſer Vetter, nachdem er ſich daheim zur Unverſtädt vorbereitet, war wegen ausgebrochener Inſolvenz ſeines Vaters in fremde Kriegsdienſte gegangen, und hatte, nach einigen glänzenden, tapfern Thaten, ſeit einigen Jahren nichts wieder von ſich hören laſſen. Herr Ludwig glaubte ihn im Felde oder in einem Hoſpital an ſeinen Wunden, den Folgen ſeiner tollkühnen Bravour, verſtorben, und wußte nicht recht, ob er ihn empfangen ſolle oder nicht, da er aller Vermuthung nach ein wüſter Burſche war, bei dem es am beſten heißen mochte: drei Schritte vom Leibe! — Da indeß der Bediente auf Näheres Befragen angab, daß der junge, etwa einige zwanzig Jahr alte Menſch ſehr ſanft und beſcheiden ausſehe, auch ziemlich ärmlich gekleidet ſey, ſo glaubte Ludwig die Gelegenheit, mit einem abgeſetzten Anzuge und einigen Thalern ſich die Tante wieder geneigt zu machen, nicht verſäumen zu dürfen, und hieß den Vetter herein führen. Ein ſchlanker, ſonnegebräunter Jüngling von edlem Anſehn, eine breite Narbe über die

Stirn, ſchwarzem Haar und Aug, und einem angenehmen Ausdruck von Güte, trat mit einiger Schüchternheit in's Zimmer. „Ei, ei“ — rief Herr Ludwig „ei, ei, Vetter Herrmann, ſo jung, ſo tapfer, erſt ſechs Jahr Soldat, und ſchon wieder ausgedient?“ Herrmann erwiederte, die nach dem Frieden eingetretene Reduction der Armee habe natürlich die Ausländer zuerſt betroffen. Ihm zwar habe man eine Anſtellung in einer Feſtung verſprochen, allein er geſtehe, daß er nichts Schlimmers kenne, als den Feſtungsdienſt im Frieden, dann aber ſey der Ort ſo weit von ſeinem Vaterlande entfernt geweſen, daß er doch Bedenken getragen ſich dahin zu exiliren.

„Alles gut,“ — meinte Herr Ludwig, „allein er begreife nur nicht, wovon der junge Mann leben wolle, wenn er nicht etwa eignes Vermögen beſitze, oder die Frau Tante im Hinterhalte habe.“ „Sie ſpotten bitter“ — erwiederte Herrmann. „Es muß Ihnen bekannt ſeyn, daß von unſern Vätern nur der Ihrige reich war, der meinige aber ſein Vermögen in unglücklichen Speculationen zugeſetzt hatte. Daß unſre Tante noch lebe, glaubte ich kaum. Sie wiſſen aber auch, daß ſie mit meinem Vater, wegen ſeiner Inſolvenz und ſeiner der Familie mißfälligen Heirath, gänzlich zerfallen war. Auf deren Unterſtützung zu rechnen wäre daher wohl mehr als vermeſſen, — und daß man als Soldat keine Schätze ſammle —“

„Nun aber“ — fiel Herr Ludwig, als ihm der unausweichliche Wohlthätigkeitsact immer näher rückte, mit ängstlicher Stimme ein — „was soll denn nun werden? Der angebliche Reichthum meines Vaters iſt wenigſtens auf mich nicht gekommen, und wenn Du glaubſt?“ — „Ich habe“ — fiel Herrmann erröthend ein — „eh ich zum Regiment ging, hier einige Schulkenntniſſe erworben und dieſe fortgeſetzt. Im Auslande fand ich Gelegenheit in den Lieblingsſtudien meines Vaters, der Botanik und Chemie, Fortſchritte zu machen, und ſo hoffe ich in einer der hieſigen Apotheken vielleicht als Proviſor ein Unterkommen zu finden.“

„Hm, hm,“ — brummte Herr Ludwig, dem ein Botaniker und Chemiker zur Pflege ſeiner Blumen, und zur Bereitung ſeiner mancherlei Schönheitsmittel doppelt willkommen war, die er ihm mit einem Dachſtübchen, einem ganzen Rock und einem Antheil an ſeinem Tiſch ſalariren konnte — „hm, hm, Vetter, davon ließe ſich ſprechen. Bis Du mit einem Principal in Unterhandlung getreten biſt, könnteſt Du mir wohl mit Deinen Kenntniſſen nützlich ſeyn, wofür ich Dir Wohnung, Kleidung und Koſt verſpreche.“

„Mit tauſend Freuden“ — verſetzte Herrmann — „nichts wünſche ich mehr als nützen, und meine

Studien fortsetzen zu können!“ — Sonach war der Handel abgeschlossen.

Während Herrmann nach der Post ging, um sein Felleisen und seine Paar Bücher herbeizuschaffen, ließ Herr Ludwig ein Dachstübchen zurecht machen, die allernöthigsten, höchst einfachen Möbeln hineinsetzen, und suchte dann aus seiner Garderobe ein unscheinbar gewordenes Kleidungsstück aus, das dem Vetter übel und bös paßte. Indessen gab sich bei dieser Gelegenheit die tröstliche Wahrheit kund, daß die wenigsten Menschen so schlimm sind, als sie scheinen, und daß man sie durch Bescheidenheit und Sanftmuth am sichersten entwaffnet. Wir wollen nicht in Abrede seyn, daß Herr Ludwig mit diesem Zuwachs seines häuslichen Etats, von welchem voraus zu sehen war, daß er ihn in den ersten Paar Jahren wohl kaum los werden dürfe, anfangs gar nicht einverstanden war; und wäre Herrmann im Selbstgefühle seines Werthes mit militärischer Derbheit aufgetreten, so würde sich Herrn Ludwigs Gemüth gar bald, gleich einer Auster, zugeklappt haben. Allein des Vetters schüchternes, stilles Wesen, seine präsumirte Brauchbarkeit, entwaffneten den reichen Mann, und er ließ nicht nur in das Stübchen bessere Geräthschaften setzen, sondern warf auch den abgeblichenen Flausrock, den er schon unter den Händen hatte, bei Seite, und legte einen Anzug

zurecht, in welchem Herrmann ſich anſtändig konnte ſehen laſſen. Dieſer war der beſte Menſch, den man wünſchen konnte; einer von jenen glücklich gemiſchten Characteren, die in ſich ſelbſt die beſte Bürgſchaft des Glückes tragend, auch diejenigen beglücken, denen ſie zu Theil geworden, und ſie überall Freunde finden laſſen.

Bei der kräftigſten Männlichkeit blieb er dennoch weich, nachgebend, und ſeine Weltkenntniß konnte ihm kein unbilliges Mißtrauen gegen die Menſchen einflößen, die er faſt überall gut gefunden. Immer freundlich und heiter, war er gegen gütige Behandlung höchſt dankbar; voller Geduld und Nachſicht mit fremden Schwächen, die er oft gar nicht zu bemerken ſchien. Er richtete ſich bald im Hauſe ſeines Vetters ein, und ſeine Verträglichkeit mit den Dienſtbothen, ſeine Aufmerkſamkeit auf Herrn Ludwigs Wünſche, ſo wie ſeine Sorgfalt für deſſen Liebhabereien, machten ihn demſelben nach Verlauf von einigen Monaten ganz unentbehrlich. Ja, Herrn Ludwigs Wohlbehagen an dem jungen Manne ging ſo weit, daß er ihn nach Verlauf eines Vierteljahres neben ſeinem Wohnzimmer einquartieren wollte, was indeß der kluge Herrmann, um ſich auch nicht den Schein einer Anmaßung zu geben, dankbarlichſt ablehnte. Wenn er für Herrn Ludwig allerhand Waſſer und Salben bereitete, und dieſer neben ihm

am Heerde ſtand, ſo war es natürlich, daß ſich zwiſchen ihnen eine Unterhaltung entſpann, die je häufiger, deſto zwangloſer werden mußte. Man beſchloß hier, daß, ſobald die Frau Tante von ihrer Geſchäftsreiſe zurückgekehrt ſey, Herrmann ihr die Aufwartung machen müſſe. Es geſchah, und der Jüngling hatte dort keinen leichten Stand. Heftig und kräftig wie ſie war, empfing ſie ihn ſchlecht genug, und warf ihm nicht nur ſeines verſtorbenen Vaters unſinnige Heirath, ſondern auch ſein eignes Abgehn vom Militär bitter vor, welches ſie geradehin einen bettelſtolzen dummen Streich nannte. Ja, weil ſie Luſt zu poltern hatte, ſo mußte Herrmann auch die Geſchichte ihres Bruders mit Ludwig hören, wobei deſſen Biographie bis auf den laufenden Tag eingeſchaltet wurde. Er blieb ſo geduldig dabei, wie wir ihn kennen gelernt haben, und freute ſich nur im Stillen, den Character ſeines Vetters, den er trotz der Uebertreibungen der Tante doch im Ganzen ſehr klar aufgefaßt fand, eben ſo richtig, nur viel gelinder, beurtheilt zu haben. Als die Tante Vulcana geendigt hatte, fragte ſie in nicht viel weniger barſchem Tone, was die beiden Taugenichtſe nun neben einander zu beginnen dächten? Herrmann entwikkelte beſcheidentlich ſeinen Plan für die Zukunft, und wie ihm der Vetter, großmüthig genug, gegen allerhand kleine Dienſtleiſtungen Wohnung, Unterhalt

und Kleidung gäbe. Zwar ſchien die eifrige Zänkerin durch eine ſo vernünftige Antwort beſänftigt, aber ſie meinte doch, bis die Erfahrung ſie nicht anders belehre, müſſe ſie Herrmann für einen Thunichtgut halten, denn der Apfel falle nicht weit vom Stamme. Damit er indeſſen doch ſähe, daß ſie auch ein Herz habe, ſchenkte ſie ihm einen Ducaten, und gebot ihm, über drei Tage bei ihr zu Mittag zu ſpeiſen. Dankbar küßte Herrmann die Hand der Polternden, und eilte nach Haus, um Herrn Ludwig die ganze Begebenheit, ſo weit ſie ihm zu wiſſen frommte, vorzutragen.

Herr Ludwig hörte den Bericht mit großer Aufmerkſamkeit an. Daß es je dem Jüngling einfallen könne, weitausſehende Plane zu ſchmieden, um ſich bei der Tante in Gunſt zu ſetzen, und wohl gar ſich die Erbſchaft allein zuzuwenden, dergleichen — das wußte er gewiß — kam nicht in Herrmanns ehrliches Herz, ſeinen beſcheidenen anſpruchsloſen Sinn. Und gewiß, Herr Ludwig von Elſe beurtheilte das ſchöne Gemüth ſeines Vetters richtig, und konnte deshalb keinen Anſtand finden, am folgenden Tage, als Herrmann eben Salbe gegen Falten in der Stirn am kleinen Heerde neben dem Wohnzimmer kochte, ihm zu entdecken, daß er etwas auf dem Herzen habe, wovon ihm dieſer helfen könne. Dem Jüngling ſagen, daß man ſeiner bedürfe, daß er irgendwo

Gutes zu ſchaffen vermöge, hieß ſeine ganze Seele in Flammen ſetzen, und ſich in voraus ſeiner lebendigſten Theilnahme verſichern. Herr Ludwig wußte das wohl, und erzählte nun mit beweglicher Stimme, wie er bisher immer mit der Frau Tante in den beſten und freundſchaftlichſten Verhältniſſen geſtanden, und dieſe gütige Zuneigung gewiß ſtets eben ſo herzlich als ehrfurchtsvoll erwidert habe — bis ein Schritt, den er leider ohne erſt der verehrten Frau Genehmigung darüber einzuholen, gethan, dieſe mit einem ſolchen eminenten Zorn gegen ihn erfüllet, daß — hier unterbrach ihn die Rührung, und des weichherzigen Herrmanns Augen glänzten feucht — daß ſie ſich hinreißen laſſen, zu erklären, wie ſie ihm nicht nur ihr ganzes Vermögen, zu deſſen Erbe er bisher ſtillſchweigend beſtimmt geweſen, entziehn, ſondern auch damit den unendlich ſchmerzhaften Verluſt ihrer Liebe verbinden, und überhaupt ganz und gar nichts mehr von ihm wiſſen wolle. Hier verbarg der geehrte Redner ſein Geſicht, und Herrmann bebte. Kaum wagte er unter vielen Entſchuldigungen die Frage, welches denn das ſchwere Vergehen ſey, wofür ihn die Frau Tante ſo entſetzlich beſtrafe? „Du kennſt mich, mein Vetter“ — erwiederte Herr Ludwig mit gepreßter Stimme, freundſchaftlich ſeine beiden Hände auf des Jünglings Schultern legend — „Du weißt, daß ich nicht ſchlimm bin, und keinem Ge-

schöpf, geschweige einem Menschen, je etwas zu Leide thun könnte. Deshalb besteht denn auch mein unschädliches Thun in der Pflege meiner Vögel, Affen und Blumen, in den Uebungen einiger kleiner Geschicklichkeiten, und in der Sorge für meine Gesundheit. Nun bekenne ich, daß die grausame Härte, mit welcher man Menschen und Thiere beim Militär behandeln zu müssen glaubt, mir stets ein Gräuel war, und ich mich lange aus allen Kräften widersetzte, in diesen Stand zu treten. Mein Vater sowohl, als die Tante überhäuften mich mit Vorwürfen und Schmähungen, nannten mich weibisch, verzärtelt, unmännlich. Ich mußte gehorchen, und trat im vier und zwanzigsten Jahre meines Alters ein. Der bald erfolgte Tod meines Vaters gab mir die Freiheit wieder, und ich verlangte den Abschied um so schneller, als mich eine gänzliche Nervenschwäche während des Urlaubs überfallen hatte, und am Zurücktreten hinderte. Kaum erfuhr die Tante diesen Schritt, so ließ sie mich kommen, redete mir erst zu, mein Gesuch zurückzunehmen, da ich mich aber standhaft dagegen weigerte, so erhob sich jener unglückselige Sturm, dessen entsetzliche Folgen für mein Herz ich Dir so eben geschildert habe. Dies und weiter nichts ist die Ursache. Und da mir nun an der Liebe der verehrungswürdigen Frau unendlich mehr liegt, als an dem todten Mammon, so beschwöre ich

Dich, guter Vetter, wenn Du bei öftern Beſuchen im Hauſe der Tante Gelegenheit findeſt zur Sühne zu reden, — thu' es, Du verpflichteſt mich Dir auf ewig. Ich biete die Hände mit Freuden dazu. Denk', welchen Eindruck es in der Welt machen, wie man mich als einen Geächteten, Verfluchten anſehen müßte, wenn bei dem Tode der Tante ich als enterbt bekannt würde! Wahrlich, ich überlebe es nicht!!" — Die Beiden trennten ſich, und Herrmann begann über das Gehörte nachzudenken. Daß der Vetter nicht zum Soldaten geſchaffen, ſo wie daß er zu viel Weiches in ſeinem Weſen habe, geſtand er ſich ein, aber ihm dünkte, deshalb, daß ſich jemand, ſobald ihm auf eine erlaubte Art die Möglichkeit gegeben, nach ſeiner Eigenthümlichkeit eine Lebensweiſe ausſuche, ſey er weder zu tadeln noch anzufeinden, geſchweige denn zu enterben. Daß die Tante ſehr heftig, ſehr hart ſeyn könne, davon hatte er an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht; auch ſey es doch wohl zu ſtreng, einer bloßen Grille wegen, wie ihre Vorliebe für den Soldatenſtand es war, einen unbeſcholtenen Verwandten durch Enterbung vor der Welt gleichſam an den Pranger zu ſtellen. Dagegen begriff er, daß kraft jener Freiheit zu handeln, die er für den Vetter Ludwig in Anſpruch nahm, auch die Tante mit ihrem Eigenthum nach Gefallen ſchalten könne. Indeſſen that es ihm Leid, unter ſeinen

nächſten Verwandten eine ſolche feindſelige Stimmung zu wiſſen, und er verſprach heilig ſeine Bemühungen nicht zu ſchonen, um das alte gute Vernehmen wieder herzuſtellen. Des Vetters ausdrückliches Gebot, und ſeine eigne Einſicht hieß ihn zu dem intendirten Liebeswerke die beſte Zeit abwarten. In den nächſten Wochen war ſie nicht zu finden, denn die zwei- oder dreymal, daß er die Tante beſuchte, und bei ſeinem Eintritts-Compliment auch eine Empfehlung vom Herrn Vetter Ludwig mit ausgerichtet, hatte ſie es die erſten Male zu überhören geſchienen, das letztere Mal aber ſehr beſtimmt erklärt, daß ſie ſich alle Erwähnung des Vetters Ludwig verbitte, indem ſonſt Vetter Herrmann die Thür verſchloſſen finden würde. Wollte alſo der letztere ſeiner Abſicht nicht ſelbſt ſchaden, ſo mußte er ſchweigen, wozu ihm auch ſein Brodherr, dem er aufrichtig davon ſagte, rieth. Wir haben die Tante als eine heftige, aber charaktervolle Dame kennen lernen, der nichts in der Welt ſo zuwider war, als Fauſtenzerei und unkräftiges, weibiſches Weſen. Zu auffahrend, um einer weiblichen Erziehung ſelbſt vorſtehen zu können, hatte ſie den Plan, junge arme Mädchen zu erziehen, aufgegeben, aber ſie war mit den wackerſten Männern der Stadt aus allen Berufsweiſen bekannt, und wo ihr von dieſen die Gelegenheit im Stillen Gutes zu thun, dargeboten ward, da that

ſie es auf eine wahrhaft edle und groſsartige Weiſe. Daſs ſie den jungen Herrmann nicht ganz ſich ſelbſt überlaſſen würde, war voraus zu ſehen; ſein Lebensplan hatte ihr gefallen, weil er auf etwas Nützliches zielte, und beſtärkte ſie in dem, was ſie für Pflicht hielt, nämlich ihn aus Ludwigs Händen zu reiſsen, eh er ihn habe verderben können.

Bevor jedoch die Tante etwas für Herrmann that, wollte ſie wiſſen, ob er es verdiene. Zu dem Ende vereinigte ſie das nächſte Mal, als Herrmann bei ihr zu Mittag ſpeiſen ſollte, den Rector der gelehrten Schule, einen furchtbaren Grammatiker — und den Beſitzer der erſten Apotheke in der Hauptſtadt, als Botaniker und Chemiker gleich berühmt. Ihnen entdeckte ſie den Plan, Herrmann ganz unvorbereitet zu prüfen, und von ihrer vieljährigen Freundſchaft durfte ſie ſchonungsloſe Wahrheit, wie ſie wünſchte, erwarten. Feindin aller Umſchweife, erklärte ſie daher dem Jüngling, als er eintrat, was ihm hier bevorſtehe, und wie es ſein eigner Schade ſey, wenn er von ſeinem Fleiſs und ſeinen Kenntniſſen ihr zu viel geſagt, und alſo mit Schaden beſtehen werde. Herrmanns Antwort verrieth Faſſung, Beſcheidenheit und Verſtand. Er ſey keineswegs geeignet, bei den wenigen Einſichten, deren er ſich rühmen könne, ſolchen furchtbaren Richtern gegenüber zu ſtehen, auch bäte er nicht zu überſehen, daſs bei

seinem mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde und auf dem Lande ihm die neuesten botanischen und chemischen Entdeckungen fremd geblieben seyn müßten. Er könne daher in den beiden letztern Wissenschaften nur über die Hauptprincipien und die Geschichte der Wissenschaft, so wie über die merkwürdigsten Systeme und die abweichendsten Meinungen Rechenschaft geben. „Ja, Vetterchen," — rief die Tante, entzückt über den Beifall, den die beiden Gelehrten seiner Antwort gaben, — „ja, Vetterchen, das habe ich mir gerade so ausgedacht; ohne Vorbereitung, ohne Bücher zum Nachschlagen, da muß es klar werden, ob Du was gelernt hast, oder nicht. Vor allen Dingen will ich wissen, wie es mit den alten Sprachen bei Dir bestellt ist, denn ich habe nicht vergessen, daß unser Oheim, der gelehrte, selige Mauritius von Else, immer sagte: er könne sich durchaus keinen Gelehrten denken, in welchem Fache des menschlichen Wissens man immer wolle, ohne Kenntniß der alten Sprachen; wenigstens der lateinischen. Mein alter Freund hier, der Herr Rector, hat deshalb die Güte gehabt, ein Paar Büchelchen mitzubringen, die uns darüber in's Klare setzen können, und ich bitte ihn nur sofort anzufangen. Der Rector, gründlich bis zur Pedanterie, verfuhr scharf mit dem Candidaten. Indeß dieser blieb nichts schuldig, und exponirte die vorgelegten griechischen

und lateiniſchen Autoren ſo fertig, erläuterte ſie grammatiſch, archäologiſch und antiquariſch ſo befriedigend, daß der alte Mann ihm ein „bene dixisti“ über das andere zurief, und als ſich Herrmann endlich auch noch zum lateiniſch Sprechen erbot, und ſich hierin recht tüchtig geübt zeigte, da ward ihm ein lautes, „optime, dilectissime fili“ zu Theil und er mit einer Umarmung des alten Schulmanns beehrt, die er in dieſem Augenblicke nicht gegen die des blühendſten Mädchens vertauſcht haben würde. Die Reihe kam nun an die Botanik und Chemie. Herrmann hatte ſelbſt angegeben, wie weit er ſich hinein gewagt habe, und die Natur der beiden Disciplinen brachte es mit ſich, daß in einem Zeitraume von ein Paar Stunden nur das Weſentlichſte berührt werden konnte. Indeſſen hatte die kluge Tante doch mehrere inländiſche und fremde Gewächſe herbeigeſchafft, die Herrmann unterſuchen, und deren Beſchreibung nach botaniſchen Grundſätzen niederſchreiben mußte. Hierin, als ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, war er ganz zu Hauſe, und als endlich die Prüfung geſchloſſen ward, und die Tante das Gutachten der beiden Examinatoren einholte, ſo fiel es dahin aus, daß Herrmann ein ſehr offner Kopf, mit trefflichen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, und nichts mehr zu wünſchen ſey, als daß ihm die Gelegenheit gegeben werde die ſo ſchön begonnene Laufbahn fortzuſetzen.

Die Tante, nicht weniger heftig in ihrer Zärtlichkeit als in ihrem Zorn, war so überrascht, daß ihr ein Strom von Freudenzähren entstürzte. Sie riß den hoffnungsvollen Neffen an ihre Brust, würgte ihn auf's liebevollste, und nannte ihn die Freude ihres Alters, den Wiederhersteller des Glanzes ihrer Familie, der durch den gelbhaarigen Esel — sie zeigte nach der Straße, in welcher Ludwig wohnte — ganz verblichen sey. Als die beiden Männer sich empfohlen hatten, öffnete sie ihre Chatoulle, nahm fünfzig blanke holländische Ducaten, die sie in ein grün sauberes Beutelchen steckte, und Herrmannen in den Busen schob. „Da nimm das für die ausgestandene Angst; kleide Dich so sauber, als es unter Euch jungen Leuten Mode ist; für Deine Wäsche sorge ich, so wie ich von heut an alle Collegien an der hiesigen Universität bezahle, die Du hören mußt. Und daß Du's weißt, morgen ziehst Du hierher, denn nicht eine Stunde mehr sollst Du mir bei dem hasenherzigen Flachskopf bleiben.“ —

„Verehrte Tante“ — fiel Herrmann ein — „Ihre mütterliche Liebe rührt mich unaussprechlich, aber verderben Sie Ihr schönes Werk nicht durch eine Bedingung, die mir unmöglich zu erfüllen ist. Ich verlasse den Vetter Ludwig in den nächsten zwei Jahren auf keine Weise.“ —

„Wetterjunge!“ —

„Zürnen Sie nicht, ich darf nicht anders. Ich wäre Ihrer Güte unwerth, wenn ich mich gegen den Vetter undankbar zeigte. Er hat mich aufgenommen, gekleidet, beherbergt, als ich mit ein Paar Groschen in der Tasche in meine Vaterstadt kam, und niemand sich um mich kümmerte. Die Gefälligkeiten, die ich ihm erweisen konnte, sind so nichts bedeutend, daß ich mich schämen würde, ihrer zu erwähnen. Für so viel Wohlthaten, die er mir seit drei Monden unausgesetzt und stets auf die edelste, freundlichste Weise erzeigt, hat er sich das Einzige ausbedungen, daß ich mich bemühen möchte, ihm Ihr Herz, Ihr Wohlwollen wieder zuzuwenden. Und während er mich bei Ihnen weiß, er sich vielleicht mit der süßen Hoffnung schmeichelt, durch meine Bemühungen Ihnen wieder nahe zu kommen, sollte ich ihn schmähen hören, sein Haus verlassen, seine kleinen Liebhabereien vernachlässigen, und — wenigstens dem Scheine nach — auf die Seite derer treten, die ihm nicht wohlwollen? Nein, auf keine Weise, und Gott verhüte, daß ich mich Ihrer Liebe, seines Zutrauens, und meiner selbst so unwürdig zeige!“

„Narr Du, der Du Dir einreden ließest, es sey dem schäbigen Filz um meine Liebe zu thun Längst hätte er sich die durch nützliche Beschäftigung anstatt seines Schlaraffenlebens gewinnen können, wenn es ihm darum zu thun wäre. Süße Hoffnung

ſich mir zu nähern — ha, ha, ha — mich zu beerben, wenn ich dumm genug wäre, einen Pfennig in ſeine Hände kommen zu laſſen! Aber —“

„Frau Tante“ — fiel ihr Herrmann kurz in die Rede, indem er ſeinen Hut nahm und nach der Thür ſchritt — „ich mag nicht länger Schmähungen über einen Verwandten anhören, der mag er Schwächen haben, mir nie anders als achtungswürdig erſchienen iſt. Noch viel weniger — er reichte ihr den grünen Beutel — mag ich mir ſie bezahlen laſſen!“ —

„Donner!“ — fuhr die Tante heraus, ſetzte aber gleich nach — „ehrliche Haut, bleib hier. Zwar haſt Du Unrecht, und biſt mit ſehenden Augen blind, indeſſen mit der Zeit wirſt Du das wohl einſehen lernen. Einſtweilen haſt Du mich Dein braves Herz nicht weniger als Deinen guten Kopf achten lernen. Geh' in Gottes Namen in Deine Wohnung zurück, und nimm mir zu Lieb' die lumpigen paar Ducaten mit. Mit meinem Verſprechen bleibt's aber feſt, und Du kömmſt dreimal in der Woche zu mir zu Tiſch, Sonntags, Mittwochs und Sonnabend. Höreſt Du? die Hand darauf!“ —

Herrmann küßte die dargebotene Hand, und eilte nach Haus, voll Freude und Dank gegen den Himmel, der ſich ſeiner ſo ſichtlich angenommen. Herr Ludwig hörte ihn klingeln, und ließ ihn bitten, doch

ja gleich zu ihm zu kommen. „Stell Dir vor, Herrmann“ — rief er ihm in Thränen entgegen — „was mir für ein Unglück paſſirt iſt!“

„Um's Himmels willen, Sie erſchrecken mich; was denn?“

„Ich hatte mich auf die Bergere gelegt um auszuruhen, nachdem ich den ganzen Morgen Filet geſtrickt, daß mir die Finger ſchmerzten, und in der Sonnenhitze wenigſtens zwanzig Pfund Potpourri gemacht hatte, ſo, daß mir der Kopf ganz ſchwach war. Ich wuſch mich mit Roſenwaſſer, und weil mich die Lippen vom Salzſtaub brennten, ſo ſtrich ich mir ſie mit Traubenpommade à la Ciprès und ſchlummerte ſodann ein. Was geſchieht! Ein fürchterlicher Spectakel weckt mich; Jacobine, mein Lieblingsäffchen, hat ſich ſeinen Käfig aufgehakt, iſt auf die Conſole geſprungen, und läßt ſich die pommade à la Ciprès trefflich ſchmecken. Ich will ihn haſchen, er ſpringt fort, reißt mit ſeinem langen Schwanz die Roſenwaſſerflaſche herunter, die in tauſend Stücke zerbricht. Nun werde ich wild, und ſchlage nach ihm, verſehe ihn aber und treffe la vierge incomparable, ſie ſtürzt und reißt meine beiden Pagoden, meine koſtbaren Magots de la Chine ſich nach. Mein Liebling, der die Zunge heraushängt und mit dem Kopfe dazu wackelt, und von dem die Tante, als ſie noch gut war, immer behauptete, ich ſehe ihm zum Spre-

chen ähnlich — der iſt, dem Himmel ſey Dank! unbeſchädigt, aber Schwarzel im Kaftan hat ein Ohr verloren, und die vierge incomparable — morſch entzwei!“

„Beruhigen Sie ſich, lieber Vetter; ich hoffe alles wieder gut machen zu können. Die vierge incomparable iſt auf dieſes Jahr freilich verloren; indeſſen die theure Zwiebel bleibt Ihnen ja doch; auch habe ich eine in meinem Zimmer bis zur Blüthe gebracht, die ich Ihnen zu Ihrem Geburtstage überreichen wollte, und die dreizehn Glocken mehr hat als die verunglückte. Die Roſen-Eſſenz und die Pommade à la Ciprès koche ich noch heut, und wenn Schwarzel nur ein Ohr verloren hat, ſo ſtelle ich ihn beſtimmt wieder her, da ich ja den echt porcellanenen ohne Gefahr in's Feuer bringen darf.“

„Ach Du gibſt mir das Leben wieder“ — rief Herr Ludwig entzückt — „aber nun ſag' was Du ſo ewig lang bei der Tante gemacht haſt?“ Herrmann erzählte, wie alles gekommen, was er alles beſtanden, ſo wie welchen Streit er mit der Tante der Wohnung wegen gehabt. „Und was haſt Du beſchloſſen?“ — fragte ihn Herr Ludwig — „wo wirſt Du in's Künftige wohnen?“

„Wo? Nun bei Ihnen, beſter Vetter. Ich werde Sie doch nicht verlaſſen, wenn Sie mich nicht wegjagen.“

„Wegjagen“ — meinte der Vetter, das Wort ſtark betonend — „bewahre Gott — indeſſen — ich meinte nur ſo — da die Tante Dir es anbietet — Du könnteſt deshalb immer bei mir aus- und eingehen, Deine kleinen Geſchäfte beſorgen.“ —

Herrmann ward blutroth, indeß der Vetter mit der Tabacksdoſe ſpielend auf den Boden ſah.

Ludwigs Abſicht war, Herrmann aus dem Brodte loszuwerden, und doch die Arbeit thun zu laſſen. Eine widrige Empfindung kam in ſein Herz. Sollte die Tante doch Recht haben? Er beſchloß, den Vetter auszuhorchen, und ſetzte prüfend hinzu, die Tante habe es ihm allerdings mehrmal dringend angeboten, und ſie ſey dem Vernehmen nach reich genug die Ausgabe gar nicht zu fühlen. Herr Ludwig war über des Vetters kluge Bemerkung entzückt und verſicherte, die Tante ſitze im Golde, während ihm die Soldatenjahre viel gekoſtet hätten. „Ja“ — fuhr Herrmann fort — „aber die Tante iſt großmüthig, und ſcheint mich wegen meines Bischens Latein in's Herz geſchloſſen zu haben. Wenn ich nun zu ihr ziehe und ſie mir, außer Wohnung, Unterhalt, Kleidung und den theuern Collegien, auch noch ein anſehnliches Taſchengeld gibt, ſo geht das ja alles einmal an der Erbſchaft ab, die Ihnen doch unbezweifelt einmal zufällt, wenn der kleine Streit erſt aus-

geglichen iſt. Ich armer Burſche kann freilich nichts wieder erſtatten!“ —

Herr Ludwig ſah ſeinen Vetter mit einem unbeſchreiblich dummen Geſicht an. Er war verzweifelt auf's Eis geführt. Sollte Herrmann wirklich unerfahren genug ſeyn, auf die Erbſchaft gar keine Rechnung zu machen? War es nicht im Gegentheile höchſt wahrſcheinlich, daß er, bei der täglich wachſenden Gunſt der Tante, dereinſt alleiniger Erbe ſeyn dürfte. Ihn zu der Tante ziehen laſſen, hieß ihm nicht nur die Thür weiſen, ſondern ihn auch der alten Frau völlig in die Arme werfen, wo er dann leicht mehr Schaden thun konnte, als das betrug, was er in Ludwigs Hauſe verzehrte. Blieb er, ſo koſtete er freilich viel, da man ihn ſchon der Tante wegen immer beſſer halten mußte. — Je mehr Ludwig überlegte, je peinlicher ward ſeine Lage. Immer tiefer ſenkte ſich die Unterlippe der Tabacksſtraße zu, die den Buſenſtreifen herab lief, immer mehr zogen ſich die Wangen hinunter. Wie Blitze eines aufſteigenden Gewitters zuckte es bald in den Augen, bald in dem rechten oder linken Mundwinkel. Ein ſtöhnender Laut ließ ſich vernehmen, und da Herrmann dem Gepreßten nicht durch Zuſprache zu Hülfe kam, ſo brach er in einen Strom von Thränen und in wahrhaft kindiſches Geheul aus. Voll Mitleid und Verachtung nahm Herrmann das Wort, tröſtete ihn,

machte ihm begreiflich, wie er schon um seines eignen Vortheils willen ihn im Hause behalten müsse, da im entgegengesetzten Fall die Tante sich schwerlich versöhnen würde. Dabei versprach er ihm, wenn er einst Professor seyn würde, die pünctliche Erstattung aller für ihn gehabten Ausgaben. Herrn Ludwigs Thränen stockten, ein Sonnenblick flog über sein verzerrtes Gesicht. Vorsichtig, als fürchtete er orientalische Perlen zu zerdrücken, trocknete er die Thränen auf seinen Wangen, musterte im Spiegel seinen Anzug, und benachrichtigte den Vetter, daß er, um noch eine rechte Ueberlegung anzustellen, spazieren fahren wolle, worauf er, ohne Herrmanns Antwort abzuwarten, aus dem Zimmer trippelte.

In einer lästigen Stimmung betrat der Jüngling sein Zimmer. Es ward ihm klar, daß die Tante Ludwigen nur zu richtig beurtheile, daß der Vetter ein characterloses, verweichlichtes Geschöpf sey, und so gewaltig von der leidigen Geldliebe beherrscht werde, daß eine echte Empfindung von Freundschaft oder Anhänglichkeit in ihm gar nicht aufkommen könne. Diese Stimmung ward ihm bei seiner gewöhnlichen Heiterkeit sehr peinlich. Um sich zu zerstreuen, nahm er sein System der Chemie vom Bücherbrete und studirte, so emsig, daß ihm der Kopf ganz warm, und der Abend, ehe er sich dessen versah, herangerückt war. Er fühlte allen Groll aus

ſeinem Herzen verſchwunden, und machte die tröſtliche Erfahrung, daß, wie im Phyſiſchen, ſo auch im Moraliſchen, jede Säure ihr Kali habe, von der ſie verſchluckt und aufgenommen werde, und daß für die recht freſſende Säure des Mißmuths, Studiren das trefflichſte Reſorbens iſt. Kopf und Herz waren in ihm wieder ganz die alten, und als jetzt Ludwig in's Haus hereinfahrend, ihm mit der Hand zuwinkte, ſo flog er mit der gewöhnlichen freundlichen Heiterkeit hinab, den Vetter zu empfangen, der ihm das Reſultat ſeiner Ueberlegung mitzutheilen verhieß. Weil Herrmann am Heerde die vergeudete Pommade wieder herſtellen mußte, und deswegen Phiolen und Tiegel herbeiſchaffte, ſo ließ Ludwig das Abendeſſen in das Nebenzimmer bringen, das nur durch eine Tapetenthür von der chemiſchen Werkſtätte getrennt war, ſo daß er indeß ſpeiſen, Herrmann arbeiten, und ebenfalls etwas genießen konnte. Nachdem er tüchtig zugelangt, ſich dreis, Herrmann einmal Wein eingeſchenkt hatte, begann er ſeine Mittheilung. Nachdem er lange hin und her geſonnen, habe er ſich überzeugt, daß es doch eigentlich mit Jacobinen nichts ſey. Zwar habe ihn das Thier unbeſchreiblich lieb, und ſey ſo klug, daß es ihm alles an den Augen abſehe, und ihm augenſcheinlich nur die Sprache fehle. Ja neulich habe ſie neben ihm geſeſſen, als er Tapiſſerie gearbeitet. Sie hatte

ſchon alle einzelnen Fädchen und die abgewickelten Röllchen zum Fenſter hinausgeworfen. Eben wollte ſie nun über die Schattirung von Grün gehen, deren Zuſammenſetzung Herrn Ludwig acht Tage gekoſtet, hatte ſchon das Pfötchen ausgeſtreckt und ſchielte nach ihm. Da ſagte er leiſe: „Pfui Bine, vernünftig ſeyn!“ und augenblicklich ſetzte das Thier das ergriffne Röllchen wieder hin und zwar gerade dahin, wohin es in der Nüance gehörte. Nun frage er billig, was könne ein Menſch mehr thun? „Wie geſagt“ — fuhr er fort — „'s iſt eine liebe Seele, der nur die Sprache fehlt; da ſie ihr aber nun einmal fehlt, ſo kann ich auch nicht mit ihr ſprechen. Wie lange wird's dauern, ſo haſt Du ausſtudirt, gehſt Deinem Berufe nach und erhältſt Dich ſelbſt, wie das ein jeder ſoll. Dann bin ich allein, und ſoll Tapiſſerie arbeiten, Gold drieſeln, Jacobinen und die Papchen füttern, meine dreihundert Hyacinthen beſorgen, meine Eſſenzen und Pommaden kochen, den Potpourri ſammeln — wo ſoll da die Zeit herkommen? Ich würde erliegen und mein Haus zu Grunde gehn. Nein, nein. Ich will jemand um mich haben, der mir hilft, mit mir ſpricht, wenn ich ſprechen will, und ſchweigt, wenn ich zum Reden keine Luſt habe. Mit einem Worte ich will heirathen.

„Heirathen?“ lachte Herrmann, ſetzte aber ſich

beſinnend hinzu — „ja, ja, Sie haben ſo Unrecht nicht, und wenn Sie ein Mädchen finden —“

„Schon gefunden!“ — kicherte Herr Ludwig. „Schon gefunden!“

„Schon? Ei da gratulire ich. Nun, und wenn —“

„Hoho, ſo weit ſind wir noch nicht. Ich meine nur, ich habe gewählt, und es kommt jetzt nur blos darauf an, daß mich das Mädchen will; indeß ich denke — mein Aeußeres, mein Vermögen, meine unabhängige Lage — nun, das wird ſich finden. Die Perſon, die ich gewählt habe, iſt die hinterlaſſene einzige Tochter eines hieſigen ſteinreichen Kaufmanns, ſie heißt Erneſtine Wieſener — Aber was haſt Du denn, Du wirſt ja blutroth? Gewiß haſt Du Dich tüchtig verbrannt?“

„Der Tiegel war verzweifelt heiß geworden“ — meinte Herrmann, die Kohlen noch heftiger anblaſend.

„Das Mädchen iſt, wie geſagt, ſteinreich, und von ihrer verſtorbenen Mutter ſo erzogen, daß man an ihr eine Frau bekömmt, wie ſie heut zu Tag ſelten ſind, die nämlich zweimal ſchweigt, ehe ſie einmal ſpricht, ihren Mann „den Herrn“ nennt, und in Toilette und Koſt nicht verwöhnt ward. Seit ſie Waiſe iſt, lebt ſie hier bei einer alten Verwandten, die aber — nun kömmt das

Schlimmſte — eine Jugendfreundin von unſerer Tante iſt, auch beſtändig da ſteckt. Deshalb kann ich meine Werbung nicht perſönlich thun, ſondern muß ſie durch jemand thun laſſen, der auch bei der Tante etwas gilt, und in der Sache zu meinem Beſten ſprechen kann; und dieſer Jemand — biſt Du.“

„Ich?“ — rief Herrmann ganz erſtaunt, und wandte ein, daß er Mamſell Wieſener kaum einmal geſehen. Allein Herr Ludwig erwiederte: das ſey ihm gerade recht. Nach ſo kurzer Bekanntſchaft ſey man noch ganz ruhig und unbefangen, der beſte Beobachter. Indeſſen ſolle er auch weder heut noch morgen hingehn, und einſtweilen möge die Sache noch auf ſich beruhen. Er möge ihm nun jetzt einmal ſagen, ob er bei der Cavallerie geſtanden und Jagdliebhaber ſey? Herrmann bejahte beide Fragen, die ihm ſonderbar genug in des Vetters Munde klangen, und ſetzte hinzu, daß, wenn er nicht, während er in einem Dorfe einquartiert gelegen, bei dem gelehrten Pfarrer Latein und Griechiſch ſo fleißig getrieben, er noch bei weitem beſſer hätte ſchießen lernen, da es in jener Gegend einen Ueberfluß an Wildpret gegeben. Der Vetter war entzückt, und bat ihn in der Gewehrkammer des ſel. Majors von Elſe ein Paar Jagdgewehre auszuſuchen. Die Aerzte — ſetzte er hinzu — haben ihm ſeiner Vollblütigkeit wegen körperliche Bewegungen, wie Reiten und

Jägen angerathen, und da ihm dieſe allein zu öden gar zu langweilig dünke, ſo ſolle ihn Herrmann begleiten. Auch habe er ſchon an den Jäger auf ſeinem Gute geſchrieben, ihm ein gut abgerichtetes Jagdhündchen hereinzubringen, und ſobald dieſer da ſey, wolle er ſogleich auf das nahe Revier vor der Stadt, wo der Förſter durch des ſeligen Majors Empfehlung angeſtellt, ihm ſchon oft des Jagdvergnügens zu genießen angeboten.

Man trennte ſich um zur Ruhe zu gehen, und da der Name des Mädchens, welches Herr Ludwig mit ſeiner Hand zu beglücken dachte, dem jungen Herrmann eine unruhige Nacht zuzog, ſo müſſen wir hier nachträglich erwähnen, was es damit für eine Bewandtniß hatte. Erneſtine Wieſener, deren Familienverhältniſſe wir ſchon kennen, war beinahe täglich mit ihrer Verwandten bei der Tante, und da dieſe in ihrer Lebendigkeit nichts auf dem Herzen behalten konnte, ſo wußte Erneſtine ſchon den Tag nach Herrmanns erſtem Beſuch, daß ein zweites Taugenichts von Vetter angekommen ſey, der zwar den Krieg mit großer Auszeichnung mitgemacht, nun aber aus deſto ſträflicherer Trägheit abgegangen ſey, und dem Herrn Vetter Ludwig wolle faullenzen und Salbe kochen helfen. Erneſtine, ein reizendes Geſchöpf von achtzehn Jahren, ſo gut als ſchön, voll der mildeſten Güte, hatte dennoch gern in der beiden

alten Frauen Klagen über die heutigen jungen Männer eingeſtimmt, theils weil ſie wohl begriff, wie leid es Ludwigs Tante thun mußte, ein Paar Taugenichtſe als die Erben ihres Familiennamens und Vermögens zu ſehen, theils weil ſie in der That vor der dicken, quabblichten Geſtalt Herrn Ludwigs, ſeitdem ſie wußte, wie er dieſe ſalbte, wuſch und balſamte, einen wahren Ekel hatte. Ihrer echt natürlichen, reinen Weiblichkeit war nichts in der Welt ſo zuwider, als ein weichlicher, verzärtelter Mann oder ein Modegeck, und man kann denken, daß ſie von dem neuen Ankömmling in der Elſiſchen Familie eine nichts weniger als vortheilhafte Meinung bekam. Ja ſie hatte ihn, da er ſich Ludwigen zugeſellte auch unter einem ähnlichen Bilde gedacht, und konnte um ſo weniger begreifen, wie ſich ein ſolches Subject im Kriege habe auszeichnen können. Nicht wenig war ſie daher verwundert, als ſie eines Tages, wo ſie mit ihrer Verwandten bei der Tante ſpeiſte, einen ſchlanken, ſehr ſchön gewachſenen jungen Mann gewahrte, mit ſonneverbrannten Wangen und einer breiten Narbe über der Stirn, die ſehr deutlich durch die dunkeln Locken, die ſie überſchatteten, hindurch blickte. Er grüßte ehrerbietig, aber weder ängſtlich, noch kriechend. Seine Stimme klang mild, kräftig, weder ein ſeufzender Tenor, noch ein ſchnarrender Baß, ſondern in jener anmuthigen Mit-

teilage, die dem weiblichen Ohr und Herzen gleich wohl thut. Auch Erneſtinens Herz bewegte ſich bei dieſen Lauten; und als er freundlich und geſprächig ſich bewies, ohne im mindeſten laut oder unbeſcheiden zu ſeyn, da ſtrich ihr weißes, blangeädertes Händchen mit weich gekrümmtem Zeigefinger mehrmals die braunen reichen Locken aus der Stirn, als wolle ſie heller ſehen, und ihre fromm und treu blickenden Aeuglein flogen blitzſchnell auf den Teller, als ſie Herrmanns feſtem, doch angenehmen Blick begegneten. Mit wahrer Aengſtlichkeit harrte ſie, wenn er nun endlich einmal die geckenhafte Seite herauskehren würde, und da ſie vergeblich darauf wartete, und man vom Tiſch aufſtand, war ſie überzeugt, daß die ſchöne Maske Verſtellung ſey; denn die Tante hatte ihn als einen Taugenichts angekündigt, und dieſe würdige Frau konnte nicht Unrecht haben. Sie ward daher dem Heuchler ordentlich gram, und vermied ihn um ſo gefliſſentlicher, als ſie fühlte, daß er ihr gefährlich werden könne.

Herrmanns Verſuche, Erneſtinen Rede abzugewinnen, blieben durchaus fruchtlos. Er gab es endlich auf, und beurlaubte ſich, innig gekränkt. Ihr Bild ſaß tief in ſeinem Herzen, und er mußte ſich unaufhörlich wiederholen, daß es von ihm, einem armen Burſchen, der ſich Glück wünſchen könne, wenn er es dereinſt zum Proviſer in einer Apotheke

dringt, doch wohl mehr als lächerlich ſey, zu der jungen, ſchönen, reichen, von glänzenden Freiern umſchwärmten Erneſtine die Augen zu erheben. Nicht weniger läſtig war ihm der Gedanke, wenn es möglich wäre ihre Gunſt zu gewinnen, daß er alsdann ohne eignes Vermögen von dem ihrigen leben müſſe. Der Mann von der Frau unterhalten — ein ſo widriges Bild für Herrmanns Ehrgeiz, daß er ſich der ganzen ſüßen damit verknüpften Gedankenfolge nicht länger hingeben wollte. — Was mochte aber Erneſtine empfinden, als ſie einige Wochen ſpäter von der Tante die Geſchichte von Herrmanns glorreichem Examen, und den Beweis ſeines eben ſo trefflichen Herzens erfuhr? „Seit dieſem Tage“ fuhr die Tante fort, Erneſtinen mit bedeutenden Blicken fixirend, — „habe ich eine wahre Hochachtung für den jungen Mann, und liebe ihn wie meinen Sohn. Bleibt er ſo, ſo vermache ich ihm nach zwei Jahren mein ganzes Vermögen, und das blonde Mondkalb in der breiten Straße bekömmt nicht einen Heller. Und meinem Herrmann will ich eine Frau ausſuchen, daß er ſeine Freude dran haben ſoll!“ — Erneſtine, die ganz zufällig bei dieſer Aeuſſerung über und über roth geworden, verlor eben ihre Nadel, und mußte ſich nothwendig zur Erde bücken, um dieſe zu ſuchen, die ſich doch — über das blinde Mädchen! — in das blendend weiße

Tüchelchen gesteckt fand, das so ungestüm von dem darunter klopfenden Herzen auf und nieder getrieben wurde. Natürlich pries sie die mütterliche Liebe der guten Tante; sobald sie sich aber allein sah, so warf sie sich desto härter das Unrecht vor, das sie Herrmann, wenn auch ohne ihre Schuld gethan, und versprach sich häufig, ihm ihre Uebereilung abzubitten, sobald sie ihn wieder sehen würde. Eine Verkältung, die ihre Verwandte vierzehn Tage lang an's Zimmer band, verschob zwar den Vorsatz, erkältete ihn aber keineswegs. Wir wünschen jedem unserer Leser Glück, dem seine Freundin ein Unrecht zu vergüten hat. In solchen Augenblicken erheben sich auch die unbedeutendsten Mädchen zu Engeln, die ausgezeichneten zu wahren Seraphinen der Liebe und Holdseligkeit. Kein Opfer ist ihnen groß und schwer genug, und was Jahre nicht herbeiführen konnten, das bringt dem Glücklichen ein solcher Götteraugenblick auf dem blütenduftigen holden Munde der Geliebten freiwillig entgegen.

Kehren wir zu Herrmann zurück, der nach einer unruhigen Nacht sich zeitig in die Gewehrkammer begeben, zwei prächtig goldverzierte Versailler Doppelflinten nebst Cartouchen ausgesucht hatte, und sich auf sein Stübchen begab, um die Schlösser einzuölen, Steine aufzuschrauben, und was dergleichen weidmännische Maßregeln mehr waren. Im Vorzim-

mer traf er einen Bauer von Ludwigs Gute, der den verlangten Hund gebracht. Nero hieß das prächtige, ſtarke, braunzottige Thier, das als es Herrmann mit zwei Flinten im Arm gewahrte, erſt verſtändig den Kopf auf eine Seite legte, die Ohren ſpitzte, und den langen, rauhen Schwanz in wagrechter Richtung ſtill hielt, um zu ſehen, was ſich begeben würde, als aber nichts erfolgte, freundlich wedelnd nach Herrmann zudrängte. Dieſer ließ ihm die Schlinge löſen, drückte den wackern Jagdgefährten mit brüderlicher Zärtlichkeit an's Herz, und ſetzte ihm ſogleich einen Topf des köſtlichſten Freſſens vor, um ſich ſeiner Geneigtheit zu verſichern. Herr Ludwig ſah es gern, daß Herrmann erſt einige Spaziergänge an Nero's Seite machte, damit man von ſeiner Brauchbarkeit und ſeinem Gehorſam ſich erſt überzeugen könne. Die beiden Männer hatten ſich indeſſen elegante Jagdanzüge beſtellt, und man erwartete den nächſten ſchönen Tag zum erſten Verſuche. Endlich brach ein prächtiger Herbſtmorgen an. Die Luft war friſch, kühl, aber ohne Bewegung, und die gelben Baumblätter ſäuſelten lautlos zur bereiften Erde nieder. Auf Stoppeln und Wieſen lagen Millionen glänzender Thautropfen in den Teppichen nächtlicher Weberinnen verſtreut. Um ſieben Uhr hatte man ausziehn wollen; um halb acht hatte Herr Ludwig die letzte Lage lait virginal auf ſein

Geſicht getrogen, um acht Uhr war ſie trocken und man brach auf. Herrmann gab dem Vetter das ungeladene Gewehr aufgezogen in die Hand, und bat ihn, ſich von der Güte der Schlöſſer zu überzeugen. Ungeſchickt griff dieſer zu, berührte die Abzüge, die Schlöſſer ſchlugen blitzſchnell los, und wenig fehlte, daß nicht Herr Ludwig das Gewehr vor Schreck auf die Erde warf. Herrmann ſah wohl, daß der Vetter noch kein Gewehr in der Hand gehabt hatte, und beſchloß, ihn im Freien zu ſeiner Sicherheit damit bekannt zu machen. Noch ein Schreck ſtand dem ſalbenduftenden Jäger bevor, eh' ſie aus dem Hauſe traten. Nero hatte ſich nämlich verfahren, und kam nun auf Herrmann's Pfiff laut bellend wie ein Pfeil die Treppe herabgeſchoſſen. Als er die beiden Jäger ſah, war er vor Freuden außer ſich, und machte ellenhohe Sätze, indem er bald Herrmannen bald Ludwigen die Wangen leckte. „Pfui, pfui, abſcheuliches Vieh — Jungfernwaſſer — Wundbalſam —“ ſo ſchrie dieſer aus allen Kräften, und konnte ſich über Nero's Größe und grimmiges Anſehn gar nicht zufrieden geben, indem, wie er ſagte, er ein niedliches Spitzchen, einen Bologneſer oder etwas Aehnliches erwartet. Er ruhte auch nicht, bis Herrmann hinaufgeſprungen, Riech- und Wundwaſſer geholt, und die Wanze, die Nero's Zunge und Pfote berührt, geſtrichen und gewaſchen hatte, bei welcher Operation

das umſtehende Hausgeſinde mit Mühe das Lachen verhielt. Endlich ging es vorwärts, und Nero trieb mit ſeinem Gebell die ganze Nachbarſchaft an die Fenſter, die ſich nicht wenig wunderte, Herrn Ludwig in ſolchem Aufzug zu ſehen. Indeſſen ſchritten die beiden Nimrode ohne ſich umzuſehen vorüber, wobei der ältere, wegen Herrmanns weitausgreifendem Jägerſchritte, von Zeit zu Zeit mit ein Paar ſchnellen Schrittchen nachhüpfen mußte. Die Tante, deren Arbeitstiſch, wie ſich bei einer ſo lebendigen Frau von ſelbſt verſteht, am Fenſter ſtand, hatte mit ihren Falkenaugen die beiden Jäger bemerkt, als ſie in die Straße kamen, und Herrmanns ſchlanken Wuchs, ſeinen raſchen Schritt zu erkennen geglaubt, aber durchaus nicht über die nebenher rudernde, dickeinige, viereckige Geſtalt in's Klare kommen können. Ihr Auge verſicherte zwar, das ſey niemand anders, als der Neffe Ludwig, aber das eben konnte die Tante ihren Augen nicht glauben. Indeſſen waren die Beiden näher gekommen. Schnell machte ſie das Fenſter zu, und hätte viel drum gegeben, wäre Erneſtine oder ihre Verwandte da geweſen, um mit ihr den Gecken recht auslachen zu können, der wie ein Mann thun wollte. Allein ohne Abſicht — das war ſie überzeugt — ohne Abſicht legte ſich Ludwig ein ſo ungeheures Opfer nicht auf, und das nächſte Mal, wenn Herrmann zu Tiſche kam, ſollte er alles

haarklar beichten müſſen. Da klingelte es draußen, und hereingehetzt wie ein junges Reh kam Erneſtine, außer Athem vor Eil und Lachen. „Mit der Baſe“ — ſtotterte ſie — „da — da geht es vortrefflich, aber — ſie ſchickt mich Sie zu fragen — was denn der dicken Madam (ſo nannten die Spötterinnen Herrn Ludwig) begegnet ſey?“ Im Jägerkleide mit Hund und Gewehr habe man die Beiden zum Thor hinausſchreiten ſehen, und die ganze Straße ſey in Aufruhr. — So witzig, ſo ſatyriſch, ſo beißend ſich aber auch die beiden Damen in Muthmaßungen ergingen, ſo konnten ſie doch keinen zulänglichen Grund ausfindig machen. Aber den Spaß wollten ſie haben, die Herren zurükkommen zu ſehen, und deshalb ſetzten ſie ſich mit ihrer Arbeit an's Fenſter. Hier gab ein Wort das andre, und die kluge Erneſtine wußte das Geſpräch ſo geſchikt zu leiten, daß die Tante die ganze Geſchichte von Herrmanns Ankunft, ihrer anfangs ſo geringen Meinung von ihm, ſeinem Examen und dabei dargethanen Vortrefflichkeit von Kopf und Herz, ihren Plan, ihm ihr Vermögen zuzuſchreiben, und ihm, wenn er ausſtudirt habe, eine Frau auszuſuchen — zum fünfzigſten Male zum Beſten gab. Erneſtine ſog alles, was von Herrmann geſagt ward, mit ſtillem Entzücken ein, ein Paar Stunden verflogen den Plaudernden unbemerkt, und ſie wurden ſo warm, daß die Tante ausrief:

„Und wenn er Dich nun wollte, Tinchen? ſagteſt Du wohl nein?“ — Eh' aber dieſe antworten konnte, rief die Tante ſchon wieder: „Tinchen, ſieh' mal, da kommt Herrmann allein zurück, der muß herauf und Red' und Antwort geben!“ — „Prächtig, prächtig!“ — entgegnete dieſe und klopfte in die kleinen Hände, und ſprang im Kreiſe umher. Die Tante hatte indeß das Fenſter aufgeriſſen und parlamentirte mit Herrmann. — „Ich habe keine Zeit, liebe Tante“ — rief er — „ich bin voll Staub und habe auch den Hund bei mir!“ — „Ei ſo komm wie Du biſt, Wetterjunge, Du ſollſt keine fünf Minuten aufgehalten werden!“ — Mit ein Paar Sätzen war Herrmann die Treppe hinauf. Er trat raſch ein, das Gewehr über die Schultern gehangen, Nero hinter ihm, und grüßte flüchtig die Damen. — „Nun ſag', mein Sohn, welcher tolle Gedanke Deinem Herrn Vetter durch den Kopf gefahren iſt?“ — „Toll?“ fragte Herrmann ſehr ernſthaft, wie alle Mal, wenn die Tante über Ludwigen losziehen wollte — „warum denn toll? Er leidet an Vollblütigkeit, der Arzt hat ihm tüchtige Bewegung verordnet, Reiten, Fahren, Jagen; an Alles dieſes will er ſich nun nach und nach gewöhnen.“ — Während er ſo ſprach, hatte Erneſtine kein Auge von ihm verwendet, der in der knapp anliegenden Jägerkleidung, erhitzt vom raſchen Gang,

das Haar nachläſſig aus der Stirn geſtrichen, in der unwillig verweilenden, faſt trotzigen Stellung, wirklich bildſchön ausſah. Sie faßte Muth, ihm mit der freundlichſten Stimme, während die Tante unmäßig lachte, zu ſagen, daß bei der Sorge, die Herr Ludwig für ſeine Geſundheit trage, man ſich verwundern müſſe, ihm dergleichen heftige Erſchütterung vom Arzte vorgeſchrieben zu ſehen. Herrmann warf den Kopf raſch nach Erneſtinen herum, ſah ſie einen Augenblick an, und ſagte dann kurz ab: „Der Schein trügt bisweilen, Mademoiſelle!“ — „Na, warum kömmſt Du denn allein zurück?“ fragte die Tante. „Weil der Vetter von ſeinem erſten Verſuche ſehr ermüdet iſt, und nach Hauſe fahren will! — Ich empfehle mich beſtens!“ — Mit dieſen Worten war er zur Thür hinaus, und Erneſtine in einem Winkel, wo ſie in aller Eil vier oder ſechs Thränchen weinte. „Brauskopf, der Herrmann!“ — brummte die Tante — „ganz wie mein ſeliger Bruder, und dabei eben ſo warm, ſo ſeelengut. Hätte er nicht einen Bauerkerl ſchicken können? Nein, da läuft er ſelbſt, daß er kaum mehr Athem hat. Und der blonde Langohr läßt das auch ſo geſchehen. Wie war er denn mit Dir, Linchen? Ich dächte ziemlich kurz ab?“

„Ich hab' es nicht beſſer um ihn verdient,“ — erwiederte Erneſtine halblaut. — „Auf Ihre Schil-

derung hin hatte ich einen Gecken erwartet, und ihn deshalb, als ich ihn bei Ihnen das erste Mal sah, kurz abgefertigt, — denn ich hielt sein männliches, edles Wesen für Verstellung. Er fühlte, daß ich ihm Unrecht that, ich erfuhr das erst spät nach seinem Examen. Nun kann ich's ihm nicht verdenken, daß er mich mit derselben Münze bezahlt!"

„Possen! Possen! — Butter an der Sonne!"

„Winterbutter" — versetzte Ernestine — „wenn ich in Ihrem Gleichniß bleiben darf — und die ist verzweifelt spröde und unbiegsam!"

„Possen, sag' ich und setze meinen Kopf zum Pfande, er liebt Dich und Du wirst seine Frau!"

Ernestine stürzte der Tante in die Arme, und bedeckte sie mit Küssen. Es war das erste Mal, daß sie ihre und Ernestinens Wünsche so deutlich aussprach.

Herrmann hatte indessen den Wagen, einen Wundarzt und einen ganzen Flaschenkorb mit Lavendelgeist, Seifen- und Wundspiritus, Theden'schem Wundwasser, Compressen und wer weiß was sonst noch für medicinische Mittel gegen Schreck und Alteration hinausgeschickt. Hätte er den Damen etwas von dem Abenteuer verrathen, so hätte es Tags darauf die Verwandte, die Bekannte, ja die ganze Stadt erfahren und Ludwigen ausgelacht. Das war es, was er vermeiden wollte, und so schwieg er

mäuschenstill; da aber die Sache später durch den Oberförster doch bekannt wurde, so dürfen wir sie hier auch mittheilen. Herr Ludwig wußte so wenig mit Gewehr umzugehen, und war in allem, was zum Jagdwesen gehört, ein so vollkommener Neuling, daß Herrmann und der Oberförster ihm erst zeigen mußten, wie man anlege und ziele. Man ließ ihn ein Paar Schüsse auf einen Stamm thun. Sie gingen in's Blaue. Beim dritten saßen einige Schrotkörner im Holze. „Bravo!“ — rief Herrmann von Jagdlust entbrannt — „bravo getroffen!“ —

„Ja wohl, braviſſimo“ — meinte der Oberförster, und fliſterte in Herrmanns Ohr — „der gute Herr hatte beide Augen feſt zu!“ — Das Treiben ward nun angelegt, damit Herr Ludwig Gelegenheit zum Schießen, und ſomit Geſchmack an der Sache bekommen möge. Auf den Fall, daß er etwas anſchieße, ward ihm Nero, neben ihm an einen Stamm gebunden, beigegeben. Herrmann und der Förſter verließen ihn um ſich jenſeits der breiten ſumpfigen Wieſe anzuſtellen, die vor Herrn Ludwig lag, und über welche alles Wild ziemlich langſam, wegen des weichen Bodens, kommen mußte. Nach einigen Minuten pfiff der Förſter ab, und die Jagd begann. Ludwig ſtand, die Füße tanzmeiſtermäßig von einander geſtellt, neben einem Baume, das aufgezogene

Gewehr in den Händen, und voller Beſorgniß, daß es von ſelbſt losgehn möge. Nero, ungeduldig die Leine ſtraff anſpannend, neben ihm. Nicht lange, ſo knallte es rechts, dann links. — Nero winſelte vor Begier — jetzt kamen ein Paar Haaſen, etwa fünfzig Schritte entfernt, langſam herangeſetzt. Der eine ſtutzte, machte ein Männchen, nahm Wind, und da ihm nichts verdächtig vorkam, ſo zog er gemächlich vorüber. Nero winſelte ſtärker, und Herr Ludwig, deſſen laute Kritik nicht weniger fürchtend, als des Oberförſters leiſere, begütigte ihn mit den beſten Worten. Da kniſterte es durch's Geſträuch — ein ſtarker Rehbock trat heraus — keine dreißig Schritte vom Schützen ſtutzte er und ſtand. Jedes echte Jägerherz hätte in dieſem Augenblick, und wäre es ſein letzter geweſen, losgeknallt — Herr Ludwig — nieſte — natürlich ward der Bock flüchtig. Nero voll Verachtung und Zorn gegen den elenden Jagd-Dilettanten fuhr mit wüthendem Gebell auf ihn los — dieſer glaubte ihn toll — wollte ihn — albernes Hülfsmittel! — losknüpfen, trat aber auf die Leine, darüber kam er aus dem Gleichgewicht, ſtolperte, fiel, — puff, puff — ging das Gewehr los. Nero zog mit wüthender Gewalt an der Leine, die ſich in dreifacher Schlinge um Herrn Ludwigs Knöchel gewunden hatte, und nun half kein Bitten, kein Schelten, keine Verſprechungen, Ludwig mußte mit Nero

dem Rehbock auf der Fährte nach, quer durch den Sumpf! Natürlich ging das nicht sehr flüchtig, aber an Stehenbleiben war bei dem brennenden Schmerz den die Leine verursachte, nicht zu denken. „Was Teufel!“ — rief der Förster Herrmannen zu, der unter ihm stand, — „was kömmt denn da für ein Kerl über's Moor herüber? Wetter, der macht ja Sätze wie ein Tanzmeister.“ — „O ist der Wetter“ — schrie Herrmann — „wohl gar blessirt?“ — „Warum nicht gar!“ — rief der Förster — „der und springen; und der steht ja da unten!“ — Indeß war Herrmann schon im vollem Laufe an der Seite des Sumpfes herunter, und schritt nun auf dem kürzesten Wege quer durch den Sumpf. Hier kam ihm Nero schwanzwedelnd mit zerrissener Leine entgegen, und führte ihn zu der Stelle, wo Herr Ludwig tief eingesunken, sich vergeblich mühte in die Höhe zu kommen. Die beiden Männer waren ihm behülflich; er sah so lieblich aus und wog so kräftig, daß man ihn hätte in Gold fassen mögen. Geschehen war ihm nichts, nur über den Schmerz am Knöchel und über den Verlust seiner Busennadel von Diamant klagte er. War sie auf der Wahlstatt im Sumpfe verloren gegangen, so konnte man nicht daran denken, sie wieder zu finden, denn dort hatten sich Ludwig und Nero förmlich eingewühlt. Vielleicht lag sie auf dem Stande, neben der weggeworfenen Flinte.

Man nahm den Lahmen unter die Arme, und geleitete ihn nach dem Platze. Der alte Jäger konnte nicht laſſen nach der Rehbocksfährte auszuſehen. Sie war bald gefunden. „Potz Stern!“ — rief er — „warum ſchoſſen Sie den Bock nicht gleich auf den Kopf?“

„Mein Gott, er war ſo weit — “

„So weit? Nun bei meiner armen Seele! ſollte er noch näher kommen, und Sie um eine Priſe Taback bitten? Hier hat er geſtanden — hier iſt die Fährte — da, netto dreißig Schritte; ich will verdammt ſeyn, wenn mir in drei und dreißig Jahren ein Bock ſo nahe gekommen iſt, und zumal ſo ein Capitalbock! — Und warum löſten Sie denn den Hund?“

„Ich glaubte — ich dachte — Nero würde ihn haſchen. Und wie der Strick riß, ging mir das häßliche Ding unterm Arm los!“

„Haſchen — Strick — das Ding unterm Arme!“ — murmelte der Oberförſter über die dreifache Verſündigung gegen die Jagdſprache brummend — „ſo Einer blieb' auch beſſer daheim beim Filet und dem Strickſtrumpfe!“ — Die Nadel hatte ſich endlich gefunden, man brachte Herrn Ludwig in die Förſterwohnung, und Herrmann eilte nach dem Wagen. In ein Paar Stunden brachte dieſer den dicken Mann im Schritt zu dem entgegengeſetzten Thore

hereingefahren. Sein erſtes war ſich zu Bett zu legen, und einen halben Tag zu ſchlafen.

Vor einer zweiten Jagdparthie glaubte Herrmann forthin ſicher zu ſeyn; und das war ihm Herrn Ludwigs wegen lieb, der ſich ungeheuer ermüdete, und doch am Ende zum Gelächter machte. Er wunderte ſich daher nicht wenig, als ihm der Vetter nach einigen Tagen vorſchlug, auf dem Platz hinterm Hauſe, wo man ungeſehen ſey, einen Verſuch im Reiten mit ihm vorzunehmen.

„Sie haben ja aber kein Pferd, lieber Vetter“ — bemerkte Herrmann.

„Kein Pferd? habe ich nicht meine beiden braunen Wagenpferde, ein Paar recht tüchtige Thiere?“

Herrmann bemühte ſich dem Vetter, der wie er wohl ſah, ſo wenig Reiter als Jäger war, begreiflich zu machen, daß das Reiten auf einem Wagenpferde immer eine unangenehme, für einen ungeübten Reiter aber eine überaus unbequeme Sache ſey. Allein Herr Ludwig ließ ſich nichts einreden, und ſo mußte denn Herrmann in den Stall, und unterſuchen, welches von den beiden viereckigen Thieren das bequemſte zum Reiten ſey. Es fand ſich, daß das Sattelpferd früher einmal einen Curſus der höhern Reitkunſt gemacht, und auch einen ganz

leidlichen Tritt habe. Sattel und Zeug waren, noch vom ſeligen Major her, in Menge vorhanden, und es wurde bald der Braune quaestionis geſattelt und gezäumt vorgeführt. Herrmann ſaß auf, trabte den Dicken einige Mal tüchtig in der Volte herum, und da das Thier durchaus keinen Eigenwillen zeigte, ſo glaubte auch Herr Ludwig ſich ihm anvertrauen zu dürfen. Allein hatte er ſich bei der Jagd als Neuling gezeigt, ſo war es hier noch weit ſchlimmer. Vor's erſte hatte man Mühe ihn zu bewegen, von der linken und nicht von der rechten Seite das Pferd zu beſteigen. Die bedeutendere Schwierigkeit lag aber überhaupt darin, ihn hinauf zu bringen. So oft Herrmann mit Anſtrengung aller Kräfte ihn in den Sattel geſchoben, eben ſo oft wollte er, dem Geſetz der natürlichen Trägheit folgend, drüben wieder herunter — was der Kutſcher mit vorgeſtämmtem breiten Rücken zu verhindern bemüht war. Endlich ward er in's centrum gravitatis gebracht, und das Pferd geführt. Im Schritt ging die Sache leidlich; vom Trabe wollte Herr Ludwig nichts wiſſen, deſto mehr aber lag er Herrmann an, ihn galoppiren zu lehren. Es geſchah, und das Thier war auch ſo gelaſſen, daß es ſich an ſeines Reiters Senken mit beiden Füßen, und Halten an die Zügel nicht kehrte; da ferner Herrmann und der Kutſcher zu Fuß nebenher galoppirten, und mit bereitgehal-

tenen Händen immer parirten, als ob ſie einen Ball fangen wollten, ſo ward die Volte wirklich zweimal zurückgelegt, und die Lection für heut geſchloſſen. Allein das gewaltige Hin- und Herfliegen Herrn Ludwigs im Sattel veranlaßte den Kutſcher zu dem Vorſchlage, den Sattel mit lederfarbnem Manſcheſter querüber beziehen zu laſſen, wenn dann der Reiter in ebenfalls manſcheſternen Beinkleidern, in welchen natürlich der Faden des Zeugs in die Länge liefe, ſich aufſetzte, ſo würde durch dieſes Kreuzen der Textur eine beſondere Feſtigkeit im Sitz hervorgebracht, weshalb ſich viele vornehme Leute dieſes Stratagems bedienten. Herr Ludwig, entzückt, durch ein mechaniſches Mittel die Beſchwerde des Schlieſſens mit den Knien überhoben zu ſeyn, entſchied ſich ſogleich dafür; deſto mehr lag ihm Herrmann, der einen ſolchen Vorſchlag nie gethan haben würde an, ſich doch lieber ein gutgerittenes ſanftgehendes Reitpferd zu kaufen. Aber vergebens, der Vetter war ein gar zu guter Wirth, und Herrmann konnte es ſich am Ende wohl gefallen laſſen. Täglich ward jetzt Nachmittags Reitbahn gehalten, und Herr Ludwig ließ ſeitdem an alle ſeine Stiefeln Sporen anſchnallen, obgleich er ſich gewaltig hütete, dem dicken Braunen damit zu nahe zu kommen, nachdem ein einziger ſolcher Verſuch ihn trotz manſcheſternem Sattelbezug und Beinkleid bei einem Haar den kürzeſten

Weg zur Erde geführt hätte. Eines Vormittags ließ er den Jüngling, der jetzt äußerſt fleißig die Collegien beſuchte, zu ſich rufen. „Du wirſt mir geſtehen müſſen, lieber Vetter“ — redete er ihn an — „daß ich mich bemüht habe, mich mit mancherlei Strapazen die Zeit her vertraut zu machen!“ — Herrmann dachte an die Jagd, und lächelte ſtill. „Wenn es mir“ — fuhr Herr Ludwig fort — „mit dem erſten Jagdverſuch nicht ſo ganz gelungen iſt, ſo ſchließt das keineswegs die Möglichkeit aus, daß es bei öfterer Wiederholung nicht beſſer glücken ſollte. Dagegen gib mir zu, daß es mit dem Reiten täglich beſſer geht, und daß es für einen Mann von meiner Conſtitution keine Kleinigkeit iſt, ſich ſolchen Beſchwerden zu unterziehen.“ —

„Wer zweifelt daran, lieber Vetter?“ — unterbrach ihn Herrmann — „aber wenn Ihnen dieſe Bewegungen ſo läſtig fallen, ſo müßten Sie dem Arzt davon ſagen.“ —

„Laß das gut ſeyn, Lieber. Ich bekenne Dir, daß des Arztes Gebot es keineswegs iſt, was mich dazu beſtimmt hat, ſondern lediglich die Abſicht, allen denen Menſchen, die da glauben, wer nicht reite, fahre, jage, fluche und lärme, der ſey ein Weichling — zu zeigen, daß ich wenigſtens einiges von dieſen Geſchicklichkeiten mir ebenfalls zu erwerben fähig bin. Namentlich hatte ich dabei unſere gute Tante

im Auge, deren Lieblingsbeſchuldigung es iſt, wie ich gar wohl weiß, mich für unmännlich, weibiſch und wer weiß was alles zu erklären. Ich hätte freilich geglaubt, daß, wenn ein Menſch kein Tyrann in ſeinem Hauſe, barmherzig gegen Arme, menſchenfreundlich, kein Prahler, und von ſittlichem Lebenswandel ſey, man ihm ſeine kleinen unſchuldigen Liebhabereien, wenn ſie auch Schwächen wären, wohl gönnen könnte.“ — „Gewiß, beſter Vetter!“ — ſchob Herrmann, von ſeiner natürlichen Güte und Dankbarkeit getrieben, dazwiſchen — „gewiß kann ſich ein ſolcher Menſch des Segens des Himmels und der Achtung aller Verſtändigen überzeugt halten.“

„Nun ſieh, lieber Vetter, da Du ſo billig von mir denkſt, ſo hoffe ich, daß auch andere Perſonen ſo denken werden, wenn ſich jemand findet, der ihnen meine Eigenthümlichkeit und meine Bemühungen, mich mit jenen ſogenannten männlichen Uebungen vertraut zu machen, aus dem rechten Geſichtspuncte darſtellt. Dieſen Fürſprecher bei der Perſon, die mich am lebhafteſten anzieht, — bei Erneſtinen, meine ich, — habe ich in Dir gefunden, und ich bitte Dich daher noch heut zu ihr zu gehen, und ihr dieſen Brief zu überreichen, der mein Geſuch um ihre Hand enthält. Wenn Du ihr das Papier übergeben, ſo ſprich ſo gut von mir, als Du es vor Deinem

Gewiſſen vertreten kannſt. Geh alſo, und ſey glücklich! Ich weiß, wem ich mich vertraue, in weſſen Hände ich mein Glück lege. Heut Abend hoffe ich Deine Antwort zu hören!“ — Nach dieſen Worten verließ Herr Ludwig das Zimmer, und Herrmann blieb in nicht geringer Ueberraſchung zurück. Das alſo war der Zweck aller jener Uebungen? Man mußte geſtehen, der Plan, die Tante durch den augenſcheinlichen Gegenbeweis von ihren Beſchuldigungen zurückzubringen, war ſo übel nicht erfunden, auch auf das Mädchen dürfte er nicht ohne Wirkung geblieben ſeyn, wenn die Tante weniger hell, Erneſtine weniger durch die Augen der Tante ſähe, und jene männlichen Beſchäftigungen nicht auf eine ſo höchſt lächerliche und klägliche Weiſe getrieben worden wären. Auf der andern Seite hatte der Vetter Herrmanns Dankbarkeit, ſeinen Edelmuth gewaltig in Anſpruch genommen, und ſo unglaublich es ihm vorkam, daß er ſelbſt um das Mädchen ſeiner erſten Liebe für einen Andern werben ſolle, ſo gab doch die hohe Selbſtverläugnung, die hier von ihm gefordert ward, ihm auch die nöthige Kraft. „Ja“ — rief er in ſchönem Enthuſiasmus aus — „wenn ich des Vetters treffliche Eigenſchaften in ihr vollſtes Licht ſetze, wenn ich aus allen Kräften Erneſtinen für ihn zu gewinnen ſuche, ſo erfülle ich eine heilige Pflicht der Dankbarkeit, ich rechtfertige das ſeltenſte Ver-

trauen, und ich heile mich ſelbſt von einer Einbildung, die in meinen Verhältniſſen und durch Erneſtinens Betragen gegen mich, zur lächerlichſten Thorheit wird!“ — Er ſteckte den Brief zu ſich, und ging zu der Tante, bei der er zu Mittag ſpeiſen ſollte. Je mehr er ſich unterwegs von der Größe des Opfers überzeugte, das er zu bringen im Begriff ſtand, je ruhiger, je gefaßter ward er, und er trat bei der Tante mit ſeiner gewöhnlichen ruhigen Stimmung in's Zimmer. Sie ward ihm durch die Gegenwart einiger Geſchäftsleute erleichtert.

Nach Tiſch, als man allein war, eröffnete Herrmann die Tante, wie ſie ſich mit dieſen Männern beſchäftigt habe, ihn, den ſie wie einen Sohn liebe, noch bei ihren Lebzeiten durch eine bedeutende Schenkung unabhängig zu machen. Herrmann verwieß ſie auf ſeine frühern Aeußerungen über dieſen Gegenſtand, und bat ſie, indem er ihr für ihr Wohlwollen kindlich dankbar ſey, mit den übrigen Dispoſitionen doch wenigſtens zu warten, bis er ausſtudirt, und einen gelehrten Grad erlangt habe. Die Tante fragte ihn, ob er ihr verbürge, daß ſie bis dahin nicht ſterbe? Und übrigens habe ſie ſich noch in den Kopf geſetzt, daß er nächſtens heirathen ſolle.

„Ich heirathe nie, Tante!“ erwiederte Herrmann.

„Ha, ha“ — lachte dieſe — „in einem halben Jahr auf's ſpäteſte!“

„Zuverläſſig nicht!“

„Auch dann nicht, wenn ich Dir ein Mädchen zuführe.“

„Auch dann nicht“ — erwiederte Herrmann.

„O geh, Du machſt mich bös! Willſt Du denn Dein ganzes Leben da drüben in dem Hühnerſtall bei der dicken Poularde zubringen?“

„Ich will frei ſeyn in meinen Handlungen, und mich auch nicht durch die mütterlichſte Liebe zu etwas zwingen laſſen, das gegen meine Grundſätze iſt.“

„Du biſt nicht recht geſcheid!“

„Ich mag Ihnen ſo ſcheinen, liebe Tante“ — verſetzte Herrmann — „vielleicht gar undankbar. Allein die Zeit wird es lehren, daß ich keines von beiden bin.“ — Er empfahl ſich, und ging feſten Schrittes die Straße hinab nach Erneſtinens Wohnung. Als er die Treppe hinanſtieg, wollte ihn doch eine leiſe Bangigkeit überkommen; er ward ihrer Herr, und ließ ſich den Damen melden. Dieſe ſtutzten nicht wenig — indeß da Erneſtine ihrer mütterlichen Freundin aus den Aeußerungen von Herrmanns Tante kein Geheimniß gemacht hatte, ſo glaubte dieſe, daß er auf der Tante Geheiß komme,

ſich gegen Erneſtinen zu erklären. Erneſtine dagegen war feſt überzeugt, daß das nicht der Fall ſey, und nach einer kurzen Debatte ward beſchloſſen, ihn vereinigt anzunehmen. Er trat ein. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen wandte er ſich an Erneſtinen. Es könne ihr — redete er ſie an — bei der Menge äußerer und innerer Vorzüge, die ſie ſo vortheilhaft auszeichneten, nicht unerwartet ſeyn zu vernehmen, daß ſie auf das Herz eines braven Mannes tiefen Eindruck gemacht. Das beſte Zeugniß, wie lebendig derſelbe von allem Edeln, Guten und Schönen ergriffen werde, gebe eben ſeine Wahl. „Dieſer Brief“ — fuhr er fort, ihn hervorziehend — „enthält die Werbung jenes Ehrenmannes um Ihre Hand.“ — Erneſtine bebte ſichtlich. — Herrmann ſetzte hinzu: „Ich könnte es dieſem Blatte überlaſſen, Sie über den Character des Schreibers aufzuklären, allein es iſt Pflicht, einem Bekannten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſo betheure ich Ihnen, daß ein edles Herz ſich Ihnen naht, ein treues, aufrichtiges Gemüth zu Ihnen ſpricht, ein liebevolles, freundliches Benehmen Ihrer wartet, und daß ſo ſelten vereinigte Eigenſchaften es wohl verdienen —“

„Von wem iſt denn der Brief?“ unterbrach ihn Erneſtine ängſtlich.

„Es wohl verdienen, — daß Ihr heller Geiſt ſich über unſchuldige Schwächen hinwegſetzte.“ —

„Um Gottes willen“ — rief Erneſtine — „von wem iſt der Brief?“ — Sie riß ihn zitternd auf, las laut „Ludwig von Elſe“ und ſank von Thränen überſtrömt in die Arme ihrer Verwandtinn.

„Retten Sie — retten Sie“ — ſtürzte das Dienſtmädchen athemlos herein — „Ihr Vetter — unten — das Pferd — ach Gott!“ —

Herrmann flog wie ein Pfeil die Treppe hinab auf die Straße — o Himmel! Herrn Ludwigs Pferd kam in voller Carriere vom Platze her. — Ludwig herabgeſtürzt, mit einem Fuß im Biegel hängend — ſchrie fürchterlich um Hülfe. Herrmann hatte kaum das ſchreckliche Schauſpiel geſehen, ſo rannte er dem wüthenden Thiere entgegen, und fiel mit Löwengrimme und Löwenſtärke ihm in die Zügel. Aufzuhalten vermochte er den tollen Gaul zwar nicht, eben ſo wenig aber gelang es dieſem, ſich loszureiſſen, er ſtürzte nieder, ſprang wieder auf, ſtürzte aufs Neue, und wälzte ſich fürchterlich mit dem Jünglinge auf dem Pflaſter herum. Der Biegel war ſchon vorher geriſſen, und Ludwig lag bleich, blutig und aus vollem Halſe brüllend, am Boden. Jetzt hatten die Herbeieilenden das Pferd erreicht und gebändigt. Man zog Herrmann leblos hervor, und

brach ihm die krampfhaft geſchloſſene Fauſt auf. Entſetzlicher Anblick! Aus einer weitklaffenden Kopfwunde ſtrömte das Blut, und nicht minder häufig quoll es aus der linken Seite hervor. Das Haus der Tante war das nächſte, dorthin trug man ihn. Herr Ludwig fand ſich leicht verletzt, und nur vom Schreck ſehr angegriffen. Er kannte ſelbſt verlangen in ſeine Wohnung gebracht zu werden. Die arme Erneſtine war ohnmächtig am Fenſter niedergeſunken.

Man denke ſich den Schreck und Jammer der alten Tante, als der herbeigeeilte Wundarzt die Seitenwunde für tief, aber nicht gefährlich, die am Kopf aber für äußerſt bedenklich erklärte, und hinzuſetzte, daß, ſo weit ſich jetzt davon urtheilen ließe, wahrſcheinlich die Trepanation nöthig werden dürfte! Nicht ſelten hat die höchſte Bedrängniß die ruhigſte Beſonnenheit hervorgebracht. So die Tante. Nachdem ſie einen Strom von Zähren vergoſſen, ſagte ſie gefaßt: „Gottes Wille geſchehe; laßt uns thun, was menſchlicher Weiſe möglich iſt!“ — In einer Stunde hatte der berühmte Operateur, nach dem man geſendet, verheißen da zu ſeyn. Unglück macht mild. Die Tante ſchickte, während man ihn erwartete, zu Ludwig, und ließ ſich nach ſeinem Befinden erkundigen. Er hatte ſich erholt, und war über Herrmanns Unglück höchſt bekümmert. Erneſtine und ihre

Verwandte fanden ſich bald bei der Tante ein, und ließen nicht nach, bis man ihnen einen thätigen Antheil an der Pflege des Kranken zugeſtanden. Mit welchen Empfindungen ſahen ſie alle dem Eintritt des Operateurs und ſeinem Ausſpruch entgegen. —

Jetzt klingelte es — die Frauen fuhren, wie vom Blitz getroffen, zuſammen. Der Operateur trat ein, zwei Gehülfen hinter ihm, von denen der eine ein längliches, ſchwarzbezognes Käſtchen trug. Erneſtine mußte bei dieſem Anblick ihr flüchtiges Riechſalz zu Hülfe nehmen. Man führte ihn zu dem Kranken, der noch immer ohne Beſinnung lag. Die Unterſuchung dauerte lang; ſodann war man bemüht, Herrmann in's Leben zurückzurufen, was langſam glückte. Endlich konnte den Harrenden die tröſtliche Nachricht gegeben werden, daß die Operation nicht nöthig ſey, und bei der ſtarken Conſtitution des Verwundeten und ſeinen guten Säften, man ihn völlig wieder herzuſtellen hoffe. Welche himmliſche Harmonie war dieſe Verſicherung ihren Ohren! Sie ſaßen nun beiſammen, dicht neben dem Zimmer des Kranken, und brachten die wichtigen Begebenheiten, die ſo erſchütternd in einem Tage auf einander gefolgt waren, in chronologiſchen Zu-

ſammenhang. Nachdem man ſich wechſelsweiſe abgehört, frühere und ſpätere Umſtände, Ausdrücke und Ergebniſſe zuſammengeſtellt hatte, ward es klar, daß Herrmann, als er bei der Tante zu Mittag geſpeiſt, Ludwigs Brief ſchon bei ſich gehabt, und alſo augenſcheinlich nur in Beziehung darauf, vom Heirathen nichts hatte wiſſen wollen, indem er, nach ſeiner übertriebenen Selbſtverläugnung, überzeugt geweſen ſeyn mochte, Erneſtine werde keinen Augenblick Bedenken tragen, Herrn Ludwig ihre Hand zu reichen.

„Aber wie konnte er das doch von mir glauben?“ fragte Erneſtine.

„Lieber Engel“ — erwiederte die Tante — „das iſt's ja eben, weshalb ich immer mit ihm zanke. Er hat eine Dankbarkeit für den blonden Pinſel, die an Vergötterung grenzt. Findet er nicht alle ſeine ekelhaften Salbereien, ſein Quakeln mit den dreihundert Blumen, den Papageien und der Beſtie von Affen, womit er dem lieben Gott den Tag ſtiehlt, harmloſe Schwächen? Iſt ihm nicht die Jagdparthie und das Reiten, worüber die ganze Stadt ſich vor Lachen die Seiten hält, ein ehrenwerther Verſuch? Kündigte er mir nicht gleich den Handel auf, als ich ihm vorſchlug, zu mir zu ziehen, und die Verſchreibung meines Vermögens anzuneh-

men? Ich ſage euch, er ſetzt ſich ſelbſt herab, damit nur dem Herrn Vetter nicht zu viel geſchehe, und ich bin überzeugt, daß er es Erneſtinen übel nimmt, wenn ſie Ludwigen um ſeinetwillen ausſchlägt.“

„Ein herrlicher Character!“ — bemerkte Erneſtinens Verwandte — „trotz allen Uebertreibungen!“

„Daß ich Ludwigen ausſchlage, darüber iſt kein Zweifel“ — meinte das Mädchen. „Allein wer bürgt mir dafür, daß der junge Herrmann mich noch liebt? Muß ich nicht erwarten, daß der Mann, der fähig iſt, einem vermeinten Pflichtgefühl ſich ſelbſt aufzuopfern, und das Mädchen ſeiner Wahl dem Freunde zuzuführen, ſehr leicht über die ganze Empfindung Herr wird? Wäre es nicht edler —“

„Kinder“ — fuhr die Tante heftig dazwiſchen — „Ihr ſeyd beide auf dem Wege, mich aus purem Edelmuth des Teufels zu machen. Thut mir's zu Liebe, und ſetzt Eure Vortrefflichkeit einmal hinter Euch, und geberdet Euch wie andere Menſchen. Wenn Ihr fortfahrt, Euch ſo par distance zu lieben, ſo bekomme ich mein Lebelang kein Enkelchen zu wiegen. Laßt alſo die Edelmuthsfaxen!“ — Erneſtinens bittender Blick beſänftigte die Aufbrauſende, und ſie wollte eben gelinder fortfahren, als Herr

manns leiser Ruf das Gespräch unterbrach. Sie eilte hinaus. „Ich hörte Stimmen bei Ihnen —“

„Ganz recht, lieber Herrmann, es ist Erneſtine und ihre Verwandte, die sich's nicht nehmen lassen wollten, Dich mit mir zu pflegen.“

„O Himmel!“ — rief Herrmann sich aufrichtend, sank aber vor Schmerz zurück.

„Junge, bleib liegen“ — fuhr die Tante auf ihn los — „oder die Alte und ich pflegen Dich ganz allein. Hältst Du aber Ruhe, so soll auch Erneſtine ein Veilchen herein dürfen!“ —

Er drückte der Tante die Hand, und dieſe winkte das Mädchen herbei. Zwar hoch erröthend, doch ohne Ziererei näherte Erneſtine sich dem Kranken, und sagte mit silberweicher, engelfreundlicher Stimme: „Lieber Herrmann, wie weh thut es mir, Sie so wieder zu sehen!“ — Herrmann faßte ihre Hand, und führte ſie an seine Lippen. „Sie sind die Güte selbst. Aber das Glück meines braven Vetters liegt in Ihren Händen,“ —

„Erwähnen Sie doch nicht einer Sache, lieber Freund, die schon völlig abgemacht ist. Ich habe alle Achtung für Ihren Vetter, nie aber kann ich auf den Einfall kommen, ihm meine Hand, geſchweige denn mein Herz, zu geben.“ —

„Sondern bin geneigt,“ — fiel die Tante ein — „wenn ein gewiſſer Herrmann von Elſe wieder hergeſtellt iſt, und mir nicht mehr mißfällt, als jetzt, dieſem meine Hand zu geben, vorausgeſetzt, daß er nicht ſchon mit dem dicken Vetter Ludwig verſprochen iſt.“

„Tante!“ — riefen Herrmann und Erneſtine; die letztere eine Hand vor die Augen haltend, indeß die andere in der des Jünglings ruhte.

„Fort, fort,“ — trieb die Tante — „damit wir nicht verderben, was der Arzt gut gemacht!“ — Erneſtine folgte zögernd, aber ein raſcher, warmer Händedruck und ein innig zärtlicher Blick überzeugten den Jüngling, daß er hoffen dürfe.

Herrmann war nicht der Erſte, den die Hand der Liebe ſchneller, als die des Arztes, wieder herſtellte. Er erholte ſich unter Erneſtinen's Pflege zuſehends, und konnte nach ſechs Wochen das Bett verlaſſen. Der milde Spätherbſt mit ſeinen warmen Sonnenblicken hatte ihm nach zwei Monaten die ganze jugendliche Kraft zurückgegeben. Daß die Liebenden weder des Aeſculaps, noch der beiden Dueganen Erlaubniß erwarteten, um ſich ihre Liebe zu geſtehen, und mit tauſend heißen Küſſen den Schwur

einer ewigen Treue zu beſiegeln, verſteht ſich von ſelbſt. Eines Tages ſagte die Tante zu Erneſtine, heut' ſey ihr Geburtstag, ſie wollte einige alte Freunde zu Tiſche bitten, und vor dieſem ſolle Erneſtine Herrmannen den erſten Kuß geben. Das Mädchen wurde glühend roth, die Alten kicherten, und der Jüngling hing auf's Neue an der Freundin Roſenlippen. „Ich meinte als ſeine Braut!“ ſetzte die Tante hinzu. „Ja, ja, ſeht mich nur ſo groß an! Ich bin alt und kann nicht wiſſen, wie lange mir der Himmel noch Friſt gibt. Indeß will ich Euch glücklich wiſſen. Da wir die Univerſität hier haben, ſo hindert Herrmannen ſeine Heirath nicht, ſeine Studien zu abſolviren, und ſich dann hier als Profeſſor zu habilitiren. Alſo heut werdet Ihr verlobt und über drei Wochen getraut!“ —

Erneſtine drohte die Tante mit Küſſen zu erſticken, Herrmann ſann nach. „Vetter“ — rief die Tante — „ich hoffe nicht, daß Du die Feuerkugel (das Zeichen an Ludwigs Hauſe) mit heirathen willſt?“

„Ohne Sorge, Tante! Ich begreife wohl, daß ich Ihnen und Erneſtinen das Glück meines Lebens ſchuldig bin, ſo wie daß nunmehr meine Verbindung mit Vetter Ludwig nicht mehr in der bisherigen Art beſtehen kann. Nur daß dieſe Trennung mit guter Art geſchehe, ſey mein Beſtreben!“

„Vielleicht beruhigt Sie dies" — nahm Erneſtinens Verwandte das Wort, und zeigte ihm die Abſchrift des Briefes, in welchem dieſe auf Ludwigs Antrag mit einem entſchiedenen Nein geantwortet hatte. Herrmann bat aber dennoch ihm eine Unterredung mit dem Vetter zu geſtatten. Nach einer Stunde kam er völlig beruhigt zurück, da ihn dieſer überzeugt hatte, daß ſein Frieden durch den abgewieſenen Antrag noch keineswegs auf Lebenszeit geſtört ſey. Er hatte Herrmannen von Herzen Glück gewünſcht, ihm nur noch die Bewirkung ſeiner Verſöhnung mit der Tante anempfohlen, und ihn gebeten, bisweilen doch bei ihm einzuſprechen.

So ſtand denn dem Glücklichen nichts mehr im Wege. Die Verlobung ward mit Jubel gefeiert, mit noch höherer Wonne aber der Tag, der Erneſtinen ganz und auf ewig ihrem Freunde gab. Dieſer beendigte ſeine Studien, ward nach ein Paar Jahren Profeſſor, und lebte mit ſeiner jungen Gattin ein wahrhaft ſeliges Leben. Mit dem Vetter blieb er in freundlichem Verkehr, und diente ihm bei der Tante ſo gut, daß ſie in ihrem Teſtamente ihn mit ihrem Herrmann zu gleichen Theilen erben ließ. Dankbar gelobte dagegen Herr Ludwig nie zu heirathen, was er auch hielt. So ward der glückliche Herrmann auch noch ein ſehr reicher Mann, und das

kam ihm wohl zu Statten, da ihm Ernſtine eine niedliche kleine Heerde von rothwangigen braunen und blonden Lockenköpfchen ſchenkte, von denen die beiden Duegnen wenigſtens die Hälfte zu wiegen, die Freude hatten. —

Bei mir ſind noch folgende Schriften belletriſtiſchen Inhalts zu haben:

Jacobs, Fr., Roſaliens Nachlaß. 3te Aufl. 2 thlr. 6 gr.

— — Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten. 3 Thle. 5 thlr. 16 gr.

— — die beiden Marien. 2 thlr. —

Miltitz, K. B. von, Orangenblüthen. 3 Thle. 4 thlr. —

Mittheilungen in Verbindung mit Böttiger d. j., Bührlen, v. Fouqué, v. Honwald, Jacobs, v. Miltitz, Raupach, Snabedeſſin und Wellenstreter. Herausgegeben von Friedr. Rochlitz. 2 Thle. mit Kupf. . . . . 3 thlr. 12 gr.

Raupach, D. E., die Erdennacht, ein dramat. Gedicht in 5 Abtheilungen. 8. . . 1 thlr.

— — die Freunde, ein Trauerſpiel in 5 Akten,

— — die Gefeſſelten, dramat. Dichtung in 5 Abtheil. mit einem Prolog. 1 thlr. —

Raupach, D. E., erzählende Dichtungen. 8.
1 thlr. 8 gr.

— — die Königinnen, ein dramat. Gedicht in 5 Akten. 8.
1 thlr. —

— — der Liebe Zauberkreis, ein dramat. Gedicht in 5 Akten. 8. . . . 21 gr.

Hirsemenzels, L., eines deutschen Schulmeisters Briefe aus und über Italien. Herausgeg. von D. E. Raupach. . . . 1 thlr. 12 gr.

Rochlitz für Freunde der Tonkunst. 2 Thle. 8.
4 thlr. —

Carl Enobloch.

Gesammelte

Erzählungen.

Gedruckt bei Georg Macet.

Gesammelte Erzählungen

von

Carl Borromäus von Miltitz.

Dritter Band.

Leipzig,
bei Carl Enoblech.
1828.

Inhalt.

	Seite
Der Herbsttag	1
Die blauen Berge	43
Geige und Braut	118
Der Jahrmarkt	232
König Saul	273

Der Herbſttag.

(Mitgetheilt aus des Dichter's Hellborn Tagebuche.)

Nie, ſo lange ich mir von meinen Empfindungen Rechenſchaft geben kann, habe ich den Herbſt mit Gleichgültigkeit ſeinen Einzug in der Natur halten geſehen, und je öfterer ich ſein Wiederkehren beobachte, je lebendiger wird in mir die Ueberzeugung, daß er — vielleicht nicht die ſchönſte — aber ſicher — die bedeutungvollſte der Jahreszeiten ſey. Nicht, daß der Frühling, der Sommer des tiefern Sinnes ermangelten, o nein — nur ſchwerer iſt es, ihn unter der Maſſe glänzender Erſcheinungen, unter der Fülle ſinnebetäubender Reize zu entdecken, zu verfolgen, feſtzuhalten, und daher — — nun? wer pocht an meiner Thür? So beſcheiden der Finger iſt, er ſtört mich. Ich muß nun ſchon rufen — doch halt — überlegen wir erſt, wer pochen kann, ehe wir unſere Anweſenheit zugeſtehn. — Es war kein hartes, ungeſtümes Pochen, wie das eines läſtigen, eiligen Fragers, der ein erhitztes Geſicht

odemlos zur halbaufgeriſſenen Thüre hereinſteckend, ſein: „Wohnt hier N. N.?“ — heraus keucht und kaum hat er die Hälfte meiner Verneinung gehört, ſchon wieder die Treppe hinabpoltert, um im Nebenhauſe einen andern ruhigen Denker zu ſtören. Es war auch nicht das gleichgültige, handwerksmäßige Klopfen des Briefträgers, dem auf der Stelle das tonloſe: „Sechs Pfennig Porto!“ nachſchleppt — überhaupt es war nicht das Derbe, Anmuthloſe eines Fingers, der einer Männerfauſt angehört, es war — — horch! — ja wahrlich — es klopft wieder — ſo weich, ſo voll, ſo rund, wie — wie von weiblicher Hand. Richtig, ich hab's, und zwar, ohne den Doppelſchlag eines Fingers, an welchem die Gelenkknochen vorherrſchen — alſo — jung! Ein weibliches Weſen, ein niedliches, rundes, friſches Frauchen, Lippen wie Kirſchen, Augen wie — Da, es klopft wieder — der Finger klopft ungleich, zittert! — O das iſt keine Frau — nein, eine Verheirathete, zwingt ſie einmal das Geſchick, an die Thüre eines Mannes zu pochen, pocht herzhaft. Sie hat Erfahrung, Menſchen- und namentlich Männerkenntniß. Das Bewußtſeyn, den Schritt thun zu müſſen, giebt ihr Muth, Entſchloſſenheit. — Aber ein Mädchen? Ach, ſo ein liebes, zartes, furchtſames Geſchöpfchen, das vor ſeinem Schatten erſchrickt, vor dem Laut ei-

nes Kusses bebt, vor dem Tritt eines vorüber-
gehenden Mannes zittert, einen Fieberpuls be-
kömmt, roth und blaß wird, wenn man es:
„Schönes Kind!“ — anredet, ja gewiß, wenn
ein solches scheues Täubchen an eines Mannes
Thüre klopfen soll, da muß das weiße Finger-
chen zittern. O, ich sehe schon die reizende,
schlanke und doch Fülle versprechende Gestalt,
das braune, sanfte Auge, die weichen, dunkeln
Locken, die weiße, reine Stirn, die allerliebsten
Füßchen, welche die allerliebstesten Pertinenzien
verrathen, in's Zimmer trippeln — nun will ich
auch den Engel keine Zehntausendtheilsecunde mehr
warten lassen, sondern so freundlich als möglich
rufen — — Ho, ho, das war vernehmlich an-
geklopft — das klang ja ganz anders — Her-
ein denn, in's Himmels Namen. — Die Thüre
öffnet sich leise, langsam — — Pfui tausend!
Ein bleiches, altes Weibergesicht, spitze Nase,
rothe Augen, wackelndes Kinn — verwünscht,
über die Betteleien! — Nun, was soll's seyn?
— Wen sucht sie hier? — Wen? — — Nun
a, der Dichter Hellborn bin ich freilich, aber
was kann Ihr der nützen? In Ihren Jahren,
ollte ich meinen, stände einem die Wirklichkeit so
ahe, daß man der Dichtung den Abschied gäbe?
— Nun, weine Sie nur nicht gleich — was
ll's denn? — Die arme Alte rührt mich doch,

ſie hat Züge, die einmal nicht uneben geweſen ſeyn müſſen — ſie bittet um eine Unterſtützung zum Begräbniß ihres Mannes — hm, der Dichter ſoll freilich vor allen andern Menſchen menſchlich ſeyn. — Dahier, gute Frau, nehme Sie — — Wie? Sie weigert ſich? Was will Sie denn? — — Ah ſo, jetzt verſteh' ich erſt. Ja, liebe Frau, wenn ich auch das wollte, dem Dichter fallen die guten Gedanken auch nicht immer aus dem Aermel. Und nun gar gleich eine ganze Geſchichte! Schlechtes will man doch auch nicht wiſſentlich in die Welt ſchicken, und zum Guten muß man die gute Stunde abwarten. Indeſſen — hm, Sie dauert mich — Weiß Sie was? komm Sie morgen früh wieder, erzähle Sie mir Ihre und Ihres Mannes Lebensgeſchichte genau, damit ich ſehe, was ſich daraus zuſammenſetzen läßt, und dann will ich das Ding ſchreiben. Gott befohlen.

Sie iſt fort. Ein eigner Gedanke bleibt's doch, einen auf dieſe Art in Contribution zu ſetzen. Sie war nämlich mit ihrer Tochter hier, mich zu bitten, ich möchte etwas ſchreiben, dabei erwähnen, daß es für eine arme Familie ſey, und ihr den Erlös, den ſie, wenn mein Name darauf ſteht, nicht gering erwartet, zuſtellen. Das

Töchterchen hatte den Anſchlag angegeben und auch zur augenblicklichen Ausführung gerathen, wie ſie aber auf ihr leiſes Pochen keine Antwort erhielt und auf das gewaltſame der Mutter mein barſches „Herein!“ zu Gehör bekam, ſo hat ſie Reißaus genommen und der Alten die Sache überlaſſen. Kindiſch! Nun, die Leute thun mir leid, ihr Zutrauen ſchmeichelt mir und ſo will ich denn morgen, wenn ich erſt die Alte abgehört habe, in Gottes Namen an's Werk gehn. Für den guten Zweck wird ſich ja wohl die Begeiſterung einſtellen. —

Himmel, welch ein magiſcher Sonnenblick fällt auf die Landſchaft! Wie ſmaragdgrün die Wieſen, welche reizende Miſchung von Gold und Grün in dem Laube der Bäume, das nun leider ſchon über die Hälfte in Roth und Gelb ſich verwandelt hat, wie ſcharf abgeſchnitten alle Contoure am kaltblauen Himmel! Ja, ja, ſo reizend dieſer Nachmittagſonnenblick auf fruchttragende Obſtgärten, auf traubenſchwere Weingelände, auf den buntſchattirten Buchenhayn fällt — das alles heißt doch Herbſt, und dieß einzige Wort umfaßt mehr der Wehmuth und Luſt, als ein Herz in ſich halten kann. So ſtrömt denn hin Fantaſie, Erinnerung, Empfindungfülle und ſucht ein Herz, das euch verſteht! —

Herbſt in der Natur, Herbſt im Menſchen!

Welche Aehnlichkeit der Beziehungen! Der rosentragende Lenz, der gewitterschwüle Sommer ist dahin. Das junge, frische Leben in Beiden, das unaufhörliche Knospentreiben, die gar nicht alle Blüthen werden konnten, diese Glut, diese Fülle ist vorüber. — Was blieb, ist reif geworden, giebt schmackhafte, zum Theil heilsame Frucht, hat aber auch seinen Stein im Innern, von dem das allmählige Erdewerden ausgeht. Manches zu herbe ist vom Sonnenstich verbrannt, abgefallen, anderes gar nicht, oder nicht vollständig ausgebildet worden. Hier und da zerstörte Mehlthau oder der Wurm im Innern eine versprechende Blüthe und eine anfangs unscheinbare entwickelte sich und gedieh zur süßen Frucht! Schmetterlinge kosten, naschen hier und dort — liebliche, glänzende Kinder des Frühlings! —

Auch mein Lenz ist vorüber und deutlich weiß ich, wie mir damals zu Muthe war. Herz, Kopf und Ader voll und glühend zum Zerbersten. Die Welt gehörte mir. Leben und Genuß, Wissenschaft und Kunst — alles zog mich an. Ich warb um die Auszeichnung der Männer, ich buhlte um die Gunst der Frauen. Alle schönen Gestalten, alle reizenden Gesichter schienen mir nur meinetwegen da zu seyn. Die Mädchen betrachtete ich wie der Spaziergänger die Blumen. Man sammelt deren eine Unzahl, während man

durch Garten oder Wiese schlendert. Jede scheint reizend und des Sammelns werth. Nun hat man den Strauß brisammen. Man geht nach Haus. Manches welkt schon unterwegs. Jetzt betrachtet man genauer, prüft, vergleicht, wählt — am Ende findet sich's, daß keine Alles in sich vereiniat. Man behält die Beste, legt sie in sein Gedenkbuch, behält sie dort — vielleicht sein ganzes Lebelang und denkt mit froher Erinnerung des Platzes und der Zeit, wo man sie gefunden. Die übrigen sieht man noch einmal freundlich dankend an und — vergißt sie. So zog ich, weil ich eben recht gründlich beobachten wollte, jedem schönen weiblichen Glanzsterne nach. Ohne Anmaßung, ohne Eroberungdünkel — im Gegentheil, demüthig, mit der Schüchternheit der funfzehnjährigen Jünglingsunschuld nahete ich mich den holden Erscheinungen — um zu lernen, ihre Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Stärke auf mich wirken zu lassen und dann die Erfahrung in mein Gedächtniß, wie in ein Taschenbuch, zu gelegentlicher Benutzung überzutragen. Freilich — ich bekenne es — glaubte ich fast jedesmal, ich habe die rechte Wunderblume gefunden, die alles enthalte, Duft, Farbe, Gestalt — wie die Fabel sagt: „Die Rose ohne Dornen, die nicht sticht!“ Kaum war mir das klar, dann gleich alle Segel aufgesetzt, alle Liebenswürdigkeit, über

die man, bewußt oder unbewußt, disponiren konnte, angewendet, um der Holdseligen nah zu kommen. Dazu fand die arglose Dreistigkeit der Jugend bald Mittel und Gelegenheit. Lebendigkeit des Geistes, Anmuth der Sitte half bei der Klugen, die holde Musik, verbunden mit der Schwärmerei des jungen Dichters, bei der Sentimentalen, der bunte Rock, das blitzende Epaulet und der wilde braune Hengst, der doch dem schlanken Reiter gehorchen mußte, bei der Oberflächlichen — endlich Jugend und Leidenschaftlichkeit in Wort und Gebehrde, bei Allen — und so war denn bald ein Strauß von Einzigsten beisammen, der freilich, weil hier und da eine in meinem Gedächtniß zu verblassen anfing, mangelhaft werden mußte.

Es galt nun aufzuräumen — ich fühlte das wohl, und um recht wahr und herzlich mit der letzten seyn zu können, ward ich hier und da bei dem Ausmusterung-Prozeß kälter und härter, als mir lieb war. Aber Ihr, meine Geschlechtsverwandten, Ihr wißt ja, wie Männer zu thun pflegen, wenn sie sich fest umstrickt fühlen und das Band zu drücken anfängt. Aufknüpfen läßt sich der Knoten nicht, los will und muß man — also wird er durchgehauen. Nicht selten —

denn der Wahrheit ſey Ehre — während ich leiſ' herumfühlte, wo das Ende der Schlinge läge, die ich aufziehen wollte, gab man es mir in die Hand, und ſomit war die Sache aus und mein Gewiſſen rein; aber freilich, hier und da ſaß der Knoten verzweifelt feſt und beim Durchhauen — ja, ja, — da mag's wohl manchmal in's Leben gegangen ſeyn. Ich ſah dann immer nicht ſo genau nach der Wunde. Sanfte, ſchlanke Blonde, und Du, lebhafte Schwarzäugige, und Du, komiſches rothbraunes Lockenköpfchen mit den ſchelmiſchen Blicken, und Ihr zwanzig oder funfzig Nachfolgerinnen von allen Haar- und Augenfarben, ſeyd Ihr mir noch böſe? Ach, es iſt nun ſchon eine feine Reihe Jährchen über Euern Schmerz und Zorn dahingegangen. Lebt Ihr noch, ſo ſeyd Ihr wohl alleſammt ehrbare Hausfrauen, erfahrne Mütter. Wenn ich Euch einſt eine Thräne entlockte, ach, laßt mir den Troſt, daß Ihr jetzt nicht mehr dem damals leichtſinnigen, aber wahrlich nicht böſen Jünglinge zürnt, dem nun, als ſchon halb ergrauenden Manne, der Gedanke an Eure Zähren auf dem Herzen brennt! Daß Ihr ihm vergeben habt! — Und vor allen Du, holde, ſchlanke Geſtalt im erbsfarbenen Seidenkleide, Du — ach die Erinnerung iſt zu ſüß, und da ja doch wohl niemals irgend jemand dieſe Blätter lieſ't, ſo darf ich

der herannahenden Alterschwäche ja wohl nachgeben und mir die Begebenheit noch einmal vorsagen.

Es war im Jahr 17.., ungefähr um — ja wahrhaftig, 's war gerade im Herbst. Nun seh' einer, wie das sich wundersam fügt, ich, im Herbste meines Lebens, berichte an einem Herbsttage eine Herbstbegebenheit! Nun also, es war Herbst, um Martini, in der Zeit der Kirchweihfeste auf dem Lande. Ich, damals der jüngste Offizier eines prächtigen — schen Uhlanen-Regiments, hatte Mühe gehabt, meinem alten, brummigen Obersten begreiflich zu machen, daß ich schlechterdings drei Wochen Urlaub haben müsse, um die Hochzeit meiner Schwester feiern zu helfen. „Aber Himmel tausend — — hatte der alte Herr geflucht — Lieutenant, Ihr werdet mich doch nicht überreden wollen, daß Eure Schwester, Muhme, oder wie nah Euch die Wetterfahne angeht, die eben heirathet, drei ganze Wochen Hochzeit macht? In der Zeit will ich eine ganze Armee copuliren, benediciren und wieder divorciiren! Nein, daraus wird nichts. Ich gebe Euch acht Tage Urlaub, gestatte Euch, krank zu werden und andere acht Tage Verlängerung zu erbitten, aber dann ist's aus, und trefft Ihr nicht mit der Stunde beim Regimente ein, so nennt mich wie Ihr wollt, wenn Ihr je wieder eine

Stunde Urlaub von mir bekommt!“ — Mit dem alten Herrn war nicht zu ſpaßen. So gütig er ſeyn mochte, ſo ſtrenge war er, glaubte er ſeine Güte gemißbraucht. Ich hütete mich, in ihn zu dringen, ſondern eilte, mich reiſefertig zu machen. Bei einem funfzehnjährigen Ublanen-Lieutenant, der Urlaub und Ausſicht hat, mit hübſchen Mädchen zu tanzen, dauern die Reiſeanſtalten nicht lange. In ein Paar Stunden ſaß ich in der leichten Extrapoſt-Chaiſe, und fort ging es, daß die Pflaſterſteine hätten aufhüpfen mögen. Tief in den Mantel gehüllt — es war tüchtig kalt — drückte ich mich in die Ecke der unfreundlich ſtoßenden Caleſche, ſchlief ein und träumte von Abenteuern und Siegen aller Arten. Es war finſter, als ich ankam und mich ſogleich in einen Anzug von mittlerer Eleganz warf, weil die höchſte Pracht auf den folgenden Tag, wo die Ceremonie vor ſich ging, geſpart werden ſollte. — Die Geſellſchaft war bald gemuſtert, die Männer mir alle, die Damen mir meiſtens bekannt. Noch einige Mädchen, ſagte mir meine Schweſter, würden zum nächſten Tage erwartet. „Das Beſte — ſetzte ſie hinzu — iſt indeſſen bereits da, und Du, Allerwelt-Courmacher, kannſt alſo Deine Maßregeln nehmen!“ Ich fand nichts Unrühmliches in den Beinamen und beſchloß, ihn daher auch

heut' zu verdienen. Rasch flog mein Blick durch den Saal, sah manches Hübsche, kam aber bei der zweiten Musterung auf ein niedliches Geschöpfchen zurück, dessen frischrothe Lippen, dessen gutmüthig-heitrer Blick, verbunden mit einer sonderbar ehrbar-steifen Anstandmiene, ihr das komische Ansehn eines Butterlämmchens mit gemaltem rothen Mäulchen gaben. Ich machte Bekanntschaft, wir wurden bald gute Freunde, und trotz ihres Großtantenernstes rollte die kleine lebendige Kugel so rasch im nächsten Walzer mit mir dahin, daß ich wohl merkte, sie habe nicht eben Blei in dem blauen Geäder, das vielfach geästet ihre weißen Schläfe schmückte. Der Ball durfte am Hochzeitvorabend nicht länger als bis 11 Uhr dauern. Allein, wo sollte das sechszehnjährige Blut sich in ein Paar Stunden Tanz ausgetobt haben? Schlafen schien jedem von uns ein Schimpf. Alle jungen Männer, zwölf an der Zahl, versammelten sich daher in einem großen Zimmer, wohin man sie, auf ihr Verlangen, zusammengebettet hatte. Der älteste begann eine ungeheuere Bowle Punsch zu brauen, die Raucher zogen ihre Pfeifen hervor und alle beschlossen, hier unter freundlichem Gespräche den Morgen zu erwarten. Dergleichen willkührlich übernommene Beschwerlichkeiten gehörten zum damaligen guten Ton und die Elegants jener

Zeit hatten den Ehrgeiz, recht ritterlich-tüchtige Männer zu ſeyn und mit ihren ſtarken Händen Eiſenſtangen zu brechen, während unſere heutigen Modemännerchen ſich wie nervenkranke Weiber gebehrden und ihre gemäſteten und mit, à la chinoise, zolllangen Nägelklauen geſchmückten Finger nur zum Kartenhalten und Billardſpiel brauchen können. Es erhob ſich alſo, während ein dichter, blauer Nebel im Zimmer auf und nieder wallte, das heiterſte, ungebundenſte Geſpräch. Dort wurde über Pferde, im andern Eck von Gewehren, Jagd und Hunden unterhandelt, während in der Mitte ſich ein Paar Kunſtfreunde über Gegenſtände ihrer Liebhaberei beſprachen. Nach und nach wurde das Geſpräch allgemeiner und kaum war man auf das Kapitel „Mädchen" gekommen, ſo glich die Geſellſchaft einer Judenſchule, wo jeder nur mittelmäßig laut ſpricht, aber die Menge ſich doch von fern wie das Brauſen des Meeres anhört. Der Morgen war da, ehe man ſich's vermuthete. Die Ruhe der Familienhäupter mußte reſpektirt werden, der Schwarm zog daher in aller Stille hinaus zur Jagd und kehrte erſt nach einem mehrſtündigen Streifzuge durch Feld und Wald, mit dem reichen Erwerbe ihrer Geſchicklichkeit beladen, zurück, wo die erwachte andere Hälfte der Geſellſchaft ſie beim allgemeinen Frühſtück erwar-

tete. — Die junge Männerschaar, von Bewegung, Jagdlust und frischer Herbstluft höher gefärbt, in grünen Jagdkleidern, die blitzenden Gewehre auf den Schultern, die laut bellenden Hunde um sie her, mochten den an den großen Schloßfenstern stehenden Damen den Eindruck eines angenehmen Bildes gemacht haben. Wir hatten bald neben den holden Geschöpfen Platz gefunden und mein kleines Blälämmchen war heut' weit weniger stramm als Tages vorher. Plötzlich erscholl die Kunde, der Geistliche, von dem meine Schwester getrauet zu werden wünsche, sey angekommen, und in ein Paar Stunden erwarte er das junge Paar in der Kirche. Alles flog von den Sitzen, Tassen, Teller und Gläser verlassend — um Toilette zu machen, denn zur Trauung, das hatte man allgemein festgesetzt, sollte, nach altehrwürdiger Sitte, nicht nur Braut und Bräutigam, sondern die ganze Gesellschaft im höchsten Schmucke erscheinen. Wir jungen Leute waren natürlich eine gute Stunde früher fertig als die Damen. Allein sonderbar ist es doch, wie der Mensch selbst von solchen Aussendingen, als Kleider sind, abhängt. Sobald wir, der seine Jagd-, jener seine Berg-, der Dritte seine Militair-Uniform, die Civilisten ihre Hofkleider angelegt hatten, war ein anderer Geist über uns gekommen. Wir waren noch

heiter — was hätte uns auch daran verhindert — allein wir hatten keine Luſt zum Lärm und Toben, ſondern wir ſtanden, in einzelne Gruppen getheilt, umher, bald mehr, bald weniger ernſthaft ſprechend. Endlich ſchlug die Stunde, die Damen rauſchten mit ihren ſeidenen Kleidern durch den Saal, die Wagen fuhren vor, man ſetzte ſich ein, und ein Zug von anſehnlicher Länge rollte durch's lange Dorf der Kirche zu. Es muß wirklich angenehm zu ſehen geweſen ſeyn, wie die ſchöne junge Braut mit dem zahlreichen, prächtig geſchmückten Gefolge in die hohen Gewölbe eintrat und nun Jedes nach Stand und Würden Platz nahm. Braut und Bräutigam natürlich zunächſt vorm Altare, dann, im engern Halbkreiſe hinter ihnen, die ehrwürdigen Väter, Mütter, Oheime, Tanten u. ſ. w. Dann im größern die jugendlich blühende Schaar beiderlei Geſchlechts. Endlich in der äußerſten Peripherie die Unzahl Zuſchauer. Die alten Damen prangten in ſchweren, koſtbaren Stoffen, die alten Herren hatten Hofkleider von Pfirſichblüth, gorge-de-pigeon- und cote-de-melon-farbenen ſuperfeinen Tüchern, auf denen hin und wieder ſilberne und goldene Ordensſterne blitzten. Wir Soldaten hatten unſere beſten Uniformen an. Mir ſtand die knappe Uhlanen-Uniform, der glänzende Paß, die blitzende Czapka ſehr gut.

So gleichgültig ich ſonſt gegen Aeußerlichkeiten dieſer Gattung war, ſo gefiel ich mir doch heut' ganz beſonders wohl, und ich ſah, daß in den Augen der meiſten Perſonen der Geſellſchaft ſich dieſelbe Empfindung regte. Die Rede, die der gewaltig gelehrte, brave, aber trockne Prediger hielt, beſaß dieſelben drei Qualitäten auch. Sie feſſelte meine Aufmerkſamkeit nur wenig und ſo geſchah es beim Umherblicken, daß ich in einer Emporkirche ein artiges, mir fremdes Geſichtchen erblickte, das, ein Häubchen unter dem großen Hut, im Reiſeanzuge, verlegen hinter ein Paar ältern Perſonen hervorguckte. Ich gab nicht weiter darauf Achtung. Als ſich der Zug wieder aus der Kirche in Marſch ſetzte, wisperte mir eine alte, ſehr ſprachſelige Verwandte in's Ohr: das hübſche Hannchen G.... habe recht fleißig nach mir herüber geſehen. — Freilich, wer ſo das ganze Jahr in der Provinz auf einem entlegenen Landgute ſtecke, dem müßten wohl die Sinne vergehen, wenn ihm ſo ein junger, ſchlanker, prächtig gekleideter Offizier vor die Augen käme, u. ſ. w. Die ganze Mittheilung trug ſo ſehr das Gepräge einer gewöhnlichen Weiberklatſcherei, daß ich gar nicht darauf antwortete. Im Schloſſe bekam ich, als wir aus dem Wagen ſtiegen, einen Auftrag meines Vaters, der kein Zögern geſtattete und mehrere Briefe zu ſchreiben nöthig

machte. Nach ein Paar Stunden erst war ich frei und konnte in's Gesellschaftzimmer eilen, wo man sich eben zur Tafel zu gehen anschickte.

Während ich hier und dort mein Ausbleiben erklärte und entschuldigte, erblickte ich plötzlich ein holdes Gesicht, das einer schlanken Mädchengestalt in erbsfarbenem seidenen Kleide gehörte. Himmel, welche Augen, welch ein Mund, welcher Ausdruck! Aber ich mußte mich getäuscht haben! Wo käme denn auf einmal, so kurz vor der Tafel, ein fremdes, so wunderliebliches Geschöpf her? Geschwind noch einmal hingesehn. Eben wandte die junge Dame langsam den Kopf, so daß ich sie en profil und augenblicks darauf en face zu stehen bekam. O welche Augen, welche Züge!! Ihr Blick begegnete dem meinen und wie wenn der Blitz in einen Pulverthurm schlägt, im Nu ein Flammenmeer von allen Seiten emporlodert, so stand auch im Augenblicke mein Herz und meine Einbildungskraft in lichter Glut. Götter, wer ist dies reizvolle Wesen, woher, warum so spät, wie konnte ich es früher übersehen haben?? Diese und noch tausend andere Fragen entstanden im Augenblick. Eben fragte mich mein fettes Lämmchen etwas — ich antwortete — wahrscheinlich höchst unpassend, wie ich aus dem leisen Gekicher hätte abnehmen können, wäre es mir überhaupt möglich gewesen, etwas anders

als die Fremde zu denken. Ohne weiteres Beſinnen ließ ich mein Schäfchen ſtehen und wollte der Huldin nach, die indeſſen an das andere Ende des Saales geſchwebt war. Frauen thun einander gern manchmal einen kleinen Poſſen. Jene Verwandte, die mich mit gar zu herzlicher Verwandtenliebe umfaßte, die ich, ſo lange ich dem Lämmchen ausſchließend den Hof machte, mit einer dicken, ſchmollenden Lippe geſehn, die mit mir ſpäter von Hannchen G.... in der Kirche geſprochen, kam jetzt wie ein Pfeil auf mich los — „Ich muß Sie doch gleich dem lieben Hannchen als Sohn vom Hauſe vorſtellen, die Kleine iſt heute gar zu allerliebſt!“ — damit zog ſie mich fort. Lämmchen ward blaß und roth vor Vergnügen bei dieſem Vorſchlage, allein vergebens, ich war ſchon unterwegs. — „Herr von G...., künftiger Nachbar Ihrer Schweſter!“ — mit dieſen Worten ſtellte mich die Verwandte einem bejahrten, jovialen Herrn vor, der mich gleich mit einigen Scherzreden empfing. — „Hier ſeine Tochter, Hannchen G....!“ — ſetzte die Vorſtellerin hinzu, mich vor die Erbsfarbene hinſtellend und mit dem Vater weiter gehend. Mächte des Himmels, welch ein reizendes Geſchopf! Ich ſehe ſie noch, jene ſchlanke Geſtalt, deren weiche Umriſſe ſich zur ſchönſten Fülle und Rundung in einander verlieren. Ein ovales, et-

was blasses, aber in seiner Blässe blühendes Gesicht, unter dessen zarter, marmorweißen Haut der Carmin der Gesundheit auf den weichen Wangen wie ein Hauch anflog, um auf dem Rubinfluß der über Perlenzähnen geschlossenen Lippen zur lebensfrischesten Färbung aufzuglühn. Züge, die einem Engel gegeben werden dürften, das süßeste Gemisch von Ernst und Heiterkeit, von Güte und Laune. Augen, blau und leuchtend wie ein Frühlinghimmel — ein Paar saphirne Eingangpforten in das Unschuldparadies dieses Herzens. Die schönsten dunkelbraunen Locken kränzten reich die weiße Stirn. Ich sagte ihr einige verbindliche Worte über die Unregelmäßigkeit ihres so späten Erscheinens. Mit einer Stimme, gegen deren Silberlaut eine Flöte rauh geklungen hätte, erwiederte sie mir, daß die Pflege einer alten, kranken Verwandtin sie fast ganz von dem Feste zurückgehalten haben würde, und nur bei der augenscheinlichen Besserung, die unerwartet eingetreten, sey es ihr möglich gewesen, die Leidende zu verlassen. Nichts von Bewußtseyn so seltener Reize sprach aus ihr, noch die leiseste Spur von Koketterie, sie schien sich nur ihrer Jugend und Unschuld zu erfreuen. Bisweilen schlug sie den schönen Blick langsam empor und ließ ihn in süßer Verschämtheit die versammelten Frauen überlaufen — dann lag wieder ein Aus-

druck in ihm, als wolle ſie ſagen: „Verzeiht, Schweſtern, daß ich ſo ſchön bin und die Fülle meiner Reize Eure geringere Schönheit niederſchlägt, ich thue es ungern!“ Die Bitte ward unendlich rührend vorgetragen, ſchien aber von den Mitſchweſtern, den Mienen nach zu urtheilen, nicht überall beſtens acceptirt zu werden. Ich nahm von dieſem Umſtande keine Notiz, ſondern bezog von dieſem Augenblicke meine ganze Exiſtenz auf Hannchen, neben der ich an der Tafel meinen Platz fand. Daß ich am Abend mit ihr tanzte, oft tanzte, war natürlich — eben ſo, daß ich keine Augen mehr für das Lämmchen hatte, das aus ſeiner Paſſivität herausgehend, den Flüchtling durch einige herzhafte Handdrücke zur verlaſſenen Fahne wieder zurückzuführen bemüht war. Vergebens, der Moment war vorüber. Kann auch das Butterblümchen den Schmetterling feſthalten, dem die holde Nachtviole winkt? — Nicht, daß er Schmetterling iſt, ſollte die Arme beklagen, ſondern daß ſie nur Butterblümchen ward. —

Gegen Mitternacht unterbrach man den Tanz, um die Neuvermählten zu necken, die ſich zurückgezogen hatten. In die ausgeſucht tollſten Anzüge vermummt, mit allem Kupfer-, Eiſen- und Blechgeſchirr bewaffnet, das im Hauſe zu finden war, ſchlichen wir uns vor das Schlaf-

zimmer und begannen hier einen solchen Höllensabbath mit Pfeifen, Trommeln, Klirren, Rasseln, Pauken, Blasen, Geigen, Miauen und Blöcken, daß man die Siebenschläfer, geschweige denn ein junges Ehepaar geweckt haben würde, das schwerlich auf eine ruhige Nacht gerechnet hatte. Die Geplagten mußten erscheinen und wurden mit einem Strome theils wirklich witziger, theils witzig seyn sollender Glückwünsche empfangen. Endlich zog der tolle Schwarm nach dem Tanzsaale zurück und setzte hier seinen Jubel fort.

Gegen Morgen endete das Fest und mein Glück würde mit ihm geendet haben, hätte die Holde nicht beim Scheiden mit einem unbeschreiblich innigen Blicke mir zugeflistert, daß über acht Tage Kirchweihfest auf dem Gute ihres Vaters gehalten werde. Entzückt fragte ich, ob sie mich dort gern sähe? Sie lächelte erröthend und lispelte: „Würde ich wohl Ihnen die Nachricht gegeben haben, wenn es anders wäre?“ — Mein rascher Händedruck und der glühende Kuß, den ich auf ihre Hand preßte, deuteten ihr mein Gefühl. Die leise Erwiederung hauchte mir Hoffnung in's Herz. Sie schied, ich stürzte mich in den Tummel des Tanzes zurück.

Tags darauf zogen die städtischen Gäste nach der Residenz heim und die Familie bereitete sich,

die Neuvermählte nach ihrem künftigen Aufenthaltorte zu geleiten. Es war ein herrlicher Herbstnachmittag, als ich unter den hohen Bäumen, nahe am Schlosse, Einsamkeit und Besinnung suchte. Die Sonne blickte warm und freundlich vom blauen Himmel in das grüne Labyrinth und beim leisesten Lufthauch säuselten gelbe Blätter in Menge zur feuchten Erde nieder. Die farbigglühenden Astern auf den nahen Gartenbeeten blickten, wie ihres nahen Scheidens kundig, verlangend nach der Sonne, in deren Strahlen sie den Lenz ihres Lebens — den ersten und letzten — begonnen und geendet hatten. Schaaren von Wandervögeln strichen, munter ihre Kräfte zur weiten Reise in mancherlei Schwingungen prüfend, über meinem Haupte hin. In den Feldern arbeiteten geschäftige Menschen und streuten hoffend den goldnen Saamen in die kräftig duftende braune Erde. Fernher tönte in ernsten Pulsen das Geläute einzelner Dorfschaften dem Wanderer die Richtung menschlicher Wohnungen, auch dann noch verkündend, wenn der schwarze Flor der Nacht Alles mit seiner verhüllenden Decke überzogen haben würde. Der wehmüthige Ernst der Natur überkam mich mit Schauern von Vollendung. Das Abspiegeln meines Selbst gewann einen höhern, heiligern Charakter. Mich ernst prüfend fand ich heiße, reine Liebe zu dem

Mädchen, nichts begehrend als geiſtigen Beſitz, Erwiederung des Gefühls, das meine Seele entflammte. Jünglingliebe! ſo lodernd heiß und doch ſo keuſch, ich hätte in deinen Strahlen vor den Thron des Ewigen treten wollen, du warſt ſeines Beifalls würdig! Wie Schade, daß du — in meiner Bruſt wenigſtens — nicht dauernder werden ſollteſt! Damals freilich ahnete ich das nicht, und ſicher, wäre das holde Geſchöpf damals mein geworden, ſo würde ſie eine Zeitlang ein Leben der Seligen geführt haben, wie es die leidenſchaftlichſte, innigſte Liebe geben kann — aber ich war ein Jüngling; theils nur halb, theils noch gar nicht entwickelt lag vieles, ja wohl das Beſte in mir, was erſt durch Zeit, Widerſpruch und manche herbe Erfahrung gezeitigt, entfaltet und ob es dauernd ſey, geprüft werden mußte.

Tages darauf in aller Frühe ging es fort, und am Abend fuhr ich in die achthundert Jahre alte Burg ein. Nur flüchtig nahm ich mir Zeit, das zu beſehen, wobei ich ſonſt ſtundenlang mit dem größten Entzücken verweilt haben würde. Alle meine Sehnſucht galt dem geliebten Mädchen. Die langen Geſichter, als ich der Damengeſellſchaft erklärte, ich müſſe am nächſten Morgen zum Kirchweihfeſte nach G...., erſchreckten mich wenig, und ich ritt, ja ich flog, nach dem

Frühstück, hinüber. Der Empfang war, wie ich ihn von Seiten des alten Herrn, wünschen konnte. Hannchen, so angelegentlich in Küche und Keller beschäftigt, daß sie, nach flüchtigem Erröthen und dem herzlichen Ausruf: „Willkommen!“ mir wieder entschlüpfte. Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich. Auch Kameraden fand ich, Offiziere einer in der Nähe garnisonirenden Cuirassier-Schwadron. Ich sollte hier eine neue Erfahrung machen. Unter allen den freundlichen, heitern, lautfröhlichen Jünglingen war einer, dessen Persönlichkeit mich im ersten Augenblicke anzog. Er war mehr als hübsch zu nennen, groß, wohlgewachsen, schlank und doch kräftig. In seinen sanften Zügen, in seinen Augen lag etwas Unwiderstehliches. Er mußte auch für mich Wohlwollen empfinden, denn unsere Blicke begegneten sich oft, als die ersten Begrüßungen vorüber waren. Wir fanden bald Gelegenheit zum einsamen Gespräch und unsere Seelen öffneten und ergossen sich eine in die andere. Schöner, unvergeßlicher Augenblick, der zwei Jünglingherzen verkettet! Es fand sich, daß mein junger Freund, gleich mir, nicht aus Neigung das Soldatenleben gewählt hatte, sondern dem Befehl eines strengen Vaters zufolge, der — wohl nicht ganz mit Unrecht — dem Geschäftleben, zu dem er den Sohn später bestimmte, eine militärische

Unterlage geben wollte. Der Jüngling war enthusiastisch, wie ich keinen wieder gefunden habe, für Kunst und Wissenschaft, für jede Exaltation der kräftigsten Männerwürde wie der zartesten Weiblichkeit. Auch er liebte, liebte mit Glut und einer Ausdauer, deren ich damals nicht fähig war. Sanfter, edler B..., Dein kräftiges Wesen erlag dem Kummer, der Dein zärtliches Herz zerstörte. Er starb einige Jahre nach unserer Bekanntschaft aus Gram über die Untreue seiner Geliebten, die ihm einen reichern Anwerber vorzog. Ruhe sanft, edler Jüngling, die Liebe, deren Du fähig warest, nannte die Welt Schwärmerei, und das Schicksal versagte Dir Erwiederung!

Es ward hier ebenfalls getanzt, allein mit weit weniger Förmlichkeit als bei meinen Aeltern oder meiner Schwester. Ich konnte viertelstundenlang mit Hannchen Arm in Arm in den tiefsten Fensterbrüstungen der Nebenzimmer stehen und plaudern und kosen, indeß Freund B... alle Neugierige abzuhalten, alle Fragen zu beantworten wußte. Hier war es, wo ich dem holden Mädchen meine Liebe gestand, von ihrem Munde das süße Wort der Erwiederung vernahm, von ihren liebewarmen Purpurlippen den ersten heißen Kuß empfing. O mein langes, späteres Leben, wie viel Augenblicke so voller, schuldloser

Seligkeit haſt Du aufzuweiſen? Und wenn führteſt Du mir wieder einen Freund, wie meinen B..., entgegen?

Die Jagd ließ mir auch hier keine Ruhe, und als mich Hannchen, Jägerluſt im Auge, das Gewehr im Arm, im Kreiſe der rüſtigen Schützen ſah, ſchlich ein heiteres, billigendes Lächeln über die kleine, ſchmollende Lippe, die ſich gebildet hatte, als ich beim erſten Rufe: „Auf die Jagd!“ — von ihrer Seite aufgeſprungen war. Zu Mittag, das verſprachen wir alle, wollten wir wieder beim ſeyn. Ich wenigſtens hielt Wort, und mir ward auf's ſüßeſte dafür gelohnt. Natürlich mußte, eh' wir zu Tiſche gingen, Toilette gemacht werden, um ſo mehr, als Hannchen mein ſehr elegantes Jagd-Coſtüm gar nicht für einen Anzug wollte gelten laſſen, ſondern darauf beſtand, mich in Uniform — und zwar mit dem blitzenden Gurte — ſo hatte ſie ausdrücklich geſagt — zu ſehen verlangte. — Ob ich's that? Giebt's etwas Süßeres, als die holde Eitelkeit des Mädchens auf den Glanz des Geliebten? — Aber noch kann ich grauköpfiger Schwätzer des Lächelns und des Grauens mich nicht erwehren, wenn ich eines Mannes gedenke, der in ſeiner Narrheit mir eine, leider nur zu triftige, Prophezeihung ausſprach. Es war der Barbier des Ortes, ein burlesker Patron, marktſchreieriſcher

Ignorant und Prahler im höchſten Grade. Dabei ſo albern gezierter und doch völlig verkehrter Sprachpuriſt, daß er kein Wort ungehudelt laſſen konnte. Er hieß Merbitz, nannte ſich aber, mit ſcharfſchnarrender Stimme, Pfaffnutios Marrbütz, einen Schüler des Harbokliffos und Chilönios, die er bösweilen vühl und mancherlöh abſölvirt haben wollte. Er galt für einen untrüglichen Wahrſager und geſtand ein, daß er zwar möhr oder wöniger, jedoch ſtöts dorſtig ſey. Indöſſen ſey er vühl zu föhr Dömokrat, um ſüch dörmaßen zu beſoifen, daß er unter das mönſchliche Vüh hünab ſänke. Er verſicherte mir, die hier im Orte verſammelte Mönſchheit käme eigentlich blos wegen der ſo zu ſagen ſchoinen Töchter des Gutsbeſitzers her; auch zweifle er gar nicht, daß ich, der ich Offäſür und gleichſam Miſidär wäre, mich ebenfalls deshalb hier eingefunden, indöſſen müſſe er mir anvertrauen, obgleich er weder Proföt ſey, noch propfötiſche Dünge vorausſagen wolle, daß Keiner von uns Glück bei den Mädchen machen werde. Die ältere ſey bereits ſo gut wie verſprochen, die jüngere (meine Geliebte) werde, über korz oder lang, einem benachbarten Gutsbeſitzer zugeſchlagen werden, der ihrem in ſeinen Finanzen ſehr zerrütteten Vater bedeutende Summen vorgeſchoſ-

sen. Sie werde ihm ganz unfehlbar diejenige Hand reichen müssen, aber eben so gewiß elend werden und in bei sich habender Blüte der Jahre verwelken. Hatte ich anfangs über den Narren lachen müssen, so erschreckte mich seine düstere Vorhersagung desto mehr, und ich entließ ihn ziemlich unsanft. So bald ich Gelegenheit fand, die Geliebte allein zu sprechen, befragte ich sie wegen der Mittheilung des fatalen Narrhütz. Tief gerührt und mit thränenschweren Augen erwiederte sie mir, der Narr habe, in Beziehung auf sie, nur zu wahr gesprochen. Die Verhältnisse ihres Vaters ständen so verwickelt, daß ein reicher Schwiegersohn, der allein ihn von dem sonst unfehlbar ausbrechenden Concurs retten könne, ihm freilich als ein Schutzgeist erscheinen müsse. Eben so wahr sey es, daß, so wie sie ihren künftigen Gatten kenne, ihr durchaus keine glückliche Zukunft bevorstehe. Die einzige Hoffnung, ihm zu entgehen, sey auf eine bedeutende Speculation gestützt, die der Vater jetzt unternommen. Gelinge diese, so sey er wieder ein reicher Mann und habe ihr auf sein Ehrenwort versprochen, sie dann nach ihrem Herzen wählen zu lassen. „Erhalte Du nur — setzte sie mit vom Schluchzen erstickter Stimme hinzu — erhalte Du mir Deine Liebe. Diese Gewißheit wird mir Kraft geben, Alles zu

tragen!" — Ich fand diese Aeußerung unbeſchreiblich rührend und betheuerte ihr die Unveränderlichkeit meiner Geſinnungen mit der Wahrheit und Innigkeit eines Jünglings, der von ganzer Seele liebt. Wir blieben noch einige ſelige Stunden beiſammen und ich ritt Tages darauf zurück, um noch vor der Ablaufzeit meines Urlaubes beim Regimente wieder einzutreffen.

Mein alter Wütherich von Commandeur nahm das ſehr hoch auf und ſagte mir viel Freundliches, das mich zu anderer Zeit ſehr beglückt haben würde. Jetzt waren alle meine Gedanken bei Hannchen. Eine Locke von ihrem duftenden, braunen Haar und ihr erſtes Billet trug ich auf der Bruſt, von wo ich beides, ſo oft ich unbemerkt war, hervorzog, um tauſend glühende, heiße Küſſe darauf zu drücken. Den Anfangbuchſtaben ihres Namens ließ ich in meine Säbelklinge graben, ich ſtach ihn mir mit einer Nadel in den Arm, ein crayonnirtes Bild von ihr ließ ich in Oel ausführen und in einer Mauerblende meines Zimmers verdeckt anbringen, ſo daß es nur auf einen mir bekannten Federdruck ſichtbar ward. Ein Mechanismus, der mir ſchweres Geld koſtete. Ich ſchaffte ein ſehr braves Reitpferd ab, um ein anderes, das Hannchens Lieblingsfarbe hatte, mehr als doppelt zu bezahlen. Genug, ich beging alle Thorheiten eines Tollverliebten. Thor-

heiten, über welche Jeder lacht und die doch Jeder — schlägt ihm anders ein Herz in der Brust — selbst durchgemacht hat. Mein alter Wachtmeister, Auguſtin mit Namen, der mich die Elemente des Dienſtes gelehrt hatte, war der erſte, der meinen Zuſtand errieth. Die Kameraden — denn verborgen konnte meine Stimmung nicht bleiben — hatten auf einen bevorſtehenden ernſten Zweikampf, auf Geldverlegenheit, auf eine Krankheit — genug auf das Tollſte — vergebens gerathen. Der alte, meiſt vom Wein ſelige Wachtmeiſter, ſah mich wohl bedenklich an, wenn ich bei den Unterrichtſtunden, die wir den Rekruten geben mußten, alles verkehrt machte, das Hinterzeug in's Vorderzeug ſchnallte, die Piſtolen in den Carabinerſchuh, den Carabiner in die Piſtolenhalfter ſteckte. Solche Geiſtesabweſenheiten war er von mir denn doch nicht gewohnt und beobachtete mich ſchärfer. Unter ſeinen Kindern war ein niedliches, kleines, fünfjähriges, braunlockiges Ding, Hannchen genannt, das ich oft geliebkoſet hatte, wenn ich es vor des Vaters Hausthür ſitzen fand. Jetzt überſchüttete ich das niedliche Geſchöpf mit Geſchenken, wegen der Aehnlichkeit ihres Haares und ihrer Augen mit der holden Namenſchweſter. Dieſe Unüberlegtheit verrieth mich dem alten Fuchs. Er glaubte ſeinen Scharfſinn leuchten laſſen zu müſ-

ſen, und ſo erfuhr bald das ganze Regiment die Urſache meiner völlig veränderten Stimmung. Je mehr ich läugnete, je mehr plagte man mich. Endlich gab ich zu und nun ließ man mich im Frieden.

So war ein halbes Jahr verſtrichen. Anfangs ſchrieb Hannchen fleißig, dann ſeltener. Plötzlich meldete ſie mir, die Anwerbungen des ungeliebten Freiers würden um ſo dringender, als durch die unglücklich ausgefallene Speculation ihres Vaters dieſem auch die letzte Hoffnung, ſich herauszureißen, verſchwunden ſey. Sie fürchtete daher, am Ende doch nachgeben zu müſſen und verlangte von mir Troſt, Rath, Unterſtützung in ihrem Kummer. Hell flammte die Liebe in ihrem Briefe auf — allein ich war nicht mehr derſelbe. Unter den wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, mit denen ich viel umging, weil ich die Idee gefaßt hatte, den Degen ſobald als möglich mit der Feder zu vertauſchen — fand ſich einer, deſſen Eigenthümlichkeit mich um ſo feſter anzog, je ſchärfer ſie mich verwundete. Es war ein Gelehrter, etwa zehn Jahr älter als ich, der ſich zu einer Reiſe nach Italien und Frankreich in meiner Vaterſtadt bibliographiſch vorbereitete. Eine wahrhaft erſtaunenswürdige Maſſe von Kenntniſſen, verbunden mit der feinſten Weltkenntniß und dem glänzendſten Verſtande, zeich-

neten ihn vor Tauſenden aus. Er gewann mich lieb, obgleich er durch Erfahrungen, die er mir nie mittheilen wollte, menſchenfeindliche Geſinnungen unter der heiterſten Miene, die bitterſte Ironie unter dem ſcheinbar harmloſeſten Scherze zu verſtecken wußte. Er zog mich dadurch an ſich, daß er mir verſicherte, er entdecke ſchöne Anlagen in mir, noch aber ſey ich nichts als ein ſüßlich-tändelnder Knabe im bunten Soldatenrock. Indeſſen mein kindiſches Weſen und meine himmelblaue Empfindelei unterhalte ihn auf's Höchſte. Er ſey bereit, mir mit ſeinem Wiſſen und ſeiner Erfahrung beizuſtehn, wenn ich dagegen für ſeine Verdauung ſorgen und ihm erlauben wolle, mich tüchtig auszulachen, ſo oft ihm die Luſt ankomme. Der Handel war bald geſchloſſen. Ich verließ in dieſer Zeit den Militairdienſt, um mich ganz und gar den Wiſſenſchaften zu widmen. Wir bezogen eine gemeinſchaftliche Wohnung und arbeiteten oft acht bis zehn Stunden zuſammen, lernend und lehrend, leſend, ſchreibend und ſprechend. Daß ich verliebt ſey, wollte er mir am erſten Tage unſers Beiſammenſeyns abgemerkt haben und er hielt es für Pflicht, mir das Lächerliche, nicht nur dieſer, ſondern jeder Neigung in ſolchem Alter einleuchtend zu machen. Mit beſonders ſcharfer Lauge behandelte er die Aeußerung Hannchens,

die ich ihm mittheilte — „ihr auch dann noch treu zu bleiben, wenn ſie gezwungen würde, ihre Hand einem Andern zu reichen!“ — Er behauptete mit ſeiner gewöhnlichen Bitterkeit, daß, wenn dieſe Forderung eines funfzehnjährigen Mädchens an einen funfzehnjährigen Jüngling nicht ſo auswendig gelernt romanhaft wäre, daß man ihr den Urſprung aus einem albernen Weiberhirn gleich anſähe, ſo enthielte ſie eigentlich die naturwidrigſte Grauſamkeit, die man nur erdenken könne. — Wie? — rief er enthuſiaſtiſch aus — ſie will heirathen? — angeblich zwar gezwungen, indeſſen giebt's kein Weib, die ſich nicht zu ſolchem Zwange innerlich Glück wünſchte, käme die Einſicht auch erſt nach Monaten — und Sie ſollen das doppelte verzehrende Feuer einer verächtlichen, weil kindiſchen, einer tödtenden, weil zweckloſen Leidenſchaft — gefliſſentlich nähren? Sollen Einbildungskraft, Liebefähigkeit alle Jugendglut ihres Herzens künſtlich anſchüren, um damit den Baſilisken zu erwärmen, der ganz gemächlich und warm ſchon im fremden Neſte brütet? Sollen auf alle unſchuldige Freuden verzichten, ſich den Pfahl einer karthäuſerartigen Enthaltung und Melancholie in's Fleiſch treiben, damit jene Thörin, während ſie am und im Arme ihres Gatten die Welt genießt, ſich ſagen könne: Ich lache und er weint, ich tanze und er

quält ſich? Sie ſollen die Menge Vortheile Ihres Standes, Ihrer Erziehung und Lage, die Sie alle Tage zum Eigenthümer aller drei Grazien und neun Muſen, wenn ſie auf Erden lebten, machen könnten, unbenutzt laſſen und für wen? — für Frau Hannchen, ein hübſches Lockenköpfchen, das Sie zwar lieb hat, aber doch nicht ſo ſehr, daß ſie nicht einen andern hätte heirathen ſollen? Nein, junger Mann, ſchämen Sie ſich, einer Liebelei, die ſo unwürdig iſt, als je eine zwiſchen Kindern exiſtirt hat, Stunden, geſchweige Tage und Monate einer unſchätzbaren, köſtlichen Zeit geopfert zu haben, die nie wiederkehrt, während täglich mehr Mädchen geboren werden als Europa verthun kann! — Sein Spott, ſeine Uebertreibung that mir weh; allein er erwiederte, kranke Kinder müſſe man nicht mit Zuckerplätzchen heilen wollen. Suchte ich ihm die höhere Richtung begreiflich zu machen, die ich in der Liebe zu erkennen glaubte, ſo nannte er mich mit ſeinem Lieblingworte: einen himmelblauen Empfindler. Genug, nichts war ihm recht, alles fand er tadelswerth und gleichwohl lag in ſeinem bitterſten Tadel ſo viel Schmeichelhaftes, ja Herzliches, daß ich nicht von ihm los konnte und im Gegentheil mich immer feſter an ihn ſchloß. Mein Leben hätte ich für ihn gegeben. Wer kennt nicht die leidenſchaftliche Anhänglichkeit junger Leute an

ausgezeichnete Lehrer — ihm meine Liebe zu Hannchen aufzuopfern besann ich mich um so weniger, als seine Ermahnungen schon längst Frucht getragen und mir mein Verhältniß zu ihr in einem lächerlichen, zwecklosen und drückendem Lichte erschienen war. Ich schrieb ihr, ich sey reifer, einsichtvoller geworden und deswegen danke ich ihr noch immer höchst selige Stunden, allein unsere Verbindung sey gelöst. Ich müsse den Weg gehen, den mein Vater, meine Lage und Fähigkeiten mir verzeichneten, und auf ihm sey mir eine Geliebte sowohl als eine Gattin, bei meiner Jugend, hinderlich. Auch ihre Pflichten zögen sie von mir. Demnach wollten wir einander das Leben nicht schwer machen u. s. w. Der Brief ging ab. Eine Copie, die ich davon genommen, zeigte ich meinem Mentor. Er umarmte mich — das erstemal während unserer Bekanntschaft. Entzückt, wollte ich Hannchens Briefe, Locke und Bild verbrennen. Er litt das nicht. — Halt, junger Mann! — sagte er mit großem Ernst — Sie stehen in Gefahr einen klugen Streich zu einem elenden zu machen! — Ich sey berauscht, warf er mir vor, ich müsse erst nüchtern werden. Daß ich dem Mädchen den Handel abgeschrieben, daß ich es ruhig, ohne falschen Witz und Phrasenprunk gethan, sey Pflicht und brav gewesen. Genug damit. Was aber

hätten jene schuldlosen Pfänder einer Zeit verbrochen, die wahrscheinlich nie ganz so wiederkehren würde? — Behalten Sie Alles, — setzte er hinzu — vernichten Sie nichts, aber arbeiten Sie tüchtig, fassen Sie das Leben kräftig an, spiegeln Sie Welt und Menschen in sich ab — nicht durch eigene Erfahrung, denn dazu sind Sie zu jung, aber durch Lectüre und Abstraction und dann werden Sie mit der Ruhe auf jene Andenken blicken lernen, mit der der Mann das Spielzeug seiner Jugend betrachtet — dankbar, aber mitleidig lächelnd. Liebe ist ein heiliges, hocherhabenes Gefühl, eine elementarische Kraft, aber sie ist so wenig dazu da, sechszehnjährige Knaben zu belustigen als das Schießpulver, damit hübsche Mädchen Sprühkätzchen machen können. Cour machen, jedem hübschen Lärvchen nachlaufen, das mögen Sie, wenn Sie eitel genug sind, sich damit etwas zu wissen und kräftig genug, um nichts Wichtiges darüber zu versäumen. Ist ein Mädchen so albern, den faden Herrlichkeiten, die Sie der Ersten wie der Hundertsten wiederholen, Glauben beizumessen, so ist das seine Sache. Volenti non fit injuria. Heut zu Tage lernt jede aus ihrem Lafontaine, was es um die Gewalt der Liebe für ein Ding sey, und mag sich hüten. Aber wahre Liebe — jene, die Alles aufopfert, um Alles zu gewinnen, die

mit Blitzesschnelle, mit Riesenkraft erfaßt und bis in die Ewigkeit hinüber festhält — die — giebt es nicht — und giebt's eine, so ist sie nicht für Kinder! —

Hier brach er ab, ohne sich an mein Bitten, nur einmal sich hierüber auszusprechen, im geringsten zu kehren. Daß es mit Hannchen vorbei war, versteht sich von selbst — so wie, daß mein Brief unbeantwortet blieb. Aber auch mein Lehrer, mein Freund, der Gründer und Bildner meines Charakters verließ mich, nachdem wir Fünfvierteljahre in vertrauter Beziehung mit einander gelebt hatten. Sein Abschied war wie sein ganzes Wesen, kurz, schroff und doch herzlich. Seine Sonderbarkeit verläugnete er auch darin nicht, daß er mir alle briefliche Mittheilung abschlug, und nie habe ich wieder, trotz aller Nachforschungen, etwas von ihm gehört. — Ich war unter ihm zum Manne gereift, indessen hatte die herbe Säure seines Wesens meine Eigenthümlichkeit doch nicht angegriffen. An Geist und Gemüth hatte ich gewonnen, allein das Herz war noch so erregbar wie sonst, wenn es auch nicht gleich — wie damals — auf immer und ewig zu lieben geneigt war, und das holde Hannchen bekam mehr als eine braune, blonde und schwarzlockige Nachfolgerin. Indessen entfloh unter angestrengter Thätigkeit und den verschiedensten Be-

gegniſſen auch mein Lenz, ſo, daß ich, als ich nach zwanzig oder fünf und zwanzig Jahren wieder Hannchens Namen nennen hörte, der Herbſtwind des Lebens ſchon über manches Stoppelfeld ſtrich, wo ſonſt Blüthen geglänzt hatten. Sie war kurz nach unſerer Trennung die Gattin jenes Mannes geworden, hatte mitten im Reichthume eine freudenloſe, oft trübe Ehe geführt und war endlich an einer abzehrenden Krankheit geſtorben! Die Erde ſey ihr leicht und dieſe Thräne ihrem Andenken geweiht! —

Somit hätte ich mir denn — wie öfterer ſchon geſchehen — ein Abentheuer meines Lebens ſelbſt vorerzählt, will nun die Feder weglegen und im Abendglanze noch einen Spaziergang unter den herbſtlichen Linden dort außer der Stadt machen. — He, ſieh! was kömmt da? Ein Begräbniß ſchreitet ſtill und klanglos unter meinem Fenſter vorüber, den Linden zu. Ihm nach, vielleicht gewinnt der Herbſtſpaziergang noch eine ernſthafte Bedeutung mehr!

Nichts in der Welt haſſe ich ſo ſehr als die beſtellten Thränen bei Todesfällen, und hat mich je etwas empört, ſo ſind es die Klageweiber, die in Lappland, und die Heuler, von denen wir leſen, daß ſie in Neapel unter dem Namen Pian-

goni paarweis nach dem Range des Verſtorbenen gemiethet, dieſelbe Function verrichten. Deshalb hielt ich mich heut' fern. Allein der ſchmuckloſe Sarg, das kleine Gefolge und die Miene der Begleiter zeigten mir bald, daß man hier einem Dürftigen ſein letztes Lager bereite. Als Alles ſich entfernt hatte, blieb eine Frauengeſtalt auf dem friſchen Hügel ſo verſunken im Gebet knieen, daß ſie des Regenſchauers nicht inne ward, der ſie mit Silberperlen und gelben Blätern überſtreuete. Ihre Geſtalt war edelſchlank, ihre Tracht verblichen, aber ſorgſam, reinlich, ihre Hände — es nahm mich Wunder — weiß und fein. Der Ernſt ihres Gebetes rührte mich tief. Sie erhob ſich jetzt, ich trat ihr entgegen und ſah in ein holdes, blühendes Geſicht. Zu thätiger Theilnahme war ich entſchloſſen geweſen, aber — geſteh' es nur, Dichter — als ich in dieſe lenzesfriſchen Züge geblickt, half ich doppelt gern. — Noch ſtand ſie auf dem Grabe und nahm eine Krücke vom Boden auf, die wahrſcheinlich dem Verſtorbenen gehört hatte. Erſchrecken Sie nicht, liebes Kind — nahm ich das Wort — vor meiner ſcheinbaren Zudringlichkeit. Ich war bei der Beerdigung unbemerkbar Zuſchauer, Ihr ſtilles, langes Gebet ergriff mich und auf's neue rührte mich, daß Sie des Verblichenen Krücke mit ſich nehmen. Ein Anderer hätte den unnütz gewor-

denen Wanderſtab von ſich geworfen! Dem Aeußern nach war Ihr Verſtorbener nicht wohlhabend, o gönnen Sie mir die Freude, vielleicht ſeine unerfüllten Wünſche ausführen, vielleicht — Ihnen ſelbſt — beiräthig und nützlich ſeyn zu dürfen! — Das Mädchen hob den thränenſchweren Blick auf mich: Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme — erwiederte ſie mit wohlklingender Stimme und gebildeter Sprache — ja, mein guter, alter Großvater war arm, indeſſen meine und meiner Mutter Arbeit, die der Himmel ſegnete, haben ihn nie Mangel leiden laſſen. Was dieſe Krücke betrifft, ſo verdiene ich Ihren Beifall deshalb keinesweges. Nicht der Verſtorbene brauchte ſie, ſondern ich kann ihrer nicht entrathen. Sehn Sie — ſie lüftete ihr Kleid einen Zoll breit und ich erblickte neben einem ſehr nett geformten Fuße — einen hölzernen Stelzfuß! Mitleid und Theilnahme regten ſich lebendig in mir. Dringend bot ich ihr meine Hülfe an, ſo wie meine Begleitung, mit der Bitte, mir Näheres von ihren Verhältniſſen zu ſagen. Sie lächelte reizend freundlich: Ihre Begleitung darf ich annehmen und auch wohl Ihre Vermittelung nach dem Schritte, den ich heut' gethan — — Welchen Schritt? fragte ich haſtig. — Den, an die Thür eines Mannes zu klopfen, der ein Freund meines Großvaters ge-

wesen war. — Nun, und der Herzlose weigerte sich? — Nicht doch, er versprach sogar — allein — die Begräbnißkosten haben unsere kleine Baarschaft aufgezehrt — der Winter naht — die Arbeit geht jetzt sparsam — indeß freilich — die Dichter — die Begeisterung läßt sich nicht herbei beschwören — Dichter — unterbrach ich, unwillkührlich erröthend — wie? — wo — bei wem waren Sie denn? — Sie bezeichnete stilllächelnd meine Wohnung! Mit Glut übergossen drang ich in sie um nähere Aufklärung und erfuhr, daß die fromme Beterin — Hannchen, die Enkelin meines guten Wachtmeisters Auguſtin sey, der vor einigen Tagen, hoch in die Achtzig, gestorben war. Auguſtins Tochter, jenes Hannchen, dem ich so oft, als sie noch ein Kind, schön gethan, war jene kränkliche, ältliche Frau, mit der ich gesprochen, und demnach die Mutter des blühenden Geschöpfes, das neben mir — leider — an der Krücke ging. Bei der Erstürmung ihrer Vaterstadt, im letzten Kriege, hatte eine Stückkugel ihr das Bein zerschmettert. Der Vater war früh gestorben. Um aus ihrer Geschicklichkeit im Arbeiten reichern Erlös zu ziehen, waren Mutter und Tochter mit dem alten Großvater nach der Residenz gezogen, aber nach wenig Monaten starb der alte, lebensmüde Kriegsmann. In ihrer Noth fiel ihnen mein Name

ein, den ihnen Auguſtin oft ſo freundlich genannt. — Sie erfuhren, daß ich allerdings hier lebe und ein bekannter Schriftſteller ſey. Schnell machte Hannchen die jüngere den Plan, meine Feder zu ihrer Unterſtützung in Anſpruch zu nehmen und kam mit der Mutter an meine Thür. Ich hatte richtig ihren Finger am Klopfen erkannt, aber mein langes Schweigen und mein unfreundliches: Herein! als nun die Mutter herzhafter klopfte, hatte ſie verjagt. — Man kann denken, wie ich zu vergelten bemüht war. Ich nahm bald darauf Mutter und Tochter in mein Haus, verſchaffte der letztern — — doch halt, halt, was beginn' ich da für alberne Ruhmrednerei! Genug, Hannchen die Mutter hatte noch die Freude, Kinder ihrer Tochter zu wiegen, die einen braven Mann heirathete und dereinſt auch auf meinem Grabe, das neben dem ihres Großvaters ſeyn ſoll, ſo innig, ſo lang und — will's Gott — auch ſo ſegenreich, für mich müden Schwätzer beten wird! —

Die blauen Berge.

„Wie kannſt du nur immer ſo in die Thalfläche hinabſehen und das ewige Einerlei der Saatfelder, Gärten und Wieſen ſchön finden?“ — ſo fragte der zwölfjährige Guido ſeine Mutter, als ſie an einem heitern Abend nach ihrer Gewohnheit auf der Bank unter den Tannen, am Ende ihres Gartens ſaß, und ſcheinbar gedankenlos in die freundliche Gegend hinausſah. — „Findeſt du denn“ — erwiederte die Mutter — „dieſe Ausſicht nicht reizend?“ — „O ja,“ — verſetzte der Knabe — „allein ſie iſt und bleibt erſtlich immer dieſelbe, und dann ſind denn doch die blauen Berge, die dort am fernſten Horizont heraufragen, weit ſchöner. Ach! dort oben, da möchte ich ſtehen und jenſeits hinabſehen! Da mag es wundervoll ſeyn!“

„Es iſt, wenn du dort oben ſtändeſt, gerade ſo wie hier, du ſiehſt Thäler, größer oder kleiner, fruchtbarer oder weniger bebaut, wieder an

ihren Grenzen von fernen Bergen begrenzt, und so fort bis an's Ende der Welt!"

„Nun so will ich auf die letzten Berge, wo mir keine mehr gegenüber stehen."

„Und dann?"

„Ach!" — erwiederte der Knabe mit Thränen — „dann, dann! O, es muß wohl recht traurig seyn, wenn man alles gesehen, alles versucht hat, und nichts mehr neu, nichts mehr unbekannt findet! Sag' Mutter, was thut man dann?"

„Guido, du sprichst wie ein thörichter Knabe. Was kennst du denn von der Welt und ihren Freuden? Bist du einst erwachsen, so wirst du anders reden und begreifen lernen, wie man den kleinen Fleck, wo man glücklich war, der Welt hinter den blauen Bergen vorziehen kann!" — So sprach Guido's Mutter, aufstehend und ihre Rührung verbergend. Der Knabe ging träumend in's Gebüsch, dort erkletterte er den höchsten Baum, den er finden konnte, um von da weit, weit über das Land hin zu blicken, und stieg seufzend, mißmuthig herab, als er sah, daß ihn die erklommene Höhe keinen Daumenbreit über die Berge zu schauen geholfen hatte.

Emilie, Guido's Mutter, ein weiches, zärtliches Geschöpf, vielmehr zum Empfinden als

zum Ueberdenken des Empfundenen geschaffen, hatte mit aller Wärme, deren ein Mädchenherz fähig ist, den Rath Wallner geheirathet, der sie leidenschaftlich liebte. Er war Beamter, hatte gute Aussichten, und würde schneller gestiegen seyn, wenn ihm seine Neigung zur Schöngeisterei nicht so viel Zeit, die seinem Berufe gehörte, geraubt, und er hierdurch nach und nach für einen trägen Arbeiter gegolten hätte. Er wußte das und schmähte auf die verschrumpften Räthe des Collegii, auf den ausgetrockneten, verdorrten Präsidenten, dem das Corpus juris die schönste Blüthe der Literatur aller Jahrhunderte sey, und der für eine noch aufzufindende, antejustinianische Sammlung die Dichtkunst und die Dichter aller Nationen hingegeben hätte. Nicht ohne Bitterkeit sagte er von dem tüchtigen alten Manne, er habe in seinem Leben nur eine Liebe gehabt — und das sey die peinliche Carolina gewesen *). — Ja, er seufzte herzlich über den, in allen Beziehungen trefflichen Fürsten, der noch keine Professur der Dichtkunst auf seiner Universität gegründet, noch nicht daran gedacht habe, die so nöthige Stelle eines Hofpoeten zu erneuern, und sie ihm, als dem würdigsten, zu ertheilen, wo dann ein Tasso am Hofe zu Fer-

*) Kaiser Carl's V. peinliche Gerichtsordnung, von den Juristen die Carolina genannt.

rara leicht zum zweiten Male hätte in's Leben treten dürfen. Emilie seufzte und schalt mit auf den Präsidenten, die Räthe, den Fürsten, denen allen nicht einleuchten wollte, wie in ihrem Gatten ein herrlicher Genius im Actenstaube untergehe. Serena, Emiliens ältere Schwester, dachte anders über den Schwager, hütete sich aber, ihre Meinung laut werden zu lassen, um der theuern Schwester nicht weh zu thun. Wallner hatte eine zeitlang zwischen Emilien und Serenen geschwankt, denn beide waren schön, beide reich, beide fand er unbeschreiblich reizend. Was ihn an der ältern mißfällig berührte, war ihr Hang zum dürren Praktischen, wie er es nannte, und darunter ihren klaren Verstand, ihr scharfes Urtheil, ihren Hang zur Reflection, oft von einiger Ironie begleitet, zusammen faßte. Ein Gedicht an die Liebe, das er ihr in jener Zeit mittheilte, ward freundlich aufgenommen, aber nichts weiter erwähnt. Lang wartete er, daß sie davon sprechen sollte, vergebens. Eines Tages, als er die Mädchen zu einem Spaziergang abzuholen kam, fand er sie nicht zu Hause. Ihm, der täglich einsprach, war es erlaubt, sich in ihrem Zimmer umzusehen. Auf Serena's Tische lag: „Sidony's philosophische Werke;" seufzend schlug Wallner den Titel zu, und trat an Emiliens Sitz; hier lag ein Blumenkranz —

das war ſchon weit poetiſcher! Neugierig öffnete er das Nähkäſtchen, und was ihm zuerſt in die Augen fiel, was er gleich am roſenfarbnen Papier mit Goldſchrift erkannte — war ſein Gedicht. Es mußte oft geleſen worden ſeyn, denn es hatte unzählige Brüche, ja beim genauern Beſehen entdeckte er — Wonne des Mitgefühls! — Spuren von Thränen! Entzückt drückte er das Blatt an ſeine Lippen und rief laut: „Göttlichſtes der Mädchen, dein ſey Gedicht und Dichter!“ — Er war von dieſem Augenblicke an entſchieden, ſeine ganze Aufmerkſamkeit fortan Emilien zuzuwenden. Serena beobachtete zu ſcharf, als daß ihr die Veränderung hätte entgehen können. Sie lächelte, da ſie den Zuſammenhang errieth, den Emilie ihr nur halb mittheilte, und trat der Schweſter gern den Mann ab, der ſo, wie er jetzt war, ſie doch nicht hätte beglücken können. Emilie liebte zu zärtlich, um den dringenden Wallner lang warten zu laſſen; ſie gab das Jawort, das ſie mit Mühe zurückgehalten, und war in ſechs Wochen Räthin Wallner. Serena hatte bisweilen Zweifel gehabt, ob die Sache gut gehen würde, wenn erſt die poetiſche Ueberſchwänglichkeit nachließe. Allein es ging trefflich. Emilie war reizend, reich, und betete ihren Gatten an. Wallner, verliebt und ehrlich, bedurfte um ganz glücklich

zu ſeyn, nur einer Seele, die ihn als Dichter gelten ließ; er fand ſie in Emilien, die ſeine Dichtungen vergötterte und durch dieſe unbewußte Coquetterie den Gatten immer feſter an ſich knüpfte. Wie geſagt, die Sache ging trefflich. Denn daß Wallner nach zehn Jahren, die er im Collegio arbeitete, immer noch der jüngſte Rath blieb, daran war niemand als der trockne Präſident und die nicht minder ſterilen Räthe Schuld. Die Zurückſetzung, die ihn hätte anfeuern ſollen, erſchlaffte ihn. Er war Dichter — ihm mehr als der Präſidenten-Titel — er hatte Vermögen, weswegen hätte er ſich im Dienſt der blinden Themis gleichfalls blind arbeiten, ihrem trocknen Dienſt ſeine genialſten Stunden liefern ſollen? Er that was er nun eben mußte, und ſo blieb er was er nun eben war. In ſeine und der Schweſter Seele erglühte Serena vor Scham, als er neuerdings zweimal hinter einander übergangen ward, allein ſie ſchwieg, da Wallner und Emilie bei der Nachricht die Achſeln zuckten, und die Stumpfſinnigkeit des Conſeils bedauerten. Guido's Geburt entſchädigte die Aeltern, Wallner ſchwur hoch und theuer, der Junge ſolle und müſſe ein Dichter werden, ja er hatte nicht übel Luſt, deſſen Ankunft mit einem aus allen ſeinen juriſtiſchen Büchern aufgethürmten Freudenfeuer zu illuſtri-

ren, was jedoch Serena geſchickt abwendete. Sie war des Knaben Pathe und konnte ſich, als ſie ihn während der heiligen Handlung im Arme hielt, eines Seufzers nicht enthalten, wenn ſie die verkehrte Erziehung bedachte, die ihm zu Theil werden ſollte. Die früheſten Jahre vergingen unter der gewöhnlichen Behandlung. Als Guido acht Jahre alt war, verlor er den Vater an einem entzündlichen Fieber. Troſtlos gab ſich Emilie ihrem Schmerze hin. Wochenlang fürchtete man für ihr Leben, wenigſtens für ihren Geiſt. Serena, die ſich früher etwas zurück gezogen, wich jetzt nicht von ihr, war der Leidenden ganz Schweſter, dem Knaben liebevolle Pflegerin. Ein glücklicher Zufall hatte Wallnern ſchon halb bewußtlos ſeinen Collegen, den Rath Kauer, einen trocknen, gelehrten, ehrenfeſten Mann, zu Guido's Vormund beſtimmen laſſen. Nach den erſten Tagen kam er mit Emilien zu ſprechen, die ihn, unfähig zu jedem andern Gedanken, an Serena wies. Der Vormund war entzückt, hier ſo viel Ruhe, ſo viel geſunde Vernunft, ſo viel klare Einſicht zu finden, und gab ihr ſein Erſtaunen naiv genug zu erkennen.

Ein tüchtiger Erziehungsplan ward entworfen; um ſo nöthiger, als Wallner ziemlich poetiſch gewirthſchaftet hatte, und dem Knaben oblag, dereinſt einen Beruf zu wählen, der ihn ſo lang

wenigſtens nährte, bis des Vaters Schulden abbezahlt ſeyn könnten, ohne den Unterhalt der Mutter gar zu kärglich zu beſchränken, von welcher das Vermögen allein herkam. Emilie erſchrak nicht wenig, als ſie nach einigen Monaten ſich erholend und fähig von Geſchäften ſprechen zu hören, durch Serena dieſen Zuſtand der Dinge erfuhr. Die Wahl des Vormunds war ihr recht, weil Wallner ſie getroffen, allein auf keine Weiſe wollte ſie in Serena's Wunſch einwilligen, dem Knaben vor der Hand einen tüchtigen Hauslehrer zu geben. „Ein ſolcher würde ihr," meinte ſie, „das Herz des Kindes entfremden, ein Verluſt, den ihr niemand erſetzen könne. Sie wolle geſtatten, daß Guido in ihrem Zimmer von Lehrern zu beſtimmten Stunden ſo lang unterrichtet würde, bis er feſt genug vorbereitet wäre, um dieſelbe Stadtſchule zu beziehen, auf welcher ſich auch ſein Vater gebildet hätte." Vergebens waren Serena's Bitten, nach vielen fruchtloſen Vorſtellungen und Vernunftgründen, die bei einem ſo reizbaren Geſchöpf als Emilie, nie viel Gewicht gehabt hatten. Es war eine böſe Stunde für Serena, die an dieſem erſten Mißlingen ihrer vernünftigen Anſtalten, das Mißlingen aller übrigen ahnend vorausſah. Indeß, es galt hier das Wohl eines künftigen tüchtigen Mannes; es war Pflicht, den eignen Kummer zu verbeißen,

und das was geſchehen ſollte, ſo zweckmäßig als möglich einzuleiten. Serena mochte von Glück ſagen, daß ihr die Wahl der Lehrer übertragen wurde, und ſie bewies hierbei eben ſo viel Gewiſſenhaftigkeit als Einſicht. Aber wie unausſprechlich ſchwer ward ihr und dem Lehrer jeder Schritt durch die kurzſichtige Liebe Emiliens für Guido gemacht!

Je ſchöner Guido heran wuchs, je ähnlicher er dem verſtorbenen Vater wurde, je mehr hielt es Emilie für Pflicht, die zarte Pflanze vor allem Unfall zu behüten. Das hieß nun aber nach ihrer Anſicht ihn weder mit Lernen plagen, noch ihm körperliche Uebungen geſtatten. Es wäre ſonach eine förmliche Treibhauspflanze geworden, hätte nicht ſein lebhaftes Naturel, verbunden mit ſeiner Scheu vor geiſtiger Anſtrengung, ihn ohne Vorwiſſen der Mutter, deſto häufiger in's Freie und in die Mitte der wildeſten Knabenſpiele geführt. Wenn Serena, die davon unterrichtet ward, hierüber unzufrieden war, ſo geſchah dies nur, weil ſie eben das Herrlichſte, allſeitige Ausbildung des Geiſtes wie des Körpers, bei Guido bezweckte, und alſo jede einſeitige für einen Mißgriff hielt, der ihn von dem vorgeſteckten, herrlichen Ziele zurückſchleuderte. So erlangte er das zehnte Jahr, und es war ein Glück, daß ſeine Mutter, ganz der frühern

Erziehung Wallners folgend, auch ihren Sohn nunmehr die Stadtſchule beſuchen ließ, wo theils die Lehrer ſich nicht der Laune des Zöglings fügen würden, theils auch von der durch die Mehrzahl der Schüler aufgeregten Ehrbegierde des Einzelnen deſto mehr zu erwarten ſtand. Serena, unzählige Mal von Schwäche und thörichter Mutterliebe in ihren vernünftigſten, heilſamſten Bemühungen durchkreuzt, wachte mit deſto unnachſichtlicherer Strenge, daß wenigſtens einiges in Ordnung mit Folge geſchehe, und mußte oft, wenn Guido über die Trockenheit der Studien und den Ernſt der Lehrer gegen Emilien klagte, ihre ganze Beredſamkeit, bald Liſt, bald Scherz anwenden, um ein unzeitiges, höchſt ſchädliches Mitleiden in der Geburt zu erſticken. Ja, ſie ließ ſich in ſolchen Fällen ſogar bis zu kleinen Schmeicheleien über Guido's äußere Schönheit gegen ſeine Mutter insgeheim herab, und glaubte eine Schwäche ſchonen zu dürfen, damit ihr der höhere Zweck unverloren bliebe. So war der Knabe zwölf Jahre alt geworden, und hatte Serena mit Bangigkeit erwartet, wenn die vom Vater geerbte Dichterader hervortreten würde, ſo ſchmeichelte Emilie ſich täglich mit dieſer willkommenen Erſcheinung. Ihr weiches, zärtliches Herz liebte noch jetzt den verlornen Gatten ſo heiß, daß ſie mit ſchmerzlichem Entzücken das Her-

vorbrechen ſeiner Eigenthümlichkeiten im Sohne erkannt haben würde. So war es denn mit hoher Ahnungswonne in ihre Seele gedrungen, als Guido ihr mit glänzenden Augen ſeine Sehnſucht, einmal jenſeits der blauen Berge zu ſtehen, klagte, und mit Mühe hatte ſie, Serena's Warnungen eingedenk, die Aeußerung als kindiſch aufgenommen. Aber wie eilte ſie triumphirend der Schweſter entgegen, mit welchem Entzücken theilte ſie ihr des Knaben Frage nebſt der Bemerkung mit, daß auf ihm der Geiſt ſeines Vaters ruhe, und er ganz unfehlbar zu einem großen Dichter geboren ſey. Serena hütete ſich, der Aufgeregten zu widerſprechen. „Iſt er das, meine geliebte Emilie," erwiederte ſie mit Theilnahme, „ſo ſoll ihn nichts dieſer hohen Beſtimmung entziehen, und ſeine jetzige Erziehung iſt ihm dann doppelt wohlthätig. Himmel! wie kräftig wird der junge Sänger in die Saiten ſeiner Harfe greifen, wenn wir ſein Herz mit Tugend, ſeinen Geiſt mit Wiſſenſchaft genährt haben! Glückliche Mutter, wie gönne ich dir den Stolz, der Welt einſt zuzurufen: „den ihr bewundert, er iſt mein, ich habe ihn geboren, erzogen, gebildet!" — Emilie fiel der Schweſter emphatiſch in die Arme, und dieſe konnte nach ſolchen Auftritten immer darauf rechnen, eine Zeitlang ungeſtört in ihrem Werke fortfahren zu dürfen.

Mit deſto ſtrengerer Aufmerkſamkeit hielt ſie nun die Aeußerung Guido's mit dem zuſammen, was ſie an ihm bemerkt, und ſeine Lehrer ihr beſtätigt hatten. Seit einiger Zeit warf ſich nämlich der Knabe mit unglaublicher Heftigkeit auf Alles was ihn eben anzog, Spiel, Studium oder Menſchen. Er ſchien nicht ruhen zu wollen, bis er die Kenntniß erworben, die Geſchicklichkeit ſich zu eigen gemacht, die Aufmerkſamkeit jenes Lehrers, die Liebe jenes Mitſchülers ſich errungen habe. Allein, kaum hatte er die erſten Grundſätze kennen gelernt, die allerleichteſten Handgriffe ſich erworben, kaum ſich bemerkt geſehen, eine Spur von Erwiederung entdeckt, ſo war die Theilnahme auch gleich wie weggeblaſen; er warf das Spielgeräth in den Winkel, klappte das Buch zu, vernachläſſigte den Lehrer, kümmerte ſich nicht mehr um den Freund. Nicht daß ihm dieſe Gegenſtände etwa zuwider geworden wären, das nicht, nein, blos daß ſie den Reiz der Neuheit für ihn verloren, machte ſie ihm gleichgültig und er ſtrich nun lau, unluſtig umher, bis etwas auf's Neue ſeine Aufmerkſamkeit erregte, er dann wieder mit heißhungriger Haſt darüber herfiel, ſich im Fluge daran ſättigte, und es ſodann wieder fallen ließ. Daß er hierbei in wiſſenſchaftlicher Beziehung zurück gehen mußte, war klar, nicht nur weil jenes oberflächliche Koſten, Ver-

ſuchen und wieder Verlaſſen an ſich alle Gründlichkeit ausſchloß, ſondern auch, weil dadurch eine heißhungrige Wißbegierde immer mehr genährt ward, die, anſcheinend verdienſtlich, doch eigentlich wahrhaft geiſttödtend war. Noch heilloſer aber ward die Wirkung in Beziehung auf Andere, die ein ſolcher Menſch mit wahrer, despotiſcher Willkühr an ſich riß, gleichſam ausſog und dennoch — ja eben recht dadurch, weil er gar nichts von dem Seinigen hinzu gab — ſein Inneres immer mehr in eine mark- und ſaftloſe Subſtanz verwandelte. Serena ſchauderte vor der Richtung, die der Knabe zu nehmen ſchien, und die, ihres Bedünkens nach, ſchnurſtracks auf Ruchloſigkeit hinzielte. Denn was ließ ſich von ihm erſt erwarten, wenn er Frauen kennen lernte? Sie konnte es nicht laſſen, hier und da auszuhorchen, wie man über den Knaben denke, und je mehr ſie überall Lob und Bewunderung ſeines Aeußern, ſeiner geiſtigen Lebendigkeit, ſeines hinreißenden Weſens von denen hörte, die ihn noch nicht lang kannten, je mehr nahm ſie ſich vor, ihn recht ſtreng zu beobachten. Es dauerte nicht lange, ſo wußte ſie, daß des Vaters Hang zur flachen Sentimentalität, ſeine Abneigung gegen ernſtes Studieren, auch auf den Sohn übergegangen, und bei dieſem noch überdies mit einer ganz eignen Unſtätigkeit verbunden ſey. Nun

ſah ſie nichts als Uebles voraus, und ihrer Neigung zu Folge, überall gründlich zu verfahren, ſtarke Mittel anzuwenden, glaubte ſie Rettung für den nun ſchon ſechzehnjährigen Knaben nur in doppelt ſtrengem Antreiben zu ſeinen Berufswiſſenſchaften, in der gänzlichen Entziehung aller ſentimentalen Lectüre und in der ausgeſuchten Wahl ſeines Umgangs zu finden. Daß er nicht die geringſte Anlage zum großen Dichter habe, nichts weniger als das ſey, wofür ihn ſeine Mutter halte — ein glänzendes Genie — davon war ſie feſt überzeugt, ſobald ſie ein ziemlich ſtarkes Heft Gedichte durchgeleſen, die Guido verfaßt und ihr vorgelegt hatte. Gern hätte ſie das Bändchen in's Feuer, und den Reimer hinter die griechiſchen und römiſchen Claſſiker verwieſen, allein das hätte Emiliens Herz durchbohrt, der jene Sammlung gewidmet war, und um ſo heftigere Rückwirkung erzeugt, je lebhafter der Angriff war. Um recht ſicher zu gehen, berieth ſich Serena mit Guido's Vormund, von dem ſie Wahrheit erwarten durfte. Der alte, wackre Mann geſtand, daß er in der Hauptſache ihrer Meinung ſey, und daß man allerdings zu ſeiner Zeit von einem Jüngling eine lateiniſche oder griechiſche Ode an die Anſtalt, worin er gebildet worden, beifällig aufgenommen haben würde, ſchwerlich aber eine ſo corpulente Sammlung

ſentimentaler Reimereien „an den Mond — an Sie — an die künftige Geliebte“ u. ſ. w. Auch daß das vorliegende Heft lediglich Reminiscenzen aus bekannten Dichtern enthalte, und kaum hier und da ein eigner Gedanke, dürftig genug, hervortrete, alſo von einem aufkeimenden, wirklichen Dichtergeiſt gar nicht die Rede ſeyn könne, auch das glaubte er zugeſtehen zu müſſen. Wie es aber mit ihm in den Wiſſenſchaften ſtehe, darüber ſey es ganz leicht, durch eine zu Hauſe angeſtellte Prüfung ſich zu unterrichten. Serena meinte, die Dichternarrheit wolle ſie allenfalls dem Neffen noch geſtatten, wenn ihr nur nicht die unglückſelige Sucht, immer nach Neuem zu haſchen, ohne das Alte erſt gehörig verarbeitet zu haben, ſo entſetzlich bang mache, da Guido ſie nicht allein auf Gegenſtände des Wiſſens, ſondern ſelbſt auf Menſchen ausdehne. Ein ſolcher moraliſcher Nimmerſatt ſey ihr ein wahres Ungeheuer. Der Rath war vollkommen ihrer Meinung, indeſſen lehnte er, eben weil er Emilien kannte, es ab, mit dieſer darüber zu ſprechen. Die Prüfung, die ein unerfreuliches Reſultat gegeben hatte, überzeugte Serenen noch mehr von der Nothwendigkeit mit Emilien zu ſprechen, und ſie, wo möglich, dahin zu bewegen, ihren Sohn aus ſeiner Vaterſtadt weg, und ein Paar Jahr lang auf eine entfernte, recht ſtrenge gelehrte

Schule zu thun. Sie überſah nicht, welche Kämpfe es koſten werde, das Mutterherz zu einer Trennung von dem Liebling zu vermögen, ja ſie verzweifelte ſogar an der Möglichkeit des Erfolgs, aber dennoch war ſie zu einem Verſuch entſchloſſen, um ſich für die Zukunft alle Vorwürfe ihres Gewiſſens zu erſparen. Die Ausführung verzögerte ſich durch Emiliens Einfall, den bevorſtehenden Geburtstag Guido's mit einem glänzenden Balle zu feiern. Vergebens widerrieth die Schweſter eine Feſtlichkeit, die, ſo wie ſie Guido'n kannte, ihn Wochenlang in Zerſtreuung und Unluſt verſenken würde. Emilie klagte mit Thränen, daß man ihr nicht erlauben wolle, ihren Liebling mit den unſchuldigſten Ergetzungen ſeines Alters zu überraſchen; natürlich ſchwieg Serena, da ſie vergebens Vernunft gepredigt hatte. Emilie glaubte, im Sinne echter Weiber-Logik Recht zu haben, da ihr das letzte Wort geblieben, und das Feſt wurde demnach ſo geſchmackvoll und glänzend angeordnet, als möglich. Es fehlte an dieſem Tage bei Emiliens zahlreichen Bekannten nicht an Müttern, die junge, zum Theil reizende Töchter mit ſich brachten, nicht an blühenden Jünglingen aus den beſten Häuſern. Serena beſchloß, da ihr nichts anders übrig blieb, Guido nicht aus den Augen zu verlieren. Zwei Geſtalten waren es vorzüg-

lich, die die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft in Anspruch nahmen: Julie, die Tochter eines reichen und angesehenen Mannes, aus einer der ersten Erziehungsanstalten der Residenz auf einige Wochen in's väterliche Haus zurückgekehrt; — Ferdinand, der Sohn einer wenig bemittelten Wittwe, die ihn deshalb, und weil er zu nichts anderm Lust zeigte, in fremde Militair-Dienste gegeben hatte. Der zwanzigjährige Jüngling war vor wenig Tagen angekommen, um einige Wochen Urlaub, die er erhalten, in seiner Vaterstadt zuzubringen. Trefflich gewachsen, von einnehmender kühner Gesichtsbildung, militairisch ungezwungnem Anstande, in glänzender Uhlanen-Uniform, mußte er unter seinen ehemaligen Jugendgefährten wie ein Stern erster Größe hervorstechen, und da er sich ihrer mit Freundlichkeit erinnerte, so flogen ihm aller Herzen zu. Die meiste Theilnahme schien er für Guido zu empfinden, und man kann denken, mit welcher Wärme der Ehrgeizige ihm diese Auszeichnung vergalt. Was Ferdinand unter den Jünglingen, das war Julie unter den Mädchen ihrer Vaterstadt, ein Gegenstand der Bewunderung und manchen heimlichen Seufzers. Ebenfalls von äußrer Schönheit und Eleganz unterstützt, verband sie damit den Zauber einer feinen, großstädtischen Erziehung. Man hätte glauben mö-

gen, die beiden Helden des Tages würden, die Aehnlichkeit ihrer Stellung und Vorzüge erkennend, auf einander zufliegen, und die Welt um sich her, beschäftigt mit der heißen Angelegenheit der ersten Liebe, vergessen. Aber nein. Ferdinand hegte eine Geringschätzung des schönen Geschlechts, die ihn dasselbe als ein bloßes Spielwerk, Liebe als eine sentimentale Lächerlichkeit betrachten ließ. Der schönsten weiblichen Erscheinung müßte man — so hatten seine Kameraden ihm eingeprägt — die wenigste Aufmerksamkeit zeigen, um ihren Hochmuth nicht noch mehr zu vergrößern. Dies wäre der sicherste Weg sie zu zwingen, von ihrer Höhe herab zu steigen und dem Sieger entgegen zu kommen. Wenig Worte zwischen Guido und Ferdinand über Julien gewechselt, hatten den erstern bald in diese gefährliche, ihm noch fremde Politik eingeweiht. Indeß schien der Erfolg dieser Lehren, wenigstens bei Julien, nicht so unfehlbar, als ihn Ferdinand vorausgesagt, und sich im Voraus als Besieger dieser Schönheit angekündigt hatte. Julie, ein fünfzehnjähriges, in der Residenz gebildetes Mädchen, kannte dies System des männlichen Despotismus recht gut, dabei war ihr, die sich fast täglich in den glänzendsten Zirkeln befand, ein junger, hübscher Uhlanen-Offizier keineswegs eine so sinnverwirrende Erscheinung, daß sie nicht,

sobald sie Ferdinands Betragen beobachtet hatte, die Gelegenheit hätte benutzen sollen, ihrem weiblichen Stolze auf Ferdinands Kosten ein Fest zu geben. Sie erwiederte deshalb seine soldatisch kühne, beinahe an's Dreiste streifende Annäherung, mit der kältesten Gleichgültigkeit, ja sie vernachlässigte sogar bisweilen die Formen der Höflichkeit. Desto gütiger, verbindlicher war sie gegen Guido. Wenn Ferdinand mit ihr sprach, schien sie zerstreut, überhörte das Meiste, erwiederte nur halbe Worte, und da sie keine Idee aufnahm, so konnte sich auch keine Unterhaltung anspinnen. Eben so nachlässig war sie in Beobachtung der Tanzfiguren, und unter zehnmal, wo sie ihm die Hand zu reichen hatte, gab sie ihm achtmal nur den Finger, oder fand Gelegenheit, auch diesen ihm zu entziehn. Näherte sich ihr dagegen Guido, so schwebte auf ihren Lippen, noch eh' er sprach, ein süßes Lächeln, gleichsam den hellen Sonnenblick der holdesten Freundlichkeit verkündend. Was er sprach, wußte sie in wohlwollende oder interessante Beziehungen zu stellen, die eine Fortsetzung des Gesprächs leicht machten. In ihrem Ton und Blick lag nicht jenes herbe, unfreundliche Wesen, jenes zerstreute Nichtachten, welche Kopf oder Herz solcher weiblichen Wesen bei dem Menschenkenner in gleich übeln Credit bringen, indem es entweder Flachheit oder bösen Willen voraus-

setzt. Der Ton ihrer Stimme, ihr Blick, ja ihre Stellung war verbindlich für Guido, und nie führte das Gesetz des Tanzes sie zusammen, ohne daß nicht Juliens volle, weiche, warme Hand in der seinigen ruhte. Es möchte schwer seyn zu entscheiden, ob ein erwachendes Gefühl oder unbewußte Coquetterie, die natürliche Waffe des weiblichen Geschlechts, sobald es angegriffen wird, sie so handeln lehrte. Genug, sie blieb sich treu, höflich und kalt gegen Ferdinand, verbindlich und wohlwollend gegen Guido, ohne sich zu vergessen. Serena konnte an diesem Abend nicht ohne die regste Theilnahme den Kampf der Schönheit und Weiblichkeit gegen ein System künstlicher Kälte, das die Verdorbenheit erschuf, und ein unnatürlicher Stolz sich aneignete, mit ansehen; ja sie mußte Julien den Sieg über Ferdinand wünschen, der sich, je kälter er sich behandelt sah, desto mehr an Guido anschloß, damit dieser letztere nicht etwa von der Gewalt der Schönheit bezwungen, zu der weiblichen Fahne überginge.

Emilie schwankte, selig ihren Liebling von den beiden glänzendsten Gestalten des Festes wechselweise angezogen zu sehen, in entzückter Schwäche zwischen den Dreien hin und her, nannte Julien mit bezüglichem Tone ihre liebe Tochter, raunte Ferdinanden in's Ohr, sich seines jungen Freun-

des anzunehmen, lobte gegen Guido bald Juliens Schönheit, bald Ferdinands militairisches Aussehen, und verdarb es — wie es den Doppelzünglern immer zu gehen pflegt — mit Allen, weil sie es Allen recht machen wollte. Die ernste, wahrheitliebende Serena hätte, empört von dieser mütterlichen Heuchelei, der Schwester längst ein zurechtweisendes Wort deshalb in's Ohr gestlistert, wäre sie nicht überzeugt gewesen, daß eigentlich Emilie ihren Guido ungleich lieber in Juliens Armen als an Ferdinands Seite gesehen hätte. Und sie selbst, so wenig eine so frühe Liebschaft ihr für den Jüngling wünschenswerth schien, glaubte doch sein Herz dabei weniger gefährdet, als in der Gesellschaft jenes militairischen Freundes. Indessen schürzt die räthselhafte Macht, die wir Geschick nennen, die Fäden ihres dunkeln Gewebes immer ganz anders, als es menschliches Einsehn erwartet hätte. Guido fühlte sich tief von Juliens Schönheit und liebreichem Wesen angezogen, aber noch weit gewaltiger riß ihn Ferdinand an sich, und ein lebhaftes Gespräch zwischen den Jünglingen während einer Pause des Tanzes entschied zum Nachtheil des Mädchens den Sieg. Viel des berauschenden Giftes in Lobpreisungen weit reizenderer Schönheit, die dem kühnen Soldaten überall winkten, ohne ihn in's Joch der Knechtschaft zu

ſchmieden, viel des ſinnverwirrenden Weihrauchs, um ſowohl die eigne Selbſtgefälligkeit als den angebornen Männerſtolz aufzuregen, mochte Ferdinand voll Rachſucht gegen Julien in des unerfahrnen Guido's Seele geſchüttet haben, denn es ſchoß bald in üppiger Fülle auf. Der Wein, Urheber ſo mancher Freundſchaft, mußte die glühenden Jünglingsſeelen noch mehr überreizen. Man ritzte ſich blutig, miſchte die Purpurtropfen in den goldnen Wein, und trank ſich ewige Freundſchaft und Waffenbrüderſchaft zu — denn das war entſchieden, daß Guido ſeiner Mutter den Entſchluß verkündigen ſollte, Ferdinand zurück zum Regiment zu begleiten, und dort Dienſte zu nehmen. Serena unterbrach die Extaſe, indem ſie Guido erinnerte, daß der Tanz beginne, und Julie, mit der er verſprochen, ſeiner warte. Geſtört erhob ſich Guido, und trat kalt, zerſtreut ſeiner Tänzerin gegenüber, die umſonſt ſeinen Blicken zu begegnen ſuchte. Wer kennt nicht die herrliche, wunderſame Stimmung, wenn bei einem Ball eine glänzende Tafel mit ruhigem Genuß Tänzer und Tänzerinnen auf kurze Zeit feſſelt, und ihnen Erholung und Stärkung bietet? Nur ſo viel wird hier genoſſen, als zu dieſen Zwecken nöthig iſt, und dennoch herrſcht, ſobald der Tanz wieder beginnt, eine ganz andre Tonfarbe. Die Fröhlichkeit iſt lauter, allgemei-

ner geworden, und in diesem Chorus wagt sich die Stimme des tiefern Gefühls weniger schüchtern hervor. Beide Geschlechter sind verändert, die Männer offner, weiser, die Frauen empfänglicher, zärtlicher. Diese letztern gleichen dann solchen, die, gewohnt Augengläser zu tragen, auf einmal unbewaffneten Auges sich in der Gesellschaft versuchen. Sie sehen zwar die Gegenstände, aber umflort, nicht deutlich, nicht scharf begrenzt, und gerathen deshalb, den stumpfen Umrissen vertrauend, weit näher an einander. Mit einem Worte, in diesen Momenten sind die liebenswürdigen Männer alle unbewußte Sieger, die liebenswürdigen Frauen alle gern Besiegte, wenn auch nur so lang als der heiße Champagner die weißen Stirnen dieser letztern kitzelt. So kostbare Augenblicke zu dauerndem Siege zu nutzen, charakterisirt den echten Feldherrn in der Kunst zu lieben. Man urtheile, mit welchen Empfindungen Julie, von Gefühl, Wein und Coquetterie durchglüht, Guido'n kalt, feindlich abgemessen, verwundend höflich, ihr gegenüber sah. Die Veränderung war zu auffallend, daß: „lieber Guido" — mit dem sie ihn blütenduftig anhauchen wollte, versiegte auf den warmen Lippen, die Arme, gehoben den Jüngling zum Walzen zu umfassen, sanken bleischwer zurück, und als Guido mit kalter, tonloser und doch bei-

nahe spottender Stimme fragte: „schon müde, schöne Julie?“ da hob sie langsam den schwärmerischen Blick der dunkeln Augen empor, ließ ihn secundenlang auf ihm ruhen, und fühlte es tief, sie hatte ihn verloren. „Gestatten Sie mir, diesen Tanz auszuruhen!“ das war es, was sie mit Mühe flisterte, und in's Nebenzimmer eilte, dort Fassung zu gewinnen. - Wir müssen hier etwas nachholen, was Ferdinand den Sieg über Julien in Guido erleichterte, nämlich des letztern Eigenthümlichkeit. Nach seiner gewöhnlichen Weise hatte er sich mit ungestümer Heftigkeit an Julie gedrängt, sich ihres Shawls bemächtigt; einen ihrer Handschuhe, den er erbeutet, trug er auf dem Herzen, und drückte ihn oft an die Lippen. Julie, theils aus unschuldigem Wohlgefallen an männlicher Huldigung, theils aus Neigung zu dem Jugendfreunde, gestattete ihm diese verliebten Tändeleien. Unzählige Male hatte er an diesem Abende ihre Hand gedrückt, ohne daß sie, mühsam sich zurückhaltend, es erwiedert hätte.“ Seit er mit Ferdinand gesprochen, war er kälter gegen Julien, weil ihn der glänzende Soldat, der ihn noch dazu in dieselbe lockende Laufbahn einzuführen versprach, stärker anzog. Julie konnte natürlich seine Ideenreihe nicht wissen, sie glaubte ihn aus seiner Lethargie des Gefühls wecken zu dürfen,

und drückte ihm bei der nächsten Verschlingung des Tanzes rasch und feurig die Hand. Ein Andrer wär' in seligem Entzücken aufgelodert, hätte sich auf ewig dem holden Dienst der Schönheit gewidmet, nicht so Guido. Als stände er im Mittelpunct eines Gießbaches, so kalt überlief es ihn bei ihrem Händedruck. Sie wollte ihm wohl — das war klar — und somit alles Interesse an ihr rein verflogen. Der Handschuh auf der Brust, noch vor wenig Stunden eine Reliquie, ward ihm plötzlich unbequem. Er zog ihn hervor, als er sich unbemerkt sah, es war nur ein Handschuh. „'S ist vorbei," sagte er zu sich selbst, und warf ihn gleichgültig auf einen Tisch im Nebenzimmer. Ferdinands Freundschaft schien ihm ungleich wünschenswerther als Juliens Liebe, und je kälter Julie Ferdinanden Guido's wegen behandelt hatte, je unangenehmer ward sie ihm eben dadurch. Er hatte Mühe das zu verbergen. Serena's Verweis, die seine gewöhnliche Unart errathend, ihn deshalb zur Rede stellte, nahm er, ganz gegen seine Art, mit einer Widersetzlichkeit auf, die in dieser den Verdacht fremder Einflüsterung erregte. Auf der Mutter Geheiß tanzte er noch einmal mit Julien, aber mit so gleichgültigem Anstande, als hätte sie nie den geringsten Eindruck auf ihn gemacht. Wäre nicht die zahlreiche Gesellschaft mit der

eignen Freude so sehr beschäftigt gewesen, so würde die Veränderung in dem Wesen der beiden Hauptpersonen schwerlich unbemerkt geblieben seyn. Endlich verlor sich der Schwarm, die herabgebrannten Lichter wurden nicht wieder ersetzt, und Guido eilte mit seinem Freunde in das ihnen gemeinschaftlich bestimmte Zimmer. Eine Erklärung seines heutigen Betragens hatte er der Tante Serena auf den andern Morgen zugesagt, und sich so von ihr losgemacht. Emilien versprach er, nach einem Spaziergang mit Ferdinand, beim Frühstück sich einzustellen, und so waren die beiden Hofmeisterinnen zur Ruh' gebracht. Es war nichts Unerhörtes am andern Morgen, daß Guido, der nie sehr streng die Zeit einhielt, nicht zur gewöhnlichen Frühstücksstunde da war. Ließ sich doch auch ein Spaziergang nicht so ängstlich abmessen. So vergingen die Morgenstunden, ohne daß jemand erschienen wäre. Man schickte zu Ferdinands Mutter, sie wußte nur, daß ihr Sohn Guido'n auf einem Spaziergang habe begleiten wollen. So verstrich die Mittagszeit vom bangsten Herzklopfen Emiliens und Serena's gezählt, die, durch gemeinschaftliche Angst zusammengeführt, sich verständigt hatten. Emilie fürchtete ein Unglück, einen Fall oder dergleichen, Serena eine Entweichung durch Ferdinands Vorschub und Hülfe. Aber da sie

nicht den Muth hatte, Emiliens ſchwache Nerven mit einer ſolchen Nachricht zu erſchüttern, ſo begnügte ſie ſich in allen Richtungen Boten auszuſchicken. Alles was ſie erfuhr, war, daß die beiden jungen Leute Arm in Arm, Ferdinand in voller Uniform, zu Fuß ziemlich früh zum Thor hinausgewandert wären. Am andern Morgen ließ Ferdinands Mutter Serenen wiſſen, daß auch der Reitknecht ihres Sohnes ſammt deſſen Pferden verſchwunden ſey. Sie betheuerte, was auch ſich daraus folgern ließe, und was auch immer für Nachrichten einlaufen möchten, ſie ſey vollkommen unwiſſend. Serena konnte das der armen, bettlägerigen Wittwe, die über ihren wilden Sohn nie Gewalt gehabt hatte, leicht glauben, aber ſie eilte nun Emilien ihre Ueberzeugung, daß Guido mit Ferdinand entflohen, und über die nahe Grenze zu deſſen Regimente gegangen ſey, mitzutheilen, und ſodann durch den Vormund Anſtalten zur Reclamation treffen zu laſſen. Emilie erſchrak gewaltig, und willigte in alles ein, da brachte man ihr einen Brief. „Von Guido," rief ſie entzückt, riß ihn auf, überflog haſtig den Inhalt, und ſetzte mit freudeleuchtenden Blicken hinzu: „Gottlob, er lebt und iſt geſund!" — Ferdinands Inlage an ſeine Mutter ward ſogleich beſtellt, und die ſchwache Emilie war nun ſo ruhig, ſo zufrieden, als ob

nicht das Geringste vorgefallen sey. Desto weniger war es Serena, die Guido's Brief aufmerksam durchlesen hatte. Er schrieb, seine Mutter wohl kennend, sie werde ihm gewiß angemerkt haben, daß ein Geheimniß auf seinem Herzen gelastet. Nach langer Ueberlegung habe er für das Beste gehalten, durch einen kühnen Schritt ihrem Mutterherzen einen schweren Kampf zu ersparen. Schon längst sey ihm entschieden klar, daß er nicht zum Gelehrten tauge. Ferdinands, seines theuersten Freundes, Erscheinung habe ihn über sich selbst in's Reine gebracht. Waffen seyen es, deren er bedürfe, und er habe endlich, obgleich mit großer Mühe, Ferdinand bewogen, ihn mit zu seinem Regimente zu nehmen. Er gehe sogleich zu seiner Verpflichtung, zum Stabe des Regiments ab, und bitte sie, sich selbst und ihm nicht durch unnütze Weigerungen Kummer zu machen, da ihn keine Gewalt der Erde lebendig in sein früheres Verhältniß zurück bringe; durch sein Betragen hoffe er die Fortdauer ihrer Liebe und Unterstützung zu verdienen. Nachrichten werde er fleißig geben, ja vielleicht in einigen Monaten sich selbst in ihre Arme werfen. Tante Serena, die er umarme, möge ihn entschuldigen ꝛc. „Undankbarer Knabe," rief Serena von Kummer überwältigt, „möge dies deine letzte Thorheit seyn! Aber ich fürchte, sie ist nur

das erſte Glied einer unabſehlichen Kette!" — Sie eilte zu Emilien, ſie mit Rath und That zu unterſtützen. Allein dieſe, immer vom Augenblick beherrſcht, ihm ganz angehörend, dazu von ihrer thörichten Liebe verblendet, fand Guido's Brief innig und treu, ſeinen Entſchluß kühn, aber edel, würdig, als erſter ſeiner Selbſtkenntniß unterſtützt zu werden. Sie gebot daher alle Leinwand, die ſie beſaß, herbei zu ſchaffen, und begann ſogleich Guido's Ausſtattung zuzuſchneiden. Sehen Frauen nur erſt Leinwand vor ſich liegen, nehmen ſie nur erſt wieder die Schere zur Hand, ſo tödtet ſie auch der ſchärfſte Schmerz nicht mehr, und man kann dreiſt wagen, ihnen, während ſie zuſchneiden, allerhand weltliche Stärkungsmittel zu verabreichen. Kein Wunder alſo, daß Emilie, die durch Guido's Brief ſchon vollkommen beruhigt war, bald in ihre gewöhnliche Stimmung zurücktrat, und Serena's Trauer und Ernſt ganz unbegreiflich fand. Sie verbarg es dieſer nicht, daß ſie ſich überzeugt halte, Guido werde bei ſeinem Aeußern und ſeinem einſchmeichelnden Betragen ſeinen Weg ſchnell machen, und ſie ſehe ihn im Geiſte nach wenig Jahren als Obriſt mit Orden geſchmückt in ſeine Vaterſtadt zurückkehren, alle Mädchenherzen erobern, und die Liebenswürdigſte ihr als Schwiegertochter zuführen. Serena lächelte traurig, und ver-

ſuchte vergebens das Gewagte der Unternehmung Guido's, bei einem Charakter wie der ſeinige, vorzuſtellen. Der Erfolg, der nichts weniger als Emiliens ſanguiniſchen Hoffnungen entſprach, rechtfertigte deſto mehr Serena's Anſichten. Einem ſo neuen Ankömmling durfte der Gedanke, ſchon wieder Urlaub zu fordern, auf keine Weiſe beifallen; er ſah daher bald ein, daß vor einem Jahre durchaus nicht an Entfernung vom Regiment zu denken ſey. Reiten und Fechten unterhält wohl junge Leute, wenn ſie dieſe Uebungen aus freiem Willen, nach ihrer Bequemlichkeit treiben können; ganz anders aber geſtaltet ſich die Sache, wenn man täglich von fünf bis ſieben Uhr des Morgens auf der Reitſchule, und Nachmittags von vier bis ſechs ſich mit Recruten, bald zu Pferd, bald zu Fuß plagen muß, die einen wirklich bisweilen in Zweifel laſſen, ob ſie in Hinſicht ihrer geiſtigen Fähigkeiten über oder unter das Thier zu ſetzen ſeyen. Guido war nach ein Paar Monaten zum Unterofficier befördert worden, aber dabei hatte es vor der Hand ſein Bewenden und er lernte bald einſehen, daß ein guter Unterofficier vielleicht das geplagteſte Geſchöpf unter der Sonne ſey. Nun hätte er zwar für alle dieſe läſtigen Dinge ein Gegengewicht in der Freundſchaft Ferdinands, der mit ihm in derſelben Garniſon ſtand, finden müſſen.

Allein das tägliche Beiſammenſeyn hatte viel von dem Vergoldungsglanze abgerieben, in welchem Guido ſeinen Gefährten geſehen, der freilich auch ſeinen Theil Schuld daran trug. Noch mehr aber und noch ſchneller ward das Verhältniß durch Guido's Eigenthümlichkeit abgekühlt. Er beſaß Ferdinands Freundſchaft, das wußte er, und hatte Proben davon geſehen, und mit dieſer Gewißheit war auch der ganze Reiz, der ihn an jenen feſſelte, verſchwunden. Ferdinand, der ſich das nicht träumen ließ, pflegte ſich in Geſellſchaft ſeiner Kameraden keinen Zwang anzuthun, und es dauerte nicht lange, ſo glaubte Guido in der großartigen Kühnheit, der ſoldatiſchen Derbheit, die er an Ferdinand früher bewundert hatte, nicht viel mehr als Ungezogenheit, Ungeſchliffenheit und ein ziemlich gemeines Weſen zu erkennen. Nicht weniger nüchtern kamen ihm ſeine Berufsverhältniſſe vor, und er begriff nicht, wo er die Augen gehabt, um den Platz als Liebling im mütterlichen Hauſe ſo leicht aufzugeben, und das Wohlwollen der holden Julie gegen des rohen Ferdinands Freundſchaft einzutauſchen. Denn jetzt erſt ſah er ein, was der Knoten der ganzen Intrigue geweſen, und daß ihn Ferdinand nur deshalb ſo zuvorkommend aufgenommen, ſo feſt an ſich gezogen, damit Julie,

die Ferdinands Bemühungen abgewieſen hatte, auch Guido'n nicht gewinnen ſollte.

Nicht ohne Bitterkeit muſte Guido es ſich eingeſtehen, daß er allein der Betrogene geweſen war. Auf der andern Seite aber ſehnte er ſich keineswegs in das Schülerverhältniß des älterlichen Hauſes zurück, zumal ſeit dem es ihm verlaun, als habe die immer predigende, immer tadelnde Tante Serena auch ſeine Mutter damit angeſteckt, deren Briefe eine andere Sprache zu führen verſuchten. So befand er ſich denn in einer ziemlich unbehaglichen Stimmung, doppelt unbehaglich, weil, wollte er auch den tollen Streich wagen, ſchon wieder ſeinen Abſchied zu fordern, er doch durchaus keinen andern Beruf zu wählen fähig gewesen wäre. Hatte er maſchinenmäſſig, geiſtlos und gleichgültig ſein Exercitium abgehaſpelt, ſo konnte er denn doch ſo ziemlich thun was er wollte, und dieſe ſeine Lieblingsbeſchäftigung beſtand in Roman- und Schauſpielleſen und in weichlich ſentimentalen Reimereien, die theils eine ſchäfermäſſige Liebesſehnſucht, theils ein idylliſches Faullenzerleben oder eine eben ſo unmännliche Schwermuth und Lebensüberdruß ausdrückten. Mit Ferdinand, der zwar roh aber kräftig war, ſtand er nicht mehr in näherer Verbindung, und ſo ging die letzte Anregung, irgend etwas recht tüchtig zu ſeyn, für ihn verloren.

Dagegen hatte er ſich an ein Paar andre junge Wüſtlinge angeſchloſſen, und an ihrer ausſchweifenden Lebensart ſo viel Geſchmack gefunden, daß ohne den ſtrengen, militairiſchen Zwang, dem er als Unterofficier unterworfen war, Geſundheit und Finanzen gewaltig mitgenommen worden wären. Die ſcharfſichtige Serena hatte mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit dieſe Wendung vorausgeſehen, und war daher nur betrübt, nicht aber, wie Emilie, verwundert, als öftere Betheurungen, daß er mit dem bisherigen Zuſchuß nicht ausreichen könne, ſeine ſchlechte Wirthſchaft verriethen. So war ein Jahr hingeſchlichen, Serena hatte ſich eine Verbindung zu verſchaffen gewußt, durch welche ihr Guido's Lebensweiſe ſehr ausführlich mitgetheilt ward; ſie berieth ſich mit Emilien darüber, und man war beinah entſchloſſen, an den Commandeur zu ſchreiben, und um ſeine Auslieferung anzuſuchen, als er die Nachricht gab, er ſey als Officier zu einem weiter landeinwärts gelegenen Regiment verſetzt worden, und bitte ihm zu ſeiner Equipage-Anſchaffung das benöthigte Geld anzuweiſen. Der Brief war ſo heiter, die Bitten ſo beſcheiden, die vorläufigen Dankſagungen ſo kindlich, ſo liebevoll, daß Emilie hoch entzückt, einmal über das andere ſeine Silhouette küßte, ihn ihren Goldſohn nannte und gleich nach ihrem Geſchäftsmanne

ſandte, um zu Anweiſung einer bedeutend grö-
ßern Summe, als die verlangte, Anſtalt zu ma-
chen. Selbſt die kluge Serena glaubte in dem
Briefe ein Aufflammen von Jugend, Lebensluſt
und Kraft wahrzunehmen, und getraute ſich nicht,
Emilien durch Aeuſſerung des Verdachts zu krän-
ken, daß das alles nur Liſt ſey, um Geld zu er-
heben. Indeſſen über die Wahrhaftigkeit ſeines
Avancements mußte ſie bald Nachricht erhalten,
und vielleicht ließ ſich von dem Ehrgeiz des Of-
ficiers erwarten, was der Unterofficier nicht er-
leiſtet hatte. Guido war indeſſen zu ſeiner neuen
Beſtimmung abgegangen, hatte die empfangene
reichliche Summe, die ihm Emilie mit einem
höchſt zärtlichen Brief überſandte, zu ſeiner ſehr
brillanten Equipirung verwendet, und war nun
bemüht, durch möglichſt zuvorkommendes Betra-
gen und Aufmerkſamkeit im Dienſt, Vorgeſetzte
und Obere ſich geneigt genug zu machen, um auf
ihr Wohlwollen rechnen zu können. Wir wiſ-
ſen, daß ihm dies, wenn er ſonſt wollte, faſt im-
mer gelang. Auch hier glückte es ihm gleich das
erſte Mal, als der Oberſt die Eskadron verſam-
melte, durch ſein ſchönes Aeußeres, ſeinen ſau-
bern Anzug, ſein kunſtmäßiges Reiten, demſelben
eine gute Meinung von ſich beizubringen. Nicht
minder geſchickt wußte er ſich in den geſelligen
Zuſammenkünften zu benehmen, welche der Com-

mandeur ziemlich oft in ſeinem Hauſe veranſtaltete; auch Laura, die reizende Tochter deſſelben, hatte keineswegs den neuen ſchönen Ankömmling überſehen.

Es lohnte die Mühe, ſich das Leben in der Garniſon ſo angenehm als möglich zu machen, und Guido traf alle Anſtalten, aus dem Dienſte des Mars in den Cupido's hinüber zu treten. Die beliebte ſchöne Literatur bot dazu eine ungezwungene Veranlaſſung. Fräulein Laura war eine warme Freundin der Belletriſtik und hauptſächlich des Theaters. Guido nährte dieſen Hang, ſandte häufig aus ſeiner eigenen Büchersammlung, verband damit, durch öftere Begegnung auf den Spaziergängen und im väterlichen Hauſe ermuthigt, einen ſentimentalen Briefwechſel, und ſchob nach und nach dem Fräulein den Wunſch unter, ſelbſt an der Aufführung eines Stückes Theil zu nehmen, wobei er ſich natürlich die Stelle des erſten Liebhabers beſtimmte. Laura glaubte dem artigen jungen Manne, der ſo beſcheiden als einnehmend und unterrichtet war, nicht durch Unfreundlichkeit wehe thun zu müſſen, glaubte gern was er ihr ſo ſchmeichelhaft als warm verſicherte, daß ſie ganz und gar für das Fach der holdeſten Weiblichkeit geſchaffen ſey, und bewilligte ihm endlich den ihr längſt gethanen Vorſchlag einer dramatiſchen Vorleſung in ihrem Hauſe, im Bei-

seyn ihrer Tante und noch einiger weiblichen Personen von reifem Alter, welche alle Guido auf den ersten Blick für geneigt erkannte, seine Helferinnen bei Laura zu werden, wenn nur ihre Persönlichkeiten ebenfalls nicht unbeachtet blieben. Er versäumte nicht ihnen allen gewisser Maßen den Hof zu machen, und dagegen traf es sich denn häufig, daß Guido stundenlang mit der reizenden Laura allein war, eh' sich der Zirkel der alten Damen zusammenfand. Der Oberst wußte freilich von diesem Umstand nichts und war gutmüthig genug, seinen jungen Lieutenant zu preisen, der so guter Soldat als galanter Gesellschafter und dabei wohlgezogen genug sey, mit wahrer Freude einem Kreise von Damen vorzulesen, von welchen — Laura abgerechnet — die jüngste seine Mutter hätte seyn können. Daß aber das alles eigentlich auf seine Tochter abgesehen sey, schien er nicht zu begreifen oder nicht begreifen zu wollen. Vielleicht auch hatten ihn die bejahrten Zuhörerinnen in dem angeblich reichen Guido einen einstigen Schwiegersohn erblicken lassen. Die Lectüren gingen ziemlich lebhaft von Statten, aber Laura's Schüchternheit verhinderte nicht nur das Einstudiren eines Schauspiels, sondern verzögerte auch seine Fortschritte in der Gunst des blöden Mädchens. Er war nicht der unerfahrne, zaghafte Schäfer mehr,

der Wochen lang an der Erinnerung eines Blickes der Geliebten zehren konnte, und so würde er schwerlich so treulich zu den Vorlesungen gekommen seyn, hätte er sich nicht in der That von Laura's Liebenswürdigkeit sehr angezogen gefühlt. Der bevorstehende Geburtstag des Obersten änderte indessen alles. Laura entschloß sich, in einem kleinen Stück, das nur zwischen ihr, Guido und einer Dritten spielte, aufzutreten. Die Intrigue desselben war voll Geist, und Guido wußte seine Rolle, die die schönste Gelegenheit bot, trefflich zu nutzen. Die nöthigen Proben veranlaßten häufiges Beisammenseyn, und was wäre gefährlicher für ein Mädchen, als von einem jungen schönen Manne Unterricht in der Kunst zu lieben zu nehmen? Laura erfuhr, was Hunderte erfahren haben, die Schülerin verlor ihr Herz und ihre Freiheit an den reizenden Lehrer, und empfand es nicht eher, als bis der allgemeine Beifall, den man seiner dramatischen Kunst zollte, sie mit Schrecken an die Zeit nach der Aufführung erinnerte, wo sie wieder ohne ihn würde leben müssen. So lang Guido Laura's verändertes Benehmen nach der Aufführung noch auf Rechnung des poetischen, durch ihn angeregten Enthusiasmus setzen konnte, fand er sie sehr anziehend, aber das Mädchen ließ ihn nicht lang darüber in Zweifel, und nach einigen Wo-

naten wußte er aus Laura's Mund, daß er ihr theuer ſey, aus ihrem Betragen — daß ſie ihn leidenſchaftlich liebe, und nichts ſehnlicher wünſche, als ihr Schickſal mit dem ſeinigen verbunden zu ſehen. Allein wer war weiter entfernt, dieſen Wunſch zu theilen, als Guido, der, ganz ſeiner unglücklichen Eigenthümlichkeit getreu, ſeit Laura ihm ihre Liebe geſtanden, ſich auf's plötzlichſte erkalten fühlte. Er war noch zu gut, um des reizenden Geſchöpfes Schwäche zu ihrem Unglück zu benutzen, aber er ſah nicht ein, wie er ihr länger verheimlichen wolle, daß nichts als ſinnliches Wohlgefallen ihn noch an ſie binde. Menſchen ſeines Schlages lieben, ernſter Entſchließungen unfähig, alles auf den Zufall ankommen zu laſſen. Laura's Fragen, die nach und nach immer beſtimmter wurden, hatte er mit dem Vorgeben zurück gedrängt, daß er an ſeine Mutter geſchrieben, und um ihre Einwilligung gebeten habe. Aber lange konnte dieſe Liſt nicht hinhalten, er fühlte das, und Laura's rothgeweinte Augen gaben es ihm noch deutlicher zu verſtehen. Eines Tages, nach einem Diner, das ſeine Kameraden veranſtaltet, und wo nicht eben die reinſten Geiſter obgewaltet hatten, kam er ziemlich erhitzt zu Laura, die er in Thränen traf. Der Schmerz machte ſie doppelt ſchön, und Guido heut weniger als je fähig für ſich zu

n. Seine Liebkosungen, glühender als sonst,
neten die Thränen der Leidenden, seine un-
chtsamen Versprechungen machten sie nachge-
er, und es wäre um ihre Ruhe geschehen
sen, wenn nicht plötzlich des Obersten rasches
reten die Trunknen zur Besinnung gebracht
. Des Vaters Gesicht verhieß einen Sturm,
indem er Guido'n einen offenen Brief vor-
, in welchem dieser Serena's Handschrift er-
e, verlangte er augenblickliche Entscheidung,
Laura in einigen Wochen zu ehelichen ent-
sen sey oder nicht? Im Verneinungsfalle
hm hiermit des Obersten Haus verboten.
Versuch Laura fernerhin zu sehen, könne
n blutigen Auftritten führen. Guido wollte
nit der Entschuldigung aus der Schlinge
, die er bisher gegen Laura gebraucht hatte,
der erzürnte Vater zeigte ihm in Serena's
, daß er seiner Mutter Einwilligung, die
Krankheit nicht selbst schreiben könne, zu
Verbindung schon seiner Jugend halber
offen dürfe. „Sie müssen es wissen," setzte
berst hinzu, „ob Ihre Mutter die Frau
chzugeben, wenn Sie Charakter genug ha-
hren Plan noch ein Paar Jahr lang durch-
— wo nicht, so verlassen Sie dies Haus
r Stelle, und wie gesagt, wenn Ihnen
ben lieb ist, auf immer. Entscheidung!"

Guido — entſchied; vermochte es, die Bitterkeiten, die in des Oberſten Rede lagen, zu verſchlucken, und verließ, froh aus einer Verbindung zu kommen, die ihm läſtig geworden war, Laura und die Garniſon, denn man machte ihm begreiflich, daß der Oberſt auf ſeine Verſetzung antragen werde, und er dieſe doch nicht wohl hier abwarten könne. Nicht minder gleichgültig als von Laura ſchied er auch von Ferdinand, um ſich mit ganzer Seele einem neuen Bekannten in die Arme zu werfen, auf deſſen Gute er die Ordre ſeiner Verſetzung zu einem andern Regimente zu erwarten, Urlaub gefordert.

Hier zwiſchen Spiel, ſchöngeiſteriſcher Lectüre, Privattheater und eignen poetiſchen, ſentimentalen Reimereien, die deſto transcendentaler waren, je tiefer ihr Verfaſſer im Schlamme des Müßiggangs und gemeiner Sinnlichkeit verſank, ward ihm eine bittere Nachricht hinterbracht. Der Vormund meldete ihm nämlich den plötzlich erfolgten Tod ſeiner Mutter, und ermahnte ihn, wegen des ziemlich belaſteten Nachlaſſes, wovon er, ſobald die Minderjährigkeit zu Ende ſey, Rechnung ablegen werde, zu einer nützlichen, vortheilbringenden Thätigkeit. Guido weinte der geliebten Mutter zärtliche aber wirkungsloſe Thränen. Was er allenfalls ihrem Gedächtniß zu Liebe gethan, wenigſtens verſucht hätte, das ver-

darb Tante Serena's Einlage. Ihn durchblickend und tief vom Schmerz um die Schwester ergriffen, deren Güte sie gemißbraucht sah, hatte sie sich von ihrem gerechten Unwillen hinreißen lassen. Sie schalt ihn „einen Tagedieb, der aus Faulheit der Schule entlaufen, nun auch der Standarte Valet zu sagen Lust hätte, um — die Schlafmütze auf dem Kopfe, verliebte Abentheuer zu träumen, denn auch dazu sey er zu unmännlich sie zu bestehen; ohne Kraft, ohne Nachhalt, ohne Haß, ohne Liebe, ein durch und durch verächtliches Geschöpf, ziehe ihn jedes Ding nur so lang an, als es ihm, wie Kindern das Spielzeug, neu, glänzend, von fern gezeigt werde. Kaum habe er es, stets unverdient, erhalten, so schwinde Reiz und Lust, und Kraft zum Genuß oder Gebrauch. Dergleichen liederliche Gemüther seyen aber jedem Rechtschaffenen, Tüchtigen ein wahrer Abscheu. Die Geschichte mit Laura beweise, welch ein elender Komödiant er sey, unwürdig der Liebe eines ausgezeichneten, weiblichen Geschöpfes. Sie wolle es noch zu ihrem Jammer erleben, daß er durch seine Charakterlosigkeit, seinen Müßiggang, sein unwürdiges träumerisches Schwärmerleben zum förmlichen Vagabunden, ja zum Beutelschneider und Gauner herabsinken werde, wohin die Leidenschaft für's Spiel, der er sich jetzt überlasse, geradewegs führe.

Dem Oberſten, der an Emilien geſchrieben, und das ganze Verhältniß zwiſchen Laura und Guido dargelegt, habe ſie offenherzig ihre Meinung über ſeinen Charakter geſagt, da Emilie ihrer Krankheit wegen dazu unfähig geweſen, damit er dieſen würdigen Mann zu betriegen nicht hoffen dürfe, wenn er auch jetzt, Herr ſeiner Freiheit und ſeines kleinen Vermögens, es wagen wollte ſich mit Laura, zu ihrem größten Unglück, zu verbinden." — Guido ergetzte ſich daran, Serena's Epiſtel langſam an der Flamme ſeines Lichtes empor lodern zu ſehen, und behielt von dem ganzen Sermon nichts als das Wort Komödiant, das ihm in die Seele gefallen war, und eine Exiſtenz, wie er ſie wünſchte, verhieß. Vor der Hand wollte er indeſſen das großſtädtiſche Leben noch kennen lernen, und vernahm deshalb mit Freuden, daß er zu der Schwadron ſeines neuen Regiments geſetzt werden, welche im nächſten Monat zur ſogenannten Herrenwacht in der Reſidenz einrücken werde. Sein glückliches Spiel und im Hintergrunde das Engagement als Schauſpieler verhießen ihm einen reichen Erwerb, und ſo beſchloß er ſich keinen, auch den koſtbarſten Genuß zu verſagen. Serena's ward nicht weiter gedacht.

Das Sprichwort: das Glück iſt der Dummen Vormund, ſagt eine merkwürdige und ſehr

allgemeine Wahrheit aus, wenn man unter die ſogenannten Dummen auch noch die faulen, arbeitſcheuen, ſentimentalen Langſchläfer und poetiſchen Tagediebe begreift. Je weniger ſich Guido um die Auszeichnung tüchtiger Männer, um Erwerbung eignen Werthes bemühte, je weniger er daran dachte, ſeine Ausgaben dem Etat des hinterlaſſenen Vermögens gemäß einzurichten, je mehr gefiel der Zufall ſich, ihn zu begünſtigen. Unter den mannigfachen Verſchlimmerungen ſeiner Moralität, ſeit er das mütterliche Haus verlaſſen, ſtand ein ausſchweifender Hang zu hohem Hazardſpiele oben an. Gleich in den erſten Tagen ſeiner Ankunft in der Reſidenz machte er durch die Tollkühnheit ſeines Spiels, ſo wie die unglaubliche Beſtändigkeit ſeines Glückes nicht weniger Aufſehn, als durch ſeine ſchöne Geſtalt. Er verſchaffte ſich nach und nach Zutritt in höhern Geſellſchaften, und hatte dort, alle Künſte des Scheins in hoher Fertigkeit übend, nicht weniger Succeß, als am grün behangenen Tiſch. Seine Vorliebe für erlogene Stimmungen ließ ihn auch hier ſich weiblich in ſchwärmeriſchen Liebesklagen, die er nicht empfand, in Helden- und Stürmerrollen, zu denen ihm die wirkliche Kraft fehlte, ergehen. Dem weiblichen Publicum ward er durch ſeine theatraliſche Geſchicklichkeit ganz beſonders intereſſant. Anmuth und Kraft, im männ-

lichen Charakter verbunden, ſind dem ſchönen Geſchlecht ſo anziehend, daß ſie dieſe Miſchung, ſelbſt grob nachgeahmt, immer noch, ſchnell genug, berauſcht. Das Haus des Grafen Saar war es, was er ſich zum Wirkungskreis erſah. Der älteſte Sohn, Graf Ludwig, eben ſo männlich ſchön und tüchtig, als ritterlich und edel, zog Guido'n nicht weniger an, als deſſen Schweſter Gräfin Lucie, ein höchſt reizendes Geſchöpf von den ſchönſten geiſtigen Anlagen. Ludwig, Soldat mit Leib und Seele, brav wie ſein Säbel, allem geneigt was wie Kühnheit ausſah, hatte von dem Ankömmling vernommen, und war durch die ruhige Haltung Guido's, er mochte verlieren oder gewinnen, durch die wagehälſige Tollkühnheit, mit der er das Glück auf's Aeußerſte forcirte, und den durchblickenden Schimmer ſeiner Sitte, auf ihn aufmerkſam gemacht worden. Dieſer hatte Erfahrung zu bemerken, daß er hier einen vortheilhaften Eindruck gemacht, und nahm ſich vor, ihn zu benutzen, da ihm ein Haus wie das des alten Grafen Saar, durch Schönheit und Reichthum einer blühenden Tochter, durch den Ruf der edelſten Gaſtfreiheit berühmt, eine wünſchenswerthe Sphäre für ſeine Talente ſchien. Der Zufall führte die jungen Männer auf eine ſonderbare Art zuſammen. Guido lag eines Tages träumend im Fenſter des Kaffeehauſes, wo

er die Zeit hinzubringen pflegte, die ihm der Dienſt übrig ließ, als ein Officier hereintrat. Es war Graf Ludwig, der einen Kameraden aufſuchte. Während die Beiden unbedeutende Worte wechſelten, ſtürzte der erſte Kellner des Hauſes, ein blühend ſchöner, junger Menſch, herein, mit verſtörtem Geſicht vor Guido ſich niederwerfend und ihn beſchwörend, eine Parthie Billard um zwanzig Ducaten mit ihm zu ſpielen. „Sie ſind ein trefflicher Spieler, indeß, Sie wiſſen, ich gebe Ihnen wenig nach. Verliere ich, ſo ſpringe ich augenblicklich in den Strom — verlieren Sie, ſo ſind mir Ehre, Glück und Leben geſichert!“ Die Officiere ſchüttelten die Köpfe zu dem ſonderbaren Vorſchlage, und Guido entgegnete, daß er ihm das Geld ſchenken wolle, wenn er ihm die Wahrheit ſage. Nachdem der Menſch ſie um Verſchwiegenheit beſchworen, geſtand er, daß er einem reichen Mädchen zu gefallen, um ſich ſauber zu kleiden und der Geliebten ein Geſchenk machen zu können, zwanzig Ducaten aus der Kaſſe des Hotels genommen. Die Hoffnung, die Geliebte zur Frau zu bekommen, ſey ihm gewiß, und er habe feſt geglaubt in dem laufenden halben Jahre ſo viel zu verdienen, als er genommen. Das habe aber nicht geglückt, und in einigen Tagen werde der Herr die Kaſſe revidiren. Nothwendig müſſe dann das Fehlende

entdeckt, und er zur Strafe gezogen werden. Dann sey aber auch das Mädchen für ihn verloren. „Mensch," rief Guido mit theatralischem Pathos, „Du zitterst wie ein Espenlaub, Deine Augen glühen, Deine Brust klopft hörbar, und Du willst Billard um zwanzig Ducaten spielen? Hier," er warf eine Hand voll Gold auf die Tafel, „nimm so viel Du brauchst und rette Dich. Ich schenke Dir den Bettel, aber lass Dich nicht wieder vom Satan blenden!" — Sprachlos, von Thränen überströmt, fiel der Mensch zu Guido's Füßen, raffte sich auf, und die Goldstücke zusammen, die seinen zitternden Händen entfallen waren, und rannte wie wahnsinnig davon. Indeß summte Guido mit anscheinender Gleichgültigkeit „di tanti palpiti," zündete sich eine Zigarre an, und warf sich, Ludwig nicht beachtend, wieder in's Fenster. Der Aventurier, hat er nur Geschick und Erziehung, wird unter hundert Menschen, die neunzig jüngern allemal eine Zeitlang blenden. Das Großartige, Glänzende, Leichte in dem Benehmen eines solchen, selbst das Ungewisse, Geheimnißvolle seiner Person, seines Rufs, gewöhnlich mit viel körperlicher Gesundheit und Sicherheit verbunden, ist höchst anziehend, so lang der Glücksritter nicht entlarvt ist. In dem Augenblicke sinkt dann freilich alles zum Behelf der elendesten Beu-

telschneiderei herab. Noch war Guido, was er wohl kaum selbst glaubte, nur auf dem Wege dahin, und wir können es dem Grafen Ludwig nicht verdenken, daß ihn der großmüthige Mann, so jung und schön, so berufen als toller Reiter und Fechter, als kühner glücklicher Spieler, anzieht. Unentschlüssig, wie er an ihn kommen solle, ohne sich zu viel zu vergeben, geht er hin und her. Guido sieht das alles durch den zurückgeworfenen Fensterflügel mit an, plötzlich steht er auf, schnellt die noch glimmende Zigarre in den Kamin, wirft nachlässig den Czako auf den Kopf, spannt den Säbel um, und geht nach der Thür. „Herr Kamerad," ruft Graf Ludwig jetzt, „warum so eilig? Wollen Sie eine Parthie Billard mit mir spielen?"

„Gern," erwiederte Guido ablegend, „wie hoch?"

„Mir gleich. Zehn Ducaten, wenn Sie wollen?"

„Mir recht. Indeß, ich habe Sie spielen sehen; Sie spielen gut, aber ungleich. Ich bin stärker, wie viel soll ich Ihnen vorgeben?"

„Herr Kamerad," fuhr Ludwig auf, „halten Sie mich für einen Knaben, der wegen verlorner zehn Ducaten nicht nach Hause darf? Glauben Sie —"

„Ich glaube nicht," erwiederte Guido ruhig,

das Queue von der Wand nehmend, „sondern ich weiß gewiß, daß Sie sich im Billard nicht mit mir messen können, und da ich von Profession kein Beutelfeger bin, wie Ihnen schon die Uniform, die wir beide tragen, verbürgen muß, so mag ich Ihnen nicht zehn Ducaten aus der Tasche nehmen. Ich bin nicht gewohnt —"

„Ich bin nicht gewohnt," fiel ihm Ludwig hochaufglühend in's Wort, „mich hofmeistern zu lassen. Auch von Kameraden nicht. Kellner!" — Dieser sprang herein. „Thu zu dem Geschenk, das du vorher erhalten, noch diese zehn Ducaten hinzu und werde klug!" Mit diesen Worten stürmte der Graf davon. Guido warf sich in den Fauteuil am Fenster, und der Kellner stand, rieb sich die Augen und wußte nicht, ob er wache oder träume. Nach einiger Zeit war ein Exercier-Manoeuvre vor dem Souverain. Der Himmel lag heiter blau über den Fluren, die braunen, frischgepflügten Aecker mit ihren kräftigen Schattirungen, die stillen, blaugrünen Fichtenwaldungen hauchten, warm von der Frühjahrssonne beschienen, liebliches Arom aus. Wie malerisch machten sich die glänzenden Reiterscharen im friedlichen Kriegsspiele auf den bunten Gefilden, und wie lustig jubelten die Lerchen in das Trompetengeschmetter hinein! Die ganze schöne Welt aus der Stadt war, vom milden Frühlingshimmel

gelockt, ausgezogen ein Schauspiel mit anzusehen, das, eben weil es im tiefsten Frieden den Krieg, in segensreicher Ruh den wildesten Kampf nachspielte, durch den Contrast doppelt anzog. Ganz besonders gern schauten die Frauen hier den Mann als kräftigen Bändiger des schnaubenden Rosses, im glänzendsten Kriegerschmuck, die leuchtende Klinge in der Hand, besonnener doch kühner Führer der blitzschnellen Reiterschar. Tausende von Fußgängern hatten sich auf der Hügelreihe gelagert; Hunderte von Wagen, aus denen holde Gestalten emporragten, hielten auf der Fläche. Gräfin Lucie, Ludwigs Schwester, war mit den Ihrigen ebenfalls herausgefahren, hatte sich aber dann zu Pferd gesetzt und flog nun auf flüchtigem Renner schwalbengleich in bald engern, bald weitern Kreisen um die goldbehelmten Scharen herum, nur von einem Jokey begleitet. Guido, ebenfalls nur als Zuschauer gegenwärtig, hatte schon längst die schlanke, kühne Reiterin bewundert, ohne ihren Namen erfahren zu können. Unwillkürlich behielt er sie immer im Auge. Die Masse hatte sich in eine Colonne formirt, aus welcher im Galopp aufmarschirt werden sollte, wozu das Avertissement bereits gegeben war. Mit Entsetzen sah Guido die holde Reiterin gerade in der Richtung des Aufmarsches vor einer der mittlern Schwadronen, vergebens bemüht, ihr häu-

mendes, ſtützig gewordenes Roß von der gefährlichen Stelle wegzubringen, und alſo dem gräßlichen Schickſale entgegen ſehend, in Grund und Boden geritten zu werden. Nichts als ihre Rettung bedenkend, jagte Guido quer durch die Colonne auf die Dame los, warf den Arm um ihre Taille, mit aller Kraft ſie aus dem Sattel hebend und feſt an ſich drückend. In demſelben Augenblick ertönte das Commando-Wort „Marſch,“ im Donnerſturm ſtürzte die Maſſe von ein Paar tauſend Pferden heran, und rannte das widerſpänſtige Roß zu Boden. Die Reiterin war gerettet, hundert Schritt davon ließ ſie Guido geiſterbleich, ohnmächtig und ſprachlos, ſanft auf den Raſen niedergleiten. Natürlich war auch er ſogleich aus den Bügeln, aber ſchon kamen Reiter und Wagen zur Hülfe heran. Luciens Angehörige waren natürlich die Erſten. Ihr Vater ſchloß den Retter ſeiner Tochter mit Dankesthränen in die Arme; ohne ihn wäre ſie verloren geweſen. Jetzt erſt ward ihm bekannt, wen er gerettet, und als die junge Gräfin die Augen aufſchlagend, nach ihrem Retter fragte, und unter Thränen und Erröthen, das ihr die Erinnerung auspreßte, ihm die Hand reichte, die er an ſeine Lippen führte, da wollte ihm das Herz vor Wonne zerſpringen. Der Fürſt kam heran, ihn wegen ſeiner Entſchloſſenheit zu loben, und

wie ſtürmiſch warf ſich Graf Ludwig an den Hals des Mannes, von dem er wenig Tage vorher in Unfrieden ſchied, jetzt ihm Bruderliebe und Treue ſchwörend.

Nichts war natürlicher als daß Guido, nachdem er auf dieſe Weiſe Eingang im Saar'ſchen Hauſe gefunden, die gegebene Erlaubniß benutzte, und ſich zur Stelle eines Hausfreundes empor zu ſchwingen ſtrebte. Der Charakter des Bruders, die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Tochter zog ihn gleich ſtark an, und ſein Beſtreben um die Auszeichnung dieſer beiden Menſchen blieb um ſo weniger fruchtlos, als es ihm, wie anfangs immer, vollkommen Ernſt damit war. Gern ſahen die beiden Geſchwiſter den reizenden jungen Mann, gern bemerkten ſie ſein Streben, ſich ihr Vertrauen zu erwerben, allein beide waren von ſo gediegener Art, daß ſie, um Wohlwollen zu empfinden, durchaus hoch zu achten gezwungen ſeyn wollten. Graf Ludwig war Mann im vollſten Sinne des Wortes. Klarheit im Erforſchen deſſen, was ihm in der Welt zu thun oblag, und hartnäckiges Feſthalten an dem einmal Erkannten, war Grundzug ſeines Weſens; doch nur in ſo fern, als ſich dieß auf ihn ſelbſt bezog. Andere ſah er gern genial, kühn, ja ſelbſt romanheldenartig auftreten, der Meinung, daß es Menſchen geben könne, die durch Gefühl eig-

ner Kraft, Temperament und besondere Anlagen aus der Bahn des Gewöhnlichen gezogen werden könnten. Ihn selbst, als einer rein praktischen Natur, kleide dergleichen nicht. Sittlichkeit, Bestimmtheit des Charakters und Bildung waren die einzigen, aber unerläßlichen Forderungen, die er, wie er zu sagen pflegte, an den Kern machte, mochte dann die Schale so bunt oder so unscheinbar aussehen, als sie immer wolle. Ganz anders dachte Lucie und war deshalb mit dem geliebten Bruder immer im Streite. Wissenschaftliche Bildung war ihrem selbst vielfach reichen Geiste, an einem Manne so unabweisliche Forderung, daß sie dieselbe alle Mal als von sich selbst verstehend voraussetzte. Nun aber kam desto mehr bei ihr das Benehmen in Anschlag, weil sie überzeugt war, hierin den Schlüssel des Herzens und Charakters zu finden. So wie sie durchaus weder Vertrauen noch Achtung für den Arzt empfinden könne, der eine Constitution verkenne und deshalb öfters seine Behandlung ändern müsse, so — sagte sie oft — könne sie auch nie für eine Person Freundschaft empfinden, von der sie sich falsch genommen und beurtheilt sähe. Richtiger Tact mache dort den großen Arzt, hier den richtigen Beobachter, ja bei dem letztern bürge sogar dieser richtige Tact für alle anderen Charakterzüge. Dieser nämlich, sobald er sehe, daß seine

Eigenthümlichkeit nicht zu der Person stimme, der er sich nähere, zöge sich zurück, mit der bald gewonnenen Ueberzeugung: „wir passen nicht zusammen.“ Der Geck, der Verführer, der Komödiant dagegen lasse sich deshalb nicht abschrecken. Sobald er den Mißgriff bemerkt, staffire er alsobald einen neuen innerlichen Menschen aus, bekleide ihn reichlich mit den Gefühlen, Zu- und Abneigungen, die er unterdeß habe kennen lernen, und producire diese geschmückte Lügenpuppe als sein eigenstes, nur schüchtern hervorgetretenes Ich. Ja er würde im Nothfall und wenn es die Kurzsichtigkeit derer gestattet, auf die er es gemünzt hat, noch in vier, fünf, sechs verschiedenen Darstellungen, immer eine lügenhafter als die andere, sich zu zeigen die Ehre haben können, und so die unwürdigste Gleisnerei auf's Höchste treiben. Darum, meinte Lucie, ginge Wahrheit und eine bestimmte, unveränderte Weise ihr über Alles. Jedes Schillernde, schillerte es auch noch so glänzend, war ihr, eben der Doppelfärbigkeit halber, verdächtig. Vergebens hatte Graf Ludwig gegen die Einseitigkeit dieser Ansicht geeifert, er hatte dennoch zugeben müssen, daß sehr viel Wahres daran sey.

Guido ging indeß mit gewohnter Heftigkeit in seinen Bewerbungen um die Gunst der Geschwister vorwärts, und ließ sich durch Luciens

klaren Blick, der oft forschend auf ihm lag, verleiten zu glauben, er sey auf dem besten Wege. Seine Lebensweise blieb übrigens dieselbe wie bisher. Nahm ihn der Dienst nicht in Anspruch, so war er im Kaffeehause beim Spiel zu finden, die Abende brachte er in der gräflichen Familie zu. Indessen verging Woche um Woche, Monat um Monat, ohne daß er dort auch nur den geringsten Fortschritt gemacht hätte. Für alle Uebungen schöner Künste, die der Poesie ausgenommen, bot die Residenz dem gräflichen Hause theils die ersten Virtuosen, theils höchst ausgezeichnete Dilettanten an, unter welche Guido sich doch nicht zu reihen wagte. Er ward als der Lebensretter Gräfin Luciens mit immergleicher Freundlichkeit und Achtung behandelt, alle Mitglieder der Familie sprachen gern von dieser Begebenheit, schienen gerade ihm gern dafür verbindlich zu seyn, allein dabei hatte es sein Bewenden. Am allerwenigsten schien es aber bei Lucien nur eines Schrittes von der Dankbarkeit zur Liebe zu bedürfen. Am Ende des Jahres brachte endlich ihr Geburtstag eine Gelegenheit, die er gehörig zur Erreichung seiner Absichten benutzen wollte. Er verfertigte ein Gedicht, in welchem ein mehr als orientalischer Bilder- und Phrasenschwulst gehäuft, und überdies gar nicht undeutlich von einer ihn beherrschenden und verzehrenden Leiden-

ſchaft u. ſ. w. die Rede war. Daß Lucie bis in's Innerſte entzückt, gerührt, ihm, wie früher Laura, des Oberſten Tochter, nicht länger widerſtehen würde, ward von ihm mit Zuverläſſigkeit erwartet, und hierauf eine gänzliche Wendung ſeines Schickſals in Gedanken baſirt. In der That führte der Tag eine ſolche herbei, wenn auch nicht in ſeinem Sinne. Die ſchöne Gräfin verſicherte den Retter ihres Lebens, als ſie ihn bei der Mittagstafel ſah, daß ſie nie ſeine That vergeſſen werde, betheuerte ihm ihre Dankbarkeit für die Aufmerkſamkeit am heutigen Feſte, empfahl ſich ſeinem Wohlwollen, und ging vorüber, ohne des Gedichts auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen. Guido ſtand tief verletzt. Bei der erſten paſſenden Gelegenheit am ſelbigen Tage ſetzte er den Bruder deshalb, nicht ohne Bitterkeit, zur Rede, und dieſer entſchuldigte Lucien mit der offenbaren Schwächlichkeit des Gedichts. Wer je eitle, ſelbſtſüchtige Menſchen in den Geſchöpfen ihrer Einbildung gekränkt ſah, weiß, wie ſchnell alle ihre frühern Betheurungen von ewiger, unwandelbarer Freundſchaft ſich in Nichts verwandeln. Leicht wird man daher errathen, mit welchen Empfindungen Guido Ludwigen gegenüber ſtand, als dieſer, tiefer eingehend, das Gedicht in all ſeine Erbärmlichkeit analyſirte und hinzufügte, Lucie begreife nicht, wie

der Verfaſſer, ſeit einem Jahre faſt täglich in ihrer Geſellſchaft, ſie wenig genug kenne, um vorauszuſetzen, ein ſolches nach Zweck, Form und Inhalt gänzlich verfehltes Product vermöge ihr Freude zu machen. Eben um ihn zu ſchonen habe ſie nichts davon erwähnt. Es entſpann ſich nun ein ſehr lebhaftes Geſpräch über das Weſen der Poeſie zwiſchen den beiden Männern, und ging ſodann in ihre gegenſeitigen Anſichten über Charakter, Art und Zweck männlicher Bildung über, worin ſie ſich zwar klar, aber auch bedeutend kälter gegen einander wurden. Graf Ludwig indeſſen, ſeiner Achtung fremder Individualität eingedenk, hatte alles mehr als blos eigne, von Guido, wenn er Luſt hätte, zu berichtigende Meinung vorgetragen, ohne deshalb darauf viel Gewicht zu legen. Er hatte keinen großen Sprung nöthig, um wieder in den bisherigen freundſchaftlichen Ton zu kommen. Nicht ſo war es mit jenem. Ludwig war ihm ſeit dieſer Stunde gleichgültig, ja unangenehm, und er würde ihn vielleicht nie wieder geſehen haben, wäre er nicht der ſchönen und reichen Lucie Bruder geweſen, mit der er ganz andere, dieſe ohne Zweifel hoch beglückende Abſichten hatte. Ihren weiblichen Stolz ſollte ſie büßen, tüchtig wollte er ihr die Wahrheit ſagen, ihr recht bitter fühlen laſſen, was es auf ſich habe, wenn Stumpf-

ſinn oder engherzige Proſa den Künſtler in ſeinen ſchönſten Werken kränke. Reuige Thränen ſollte ſie weinen, dafür bürgten ihm ihre ernſten, lang auf ihm ruhenden Blicke, die er ſo oft belauſcht hatte. Vor allen Dingen mußte ſie empfindlich geſtraft werden, deshalb ſchlug er die Einladung, den Abend in der gräflichen Familie zuzubringen, die ihm ſo eben zugefertigt ward, aus. Gerade was ihm hätte beweiſen ſollen, daß man, trotz ſeines poetiſchen und praktiſchen Mißgriffs, nicht mit ihm außer Verbindung kommen wollte, gerade das erbitterte ihn, es ſchien ihm als ein ſchimpfliches Almoſen, das ihm, die frühere Beleidigung zu vergüten, hingeworfen werde. Sein beſſerer Genius rieth, nachzugeben und einen Schritt zu vermeiden, der leicht die Trennung der Bekanntſchaft mit dem angenehmen Hauſe zur Folge haben könne. Blinde Eigenliebe und kindiſcher Trotz empörten ſich, von einem Mädchen eine etwas herb ausgeſprochene Lehre anzunehmen, und behielten die Oberhand. Um die läſtige innere Stimme, die ihn tadelte, zu übertäuben, ging er zu der Stunde, wo man ſich bei Gräfin Lucien zu verſammeln pflegte, in's Theater und ſpäter auf die Redoute. Finſtern Blickes, die Maske in der Hand, arbeitete er ſich durch die buntvermummte, hier tanzende, dort jubelnde Menſchenmaſſe. Der Klang des

Goldes in den Nebenzimmern leitete ihn an die grüne Tafel. War es Zerstreuung oder Warnung seines Schicksals, genug, das Glück, ihm sonst blind ergeben, wich heut. Mit dem Gelde schien er auch die Haltung zu verlieren. Tollkühn setzte er eine für ihn ungeheure Summe auf eine Karte, sie verlor in der ersten Taille. Flüche murmelnd verließ er die Bank. In der Thür des Spielzimmers begegnete ihm Ludwig. Mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit fragte dieser ihn, ob er Unglück im Spiel gehabt, was er aus seiner finstern Miene vermuthen müsse. „Halten Sie mich," erwiederte Guido bitter und mit Anspielung auf eine frühere Aeußerung Ludwigs, „für einen Knaben, der nicht nach Hause darf, wenn er ein Paar Ducaten verlor?" Graf Ludwig zuckte schweigend die Achseln und ließ ihn gehen. „Unglück im Spiel?" wiederholte sich Guido immer mehr außer Fassung kommend, „verdammte Frage! Vermuthlich dachte der große Herr an Unglück in der Liebe mit seiner superklugen Schwester? Hebe, die macht mir kein Herzleid, und ich denke, ich zeige ihr das noch in dieser Nacht." — Wie gerufen traten ihm ein Paar seiner schlimmsten Bekannten, arge Wüstlinge, in den Weg, die ihn, sein finstres Wesen verspottend, einluden in eine von ihnen genommene Loge zu kommen, wo eine herrliche

Gesellschaft beisammen sey. „Du findest auch Fiametta dort," setzte der Eine hinzu.

„Iſt's wahr?" fiel Guido ein, „Fiametta wäre bei euch?"

„Sie und ihre beiden Schwestern!"

„Topp! Hier bin ich! Rasch zu ihnen!" —

Fiametta und ihre Schwestern waren italienische Tänzerinnen, so reizend, so verführerisch, aber auch so leichtsinnig und übelberüchtigt, als sehr viele ihrer Collegiunen. Der schöne, durch unbegrenztes Glück im Spiele bekannte Guido, war eine höchst erfreuliche Erscheinung in diesem Kreise. Man drängte sich an ihn. Die Männer mit Wein und Würfeln, die Mädchen mit stärkern Lockungen. Noch war er zu beschäftigt mit den Ereigniſſen des Tages, um recht frei in den Ton der Gesellschaft einstimmen zu können. Zufälliger Weise fiel sein Blick in die Loge ihm gegenüber; dort saß Gräfin Lucie zwischen zwei andern jungen Damen, dahinter ihr Vater und Bruder. Mag unnatürlich schelten wer keine Erfahrung hat, wenn wir berichten, daß, von diesem Augenblicke an, Guido sich darin gefiel, die Weise des tollſten Wüſtlings anzunehmen. Er lachte, sang, würfelte und scherzte mit den wilden Mädchen so laut, so auffallend, daß selbſt jene lockern Gesellen, die ihn eingeladen, ihm bisweilen Stillschweigen gebieten mußten. Bei-

nah blaß vor Schreck über eine ſolche Dreiſtigkeit, ſaß Lucie, tiefes Mitleid in ihren ſchönen Zügen. Nicht mit dem Geliebten, dazu blickte ihr dunkles Auge zu ſtreng, nun nur eine ſolche Muthmaßung aufkommen zu laſſen, nein mit dem offenbar geſunkenen, abwärts gehenden Jüngling. Sie prüfte ſtill ihr Herz. Nie hatte es eine wärmere Neigung für Guido empfunden, als die des Dankes für die Rettung ihres Lebens. Aber eben dieſe That, hoffte ſie, ſollte ein ſchönes, ſchuldloſes Band zwiſchen ihr und Guido knüpfen, ſollte ihr, was ſie ſo ſehr wünſchte, einen edeln Mann zum Freund verſchaffen. Guido's Ruf hatte ſie ſtutzen machen, noch mehr bewies jenes alberne Gedicht, das er charakterlos — für ſie alſo ſchon als Freund verloren ſey. Aber ſein Betragen im Redoutenſaal vernichtete allen weitern Zuſammenhang. Wie? der Mann, den ſie, ſeines verdächtigen Rufes ungeachtet, um ſich geduldet hatte, er, der ſie und ihre Grundſätze kannte, wagte es, in ſolcher Geſellſchaft ihr gegenüber öffentlich zu erſcheinen? Er, der erſt am heutigen Morgen einen poetiſchen Galimathias überreicht hatte, worin aber doch ſo viel klar war, daß er von leidenſchaftlicher Liebe zu ihr ergriffen ſey, derſelbe konnte am Abend, im Beiſeyn von einigen tauſend Menſchen, in der Mitte von drei höchſt leichtfertigen käuflichen Mädchen Lu-

ciens und des ganzen Publicums Augen durch lautes Lachen, durch anſtößige Ausgelaſſenheit auf ſich ziehen? Tief empört wandte ſich ihr Auge von ihm. Nach einer Viertelſtunde etwa war Luciens Loge leer. Guido jubelte innerlich, ſeine Abſicht hatte er erreicht, Luciens ſtrafender Blick war ihm nicht entgangen, und in unſinnigem Jubel trieb er die Ueberſpannung ſo weit, daß er, ſeiner Sinne nicht mächtig, von ſeinen Kameraden nach Hauſe gebracht wurde, und erſt ziemlich ſpät am andern Tage aus wüſtem Schlummer erwachte. —

Ein unlieblicher Anblick für den Schlummerer, wenn er die Augen öffnet, die Sonne hell am blauen Himmel ſteht, um ihn her reges Leben und nützliche Thätigkeit laut wird, und ihn zu gleich fröhlichem Fleiße aufmuntert. Doppelt unlieblich, wenn der nicht zu beſtechende Richter in der Bruſt ihm eine Handlung des verfloſſenen Tages tadelnd vorführt. Je mehr er ſein Betragen prüfte, je toller, undankbarer, lächerlicher und ſträflicher mußte er es finden. Daß Lucie ſelbſt ihn dazu gezwungen, wie er ſich gern überredet hätte, konnte kaum augenblicklang für eine Entſchuldigung gelten. Um ſo leichter gewann der Entſchluß die Oberhand, einen Beſuch im Saariſchen Hauſe zu wagen, ſich gegen Ludwig ſchuldig zu erklären, gegen Lucien den Bereuen-

den, Verzweifelnden zu ſpielen, und ſo das alte Verhältniß wieder herzuſtellen. Er raffte ſich auf, kleidete ſich ſorgſam an und ging. Gräfin Lucie war auf ſechs Wochen zu einer Freundin außerhalb der Stadt, Graf Ludwig auf der Jagd. Das Schlimmſte ahnend ſchlich er nach dem Kaffeehauſe, wo die bunten Blätter ſeiner Stimmung aufhelfen ſollten. Aber auch hier kein Troſt, der Kartenfall war gegen ihn. Mißmuthig, trübſinnig, alles Beſſere aufgebend, kam er in ſeinem Quartier an, wo er ein Billet vom Grafen Ludwig und einen Brief von der Tante Serena vorfand. Haſtig riß er das erſtere auf, es war ein förmlicher Abſagebrief. Ludwig erklärte, daß er alles was Beleidigendes gegen ihn in Guido's Betragen an verwichenen Tage gelegen, gern vergeben und vergeſſen wolle. Allein dem Rufe ſeiner Schweſter ſey er ſchuldig, Guido's fernere Beſuche im gräflichen Hauſe, ſeit ſeinem Betragen auf der letzten Redoute, für immer zu verbieten. Die Namensunterſchrift Ludwigs ohne weitere Höflichkeitsformel ſchloß den eiskalten Zettel. Zähneknirſchend ſchleuderte ihn Guido bei Seite, und entſiegelte Serena's Brief. Das alte Lied, bittre Vorwürfe, lange Klagen über getäuſchte Erwartungen, langweilige Einſchaltungen von Stellen aus Briefen der verſtorbenen Mutter. Er zerriß ihn ſchweigend in tau-

send kleine Stückchen, und ließ diese vom Winde in alle vier Himmelsgegenden verwehen. Dann warf er sich in's Sopha; ein Strom von Verwünschungen gegen Ferdinand und Serena, gegen Ludwig und Lucien machte dem gepreßten Herzen Luft. Dann kamen unmännliche Thränen, und feige, zu jeder männlichen That unkräftige Schwermuth, wornach wieder, erst unwürdiger Trotz und zuletzt die tollste Schwelgerei und Ausgelassenheit folgte. So stürmt, regnet, blitzt und donnert es im charakterlosen Menschen wie im April; dann lächelt der Himmel wieder blau und die Sonne scheint heiß, so heiß, daß auf's Neue Wolken, Sturm und Regenschauer sich bilden. —

Jene tragische Stimmung, verbunden mit einigen Unannehmlichkeiten, die Guido von Seiten dringender Gläubiger erfuhr — denn sein Aufwand hatte Summen gekostet, die seine Kräfte weit überstiegen, und er spielte keineswegs mehr mit dem gewohnten Glücke, — brachten in ihm den Entschluß hervor, seine Lebensart zu ändern. Wer da glaubt, daß darunter ein Zurückziehn von Spiel und theuern Vergnügungen, ein rechtschaffenes Studium seines Berufes oder irgend einer Wissenschaft gemeint gewesen, der muß Charaktere wie der unseres Helden nie gekannt oder nie beobachtet haben. Nein, die Weisung des

Regiments-Commandanten mit seinen Creditoren in ganz kurzer Frist Ordnung zu machen, wenn dieß nicht auf eine ihm empfindliche Weise geschehen solle, weckte auf einmal in ihm das Gefühl der gekränkten Freiheit. Unwürdig und lächerlich schalt er die glänzenden Fesseln, die er trug. Zugleich trat ihm das tiefe, unverschuldete Leid vor die Seele, das ihm Lucie angethan, und sein innerster Groll entbrannte. „Ha," rief er emphatisch aus, „sie sollen beide es erfahren, daß ich ein freier deutscher Mann bin, den weder die fühllose Plumpheit eines Obersten noch der herzlose Leichtsinn eines launischen Mädchens zu ihrem Spielball wählen dürfen. Frei ist, wer entbehren, sich in alle Verhältnisse zu schicken gelernt hat, und frei bin auch ich!" Mit dieser spartanischen Phrase sprang er auf und eilte zu einem Freunde, den er an der Farobank hatte kennen lernen, und trug ihm seinen Entschluß vor, Schauspieler zu werden, wobei er diesen, der selbst ein Mitglied der Theatergesellschaft war, um eine Empfehlung an den Director der Bühne ersuchte. Dieser gelobte seinen ganzen Credit zu verwenden, und Guido zögerte keinen Augenblick, sich beim Commandeur um den Abschied zu melden. Sodann ordnete er seine Papiere, besprach sich mit seinen Gläubigern, denen er den Rest seines väterlichen Erbes anwies, und erwartete

nun von Tag zu Tag ein Billet des Theater-Directors, der ihm mit tauſend Freuden unter den vortheilhafteſten Bedingungen die Helden- und erſten Liebhaberrollen antrug. Ein ſolches Billet erſchien nun zwar nicht, dagegen erfuhr er in des Directors Wohnung, daß dieſer abweſend ſey und in ganz kurzer Zeit zurückkehren müſſe, weil die Ferien nächſtens zu Ende, und die Vorſtellungen wieder beginnen würden. Guido ſah ſich ſchon als Hamlet, als Templer in Nathan, als Ferdinand Miller, und bebte vor Wonne, Lucien die empfindlichſten Dinge über ihr Geſchlecht im Angeſicht des ganzen Publicums ſagen zu dürfen, und dafür mit dem unbändigſten Händeklatſchen belohnt zu werden. In dieſen Erwartungen war wenigſtens einer ſeiner Wünſche erfüllt worden, der geſuchte Abſchied vom Regiment ward ihm zugefertigt, und er drückte dies Document ſeiner wiedererrungenen, moraliſchen Freiheit mit Entzücken an die Lippen, ohne daß ihm dabei einfiel, daß er ſich nun ohne Beruf, ohne Wohnung, ja ohne einen Groſchen Gehalt befinde. Die reiche Gage als erſter Liebhaber an einem Reſidenz-Theater konnte wohl den knappen Gehalt eines Secondlieutenants der Cavallerie vergeſſen machen, und in dieſer heitern Ueberzeugung wandelte er ſeinem gewöhnlichen Tummelplatze, dem Kaffeehauſe zu, wo ihm ei-

nige Parthien Billard, die er einem reichen Müssiggänger abgewann, den Unterhalt auf die nächsten Paar Tage reichlich sicherten. Aber seine Ungeduld trieb ihn wiederholt zu dem Theater-Director und zu seinem Freunde dem Schauspieler. Nach einigen Tagen meldete ihm dieser, daß der Chef der Gesellschaft zurückgekehrt und so ausgezeichnete Subjecte von andern Bühnen angeworben habe, daß er keineswegs Lust habe, mit einem Dilettanten, der noch nie die Bretter bestiegen, auf's Gerathewohl Bedingungen einzugehen, oder wohl gar einen Contract abzuschließen, weshalb er Guido bitte, sich nicht ferner zu ihm zu bemühen. Dieser wollte schon in Zorn über den Elenden auflodern, aber sein Freund beruhigte ihn mit der Versicherung, jener Director sey ein Dummkopf, der seinen Vortheil nicht verstehe, und einst Gott danken werde mit schwerem Golde denjenigen wieder zu kaufen, den er jetzt gehen lasse. Sein Rath wäre deshalb, Guido solle sogleich nach L...., wo sich das größte und berühmteste Provinzial-Theater befinde, an welchem man, wie er bestimmt wisse, eben um einen ersten Liebhaber verlegen sey. Kein halbes Jahr werde Guido dort aufgetreten seyn, so werde man ihn im Triumphe nach der Residenz zurück holen. Was man wünscht, glaubt man leicht. Guido'n fiel gar nicht bei,

daß ſein angeblicher Freund froh ſeyn könne, ihn mit guter Art los zu werden, und ſo trat er denn, mit einem Empfehlungsſchreiben verſehen, mittelſt der Diligence eine Reiſe von einigen zwanzig Meilen auf gut Glück, und ſeinen letzten Ducaten in der Taſche, an.

Der gute Freund hatte wenigſtens in ſo fern wahr geſprochen, als der Unternehmer jenes Theaters durch den plötzlichen Verluſt ſeines erſten Liebhabers in der That ſich in Verlegenheit befand. Guido ward daher bei ſeinem empfehlenden Aeußern und ſeinem gebildeten Ton ſehr gut mit ſeinem Geſuch aufgenommen. Nur als aus dem Empfehlungsſchreiben hervorging, daß er noch nie das Theater betreten, ſtimmte der Unternehmer ſeinen Ton höher, wollte, wegen des Riſicos, einen Mann auftreten zu laſſen, der gar keine Routine habe, keinen feſten Contract eingehen, ſondern, in der Vorausſetzung, daß Guido nicht durchfiele, ihm nur ein Gewiſſes für jede Vorſtellung bewilligen. Da es unſerm wandernden Helden an Selbſtgenügſamkeit und Eigenliebe keineswegs fehlte, ſo nahm er dieſe Aeußerung ſehr übel auf, und ripoſtirte, daß, wenn er dem Publicum nicht mehr Urtheil zutraue, als dem Schauſpiel-Unternehmer, er kein Wort weiter darüber verlieren würde. Jener, dem des Mannes Geſtalt und Ton etwas hoffen ließ, gab nach und

ſo wurden ſie dann über eine Reihe Vorſtellungen einig. Hamlet ſollte die erſte ſeyn, und in acht Tagen Statt finden. Guido konnte die Rolle ſeit Jahren auswendig, deswegen benutzte er die gegebene Friſt, Bekanntſchaften in der Stadt, auf Kaffeehäuſern und Promenaden zu machen, wobei er ſich mit löblichem Selbſtvertrauen als den für das Fach der erſten Helden und Liebhaber engagirten Künſtler präſentirte. Der Tag erſchien, von Guido nicht weniger als vom ſchauluſtigen Publicum herbeigewünſcht. Ein überfülltes Haus und die erwartungsvolle Stille gaben dem Helden des Stückes Gelegenheit, all ſein Studium des Charakters zu entwickeln, alle ſeine Vielſeitigkeit an den Tag zu legen, den ganzen eminenten Vortheil einer glücklichen Geſtalt geltend zu machen. Aber, gerechter Himmel, welche Leiſtung ward hier der auf's Höchſte geſpannten Menge, unter der ſich eine ſehr bedeutende Anzahl Gebildeter befand, vorgeführt! Guido, der eben ſo viel Beruf zum Schauſpieler als zum Dichter hatte, nämlich keinen andern, als den ihm ſeine blinde Eitelkeit vorſpiegelte, raſ'te, tobte, rannte, ſpectakelte, ſtampfte und focht ſo unbändig mit Armen und Beinen, als wolle er genau das Widerſpiel aller jener guten Regeln liefern, welche Hamlet den Schauſpielern ertheilt, die vor ihm auftreten wollen. Von Auffaſſen und

Eindringen in den ſo ſchwierigen Charakter des charakterloſen Prinzen von Dänemark war gar keine Rede, der Erfolg konnte daher nicht zweifelhaft ſeyn. Im zweiten Acte murmelte man, im dritten ward gelacht, gezischt, und im vierten der neue Ankömmling ſo einſtimmig ausgepocht, das an ein Beginnen des fünften gar nicht zu denken war. Keineswegs zur Selbſterkenntniß gebracht und beſchämt, aber wüthend vor gekränkter Eigenliebe fing er mit den Mitſpielenden Händel an, die er beſchuldigte, ihn nicht gehörig unterſtützt zu haben. Die Dazwiſchenkunft des Directors verhinderte allein, daß man den ſchon gefallenen Helden nicht auch zur Thüre hinausfallen ließ. Tags darauf kam der gutmüthige Mann zu Guido, brachte ihm das Doppelte des ausgemachten Betrags und rieth ihm, entweder dieſe Laufbahn ganz zu verlaſſen, oder ſich in eine ſtrenge Schule zu begeben, wo es vielleicht möglich wäre, daß er es in einer Reihe von Jahren noch zu etwas brächte. Aber wie übel kam er mit ſeiner guten Abſicht an! Guido erklärte ſehr bitter, daß er nicht ſich, ſondern nur das Publicum bedaure; an ſeinem Beruf zur Schauſpielkunſt aber wegen ſo gänzlichen Mißverſtehens unmöglich zweifeln könne. Uebrigens bedürfe er vor der Hand noch kein Almoſen, weswegen er nicht einen Deut mehr, als die für eine Vor-

ſtellung ausgemachte Summe annehmen werde. Der wackere Director zuckte die Achſeln — und ging. Was nun zu thun ſey, wäre wohl eine ernſte, überlegenswerthe Frage bei jedem andern als Guido nach einer ſo herben Erfahrung geweſen. Doch er, feſt überzeugt, daß allein Beſchränktheit des Urtheils, Kleinſtädterei und Cabale die Triebfeder jener übeln Aufnahme geweſen, beſchloß ſeine Talente einer andern Bühne anzutragen, und zu dem Ende tiefer in's Land hinein zu reiſen. Zwar fehlte es ihm an Mitteln, um mehr als ſeinen Platz in der Diligence zu bezahlen, indeß, gewohnt ſeit geraumer Zeit das Billard und den Farotiſch als ſeine Nothhelfer zu betrachten, rechnete er auch auf ihren Beiſtand in jenem Städtchen, und fuhr getroſt, mit dem ſehr geringen Gepäck, was jetzt ſeine Habe ausmachte, ab. Wir ſtehen hier am letzten Act ſeiner Irrfahrten, und können dem Leſer, der uns wohlwollend begleitete, das Ziel als ziemlich nah verkünden, indem wir uns bei der Beſchreibung der täglichen Lebensweiſe, der ſich Guido nunmehr ergab, nicht aufhalten wollen. Da er den eigentlichen Zweck, ſich zum guten Schauſpieler zu bilden, nie vor Augen gehabt, ſondern blos von Liebe zum Müßiggang, zu ſentimentalen Phraſenkram und kindiſchem Wohlgefallen an Theaterputz dazu getrieben worden,

ſo ließ ſich an kein Studiren dieſes Faches den-
ken. Natürlich ſank er dadurch immer mehr in
die Abhängigkeit der kleinen, wandernden Thea-
ter. Allein gerade die zuchtloſe Ungebundenheit
dieſes äſthetiſchen Nomadenlebens, die ſchlechte
Geſellſchaft, in der er immer der erſte war, zog
ihn an, und ſo war er, nachdem er einige Jahre
auf dieſe Weiſe das Land in allen Richtungen
durchzogen, zum gemeinen Banner herabgewür-
digt. An eine feſte Lage war nicht zu denken,
ſo lebte er denn vom Spiel, und da dieß nicht
immer günſtig war, ſo verſuchte er anfangs
ſchüchtern, dann immer kühner, Fortuna's Lau-
nen durch ſeine Geſchicklichkeit zu verbeſſern. Na-
türlich glückte dieß nicht immer, er ward ertappt,
für ſeine Unverſchämtheit gezüchtigt, und zuletzt
ſammt einigen eben ſo würdigen Mitgliedern der
aufgelöſten Geſellſchaft, über die Grenze gebracht.
Hier ſtand ihm nun zum zweiten Male die Welt
offen, aber unter wie ganz verſchiedenen Verhält-
niſſen! Damals ein ſechzehnjähriger, jugendſchö-
ner Burſch, voll Leben und Lebensluſt. Jetzt in
den letzten Zwanzigern, den Jahren nach zwar
noch jung, aber deſto älter an Erfahrungen, die
alle nicht den geringſten Nutzen für ihn gehabt
hatten, abgelebt und verblichen durch Schwelge-
rei aller Art, ohne Geſchick und Luſt zu irgend
einer nützlichen Thätigkeit, zu unwiſſend für wiſ-

ſenſchaftliche Anſtellungen, zu ſtolz und zu träg zum gemeinen Soldaten oder Taglöhner, ohne moraliſchen Werth, ein Verſchwender, ein falſcher Spieler, ein lungernder Vagabund; ſo kam er an den Grenzen ſeines Vaterlandes, in höchſt ärmlichem Aufzuge, von der Wohlthätigkeit der Vorübergehenden lebend, an. Seufzend betrachtete er jene blauen Berge, die das Ziel ſeiner Jugendwünſche geweſen waren. Von ihnen ſtieg er jetzt herab in das fruchtbare Thal, wo ſeine Geburtsſtadt lag, und auf's Gerathewohl darauf zuwandernd. Wußte er ja doch nicht, wovon er leben ſollte, wenn ihn Tante Serena, die er ſo bitter geſchmäht hatte, nicht aufnahm. Es iſt eine vielfältig gemachte, recht traurige Erfahrung, daß nur wenige und nur bedeutende Menſchen durch Unglück beſſer werden. Bei weitem die meiſten verlieren allen moraliſchen Werth, und folglich auch jenen edeln Stolz, der eine ſo gewaltige Triebfeder zu edler Anſtrengung wird. So nur läßt ſich's erklären, daß Guido es vermochte als ein fünf und zwanzigjähriger Bettler in ſeiner Vaterſtadt wieder einzuwandern, ja daß er die Dreiſtigkeit hatte, an Serena's Thür anzuklopfen, und ſich der alten Magd, die ihn abweiſen wollte, zu erkennen zu geben. Der Empfang war ſchmerzlich. Die kränkelnde betagte Tante war zu edel, um der herzloſen Kälte zu

gedenken, mit welcher ihr Pflegesohn ihr die mütterlichste Liebe und Sorgfalt, seit seiner Flucht aus dem väterlichen Hause, gelohnt hatte. Aber da sie, dem Geiste nach, noch immer die alte war, so wollte sie wissen, was denn nun geschehen solle, wovon Guido zu leben gedenke? Diese Frage war um so nöthiger, als Emiliens Haus und Vermögen kaum hingereicht hatten, die Gläubiger zu befriedigen, die Guido darauf angewiesen, Serena aber nur zur Miethe bei ein Paar entfernten Verwandten, sehr wackern Menschen, wohnte, denen sie ihr Eigenthum vor einigen Jahren verschrieben, und bei denen sie ihr Ende erwarten wollte. Ein Paar Wochen, aber nicht länger, konnte sie dem Flüchtling Unterkommen und Subsistenz versprechen. Aber ein Gespräch in den nächsten Tagen zeigte ihr bald, daß ihre Befürchtungen nur zu sehr eingetroffen, und ihr ehemaliger Pflegesohn ein ausgemachter Taugenichts geworden sey! Diese Einsicht trug keineswegs dazu bei, sie zu großen Opfern für ihn anzuregen. Sie hatte sein ärmliches Aussehen nicht ertragen können und ihn gleich am ersten Tage vom Kopf bis zu den Füßen neu und gut kleiden lassen. So wenig Serena damit zufrieden war, so ließ er es sich nicht nehmen seine ehemaligen Jugendbekannten, und unter diesen Julien zu besuchen, die als eine reiche

Wittwe und immer noch schöne Frau, in einer prächtigen Wohnung vor der Stadt lebte. Sie vermochte es nicht, eine tiefe Bewegung bei seinem Anblick und dem Ton seiner Stimme zu unterdrücken. Dieß entging ihm nicht und er faßte sogleich den Entschluß ihr den Hof zu machen, und um ihre Hand zu werben. Indeß erriet Juliens Scharfsichtigkeit genug von seiner Lebensgeschichte, um ihn in gehöriger Entfernung zu halten. Um ihm nicht Unrecht zu thun, zog sie genauere Erkundigungen über ihn ein, deren Erfolg war, daß sie seine immer dringender werdenden Anwerbungen, deren glücklichen Erfolg er schon der ganzen Stadt verkündigt hatte, zugleich mit seinen Besuchen sich ein- für allemal verbat. Durch Serena's Verwendung gelang es ihm eine Anstellung als Zollbeamter zu erhalten, allein da er seinem Hang zum Spiele, sobald er nur wieder Geld sah, durchaus nicht gebieten konnte, so ward er von den Vätern der Stadt, um größeres Unglück zu vermeiden, dieser Function wieder enthoben und ihm ein kärglicher Gehalt ausgesetzt. Serena sah dies Herzleid nicht lang mehr mit an, sie starb nach einem Jahre. Er lebte von der kleinen Summe, die sie ihm schenkte, ein Paar Monate recht lustig, dann sank er zur Dürftigkeit herab, und trieb sich als Spaßmacher junger Wüstlinge, als Lohnbedienter, ja zuletzt

ls Journal- und Zeitungsträger herum. So
ah man ihn als einen funfzigjährigen Mann,
n einem für sein Herkommen unrühmlichen Be-
uf, mager und dünn herumlaufen, für eine gute
Tablzeit oder ein Stück Geld zu den verächt-
hsten Aufträgen bereit und erbötig. Ein war-
rndes Beispiel und ein trauriger Beleg, wohin
antaſterei und Unthätigkeit führen! —

Geige und Braut.

Gottfried Rothe, der funfzehnjährige Sohn des ehrsamen Drechslermeisters, Traugott Rothe, in der Gebürgsstadt Z.... hatte den ganzen Morgen an seiner Geige gearbeitet, die ein Luftzug, der den Fensterflügel aufstieß, woran sie aufgehangen war, auf den Boden des Stübchens geworfen. Mit vieler Mühe war es dem Jüngling gelungen an der Stelle des zerbrochnen Steges, einen neuen zu verfertigen und aufzupassen, der so ziemlich dem mißhandelten Liebling die Stimme des Wohllauts, die er durch den entsetzlichen Sturz verloren, wieder zu geben versprach. „S' bleibt aber doch" — brach Gottfried in unbelauschtem Selbstgespräch aus — „ein ganz verzweifelter Einfall von der guten Mutter, erst, überhaupt in meinem Stübchen aufzuräumen und zu scheuern, da es noch ganz nett und sauber war; denn die paar Dintenflecke und das Bischen zertretene Calophonium neben dem zerrißnen

Notenpapier dort auf dem Boden, ſind doch nicht für Schmutz zu rechnen und machten weder Scheuern noch Aufräumen nöthig! Aber gut, wenn es denn nun einmal geſchehen mußte, während ich nicht da war und ohne mich zu fragen — gut — aber warum denn die Geige nicht auf's Bett oder in den Schrank gelegt, ſtatt ſie mit einem Zwirnsfaden am Fenſter aufzuhängen? Nun wirft der Wind das Fenſter auf, ſchlägt den Flügel gegen die Wand, der Faden reißt natürlich und meine liebe Braune ſtürzt auf's jämmerlichſte zu Boden! — So iſt aber das Frauenvolk, für nichts haben ſie Reſpect was nicht in ihren Kram gehört. Nun muß ich da ſitzen und leimen und raspeln und paſſen und probieren und kann von Glück ſagen, wenn ich nur wieder einen leidlichen Ton herauszimmre." — Er griff bei dieſen Worten nach dem Violinbogen um zu probieren und that ein paar Striche — o weh — das war nicht der alte Ton — auf dem G pochte es, auf dem A nöſſelte es. Gottfried ſeufzte tief und griff nach dem Stimmſetzer in der Hoffnung durch Rücken des Stimmſtockes das verlorne harmoniſche Eldorado wieder zu finden. Er ſetzte an — rückte — that dann ein paar Striche und Gänge — hm — nicht übel — vielleicht wird's, dachte er bei ſich. Da trat die Mutter, eine thätige, regſame, höchſt

lebendige Frau herein, dem offenstehenden Fenster gegenüber die Thür offen lassend, so daß Gottfrieds Musikblätter in alle vier Ecken und ihm selbst die blonden Locken hoch aus der Stirn flogen. „Sollte man's glauben" — hob die Mutter mit gellender Stimme an — „was man für Noth mit den Leuten hat, während ich unten beim Vater scheure, läßt mir die Röse das Schweinchen in den Garten, der auch offen steht und nun rennt das liebe Thierchen in Gottes freie Welt hinaus und ich kann sehen, wo ich's wieder finde." —

„Ach Mutterchen" — unterbrach sie Gottfried, dessen neuaufgezogne Saiten bei dem muntern Luftstrom eine nach der andern herabgingen — „geschwind die Thür zu!" —

„Ei mein Söhnchen" — erwiederte die Mutter — „mach doch selbst zu, wenn's Dir zu kühl ist. Ich bin so nur zu Dir heraufgekommen, weil Du hoch wohnst und man sich bei Dir besser umsehen kann. Vielleicht sehe ich doch eins von beiden, die Röse oder mein Schweinchen." — Gottfried seufzte tief, einmal der Störung wegen, denn, weil er aus der Mutter Reden und den über dem Kopfe zusammengebundnen Flügeln ihrer Haube — den ächten Scheuerfrauen-Costüm — wahrnahm, daß das jüdische Purim (das Reinigungsfest) in seinen häuslichen Frie-

den gefallen ſey, wodurch die ihm ſo liebe Tagsordnung allezeit auf vier und zwanzig Stunden unterbrochen ward. Mißmuthiger griff er nochmals nach dem Bogen und ſtrich langſam und kräftig die neuen Saiten an: da mochte die Mutter, die indeſſen auf das Fenſterbret geſtiegen war, die lieben Hausgenoſſen in blauer Ferne entdeckt haben, denn mit einer Stentorſtimme ſchrie ſie: „Du, Röſe — Röſe hierher rennt's, ſpring vor" — und zu dem vierbeinigen Flüchtling ſich in ſeiner Sprache wendend, ſetzte ſie im ſchnellſten Tempo hinzu — „Baſchgen, Baſchgen, komm Baſchgen, komm mein Engelchen — Baſch, Baſch," u. ſ. w. — Gottfrieden ſanken die Hände in den Schooß vor Jammer, indeſſen ſchöpfte er Muth, daß die Störung bald vorübergehen werde, weil die Mutter mit einem Satz auf die Dielen, davor die ganze Tonwelt in der Geige aufſchrie, ihren Obſervationspoſten verlaſſen hatte. Er nahm das Inſtrument unter's Kinn, ergriff den Bogen und kaum ſtrich er an, ſo brach auch die Mutter im höchſten Sopran mit der Schnelligkeit einer Weckuhr in ein lautes „Pile, Pile, pile — put, put, pile put" — aus, weil ihr Scharfblick die Gefahr entdeckte, die dem Garten drohte, nach deſſen offner Thür die ganze mobile Colonne von Enten und Hühnern des Hühnerhofes aufgebrochen

war. Freilich galt es da keine Zeit zu verlieren, aber Gottfrieds Geduld war aus. „Ei da ſpiele ein Andrer" — rief er in vollem Grimm aus, warf die Geige auf's Bett und ſtürmte die Treppe hinunter in's Freie. Im erſten Zorn erging es allen den unſchuldigen Blumen übel, die an ſeinem Wege ſtanden, denn mit dem Stöckchen, das er ergriffen, hieb er in die großköpfigen Camillen, die am Raine des väterlichen Gartens ſtanden, daß ihre weiß und gelben Häupter rings um ihn her flogen. Er war nicht lange ſo fortgeſtürmt, als er ſich von einer Männerſtimme rufen hörte. Er blickte um ſich, es war der Vater, der ihm nachgelaufen war und über ſein Nichthörenwollen Vorwürfe machte. „Odemlos" — ſetzte der alte Mann hinzu — „habe ich mich gerufen und gelaufen, um Dir zu ſagen, daß Dein älteſter Bruder auf einige Tage aus der Reſidenz hierher Urlaub bekommen und ſo eben eingetroffen iſt. Nun kehr' nur gleich wieder um, denn er hat ſchon nach Dir gefragt und kehr' Dir die Schuh' ab und kämme Dir die Haare aus, eh' Du zu ihm hereintrittſt, denn Du weißt, er iſt ein Herr Kammermuſikus und hält gewaltig auf Sauberkeit und Ordnung." —

Zu der Zeit, in welcher die Begebenheit ſpielt, welche wir hier ſchildern, herrſchte noch in den

bürgerlichen Familien eine ſtrenge Sitte. Der Vater war, nicht blos dem Namen nach, das Oberhaupt; nach ihm die Mutter. Lebte aber ein älterer Sohn ſchon außer dem Hauſe, durch eignes Verdienſt auf eine ehrbare und einträgliche Weiſe untergebracht, ſo daß er den Eltern nichts koſtete, ſondern wohl gar, wie jedes rechtſchaffne Kind, wenn es vermochte, ſchuldig war, bisweilen kleine Geldbeiträge an die Eltern ſchicken konnte, ſo trat ein ſolcher an Würde, Anſehn und Autorität zwiſchen Vater und Mutter in der Familienordnung ein. Verband nun ein ſolcher Sohn mit ſeiner erhöheten Stellung auch noch eine feinere Weltbildung, einen gewähltern Anzug, als man in kleinen Provinzialſtädten zu ſehen gewohnt iſt, ſo ſteigt die Verehrung bei den Seinigen auf's Höchſte, die Eltern ſprechen von einem ſolchen in den gemeſſenſten Ausdrücken, bei allen Begebenheiten des Hauſes wird ſeine Entſcheidung eingeholt und wir wollten keinem Gliede der Familie, männlich oder weiblich, gerathen haben, ſich dagegen aufzulehnen oder dieſes Recht der Erſtgeburt nicht anerkennen zu wollen; es würde bald für entartet in und außerhalb des Hauſes anerkannt worden ſeyn. Und wehe ihm dann! Zu jenen einfachen Zeiten hatte die öffentliche Meinung ein ſolches Gewicht, daß, wenn ſie ſich gegen jemand erklärte, derſelbe,

in seiner Vaterstadt, so gut als wäre er in die Reichsacht erklärt worden, mit allgemeiner Verachtung betrachtet ward, und wenig fehlte, daß er nicht auch für vogelfrei erklärt worden wäre. In Traugott, dem ältesten Sohne der Rothe'schen Familie, vereinigten sich alle Umstände, ihm den größten Einfluß daheim zu verschaffen. Er war vor zehn Jahren als ausgelernter Stadtpfeifergeselle in die Fremde gegangen, hatte sein musikalisches Talent vielfältig geübt, war bei seiner Rückkehr in's Vaterland, wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit als Hautboist' bei der Garde seines Fürsten angestellt worden, wo er mehrere Jahre hindurch nicht nur viel Ehre, sondern auch viel Geld erworben, so daß er, weit entfernt den Eltern etwas zu kosten, ihnen reichliche Beiträge hatte senden können. Hierauf war er seines Wohlverhaltens, so wie seines ausgezeichneten Talents wegen, in der landesherrlichen Capelle als Kammermusikus unter sehr vortheilhaften Bedingungen angestellt worden. Es war ein großer, wohlgewachsener Mann von schöner Gesichtsbildung, wie sie in der Rothe'schen Familie erblich schien, von ausnehmender Reinlichkeit und Sauberkeit im Anzuge und eben so viel Feinheit im Betragen. Dabei aber lag ein würdevoller Ernst in seinem Wesen, ganz dazu geeignet, eine gewisse Scheu jüngern Personen einzuflößen. Man kann

daher ermeſſen, mit welchem Selbſtgefühl die Augen der Eltern auf ihrem wohlgerathnen Erſtgebornen ruhten; man wird es begreiflich finden, daß der Vater ſich odemlos läuft, um den jüngſten Sohn dem älteſten vorzuſtellen und wird uns gern glauben, wenn wir verſichern, daß Gottfried's Zorn von der Kunde, die ihm der Vater brachte, augenblicklich verflog, daß er ängſtlich ſorgſam ſeinen Anzug muſternd überblickte, die Weſte zuknöpfte, die Halsbinde feſter anzog, und willig und folgſam an des Vaters Hand umkehrte, feſt entſchloſſen vor dem Stückchen Spiegel, das in ſeinem Stübchen an der Wand befeſtigt war, ſein Haar noch gehörig in Ordnung zu bringen. Wir dürfen aber auch nicht verſchweigen, daß außer der Ehrfurcht vor dem älteſten Bruder, noch der Wunſch, demſelben zu gefallen, Gottfried's Seele deshalb gewaltig bewegte, weil er von dem günſtigen Eindruck, den er auf Trangott machen wollte, auch ein günſtiger Urtheilsſpruch, wie er meinte, verbunden ſeyn müßte. Gottfried war nämlich ſechzehn Jahr geworden und es war die höchſte Zeit, einen Beruf zu wählen, um aus dem väterlichen Brode zu treten, auf welches zwei ältere Schweſtern, die noch ledig waren und ein dritter jüngerer Bruder, der noch in die Schule ging, Anſpruch machten. Bis jetzt hatte Gottfried das

Anſinnen, ein Drechsler wie ſein Vater zu werden, dadurch von ſich abgehalten, daß er erklärte, ſtudiren zu wollen, — wodurch denn die mütterliche Eitelkeit gewaltig geſchmeichelt ward. Er beſuchte die Stadtſchule fleißig und übte dort, weit fleißiger als Latein und Griechiſch, Muſik, die von den Schülern auch verlangt wurde, und zwar Violine, mit voller Seele. Den Eltern zu entdecken, daß er eigentlich nichts mehr und nichts weniger wünſche, als der Muſik ſich ganz und ausſchlüßlich zu widmen — dazu fehlte ihm der Muth, weil dabei auch das Bekenntniß vorkommen mußte, daß er zum Studiren ſeine Zuflucht genommen, um der Drechſelbank zu entgehen und ein paar Jahre ruhig Muſik üben zu können. Bruder Traugott, das ſagte der Vater und die Mutter nicht allein, das ſagte der Gevatter Bürgermeiſter, das ſagte der Pathe Lohgerber, ja das wiederholte die ganze Stadt und alſo mußte es wohl wahr ſeyn — Bruder Traugott ſollte einen durchdringenden Verſtand haben und nach drei Worten gleich wiſſen, was an den Leuten, und wie er mit ihnen dran ſey. Ihm wollte ſich Gottfried ſo gefällig als immer möglich machen, und dann endlich mit ſeinem Wunſche und der Bitte, ihn zu unterſtützen, vorrücken. Er eilte alſo, wie ſchon geſagt, an des Vaters Hand nach Hauſe und in ſein Bodenkämmerchen, um

ſich nach Möglichkeit zu adoniſiren. In ein paar Augenblickchen war die Sache gethan und er trat wohlgemuth in das Familienzimmer, in welchem er einen fremden Herrn in prächtiger Uniform, ein funkelndes Kreuz im Knopfloch auf dem Sopha ſah, wo nun Vater und Mutter oder höchſt diſtinguirte Fremde Platz nehmen mochten, ſchweigend ſeinen Bückling machte und ſich in die Dunkelheit der anſtoßenden Küche zurückziehn wollte. „Der kennt wahrhaftig ſeinen eignen Bruder nicht," ſpottete der Vater. „Nun, wie ſollte er auch" — fiel entſchuldigend die Mutter ein — „hat er ihn doch ſeit zehn Jahren nicht geſehn. Und jetzt macht ihn der goldbeſetzte Rock und das goldne Kreuz ganz verblüfft. Sieh nur guter Friede" — ſie zog ihn bei dieſen Worten zwiſchen ihre Knie — „der bunte Rock, das iſt die Livrée —"

„Uniform, Mutter," — verbeſſerte der Vater.

„Nun ja doch, alſo die Livrée-Uniform, die unſer gnädiger König ſeinen Muſikanten giebt."

„Kammermuſikern" — erſchallte es vom Sopha — „heißt es, und nicht Muſikanten!"

„Ja, ja Väterchen. Und das goldne Kreuz hat der Bruder bekommen, weil er auf dem Schlachtfelde, wo er nur zu pfeifen brauchte, ſeine Pfeife wegwarf, die Flinte eines neben ihm todtgeſchoßnen Soldaten ergriff, und um ſich her-

um schoß und stach, und eine Menge Kameraden um sich zu versammeln, die eben Reißaus nehmen wollten. Aber Traugott stieß den ersten gleich nieder, der davon schappiren wollte, und rannte mit allen übrigen so an, daß die Feinde ihre Kanonen im Stiche ließen und Traugott auch noch einen feindlichen Herrn Obristen mit wegfangen konnte."

„Das heißt" — lächelte der schöne Mann auf dem Sopha — „ich nahm mit meinen Kameraden die Batterie weg und machte den Commandeur gefangen."

„Ja und kriegte noch eine Kugel durch die Brust, die so ein feindlicher Hund, der am Boden lag, auf ihn losschoß." —

„Mutter" — verbesserte der Mann in Uniform — „der Soldat am Boden hatte Recht, nur war es unvorsichtig von mir, ihn nicht entwaffnen zu lassen. Aber genug davon und Du, Bruder Gottfried, komm' in meine Arme. Du warst sechs Jahr alt, als ich Dich zuletzt sah, und bist ein großer, gesunder Mensch worden, wie Dein Aeußeres zeigt. Hoffentlich auch ein recht Tüchtiger. Nun ich bleibe ein paar Tage hier, und da wollen wir das bald herauslocken. Es freut mich auch, daß Du sauber in Deinem Anzuge bist, denn die Menschen schließen mehr oder weniger, Alle von den Federn auf den Vogel, und so

falſch das iſt, ſo gewöhnen ſie es ſich doch nicht ab und man thut deshalb beſſer, ſie gleich durch äußere Reinlichkeit, die übrigens zur Geſundheit unentbehrlich iſt, ſich zu gewinnen, damit man dann ſie nicht gegen ſich hat, wenn man ſie braucht. Du ſollſt auch recht artig Violine ſpielen; hol' doch einmal Deine Geige und geige mir etwas vor. Wie lang ſpielſt Du denn ſchon?"

„Fünf Jahr ſpiel' ich, Herr Bruder" — antwortete Gottfried verlegen dem Bruder, der ſich ſchon ganz ſeines Herzens bemächtigt hatte, und jetzt fortfuhr „nenn' mich doch Traugott, und, Bruder. Alſo fünf Jahr? Und bei wem haſt Du denn gelernt?"

„Zuerſt bei'm Herrn Schulmeiſter; ſeit zwei Jahren aber, wo ich auf die Stadtſchule gehe, bei'm Herrn Cantor."

„Nun ſo geh' und hol' Dein Inſtrument und Deine Muſik!" — Gottfried ging. „Liebe Eltern" — nahm Traugott das Wort — „ich begreife recht gut, daß Ihr wünſchet, der Jüngling möge ſich für irgend eine Berufsweiſe entſcheiden, indem ihr bemerkt haben wollt, daß es ihm mit dem Studiren nicht rechter Ernſt iſt. Laßt mich nun hören, da er der Muſik ſo viel Zeit opfert, was es mit ſeinem muſikaliſchen Talent auf ſich habe. Iſt es nicht bedeutend, ſo gebe ich Euch mein Wort, daß ich ſuchen will,

ihm die Muſik als Hauptbeſchäftigung auszure-den und ihm den Beruf anzuempfehlen, zu dem er mir am Meiſten Geſchick zu haben ſcheint. Aber freilich, und Ihr wißt das ſelbſt, ohne Liebe zur Sache, wird er weder ein tüchtiger Gelehrter, noch ein guter Drechsler, noch über-haupt etwas Rechtes. Dieſe Vorliebe aber für irgend eine Lebensweiſe kann ich ihm nicht ein-blaſen, die muß Gott ihm in die Bruſt gelegt haben, und dort müſſen wir ſie herauszufinden ſuchen. Hab' ich Recht?"

„Ja wohl, ja wohl lieber Sohn!" betheuer-ten beide Eltern mit ehrerbietigen Geberden. In-deß war Gottfried wieder gekommen. Aber mit Thränen in den Augen; Schmerz und Grimm ſchloſſen ihm die Lippen, ſchweigend hielt er dem Bruder Geige und Bogen hin und brach endlich mühſam in die Worte aus: „Das verwünſchte Scheuern — die Saiten geſprungen — der Bo-gen — —" Er konnte der Thränen nicht Herr werden. „Ei, ei" — unterbrach ihn Traugott — „ſo heftig? Nun, was iſt's denn? Die Quinte und das D ſind geſprungen, da kann man frei-lich nicht geigen." Er ſtrich mit dem Bogen über die Saiten — „was Tauſend iſt denn das, der Bogen greift ja ſo wenig, als ob er mit Fett geſtrichen wäre?"

„Ja eben" — weinte Gottfried laut — „und

früh — die arme — liebe Geige — auf den Boden — Steg und Stimme entzwei.“ —

„Nun, nun“ — tröſtete die Mutter — „es wird ja nicht ſo arg ſeyn. Ich hatte im ganzen Hauſe wegen Traugotts Ankunft geſcheuert und in Gottfrieds Stübchen die Geige mit einem Faden an's Fenſter gehangen. Als ich zu ihm hereintrat, flog das Fenſter auf und die Geige an den Boden, das iſt wahr. Nachher beim Aufräumen fand ich den Fiedelbogen da ſo ſchmutzig und weil ich eben Seife und Waſſer bei der Hand hatte, ſo ſeifte ich ihn tüchtig ein und wuſch ihn mit heißem Waſſer aus. Das iſt's Alles.“

Der Contraſt war heftig genug beim Schluß der mütterlichen, naiven Erzählung. Traugott lachte ſich Thränen in die Augen, Gottfrieden perlten ſie immer heißer vor Wehmuth und Zorn die Wangen herab.

„Haſt Du denn Deine Geige ſo lieb?“ frug Traugott Gottfrieden, der, ſtatt der Antwort, die entſaitete Braune ſtumm an ſein zerrißnes Herz drückte.

„Wahrhaftig, Bruder, das freut mich. Da geh' einmal in den Alkoven, wo ich ſchlafe, da ſteht mein Violinkaſten auf dem Stuhle. Bring ihn her, ich habe eine Geige mit, die ſo ziemlich Dein Format ſeyn wird. Da ſollſt Du mir drauf vorſpielen. — Nein, Mutterchen“ —

winkte er der Geschäftigen, die den Kasten holen wollte — „lassen Sie das nur den Bruder machen. Meine Instrumente vertraue ich nur wieder einem Musiker an, und das Schicksal von Gottfrieds Geige läßt mich fürchten —"

„Still" — bedeutete ihn die Mutter — „mach' mich nicht zum Kinderspott." — Er antwortete, indem er ihr einen Kuß zuwarf.

Da stand der schwere, von glänzendem Mahagoni prächtig gearbeitete Kasten, mit vergoldeten Handhaben verziert, auf dem Tisch. Traugott öffnete ihn. Er war mit feinem, rothem Tuch gefüttert, eine breite, grün seidne, durchnähte Decke, die der Besitzer wegnahm, enthüllte zwei Violinen, eine braune und eine etwas größere braungelbe. Daneben staken zwei Bögen, prächtig mit Gold und Perlmutter an Frosch, Spitze und Schraube verziert. Gottfrieds Thränen standen, sobald der Kasten sich öffnete. Jetzt athmete er kaum. Traugott nahm die Braune heraus, knöpfte den einen der funkelnden Bögen los und reichte sie Gottfrieden, „da, versuch einmal." — Himmel, welch Gefühl, sobald der Jüngling seine wohlgeübten Finger auf das trefflich weich und doch nicht zu glatt gearbeitete Ebenholzgriffbret brachte. Keine Ecke, keine Schärfe war zu fühlen, alles glatt, wie Mädchenwangen, würde Gottfried gesagt haben, wenn er noch je anders Mädchen, als an:

ſeine Schweſtern, gedacht hätte. Und der Bezug, wie voll, wie rein, wie gleichförmig rund, wie prall! Kein Knoten, keine haarigen, keine abgeſchliffnen, keine höckerigen Stellen, wie auf ſeinen voigtländiſchen Saiten. Und der Bogen, ſchwer, aber feſt und ſicher zwiſchen den Fingern ruhend, Zartheit in der Spitze, Fülle in der Mitte, Kraft am Froſche durch's bloße Gefühl verheißend. Und nun die Geige ſelbſt, hoch gewölbt in der Bruſt und kräftig aufſtrebend, dann allmählig ſich nach oben und unten hin verlaufend, die Zargen breit, die F-Löcher wohlgefällig geſtellt und mit graziöſem Schwunge ausgeſchnitten! Gottfried ſetzte tief athmend das Inſtrument an, nahm den Bogen, ſtrich — ach welch eine Reinheit, welche Fülle ſchon in den leeren Saiten. Er hatte ein Andante mit Variationen, vom Violiniſten Benda geſchrieben, mitgebracht, G-dur, Dreiviertheiltact, anfangs viel Geſang, in den Variationen Bravour. Alles auf langen, kräftigen Bogen und viel Tonfülle berechnet. Er begann ruhig und furchtlos. Aber ſchon nach den erſten acht bis zehn Tacten bemältigte ihn der Zauber des Wohllauts, den die treffliche Guarnerigeige unter ſeiner kunſtgerechten Behandlung ausſtrömte. Seine Seele ſchwamm in Entzücken, Thränen verdunkelten ſeine Augen. Zum Glück konnte er den Satz auswendig. Liebe,

allmächtige Liebe, du zogst auf Toneswellen in das reine Jünglingsherz, ihm ſelbſt unbewußt, ein. Er ſpielte wie ein Liebender, der vor ſeinem Mädchen ſpielt und für jede ſüße Tonphraſe, die ihr den Buſen zärtlich ſchwellen macht, eines Kuſſes von den purpurblühenden, jugenddufligen Lippen gewohnt iſt. Traugott athmete nicht, er traute ſeinen Ohren nicht. Solche Virtù, ſolch eine eminente Künſtleranlage in ſeinem ſchlichten Bruder? Das Herz bebte ihm vor Wonne!! Gottfried hatte Vaterſtadt, Vaterland, Eltern und Geſchwiſter, ja ſich ſelbſt verloren, Benda's Genius lieh ihm die Schwinge und auf ihm flog er in den Himmeln der Harmonie umher. Kein Ton verſagte, kein Einſatz verunglückte, keine Paſſage blieb ſtecken, alles, Schweres und Leichtes, kam rein, glänzend und wohlgefällig heraus. Er hatte geendigt; nun trocknete er ſich die Augen, drückte einen innigen Kuß auf die ſchöne Geige, einen zweiten auf des Bruders Hand, legte dann das Inſtrument ſorgſam hin und trat wieder beſcheiden und anſpruchslos an die Thür zurück. „Gottfried" — rief der ältere Bruder, in dem Beſonnenheit und Enthuſiasmus für den erkannten und entſchleierten Künſtler ſtritten — „theurer Bruder, Du haſt trefflich, ich möchte ſagen, meiſterhaft geſpielt. Dein Lehrer muß ein kapitaler Muſiker ſeyn. Zum Zeichen, daß

Du mir eine wahrhafte Freude mit Deinem Spiel gemacht, ſchenk' ich Dir die Geige, worauf Du geſpielt haſt, ſammt dem Bogen und will Dir in der Reſidenz ein eben ſo ſauberes Futteral dazu machen laſſen. Nun leg' Deine Schachtel, mit der Du Dich noch heut ſo geplagt haſt, auf immer bei Seite!" — Man denke ſich Gottfrieden bei dieſen Worten. Er ſteht wie betäubt, traut weder ſeinen Ohren noch ſeinen Augen, obgleich ihm Traugott die Geige immer hinhält. Er lacht mit weinerlichem Geſichte und nun das ſeligſte Lächeln ſich aller ſeiner Züge bemeiſtert, treten ihm die dicken Tropfen in die Augen, die Stimme verſagt ihm, endlich ſpringt er wie närriſch grad in die Höhe, dann wirft er ſich Traugotten zu Füßen, ſpricht, lacht, weint, dankt und faſelt, bis endlich des ältern Bruders Ernſt durchbricht und ihn mit dem trocknen „Gottfried, genug nun der Narrethei! Nimm Deine Geige und geberde Dich nicht wie ein alberner Knabe!" zu ſich bringt. — Das gab ihm die Beſinnung wieder. Er nahm ſein Inſtrument, dankte vernünftig und herzlich, dann ſchlich er nach ſeinem Stübchen. „Nun" — lächelte die Mutter — „nun Friede, hatte ich Recht, daß ich Deine Geige ſcheuerte und den Bogen einſeifte?"

„Nein, Mutterchen, aber es hat ſich Alles herrlich gefügt!"

„Eigenſinn Du“ — ſchalt die Mutter, dem Liebling die vor Freude geröthete Wange ſtreichelnd.

„Nun?“ fragte der Vater neugierig vor Traugott hintretend, „nun?“ — die Mutter, ſobald Gottfried das Zimmer verlaſſen hatte. „Liebe Eltern“ — nahm der verſtändige Sohn das Wort — „Gottfrieds muſikaliſches Talent iſt ſo ausnehmend glänzend, daß ich ihm darauf allein, bei kunſtgerechter Ausbildung nach ein paar Jahren, eine vortheilhafte, lebenslängliche Anſtellung verſprechen könnte. Solche Violinſpieler mit ſechzehn Jahren kommen nur alle funfzig Jahre einmal vor. Allein Ihr kennt meine Lebensanſichten, ſoll der Menſch des Glücks, das ihn einmal erwartet, recht genießen können, ſo muß er ſich mit dem täglichen Leben und deſſen Bedürfniſſen erſtlich in's Klare geſetzt — das heißt, er muß haben gehorchen und entbehren lernen. Iſt er durch dieſe Schule gegangen, ſo iſt er bewährt, kein verzognes Kind mehr, das zu ſchreien anfängt, ſobald ihm das Schickſal nicht immer Roſinen verhält. Mein Plan, Eure Genehmigung vorausgeſetzt, wäre, wenn ich zuvor mich auf der Stadtſchule nach Gottfrieds Fortſchritten und Betragen erkundigt, ihn mit mir nach der Reſidenz zu nehmen. In dem halben Jahre, das er bei mir zubrächte, müßte er irgend ein beliebiges

Blaseinstrument lernen, damit er dann in das Hautboistencorps der Garde, wo ich zehn Jahre gestanden, eintreten könnte. Hier erwartet ihn militairische Strenge, die ihn Ordnung, Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Subordination lehrt, lauter zuverlässige Grundlagen seines künftigen Glückes. Allein diese Zeit, in der er sich auf seiner Geige mit unablässigem Eifer üben muß, ist durchaus nicht ohne Reiz und unschuldige Genüsse. Ein guter Musiker zeichnet sich in diesem, an sich ausgezeichnetem Musikcorps augenblicklich hervor. Meine Verbindungen werden ihm die ersten Häuser der Residenz öffnen, wo es alle Tage Gelegenheit giebt, entweder selbst sich hören zu lassen, oder fremde, berühmte durchreisende Virtuosen zu hören. Endlich werden ihm sowohl Tanzmusik als Quartetten und Lectionen gut bezahlt, und welcher Erwerb schmeckt süßer, als der, den man seiner eignen Geschicklichkeit schuldig ist? Hat er erst einige Jahre in der Garde gestanden, so soll er mich, vielleicht auch schon früher, auf einer Kunstreise begleiten und bei der Rückkehr — ich darf das von der Gnade des Fürsten, so wie von der Einsicht des Chefs mit Zuversicht erwarten — kann ihm dann eine gute Anstellung in der Kapelle um so weniger fehlen, als ich Sorge tragen werde, auch im Auslande, wo ich viel gute Freunde habe, für ihn Verbindungen

anzuknüpfen, um ihm ſeine Exiſtenz auf jede Weiſe zu ſichern. Vorher aber iſt das immer ſehr gut, daß morgen unſre ſämmtlichen Gevattern und Verwandten mir bei einem Mittagsmahle zu erſcheinen verſprochen haben. Ich werde das Geſpräch ſo lenken, daß jeder von ſeinem Geſchäft und ſeiner Handthierung ſprechen ſoll, dann werde ich aus Gottfrieds Aeußerungen dabei manchen hellen Blick in ſein Inneres thun können. Ihr, Vater, ich weiß das wohl, ſähet gern, wenigſtens Einen Euer Söhne hinter der Drehbank. Ich habe Euch die Freude nicht gemacht und ich geſtehe, ich zweifle ſehr, daß Gottfried ſich dazu entſchließen werde. Wir ſchlagen alle nach des Großvaters Weiſe, der bekanntlich Stadtmuſikus hier am Orte war und von drei Söhnen keinen einzigen für die Muſik gewinnen konnte. Vielleicht hatte das Schickſal mit mir und Gottfried im Sinne, die Sache wieder gleich zu machen."

„Mir recht" — meinte der Vater — „wenn er nur ein braver, tüchtiger Mann in ſeinem Fache wird. Ich bin der Muſik gar nicht abhold." — Die Mutter ſtimmte auch ein und ſo war Gottfrieds Lebensplan auf die ſicherſte, vernünftigſte Weiſe ohne ſein Vorwiſſen entworfen, ja gegründet, und ſchien ihm nur Glück und Wohlfahrt zu ſprechen.

Die nächſten Stunden wandte Traugott zu

Beſuchen bei den Honoratioren in ſeinem Geburtsort an, während Gottfried auf der neuen Geige in ſeinem Kämmerlein fantaſirte und die Mutter mit den Schweſtern mörderiſche Anſtalten im Hühnerhofe im Bezug auf das morgende Feſt machte. Die Nachrichten, welche Trangott eingezogen und am Abend den Eltern vorlegte, waren nur geeignet, ihn in ſeinen Plänen mit Gottfrieden zu beſtärken. Die Lehrer an der Stadtſchule lobten ſeine Pünktlichkeit, Beſcheidenheit, ſo wie ſeine moraliſch untadelhafte Aufführung, ja ſie ließen ſelbſt ſeinem Fleiß Gerechtigkeit widerfahren, nur könne ihn dieſer — meinten ſie — nicht ſehr vorwärts bringen, weil ihm augenſcheinlich die Luſt zum Studiren fehlte und ſeine Fähigkeiten für dieſen Beruf nicht glänzend ſeyen. Zur Muſik dagegen, verſicherte der Cantor, ſey er durchaus geboren und habe ſich in den muſikaliſchen Stunden nie läſſig gezeigt oder ſich antreiben laſſen, vielmehr alle anderen Mitſchüler in Fleiß und Faſſungskraft weit übertroffen. Darüber waren alle Lehrer einſtimmig, daß Gottfried die wunderlichſte Miſchung von Sanftmuth und Heftigkeit, von Thätigkeit und Hang zu Hinbrüten der Gedankenloſigkeit ſey und bei ſeiner glühenden Einbildungskraft und der entſchiedenen Neigung ſich von ihr beſtimmen zu laſſen, wenig oder gar nicht zum trocknen Ge-

ſchäftsmann oder zum emſigen Gelehrten, deſto entſchiedener aber zum Künſtler geboren ſey. Des ältern Bruders Entſchluß reifte immer mehr, als er gegen Abend zu Gottfried in ſein Kämmerchen hinaufſtieg und dieſen in hellem Enthuſiasmus über das ihm mitgetheilte Violin-Solo fand. Er regte den Jüngling an, ſeinen Empfindungen Worte zu geben und fand in ihnen den unverkennbaren Ausdruck eines glühenden, reinen, ſehnſuchtsvollen, aber noch ganz unerfahrnen Künſtlergemüth's. Dem erfahrnen Manne beengte einen Augenblick Wehmuth und innige Liebe zu dem jüngern Bruder das Herz, wenn er ſich eingeſtehen mußte, daß einem ſolchen Gemüth mancher herbe Kampf mit der Wirklichkeit bevorſtände. Er gelobte ſich heilig, ſie ihm durch Rath und That nicht zu erſparen — das wäre ſo unmöglich als zweckwidrig geweſen — aber ihre Nachwirkung unſchädlich zu machen. Und deshalb, gerade deshalb ſollte er das Leben gleich von der rauhen Seite kennen lernen — ſollte er als Hautboiſt in die Garde treten und den eiſernen Zwang, das blinde, maſchinenmäßige Gehorchenmüſſen des Militairdienſtes, wenigſtens ein paar Jahr hindurch mitmachen.

Am andern Morgen hatte zum Glück weder der Vater noch die Brüder von der Mutter etwas zu verlangen, die von früh an ſchon mit

leuchtendem, von der Hitze der Koch- und Brat-pfanne hochroth angeglühetem Geſicht, mit blut-beſpritzter Schürze und, bald von Fett glänzen-den, bald von Mehl weiß überſtiebten Händen, ordnend, überlegend, ſelbſtſchaffend, immer aber viel dabei ſprechend, in der rußigen Küche herrſchte, unterſtützt von beiden Töchtern, die, gleichſam zwi-ſchen zwei Feuern ſtehend, bald von den nicht immer ſchmeichelnden Aufmunterungsworten der Mutter, bald von den ſpottenden oder ärgerlichen Stichelreden des Vaters und der Brüder zu lei-den hatten. Nach und nach verſammelten ſich gegen zwölf Uhr, weil man in der Provinzſtadt, den Tag mit Sonnenaufgang beginnend, um die Halbſcheid des Tages Mittag machte, die gelad-nen Gäſte. Nicht grade Tiefenbacher Handſchuh-macher, wie in Wallenſteins Lager, aber ſonſt faſt aus allen Handwerken und Berufsweiſen erſchienen die ehrſamen und zahlreichen Gevat-tern der Rothen'ſchen Familie. Es traf ſich hier ein Büchſenſchmid, ein Böttiger, ein Bergmann, ein Färber und noch einige andre, unter welchen allen aber Meiſter Siſam, der Zinngießer, vor allen andern Erwähnung verdient. Es war ein Mann von einigen ſechzig Jahren, mittler Größe, einem kleinen Geſicht mit feinen liſtigen Zügen, in welchen doch auch Gutmüthigkeit nicht zu ver-kennen war. Die rothe Naſe, nebſt einer ſehr

weißen ziegenhärnen Perrücke, unter welcher im Nacken das eigne Silberhaar hervorſtrebte, unterſchied ihn merklich genug. Allein auch ſein Anzug hatte das Gepräge des vom Gewöhnlichen Abweichenden. Charakteriſirten den Bergmann ſein ſchwarzer Grubenkittel mit blanken Meſſingknöpfen, ſo wie der blaue, bis auf die Abſätze reichende Oberrock den Büchſenſchmid, die ſchwarzen Hände den Färber, ſo trug Meiſter Siſam ein zimmtbraunes Kleid mit zinnernen durchbrochnen Knöpfen, eine ſehr lange geſtreifte Kamelottweſte, goldne Kniegürtel und damit herangeſchnallte kalblederne Stiefeln. Das Ganze beſchloß ein ſehr kleiner dreiſpitziger Hut mit deſto größerer ſchwarzer Bandſchleife. Man ſah ihm den Handwerker an, dem ſein Beruf geſtattet, während der Arbeit ſich allerhand Gedanken zu überlaſſen. Er war auch der Sprecher des Orts, ſowohl für ſeine als für andere Innungen, mit deren Rechten, Geſetzen und Freiheiten er auf's Genaueſte bekannt war. Man hatte Platz genommen, die Gottesgabe, die Frau Gertrud kräftig zu bereiten verſtand, dankbar genoſſen und bald Ernſtes, bald Heiteres beſprechend, die jetzige Zeit mit der vergangnen, zum großen Vortheil der letztern verglichen, als der älteſte Sohn vom Tiſch aufſtand, aus dem Zimmer ging und mit ein paar wohlgefüllten Flaſchenkörben bald wie-

der zurück kam. „Lieben Herren und Freunde dieſes Hauſes“ — nahm er das Wort — „weil wir hier ſo fröhlich verſammelt ſind, ſo habe ich es für dienlich geachtet, Euch ein Geſchenk mitgenießen zu laſſen, das ich der Gnade unſers erhabnen Fürſten danke. Es ſind nämlich ein Dutzend Flaſchen edler Rheinwein, die mir Se. Durchlaucht, nachdem ich zu Dero höchſten Zufriedenheit bei öffentlicher Tafel am Neujahrstage Concert geſpielt hatte, aus der Kellerei verabreichen ließen. Zugleich aber verbinde ich damit eine Bitte. Unter der Tiſchgeſellſchaft befindet ſich auch mein jüngſter Bruder, Gottfried, ein Jüngling von ſechzehn Jahren, der nunmehro nach ſeiner guten Eltern vernünftigem Beſchluſſe eine Berufsweiſe wählen ſoll. Es würde ihm daher ſehr zweckdienlich ſeyn, wenn die verehrten Gäſte jeder eine kurze Beſchreibung der Vortheile und Mühen, der Reize und Beſchwerden ſeiner Profeſſion, mit wenigen, aufrichtigen Worten ſchildern wollte. Vorher aber wollen wir unſer's gnädigſten Fürſten und ſeines hohen Hauſes, ſodann aber die Geſundheit meiner rechtſchaffnen Eltern, des wohlverdienten Bürgers und Drechslermeiſter's, Trangott Elias Rothe und ſeiner Frau, Sophia Regina Rothe, gebornen Singewald, mit fröhlichem Lebehoch trinken!“ — „Recht ſo“ — jubelten die Gäſte — „ein bra-

ver Sohn ehrt ſeine Eltern!“ — Die Gläſer wurden mit dem goldenen, perlenden Weine gefüllt und klangen mehrmals auf's Luſtigſte zuſammen. „Nun Meiſter Braun“ — redete Traugott den neben ihm ſitzenden Färber an — „Ihr ſeyd der älteſte, macht Ihr den Anfang!“ — Der ſilberhaarige Greis lächelte, legte beide Hände mit den Fingerſpitzen auf den Rand des Tiſches, ſah einige Augenblicke ſtill vor ſich nieder und ſagte dann mit ſtillfreundlichem Blick: „nein — lieber nicht. — Lieber Traugott, obgleich Du Sr. fürſtl. Durchl. wirklicher Hof- und Kammermuſikus biſt, ſo nenne ich Dich Du und bitte Dich, mir das Reden zu erlaſſen. Zwar habe ich Dich wohl verſtanden, allein mir geht es nicht ſo vom Munde. Ich ſchlage daher vor, daß mein Mitmeiſter und Mitgevatter, Meiſter Siſam, der Zinngießer, für mich ſpreche. Der iſt viel in der Welt herumgekommen, hat viele geiſtliche und weltliche, alte und neue Bücher geleſen, lieſt auch noch immer fort und weiß ſich gar gut in die heutige Zeit und die jungen Leute zu ſchicken. Faſt glaube ich, da er die Art und Weiſe aller Handwerke mit ſammt ihren Innungsgebräuchen kennt, es wäre nicht übel gethan, wenn er für uns alle das Wort nähme. Wir genoſſen indeß mit Bedacht den koſtbaren Goldwein und nickten beifällig oder ſchöben ein Wort dazwiſchen.

Er wird's gerne thun, meine ich!" — „Wohlgesprochen!" riefen die Meister — „wohlgesprochen, Meister Braun! Meister Sisam soll unser Wortführer seyn!" — Sisam, der eben die Vortrefflichkeit des Weines anerkennend, mit seiner Zunge, nachschmeckend über die Lippen gestrichen hatte, lächelte freundlich; noch freundlicher, als Traugott den leeren Stampfer vor ihm auf's Neue füllte — erhob sich dankend, und nachdem er sich geräuspert, begann er folgendermaßen: „Liebe verehrte Freunde, auch Mitgevattern und Mitmeister! Es ist ein altes und bekanntes Wort, was man von den politischen Kannengießern sagt, und womit man wohl eigentlich das unberufne Schwatzen über Angelegenheiten meint, die nicht unsers Amtes sind. Der Ausdruck „Kannengießern" zeigt auch offenbar, daß unter solchen vorlauten und unberufnen Schwätzern, die ehrlichen Zinngießer gemeint sind. Denn wer, im ganzen heil. römischen Reiche, gießt Kannen und hat je welche gegossen, als wir? So still und ehrbar nun auch unser Altmeister Braun dort sitzt, so stehe ich doch gar nicht dafür, daß der alte Fuchs mir nicht eins in aller Stille hat an's Bein binden wollen. Allein wir sind alte gute Freunde, die es nicht so genau mit einander nehmen. Seht nur, wie er lächelt! Ja, warte nur, Alter! — Die Wahrheit zu gestehn, ich

ſpreche gern und ich hab' ja wohl auch Urſache. Ich bin mit Ehren grau geworden, bin zur See gefahren, habe einen Feldzug halb in der Nähe, halb von Ferne mitgemacht, bin in der erlauchten Republik Venedig und in Frankreich geweſen, habe das ganze deutſche Reich durchſtrichen und als ein luſtiger Kopf überall gehört, geſehn, geleſen, auch auf Land, Leute und Sitten Acht gegeben. Die Fremde, das iſt der rechte Boden für Erfahrungen, und eine ächte Weisheit iſt die Anordnung der Wanderjahre in unſern Innungsgeſetzen. Da ich überall zuhörte, zuſah, nachdachte, nachfragte, ſo erfuhr ich Vieles, behielt das Meiſte und ſo mag es wohl wahr ſeyn, daß ich ſo ziemlich verſtehe, was in den allermeiſten Handwerken und Profeſſionen, Herkommens oder Brauch und Sitte iſt. Nicht minder getraue ich mir die Beſchwerden und Vorzüge der meiſten Handthierungen ziemlich genau nachzuweiſen. Der beſcheidne junge Menſch dort am untern Tiſchende, dürfte demnach wohl ſo ziemlich die Wahrheit der Sache erfahren. Allein da die Abſicht iſt, er ſolle aus meinen Schilderungen der menſchlichen Berufsweiſen ſich eine abnehmen, die ihm zuſage und daran er ſein ganzes Leben und ſeine beſten Kräfte ſetzen wolle; da gewinnt die Sache freilich ein ganz anderes Anſehn und die Rede, die mir ſonſt wohl bei der Hand iſt, ſtockt mir

im Halſe. Iſt es denn nicht mit der Wahl einer Berufsweiſe, Ihr lieben Herren, faſt grade ſo, wie bei der Wahl einer Hausfrau, mit der man ſein ganzes Leben in Freud und Leid aushalten und verkommen ſoll? Wenn nun da irgend ein erfahrner Altgeſell dem heirathsluſtigen Burſchen alle Eigenthümlichkeiten, alle Vorzüge und Launen des weiblichen Geſchlechtes vorher beſchreiben und abconterfeien wollte, würde das viel helfen? Würde der Freiersmann nicht, zwar eins und das andre ſich hinter's Ohr ſchreiben, aber dann doch hinaus in Gottes freie Welt mitten unter die Mädchens hinein treten, bald der, bald jener in's helle Auge ſehen und dann plötzlich zu einer ſagen: „Du biſt's, mit Dir will ich es wohl wagen.“ Freilich, dürfte bei der glücklichen Wahl, doch ſpäterhin bisweilen in einem trüben Stündlein dem wackern Manne dies und das einfallen, was ihm ſein altkluger Berather vorhergeſagt, und er ſich dann mißmuthig hinter den Ohren kratzen. Allein da hilft's nicht, er muß hindurch. Ja, er muß wohl auch aushalten, denn ſich von ſeinem Weibe oder ſeinem Berufe ſcheiden und wieder wählen, thut niemals gut. Alſo, ſo wie der Mann ſein Mädchen, ſo muß der Jüngling ſeinen künftigen Beruf unter tauſenden, auf den erſten Blick, aus innerer Hellſichtigkeit, für den ſeinigen, ihm an-

gebornen erkennen, ihn an sich reißen, festhalten, mit ihm in Eins verwachsen, seine Süßigkeiten genießen, seine Mühen ertragen und sich nur im Tode von ihm scheiden. Vermag er dies nicht, wählt er aus kalter Ueberlegung, so ist's schon gefehlt, es wird in beiden Fällen eine Convenienzheirath, deren unter zehen neun mißlingen. Demnach bleibt mir nichts übrig als, wie jener Altgesell, dem jungen Freunde zu sagen, das habe ich gesehn, erlebt, erfahren. Sieh zu, was davon für Dich taugt. Und so hebe ich dann meinen Spruch an, trinke aber vorerst einmal und Ihr Alle mögt mir Bescheid thun!" — Es geschah und der kluge Mann fuhr fort. „So lang ich in der Fremde herumgezogen bin, haben mich immer und überall die Menschen am meisten angezogen, die in ihrem ganzen Wesen so recht das Gepräge von heiterer Tüchtigkeit trugen. Waren das nun Prediger und Gelehrte, oder Soldaten und Handwerker, immer ging ihrem heitern, kräftigen Wesen auch der Ruf einer lebendern Tüchtigkeit in ihrem Berufe vorher. Wo es sich nun für mich schickte, so wie bei den ehrsamen Handwerkern, da erkundigte ich mich genauer, machte persönliche Bekanntschaft, besuchte die Werkstätte, sah den Meister arbeiten, plauderte mit ihm während der Arbeit und fand immer, daß ihre Geschicklichkeit und Tüchtigkeit

aus der innigen Liebe zu dem einmal gewählten Berufe hervorging. Das wird auch ganz natürlich scheinen. Ich meine es aber so. Diese Menschen arbeiteten nicht allein um Geld zu verdienen, sondern aus angebornem Triebe zu arbeiten und mit dem ehrgeizigen Wunsche, daß keine andre als vortreffliche Arbeit aus ihrer Hand hervorginge. Dazu waren sie ordentlich verliebt, theils in ihre Werkzeuge, theils in den Stoff, den sie bearbeiteten, so daß sie beide nicht gut genug bekommen konnten und lag nun Beides ihnen so, wie sie es wünschten, zur Hand, so konnten sie in stillem Entzücken davor sitzen und ordentlich damit liebängeln, eh' sie noch die Arbeit begonnen. Er streifte damit manchmal in's Närrische und um Euch, wie sie's damit trieben, deutlich zu machen, will ich Euch ein Beispiel erzählen von einem der trefflichsten Arbeiter in seinem Fache, den ich je gekannt habe. Es war dies Meister Fech der Drechsler, in der uralten berühmten Reichsstadt Nürnberg. Zu dem kam ich einmal des Vormittags und fand ihn in seiner Werkstätte auf dem Schemel sitzen, sein grünes Mützchen auf dem Ohr, die Füße über einander, die Arme untergeschlagen. Ich trat ein — er sah sich nicht um; in der Nebenstube schnurrten die Räder von vier Gesellen, die emsig arbeiteten. — Er, der fleißige, immer thätige

Mann ſaß da, die Blicke auf einen Fleck gerichtet, und — feierte. Das ſchien mir unerklärlich. „Guten Morgen, Meiſter Fech" rief ich herzhaft. Er fuhr empor — „ah, guten Morgen, Freund Siſam. Nur näher!" — Es war wieder der freundliche, geſprächige Mann, wie ich ihn immer gekannt hatte. Das gab mir den Muth, ihn zu fragen, was ihn ſo in Gedanken verſenkt habe. Er lächelte und deutete auf ein dickes, knorriges Stück Holz, von unſchönem Anſehn, das unfern von ihm an der Drehbank lehnte. „Seht nur" — hob er an — „da hat mir ein Bauer heut früh das Stück Holz da gebracht. Es iſt Kreuzdorn; gewöhnlich nur ein ſchwacher Strauch, das hier aber muß ein recht ſtattlicher Baum und namentlich das Stammende dort, gewiß ein funfzig Jahr alt geweſen ſeyn. Ich kaufte es gleich, der Seltenheit wegen, obgleich ich nicht weiß, was ich daraus machen werde und es vielleicht mein Lebelang unbenutzt hier in der Werkſtätte ſtehn bleibt. Aber nun dachte ich mir, wie das ſchwache Reis erſt im Schutze von anderm Geſträuch und Geſtripp in einer dichten Dornhecke aufgewachſen ſeyn mag, angelacht von der lieben Sonne, getränkt und genährt vom milden Frühjahrsregen, geſchützt vor rauhem Wind und Froſt von den weit höhern Nachbarſträuchern. Nach ein paar Jahren iſt es zur Blüte gekom-

Wie viel ſchönbunte Schmetterlinge mögen da am warmen Sommermorgen um die zarte Blüte herumgegaukelt ſeyn, wie manche fleißige Biene prüfend in den Kelch ſich gedrängt, wie viel glänzende Käfer ſummend und brummend um das ſchlanke Bäumchen geſchwärmt haben! Endlich, die Jahre vergehn, iſt das Bäumchen zum Baum geworden und hat nun auch ſein Haupt über die niedre Dornhecke, die es bisher beſchirmt, empor gehoben und iſt damit gleichſam in den Rath der höhern Bäume getreten. Zugleich aber ſind auch alle Sorgen des Lebens darüber gekommen; ſtatt beſchützt zu werden, mußte ſein Haupt nun jüngre Ankömmlinge ſchützen, und frei, unbewahrt von Hitz' und Kälte, vor Näſſe und Trockenheit, in die Lüfte hinaus ragen. Denkt, wie viel in funfzig langen Jahren der Baum erfahren haben mag! Wie mancher blütenreiche Frühling, wie mancher heiße Sommer, wie mancher lange Winter mit den Wolken des Himmels, bald unter flammendem Blitz und Donner, bald unter tanzendem Flockengewimmel über ihn hingezogen ſeyn mag. Unter ſeinem Schatten hat vielleicht manch Liebespärchen ſich zuſammengefunden und in der Vollmondsnacht unter Küſſen das Lied der Nachtigall erwartet, mancher müde Wandrer, den die Winternacht übereilte, das Krachen des Froſtes im nahen Strom oder wohl gar in den

zwölf Nächten den Teufelsſpuk des wilden Jägers vorüberziehn hören. Der Baum ſtand am Wege. Denkt, wie viele Boten der Freude und der Zwietracht, wie viele des Kriegs und Friedens, endlich wie viel Kindtaufen, Hochzeiten und Leichenzüge an ihm vorübergegangen ſeyn mögen, wie oft Abend- und Morgenglocken-, Freud- und Trauergeläut durch ſeine Aeſte hingetönt haben mag! Geht mancher Vorübergehende mag gedacht haben, daß ſchon tauſende von Menſchen indeß vorüber- und zu Grabe gegangen ſind, der Baum ſtehe aber immer noch. Indeß die Stunde, da er fallen ſollte, iſt auch gekommen. Er war alt geworden, ſchöner konnte er nicht mehr werden, da hat ihn der Herr des Waldes umhauen laſſen und nun iſt die Stätte leer und keiner beſinnt ſich mehr, wo der ſchöne Baum geſtanden hat. Allein da kommt durch Zufall Einer, der ihn im Tode noch ehrt, und das bin ich. Seine ſchlechte graue Rinde ſchreckt mich nicht; ich weiß, daß er ein äußerſt feſtes, hartes Holz von gelblicher Farbe, mit einem ſchön blutrothen Kern hat und eine prächtige Politur annimmt. Ich verſchnitze ihn nicht zwecklos, ich plage ihn nicht mit ſchlechtem Werkzeug. Nein, die ſcharfen, blanken Drehеiſen in meiner geſchickten und behutſamen Hand, nehmen nur die rauhe Hülle weg. Ich gebe ihm irgend eine

freundliche Form und ſo kömmt er vielleicht noch in die Hand eines ſchönen Mädchens oder gar eines großen Herrn. Nun ſagt, kann die Vorſtellung eines ſolchen Wechſels von Umſtänden, einen nicht recht leicht in Träume verſenken? Iſt aber der Traumfaden ganz ausgeſponnen, nun geh' ich auch mit doppelter Luſt an mein Tagewerk." — Seht Freunde, ſo wunderlich ſprach und war der Mann und ſo oder ähnlich dachten und ſprachen alle tüchtigen Männer. Ein gelehrter Pfarrer, dem ich das erzählte, berichtete mich, man nenne dieſe Stimmung — Gemüth und wer dies beſitze, vermöge in allen Lebensverhältniſſen glücklich zu ſeyn und da noch Freude zu finden, wo ein Andrer nur Alltägliches und Trocknes erblicke. „Aber — was hat denn unſer Gottfried Rothe da unten? Dem fallen ja die lieben Thränen aus den Augen und dazu lächelt er ſo ſelig?" — „Ach, hochverehrter Herr Pathe" — erwiederte der Jüngling — „Ihr ſpracht da ſo ſchöne Dinge, die ich wohl ſchon oft empfunden habe, aber nie ausſprechen konnte. Und dabei iſt mir ſo wohl, ſo wohl — ach fahrt doch nur immer fort!" — „Ja, Du junges Blut" — erwiederte Siſam — „das geht nicht ſo, iſt auch nicht überall ſo zu finden und man kann dennoch ein recht braver Mann und auch ein geſchickter Werkmann werden. Wer

aber nun durchaus ſo recht voll Sehnſucht nach dergleichen iſt und nun in ein Handwerk treten ſoll, das ihm gar nicht zuſagt, der iſt wohl ſehr ſchlimm dran. Indeſſen, mein Wort iſt kein Evangelium, und ich kann auch nur ſo gefabelt haben. Fragt nun einmal meine Herren Mitgevattern um ihre Meinung?"

„Nein, nein" — erwiederte Meiſter Freygang der Büchſenſchmid — Ihr habt uns allen aus der Seele geſprochen. Ich hätte mein Lebelang die Worte nicht dafür gefunden, allein ich kann Euch betheuern, daß ich ſo bei'm Schmieden meine ganz eignen Gedanken habe, ja wohl gar bisweilen das glühende Eiſen, das unter meinen Hammerſchlägen Funken ſprüht, anrede und wegen der Noth, die es auf dem Amboße und in der Ziehbank und nun gar erſt im Eiſenhammer und in der Rohrſchmiede ausſtehn muß, ordentlich tröſte. Wenn aber alles geſchmiedet, gehärtet, zuſammengepaßt, abgeſchmirgelt und geputzt, ein recht ſchöner Schaft von dunkelbraun flammigem Ahornholz fix und fertig daneben ſteht, alles ſcharf und doch willig paßt, ich nun die Schlöſſer aufziehe, niederlaſſe und ſo das Spiel der Federn klingen höre, wie alles haarſcharf einlegt, feſtſteht und doch bei der leiſeſten Berührung wie ein Donnerwetter zuſammenſchlägt und herausfährt — ja da lacht mir die Seele

im Leibe. Wie ich neulich die prächtige ſilber-montirte Büchſe für den jungen Grafen nach Schloß Hoheneck hinüber brachte da nahm er mich mit auf die Jagd, um gleich ſeinen Probe-ſchuß aus dem neuen Gewehre zu thun. Ich mußte auf ſeinem Wurſtwagen ſitzen, der dicke Wenzel, der Büchſenſpanner, mit ſeinem grünen, goldbeſetzten Rocke hinter mir. Der Graf winkte, der Poſtillion knallte mit der ungeheuern Peitſche über die Köpfe der vier Schimmel hin und hin-ab ging's den Schloßberg in ſauſendem Galopp, daß mir die Haare flogen, immer dem Hohwalde zu. Kaum hielt der Wagen, ſo waren gleich ein halb Dutzend Lakeyen und Jäger um den Wagen, dem Herrn herabzuhelfen, aber der ſprang gleich wie ein Eichhörnchen über den Bock her-unter. Im Walde war ein herrliches Frühſtück aufgetragen, das roch — ach ſo köſtlich, und da dachte ich wohl — ja wer ſo'n großer Herr iſt, der hat's wohl gut. — Da kamen nun viele Jagdgäſte zuſammen, denen mich der Herr Graf als einen braven Büchſenmacher vorſtellte, und die mitunter herrliche Gewehre mit hatten und gut verſtanden, was zu dem Fache gehört. Ich mußte mit frühſtücken und da gab ein Wort das andre und ich ſagte, was ein Andrer könne, das getraue ich mir auch zu machen, ſo daß der Graf ſagte: „Meiſter Freygang, es iſt heut ein war-

mer Tag für Euch; noch habe ich kein Gewehr von Euch gehabt. Bewährt ſich die neue Büchſe, ſo bekommt Ihr die Arbeit für meine Gewehrkammer und ich empfehle Euch weit und breit. Taugt ſie aber nichts — Wetter, das fuhr mir in die Naſe. — „Gnädiger Graf" — ſagte ich — „nichts für ungut, von Nichtstaugen kann gar nicht die Rede ſeyn. Sie gelten für den erſten Büchſenſchützen weit und breit, halten Sie nur recht hin, die Büchſe wird das ihrige ſchon thun. Nun, der Oberjäger meldete, daß das Treiben angelegt ſey. Alles brach auf. Ich lud dem Herrn die Büchſe ſelbſt und wir gingen auf den Stand. Unterwegs erblickte einer ein Eichhörnchen, ganz oben im Wipfel einer Fichte. Der Graf ſah's. — „Die neue Büchſe her!" — „Puff!" da knallte es und das Thierchen purzelte durch die Aeſte herunter und Nadeln und Rinde und Zweige hinterdrein. „Brav!" ſagte der Graf. Ich lachte ſpöttiſch, denn das müßte ja eine elende Platzbüchſe ſeyn, die nicht ſo ein Ding vom Baume herunter holte. Ich lud friſch auf den Brand. Jetzt waren wir auf dem Stand. Das Treiben ging los. Nicht zehn Minuten waren weg, da kam Meiſter Reinecke, der hatte Lunte gerochen und wollte lieber gar nicht dabei ſeyn. Aber der Graf ließ ihn durch eine Kugel zu Gaſte bitten, ſo daß er gleich auf dem Flecke

ſitzen blieb. Allaut, dacht' ich, aber es muß noch beſſer kommen. Richtig, nicht lange nachher brach ein kapitaler Hirſch aus dem Walde, es waren beſtimmt 90 Schritte, ſcharf auf den Grafen los. Ich dachte er ſollte ſich wenden, denn ſo war's ein böſer Schuß. Aber der Graf beſann ſich nicht, das Gewehr an den Backen und ſo wie es knallte, krachte auch draußen der Hirſch zuſammen, als ob ihm alle vier Läufte auf einmal weggezogen wären. Das Treiben war heran, wir gingen hin, es waren rein 96 Schritt, wo der Hirſch geſtürzt war. Ein ſtarker Vierzehner! „Freygang" rief der Graf und hielt mir ſeine goldne Taſchenuhr hin — „ich ſchenke Dir die Uhr und erkläre Dich für den erſten Büchſenmacher im heil. römiſchen Reiche!" — Nun kam alles zuſammen, und alles wollte die Büchſe ſehn und den Büchſenmacher dazu. Seht, da fühlte ich's recht, s'iſt doch herrlich, ein wackrer Profeſſioniſt zu ſeyn. Da hat man Ehre und Verdienſt. Ich bekam nun ſo viel Beſtellungen, daß ich kaum fertig werden konnte." —

„Das Alles iſt ſehr wahr" — nahm jetzt Stillfried, der Berggeſchworne und Oberſteiger, ein ſehr verſtändiger Mann, das Wort. „Auch bei uns Bergleuten iſt es, wie bei allen Berufsweiſen, daß derjenige, der mit Unluſt oder mit Gleichgültigkeit an ſein Werk geht, immer und

ewig ein Pfuſcher bleiben, oder doch wenigſtens nie weit vorwärts kommen wird. Schon als Knabe rührt es und zeigt es ſich in dem, der für irgend ein Fach geboren iſt, auf wunderbare Weiſe, und wenn Ihr mich nicht auslachen wollt, ſo will ich Euch verſichern, daß ich nun nichts Lieberes in meiner Jugend kannte, als den Treibegöpeln auf den Kunſtſchachten zuzuſehn, wenn das gewaltige Kunſtwerk die ſchweren Tonnen voll Geſteines aus der dunkeln hundert Lachter tiefen Grube herauszieht, umſtürzt, und nun, durch eine ſinnreiche Verſchnürung der Seile, wieder in die Tiefe hinabſteigt und einer geladnen Tonne begegnet, die dagegen zu Tage ausfährt. Dem Quietſchen des Geſtänges, das die Waſſer hebt, hörte ich eben ſo gern zu, als der Muſik unſrer Bergſänger, und noch jetzt iſt mir der eigenthümliche Schwefel- und Waſſerſtoffgeruch in unſern Gruben eine wahre Herzſtärkung. Indeſſen, um auf den vorliegenden Fall zurück zu kommen, wo es galt, einem Jüngling die Vorzüge und Mühen eines jeglichen Berufes darzuſtellen — wir haben alle, wie Leute, die ihr Geſchäft lieben, eigentlich nur die reizendſten Seiten herausgehoben und die dunklern verſchwiegen, die doch auch nicht fehlen können. Freilich kann man ſagen, werden eben die von den guten überwogen im Sinne desjenigen, der einmal für irgend ein

Fach begeiſtert iſt. Und wir könnten alſo unſerm jungen Freunde weiter nichts zur Regel bei der Wahl eines Berufes mitgeben, als etwa dieſes: „gieb genau Acht, zu welcher Art von Thätigkeit Du Dich am meiſten hingezogen fühlſt und zu welcher Du, auch nach den liebſten Vergnügungen, mit Luſt und Freudigkeit zurückkehrſt. Dieſe iſt's, dieſe halte feſt und erwähle ſie zur Beſtimmung für Dein ganzes Leben.“ — Bei dieſen Worten erhob ſich Gottfried, der am unterſten Ende des Tiſches ſaß, verbeugte ſich ehrfurchtsvoll gegen alle Anweſende und ſprach: „Liebe Eltern und hochanſehnliche Tiſchgäſte, haltet es doch ja nicht, ich bitte ſehr darum, für albernes Vorlautſeyn oder noch ſträflichern Widerſpruchsgeiſt, wenn ich, ein kaum erwachſener Knabe, mich in's Geſpräch von ſo achtbaren Männern miſche. Da aber doch von meinem künftigen Beruf die Rede iſt, und ich doch gern ein eben ſo tüchtiger Menſch werden möchte, als Ihr es alle geworden ſeyd, ſo dürfte vielleicht mein Einwurf erlaubt ſeyn?“

„Sprich, wackrer Gottfried,“ winkte der alte Braun ſeinem Pathchen und Gottfried fuhr fort: „Seht nun, lieben Herren, Ihr habt Herrliches geſagt, darüber, wie einem zu Muth iſt, der ſich eben ſo ganz glücklich in ſeinem Berufe fühlt. Aber iſt Euch denn gar nicht eingefallen, daß

z. B. ein junger Menſch ein gutes Herz, den nothdürftigen Verſtand und nicht die geringſte Luſt weder zum Färber, noch zum Büchſenſchmid, weder zum Bergmann, noch zum Drechsler oder Zinngießer haben und doch von jenen herrlichen Gedanken ganz durchglüht werden kann, die Meiſter Siſam ſo herrlich ausgeſprochen hat? O wahrhaftig, mich haben jene Gedanken des wackern Drechsler's in Nürnberg bei ſeinem Stück Kreuzdornholz, mit wahrer Sehnſucht nach — nach — nach irgend etwas Unbekannten erfüllt, denn leider muß ich bekennen, ich habe gar keine Luſt, ein Drechsler zu werden. Aber was ſoll denn nun ein ſolcher armer, junger Menſch thun, der gern wählen möchte, aber nur nicht weiß was?"

„Gott danken" — fiel ſein Vater ein — „wenn ihm dieſer einen erfahrnen und liebevollen Freund zuführt, der ihm ſeine Wahl erleichtert. Und einen ſolchen Freund, lieber Gottfried, hat Dir der Himmel in der Perſon Deines Bruders, des fürſtlichen, wirklichen Herrn Kammermuſikus, Traugott Rothe gegeben. Derſelbe wird Dich in's Künftige führen und leiten, ihm treten wir Dich als einem zweiten Vater ab." — „In der That, verehrte Tiſchgenoſſen" — ſetzte Traugott hinzu — „da Ihr alle ſo vielfach verwandt und verbunden mit dieſem Hauſe ſeyd, ſo gebührt es

Euch wohl, zu erfahren, daß ich, mit der Eltern Einwilligung, entſchloſſen bin, den Bruder Gottfried mit mir in die Reſidenz zurückzunehmen und ihn dort zum Muſiker, wozu er mir ganz entſchieden berufen ſcheint, zu bilden. Iſt er fleißig und ſonſt brav, ſo kann es ihm gar nicht fehlen, in zehn Jahren da zu ſtehn, wo ich jetzt ſtehe!" — Alle Anweſende gaben dem welterfahrnen Traugott vollkommen Recht, und man trank nun noch einige Gläſer auf Gottfrieds glückliche Wahl, aber der, erſt in ſtürmiſchen Jubel ausbrechend, floh nun hinaus in den Garten, wo er ſich auf's Gras warf, in die dichteſten Blumen hineinwühlte und Sehnſucht, Seligkeit und Wonne des jugendlichen Herzens in heißen Freudenthränen und Dankgebeten zum Himmel ausſtrömen ließ. —

Die Jugend kennt kein Leid, als das eben gegenwärtige. Vergangnes behält ſie nicht, Zukünftiges hält ſie für unmöglich oder doch zu entfernt, um die Laſt des Augenblicks damit zu trüben und ſo lebt ſie denn, im eigentlichſten Sinn, dem Augenblick. So weich und tieffühlend auch Gottfrieds Herz war, ſo ſehr ihn die Thränen der Mutter und Schweſtern beim Abſchied rührten, ſo ſaß er kaum mit Traugott

im Wagen, als das Alles vergessen und sein Blick nach vorwärts gerichtet, nur die blitzenden Thürme der Hauptstadt zu erspähen strebte. Der ältere Bruder übersah das keineswegs und hütete sich deshalb in Gottfrieds Träume, die so ziemlich die Residenz zum Eldorado heraufzaubern mochten, störend einzugreifen. Daß ihn ein sehr thätiges Leben erwarte, daß, zu seinem künftigen Glücke, er der strengen Militairdisciplin unterworfen werden müsse, das Alles wußte Gottfried. Warum hätte man ihm die schöne Gabe der Jugend, Alles im Rosenfarbenen zu sehen, vergiften sollen? Sie kamen an. „Heut noch" — nahm Traugott das Wort — „gehörst Du Dir. Morgen aber trittst Du unter meine Herrschaft. Früh um 6 Uhr erwarte ich Dich in meinem Zimmer!" — Mit dem Glockenschlag trat Gottfried Tags drauf, früh 6 Uhr, bei dem Bruder ein, Lob deshalb erwartend, das jedoch ausblieb. „Ich habe gestern noch" — hob Traugott ernsten Tones an — „mit dem Herrn Obrist der Leibgarde gesprochen. Es fehlt dem Musikcorps grade an einem zweiten Clarinettisten und auf meine Bitte will Dir der Obrist die Stelle geben, auch Dich von heut an schon anstellen. Du gehst also jetzt mit diesem Zettel zum Regimentsschneider, wer in dieser Straße hier Nr. 130 wohnt, und mit dem ich alles Nöthige verabredet habe. In drei

Tagen bekömmſt Du Deine Montur, Seitengewehr und Bärmütze und kannſt dann gleich zur Fahne ſchwören. Eile jetzt zurückzukommen, damit wir zu dem Unterofficier gehn können, der Dich ausarbeiten ſoll.“ — Gottfried ſtand noch. „Nun, was iſt's weiter?“ frug Traugott. — „Ich habe nie Clarinette geſpielt, lieber Bruder“ — meinte Gottfried mit leiſer Stimme — „ich weiß wohl“ — war die Antwort — „indeß iſt es jetzt nöthig, daß Du es lernſt und das wird auch gehn. Der Menſch kann Alles, was er will.“ — Gottfried ging, doch mit etwas ahnungsbangem Herzen, zum Schneider und kam — glückliches Alter! — heiter und ſeelenfroh wieder zurück. Die knappe, gelb und blaue Uniform, mit reichem Silberbeſatz, wie die Gardehautboiſten ſie trugen, ſtand ihm herrlich, und als ihm jetzt der luſtige Schneider die große Bärmütze, mit reichverſilbertem Schilde, etwas ſchief und verwogen ſie auf's rechte Auge rückend, in den Kopf drückte, rief die Schneidersfrau unwillkürlich aus: „ei, über den bildhübſchen jungen Grenadier! Nun, die Mädchen aus der Reſidenz, die werden Augen machen. So rothe Bäckchen kommen hier nicht oft vor!“ — Der Schneider verſprach in drei Tagen Alles zuſammen abzuliefern. Gottfried wollte nach Haus, da begegnete ihm unterwegs ein lärmender, bun-

ter Aufzug, weiß gekleideter und bunt verzierter Menschen, die im künstlichen Tanz nach der begleitenden Musik, große vergoldete Reifen schwenkten und vor einem ungeheuern Fasse hersprangen, das, von einem Volksstrome begleitet, ihnen nachgefahren wurde. Gottfried vergaß Bruder und Unterofficier und glaubte eine sehr interessante Neuigkeit zu erzählen, als er auf Traugott's Frage, wo er so lange geblieben, berichtete, daß er die Böttcher habe aufziehn und tanzen sehn. Mit einem Blick, mit einer Stimme, wie er sie nie zu Hause gehört und gesehen, vernahm er zur Antwort aus des Bruders Munde, daß er hinführo nicht eine Secunde später, als ihm befohlen, einzutreffen habe, wenn er nicht Gefängniß von Seiten des Regiments, eine Privatzüchtigung von Traugott und bei wiederkehrendem Falle, auf der Stelle nach Haus geschickt zu werden, erwarten wolle. Der arme Junge stand wie vom Donner gerührt. Es war der erste Schmerz, den er erfuhr — denn er meinte, ihm geschehe höchst Unrecht — die ersten, so harten Reden, die an sein Ohr schlugen. Er zitterte, die Thränen traten ihm in die Augen — Traugott schien es gar nicht zu bemerken. „Nimm Deinen Hut und folge mir" ward ihm geboten. Gleich vorm Hause begegnete ihnen ein baumlanger, schwarzbärtiger Unterofficier. „Sie ha-

ben gewünſcht, Herr Kammermuſikus" — ſagte der Mann an die Mütze greifend — „der junge Menſch hier" — erwiederte Traugott — „hat noch keine Subordination und daher die Stunde verſäumt, lieber Corporal Hartmann. Haben Sie noch Zeit, ſo nehmen Sie ihn gleich mit ſich; der Herr Obriſt hat mir verſprochen, daß Sie den Hautboiſt Rothe dreſſiren ſollten. Ich werde übrigens ſehr gern" — „ſteh' zu Befehl" — unterbrach ihn der Knebelbart — „Roth" — rief er Gottfrieden zu, ihn ſich nachwinkend — „rechts — um! Marſch!" — Da Traugott, ohne ſich weiter zu kümmern, in eine Querſtraße einbog, ſo blieb Gottfried, des erhaltnen Verweiſes eingedenk, nichts übrig, als dem Corporal, der, ohne ſich umzuſehn, fortſchritt, nachzueilen. Er fand einen ernſten, trocknen Mann, von wenigen, aber deutlichen Worten. Auf dem Raſenplatz vor der Stadt ward der Dreſſurunterricht ſogleich mit aller Strenge begonnen. Gottfried war vernünftig, er begriff, daß er ſich die Sache nicht ſelbſt ſchwer machen, nicht den Bruder, der ſein Glück wolle, beleidigen dürfe. Er ſtrengte daher alle ſeine Kräfte an, den Vorſchriften des grämlichen Lehrers Gnüge zu leiſten, und ward bald, mit einem kurzen „brav" belohnt. Deſto mehr verdoppelte er ſeine Anſtrengung, der Schweiß lief ihm über die Stirn.

„Wenn Sie so fortfahren" — sagte Hartmann — „sind wir in vierzehn Tagen durch." — In den Pausen des Ausruhens ward er mit der Eintheilung des Regiments, den Namen des Commandeurs u. dergl. bekannt gemacht, dann ward wieder „Achtung" commandirt. Zwei Stunden waren vorüber. Hartmann beschied seinen Recruten auf den nächsten Morgen 6 Uhr und überließ ihm, sich nach Haus zu finden. Die heutigen Erfahrungen hatten einen Ernst über Gottfrieds Wesen verbreitet, der gewaltig gegen seine frühere, sorglos kindische Weise abstach und von Traugott beifällig bemerkt wurde. „Sieh, lieber Freund" — sagte er zu ihm — „das Leben ist ernst, so müssen wir Männer es auch seyn. Und Du wirst sehen, je mehr Du Dich gewöhnst alle Deine Pflichten mit Ernst zu erfüllen, je mehr Zeit wird Dir zu unschuldiger Lust bleiben, die Du Dir dann auch erlauben darfst. Deine jetzige Lebensordnung ist folgende. Du stehst um 4 Uhr auf und reinigst meine und Deine Anzugsstücken, das darf, unser Frühstück mit eingerechnet, bis fünf Uhr dauern. Dann nimmst Du Deine Geige vor und studirst bis sieben. Dann treiben wir Deine Schulstudien zusammen bis 9 Uhr, denn ein Musiker ohne Bildung ist wie eine Glocke ohne Klöppel, ein unbrauchbares Werkzeug. Bis zehn Uhr übst Du Dich auf

der Clarinette, um eilf Uhr gehſt Du auf den Paradeplatz. Um Mittag ſpeiſen wir. Von eins bis zwei gebe ich Dir frei. Von drei bis fünf geigſt Du wieder, bis ſieben Uhr nimmſt Du die Clarinette wieder vor und dann haſt Du den Reſt des Abends frei. Je ſchnellere Fortſchritte Du auf dem Blaſeinſtrumente machſt, je ſchneller rückſt Du in die Beſoldung beim Regimente ein. Daß Du das nicht auf Koſten Deiner Geſundheit werdeſt erzwingen wollen, darf ich wohl vorausſetzen. Was ſich in unſerm Stundenplan durch den Militairdienſt verändert, wenn Du erſt einrangirt biſt, muß nachgeholt werden, auf Koſten Deiner Freiſtunden. Jetzt gieb dort die Clarinette her, wir wollen gleich einen Anfang machen." — Der Leſer hat nun ſchon aus der Schilderung eines Tages geſehen, daß Gottfried in eine ſtrenge Zucht genommen worden iſt. Indeß wir müſſen ihm zum Ruhm nachſagen, daß er alle ſeine Kräfte anſtrengt, um zu thun, was von ihm verlangt wird und er daher ſchon nach ſechs Monaten als brauchbarer zweiter Clarinettiſt in das Muſikcorps einrückt. Die Militairdisciplin, ſo hart ſie iſt, bildet ihren Mann tüchtig und ihre Strenge, ihr Ernſt wirkt ſelbſt auf den Geiſt wohlthätig zurück. Traugott hielt ſehr genau über des jüngern Bruders Fortſchritte Buch und durfte ſich bald der freundlichen Weiſe hin-

geben, die ihm eigen war, ohne zu befürchten zu haben, Gottfried werde deshalb nachläſſiger in ſeinem Eifer werden. Im Gegentheil ſchien der Ehrgeiz des Jünglings mit einem Male erweckt zu ſeyn und ihn um ſo mehr anzutreiben, je mehr Beifall ihm die Vorgeſetzten bezeigten. Traugott ſah oft dem Jüngling mit Vergnügen entgegen, wenn er, blühend wie eine Roſe, den Ausdruck von heiterm Ernſt in ſeinen ſchönen Zügen, im knappen, militairiſchen Anzuge, der ſeine ſchöne Geſtalt ſo ſehr hervorhob, die Straße herabſchritt. Der ältere Bruder lebte gleichſam ſeine Jugend noch einmal, indem er ſich mit der Ausbildung des jüngern beſchäftigte. Er hatte die Freude, ſowohl vom Obriſten des Garderegiments, als vom Fürſten ſelbſt, manches freundliche Wort über den wohlgerathnen Recruten, den er angeworben, zu hören und vom letztern ſogar die beſtimmte Zuſicherung einer Anſtellung im Hoforcheſter zu erhalten, ſobald ſich eine Vacanz unter den erſten Violinſpielern ereignen und Traugott den Bruder reif dazu glauben würde. Gottfrieds Glück ſchien gemacht und der ältere Bruder würde mit völliger Ruhe in deſſen Zukunft hinausgeblickt haben, wenn nicht von Tag zu Tag eine Eigenſchaft ſich in demſelben entwickelt hätte, die nur zu ſehr geeignet war, ernſte Beſorgniſſe zu erregen. Es war dies, wie ſchon

erwähnt, ein unbegrenzter Ehrgeiz, verbunden mit einer ſolchen Heftigkeit, daß, ſchlug der beabſichtigte Zweck fehl, ſeine Ruhe, ſeine Heiterkeit, ja ſelbſt ſeine Geſundheit dadurch gefährdet ſchien. Da ihn dieſe Leidenſchaft zugleich zur ſtrengſten Pünktlichkeit im Dienſt und zum unermüdetſten Fleiß in ſeinem Beruf antrieb, ſo war hier nichts, allein deſto mehr in ſolchen Lagen des Lebens für ihn zu beſorgen, wo der erwünſchte Erfolg rein von einer Gunſt des Zufalls abhängt. Leider widerſtand dieſer Gemüthsfehler allem Zureden, allen Warnungen, ſowohl Traugotts und der Menge Freunde, die ſich der Jüngling erworben hatte, als ſelbſt einigen kleinen Unannehmlichkeiten, die ihm als Folge davon begegnet waren. Zum Glück dämpfte die Strenge der militairiſchen Disciplin manche Aufwallung in dem jungen Brauſekopf, die ſonſt leicht in Sturm ausgebrochen wäre. Das erſte Jahr ſeiner neuen Laufbahn war bald vorüber. Der Ernſt des Lebens hatte ſeinen Verſtand entwickelt und gereift, ohne das Feuer ſeiner Einbildungskraft zu erſticken oder die Innigkeit ſeines Gemüthes zu gehaltloſer Durchſichtigkeit zu verflächen. Das neu angetretne Jahr führte in ſeinem Laufe das Ereigniß herbei, das auf ſein ganzes ſpäteres Leben einen entſcheidenden Einfluß zu erhalten beſtimmt war. Im Herbſte

ſollte ein Luſtlager zuſammengezogen werden. Wenn dies vorüber wäre, wollte Traugott mit dem Bruder eine Ausflucht nach der väterlichen Heimath machen und im Frühjahr darauf, alſo im dritten von Gottfrieds Militairdienſt, das zugleich ſein letztes als Soldat ſeyn würde, ſollte eine Kunſtreiſe unternommen werden, die Gottfrieds höhere künſtleriſche Ausbildung zum Zweck hatte. Er war, durch Fleiß und natürliche Kunſtanlage gefördert, auf den beiden Inſtrumenten, denen er ſeine Zeit widmen mußte, ſo ſehr fortgeſchritten, daß er zu Anfang des Jahres als erſter Clarinettiſt angeſtellt und es ordentlich zur Modeliebhaberei geworden war, den jungen Roth bald mit ſeiner Clarinette, bald mit ſeiner Violine, ſowohl in Familienkreiſe, als in größere Cirkel zu laden, wo er immer eben ſowohl auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe empfangen, als reichlich für ſeine Geſchicklichkeit belohnt ward. Traugott, der mit Vergnügen den Beruf des väterlichen Freundes mit dem des ſtrengen Aufſehers vertauſcht hatte, genoß die reinſte Freude bei dem Gelingen ſeines Bruders und gönnte ihm Ehre und Vortheil von ganzem Herzen. Das Haus des Bankier's Reinhold war eines von denen, in welchem Gottfried nicht nur den Eigenthümer ſelbſt auf der Violine unterrichtete, ſondern auch öftrer zu Muſikvereinen zu kommen gehal-

ten war. Schon lang hatte der ältere Bruder bemerkt, daß Gottfried keineswegs gleichgültig gegen weibliche Schönheit ſey; und wie wäre dies auch bei einem Künſtlergemüth, wie der Jüngling es in ſich trug, möglich geweſen? Verſtändig und liebreich hatte er ſich mit ihm darüber beſprochen. Gute Grundſätze, ſtrenger Dienſt und unbemerktes Eingreifen Traugotts hatten Gottfried vor groben Verirrungen bewahrt, allein er mußte auch noch dem ältern Bruder ſchwören, ohne ſein Vorwiſſen, kein Verſprechen ernſter Art mit einem Mädchen einzugehn. Daß in dem Jünglingsherzen etwas niſte, verrieth ſich dem erfahrnen Beobachter durch die ſtillere, gleichſam vergeiſtigte Lebensweiſe, durch die Wahl zärtlicher Adagio's, während Gottfried ſonſt gern in Geſellſchaften Bravourſätze ſpielte, an einer ausgeſuchten Nettigkeit des Anzugs und ſo mehrern kleinen, aber entſcheidenden Zügen. Traugott wählte das rechte Mittel Vertrauen zu wecken — liebevolles Annähern. „Du ſollſt ja heut ganz wunderhübſch die ſchweren Variationen für die Clarinette nach der Parade geblaſen haben" — redete er eines Tages Gottfried an. — „Wie ſo?" — lächelte dieſer mit gezwungner Ruhe. — „Ja, ja, mit einem Ausdruck, mit einer Zärtlichkeit, wie ein Verliebter!" — Gottfried ward feuerroth bis über die Stirn. „Aha, junger

Freund" — fuhr der Bruder fort — „Dein Rothwerden verrieth Dich, Du ſelbſt biſt der Verliebte, der in jenen rührenden Tönen ſeine Empfindungen ausſpricht? Du liebſt und Deine Liebe iſt auf einen würdigen Gegenſtand gefallen, das darf ich vorausſetzen, nicht wahr?" — Gottfried ſenkte den Kopf, ſchlug die Augen zu Boden und ſchwieg. „Wie" — frug Traugott und ſeine Stimme hatte den Klang der bekümmertſten Sorgfalt, während er dem Jüngling unter's Kinn faßte und ſchmeichelnd das blühende Geſicht emporrichtete — „Wie? Du ſchweigſt? — ein gewöhnliches, weibliches Geſchöpf, vielleicht von niederm Herkommen?" — — „O nein, o nein, lieber Bruder" — fiel der Jüngling ein — „eher zu hoch als zu niedrig hat mich mein Herz geführt. — Adelaide iſt's — die ich liebe — Adelaide — —"

„Adelaide — Seeberg? Die einzige Tochter des Geheimen-Cabinetts-Raths, des ſtolzeſten Mannes in der ganzen Reſidenz?" — Gottfried nickte ſchweigend.

„Adelaide Seeberg? Weißt Du auch wohl, mein Freund, daß ſich dem Vater ſchon Cavaliere zu Schwiegerſöhnen haben antragen laſſen. Hm, mein guter Freund, die mußt Du Dir aus dem Sinne ſchlagen. Denk nur, der Gardehautboiſt Roth und Adelaide Seeberg, die Geheimraths-

tochter! Zum Glück iſt ſie erſt funfzehn Jahr — und der Vater, dem hier nichts — gut genug iſt, ſchickt ſie auf einige Jahre in eine Erziehungsanſtalt nach Paris. Bis ſie zurückkehrt, haſt Du auch ſchon Dich in der Fremde umgeſehen, biſt mit mehr Mädchen bekannt und kühler geworden."

„Kühler" — unterbrach ihn Gottfried mit der Bitterkeit gekränkter Liebe — „kühler? O mein Gott, welch eine kühle Empfindung müßte das ſeyn, die nach ein paar Jahren kühler werden könnte. Nein, Bruder" — er faltete die Hände, drückte ſie gegen die Bruſt mit himmelwärts gehobnem Blick, in dem der ſtille reine Himmel treuer, unausſprechlicher Liebe ruhte — „wer Adelaiden, dieſen Engel liebt, wie ich ihn liebe, der kann nicht kühl werden, bevor ihn nicht der Tod kalt macht. Ich will ja nichts, ich verlange ja nichts, als ſie ſehen, ſie anbeten zu dürfen. Ach mir däucht, ich wäre frömmer, braver, ſeit ich Adelaiden kenne."

„Wie biſt Du denn mit ihr bekannt worden? Hat ſie Dir je eine Spur von Erwiedrung gezeigt? Erzähl' mir doch das."

„Ich hatte einigemale bemerkt" — begann Gottfried — „daß ſie, wenn wir nach der Parade auf dem Schloßplatz, an welchen Seebergs Haus ſtößt, Muſik machten, an's Fenſter trat

und aufmerksam zuhörte. Gleich beim Erstenmale ergriff mich ihre Schönheit so, daß ich kaum meine Partie zu Ende blasen konnte. Indeß war ich weit entfernt zu glauben, daß sie mich bemerkt habe. Eines Abends spielten wir bei Reinholds, da trat sie in's Zimmer. Mein Odem stockte. Herr Reinhold bat mich, das Adagio mit Variationen von Benda zu spielen, obschon ich versicherte, meine Hand sey unruhig und ich werde heut wenig Ehre einlegen. Allein er ließ nicht nach und als ich dann endlich mit der Geige an's Pult trat, näherte sie sich und sagte mit halber Stimme: „Wenn Sie nur halb so gefühlvoll Violine spielen, als Clarinette, so sind Sie, meiner Bewundrung wenigstens, gewiß!" — Ich fiel wie aus den Wolken und frug, ob sie mich denn unter der Menge Hautboisten habe unterscheiden können? Sie lächelte: „Sehen Sie denn aus wie einer aus der Menge?" — Die Andern, die mich begleiten sollten, waren fertig. Sie ging zur Gesellschaft, und ich konnte ihr nur noch zuflüstern, „wenn ich je gut spielte, so muß ich heut wie ein Gott spielen!" Ihre wundervollen blauen Augen leuchteten, wie dankend zu mir her. Wenn ich über die Noten hin bisweilen ihrem Blicke begegnete, so schien es mir der Blick meines Schutzgeistes zu seyn, der mich durch's Leben begleiten würde. Ich

mußte wohl weit beſſer als gewöhnlich geſpielt haben, denn des Applaudirens war kein Ende, Herr Reinhold umarmte mich, die beiden Damen von Haus ſagten mir die artigſten Sachen und Adelaide liſpelte mir zu: „Sie haben Wort gehalten.“ — Seitdem tritt ſie jedesmal an's Fenſter, wenn wir muſiciren, aber auf den Balcon kömmt ſie nur, wenn ich Solo zu ſpielen habe. Ich habe ſie zeither öfter bei Reinholds geſehen und wir haben oft zuſammen geſprochen. Ich mußte ihr meine ganze Lebensordnung beſchreiben. Sie frug mich wie mir's ginge. „Selig“ — fuhr mir's heraus — „ſelig fühle ich mich, ſeit ich Sie kenne!“ Sie ward roth und fragte leis! „Iſt das Ihr Ernſt?“ Aber eh' ich antworten konnte, war ſie ſchon weg. Einmal hatte mich Herr Reinhold Vormittags beſtellt, wir mußten exerciren, es war ſehr heiß und ſo ſehr ich eilte, konnte ich doch erſt eine Stunde ſpäter kommen, obgleich ich mir nicht die Zeit gelaſſen mich umzukleiden, ſondern gleich in der Montirung geblieben war. Als ich in den Saal trat, ſaß Adelaide am Clavier und die beiden Reinholdſchen Mädchen tanzten. Die jüngſte Reinhold, ein munteres Ding, verlangte die Grenadiermütze, ſetzte ſie ſich, dann der Schweſter, dann Adelaiden auf. Nun ſollte ich ſie aufſetzen, weil ſie ſehen wollten, wie ſie mir

kleidete. Ich wollte nicht, aber Adelaide wünſchte es auch, flugs ſaß die Bärmütze auf dem Kopf. Nun ziſchelten ſie zuſammen und ich hörte, daß ſie den Kriegsgott nannten. Adelaide ſah mich mit einem Blick an, der mir das Blut ſiedend heiß in die Augen trieb. Ich trat an's Pult und ſuchte unter Reinholds Muſikalien. Da waren wir plötzlich allein, Adelaide legte ihre Hand auf meine Schulter — mir bebten alle Glieder — „Roth" — frug ſie langſam — „haben Sie heut ſchon an mich gedacht?" — Da hielt ich mich nicht, ich ſtürzte vor ihr nieder, tauſend brennende Küſſe drückte ich auf ihre weiße Hand. — „Fräulein" — rief ich — „mein junges Leben umfaßt nur einen Gedanken, und der ſind Sie. Verbieten Sie mir das, ſagen Sie mir, daß ich Ihnen zuwider bin, und ich verlöſche wie ein Licht. Ich bin unerfahren, weiß nicht, was in mir vorgeht, aber ich liebe Sie unſäglich, unausſprechlich, ewig. Das iſt alles, was ich weiß und was endlich über meine Lippen mußte. O vergeben Sie, verzeihen Sie dem dreiſten Jüngling, aber ich kann nicht anders, als Ihnen wiederholen, ich bete Sie an, ich liebe Sie bis zum Wahnſinn." — Sie hatte mich in die Höh gezogen, ihre Augen ſtrahlten von Wehmuth und Gefühl, ich wagte es, die Thränen wegzuküſſen. „Ach" — ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer —

ich bin eine Wahnſinnige — ich ſollte Sie zurückweiſen — aber ich vermag es nicht. — „Roth“ — ihre Thränen rannen häufiger — „ich bin Ihnen gut — ſehr gut — ach — ich liebe Sie. Schonen Sie Ihre Adelaide!“ — Sie riß ſich los und floh. Ich wußte nicht wie mir geſchah, wo ich war, was mit mir werden ſollte. Nur das empfand ich, ich war ſelig, denn Adelaide liebte mich. Nach einigen Augenblicken kam die älteſte Reinhold und ſagte mir, Adelaide ſey nach Haus gegangen. Sie erzählte mir, ſowohl der Vater als die Tante Seeberg ſeyen ſehr ſtolz und würden ſehr aufgebracht ſeyn, wenn ſie denken könnten, daß die reiche Adelaide einen Hautboiſten liebe. Ich müſſe alſo um Gotteswillen ſchweigen, theils um nicht Adelaiden, theils um mich ſelbſt nicht unglücklich zu machen. Aber das verſteht ſich ganz von ſelbſt. Ich würde mit niemand davon geſprochen, als Dir, der mein zweiter Vater iſt, aber ich will ja auch nichts von Adelaiden als ihr Herz: obſchon ich von Dir gehört habe, ein ächter Künſtler wäre ein ehrenwerther Menſch — aber ich bin freilich wohl noch kein ſolcher Künſtler. Indeß, ich weiß gewiß, daß ich einer werde, denn für Adura — ſo darf ich Adelaiden nennen, wenn wir allein ſind — vermag ich Alles. Seitdem eine ihrer braunen, weichen Locken auf meiner Bruſt ruht,

bin ich für Laſter und Verführung unverwundbar. In den Wohlgerüchen der Blumen des Schloßgartens, rieche ich den Duft ihres ſchönen Haares. In den ſüßeſten Lauten meiner Geige erkenne ich ihre Stimme. Was immer ſchön iſt, nenne ich Adura, alles Gute und Edle trägt ihren Namen.“ Hier endigte der Jüngling, und Traugott blieb gedankenvoll neben ihm ſitzen. Adelaide und Gottfried, ſie funfzehn, er ſiebzehn Jahr, beide noch Kinder, in ihr mehr die natürliche Geſtalt unſchuldiger Art, wahrſcheinlich durch die Freundinnen zur Sentimentalität angeblaſen und durch des Jünglings Schönheit zu Liebe entzündet. Er mit aller Glut eines Neulingsherzens liebend — aber ohne Erfahrung, ohne Unterſcheidungs- und Vergleichungsſtufen — ſieht er ſchönere Mädchen, ſo verlöſcht das Strohfeuer — das waren Traugotts erſte Gedanken. Aber auf der andern Seite konnte er ſich nicht leugnen, daß Gottfrieds ganzes Weſen ſich gereinigt, verſchönert, geläutert hatte. In der Stille eines jungfräulich reinen Jünglingsherzens war die heilige Blüte der erſten Liebe zur Blume gereift. Sollte er ſie, die wie die nachtblühende Aloe die Helle des Tages ſcheuete, an's drückende Mittagslicht der gemeinen Deutlichkeit ziehn? Ihm ſagen, er und Adelaide ſeyn noch Kinder, ſie würde andre Jüng-

linge, er andre Mädchen sehen und einander vergessen; sie müßten dies auch, da sie von zu verschiedenen Ständen wären und das Vorurtheil, welches sie trennte und an dessen Nichtachtung leicht für Adelaide der Fluch ihres Vaters geknüpft seyn könne, müsse von ihnen geehrt werden? Sollte er eine Empfindung, die den Jüngling beseligte, ihn tugendhaft erhielt, die Pfeile des Lasters von ihm abprallen machte, die bis jetzt sich noch nicht zum Wunsche nach dem Besitz des geliebten Gegenstandes erhoben hatte — sollte er sie aus seinem Herzen reißen, ihn dem Grame — ja, bei Gottfrieds Heftigkeit war dies möglich — dem Wahnsinn unglücklicher Liebe preisgeben, oder in bittre Verzweiflungskälte ihn gegnerischer Verführung blosstellen? — Nein; er mochte den Frieden seiner Jugend nicht stören. Für Pflicht hielt er, ihm alle Hindernisse aufzuzählen, die seiner Liebe zu Adelaiden entgegen ständen, die sie beinah zur offenbaren Thorheit machten, aber das Wesen dieser Liebe selbst mochte er nicht verunglimpfen, noch ihrer Heiligkeit, die das Jünglingsherz mit den edelsten Empfindungen erfüllte, ihren goldnen Schein erbleichen lassen. „Liebe, mein Freund" — sagte er ihm — „liebe fernerhin, da diese Empfindung Dich beseligt und tugendhaft erhält. Aber schmeichle Dir nicht mit trügerischen Hoffnungen, wähne nicht, daß je ein glücklicher Er-

folg ſeine Liebe krönen werde!“ — Gottfried fiel entzückt dem Bruder um den Hals; obgleich die letzten Worte ſeines Bruders, nach ſeiner Einſicht, keinen Sinn enthielten. „Keinen glücklichen Erfolg? Adelaide liebte ihn ja, hatte ihm ja ihre Liebe geſtanden, gab es denn noch einen glücklichern Erfolg?“

Der Herbſt war indeſſen herangekommen, die Truppen hatten Marſchordre erhalten und rückten an einem hellen friſchen Morgen aus der Reſidenz. Gottfried hatte von Adelaide zwar Abſchied, wie auf Nimmerwiederſehn genommen. Indeß wußte er, daß die Geliebte mit ihrem Vater, der immer in der Nähe des Fürſten ſeyn mußte, ebenfalls in das Hauptquartier kommen würde, wohin der größte Theil der ſtädtiſchen ſchönen und vornehmen Welt bereits im Voraus abgegangen war, und da des Garderegimentes Staab immer zunächſt dem Fürſten einquartiert wurde, ſo konnte er hoffen, Adelaiden bisweilen — freilich ſelten genug für einen ſo heißen Liebhaber — ſehen zu können. Die dem Jüngling ganz neuen militairiſchen Scenen, die oft mit nicht geringer körperlicher Beſchwerde verknüpft waren, zogen ihn eben ſowohl an, als ſie ihn kräftigten und den Umfang ſeiner Kräfte kennen

lehrten. Der ältere Bruder, den ſein Beruf in der Reſidenz zurückhielt, ging ſeinem Herzen ab, obſchon er ihn zur Richtſchnur ſeines Betragens nicht mehr zu befragen brauchte. Der Obriſt, der die Garden commandirte und Gottfrieden wohl wollte, hatte den Jüngling, um ihn zu ſchonen, von Paraden und Zapfenſtreich dispenſirt, allein kaum hatte dieſer erfahren, daß Adelaide in der Stadt angekommen ſey und mit ihrem Vater neben dem Fürſten wohne, ſo trat er auch wieder in ſeine Stelle ein und ward durch manchen ſüßen Blick der Geliebten, wenn er mit ſeinen Kameraden vor den Fenſtern des Fürſten muſicirte, belohnt. Der Fürſt hatte gegen das Ende der Lagerzeit in dem prächtigen Garten, daran ſeine Wohnung ſtieß, einen ungeheuern Pavillon erbauen laſſen, in welchem er ſowohl dem verſammelten Officiercorps, als der anweſenden Geſellſchaft aus der Reſidenz ein prächtiges Feſt geben wollte. Feenartig, wie aus Luft gewoben, war das Gebäude nur von Holzwerk aufgeführt, mit weißem Muſſelin bezogen und inwendig mit landſchaftlichen Anſichten ausgemalt. Tauſende von Kerzen erhellten es, als die Geſellſchaft zahlreich und glänzend ſich darin einfand. Ausgeſucht war die Pracht, die hier in Allem obwaltete. Dem Ball ging eine muſikaliſche Serenate vorher, in welcher auch Gott-

friedem Gelegenheit gegeben war, nicht nur die Bewundrung aller Anweſenden zu erwerben, ſondern auch in Adelaidens himmlich ſanften Augen den Ausdruck der ſüßeſten Rührung, der zärtlichſten Liebe hervorzuzaubern. Immer reizend war das holde Geſchöpf, heut entzückend ſchön in dem Paraden-Coſtüme, das ſie ſchmückte. Nach dem Wunſche des Fürſten hatten ſich nämlich mehrere Quadrillen in charakteriſtiſchen Coſtümen gebildet, und Adelaide gehörte zu der der Amazonen. Ihre hohe, ſchlanke Geſtalt in nur kaum entknoſpender Reizesfülle hob ſich in dem weißen, kurzen Gewande höchſt reizend hervor. Den ſchlanken Leib umſchloß ein goldſtoffner Küras, der willig den bangen Bebungen des jungen Buſens nachgab. Auf dem braunen Lockenköpfchen ſaß ein herrlich geformter Goldhelm, die entblößten ſchlanken Arme führten Schild und Lanze, und waren, wo ſie üppiger zur weißen Achſel hinanſchwollen, mit goldnen Spangen geſchmückt. Den netten kleinen Fuß umſchloß eine Sandale, deren gekreuzte Goldbänder bis an den Anfang der runden Waden, die das kurze Gewand mehr als errathen ließ, emporliefen. Die charakteriſtiſche Muſik war zur vollkommenſten Ausführung dem Hautboiſtencorps der Garde übertragen, ſo daß Gottfried ſein holdes Mädchen unzählige Mal an ſich vorüber ſchweben ſah und manchen zauberiſchen

Blick der ſanftblauen Augenſterne unter dem drohenden Goldhelm hervor einſaugen durfte. Das Mädchen war wirklich heut entzückend ſchön und unſer junger Freund bedurfte ſeiner ganzen Beſinnung, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen. Allein ſeine ſüße Beklemmung ward bald auf eine fürchterliche Weiſe durch den Schreckensruf Feuer! geſtört. Adelaide war nur eben mit ihrer Gefährtin in dem Hintergrund des Saales hinabgetanzt, als eine gräßliche dicke Dampfwolke von dort hervor quoll. Im Nu war Alles in Rauch gehüllt, aus welchem durch den hinzutretenden Luftzug helle Flammen auflohderten. Die Verwirrung war allgemein. Der Hof und derjenige Theil der Geſellſchaft, der ſich in der obern Hälfte des Saales in der Nähe von zwei Ausgängen befand, entkam ſchnell und glücklich; auch das Orcheſter, das hier aufgeſtellt war, entfloh unverletzt, nur Gottfried ſtürzte ſich in der Richtung, in der er Adelaiden hatte entſchwinden ſehen, mitten in den Dampfkeſſel im Hintergrunde. Es glückte ihm, Adelaiden, die ſchreckensbleich und verzweifelnd nach einem Ausgang ſuchte, zu erreichen, eh' die Flamme ſie erreicht hatte. Kraftlos ſank ſie in ſeine Arme, er riß ſie mit ſich fort, durch eine Oeffnung, die er mit ſeinem Seitengewehr ſich durch die aufgeſpannten Wände gehauen, und gelangte, ohne

daß ſie beſchädigt worden wäre, in's Freie. Hier aber ſank die Arme ohnmächtig zu Boden. Indeß er hatte keine Flammen mehr vor und neben ſich und ſo verlor er jetzt auch den Muth nicht. Nur Vorſicht bedurfte es, um den Feuerſpritzen und den Löſchanſtalten, die von allen Seiten herzuſtrömten, aus dem Wege zu gehn. Adelaidens Wohnung war ganz in der Nähe und ſo trug er ſie auf ſeinen Armen dahin. Glücklicher Weiſe fand er hier ein Dienſtmädchen, das ihm ſeine theure Laſt abnahm. Aengſtlich ſuchte er in Adelaidens Zimmer nach irgend einer ſtarkriechenden Eſſenz — es glückte ihm zu finden, was er ſuchte, und während die Dienerin zu Adelaidens weiterer Verpflegung Anſtalten traf, kam die von Schreck und Anſtrengung Erſchöpfte zu ſich. Die Beſchämung, in Gottfrieds Armen zu erwachen, wich bald der Wonne, in ihm ihren Retter zu erkennen. Trotz der Sorge um ihren Vater gab ſich doch Adelaide einige Augenblicke dem Ausbruch ihrer Dankbarkeit und Liebe hin. Sie hing noch an ihres Freundes Lippen, als der Geheime-Cabinetts-Rath mit dem Angſtrufe: „wo iſt meine Tochter!“ odemlos hereinſtürzte. Allein kaum ward er den Jüngling gewahr, ſo trat auch der kalte Stolz in ihm wieder an die Stelle des Gefühls. Ziemlich zerſtreut vernahm er aus Adelaidens Munde die Geſchichte ihrer Rettung, dankte

mit ſtreng abgemeßner Wärme dem jungen Manne für ſeine Mühe und bat ihn, das Mädchen fortan der väterlichen Pflege zu überlaſſen. Ein bittender Blick aus Adelaidens Augen bewog Gottfrieden ſeinen Grimm zu beherrſchen. Das aber konnte er ſich nicht verſagen, den Geheimen-Cabinetts-Rath zu verſichern, daß das Bewußtſeyn Adelaiden gerettet zu haben und ihre Dankbarkeit ihm völlig genüge und er auf fremde Anerkennung keine Anſprüche mache. Tief verletzt ging er nach ſeiner Wohnung und vernahm es faſt gleichgültig, daß niemand verunglückt und der Schreck eigentlich das Schlimmſte an der Sache geweſen ſey. Wie würde der Geheime-Cabinetts-Rath ſeine Handlung gering anſchlagen, wenn ihm dies zu Ohren kommen würde! Nach einigen Tagen erhielt er einen Brief, der ihm Beſorgniſſe weit ernſterer Art einflößte. Man meldete ihm nämlich, daß ſein Bruder an der aufgebrochnen Bruſtwunde ſchwer danieder liege und ihn zu ſehen wünſche. Schnell eilte er mit dem Briefe zum Obriſten und erhielt um ſo leichter den gewünſchten Urlaub, als der Fürſt durch den Brand des Pavillons verſtimmt, das Lager früher abzubrechen, Befehl gegeben hatte. Adelaiden zu ſprechen, dazu war keine Möglichkeit; auch ſie zu ſehen, blieb nach mehrern Verſuchen fruchtlos. Endlich vermochte er nicht länger in

Ungewißheit zu bleiben. Er rannte hin in ihre Wohnung, willens nur irgend etwas zu erfahren. Aber wer malt seinen Schreck, als er erfuhr, der Geheime-Cabinetts-Rath sey gleich den Tag drauf mit seiner Tochter nach der Residenz und wie er ausdrücklich beim Einsteigen in den Wagen den Umstehenden gesagt habe, von dort nach Paris gereist, wo seine Tochter in einem der ersten Pensionate einige Jahre zubringen sollte. Der arme Jüngling stand wie vom Schlag getroffen. Betäubt wankte er davon, und erst als sein stummer Schmerz sich durch einen heißen Strom stiller Zähren erleichtert hatte, fiel das Grausame seines Schicksals ihm ganz in die Augen. Adelaide ihn entrissen, sein Bruder in Todesgefahr! Eins wäre hinreichend gewesen, aber mit dem Verlust zwei so theurer Personen bedroht, in deren Existenz seine ganze Glückseligkeit, sein ganzes menschliches und künstlerisches Wohl begründet war, glaubte er nicht länger leben zu können, und war fest überzeugt seinem Schmerz erliegen zu müssen. Der unerfahrne Jüngling wußte noch nicht, welch fürchterliches Gewicht von geistigem Kummer der Mensch ertragen kann, eh' die physische Natur untergeht. Und vollends in so jungen kräftigen Jahren. Er durfte sich nicht länger seiner Wehmuth hingeben, sondern mußte darauf bedacht seyn, von dem erhaltenen

Urlaub ſo ſchnell als möglich Gebrauch zu machen. Bald war eine Gelegenheit gefunden. Die Geſellſchaft war nicht geeignet, ihn aufzuheitern und ſo kam er, den düſterſten Ahnungen Preis gegeben, in der Reſidenz an. So viel indeß war ihm klar geworden, Adelaiden dankte er das Glück der Liebe, ſeinem Bruder — Alles, Unterhalt, Ausbildung ſeines Talents, Erziehung, Kunſt, ja ſelbſt Adelaidens Bekanntſchaft. Ihm alſo gehörte er mit älterm Rechte an, dem er gern Gehör gab. Er trat in des Bruders Zimmer. Die Miene des Arztes, die Zeichen der Wärterin verkündigten ihm einen Schwerkranken. Mit Thränen, die ihm das Anſehn des Kranken erpreßten, warf er ſich in deſſen Arme, ihm die zärtlichſte Pflege, die rückſichtsloſeſte Aufopferung verheißend. „Ich glaube Dir gern" — erwiederte der Leidende mit ſchwacher Stimme — „und bitte Dich nur, nicht durch völliges Hingeben an Deinen Schmerz, die Beruhigung und den Nutzen zu verkümmern, den ich von Dir erwarte." Gottfried hielt Wort, ſeine ganze Exiſtenz ſchien nur für des Bruders Pflege berechnet, er wich nicht von deſſen Lager, kein Seufzer, keine leidende Miene verrieth den Kummer, der ſich in ſeiner Seele feſtgeſetzt hatte. Adelaidens Name kam nicht über ſeine Lippen. Um ſie ganz zu verdienen, glaubte er zuvörderſt

gegen ſeinen Bruder die Pflicht kindlicher Dankbarkeit, die er ihm ſchuldig war, im reichſten Maaße beweiſen zu müſſen. Und ſo geſtattete er ſich ſelbſt den Gedanken an die Entfernte, und eine Thräne um ſie, nur wenn der Kranke ſchlummerte. Der Himmel belohnte ſeine edle Selbſtverleugnung durch die Geneſung des theuern Bruders. Aber dem ſcharfſichtigen Auge deſſelben war ſelbſt während der Krankheit Gottfrieds Ausſehn, das nur zu deutlich den Schmerz verrieth, der ihm am Herzen nagte, nicht entgangen. „Bruder" — ſagte er ihm eines Tages, als er nach völliger Geneſung ſich einen Spaziergang in's Freie mit ihm erlauben durfte — „Bruder, glaube nicht, daß ich den edeln Kampf, den Du zwiſchen Dankbarkeit und Liebesſchmerz gekämpft haſt, nicht bemerkt habe. Du biſt eines edeln Mädchens werth, denn Du haſt mir Dich als braver Sohn, als zärtlicher Bruder gezeigt. Für den Augenblick iſt Dir Adelaide entriſſen. Ein Brief ihres Vaters an mich, hat mich von Allem, auch von Seeberg's Entſchluß, ſeine Tochter auf einige Jahre nach Paris zu bringen, um ein Verhältniß zwiſchen Euch aufzuheben, welches nicht in ſeine Pläne paßt, unterrichtet. Adelaidens Aufenthalt in Paris hat er mir verſchwiegen, ſo wie er ihr auf's Strengſte verboten hat, an irgend jemand, außer an ihn, hierher zu ſchreiben. Ich

habe Dir das nicht früher gesagt, da es nur Dein Leid vermehrt und Dir nichts geholfen haben würde. Wenn ich nun auch Seebergs Betragen gegen Dich nicht billige, so kann ich doch seine Schritte mit seiner Tochter nicht tadeln. Gesteh' selbst, daß der Cabinetts-Rath Seeberg, ein Mann von seinem Einflusse, berechtigt ist, für seine Tochter eine glänzendere Versorgung zu suchen, als ihm die Heirath mit einem Hautboisten der Garde bieten kann. Ich verlange nicht, daß Du Adelaiden aufgebest, im Gegentheile, erwirb sie Dir durch Dein Talent. Ich bedarf der Zerstreuung, und die Schwermuth, die sich Deines ganzen Wesens bemächtigt hat, beweißt, daß Du ihrer mehr bedarfst als ich. Laß uns die längst beabsichtigte Kunstreise sogleich antreten. Die Gnade unsers alten Fürsten, hat mir für uns beide Urlaub und Reisegeld bewilligt. Wir wollen ein paar Jahr in der Welt herumstreifen. Nutze diese Zeit für Dein Studium, so kannst Du, wenn Du dann hier oder im Auslande, eine Concertmeisterstelle bekleiden und dann darfst Du auch um Adelaiden beim Vater anhalten, da Du ihrer Liebe gewiß bist." — ein Strahl von Heiterkeit, wie er lang nicht in Gottfrieds Zügen geglänzt hatte, erheiterte sein Gesicht bei diesen Worten seines Bruders. „Wem" — rief er gerührt — „wem kann ich mich und

meine Liebe wohl ſicherer vertrauen, als einem ſolchen Bruder? Hier, meine Hand, ich bin entſchloſſen und Du ſollſt ſehen, daß ich Dir und Adelaiden Ehre machen werde!" — Die Brüder umarmten ſich und nach wenigen Tagen ward die Reiſe nach Italien angetreten.

Wir können den ganzen Zeitraum, den die beiden Brüder in der Fremde, größtentheils in Italien zubrachten, und der nah an drei Jahr betrug, recht füglich unerwähnt laſſen, da er, außer Gottfrieds immer reicher ſich entfaltenden muſikaliſchen Ausbildung, nichts von Begebenheiten enthält, was des Leſers Aufmerkſamkeit verdiente. Concerte in den meiſten großen Städten, bald mit mehr, bald mit weniger glänzendem Erfolg, eine Menge neuer Bekanntſchaften, die auch wieder, näher oder ferner, ein öffentliches Auftreten zum Zwecke hatten — das iſt die Tagesgeſchichte reiſender Virtuoſen und es war auch die der beiden Brüder. Nur das finden wir nöthig zu bemerken, daß des ältern Geſundheit immer wankender ward, und er von den Aerzten auf Beſſerung in einem wärmern Clima vertröſtet, von Wien bis Neapel gezogen war, ohne die vorige Lebenskraft und das verheißene Wunderland der Geſundheit wieder zu finden.

Gottfried, körperlich gesund, glich einem Spiegel, dessen hellpolirte Oberfläche ein scharfer Hauch getrübt hat. Wo durch eine plötzliche, hauptsächlich durch seine Kunst hervorgebrachte Anregung, jener Hauch auf Momente weggebracht werden konnte, da blickt die silberhelle, reine Grundfläche durch, aber nur um eben so schnell wieder zu erblinden. Der Schmerz um die Trennung von Adelaiden, war, als er nach einem ganzen Jahre geduldigen Harrens auch keine Sylbe von ihr erfuhr, in stille Trauer übergegangen. Er hatte Welterfahrung genug gesammelt, hatte genug der seinen ähnliche Begebenheiten erzählen hören, um sich selbst sagen zu können, daß wenn in Adelaidens Busen eine eben so glühende, beständige Liebe Wurzel gefaßt hätte, als in seiner Brust, sie längst durch ihre Jugendfreundinnen, die Töchter des Bankiers Reinhold, dem Geliebten ein Wort des Trostes und der Zärtlichkeit hätte sagen lassen. Seeberg, so viel Einfluß er auch daheim genoß, war doch am Ende kein Souverain, der den Verkehr von einem Lande in's andre hemmen konnte. Ohne im geringsten des Vaters' Gebot zu übertreten und an Gottfried selbst zu schreiben, oder sich direct nach ihm zu erkundigen, gab es unschuldige Mittel genug, von seinem Schicksal und Aufenthalt im Allgemeinen Nachricht zu erhalten. Das Wahrschein-

lichſte blieb, daß Adelaide, die er freilich noch ſehr jung verlaſſen, anfangs aus Gehorſam und Furcht den Gedanken an den Geliebten unterdrückt, und ſpäter bei reiferer Ausbildung und dem immerwährenden Einwirken fremder, ganz entgegengeſetzter Eindrücke ihn aus der Erinnerung verloren habe. In jedem Falle eine ſchmerzliche Gewißheit! In Gottfrieds tief und heiß empfindendem Gemüth hatte ſich als Folge davon eine Schwermuth erzeugt, die ſeine Jugend verdüſterte, ſeinen künſtleriſchen Leiſtungen einen finſtern Charakter aufprägte, und ſeinen Hang zur Zurückgezogenheit, zum ſtillen Hinbrüten nur zu ſehr nährte. Natürlich erſchienen auch ſeine Umgebungen ihm in dieſem trüben Lichte. Vergebens ſchalten ihn Landsleute, deren er ſo viel in Italien antraf, daß er weder dem Volke, noch dem Lande Geſchmack abgewinnen könne. Sie nannten ihn einen Fantaſten, dem die Alpen nicht hoch, das Meer nicht groß, der Veſuv nicht heiß genug ſey, der den kleinlichen Maaßſtab ſeiner Heimath auch auf die Natur übertrage und den Italienern nicht vergeben könne, daß ſie nicht deutſch ſprächen, und daß ihre Mädchen nicht wie ſeine Landsmänninen ausſähen. Weil St. Peters Kirche nicht einen Schieferthurm, wie ſeine Vaterſtadt habe und die mediceiſche Venus nicht ein Barthäubchen, wie die Mädchen im deutſchen

Gebirge trügen, könne er weder Florenz noch Rom, noch die Italienerinnen leiden. Dagegen konnte er nun so heftig widersprechen, daß der Streit oft in helle Flammen ausbrach. „Ihr flachen Alltagsmenschen" — eiferte er — „ihr habt kein Vaterland, keine Heimath, weil ihr weder Herz noch Gemüth habt. Gleich dem Unkraute wurzelt ihr überall an, wo euch der Zufall hinschleudert. Wie unverschämte Fliegen kriecht ihr überall herum, besetzt, beriecht Alles, seyd überall und nirgends zu Hause, weder in der Fremde, noch in der Heimath etwas nütz, und daher nichts werth als, wie dreiste Fliegen, todtgeschlagen zu werden. Wie elend und abgeflacht muß man seyn, um ohne Liebe für Vaterland, Muttersprache, Sitten und Gebräuche, heut den Franzosen, morgen den Engländern, übermorgen den Italienern in Sprache, Tracht, Sitte nachzuäffen und nicht zu bemerken, daß man von ihnen allen, als ein schwachköpfiger, charakterloser Hans Narr ausgelacht wird. Am allermeisten ärgert mich euere Affenliebe und kindische Hätschelei mit Italien, weil sie so ganz auf Windbeutelei gegründet ist. Geht nach Griechenland, nach Syrien, wenn ihr von den eigenthümlichen Reizen des Südens sprechen wollt. Was ist denn in Italien schöner und besser als in Deutschland? Das Meer, die Aussichten, der ewige Frühling,

die Menſchen, die Cultur, die Kunſtwerke! So klingelt ihr mit Redensarten, wie der Mauleſel mit ſeinem Schellenhalsband, verſteht aber ſo wenig davon als der Schellenträger vom Klange. Liegt denn Rom, Florenz, Verona, Mailand am Meere? Nein, der Italiener muß nach Neapel, nach Venedig, nach Livorno, nach Oſtia reiſen, um es zu ſehen. Nun wohl, ſo könnt ihr an die Oſt- und Nordſee reiſen und euch auf deutſchem Grund und Boden erſäufen. Hat Sachſen, der Harz, der Schwarzwald, die Inſel Rügen, keine ſchönen Gegenden? Keine Fernſichten, keine Thäler und Berge, keine Wieſen, Wälder, Flüſſe und Bäche? Zeigt mir in Italien dergleichen in ſolcher Schönheit! Hat die Schweiz, Tyrol, Steiermark, keine Alpen und Gletſcher? Wo iſt denn euer ewiger Frühling in Italien zu Hauſe? Ueberall fängt die Regenzeit im December an, die bis zum März dauert, in der die reiſenden deutſchen Genie's am Bracciero hocken, ſich auf die von Kälte blauen Nägel blaſen und nach den warmen Oefen des lieben Vaterlandes ſeufzen. Das iſt der Winter; im Sommer dagegen, eine Hitze, die Menſchen und Vieh austrocknet, und dazu in zwei Drittheilen vom Lande die aria cattiva, (die böſe Luft) die Fieber, Kröpfe, bleichen, aufgedunſenen Geſichter und Körper. Aber die herrlichen Menſchen, nicht wahr? Die

allgemeine Treuherzigkeit und Biederkeit in Handel und Wandel, vor Gericht und daheim, die musterhafte Erziehung, die glücklichen Ehen, die wissenschaftliche Cultur? Doch daran glaubt ihr selber nicht, seitdem ihr die trübseligsten Erfahrungen vom Gegentheile mehr oder weniger alle selbst gemacht habt. O ja, es giebt kluge, gelehrte und rechtschaffne Leute in Italien, aber auf die Menge gerechnet, sind sie doch wie die weißen Schwalben. Dagegen haben sie die ehrsame Zunft der Banditen und Straßenräuber von Profession vor uns voraus. Die Kunstwerke? Zugegeben. Aber seyd ihr denn, die ihr Italien überschwemmt, alle Künstler? Durchrennt nicht die größere Zahl der lautesten Schreier unter euch, das Land theils als Handlungsdiener, die schon dem Stand ihrer Bildung nach, wenig zu einem Urtheil darüber berufen sind, theils als bloße Faullenzer, die nur sehen wollen, theils als geistlose Nachzeichner und Abschreiber von Dingen, zu deren ächtem Verständniß auch die nöthigen philologischen, archäologischen und historischen Kenntnisse völlig abgehn. Was lernen denn die Allermeisten von euch kennen? Die Weine, die Trattorien und die feilen Mädchen? Und selbst von denen, die wirklich malen, gilt ja noch immer Lessing's Wort: „nicht jeder ist ein Maler, der den Pinsel ergreift und Farben

verquiſtet!“ Glaubt nun, der ächte Künſtler muß auch ein ächter Menſch ſeyn, folglich innige, unauslöſchliche Liebe zum Vaterlande, zu Sprache, Sitte und Lebensweiſe der Heimath haben. Selbſt der Samojede und der Eskimo, im unfruchtbarſten Winkel der Erde geboren, verlangt in Spanien und England nach ſeiner Heimath. Und nun gar der Deutſche! Wahrlich, wäret ihr ächt deutſche Jünglinge, nicht nach dem Baret und der Halskrauſe blos, ſondern nach Gemüth, Tüchtigkeit und Geſinnung, ſo müßte euch, nach einem Jahr in Welſchland zugebracht, das quälendſte Heimweh überfallen. Die gelben Geſichter mit ihren Superlativen von issimo und errimo, ihrem Neid, ihrer Falſchheit, ihrem Haß dahinter, müßten euch ſo zuwider ſeyn, als die eckelſüßen Orangen und Feigen, der läppiſche Winter, und ihr müßtet euch nach unſerm deutſchen Händedruck, unſerer rauhen, aber beſtimmten Sprache, unſerm ſchwarzen Brod und unſerm hellen, herzhaft kaltem Winter wahrhaft ſehnen.“ — So ſprach unſer junger Freund und wir leugnen nicht, daß bisweilen die Wahrheit in der Mitte liegen mochte, nur daß ſeine Gegner ſich noch weit abentheuerlichere Entſtellungen derſelben zu Schulden kommen ließen. Was ihm den Aufenthalt in Italien noch unangenehmer machte, war die ſchmerzliche Gewißheit,

daß es ihm ſeinen theuern Bruder koſten würde. Leider ſanken deſſen Kräfte immer mehr. „Laß das gut ſeyn" — redete er dem troſtloſen Gottfried zu — „laß das gut ſeyn. Meine Wunde brach ja ſchon daheim auf, und ich wäre ganz gewiß dort auch geſtorben. Nun habe ich doch noch den Troſt, daß ich Dein Talent völlig in der Fremde ausgebildet und Dich zu Deinem künftigen Beruf tüchtig vorbereitet weiß. Nun bin ich überflüſſig auf der Welt und mit einem kranken Körper genießt man auch nichts mehr. Ich wünſchte allerdings im Vaterlande zu ſterben und ſo wollen wir uns denn auf die Reiſe machen. Sieh' wie weit Du mich bringſt!" — Gottfried konnte vor Schmerz und Wehmuth nicht antworten. Er traf die ſorgfältigſten Anſtalten. Ein Arzt, der denſelben Weg reiſte und den Kranken behandelt hatte, begleitete ſie. Dennoch können ſie nicht weiter als bis Mailand. Hier verſchied der Leidende ſchmerzlos in des Bruders Armen. Wem die erzählte Begebenheit bis hierher Theilnahme abgewonnen, der wird Gottfrieds Empfindung bei dieſem Verluſte ermeſſen können. Er war unfähig und mußte Alles, was für den Augenblick zu thun war, einigen wohlgeſinnten Bekannten überlaſſen. Einer derſelben, ebenfalls ein Deutſcher, war ihm lieb genug geworden, um mit ihm im erſten Geſpräch

nach dem traurigen Ereigniſſe, von ſeiner Zukunft zu ſprechen und ihm, da er ihn ſo zartfühlend als theilnehmend fand, die Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Liebe anzuvertrauen. Herrmann, ſo nannte ſich der theilnehmende Freund, war weit entfernt, Gottfrieds Lebensanſichten zu theilen, obgleich er ſich in ſeine Eigenthümlichkeit zu ſetzen vermochte. Reifer an Jahren und Weltkenntniß, kühler in ſeinen Empfindungen, weit mäßiger in ſeinen Forderungen an das menſchliche Herz, zumal an das weibliche, war ſein Rath für Gottfried folgender. Gottfried hatte ſeine Zeit in Italien ſo genützt, daß länger dort bleiben, wo es ihm ohnedies ſo wenig behagte, eine zweckloſe Selbſtquälerei geweſen ſeyn würde. Dagegen fing die franzöſiſche Schule der Violinſpieler an, ihr Haupt zu erheben. Dorthin ſollte Gottfried, um dort zu lernen oder zu lehren, wie es ſich finden würde. Von dort aus ſtand ihm der Uebergang nach England ſowohl, als die Rückreiſe nach Deutſchland offen, wenn er es nicht vorzog, durch Holland einen Ausflug nach dem Norden bis Koppenhagen und Stockholm, vielleicht gar bis nach Petersburg hin zu machen. Urlaub und Reiſegeld waren zwar abgelaufen, allein er hatte genug gewonnen, um, bei ſo wenigen Bedürfniſſen, ein Jahr in Paris zu leben, und Briefe aus der Heimath zu erwarten. Auch

fehlte es ihm nicht an Empfehlungen, durch die es ihm vielleicht möglich ward, öffentlich aufzutreten. Ganz nebenher, meinte Herrmann, könne er denn immer noch Erkundigungen über Adelaiden einziehn, obgleich Alles zu wetten ſtand, daß ſelbſt, wenn ſie noch in Paris lebte, wenn er ſelbſt ihren Aufenthaltsort ausforſchte, er keine tröſtliche Kunde einziehn werde, da es eben ſo natürlich als wahrſcheinlich ſey, daß Adelaide, die halb kindiſch nach Paris gekommen, dort von franzöſiſchen Elementen der Erziehung, der Bildung, der Lebensanſichten umgeben, dieſe alle bei ihrer reifern Entwickelung um ſo williger werde aufgenommen haben, als ſie dadurch gewiß war, ihres Vaters Zufriedenheit zu verdienen. Man weiß ja, was in einem vierzehn- oder funfzehnjährigen Mädchen, die Verſetzung in ganz verſchiedne Umgebungen, in ein fremdes Land und in eine der Hauptſtädte der Welt, für Veränderung hervorbringen können. Eitelkeit und Nachahmungstrieb wirken dabei nicht weniger mächtig als falſche Scham und die phyſiſche Ausbildung. Das Bild des Jugendlebens wie des Jugendfreundes mochte wohl unbezweifelt in ganz verblaßten Umriſſen verdämmert ſeyn. Gottfried überhörte Alles, was ihm in dieſem Raiſonnement nicht gefiel und hielt den Gedanken feſt, nach Paris zu gehn, um Adelaiden aufzuſuchen.

So vernünftig Herrmanns Ansichten klangen, so waren sie doch nur Voraussetzungen. Die Wirklichkeit konnte ganz anders, Adelaide noch immer das einfache, treu- und zärtlich liebende Mädchen seyn. Und welche Wonne, wenn sie es noch war und er dann im vollen Glanze seiner künstlerischen und menschlichen Ausbildung vor sie hintreten und sagen konnte: „ich bin Dir treu geblieben, komm! und theile mit mir Glück und Ruhm meines Künstlerlebens!“ Mit aller Lebhaftigkeit, deren seine finstre Stimmung fähig war, mit der düstern Glut seiner melancholischen Liebe faßte er dies Bild auf, so daß er die Einwilligung von Adelaidens Vater, an die er zuerst mit bangen Zweifeln gedachte, zuletzt als überflüssig betrachtete. „Meine Kunst sichert mir überall Erwerb und an Adelaidens Seite vermag ich überall glücklich zu seyn!“ So sprach er jetzt und eilte seinen Entschluß in's Werk zu richten. Mit welcher Emsigkeit betrieb er alle Anstalten zur Abreise aus dem für ihn so traurigen Mailand, das seines theuern Bruders irdische Reste barg. Wie regte er Herrmann an, der die Reise mit ihm gemeinschaftlich machen wollte, seine Geschäfte zu beendigen. Noch einen Tag düstrer Feier brachte er an dem Grabe seines Bruders zu, dann aber stieg er in den Wagen, innerlich froh, Italien auf ewig Lebewohl sagen zu können.

Herrmann hatte es ſchwer mit ihm unterwegs. Bald überwältigte ihn ſeine menſchenfeindliche Stimmung, dann ſchalt er ſich ſelbſt einen Thoren an eines Menſchen, und nun gar an eines Mädchens Herz zu glauben, und er wäre dann lieber wieder umgekehrt. Bald trat die Lichtſeite ſeiner Stimmung hervor, und dann ging ihm Alles zu langſam, er war feſt überzeugt, Adelaide gleich beim Hereinfahren in einer der lebhafteſten Straßen am Fenſter im erſten Stocke eines prächtigen Hauſes, wie ſie ihn erkennte, ihm zu — ja zu ſich heraufwinkte. Endlich raſſelte der Wagen in die Barrieren der ungeheuern Hauptſtadt ein. So manche Reſidenz, ſo manche große Stadt er auch ſchon geſehen, ſo klein kam ihm Alles gegen das ungeheure Paris, ſo klein kam er ſich ſelbſt, ſeine Wünſche, ſeine Hoffnungen, ſeine Liebe vor. Wie? In dieſem endloſen Labyrinth von Straßen, Gaſſen und Gäßchen, Plätzen, Brücken, Kirchen, in dieſem unaufhörlichen Gewimmel einer unzählbaren, raſtlos auf und nieder treibenden Volksmenge, unter dieſem betäubenden Geſchrei in einer ihm von jeher widrigen, wenn ſchon nicht fremden Mundart, ſollte er, der einfache deutſche Jüngling ſein ſtilles, deutſches Mädchen wieder finden? Innre Bangigkeit bemeiſterte ſich ſeiner. Wie, wenn niemand hier Adelaiden kennte, wenn er Monate lang

hier zubrächte, ohne ſie zu finden, wenn ſie hier in dieſem Chaos, ihm unbewußt, Jahrelang neben ihm lebte, endlich wohl gar an ihm verzweifelnd, einem Andern die Hand gäbe, wenn er dann, unverſehens ihr am Arme ihres Gatten begegnete, ſie erkannte, von ihr erkannt — nun zu ſpät — erkannt würde — doch welche Schreckgeſtalten weiß Melancholie und zweifelnde Liebe nicht hervorzuzaubern! Der Wagen hielt endlich an dem Hauſe ſtill, wo Gottfried mit ſeinem Reiſegefährten ein paar Zimmer gemiethet hatte. Kaum war das Nöthigſte an Ort und Stelle gebracht, ſo wollte er ſogleich ſeine Irrfahrten, um Adelaiden aufzuſuchen, beginnen. Mit Mühe brachte ihn Herrmann dazu, einzuſehn, daß das Wichtigſte vor Allem ſey, ihre zahlreichen Empfehlungsbriefe abzugeben, indem er in dieſen ſo angeſehnen Häuſern, nächſt dem Hauptzweck, öffentlich aufzutreten, auch über den Aufenthaltsort Adelaidens, wenn ſie noch hier war, eher hoffen durfte, Auskunft zu erhalten, als wenn er auf's Gerathewohl, blos der Geſchicklichkeit eines Lohnbedienten vertrauend, durch die unermeßliche Hauptſtadt wandern, ſich zum Gelächter mit ſeinen Fragen machen und am End' doch wohl ſeinen Zweck nicht erreichen würde. Endlich ſey es ihm auch, ſelbſt in Hinſicht auf ſeine Lieblingsidee, Pflicht, hier täglich ſein Inſtrument

fleißig zu üben, um auf eine, ſeiner ſelbſt, und ſeiner Landsleute würdige Art aufzutreten. Das Vernünftige in Herrmann's Vorſchlägen anerkennend, aber mühſam ſich darein fügend, hatten die Freunde hier vier Wochen zugebracht, eh' ſie ſich deſſen verſahen. Ihre Briefe waren abgegeben, ſie mit Höflichkeit überſchüttet und ihnen die beſtimmteſten Verſprechungen gemacht, aber leider noch immer keine Gewißheit gegeben, am wenigſten aber Gottfried ein Tag zum öffentlichen Auftreten beſtimmt worden. Wer große Hauptſtädte, wer zumal Paris in artiſtiſcher Beziehung kennt, wird eine ſolche Verzögerung ganz natürlich finden. Nicht ſo Gottfried, der Welt und Menſchen gegen ſich im Bunde glaubte. Der nutzloſe Erfolg in ſeinen Bemühungen, Adelaiden aufzufinden, warf ihn ganz in ſeine düſterſte Stimmung zurück. Gleichgültig vernahm er es, als er eines Morgens mit der Nachricht überraſcht wurde, daß ſich eine Gelegenheit für ihn fände, innerhalb acht Tagen aufzutreten. Herrmann's, wie im Scherz hingeworfne Bemerkung, daß es ihm in einer ſo großen Verſammlung vielleicht glücken könne, vor ſeiner ſchönen Unſichtbaren zu ſpielen oder wohl gar ſie zu ſehen, riß ihn wenigſtens ſo weit aus ſeinem Trübſinn heraus, daß er ſich und ſein Inſtrument ſorgſam vorbereitete. Aber bald hätte er ſich um die

Frucht ſeiner Bemühungen gebracht. Finſter und mißmuthig drängte er am Abend ſeines Concerts, ſich allen Eintretenden an der Hauptthür des Saales entgegen, in der Meinung, er müſſe Adelaiden begegnen. Bald mehr, bald weniger ungeſtüm bei Seite geſchoben, bald mehr, bald weniger artig über die Zudringlichkeit zurechtgewieſen, mit der er den Damen in den Weg trat, um ſie genau anzuſehen, hatte endlich die Stunde des Anfangs geſchlagen. Das Orcheſter, verſammelt, eingeſtimmt, hatte bereits die Eingangsſymphonie begonnen und Gottfried ſtand noch immer an ſeinem Poſten. Jetzt ſchloß die Ouvertüre und eben jetzt glaubte er Adelaiden in einer der vordern Bänke ſitzen zu ſehen. Es glückte ihm, ſich zu ihr durchzuarbeiten. „Adura" — rief er mit dem zärtlichſten Blicke — „endlich find' ich Dich!" — Er faßte ihre Hand. Da die Dame ſich ungeſtüm von ihm losriß und auf ſeine deutſche Apoſtrophe mit der franzöſiſchen Betheuerung antwortete, daß ſie ihn durchaus nicht kenne, ihn nie geſehn habe und daß er ſich durchaus irren müſſe, ſo hielten ihn die Umſtehenden entweder für wahnſinnig oder für berauſcht und fingen an, dieſe Meinung laut werden zu laſſen. Zu ſeinem Glücke war Herrmann in der Nähe. Dieſer ſchlug ſich ſchnell in's Mittel, verſtändigte in aller Eil die Parteien und

beſchwor Gottfried ſo ſchnell als möglich auf's Orcheſter zu eilen und irgend einen Zufall als Entſchuldigung anzuführen, wolle er nicht die unangenehmſten Händel bekommen, die auf ſein ganzes Leben nachtheilig wirken könnten. Dagegen verſpreche er ihm, ſich nach dem Namen und Wohnort der Dame genau zu erkundigen. Gottfrieds guter Genius hieß ihn nachgeben, er eilte an ſeinen Platz, ſtammelte einige Entſchuldigungen, die mit ziemlich ungläubiger Miene aufgenommen wurden, aber doch die verletzte Form verſöhnten und ergriff, indeß das Orcheſter das Tutti ſeines Concerts begann, die Geige. Er war zu ſehr Muſiker, um nicht vom melodiſchen Strom der Töne ſeinen Grillen entführt zu werden, und ſo ſehr ihn der Gedanke ängſtigte, ob es wirklich Adelaide geweſen ſey, die ihn ſo öffentlich habe verleugnen können, ſo fachte auf der andern Seite der Ehrgeiz, ihr, wenn ſie es dennoch geweſen, zu zeigen, was aus ihm geworden ſey, zur kühnſten Begeiſtrung an. Das Tutti ſchloß und er begann mit der ihm ganz eignen Kraft und Tonfülle. Kein Laut im ganzen Saale, ſtille Bewundrung erwartete den Augenblick laut werden zu dürfen, allein kaum hatte er, bald in den ſüßeſten melodiſchen Phraſen, bald in den kühnſten und ſchwierigſten Paſſagen, das erſte Solo zu End geſpielt, ſo brach auch der

lauteſte Enthuſiasmus los. Der kleine Vorfall am Anfang war vergeſſen, das Publikum hatte nur Auge, Ohr und Gedächtniß für den eminenten Künſtler. Er dagegen nur Augen für die Geſtalt, die ohngefähr dreißig bis vierzig Schritte von ihm ſaß und oft mit einer ältern Dame neben ihr ſprach. Aber ſo ſcharf ſein Auge war, ſo gut er Adelaiden zu kennen glaubte, ſo getraute er ſich doch nicht zu behaupten, ſie ſey es geweſen und keine andre. Sehnſüchtig begann er das Adagio und riß auf's Neue alle Herzen hin, da — eben als er ſchließen wollte, erhob ſich die Dame und ſchwebte am Arme ihrer Begleiterin aus dem Saale. Sein ganzes Weſen veränderte ſich; mit einem Seufzer, als lägen Centner auf ſeiner Bruſt, nahm er die Geige herunter, trocknete ſich die Stirn und machte gedankenloſe Verbeugungen gegen das applaudirende Publikum, immer die Thür links anſtarrend. Zum Glück war das Schlußallegro kein heitres, tändelndes — er hätte es nicht zu ſpielen vermocht — ſondern ein wildes, vom Leidenſchaftsſturm bewegtes, im düſtern D moll. Scharfe Contraſte, coloſſale Kraft, tollkühnes Wagen, das war es, was er jetzt geben konnte und ſollte. Wer einen Blick in ſein Herz hätte thun können, würde den verzweifelnden Liebhaber in ſeinem Spiele erkannt haben. Er ſchloß.

Der ungeheuerſte Beifall tobte, man verlangte ihn zu ſehn. Mit Mühe erhielt ihn der Orcheſterdirector am Rockzipfel, als er eben jener Huldigung ſich entziehn wollte. Aber nun hielt ihn auch nichts mehr, er ſtürzte mit Herrmann, der ihm entgegen auf's Orcheſter gekommen war, durch eine Seitenthür aus dem Saale. „Nun, wer iſt ſie" — frug er mit Ungeſtüm — „nicht wahr, ſie iſt es?" — „Die junge Dame" — berichtete Herrmann — „iſt eine Fremde, niemand kennt ſie, aber man hat ſie von ihrer Nachbarin, einer Lehrerin aus dem Erziehungshauſe der 'Madame S. in der St....A....Straße, Adelaide nennen hören." — „Genug, genug" — unterbrach Gottfried — „um mir noch heut Gewißheit zu verſchaffen!" Er ſtürzte von ihm weg, die Treppen hinab. Herrmann mußte, da er ſelbſt verſagt war, ihn ſeinem Schickſal überlaſſen. Straße und Haus waren bald gefunden. Langſam erſchien auf ſein ungeſtümes Klingeln ein alter franzöſiſcher Bedienter, der ihn ziemlich unfreundlich bedeutete, nach der Ordnung des Hauſes werde um dieſe Stunde kein Menſch mehr gemeldet und er möge ſich nur ſeines Weges trollen. Gottfrieds erſtes Gefühl war, den unbeſcheidnen Pförtner unſanft zu antworten, allein die Klugheit behielt die Oberhand und er ließ den ſchon erhobnen Stock wieder ſinken.

Dagegen griff er in die Tasche und nahm Geld heraus, das er dem Manne in die Hand drückte. „Ich weiß, daß hier eine Demoiselle Adelaide Seeberg lebt, sie ist meine Landsmännin, meine Jugendfreundin. Wenn kann ich sie sprechen?" „Oho" — sagte der Domestik ruhig — „das klingt ganz anders. Eine Demoiselle Adelaide, die eine Fremde ist, lebt allerdings hier, allein ich weiß ihren Namen nicht. Heut Abends darf ich niemand mehr ansagen. Kommen Sie aber morgen, Vormittag um eilf Uhr, dann will ich Sie einlassen und melden!" — Tags drauf, zur bestimmten Stunde, war er wieder da. „Mlle. Adelaide bitte, einige Augenblicke zu verziehn" — war des alten Dieners Botschaft, als er ihn in ein Zimmer treten ließ. Alles war elegant, ja prächtig, aber keine Spur von Adelaidens Anwesenheit. Kein aufgeschlagnes Musikbuch, keine angefangne Arbeit verrieth das Wohnzimmer des fleißigen Mädchens. Alles war stumm, kalt und glatt, wie die leeren Marmortische unter den Spiegeln, wie das reich bronzirte, verschloßne Piano. Ueberzüge deckten Sopha's und Stühle, deren blitzende Stoffe nur durch die Schlitze ihrer Hülle hervorleuchteten. Prächtige Blumen prangten in kostbaren Vasen. Froh nur etwas Lebendiges zu sehn, roch Gottfried daran — sie waren künstlich. „Himmel!" —

rief er von Mißbehagen überwältigt aus — „iſt denn Alles hier kalt, todt, nur zum Schein, zum geiſtloſen Glänzen da?“ Seine Apoſtrophe mochte gehört worden ſeyn. Er hörte Thüren gehn, ein Strom von Worten, franzöſiſch, ohne Abſatz, ohne Klang, ohne Biegung, ohne Menſchlichkeit, ohne Wahrheit, erſchallte. Sollte Adelaide ſo ſprechen gelernt haben? Ihm ſchauderte dafür. Jetzt ward das Zimmer geöffnet, ein höchſt elegant gekleidetes Frauenzimmer, von reizendem Aeußern, rauſchte herein. „Monsieur voudra bien excuser“ — klang die Anrede. Gottfried ſtutzte. Scharf ſah er hin — es war — doch mußte er zweifeln — nein, es war wirklich Adelaide — Mund und Auge — nur Geſtalt, Gang, Sprache, Klang der Stimme war es nicht — obſchon — „Adura“ — ſtammelte er wie fragend — „Adelaide Sebért“ accentuirte die Dame mit franzöſiſchem Ausdruck. „O mein Gott — nicht mehr Adura, nicht mehr des armen Gottfrieds deutſches Mädchen — Freundin — o ſag' — ſagen Sie — nicht mehr? — nicht mehr?“ — Er hatte dies mit dem Ausdruck der bangſten Ahnung, von gewaltiger innerer Bewegung, bald hoch erröthend, bald erbleichend ausgeſprochen — „nicht mehr?“ frug er mit gepreßter Stimme. „Lieber Msr. Godefroi“ — nahm Mademoiſelle auf deutſch das Wort — „Sie müſſen beſinnen ſich

ſelbſt, ich wurde nie geheißen Adura, als nur von Sie, mon papa, er pflegt mir zu nennen Adelaide." — Vor Gottfrieds Ohren tobte ein Meer, ſeine Augen flimmerten, der Wahnſinn klopfte furchtbar an ſein Gehirn. Noch einmal bezwang er ſich: „Adelaide — Mademoiſelle — ich habe Sie geliebt — wie man ſeine Seele, wie man ſeine Seligkeit liebt — habe gelitten, getragen, gearbeitet — Gott weiß wie ſchwer — Alles um Sie — mein Bruder — iſt todt — ich bin todt, ſchlimmer wie todt, wenn Sie mich nicht erkennen, nicht mehr lieben" — — ſeine Stimme wankte vor Schmerz, wie ſeine Geſtalt. Adelaide erſchrack vor dem Zuſtande, in dem ſie den armen Mann, den Jugendfreund, durch ihre Schuld ſah. Mitleid — ach, ſie hatte nichts weiter zu geben — beſtürmte ihr Herz. Sie führte ihn zum Sopha, hieß ihn ſich zu ihr ſetzen und erklärte ihm nun in gebrochnem Deutſch, daß ſie kein Kind mehr ſey — daß Verhältniſſe eingetreten — daß mon papa — ſie nannte ihren Vater nie anders — große Pläne mit ihr habe, daß ſie ihr Herz, das ganz frei ſey, nicht ohne deſſen Willen verſchenken dürfe — daß man ſich müſſe machen eine raison sur de certaines choses — ſie ſprach viel und ſchnell und mochte glauben ſehr ſchön zu ſprechen, Schade nur, daß der arme Gottfried nichts davon hörte, ſondern

in kalter, gräßlicher Ohnmacht neben ihr lag. Ah lieb — Msr. Godefroi — revennés donc à Vous — ſo ſchrie ſie aus Leibeskräften. Der arme Godefroi kam nun zwar nicht gleich wieder zu ſich, dafür aber kam die Madame und eine Heerde von jungen Damen, die alle „ah mon Dieu!“ ſchrien und davon liefen — und der grämliche Bediente, der den bleichen, ſtarren Jüngling mit den mitleidigen Worten „pauvre jeune homme!“ auflud und hinaus zu ſich trug. Dort legte er ihn auf ſein Bett, lief nach dem Wundarzt, beſorgte, während dieſer den Ohnmächtigen in's Leben zurück zwang, einen Wagen und empfahl ihn der Sorgfalt des Chirurgen, der ihn begleitete.

Da lag Gottfried einſam im kleinen Zimmer, denn noch war der Wärter, den ihm der Arzt verordnet hatte, nicht da. Er war nicht krank, wie die Leute und der Chirurg glaubten, nicht todt, wie er hoffte, nicht wahnſinnig, wie es möglich geweſen wäre. Er war blos zerſchmettert, blos zerriſſen, blos um ſein Alles, um den Glauben an Adelaidens Liebe beſtohlen. Zerrüttet waren ſeine Gedanken, furchtbar erſchüttert das Gewebe der feinen Nervenfäden jener Hin- und Herträger, jene Boten der Seele. Nach und nach ordnete ſich das Chaos, und einzeln geſtaltete ſich jeder Schmerz, den er empfunden,

und bohrte ſich glühend in ſein Gehirn, als ſollte er ihn nie vergeſſen. Adelaidens Stimme, ihre fremde Sprache zog zuerſt vor ſeinem Gedächtniß hin, dann ihre zerſtreuten, kalten Blicke, ihre vergnügte Ergebung in des Vaters Willen. Ach, mit dem Worte mon papa drangen tauſend Dolche auf einmal durch Gottfrieds Herz. „Mein Vater" hätte deutſch, hätte ehrwürdig geklungen, welch Kind — und Gottfried war ja immer ein ſo folgſames geweſen — konnte dem ungehorſam ſeyn, den es zärtlich „mein Vater" nennen darf. Aber mit dem franzöſiſchen mon papa im Munde eines deutſchen Mädchens, war die ganze Verruchtheit jener niederträchtigen Franzoſenäfferei, jene hündiſche, verworfne Speichelleckerei des Ausländiſchen, die den Deutſchen ſo ſchwarz brandmarkt, vor Gottfrieds Seele getreten und hatte zum Schmerz noch Verachtung, zum bittern Gram noch bittre Galle gefügt. Mit einer Art von Grimm erinnerte er ſich, daß ſie ihn „Msr. Godefroi" genannt hatte. Himmel und Hölle — rief es in ſeiner Seele — was muß in der Seele eines deutſchen Mädchens vorgehn, daß es, nur vier Jahr in Paris lebend, ſeine Mutterſprache faſt ganz verlernen, daß ihm ſein Vater zu einem „mon papa," der Jugendgeliebte zu einem „Monsieur" werden kann? Fällt denn jeder ſchnarrende, zerquetſchte, hohe

Naſen- und Gurgellaut jener Baſtardſprache wie Gifttropfen in die Seele, jede Erinnerung, jedes Gefühl von Vaterland und Volk todt beißend? Kann man denn die verruchte franzöſiſche feine Erziehung nicht erwerben, ohne wie gut dreſſirte Hunde, ohne Umſtände Alles zu apportiren und hinterzuſchlingen, was jene fränkiſchen Pritſchmeiſter uns vorhalten, mag es auch dem deutſchen Magen noch ſo ſehr widerſtehn? Kann ein deutſcher Mann, das Bild der Kraft, kann ein deutſches Mädchen, das Bild der Sittſamkeit, jene ehbrecheriſche Sallonspoliteſſe ſich aneignen, fühlen, daß ihnen ihr deutſches Mark entgeht, und es dulden und franzöſiſch werden? — — Erſchöpft lag er da, aber nicht lang, ſo überlief ihn die Wuth einer hitzigen Krankheit, die ſchon in jenem Selbſtgeſpräch Wahrheit und Verzerrung miſchend, ſich angekündigt hatte. Er ſchwebte bewußtlos mehrere Tage am Rande des Grabes. Doch ihm war nicht beſchieden im Auslande zu ſterben. Sobald er nur ſo weit wieder empor war, an ſeine Abreiſe zu denken, ſo machte er auch ſchon Anſtalten dazu. Von allen Seiten kamen Aufforderungen, doch noch einmal im Publico aufzutreten, allein er vermochte es nicht, ihm fehlte die geiſtige, wie die körperliche Kraft. Fürchterlich hatte ihn die Krankheit mitgenommen, kaum wollten ihn ſeine Be-

kannten wieder erkennen. Der Freund, der ihm früher im Concert ſich hülfreich bewieſen hatte, Herrmann that es auch jetzt, indem er ihm einen treuen Menſchen zur Begleitung ſchaffte, der, ſelbſt ein Deutſcher, nach ſeinem Vaterlande zurück wollte. Er kam nach langſamer Reiſe in der Heimath an. Auch dort fand er weſentliche Veränderungen. Der alte Fürſt war geſtorben, ſein Nachfolger den Künſten abhold und ganz von ſeinem Günſtling, dem Cabinetts-Rath Seeberg, geleitet. Als ſeine Ankunft bekannt ward, wollte der regierende Fürſt das Wort ſeines Vorgängers löſen und ſchickte ihm die Ausfertigung und den Gehalt als Kammermuſiker zu. Dankbar verehrte er ſeines Fürſten Gnade, erbat aber vor Allem Urlaub, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen. Nach einigen Tagen Ruhe, reiſte er in's Gebirg hinauf zu ſeinen Eltern. Thränen des Schmerzes und der Wehmuth rannen über ſeine Wangen, als er den Schauplatz ſeiner Kindheit und Jugend nach ſo kurzer Zeit — aber ach, ſo verändert, wieder betrat. Immer ſchwärzer und dichter ſpannte ſich der Flor des Trübſinns über ſeine Seele aus und drohte ſeinen Geiſt, wie ſeinen Körper zu unterjochen. Der alte Meiſter Siſam, der ſchon einmal ſich ſeiner angenommen, ſchien berufen, noch einmal wohlthätig auf ihn zu wirken. Ihm und ihm

allein hatte ſich Gottfried vertraut und dem ſchlichten Sinne dieſes Mannes ſchien die Lage der Sache bei weitem nicht ſo verzweifelt, als ſie dem Leidenden vorkam, doch war er klug genug, ſeiner Schwermuth nicht offenbar den Krieg zu erklären. Er ging im Gegentheil darauf ein und ſchimpfte, wenn Gottfrieds Melancholie ſich in bittre Klagen über Adelaidens Wankelmuth ergoß, von Herzen — zwar nicht auf Gottfrieds Geliebte, das hätte er nicht gedurft — wohl aber auf die Frauen im Allgemeinen. Er that das ſo oft und mit ſo innigem Bedauern, daß Gottfrieds innige, reine Liebe nicht beſſer erkannt und belohnt worden ſey, daß dieſer endlich anfing, Entſchuldigungsgründe für Adelaiden hervorzuſuchen. Anfangs ſchien ihnen Siſam durchaus kein Gehör geben zu wollen, nach und nach aber, gleichſam wie eines Beſſern belehrt, ging er erſt von fern, dann näher darauf ein. Zuletzt ſchlug er ihm vor, mit ihm in die Reſidenz zu reiſen. Adelaide hatte ja auch in ihre Vaterſtadt zurückkehren ſollen. Sie mußte angekommen ſeyn. Auf jede Weiſe erfuhr man, woran man ſey. „In der That“ — und hier ſprach Siſam ſeine eigentliche Anſicht aus — „ich will keineswegs Adelaiden entſchuldigen, ſondern zugeben, daß ſie, von der verdrehten franzöſiſchen Erziehung durch und durch verkehrt, Dich albern, ja hart behan-

delt habe. Indeß, ſey billig, in Paris, halb Franzöſin, wie ich Dir ſchon zugegeben habe, konnte ſie kaum anders ſprechen. Vielleicht glaubte ſie, Deine Abſicht ſey, gleich, ohne weitere Anſtellung, auf das unſichre Einkommen eines reiſenden Virtuoſen hin, ſie zu heirathen und dann konnte ſie ihres überſtolzen Vaters gedenkend, wohl ohne Uebertreibung ſagen, dieſer habe andre Pläne mit ihr. Indeß iſt Dein Ruf durch ganz Europa faſt bis in Dein Vaterland gedrungen. Der Fürſt, mag er auch Muſik nicht ſo lieben, wie ſein Vorfahr, hat doch die Kapelle behalten, er kann Dir die Bitte vor ihm zu ſpielen nicht abſchlagen. Hört er Dich, ſo macht er Dich auch zu ſeinem Concertmeiſter. Genug, wenn er Dir auch nur den Titel giebt, ſo kannſt Du doch um Adelaiden werben, der Stolz des Vaters kann nicht gekränkt werden, wenn ein Mann, den ſein Fürſt einem Departement vorſetzt, um ſeine Tochter anhält. Daß Adelaide nicht in Paris geheirathet hat, iſt ein gutes Zeichen; laß uns einen Verſuch machen, bei dem Du nur gewinnen kannſt." — Gottfried glaubte ihm innerlich, ſo hartnäckig er auch anfangs widerſprach, denn, ach, was glaubt man nicht, wenn man liebt. Und in der That war Siſam's Plan nicht uneben. Sein junger Freund, ſeinem Liebesgram und einer Anlage zur Schwermuth Preis gege-

ben, mußte hier in der traurigen, kleinen Gebirgsſtadt, wo ihn Alles an eine beſſere Zeit erinnerte, zu Grund gehn. Schlimmeres ſtand ihm dann nicht bevor, wenn er in der Reſidenz wirklich erfuhr, was Siſam noch gar nicht glauben wollte, daß Adelaide ihn als Gatten ausſchlage. In dieſem ſchlimmſten Falle aber waren Gegenſtände genug da, die ihn wenigſtens vor einem Verzweiflungsſtreich ſchützen konnten, Fremde, die ihn in Paris und Mailand geſehen, ſeinen Ruf in's Vaterland getragen und vielleicht ihm eine Anſtellung im Auslande zu ſchaffen bereit waren, Gelegenheit durch Uebung und Anerkennung ſeiner Kunſt, ſeinen Künſtlerſtolz reg zu machen und, im ſchlimmſten Falle, Aerzte und eine paſſende Behandlung und Verpflegung. Daß Adelaide wirklich von Paris, unverheirathet, auch, ſo viel man wußte, unverſprochen heimgekehrt ſey, darüber hatte Siſam, der in der Stille überall herumgeforſcht, aus der Reſidenz ſelbſt, ſeit Monaten ſchon ſichre Kunde. Und war dies gegründet, ſo wollte er eher ſeinen Kopf zu Markte tragen, als glauben, heut zu Tage werde ein junges Mädchen einen jungen, ſchönen Mann, der ein Talent vom erſten Rang beſitzt, der früher von ihr geliebt worden, der ihr ſeine Hand biete, ausſchlagen. Ihm war ihr Betragen in Paris nichts als franzöſiſche Ziererei, Ueberraſchung im Con-

cert, Beſchämung vor dem franzöſiſchen Publico von einem damals nicht bekannten Künſtler, als ſeine Geliebte apoſtrophirt zu werden, ſpäterhin Verlegenheit, weil ſie nicht wußte, woran ſie mit ihm ſey und ob der mon papa eine ſolche Künſtlerehe billigen werde. Nur Gottfrieds Schwärmerei, ſeine Heftigkeit, vermehrt durch den Krankheitsſtoff, der durch des Bruders Tod erzeugt, unverarbeitet in ſeinem Blute lag — war an Allem Schuld. Willigte Adelaide ein Gottfrieden die Hand zu reichen, ſo war Siſam um die Rückkehr von Gottfrieds rothen Backen und völlige Geiſtesruhe keinen Augenblick bange. Er ſprach das Alles, nachdem er vorher den Eltern davon geſagt und dieſe ſeiner Anſicht beigetreten waren — ziemlich unumwunden gegen Gottfried aus und war nicht wenig erfreut, dieſen, anfangs zwar kopfſchüttelnd, aber nach und nach immer geneigter darauf einzugehn, zu finden. Der ſicherſte Beweis von dem Gewicht ſeiner Gründe war, daß Gottfried ſeine Geige öfter als gewöhnlich ergriff und nicht nur fantaſirte, ſondern ſtundenlang Concerte ſtudirte. Die Eltern weinten ſtille Freudenthränen und ſegneten Siſam. „Ich meine es treu mit ihm" — war deſſen Antwort — „möge Gott meine Abſicht gelingen laſſen." — Nach einigen Wochen erklärte ſich Gottfried bereit, nach der Reſidenz zu reiſen. Ein Freund

seines Bruders, mit dem Sisam sich in Verbindung gesetzt, hatte Alles besorgt, was zuvörderst nöthig war, eine Wohnung für Gottfried und Sisam. Gottfrieds Gesuch, vor dem Fürsten zu spielen, theils um seine Dankbarkeit für die Anstellung, theils seine Wiederherstellung zu beweisen, ward eingereicht und nicht lange darauf kam, zu Jedermanns Verwundrung, ein beifälliger Bescheid von Oben herab. Alle, die davon hörten und mit Theilnahme ihren Landsmann bewillkommt hatten, wünschten ihm Glück, Gottfried selbst lächelte freundlich. Nur Sisam, der treue Freund lächelte nicht, hoffte nicht und war mit sich selbst im fürchterlichsten Kampfe, was er thun solle. Er hatte die Schlange unter den Rosen entdeckt — ob er seine Entdeckung auch dem Freunde mittheilen solle, darum handelte es sich. Er beschloß zu schweigen. „Nimm Dich zusammen, theurer Sohn" — so sprach er an dem Abend, wo Gottfried vor dem Fürsten spielen sollte — „Dein Glück liegt in Deiner Hand; Du wirst heut Hof und Stadt versammelt finden, auch natürlich Adelaiden mit ihrem Vater beim Fürsten sehen, nimm Dich zusammen." Gottfried versprach Alles. Sisam begleitete ihn hinauf. Im Vorzimmer erfuhren sie von den dort befindlichen Musikern, daß der Fürst heut nur Quartett befohlen habe und Gottfried bei einer andern

Gelegenheit vor dem verſammelten Hofe ſpielen ſolle. „Deſto beſſer" meinte dieſer. Siſam ſchwieg. Jetzt erhielten ſie Befehl in den Muſikſaal zu kommen, der an ein Cabinett des Fürſten ſtieß und ſich in Bereitſchaft zu halten. Der Fürſt hatte Siſam's Nähe, als Gottfrieds Pfleger, geſtattet. Die Cabinettsthür öffnete ſich, der Fürſt, Adelaide, ihr Vater und noch ein paar Damen wurden ſichtbar. Einige Worte, die der Fürſt zu Gottfried ſehr gütig, ſehr verheißend ſprach, dienten ſehr dieſem Muth zu geben. Des Fürſten längere Unterredung mit dem Geheimen-Rath Seeberg, während Adelaide mit den beiden Damen ſprach, gab dem Künſtler Zeit, ſich von dem Anblick der ſchönen Adelaide zu erholen und zu faſſen. Jetzt gab der Fürſt das Zeichen anzufangen. Er ſelbſt nahm im Sopha Platz, Adelaide neben ihm, Seeberg und die Damen links und rechts. Gottfried warf einen zweifelnden Blick auf Siſam, den dieſer freundlich und ermuthigend erwiederte. Die Muſik begann und unſer Freund ſpielte meiſterhaft. Nach dem erſten Satz trat der Fürſt auf's Neue zu ihm. „Er ſey kein Kenner" — meinte er — „aber eine ſolche Meiſterſchaft laſſe auch den Layen nicht ungerührt, ihm eine Bezeigung ſeiner Anerkennung und ſeines Wohlwollens zu geben. Die Concertmeiſterſtelle ſey zwar dermalen durch einen Greis

noch beſetzt, indeſſen biete er ihm denſelben Gehalt und den Titel als zweiter Concertmeiſter, bis zu Erledigung der erſten an.“ Ohne Gottfried zum Ausdruck ſeiner Dankbarkeit Zeit zu laſſen, fuhr der Fürſt fort: „unſre ſchöne Landsmännin, die Tochter des Geheimen-Rath Seeberg's, iſt von Paris wieder zurück, es iſt eine Jugendbekannte von Ihnen, knüpfen Sie doch die Bekanntſchaft wieder an. Seeberg!“ — rief er, der Geheime-Rath eilte herbei — „der wackre Roth gehört auch zu Ihren und Ihrer ſchönen Tochter Bekannten, ich hoffe, Sie werden ihn als ſolchen behandeln.“ — „Ich werde glücklich ſeyn“ — erwiederte Seeberg — „einen Mann in meinem Hauſe zu ſehen, den Ihro Durchlaucht mit Ihrer Gnade auszeichnen.“ Der Fürſt trat weg. Seeberg fuhr fort: „Meine Tochter hat noch nicht die Freude gehabt Sie wieder zu ſehen, ſeit ſie von Paris zurück iſt. Ich ſtelle Sie Ihnen vor.“ Gottfried wußte nicht, wie ihm geſchah, wo er war, was er hörte. Blindlings folgte er dem Geheimen-Rath zu Adelaiden, der ihn dieſer vorſtellte und ihn dann ſich ſelbſt überließ. Der Klang von Adelaidens Stimme brachte ihn zwar zu ſich, ſie ſprach deutſch, aber welches! Nicht jenes einfache, herzliche vaterländiſche, ſondern ein Gemiſch franzöſiſch-deutſcher Redensarten im näſelnden Tone des ächt fran-

zösischen. Und so war Alles an ihr, Gang, Haltung, Anzug, Betragen. Er behielt Fassung genug sie zu fragen, ob sie sich besinne ihn in Paris im Concerte gesehn zu haben. Sie verneinte es. „Aber in Ihrer Wohnung doch, bei Madame S....? — „O ja" — erwiederte sie ruhig — „damals waren Sie krank." — „Wahrhaftig" — warf er bitter dazwischen — „sehr krank, unheilbar, glaubte ich." — Adelaide lächelte — „ich sah' mit Vergnügen, daß Sie sich haben geirrt. Ich übe noch sehr die musique, kommen Sie bald bei mir, mon papa wünscht sehr" — der Wink des Fürsten, die Musik fortzusetzen, rief Adelaiden an seine Seite, Gottfried an das Pult. Ihr Gespräch ward immer lebhafter, sie schienen bald nichts mehr um sich her zu bemerken. So entging ihnen, daß Gottfried, dem ihre gänzliche Theilnahmlosigkeit an der Musik keineswegs entgangen war, vor innerer Bewegung aus dem Tact gekommen und man noch einmal hatte anfangen müssen. Zum Glück war der Satz bald zu Ende. Der Fürst entließ die Herren und zog sich mit der Gesellschaft in's Innere des Palastes zurück. Eben, als die Thüren geschlossen wurden, warf Gottfried noch einen Blick in's Cabinett; der Fürst hatte den Arm um Adelaidens Taille geschlungen. Gottfrieds Augen brannten düster, er suchte Sisam. „Ich bin

verrathen" — flüſterte er im Weggehn — „gehöhnt, beſchimpft!" Schon auf der Straße brach er los. „Iſt ſie des Fürſten Buhlerin oder nicht? Sag', mein Vater, was weißt Du davon?" — „Theurer Sohn" — erwiederte Siſam — „der Fürſt iſt jung und ſchön wie Adelaide, dazu ein Mädchenfreund — Adelaide, eitel, kokett — ihr Vater der Günſtling des Fürſten." — „Genug, genug" — unterbrach ihn Gottfried — „ich will Entſcheidung aus ihrem Munde. Bedaure mich, Vater, um die Schwäche meines Herzens — aber noch liebe ich ſie, noch muß ich ſie nicht ganz verachten. Laß mich noch einen Verſuch machen!" — Er ſchrieb an Adelaiden, erinnerte ſie an das frühere Verhältniß, erklärte ihr, daß er ſie noch immer liebe und ihr hiermit ſeine Hand antrage. Seine einzige Bedingung ſey augenblickliche Verbindung mit ihm und eine Reiſe in's Ausland, wohin ſie wolle, ſelbſt nach Paris. Der Brief ging ab. Siſam ſchüttelte den Kopf: „wollen ſie Dich betrügen, lieber Sohn, ſo werden ſie dennoch Mittel finden." — „Vater" — erwiederte Gottfried mit finſterm Blick — „Adelaide iſt leichtſinnig, gefühllos vielleicht, aber noch nicht ſchlecht. Ihr und mir bin ich einen entſcheidenden Schritt ſchuldig!" Siſam ſchwieg. Nach einigen Stunden kam die Antwort — von Adelaidens Vater. „Die Verbindung" — ſo

ſchrieb er — „ſeiner Tochter mit einem Künſtler vom erſten Range, könne ihm nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn. Adelaide denke unfehlbar eben ſo. Ueber die Bedingungen laſſe ſich noch ſprechen. Indeß möge er noch am heutigen Tage die Stunde feſtſetzen, wenn die Verlobung im Beiſeyn einiger Freunde des Hauſes gefeiert werden ſolle.“ — „Nicht ſo eilig, Herr Geheimer-Rath“ — lächelte Gottfried bitter — „noch iſt der Vogel nicht im Netze.“ — Er wußte, um welche Stunde der alte Seeberg in's Collegium ging, und kaum hatte ſie geſchlagen, ſo eilte er in deſſen Wohnung hinauf. Dort, wo er von ſonſt her jedes Zimmer kannte, war es ihm nicht ſchwer in Adelaidens Vorzimmer zu gelangen. Ihr Mädchen verleugnete ſie, und wollte ihm, als er darauf beſtand, den Eingang verwehren. Hier war nicht Zeit zu bitten, ein gräßlicher Verdacht gebot Eile. Blitzſchnell riß er die Thür des Wohnzimmers auf — „ah ciel!“ — ſchrie Adelaide erſchrocken, die an des Fürſten Bruſt gelegen hatte.

„Unverſchämter“ — ſtürmte der Fürſt auf ihn ein — „wie können Sie es wagen“ —

„Gnädigſter Herr“ erwiederte Gottfried mit der Kälte der Verzweiflung — „ich wage gar nichts, denn eben hat mir der Rath Seeberg, laut eigenhändigen Briefes, die Hand ſeiner Toch-

ter zugesagt und heut Abend sollte die Verlobung seyn. Das Recht ist also ganz auf meiner Seite, denn daß ich als Verlobter der Demoiselle Seeberg das Recht habe sie auf ihrem Zimmer aufzusuchen, kann mir nur der streitig machen, der ältere Rechte auf sie hat, und die haben Ew. Durchlaucht nicht. Indessen ich trete Ihnen die meinigen ab, denn mögen Sie die Demoiselle dort nun zu Ihrer Gemalin oder nur zu Ihrer — — Freundin erheben, ich verachte sie zu tief, um noch einen Anspruch an ihr haben zu wollen." —

„Elender Schwätzer" — zürnte der Fürst, den Adelaidens lautes Schluchzen noch mehr gegen den Störer aufbrachte — „wissen Sie wohl, daß ich Macht und Recht habe —"

„Mich in den tiefsten Kerker werfen zu lassen? O, natürlich, nichts leichter. Aber ich bitte noch mehr, gnädigster Herr. Lassen Sie mir den Kopf vor die Füße legen. Das Herz hat mir jene Elende gebrochen, seyn Sie großmüthiger, lassen Sie einen treuen Unterthan, der Sie verehrte, der nie etwas gegen Sie verbrach, nicht vergebens um seinen Tod betteln."

„Gehn Sie" — erwiederte der Fürst betroffen und gerührt, die Hand vor die Augen legend — „Sie sind ein Unglücklicher — ich habe Unrecht — gern würde ich ungeschehn machen —"

„Nein" — rief Gottfried mit immer steigendem Feuer — „Sie sind ohne Schuld, sind jung, schön, haben heißes Blut, sind Fürst, allein Sie haben ein Herz, und Ehrfurcht vor fremden Glück. Alle Schuld liegt auf der Elenden, die dort, mit erlogner Blässe, Krocodillsthränen weint. Ein strafender Blick voll Unschuld und Würde hätte den heißblütigsten Jüngling, hätte auch Sie, mein Prinz, zurückgewiesen. Allein das wollte jene Comödiantin nicht, und darum liegt auf ihr, auf ihr allein die Schuld. Sie ist die Verbrecherin, die Treulose, Falsche, Bundbrüchige, sie die unwürdige Buhlerin, die französische Kokette, die mich um den Glauben an die Menschheit betrog, mir Glück und Jugend stahl, mir das Herz brach, die innigste Zärtlichkeit mit schlangenkalter Falschheit vergalt. Sie hat mir ewige Liebe, ewige Treue geschworen. In diesem Zimmer, auf dieser Stelle lag sie vor vier Jahren an meinem Herzen, wie jetzt an dem Ihrigen. Allein Sie wird auch Sie betrügen, denn in jenem Lande der Falschheit hat sie ihr deutsches Herz abgeschworen, ist sie zur französischen Lügenkünstlerin geworden. O Adura, Adura — — er brach in heiße Thränen aus — „die Braut, die mein Herz so nannte, habe ich verloren, aber meine treue Geige ist mir geblieben, und sie soll künftig Deinen Namen führen. Sie soll mir

Deine Sirenenlaute wiederholen, ſoll den Klang Deiner Stimme, den Laut Deiner Küſſe nachahmen, ſoll meinen Gram ſchärfen, meinen Haß verewigen. Täglich will ich ſie um Deinen Namen fragen, bis an's Grab ſoll ſie mir mit den Schmeicheltönen Deiner Stimme antworten und ich will ihr dann zurufen: Sie hat mich betrogen; Fluch ihr, der Betrügerin!" Mit dieſen gräßlichen Worten ſtürzte der Unglückliche ſinnlos zu des Fürſten Füßen nieder und in demſelben Augenblick trat der Geheime-Rath mit dem Kammermädchen in's Zimmer. Die Sache verlangte die höchſte Schonung des armen Gottfrieds. Er ward nach Haus gebracht, wo ihn der arme Siſam mit über dem Kopf zuſammengeſchlagenen Händen entgegen kam. Ach, vergebens waren ſeine liebevollen Worte, ſein herzliches Zureden. Bleich wie der Tod, die Hände geballt, die Lippen krampfhaft geſchloſſen, die Augen fürchterlich weit aufgeriſſen, lag Gottfried, laut- und ſinnlos auf dem Lager. Der Leibarzt des Fürſten eilte herbei. Er ließ ſich von Siſam des Kranken Geſchichte erzählen und ſchüttelte den Kopf. Zwar verordnete er einige Mittel, gab aber keine als die entſetzliche Auskunft: Wahnſinn oder Tod! Er hatte nur zu richtig prognoſticirt. Gottfried kam zwar nach einiger Zeit wieder zu ſich, allein gleich ſeine erſten Reden

verriethen die Zerrüttung seines Geistes. Bald überschüttete er Sisam mit Vorwürfen, indem er ihn für den Geheimen-Rath Seeberg hielt, daß er Adelaiden nach Paris geschickt habe, bald richtete er die zärtlichsten Klagen an ihn, weil er mit der Geliebten zu sprechen glaubte. Am herzzerreißendsten war es, wenn er in wunderbarer Mischung von Wahnsinn und Vernunft, den alten Mann auszankte, daß er ihn weinen sah. „Was ist's denn weiter" — lachte er grollend — „ein deutscher Geiger ist verrückt worden. Nun, da fragt in Paris kein Mensch danach. Was ist's denn auch am Ende? Aber" — setzte er hinzu — „weißt Du die Moral der ganzen Fabel? Sie heißt: „Schickt Eure Kinder nicht nach Frankreich, wenn ihr sie nicht an Leib und Seele verdorben, wieder sehn wollt. Und Du alter Mann" — sagte er leise, indem sich seine Begriffe wieder verwirrten — „Du weißt nun, wie es Dir mit der einen schönen Tochter gegangen ist — laß die andere daheim. Denk' an die Geschichte von Geige und Braut. Wer Eins hat, soll nicht nach dem Andern trachten. Alles Gute kann nicht beisammen seyn!" — Sisam trug darauf an, daß der Unglückliche zu seinen Eltern gebracht würde, weil er in ruhigen Augenblicken mit rührender Sehnsucht nach der Heimath verlangte. Es geschah, und man kann

denken mit welchen Empfindungen die bedauernswürdigen Eltern, die ſchon den älteſten Sohn verloren hatten, nun auch den zweiten in einem Zuſtande zurückkehren ſahen, der auch ſeinen Tod wünſchenswerth machen mußte. Auf Befehl des Fürſten ward ihnen der volle Gehalt Gottfrieds, als Kammermuſiker, auf ihre Lebenszeit, auch nach des Kranken Tode, fortgezahlt, und ſonach hätte dieſer es in Bezug auf phyſiſche Pflege, ſehr gut haben können. Allein ſein ſonſt ſtiller Wahnſinn ſteigerte ſich ſogleich zur Wuth, wenn man ihn gegen ſeinen Willen im Zimmer halten wollte. Des wackern Siſam's Alter und Geſundheit erlaubte ihm nicht Gottfried auf ſeinen Zügen zu begleiten. Man hatte ihm anfangs einen Führer gedungen, allein ſich bald überzeugt, daß der niederträchtigſte Eigennutz ſelbſt vom Anblick des ſchuldloſen, ſtillen Wahnſinns, nicht zu edler Geſinnung gebeſſert werden kann. Der Arme kam mehrmals völlig beraubt zurück. Man zog nach dieſen Erfahrungen vor ihn der Menſchlichkeit ſeiner Mitbürger und der Milde der göttlichen Führung zu überlaſſen. In einem Mantel über ſeine gewöhnliche Kleidung gezogen, unter welchem er ſeine Geige trug, wanderte er im Umkreiſe einiger Meilen hin und her und blieb am Liebſten an den Wegen ſitzen, die mit Hecken eingefaßt oder mit Bäumen beſetzt, durch die Flu-

ren liefen. Hier ſah man ihn im Sommer, wie im Winter, im heißen Sonnenſchein, wie im Flockengewimmel am Wege ſitzend, bald Geige ſpielend, bald in Gedanken verſunken. Wenn man ihn fragte, warum er nicht bei ſchlimmer Witterung zu Haus bleibe, ſo erwiederte er, er ſey im Schutze dieſer Hecken aufgewachſen und müſſe nun, ein alter Baum, ſo gut als die übrigen ſein Haupt dem Ungeſtüm der Witterung ausſetzen. Bat man ihn zu geigen, ſo war er allezeit bereit, nur war ſeine Frage ſtets, ob man die „Geige oder die Braut" hören wolle? Verlangte man die letztere, ſo raßte er in den wildeſten Mollarpeggien durch die Saiten; wollte man aber die Geige hören, ſo nahm er ſein Inſtrument unterm Kinn feſt und ſpielte mit ſolcher Lieblichkeit und Zartheit — freilich ohne Zuſammenhang — daß er oft Kenner entzückte. Dabei ſenkte er den Kopf ſeitwärts immer tiefer auf die Geige, als wolle er den Tönen lauſchen, ſein Geſicht bekam immer mehr den Ausdruck der Zärtlichkeit, und endlich rannen ihm Thränen aus den Augen. Unterbrechung machte ihn bös, ſonſt war er gegen Lob oder Tadel völlig gleichgültig und ſteckte, wollte er nicht mehr ſpielen, ſeine Geige ruhig in die Bruſttaſche ſeines Rockes. Nie verlangte er etwas, nahm es aber an, wenn man ihm etwas gab. Sein Inſtrument hielt er in

Ordnung und lang behielt er auch noch Ohr für die Stimmung desſelben. Anfangs, denn er trieb ſeine Wandrungen länger als zehn Jahr, kehrte er, wenn ihn ſeine Kleidungsſtücke nicht mehr gegen die Witterung ſchützen konnten, nach Haus zurück, von wo er, ſobald er neu gekleidet war, wiederum, ohne ſich um die Seinigen zu bekümmern, wieder auszog. Später aber ward er gleichgültiger dagegen und erbettelte ſich, was er eben brauchte. Dadurch bekam er nach und nach ein ſehr ärmliches Ausſehn. Mehreren Verſuchen, ihn in eine Verpflegungsanſtalt zu bringen, widerſetzte er ſich mit einer Hartnäckigkeit, die ſein Leben in Gefahr brachte. Man ließ ihn daher, da er niemand Leid zufügte, nach ſeiner Weiſe gehn, und ſo fand man ihn einſt in einem harten Winter, in ſeinem Mantel gewickelt, die Geige unterm Arm, ſteif gefroren, an einer Hecke ſitzen. Wahrſcheinlich hatte ihn die Müdigkeit übermannt, und ſo war er eingeſchlafen und ſchmerzlos hinüber geſchlummert. —

Der Jahrmarkt.

Das fröhlich laute Treiben des Jahrmarkts in der glänzenden Hauptſtadt, hatte mit dem Sinken des dritten Tages, an einem herrlichen Frühlingsabende, ſeine Endſchaft erreicht. Die zahlreichen, viel in ſich faſſenden Buden, worin wohlredende Kaufleute, deren geſchwätzige Frauen und niedliche Töchter die mannigfachen Herrlichkeiten mit unermüdlicher Geduld, herkuliſcher Lungenkraft und der lebendigſten Suade zwei warme Tage hindurch angeprieſen hatten, — ſtanden nun am kühlen Abend leer. Die bunten Waaren waren in ungeheure eiſenbeſchlagene Kiſten gepackt, auf denen hier und da ein vierſchrötiger Marktheifer, oder ein ſchwarzhäriger, krummbeiniger Ladendiener, Wache halten ſollte, aber bereits ſanft ſchlief und wie ein Hühnerhund ſchnarchte. Zu dieſer einſamen Stunde ſtrich ein junger, reicher Elegant der Hauptſtadt durch die dunkelnden Straßen, über den öden, ſtill gewordenen

Marktplatz — blos um ſich die verſchollne Herrlichkeit noch einmal recht zu vergegenwärtigen! Soll man dieß glaublich finden, ſo iſt es nöthig, den erwähnten Spaziergänger und ſeine Lebensverhältniſſe, ſo wie ſeine Charaktereigenthümlichkeit näher zu beleuchten, um zu erklären, wie es einem großſtädtiſchen Modeherrn begegnen könne, ſich auch nur Augenblicks lang mit der Erinnerung an einen Jahrmarkt — ein ſo triviales, plebejes Schauſpiel — zu beſchäftigen.

Der Baron von Reichenau, durch Geburt und Vermögen in die erſte Klaſſe ſeiner Mitbürger geſtellt, hatte, ſobald er ſeine Studien vollendet, und von der indeß ihm zugefallenen väterlichen Erbſchaft Beſitz genommen, ſich weiter um kein Amt beworben, ſondern ein ſchönes Haus in ſeiner Vaterſtadt bezogen und ſich in der großen Welt und der vornehmen Geſellſchaft einheimiſch gemacht. Da er viel mit Fremden lebte, ſich höchſt modiſch kleidete, Strümpfe à jour trug, ſeine Halsbinde nach den Vorſchriften des Büchlein's Cravattiana, bald à l'orientale, bald à la Pergami, bald à l'indolente knüpfte, ſich oft auf prächtigen Reitpferden ſehen ließ, um 4 Uhr Nachmittags zu Mittag ſpeiſte und ſonſt noch manche Sonderbarkeit der Tagesmode mitmachte, — ſo nannte ihn die Stadt einen Elegant, die minder Höflichen einen Mo-

denarren. Er mochte es vielleicht wissen, allein er kümmerte sich wenig darum, sondern ging seines Weges fort, that was er wollte und ließ die Menge reden was ihr behagte. In der That sah es in dem jungen Manne anders aus, als man es in einem gewöhnlichen Modemann — sey es nun ein französischer suprême, ein italienischer soprasino, ein englischer danely und exquisite oder ein deutscher Zierbengel — zu finden erwartet. Vom funfzehnten bis zum zwei und zwanzigsten Jahre Soldat, die letzten drei Jahre immer vor dem Feind, hatte er seinem Charakter, wie seinem Körper Dauer und Festigkeit gegeben. Nach dem Frieden trieb ihn die nie erloschne Liebe zu den Wissenschaften auf die Universität, die er nach drei Jahren mit Ruhm verließ. Daß er nun, im fünf und zwanzigsten Herr seines Vermögens, mit Kenntnissen mannigfacher Art ausgerüstet, nicht gleich sich um eine Stelle in dem großen Tretrade der Staatsmaschine bewarb, daran war nicht Trägheit, nicht Menschenhaß, sondern blos seine Eigenthümlichkeit schuld. Er war nämlich, was man mit einem ziemlich verrufnen Namen, ein poetisches Gemüth nennt. Ob er selbst Verse machte oder auch nur vorzugsweise gern welche las, wissen wir nicht; auch gehört dieß unser's Bedünkens um so weniger zur innern Poesie, als sehr viele

der neueſten gedruckten Poeſien gar nichts davon enthalten. Reichenau's Poeſie beſtand vielmehr in einer außerordentlichen Weichheit und Reizbarkeit des Gefühls, die ihm die Thränen in die Augen lockte, wo ſogenannte ordentliche Dichter ganz kalt blieben, in der Gabe an Dingen Vergnügen zu finden, die nur durch die ihnen geliehne Farbengebung und auch dann ihm nur intereſſant wurden, in einer ganz wunderlichen Anhänglichkeit an Erinnerungen aus ſeiner Jugend, die ihn ſo beſchäftigten, daß er ihnen, bis zum Vergeſſen der Außenwelt nachhing, und daher meiſt wie ein Träumender in's Leben hinein wankte. Machte ihn dieſe letzte Eigenſchaft zum ſogenannten eigentlichen Geſchäftsmann weniger brauchbar, ſo paßte jene leichte Rührungsfähigkeit, jenes Verweilen bei kleinen unſchuldigen Freuden, jenes Leben in der Fantaſie, noch weit weniger in die Klaſſe der großſtädtiſchen Elegants, bei denen zuerſt der Magen, dann der Kopf und dann das Herz, doch nur inſofern als es Ehrenſachen angeht, eine Stimme hat, Gefühl und Gemüth aber, als kindiſche, unmodiſche Fratzen verlacht, ja eigentlich für Beweiſe ſchlechten Tons gehalten werden, indem der ächte, gute Ton ein kaltes, gleichgültiges, egoiſtiſches, für alles Geiſtige todtes, für körperliche Genüſſe zwar noch empfänglich, aber auch dieſe herabſetzend,

wenn ſie vorüber ſind — wahrhaft zur Schlacke gebranntes Weſen verlangt. Allein der Baron hatte abſichtlich ſich zu dieſer Kaſte bekannt, weil er hier ſich in ſcheinbare Gleichgültigkeit werfen, einen ſtumpfen, dumpfen, Indifferentismus als Schild aushängen konnte, hinter welchem ihn niemand ſeiner Sonderbarkeit wegen zur Rede ſtellen mochte. Er galt für einen Modemann, für einen forcirten Elegant, für einen blinden Ultra — ſo konnte er ſtudiren, ſeinen Hang zur Wohlthätigkeit befriedigen, hier und da einen edeln Geiſt, einen hellen Kopf, ohne Rückſicht des Standes, durch warmes Entgegenkommen erfreuen, ſich allen ſeinen oft poſſenhaften Grillen hingeben — niemand glaubte, daß das dem durch und durch modiſchen Baron Reichenau Ernſt damit, daß es Charakterzug ſey, ſondern es galt für Excentricität, Streben, etwas für ſich allein zu haben. Bisher hatte er ſich bei dieſem moraliſchen Januskopf recht wohl befunden und ſeinen innern Friedenstempel immer verſchloſſen gehalten. Vorzüglich lag ihm das Bild ſeiner höchſt glücklich, poetiſch verlebten Jugend in Gedanken und je weniger es ihm — bald von Sinnlichkeit verführt, bald durch Erfahrung über die richtigere Schätzung der Dinge belehrt — gelang, die ſchuldloſen Seligkeiten jenes paradiſiſchen Alters in ihrer ganzen Wonne auf's

Neue in seinem Wesen zu reproduciren, je ängstlicher bewachte er die kleine Summe Empfindungen von daher, die sich noch mit ursprünglicher Frische erhalten hatten und war sorgsam bemüht, ihnen durch Erneuerung der Scenen, die sie veranlaßt hatten, Nahrung zuzuführen. In dieser Beziehung war ihm vorzüglich einer der Jahrmärkte der Hauptstadt heilig. Dieser verbreitete sich über eine lange mit Linden besetzte Allee, und einen großen, offnen, ungepflasterten Platz am Thore, der zunächst den Töpfern, die mit ihren gebrechlichen Waaren vom Lande herein kamen, bestimmt war. Seine Eltern hatten an diesem Platze ein prächtiges Haus besessen, dessen Façade gerade darauf hin sah. Der Markt fiel nach Ostern, oft also in die herrliche milde Frühjahrszeit. Die übrigen Märkte gingen still und unbemerkt vorüber; an diesem hatten die Reichenauischen Kinder frei, kein Lehrer durfte sie in Anspruch nehmen. Mit Wonneschauer vernahmen auch die fleißigsten Kinder die Nachricht von einer dreitägigen Vakanz — wie natürlich daher, daß diese schon am Vorabend mit kaum bekämpfter Lust die Wagen betrachteten, die vom Lande herein mit grünen Fichtenzweigen behangen, die Töpferwaaren brachten, und — während die Kleinen noch an ihren Büchern seufzten — mit heimlichen, verlockenden Klängen leise auf

den angewiesenen Plätzen auspackten, zurechtstellten und mit der grünen Waldeshülle bedeckten. Nicht minder verheißend war das Klappern der Stangengerüste, welche die Schuhmacher in den Verbindungsstraßen zwischen dem Platz und der Allee aufrichteten. Noch lag eine Nacht dazwischen. Wenn nun aber für die rothwangigen Langschläfer der Morgen anbrach, das Summen der Kaufenden, das Geschrei der Verkäufer, das Geklirr der Scherben an ihr Ohr schlug — Himmel, wie eilten sie dann in die Kleider, in's große Zimmer zur liebreichen Mutter an das geräumige Mittelfenster, nur etwa acht oder zehn Ellen über die Herrlichkeit erhaben, hinab zu blicken und dazu gewöhnlich das treffliche Frühstück zu verzehren! Da lag im sonnigsten Frühlingsschein, im süßen Arom frischen Laubes der nahen Bäume, der geräumige Rasenplatz vor ihnen mit aller der bunten Pracht eines Töpfermarktes! Neben kolossalen, dickbäuchichten, kurzhalsigen, grausteinernen Wasserkrügen stand die allerliebste kleine Familie schwarz glänzender Rahmtöpfchen zu Dutzenden beisammen, die Deckel mit rothen Bänderchen angeknüpft. Kräftigbraune Kaffeekannen, dergleichen niederstämmige Theekannen mit lang vorgereckten, altklug aussehenden Schnäbeln waren daneben aufmarschirt. Weiterhin lockten bunte

und weißglasirte Kindergeräthschaften den Blick an sich, und für das Auge dessen, dem Farbensinn beschieden war, blieben weder die saftgelben, dreibeinigen Tiegel, noch die inwendig grün glasirten, auswendig frisch okerbraunen Töpfe, Schüsseln und Pfannen, und die einfarbig grauen Bierflaschen oder die röthlich weißen Tinte- und Streusandfässer unbemerkt, die die dritte Linie bildeten. Zwischen den drei Linien des Treffens waren, Schanzkörben vergleichbar, hohe Haufen von Fichtenzweigen aufgeschichtet, die, zur nächtlichen Decke der Waaren, so wie zum Verpacken beim Rücktransport bestimmt, hier im Sonnenschein das lieblichste Gedüft ausathmeten. Und welch ein Gegenstand der regsten Beharrlichkeit waren diese Zweige für die Knaben, mochten sie nun blos treffliche Peitschenstäbe darin erkennen oder sie tiefern Sinnes voll betrachten! Natürlich war den Reichenauischen Stammessprossen nicht erlaubt, sich unter die hoffnungsvolle Jugend zu mischen, die unter dem Fenster bald mit Geheul, bald mit Jubelgeschrei sich vernehmen ließ, je nachdem sie entweder von dem alles beachtenden Töpfermeister einen tüchtigen Hieb abgekriegt oder der weniger strengen Meisterin glücklich und in eiliger Flucht ein paar solcher Zweige entwendet hatten! Aber daß sie mit sehnsüchtiger Wehmuth hinabblickten, wenn

das junge Israel mit seinen wogenden Palmen unter ihren Fenster jubelte, als gälte es den Einzug des Messias, das sah man so klar und dabei so rührend in ihren Kinderaugen, daß Frau von Reichenau nie unterließ, einen Bedienten hinunter zu senden, der denn mit einem Arm voll solcher Zweige wiederkehrte und selig leuchtenden Blickes von der jungen Herrschaft empfangen ward. Aber welche Sinnesverschiedenheit gab sich in der Benutzung dieser Schätze kund! Die beiden Fräulein's streiften so schnell als möglich die Fichtennadeln ab und benutzten sie — zum Kochen. Der jüngere Bruder riß, brach und schnitt so lange bis er, die Hände voll Blut und Harz, einen ganz ausnehmenden Peitschenstab zu Stande gebracht hatte, vor dessen mühsam erreichter Benutzung er sich aber erst mit warmem Wasser und einigen animalischen Fetten behandeln und säubern lassen mußte. Unser Baron dagegen, der Aelteste, begnügte sich, die dunkelgrünen, gelbbraunrindigen, reichlaubigen schlanken Zweige in der Hand zu halten, sich an ihrem Harzgeruch, ihrem sanften, bogenförmigen Schwanken zu ergötzen, das ihm Waldesdunkel, Finkenschlag, Quellengeplätscher, Moosgeruch, kurz alles Herrliche einer still heimlichen, frischgrünen Bergwaldstelle vergegenwärtigte, wie er sie wohl in den Holzungen auf den väterli-

chen Gütern gesehen hatte. Er konnte sich hierbei bis zur innigsten Bewegung und Rührung steigern, bis zum gänzlichen Vergessen der Außenwelt vergessen. Daß ihn niemand verstand, als er, hierüber befragt, seine Empfindung erklären wollte, war eben so natürlich als daß er, ungefragt nichts davon erwähnte, sondern unverstanden, ungestört und unbeneidet still genoß. Auch wir glauben denen sowohl, die des Knaben Richtung begreifen, als denen, die darüber ungläubig oder spöttisch lächeln, mit diesem Pröbchen genug gegeben zu haben und nehmen daher den Faden der Geschichte, wo wir ihn im Eingang fallen ließen, wieder auf. — Es war also wieder Jahrmarkt, auf demselben Platz, wie vor achtzehn Jahren, und mit denselben Augen als damals der Knabe Ernst, betrachtete heut der junge Mann das ihm so theure Fest. Zwar wohnte er nicht mehr in demselben Hause, zwar — und eine Rührungsthräne trat ihm dabei in's Auge — errieth keine liebende Mutter mehr seine kindische Sehnsucht — allein die Fenster seiner Wohnung gingen doch auf denselben Platz, und er durfte wie damals einen reichbordirten Bedienten hinunter schicken, und sich ein paar Fichtenzweige bringen lassen, mit denen er heimlich das beliebte Experiment wiederholte. Ja, er war noch besser dran in vieler Hinsicht, denn er konnte

in einen einfachen Ueberrock geknöpft, zwischen den Reihen herum gehn, und das Götterschauspiel ganz in der Nähe sehen. Dem Himmel sey Dank! Es war doch Alles noch wie sonst; die wunderbarsten Umwälzungen, die entsetzlichsten Begebenheiten, die unverständigste, herzloseste Aufklärungssucht war hier spurlos vorüber gegangen. Mit heimlicher Wonne ließ er sich von den Verkäufern bald „Ihr Gnaden" — bald „schönes Herrchen" — bald „Musjechen!" anrufen und zu allerlei Einkäufen für die Frau Liebste bereden, so daß sein Bedienter sich nicht genug über die reiche Sendung Töpfergeschirr wundern konnte, die, nach und nach in dem Vorsaal, aufgestellt wurde. Mit vergnüglichem Lächeln las er in den weißen Schüsseln sowohl als weiterhin auf den Fabrikaten der Bürstenbinder die geistvollen Legenden: „Ein Küßchen in Ehren kann niemand verwehren" — oder: „was schönes sehn und nicht genießen, heißt an der Quelle stehn und dennoch dürsten müssen!" — welches letztere ihm schon als Knabe unendlich höher poetisch und dadurch doppelt interessant schien, daß er dieß mit goldenen Lettern auf rothbraunen Lackgrund geschriebene Sentiment, für die ächte Herzergießung eines zärtlichen Bürstenbinders halten zu müssen glaubte. Auch heut verschmähete er nicht, wie vor achtzehn Jahren,

ſeiner Naſe zu folgen, und ſich vom kräftigen Juchtengeruch in die Schuhmacherſtraße locken zu laſſen, wo große, kleine, mittlere Schuhe und Stiefeln, neben rothen, blauen, grünen, gelben Pantoffeln in der warmen Luft und über Stangen gehängt, ſchaukelten. Noch heut, wie damals ſah er die ehrſamen Meiſter ſich plagen, daß ihnen der Schweiß auf die Stirn trat, einem vierſchrötigen Bauerkerl, ein paar zu enge Stiefeln anzuzwängen und ihm dabei zu verſichern, daß ſie vollkommen bequem und geräumig ſäßen, was dem präſumtiven Acquirenten nicht ganz einleuchten wollte. Noch heut, wie vor achtzehn Jahren trugen die reizendſten Dienſtmädchen kein Bedenken, den netten Fuß, die volle, pralle Wade, ja das fleiſchige runde Knie ſehen zu laſſen, je nachdem ſie nun Pantoffeln, Schuhe oder gar Stiefeln verlangten. Nur darin lag eine Veränderung, daß er vor achtzehn Jahren nicht den Fuß der Käuferin, ſondern den bunten Pantoffel angeſtarrt hatte, während jetzt ſein Blick auf ihrer Wade feſt haftete und ihm das Blut ſchneller zu Herzen trieb. Ganz beſonders zog ihn eine ſchlanke Mädchengeſtalt an, die, kaum ſechzehn Sommer alt, mit üppiger Körperfülle, das reizendſte Madonnengeſichtchen beſaß, das man denken konnte. Ihr Anzug war der einer Gebirgsbewohnerin, nett und ſorgſam, obſchon

von grobem Stoff. Sie mußte armen Eltern angehören, denn nachdem sie lang gehandelt hatte, um dem Meister zwei Groschen abzudingen, machte sie erst die Bedingung, daß der Pantoffel auch noch auf den bloßen Fuß passen müsse, weil sie verbunden sey, in's Holz zu gehn und daselbst Streu zusammen zu rechen. Das mußte versucht werden; schnell war die zinnerne Schnalle geöffnet, der schwere Schuh abgestoßen, der wollne Strumpf ausgezogen und Reichenau sah hier einen Wuchs, dessen Zierlichkeit und Fülle einer Dame Ehre gemacht haben würde. Als sich die Kleine aufrichtete, erblickte sie den Baron, seine starr auf sie gerichteten Augen und eine leise Carminröthe stieg aus ihrem Busen empor und verbreitete sich über das holde Gesichtchen, das in heller Anmuth und Verschämtheit rosenfarb erglühte. Eine Mischung von Schwermuth, Zärtlichkeit und heiterer Schelmerei lag in ihren Zügen, spielte um das Grübchen am kleinen Mund, ruhte in den braunen, lang und dunkel bewimperten Augen, die Reichenau nie so beisammen gesehn zu haben glaubte. Er trat näher — seine Hand suchte den Geldbeutel — „mehr als zwölf Groschen gebe ich nicht" — seufzte das holde Kind, trübselig nach den Pantoffeln blickend — „so kann ich sie nicht lassen" — versetzte der Meister trocken und hing sie wieder auf. Rei-

chenau warf die verlangten vierzehn Groſchen hin, und reichte die Pantoffeln der Gebirgerin — „hier Kind, ich ſchenke ſie Dir!“ — Das holde Kind ſtarrte den unerwarteten Geber freundlich an — „ih Herr, wie kommen denn Sie dazu?“ — „Nun, Du hübſches Mädchen, Du gefällſt mir“ — erwiederte Reichenau und ſetzte hinzu, als er bemerkte, daß die Umſtehenden die Köpfe neidiſch und neugierig zuſammenſteckten — „Du ſcheinſt mir auch ein braves und vernünftiges Kind, das es wohl verdient, daß man ihm Freude macht“ — „aber der Vater“ — fiel das Mädchen beſorglich ein, nach einer Straßenecke zeigend — „dort — der — mit den blechernen Löffeln — ich ſoll nichts von jungen Herren geſchenkt nehmen“ — „nun gut“ — nahm der Baron das Wort — „behalte nur die Pantoffeln, ich will ſelbſt es ihm ſagen!“ — „Ach, herrlich“ — erwiederte die Kleine — „da wird er's ja wohl geſchehen laſſen!“ — Sie hüpfte frölich, die bunten Pantoffeln unterm Arme, davon, und der Baron warf ſich in's dickſte Gedränge, um den Aufpaſſern zu entgehen, unter denen ihn doch welche erkennen konnten. Er war Willens, an die Kinderei nicht weiter zu denken, aber immer ſtand das reizende Geſchöpf vor ſeinen Augen. Je mehr hübſche Frauen und Mädchen ihm begegneten, je ſchärfer traten die

edeln, feinen, rührenden Züge der Gebirgerin hervor. Er ging immer gedankenvoller, ließ ſich immer abſichtsloſer vom Zufall umhertreiben und vernahm bald nichts mehr von dem ſummenden, tobenden, lachenden, ſchreienden Schwarm um ſich her. Jetzt ſtand er einige Augenblicke ſtill. — „Ja" — ſeufzte er tief vor ſich hin — „wer hier dürfte wie er wollte!" — „Ih, wer wird Ihnen denn etwas verwehren, ſchöner Herr" — ſagte eine freundliche Frau mit weichklingender Stimme — „ſetzen Sie ſich nur ein bischen nieder, ich mache Ihnen indeß alles zurecht!" — Sie ſchob dem Träumer einen Seſſel in die Knie, auf den er ſich ohne Umſtände niederließ. Es war angenehm hier. Das tolle Lärmen ſchallte hier in die entlegnere Straße nur wie die Brandung eines entfernten Meeres herüber. Ein leiſes Sauſen gleich bewegtem Fichtenwald, beſchäftigte angenehm das Ohr, ohne es zu ſehr in Anſpruch zu nehmen. Dagegen ſchmeichelte ein herzhafter Geruch der Naſe, obgleich der Baron, tief in Gedanken verſunken, weder ſah, noch hörte, viel weniger denn roch. Das Kinn auf den Stock geſtützt, ſtarrte er vor ſich hin, bohrte bald mit dem Stabe in die Erde, murmelte bald unverſtändliche Worte. „Lieber Herr" — ſagte die freundliche Frau — „nehmen Sie doch Raiſon an und eſſen Sie das Ihrige, ſtatt die liebe Got-

tesgabe so unnütz in den Grund zu bohren. — Hören Sie doch" — setzte sie lebhafter hinzu, ihn beim Arm schüttelnd. „Was will Sie?" — fuhr Reichenau, der nicht sanft war, wenn man ihn in seinen Träumen störte, in die Höhe — „ich will, daß Sie essen und Andre auch essen lassen" — entgegnete jene. Der Baron schleuderte sie unsanft bei Seite — „ist das Weib verrückt?" er wollte fort, allein sie hielt ihn am Rockschoos und replicirte mit zornrothem Gesichte — „ih, Sie Ungezogener, ich soll also" — Reichenau war indeß zu sich gekommen und sah um sich; mit Verdruß erkannte er die Fleischerreihe, und sich in einer der stattlichsten Wurst-Buden. Am Boden flammte es feurig unter langen schwarzberusten Pfannen und dreibeinigen eisernen Herentiegeln hervor, in denen prasselnd und zischend unendliche Bratwürste gleich vielfach gewundnen Schlangen siedeten. Stämmige Knechte mit entblößten, muskulösen Armen, die rothen Fäuste mit langen, zweizackigen Gabeln bewaffnet, gingen mit Hohnlächeln umher und neckten mit scharfen Stichen die zum Feuer Verdammten. Auf dünnen Spießen staken abentheuerlich kreuzweis verschränkt, spangrüne Gurken, deren gleißendes Gift aus dem Grunde der Höllenküche zwischen den Dampfwolken hindurch widrig leuchtete. Ohne die gellende Stimme der

vorher ſo freundlichen Frau, wäre der Baron vielleicht auf's Neue in ſeine poetiſche Gedankenloſigkeit verfallen, allein jene ließ ihn nicht dazu kommen. Zum Glück war ſie keine gemeine Höckerin, auch mochte wohl Reichenau's feine Wäſche und die prächtige goldne Kette, an welcher er das Augenglas trug, ihrem Organ einen wohlthätigen Dämpfer aufſetzen. Der Baron begriff, daß alles darauf ankomme, ſie ſchnell ſchweigen zu machen. Er riß den Rock auf, zog einige blanke Thaler aus der Taſche und reichte ſie der Frau hin: „nehmen, aber ſchweigen!“ — „Ganz wohl, gnädiger Herr“ — replicirte die plötzlich zur ruhigſten Sanftmuth Beſchwichtigte. „Aber wollen Sie denn nicht die Gnade haben und mir das liebe Gut zurücklaſſen, was Sie da ſo muthwillig in den Koth treten?“ — Reichenau blickte nach der bezeichneten Stelle und ward gewahr, daß er in ſeiner Gedankenloſigkeit ein ganzes Knäul Bratwürſte am Stock angeſpießt hatte. Auch dieſe mußten klingend vergütet werden; er that das eilig und entwich ſo ſchnell die vorüberſtrömende Menge es zuließ, die ſeine Richtung immerwährend durchkreuzte. Gewaltig ärgerte er ſich über ſeine Zerſtreuung, die er lediglich der allzugroßen Hingebung an die geliebten Jugendbilder zuſchrieb. Er wünſchte ſich gleich, daß ihn keiner ſeiner Bekannten aus der

großen Welt gesehen. Die profanen Praktiker würden den exaltirten Dichter in der Wurstbude, als ein ganz besonders ergötzliches Vaudevillestück in irgend einem eleganten Hause aufgeführt und den armen Baron mit ihren Neckereien zu Tode gepeinigt haben. Wir werden später sehen, daß er allerdings Ursache hatte, seine Collegen zu fürchten. Nun wollte er aber auch ganz nach einer andern Seite des Marktes hinsteuern — sonderbar, daß der Weg, den er wählte, gerade nach dem Stand der jungen Gebirgerin zuging — noch sonderbarer, daß, indem er sich daran erinnerte, ihm nicht auch beifiel, daß eben jenes holde Mädchen die Ursache seiner Zerstreutheit, seiner Verirrungen in der Wurstbude gewesen war und noch jetzt gewaltig in seinem Herzen, oder wenigstens in seiner Einbildungskraft spukte. Er konnte durchaus das holde Gesichtchen, diese zauberische Mischung von Lust und Schmerz, von Schwermuth und Heiterkeit, die so unwiderstehlich um den kleinen Rosenmund zuckte, so hinreißend aus den großen braunen Augen blickte, die herrliche Fülle, gepaart mit dem zierlichsten Ebenmaaß des jugendlichen Körpers, nicht vergessen. Er war kein Anachoret, aber auch kein Heuchler gegen sich selbst und so durfte er der innern Stimme des Herzens trauen, die ihm zuflüsterte, daß es bei weitem nicht Sinn-

lichkeit allein sey, die seinen Empfindungen unterliege. „Nun denn" — rief er aus — als er dieß Resultat gefunden — „so will ich auch dem holden Geschöpfe sagen, was ich fühle. Und erwiedert sie meine Liebe — was kümmern mich die Narren und Närrinnen der großen Welt. — Meine Mutter freilich" — sein Gang stockte, er besann sich — „nein" — sagte er sich selbst — „eben sie, die theure Vollendete, wollte ja nur mein Glück, das ich dort in dem fatalen großen Hause schwerlich finden werde. Also rasch hin zu ihr!" — Er verdoppelte seine Bemühungen und sah schon von weitem das reizende Geschöpfchen im lebhaften Verkehr. Er trat näher heran, ohne von ihr gesehen zu werden. Sie hatte die Hemdärmel aufgestreift, um ungehinderter diesem ein Bund Schwefelfaden, jenem die blechernen Löffel herablangen zu können, oder die vor ihr stehenden Fässer mit blauer Schmalte, nach welcher große Nachfrage war, gewandter handhaben zu können. Reichenau schlich von den hundert Köpfen, die zwischen ihm und der Holden auf und niederwogten verdeckt, auf zehn Schritte heran. Himmel, wie reizend war sie jetzt! Ein paar vor ihr stehende Männer handelten um blaue Farbe. Um diese von der Güte ihrer Waare zu überzeugen, öffnete die Verkäuferin ein Fäßchen, streifte sich hoch auf und langte

nun mit dem fleiſchigen Arm tief in die blaue Farbe hinein, die der Röthe der Pfirſichwangen, den dunkeln Augen, der Weiße des Armes, und des jungen darüber hingebeugten Buſens gleichſam noch zur glanzerhöhenden Folie diente. Der Baron begriff nicht, wie das unbeſchreiblich reizende Mädchen nur eine Stunde lang von den Elegants unbemerkt geblieben. Aber auch er blieb es nicht länger, ſie hatte ihn erkannt und ein freundliches Lächeln, von Erröthen begleitet, das ſich von der Bruſt zur Stirn hinaufzog, benachrichtigte ihn davon. Er trat heran. „Nun mein ſchönes Kind" — redete er die Verlegene an, die nach dem Vater, einem großen ſtarken Mann verſtohlen hindeutete. — „Was beliebt dem jungen Herrn" — rief dieſer mit lauter nicht ſehr freundlich klingender Stimme herüber — „Vater" — fiel die Kleine ängſtlich ein — „das iſt der junge Herr — der Dir die Pantoffeln ſchenkte? Donnerwetter, Herr, wiſſen Sie wohl, daß mir das gar nicht gefällt, daß Sie dem jungen dummen Dinge da den Kopf ſo verrücken." — „Nun, nun" — beruhigte ihn der Baron — „der gute Ruf Eurer Tochter wird ja doch nicht von ein Paar bunten Schuhen abhängen. — Aber — was ſteht denn da auf den Fäſſern für ein Name eingebrannt — ja, wahrhaftig — Reichenau. Wo ſeyd ihr denn her, Leute?" — „Ih nun, wo

werden wir her seyn" — versetzte der Vater — „aus Reichenau im Obergebirge, unter Reichenauer Herrschaft, fünf Stunden von Wildenthal an der Grenze!" — „Was tausend" — lächelte der Baron — „so seyd ihr ja obendrein meine Unterthanen, denn Reichenau und Wildenthal gehören mir!" „Bliz und Donner" — rief der Alte, und die treuherzige Fröhlichkeit des Gebirges übermannte ihn, daß er im hochgebirgischen Dialect ausrief — „Küß d'Hand, Redel, Küß d'Hand, is ja unsre gnädge Herrschaft da!" — Und nun Reichenau's Züge analisirend, brachte er bald das Urbild seines sel. Vaters, des reichen Barons heraus, der ihn, als ihn der Krieg um Alles gebracht hatte, mit Geld, Holz und Lebensmitteln so reichlich unterstüzte, und als der Schuldner nach ein paar Jahren einen Theil der Summe abtragen wollte, die Verschreibung zerriß und ihm den ganzen Bettel, wie er es nannte, schenkte. „Ja freilich, freilich" — fuhr der auf einmal freundliche Alte fort — „das ist ja ganz des alten sel. Barons Nase, seine Augen. O über die Freude — na Rösel, küß dem gnädgen Herrn d'Hand. Gottswetter, Ihr Herr Vater, r'Gnaden, das war ein kreuzbraver Mann, und Sie sind gewiß sein ächter Sohn, aber das ist doch grundfalsch, daß Sie, seitdem Sie die Herrschaft übernahmen, nicht wieder bei uns oben in Wil-

denthal waren. — „Guter Alter" — entgegnete der Baron — „nach meines Vaters Willen habe ich mich erſt in der Welt umgeſehen, war in Frankreich, England, Italien, Spanien, dann kam der letzte Krieg" — „Ja, ja, glaub's wohl" — fiel ihm der Alte in's Wort — „ne vergeben Sie nur r' Gnaden, ich muß auf mein Sach aufmerken. Converſiren Sie derweil mit Röſel, s' iſt ein ſchmuckes Ding und die jungen Herren gehen ſo was nicht aus dem Wege!" — Reichenau ließ ſich das nicht zweimal ſagen, er trat neben Röschen, ſie bald in's Geſpräch verwickelnd und ſich an dem Gemiſch von Reſpect und Vertraulichkeit, die ſich auf's wunderlichſte in ihrer Rede kreuzten, höchlich ergötzend. Sie ließ es gern geſchehen, daß er ihr den runden weißen Arm drückte. „Röschen!" — rief er aus — „was haſt Du da für einen elenden gelben Pfennig hängen" — indem er die ſchwarze Schnur lüftete, die in den vollen Buſen hinablief, und einen gehäkelten Sophien-Dukaten hervorzog, der aber ſeinen ſchönen Platz nicht ſogleich verlaſſen wollte, ſo daß durch dieſen Widerſtand und Reichenau's zitternde Hand, das kaum die Jugendfülle umſpannende ſeidne Tüchelchen ſich gewaltig verſchob. „Von meiner ſeligen Mutter" lispelte Röschen hocherröthend, mit der einen Hand Reichenau ſanft abwehrend, indeß die andre die

Unordnung wieder herzuſtellen bemüht war. „So laß Dir wenigſtens dies auch häkeln und trag's mir zum Andenken!“ — Mit dieſen Worten warf er einen blanken Louisd'or in die wonnevolle Tiefe, der der Sophien-Dukaten entſtiegen war, hinab. „Um Gotteswillen“ — lispelte Röschen, vergeblich dem goldnen Ludwig nachſpürend — „der Vater ſchlägt mich todt, ums Himmelswillen, nehmen Sie das gelbe Gold zurück.“ — „Nicht um die Welt, Röschen.“ — „Sie wiſſen nicht, wie unglücklich Sie mich machen“ — rief die Kleine ängſtlich, ihm den ertappten Flüchtling hinhaltend — „ich bitte Sie um Alles was heilig iſt — wenn Sie mir ein bischen gut ſind.“ — „Engelsröschen, wenn Du mir zehn Küſſe verſprichſt!“ — „Hundert, wenn Sie wollen.“ — „Aber wo treff ich Dich allein?“ — „Wo Sie wollen, nehmen Sie nur.“ — „Nun gut, alſo heut Abend, wenn's dunkelt, dort im fürſtlichen Garten — aber gewiß?“ — „Ja doch, ich ſchwöre — aber nun Ihr Gold, und nun kaufen Sie geſchwind etwas, damit der Vater nicht mißtrauiſch wird!“ Der Baron nahm ſeinen Louisd'or wieder und warf klingend einen harten Thaler auf den Tiſch, wofür ihm Röschen ein Paket Schwefelfaden, hinreichend, eine ganze Reſidenz in Brand zu ſtecken — ſo viel Zündſchwamm, als ein Dragonerregiment etwa

in einem Jahr verbrauchte und zwei Dutzend blecherne Löffel, in die Brusttasche schob, was er sich alles herzlich gern gefallen ließ, um nur das holde Geschöpfchen recht nahe zu haben. Indeß übersah er doch nicht, daß sie aufgerissene knol'ge Finger hatte, wie harte Arbeit sie giebt. Thue aber doch niemand unserm Baron so unrecht, zu glauben, daß er entschieden böse Absicht gehabt, das arme holde Röschen um Ehre und Ruhe habe bringen wollen. Dazu war er nicht Wüstling genug und würde auch bei der wackern Kleinen seinen Zweck nicht so leicht erreicht haben. Nein, es war inniges Wohlgefallen an dem reizenden Geschöpf, ein lebendiges Aufflammen von Liebe und die ja wohl zu verzeihende süße Erwartung der versprochnen Küsse.

Es war längst der Mittag der gemeinen Leute vorbei und der Baron, so sehr er auch mit seiner niedlichen Unterthanin beschäftigt war, ward doch auch von seinem Magen daran erinnert, daß die Eßstunde der Vornehmen — halb vier Uhr — geschlagen habe. Eben bog er in die Straße ein, die zu seiner Wohnung führte, als er hinter sich seinen Namen rufen hörte. Er blieb stehen und erkannte beim Umblicken den jungen Grafen Löwenberg, der außer Athem auf ihn zu kam. „Habe ich Sie doch überall gesucht" — stammelte der Athemlose — „ohne Sie, we-

der zu Hauſe noch hier in dem verwünſchten Gedränge treffen zu können; meine Tante läßt Sie bitten, heut bei ihr zu ſpeiſen — morgen reiſe ich wieder nach der Univerſität — es iſt heute meiner Schweſter Julie Geburtstag — Sie dürfen durchaus nicht fehlen — Sie treffen noch mehr junge Damen und Herren! Geſchwind kommen Sie — man wartet mit dem Diner auf uns!" — Dem Dränger war nicht zu entkommen, auch wollte es der Baron nicht ernſtlich. Der junge Löwenberg war ein munterer, gutmüthiger Jüngling, dem er wohlwollte — und Julie? — Julie war ein reiches elternloſes Mädchen, von eben ſo viel Schönheit und Geiſt, hatte des Anſtands wegen eine bejahrte Tante zu ſich in das prächtige Palais genommen, das ſie bewohnte, und war eben jenes Mädchen, das Reichenau's Mutter ihm ſchon von den Kinderjahren her zur Braut beſtimmt hatte. Auch Julie wußte um dieſen Plan und ſie hatte nichts dagegen. Der Baron mißfiel ihr nicht, ſein Name, ſein Reichthum vermehrte das Wohlgefallen und unter der Bedingung, daß er ſie eine Modeehe führen laſſe, ihr geſtatte, ein Dutzend Anbeter zu haben, und ſich verbindlich machte, ſein albernes zärtliches Weſen abzulegen, das ihr unerträglich war, wollte ſie ſich entſchließen — nicht ihn zu lieben — das ſollte von den Umſtänden

abhängen — ihm ihre Hand zu reichen. Davon aber wollte Reichenau nichts wissen; ihm war es klar, daß eine solche Gattin nie seine Achtung noch Liebe erwerben, eine Verbindung mit ihr ihn grenzenlos unglücklich machen würde. Allein er hatte sich nicht entschließen können, das Fräulein nicht mehr zu sehn, theils aus kindlicher Achtung für den Wunsch seiner verstorbenen Mutter (die ihn, bei aller ihrer Liebe, doch eigentlich nie gekannt hatte) theils von Julien's stolzer Schönheit festgehalten. Das Fräulein hatte ihrer Ansichten und Bedingungen, ehe sie eine Verbindung einginge, kein Hehl gehabt, und sonach war ihr eben so wenig unbemerkt geblieben, daß zwanzig andre junge Männer ohne Anstand zu nehmen, darauf eingehn würden, als daß der Baron noch deshalb im Kampf mit seinen Grundsätzen und seiner Gemüthlichkeit sey. Das verdroß sie. Es war ein Schimpf, den er ihrer überall siegenden Schönheit zufügte, und da sie ohnedies gern und meistens sehr beissend spottete, so hatte sie Reichenau ein paar Mal hart zugesetzt, der des Sticheins müde, einige Tage weggeblieben war. Heute dort zu speisen, war ihm unangenehm — seine Stimmung contrastirte zu sehr mit dem Ton und der Gesellschaft, die er dort zu finden gewiß war. Zudem hatte er Juliens Geburtstag vergessen —

ein grober Verſtoß, den ſie ganz gewiß mit der bitterſten Satyre rächen würde. Indeß wie geſagt, es ließ ſich nicht abweiſen und ſo folgte er denn dem jungen Grafen, von der Ahnung eines unangenehmen Auftritts beängſtigt. Er nahm ſich vor, alle Veranlaſſung ſeiner Seits zu meiden, und ſo liebenswürdig als möglich zu ſeyn. Das Glück ſchien den Vorſatz zu begünſtigen. Zwar empfing ihn Julie ziemlich kalt, rügte mit ſtechendem Blick das gänzliche Vergeſſen ihres Geburtsfeſtes, ging aber doch bald darauf, da Reichenau ſich nicht außer Faſſung bringen ließ, in einen mildern Ton über. Das Diner lief ganz gut ab und der Baron, dem ſeine Beſorgniß noch immer auf dem Herzen lag, fing ſchon an ſie zu belächeln. Die Geſellſchaft ſtand bei offner Glasthür im Gartenſaal, und ſchaute in das Marktgewühl hinab. Auf ein Mal rauſchte die Saalthür und ein junger Gardeofficier herein, einer der erſten Elegants vom entſchiedenſten Bonton, übrigens ein naſeweiſer, unwiſſender, aufgeblaſener, hämiſcher Geck und dem Baron, der ihn ſchon ein Mal zurecht gewieſen hatte, in tiefſter Seele zuwider. Auch er war Juliens Anbeter, ſah natürlich Reichenau eben ſo wenig gern hier. Die Art, wie das Fräulein den Modenarren empfing, war ſo, daß man faſt auf ein vertrauteres Verhältniß ſchließen durfte —

was der Baron heut zumal, gern auf ſich beruhen ließ. Der Wohlgeruch duftende Zögling des Mars hüpfte auf Reichenau zu und freute ſich, ihn endlich eingeholt zu haben, da er ihm den ganzen Morgen vergeblich nachgeſetzt. — „Mir?“ — frug der Baron gleichgültig — „kann ſeyn, ich habe Sie aber nicht bemerkt!“ — „O ſehr begreiflich, Herr von Reichenau, Sie hatten ganz andre Dinge im Kopfe. Aber wie ich Ihnen ſage, auch mich ſandte die ſchöne Julie mit der Einladung, an ihrem Feſte bei ihr zu ſpeiſen, was Sie holder Dichter gänzlich vergeſſen hatten, an Sie ab, und endlich ſah ich Sie von fern auf dem Töpfermarkt poetiſch zwiſchen Bierflaſchen und Breitiegeln umherwanken. Dort würde ich Sie, Theuerſter, erfaßt haben, allein Sie entwichen mir und ich fand Sie erſt in den Wurſtbuden wieder, wo Sie ſich häuslich niedergelaſſen und mit der dicken Fleiſcherswittib recht anmuthig converſirten. Ich geſtehe, der execrable Qualm von Bratwürſten, der triviale Geruch der Pfeffergurken verjagte mich und ich gab es auf, den ſchon Fixirten hier zu fixiren!“ — Alles platzte mit Lachen heraus und der Baron bemerkte, daß er nicht eben die Lacher auf ſeiner Seite habe. Die boshafte Apoſtrophe verdroß ihn, das unſichere Gebäude ſeiner Faſſung ſchwankte gewaltig. Gezwungen kalt erwiederte er, wie er

dies Talent zu erfinden noch nicht an dem Offi-
cier gekannt habe und nur bedaure, ihn nicht
glücklicher darin zu sehn. — „Jemand Lügen
strafen" — fiel die Gräfin bitter ein — „heißt
noch nicht, ihm beweisen, daß er Unwahrheit
gesprochen habe, sondern erfordert blos Dreistig-
keit." „Mein Fräulein" — rief der Baron zorn-
erröthend — „ja" — nahm der Officier das
Wort — „beweisen Sie, daß ich Unwahrheit
sprach. Doch ja" — setzte er süßlich hinzu —
„ganz treu habe ich freilich nicht referirt, son-
dern vergessen, zu erwähnen, daß der verehrte
Herr weit länger als in den Wurstbuden, bei
der hübschen kleinen Rose, der Tochter des ge-
birgischen Blaufarbenhändlers verweilte und ihr
Schwefel und Feuerschwamm — doch wohl nur,
um Gräfin Juliens Herz desto sicherer in Brand
zu setzen, abkaufte. Ob er nun blos diese Brenn-
stoffe mit dem Louisd'or so reichlich bezahlte, den
er der Kleinen aufdrang, weiß ich freilich nicht.
Das schöne Kind ist aus Reichenau, also des
Baron's Unterthanin, wohl gar Leibeigne.
Nun wer weiß, dem Gutsherrn standen sonst
wunderliche Rechte zu; das kleine runde Ding
ist gutwillig, der Baron ein Liebhaber von alter-
thümlichen Gewohnheiten. — Uebrigens liefere
ich hier den Beweis, daß ich nicht gelogen, son-
dern Herr von Reichenau wirklich gute Geschäfte

mit dem kleinen Röschen gemacht hat!" — Bei dieſen Worten riß der Redner an einem Schwefelfaden, der Reichenau'n unbemerkt aus ſeiner Bruſttaſche hervorgeſehn hatte, und urplötzlich ſtürzte das ganze Convolut Schwefel und Schwamm, nebſt einer Düte blauer Farbe und zwölf Stück blecherne Löffel, klappernd auf das Parket nieder.

„Schweigen Sie, mein Freund" — rief Julie dem Officier zu — „und laſſen Sie dieſen würdigen Mann, meinen künftigen Herrn und Gemal ſprechen und ſich entſchuldigen. Denn daß es nach dieſer Schmach, die er meinem zärtlichen Herzen zufügte, einer Entſchuldigung bedarf, wird er wohl ſelbſt eingeſtehen!" — Sie begleitete dieſe Worte mit einem lauten, höhniſchen Gelächter. Der Kreis hatte ſich dichter um die Sprechenden gedrängt. Augenſcheinlich war die Verabredung, der Officier war dem Baron nachgeſchlichen und hatte Julien alles hinterbracht. Reichenau hielt ſich nicht länger. „Was Sie, mein ſauberer Herr Lieutenant berechtigt, mir nachzuſchleichen, mich zu belauſchen und hier für die Gräfin, die ich bedaure, in ſo ſchlechten Händen zu ſeyn — den Spion zu machen, darüber ſtände es mir frei, Sie mit dem Piſtol in der Hand zur Rechenſchaft zu ziehen, wenn mir nicht an einem halben Loth Blei mehr als an Ihrer Meinung von mir läge. Sie ſind ein elender

Verläumder, den ich verachte und rathe, mir nie so nahe zu kommen, daß ich ihn erreichen kann. Ihnen, mein Fräulein, bin ich gar nichts, weder Entschuldigung noch Rechenschaft schuldig. Beides kann zwischen Personen verschiedenen Geschlechts nur in herzlichern Verhältnissen bestehen, als sie je zwischen uns statt fanden. Wir haben gegenseitig keine Rechte an einander. Die Fantasie meiner seligen Mutter, uns für einander zu bestimmen, war eben nur eine Fantasie und darum gedenken wir derselben nicht weiter. Allein der Ehre des unbescholtenen Geschöpfes, das jener Elende so grundlos verläumdete, bin ich noch einige Worte schuldig. Ich sah sie heute zum ersten Male, die arme Kleine erfuhr erst heute, daß sie auf meinen Gütern geboren ist. Ja, ich leugne es nicht, ihre Schönheit zog mich an, und da mein Herz frei war, so entstanden Wünsche in mir, die ich vielleicht noch realisire, wenn sie nicht — besonnener als ich — ihr Herkommen und ihre Erziehung bedenkend, meine Fragen unerwiedert läßt. Meine Absichten sind rein wie mein Wohlgefallen und ihre Tugend. Das ist es, was ich Ihnen, Gräfin, zu sagen hatte und womit ich auf Nimmerwiedersehen von Ihnen scheide. Für jenen elenden Klatscher und Verläumder will ich großmüthig noch drei Tage in der Residenz bleiben, dann aber verreise ich!" —

Mit dieſen Worten verließ er den Saal; von Juliens und des Lieutenants Hohngelächter, aber auch von manchem Edeln begleitet, der ihm die Hand drückte und ſein Betragen wacker nannte.

„Gott ſey Dank“ — ſagte er ſich ſelbſt, ſobald er im Freien war — „nun bin ich ſie alle los, die Narren, den elenden Wicht und jenes reizende aber herzloſe, unweibliche Geſchöpf. Niemand hat mehr ein Recht auf mein Herz als jenes holde Weſen, das vielleicht beſtimmt iſt, jene unbefriedigte Sehnſucht, die aus meiner frühern Jugend in meinen Geiſt herüberhängt, zu ſtillen, jenen ſeligen Träumen Wahrheit, jenen wunderſamen Nachklängen Erwiederung, einem treuliebenden, empfänglichen Gemüth zu geben. Ja, ihm, dieſem weiblichen Engel, will ich alle Vorurtheile, die das Leben auf ſo lächerliche als unwürdige Weiſe vergällen, zum Opfer bringen und aus dieſer Nebelwelt voll Narren hinabſteigen in die unſchuldig wahre, treue Paradiesesſtille des ländlichen Lebens!“ — So der Baron. Das Herz war ihm voll, was darauf lag, war nun halb herunter — gern hätte er mit Röschen geſprochen, aber erſt gegen Abend hatte ſie verſprochen zu kommen und dort in der Stille der Nacht, von ihrem überraſchten Herzen wollte er das Glück ſeines Lebens erfragen. Jetzt in dem lärmenden Gewühle, in der ſtörenden Helle

des Tages, hätte es Erläuterungen, Andeutungen für Vater und Tochter gegeben, die ihn um das Entzücken der Ueberraſchung ganz und gar gebracht hätten. In dieſer peinigenden Erwartung eilte er nach Hauſe und ließ ſich ſein flüchtigſtes Pferd vorführen. Schon oft hatte er innere Unruhe und Bewegung durch eine recht kräftige körperliche beſeitigt. Nach einigen Minuten flog er die breite Straße hinab und verließ dieſe, um ſich durch Wald und Berg, die ſich ſo anmuthig um die Reſidenz herzogen, einen eignen Weg zu bahnen. Es begann zu dunkeln, als er geſänftigt langſam in's Stadtthor einritt. Die lange Fenſterreihe des Hauſes, worin er geboren, funkelte rothgülden im Scheideſtral der Sonne. Ihm ward, als ſehe er, ein Knabe, an dem ihm ſo wohlbekannten Mittelfenſter von Mutterarmen umſchlungen und blicke auf die ſchweigende Herrlichkeit, die unter ſchützenden Fichtenzweigen die goldne Sonne erwartete, herab. Die ganze Summe nur halb klarer Ahnungsſeligkeiten aus den roſigen Morgenländern der Jugend und Fantaſie ſchwoll in ihm empor, unbeſchreibliche Sehnſucht erfüllte ſein Herz und an dieſer Stimmung läuterte ſich ſein Gefühl für Röschen bis zur reinſten, ſchuldloſeſten Liebe. Jetzt war er an ſeiner Wohnung, gab den dampfenden Schimmel ab, und ſchritt ruhig dem fürſtlichen Garten zu. Kaum in ſeine

dichtdunkeln Bogengänge eingedrungen, vernahm er eilige Fußtritte. Es war das Mädchen. Freundlich trat er sie an, die schöne Stirn küssend, die vom spielenden Mondlichte flüchtig erleuchtet ward. Allein sie weinte heiße Thränen und lehnte schluchzend ihr blühendes Haupt auf des Baron's Schulter. „Was hast Du denn, armes Kind" — frug er theilnehmend — „hat vielleicht Dein Vater" — „O nein, Ihro Gnaden, der denkt nichts böses von mir, ich gestehe es auch, trotz meinem Versprechen, wäre ich dennoch nicht gekommen, wenn Sie nicht meine gnädige Herrschaft und ich — ach — so sehr — so sehr unglücklich wäre. Die Angst treibt mich zu Ihnen — Sie sind so brav, so mild — ich war Ihnen gleich beim ersten Blick gut — nun werden Sie mich nicht verderben wollen, sondern mir helfen, und Gott wird's Ihnen lohnen!" — Ein neuer Strom von Thränen unterbrach sie. „Mein Gott" — lispelte ihr der Baron zu — „wer denkt daran, Dich zu verderben, im Gegentheil, glücklich machen will ich Dich, so sehr ich es vermag. Aber komm' und erzähle ordentlich!" — Er führte sie zu einer Bank und hieß sie neben ihm Platz nehmen. Mit rührender Aufrichtigkeit berichtete Röschen nun, daß sie — einen *Liebsten* habe, einen Jägerburschen aus Reichenau — „ein schöner, langgewachsener Mensch"

— beſchrieb ſie wohlgefällig. Der Vater ſey dem Jüngling nicht abgeneigt, wenn er Brod für eine Frau habe, wozu aber vor der Hand wenig Ausſicht ſey. Das Unglück wolle, daß dem Jüngling weger ſeiner ſchönen Geſtalt von ausländiſchen Werbern arg nachgeſtellt und hohes Handgeld geboten werde, das er natürlich um des Mädchens willen, bis jetzt gern ausgeſchlagen. Daß er dießmal aus dem Gebirge mit herab zum Jahrmarkt gekommen, ſey ihr ganz unbewußt geweſen. Unglücklicherweiſe aber müſſe er ſie und den Baron, den er gar nicht von Perſon kenne, — belauſcht haben, denn er ſey des Nachmittags zu ihr an die Bude gekommen, als der Vater gerade auf der Acciſe geweſen, und habe ſie mit den bitterſten Vorwürfen überſchüttet, daß ſie an öffentlichem Jahrmarkte mit jungen Herren aus der Stadt charmire. Ihrenthalben ſey er zu Fuß heruntergelaufen, um ihr durch die Ueberraſchung eine Freude zu machen, nun aber ſey es aus mit ihnen beiden. Was er geſehen, ſey ſchon genug, was möge erſt geſchehen, wenn Zeit und Gelegenheit günſtig ſey. Sie habe ihm das Herz gebrochen und nun wolle er von hier aus gehn, von den Holländern Handgeld nehmen und in drei Tagen nach Batavia abſegeln. Würden ihn dort nicht die ſchwarzen Mohren ſchlachten und auffreſſen, ſo werde ihm

schon der Gram das Herz abdrücken. Vorher aber wolle er ihrem Vater entdecken, was er für eine Tochter habe. „Sehn Sie, gnädiger Herr" — endigte Röschen, sich zu des Barons Füßen werfend — „so geht's mir Unglücklichen. Mag Franz dem Vater sagen, was er will und der mich halb todt schlagen — ich will's geduldig leiden, ich hab' es vielleicht verdient, obgleich ich nichts böses im Sinne, sondern blos meine Freude daran hatte, daß so ein schöner Herr, wie Sie, mir die prächtigen Pantoffeln schenkte und so freundlich mit mir war. Geht aber Franz, den ich mehr als mein Leben liebe, fort unter die Schützen und bin ich Schuld, daß er von den schwarzen Mohrenthieren gefressen wird, oder noch schlimmer umkommt, so thu' ich mir ein Leids an und springe in den nächsten Teich!" — Man denke, wie unserm Baron zu Muthe ward, als er diese Erzählung mit angehört hatte. Er also war es nicht, den Röschen's Seele liebte, das war entschieden. Er konnte nun freilich auf die weibliche Eitelkeit, auf den Glanz seines Standes, auf seine Person selbst etwas rechnen, wenn er jetzt mit dem überraschenden Antrag hervor trat, Röschen zur Frau Baronin zu machen. Allein zu welchem Zwecke? Reue konnte über Franzen's Entfernung und mehr als zu wahrscheinlichen Tod im ungesunden Batavia nicht

ausbleiben. Dann war ihr Leben vergällt, so mit sie und der arme Franz ohne Zweck elend gemacht. Denn wer bürgt dafür, daß Röschen auf der Stufe, wo sie stand, des Barons Liebenswürdigkeit, die ungleich andrer Art war, als die eines Jägerburschen — würde ganz empfunden, seine poetisch wunderbare Eigenthümlichkeit würde verstanden, geachtet, wenigstens geschont haben? Reichenau seufzte tief, er hatte schon entschieden. Indeß wollte er noch mehr Gewißheit. „Beruhige Dich, Mädchen" — sagte er jetzt — „ich will morgen mit Franz sprechen. Will er aber keine Vernunft annehmen, so laß ihn laufen, ein Mädchen wie Du, bekömmt wohl einen tausendmal reichern und schönern Mann." „Gott bewahre mich" — fiel Röschen aufspringend, im höchsten Affect ein — „daß mir je ein anderer Mann zu nah kommen sollte, nachdem ich den guten Franz so elend gemacht hätte. Wie könnte ich denn mit einem andern froh werden, und wäre er schön wie ein Engel und reich wie unser König. Nein, solche doppelte Schuld, die brächte mich bei jungen Jahren in die Grube!" — Dem Baron trieb der Edelmuth des Mädchens Rührungsthränen in's Auge. Er wollte nicht weniger edel seyn und so beschloß er, sie dem Geliebten zu geben, ohne von seiner eignen Empfindung nur ein Wort zu sagen. Auch die

versprochenen Küsse wollte er sich nicht gönnen, sondern das Opfer rein und ganz bringen. Er entließ das Mädchen, nachdem er ihr die beste Hoffnung gegeben hatte und schritt seiner Wohnung zu, gedankenvoll die Lindenallee mit ihren ausgestorbnen Kaufmannsbuden, den leer und still gewordenen Platz überblickend. Tags darauf ließ er den Jägerburschen vor sich kommen. Es war ein junger, kräftig schöner Mensch, der mit schwärmerischer Liebe an dem Mädchen hing, aber entschlossen war, seinen Begriffen von Ehre sein Gefühl zum Opfer zu bringen. Es fand sich bei des Barons Untersuchung, daß Franz nicht selbst beobachtet, sondern nur im Wirthshause, wo er abgetreten war, gesprächsweise von einem vacirenden Kameraden, der von den Werbern gestempelt war, das alles erfahren hatte. Er mußte zugeben, daß auf offnem Markt, am hellen Tage, fünf oder sechs Schritt vom Vater entfernt, nichts hatte vorfallen können, daß im geringsten Röschens Tugend und Treue gefährdet hätte, und daß er ein junger Brausekopf sey. Reichenau sprach erst als Vermittler, dann als Herr, und dies, verbunden mit der Zusage, daß er sofort auf dem Wildenthaler Revier als adjungirter Förster angestellt werden solle, wenn er sich mit dem Mädchen versöhne, ihr das angethane Unrecht abbitte und sie als sein Weib lie-

bevoll zu behandeln verſpreche, wirkte blitzſchnell. Mehr konnte er nicht wünſchen und ſo ward denn der Friede in ganz kurzer Zeit wieder hergeſtellt. In des Vaters Beiſeyn ließ der Baron die jungen Leute als Brautleute zuſammengeben, verordnete aber, daß erſt ein halb Jahr darauf die Trauung ſtatt finden und Förſter Franz ſeine neue Wohnung beziehen ſolle. Um ihn aber vor den Werbern ſicher zu ſtellen, ließ ihn der Baron ſogleich verpflichten. Die Glücklichen reiſten Tags darauf in's Gebirg zurück, dem Baron die reichſten Segnungen zurücklaſſend. Er durfte glauben, ſie verdient zu haben, denn er wußte was ſie ihn koſteten. Um ganz darüber mit ſich in's Reine zu kommen, verließ er bald darauf die Reſidenz und trieb ſich ein paar Jahre in der Fremde umher, ohne zu finden, was er ſuchte und was er dem reinen Pflichtgefühl geopfert hatte. Indeſſen, er war ruhiger geworden und mit den gewohnten Lieblingsfantaſien kehrte auch eine ſtille Heiterkeit in ſein Herz zurück. Der Zufall führte ihn gerade am erſten Abend des Jahrmarkts vor ſeinem Hauſe, zurück. Behaglich lag er Tags darauf im Fenſter und ſtarrte ſeligträumend hinab, als er — Röschen ſah, die dick und rund wie eine Kugel neben ihrem Manne zwiſchen dem Töpferzeug herumtrippelte und Kinderſpielzeug kaufte. Sie war nach der Stadt

gekommen, um den Baron, dessen Ankunft ihnen für den Sommer in Reichenau bekannt gemacht worden war, zum Pathen ihres erwarteten Kindes einzuladen, was der Baron mit Hand und Mund, zu halten versprach. Kaum hatte er Röschen verlassen, so ließ ihn, der eben gewohnter Weise auf dem Markte umherschweifen wollte, eine Dame in ein nahes Modistengewölb bescheiden. Er fand dort — Julien. Sie verlangte seinen Arm und erzählte ihm während des Gehen's ihre traurige Geschichte. Seine Vorhersagung war nur zu pünktlich eingetroffen und sie von ihrem Manne, jenem geckenhaften Officier, auf's empfindlichste behandelt, betrogen, verrathen worden. Sie waren seit einem halben Jahre geschieden, aber noch im Proceß verwickelt. Eine Thräne, die glühendheiß aus Juliens Augen auf des Barons Hand fiel, richtete seinen Blick schärfer auf ihre Züge. Sie war sehr verändert; kaum eine Spur der ehemaligen Schönheit mehr. Ihr Wagen hatte sie eingeholt und sie verließ den Baron, indem sie ihn bat, ihr bisweilen den Trost seiner Unterhaltung zu gewähren. Er versprach es tief gerührt. Die beiden Frauen, die allem Anscheine nach, den größten Einfluß auf sein Geschick hatten bekommen sollen, waren Gattinnen fremder Männer geworden. Dies schien ihm ein Fingerzeig, ehelos zu bleiben. Desto

inniger ſchloß er ſich an die oft erwähnten Jugenderinnerungen an, zog ſich, um ihrer ſorgſamer zu pflegen, ganz aus der Geſellſchaft zurück und ward ein alter Junggeſell, wobei wir aber nicht verſchweigen dürfen, daß er keine Spur von Miſanthropie annahm, ſondern bis in ſein ſpätes Alter der unverkennbare Ausdruck eines ſich ſelbſt befriedigten, ſtillſeligen Gemüthes ſich in ſeinem ganzen Weſen abſpiegelte! —

König Saul.

Der reiche Kaufmann Bergwald polterte, heftig scheltend, die Treppe hinauf, riß so ungestüm an der Klingel, daß Röschen, die eben in Marezoll's Predigten — es war Sonntag — gelesen, erschrocken auffuhr, das Buch zu warf und nach der Thür eilte. Schief den Hut auf dem Kopfe — schon ein böses Zeichen — dunkelroth im Gesicht, ein Pack Papiere, das er unterm Arm hatte, auf den Tisch schleudernd, daß sämmtlich darin befindliche Rechnungsbelege herausflogen, Verwünschungen zwischen den Zähnen murmelnd, und im Zimmer, ohne Hut und Stock abzulegen, auf- und abrennend — so erblickte Röschen ihren Vater. In banger und stummer Verwundrung — denn Papa Bergwald war zwar gern blos ironisch, wenn er aber recht bös gemacht ward, fiel er wohl auch tüchtig aus der Rolle — sah die gehorsame Tochter ein Weilchen dem Unwesen mit zu. Endlich faßte sie ein Herz

und frug halb laut und mit so milder Stimme als möglich — „Väterchen, Sie haben Verdruß gehabt? Recht arg — nicht wahr?“

„Verdruß? Verdruß? O nein, Töchterchen; Verdruß habe ich gar nicht gehabt? Im Gegentheil, mir widerfährt ungemein viel Ehre, ich werde ganz modern, ganz nach der neuesten Mode behandelt, und da darf sich niemand beklagen. Ich werde zwar, wenn ich morgen sterbe, ganz unfehlbar vor's Thor geschleppt, um dort in der französischen Düngerfabrik in höchst wirksame Poudrette verwandelt zu werden, und wenn die Hunde nicht vorher meine alten Knochen in den neuen Anlagen herumzerren, so kauft irgend ein Spekulant sie wohl auch mit denen des kürzlich gerichteten armen Sünders und läßt sie zu Knochenmehl schroten, aber das hat gar nichts auf sich. Gar nichts, wahrhaftig gar nichts.“

„Um Gotteswillen“ — unterbrach Röschen den Polternden — „was soll denn geschehen? Wer hat denn —“

„Wer, wer?“ — hob der alte Bergwald wieder an — „die jungen, geistreichen Leute, die superfeinen Genie's, die zwanzigjährigen Menschenbeglücker, die jetzt in allen Collegien sitzen, die haben's gethan. Sie, die uns alten, arbeitsstumpfen, lebensmüden Greisen, die hundertjährigen, prächtigen Linden auf den Promenaden

wegſchlagen, die den Schatten auf unſre kahlen Scheitel werfen und dafür abſcheuliches, ameriſ kaniſches Stachelgeſträuch pflanzen, das einem die Manſchetten und den Frauen die Kleider zerreißt und ſo wenig Kühlung giebt, daß Hunde und Menſchen im Sommer toll werden, alles vermuthlich — blos damit, wenn das herrliche, von unſern Gelehrten nachgewieſene, urweltliche Klima wieder eintritt, die lieben kleinen Mammouths im Schatten vaterländiſcher Sträucher blöken und trampeln können. Sie, die edeln, menſchenfreundlichen Seelen, die die Kirchenbuße abſchafften und jedes gefallne Mädchen der allgemeinen Menſchenliebe blos als eine Verunglückte empfehlen, damit ſie's noch einmal thut, die die alten, tüchtigen Todesſtrafen verwerfen und einen Mörder nicht einmal einſperren, bis er nicht ein Pärchen umgebracht hat. Sie, die unſer altes, braves Straßenpflaſter, voller Löcher und Gruben, wodurch man gezwungen war, immer auf den Weg zu ſehen, aufreißen und ein neues, ſo glattes und gleiches Steinplattenpflaſter legen laſſen, daß Menſchen und Vieh, wie auf Glatteis gehn und hin und her balanciren müſſen, um nur im Gleichgewicht zu bleiben — die haben's gethan. Sie, die jetzigen jungen Leute demoliren, reſtauriren und angliſiren unſre Städte, unſere Bäume, unſre Pferde ſo glücklich, daß wir

bald kein altes Thor, keine alten Bäume und lauter Pferde ohne Schwänze haben werden. Aber nur zu, nur zu, bald erhalten wir auch noch Kirchen ohne Thürme, Gärten ohne Bäume, Brücken ohne Geländer und Menschen ohne Namen. Das geht schon nicht anders, wenn man jungen Leuten die Gewalt in die Hände giebt. Sonst gab es Väter der Stadt, alte, ruhige Männer, die sich's in ihrem Leben hatten sauer werden lassen und daher gern in Erinnerungen lebten. Jetzt aber sitzen die Söhne zu Rathe, kommandiren die Väter und weil ihre neuen Erfindungen alle über Nacht zu Schanden werden, so sieht jeder Tag eine neue Tollheit entstehn."

„Gegen wen Sie aufgebracht sind, lieber Vater" — schob Röschen lächelnd ein — „das weiß ich nun, aber was eigentlich geschehn ist —"

„Da, lies!" — rief der Alte, das Convolut Acten der Tochter hinhaltend; doch sich besinnend, warf er es wieder bei Seite. „Was weiß so ein dummes Ding von Acten und Processen. Also paß' auf und wenn Du werth bist, mir anzugehören, so ärgre Dich, fluche, tobe, lärme, wie ich. Du weißt, daß seit geraumer Zeit der Plan im Werke ist, den St. Gertrudenkirchhof, weil er keine Todten mehr fassen kann, eingehn zu lassen und in einen Garten zu verwandeln. Gegen das Eingehnlassen des Kirchhofs hat niemand

etwas, ſelbſt diejenigen, die die Verwandlung in einen Grasplatz, der benutzt werden ſollte, oder in einen Wäſchplan, nicht ſchicklich finden wollten. Allein nun ſinnt uns der Magiſtrat an, unſre Erbgrüfte wegzureißen, die Monumente unſrer Vorfahren abzubrechen und wegzuſchaffen. Im Weigerungsfalle ſollen ſie auf fiskaliſche Koſten abgetragen und weggeſchafft werden. Dagegen proteſtirte ich und zwanzig andre Bürger, die wie ich Erbbegräbniſſe haben. Unſre Familien haben der Gertrudenkirche Legate mit der Bedingung vermacht, daß die Monumente, die uns angehören, im Stande erhalten werden. Wir wollen von keiner Translocation, weder der Capitale, noch der Monumente hören. Wo unſre Vorfahren begraben ſind, da ſollen auch ihre Epitaphien ſtehn. Sie waren ehrenwerthe Leute, die der Stadt auch noch nach ihrem Tode zum Ruhme gereichen. So ſprach ich, ſo die zwanzig Andern, ſo die geſunde Vernunft, ſo die Billigkeit. Unſre Sache kommt an die höchſte Inſtanz und — ſollte man's für möglich halten? — wir verlieren unſre Sache und müſſen unſre Erbgrüfte zumauern, unſre Epitaphien abnehmen und fortſchaffen laſſen. O, es iſt himmelſchreiend! Aber ich habe 'was gehört, und beſtätigt ſich das, ſo kannſt Du nur Deine Maaßregeln danach nehmen. Der Referendar Frank hat den Vortrag

in der Sache gehabt. Iſt es gegründet, daß er durch ſein Gutachten die Stimmen, die für uns waren, niedergeſchlagen und das Reſcript gegen uns bewirkt hat, ſo hört er von mir und Die kein freundlich Wort mehr. Ich weiß, daß der junge Herr Abſichten auf Dich hat und ich konnte ihn ſonſt als einen Mann, gegen den nichts einzuwenden war, ganz gut leiden, aber beſtätigt ſich dieſe Sache, ſo iſt's aus mit uns. Er hat ſich ſeit einiger Zeit ſo auf die neue Seite gelegt, daß wir nicht mehr zuſammen taugen. Ich weiß, er iſt ein geſcheuter Menſch, er hat überall Einfluß, aber er wendet ihn ſchlecht an. Den größten Theil unſerer angeblichen Verſchönerungen, ſind wir ihm ſchuldig, denn er iſt Mitglied der Commiſſion. Er iſt's, der die herrlichen alten ſteinernen Jäger vom Bärengarten hat abnehmen laſſen, er iſt ſchuld, daß die uralte Gans auf den St. Martinsbrunnen nicht mehr vergoldet wird, er hat den kleinen St. Bernhard, über dem Fronton des Bernhardshoſpitals, abnehmen laſſen. Er kann die prächtige alte Wetterfahne von durchbrochner Arbeit auf der Albanskirche und die Regenrinnen mit Drachenköpfen am Fürſtenhauſe nicht leiden. Ihm iſt alles zuwider, was an die gute alte Zeit erinnert; was dahin gehört, heißt in ſeiner Sprache geſchmacklos, barbariſch, gothiſch und ich erlebe es noch, daß nach

und nach alle die mancherlei merkwürdigen Standbilder, sowohl am Schlosse, als an mehrern Häusern in der Stadt weggenommen werden müssen. Wie nur der Herzog solchen modernen Unfug, solche Nichtachtung unsrer herrlichen Vorzeit, der wir ja alles danken, was wir haben, dulden kann? Aber freilich, der Fürst richtet sich nach dem Vortrage! Nun, an meinem Mohrenkopf sollen sie mir nicht kommen. Der steht nun zwei hundert Jahr über meiner Hausthür und wenn ich einmal sterbe, will ich ihn so verclausuliren, daß — — Es klingelt! Sieh', wer es ist."

Röschen, bange Ahnung hatte sich während des Vaters Auseinandersetzung zur peinigendsten Gewißheit gesteigert. Nur zu bekannt war es ihr, daß der junge Frank, der Geliebte ihres Herzens, allerdings durch seine siegende Beredsamkeit, den, dem alten Herrn Bergwald, so unangenehmen Vortrag gehalten und die Sache durchgesetzt hatte. Allein sie wußte noch mehr und daher machte der rasche Klingelzug sie auf's Neue besorgt. Der Referendar Frank, ein junger Mann von Kopf und Geist, wie wenige, der sich in der Welt umgesehen und gründliche Geschäftskenntniß mit den angenehmsten Formen und einer seltnen Gabe, sich die Menschen geneigt zu machen, verband, stand beim Minister wie beim Kirchenrathe, beim Policeidirector wie

beim Regierungspräſidenten, in hohem Anſehen. Er arbeitete gern und leicht. Was Wunder, daß man hier ihn zu Rathe zog, ihm dort einen Auftrag gab, hier einer Commiſſion an die Spitze ſtellte, da zu einer Begutachtung vorſchlug. So war er in die Aufhebung des Gertrudenkirchhofes verwickelt worden, ſo hatte man ihn der zur Verſchönerung der engliſchen Anlagen niedergeſetzten Commiſſion beigeſellt, und die Baupolicei ihn conſultirt, was er von den vielen alten Standbildern und ſteinernen Wahrzeichen halte, die in hieſiger guten Stadt ſich befänden? ob ſie nicht gegen den guten Geſchmack ſtritten, wie es damit in den großen Städten des Auslandes gehalten werde, und ob ein E. E. Policeicollegium nicht vielleicht gut thue, ganz auf Abſchaffung und Hinwegnahme dieſer veralteten Gegenſtände bei den Hausbeſitzern anzutragen? Um ſo mehr, als der vor einigen Tagen wüthende Sturm, Feuermäuern und Wetterfahnen herabgeworfen habe und alſo auch die erwähnten Wahrzeichen erſchüttert haben könne, wodurch denn auch die Sicherheit der getreuen Mitbürger gefährdet ſcheine? Referendar Frank, den wir von einer faſt zu hoch getriebenen Werthſchätzung des modernen Zeitgeſchmackes, nicht ganz frei ſprechen wollen, hatte indeſſen hier als Mann von Einſicht und Gemüth zugleich geantwortet, und die

oft erwähnten Wahrzeichen nicht ſchlechthin condemniret, ſondern nur deren möglichſte Befeſtigung anempfohlen; obgleich — wie er in ſeinem Gutachten hinzugeſetzt hatte — ihm die Martinsgans, die goldne Bretzel, der blaue Kegel, weder als ſehr geſchmackvolle, noch ſelbſt in alterthümlicher Beziehung ſehr intereſſante Gegenſtände erſchienen, wie dies dagegen wohl bei den Bildſäulen der Gründer frommer Stiftungen u. dergl. der Fall wäre. Indeſſen ſey es ſeiner Meinung nach nicht erlaubt, hierüber jemand etwas vorzuſchreiben, da dies von ſubjectiver Anſicht abhinge, dem gemeinen Beſten dadurch kein Eintrag geſchehe u. ſ. w. Dieſer Ausſpruch war ſehr vernünftig, ſehr human, und würde gewiß Papa Bergwald, wäre er ihm in derſelben Weiſe mitgetheilt worden, auf eine weit vortheilhaftere Meinung von Frank, den er für einen modernen Iconoclaſten (Bilderſtürmer) hielt, gebracht haben. Allein der Policeidirector war auch ein lebhafter Mann, der nicht allzulang im Amte, gern den alten Sauerteig ausfegen, ſich einen guten Leumund und der Stadt den Ruf des geläuterten Geſchmacks erwerben wollte. Er hob ohne weiteres aus Franks Gutachten in der angezognen Stelle den Nachſatz als die eigentliche Meinung heraus, und nahm von dem Vorderſatz keine weitere Notiz. Demnach wurden

die reſpectiven Hausbeſitzer erſucht, die vor ihren Häuſern über den Thüren und ſonſt an hohen Orten angebrachten ſteinernen Wahrzeichen und Standbilder genau unterſuchen zu laſſen, ob ſie von dem letzten gewaltigen Sturme erſchüttert worden; in dieſem Falle werde jedermann angewieſen, dieſelben gehörig zu befeſtigen oder wohl gar herunter zu nehmen, als zu welcher letztern Maaßregel — obgleich dieſelbe nicht ausdrücklich anbefohlen werde — „doch ſchon der gute Geſchmack und das Fortgehn mit demſelben, der Zeit gemäß, zu rathen ſcheine.“ — Der bei Bergwalds klingelnde Policeibediente, brachte eben den gedruckten Umlauf zur geneigten Durchſicht und Unterzeichnung. Man kann denken, mit welchen Empfindungen Röschen den Mann, das bedruckte Blatt in der Hand, eintreten ſah und mit wie freundlichen Worten, er, als der alte Bergwald das Blatt geleſen, begrüßt ward. Indeſſen, einige heimliche Ehrentitel und Glückwünſchungen an das hohe Policeicollegium abgerechnet, die jedoch dem Ueberbringer nicht als Rückfracht zugezählt wurden, war der Alte doch beſonnen genug, ſich nicht hinreißen zu laſſen. Er begnügte ſich daher, in die Rubrik der Unterzeichnung ein ſehr deutliches „Nein“ zu ſetzen und die ſcheinbar ſcherzhafte Bemerkung hinzuzuſchreiben, er wünſche, alle Köpfe in der

Stadt ſtehen ſo ſicher, als ſein ſteiner-ner Mohrenkopf. Kaum aber war der Un-glücksbote hinaus, ſo brach der Sturm los. „Du glaubſt wohl, Töchterchen, ich weiß nicht, wie die Sache zuſammenhängt? Donner und Wet-ter, macht ihr den alten Bergwald dumm! Dein ſauberer Herr Frank, ſchwimmt jetzt oben auf, wie das Fett auf ſchlechter Suppe. Der Poli-ceidirector, der noch ſo neu und unſicher in ſei-ner Amtierung iſt, daß ihm alle Augenblicke bald links, bald rechts ein Bein ausgeht, kann daher nichts Beſſeres thun, als ſich dem vortrefflichen Herrn Referendar, dem Alles-geltenden, anzuſchlie-ßen und eh' noch Höchſtderſelbe nieſt, ſchon al-lerdevoteſt „Proſit!" zu ſagen. Frank iſt nicht dumm, das wiſſen wir alle. Er läßt uns das nicht befehlen, ſondern „der gute Geſchmack" ſcheint ſelbſt dazu rathen. „Hol euch der Teufel, ihr guten Geſchmäckler, mit euern ſchei-nenden Inſinuationen! Aber an mir iſt die Mühe verloren! Ich bin ein Mann nach dem alten Schlage. Dumm, wie die Wand, verſtehe nichts, merke nichts, ſcheine nicht, halte auf nichts vom Scheine. Der Mohrenkopf bleibt übrigens nicht nur, wo er iſt, ſondern ich laſſe ihn morgen mit einer eiſernen Stange verankern, die, hol' mich Gott, ſo ſtark wie mein Arm ſeyn ſoll. Und der Maler ſoll gleich her und ihn

frisch malen, so brillant als möglich!" „Aber lieber Vater" — interpollirte Nöschen — „ich glaube doch ganz gewiß drüben in der Apotheke bei Franks gehört zu haben, daß in dem Polizeimandate durchaus nicht befohlen würde, die Wahrzeichen abzunehmen, sondern blos vorgeschlagen. Auch läßt der alte Apotheker sein Haus jetzt abputzen, ohne den König Saul wegnehmen zu lassen." —

„Dumme Gans" — unterbrach sie der Alte heftig — „die nichts versteht, nichts merkt. Freilich, man befiehlt nicht, weil man hier nicht befehlen darf. Man schlägt blos vor; wer aber nicht auf den Vorschlag hört, der bekommt bei Gelegenheit einen Nachschlag auf die Finger. Begreifst Du nicht, daß der Policeidirector und sein superkluger Rathgeber, nachsehn, wer sich beifällig unterzeichnet, und sich die hinter's Ohr schreiben, die es nicht gethan haben? Und da kennst Du übrigens meinen alten Gevatter, den Apotheker, schlecht, wenn Du glaubst, daß er dem liberalen Gewäsch seines neumodischen Herrn Sohns zu Gefallen, gleich eine Firma herunter reißen läßt, unter der seine Officin seit zweihundert Jahren im ganzen Herzogthume, im In- und Auslande bekannt und berühmt ist! Haha, er läßt den jungen Lassen schwadroniren und König Saul bleibt auf seinem Flecke! — S'wär

wahrhaftig gar zu toll! Die Saulsapotheke, eins der älteſten Häuſer der Stadt, eine Officin, die den ganzen Tag nicht leer wird, die Hof, Stadt und Land verſorgt! Wer hat den alten Frank zum reichen Manne gemacht? Hä? Niemand, als der König Saul. Und Frank ſollte, ſo unbeſonnen, ſo undankbar ſeyn und den alten ſteinernen, venerablen Herrn wegnehmen laſſen? Nimmermehr! Das thut er nicht, da kenne ich ihn beſſer!" —

„Nein" — ſetzte Röschen mit froher Ueberzeugung hinzu — das thut er nicht!" — Das gute Kind gründete die letzten Hoffnungen auf dieſe Gewißheit und eilte in ihr Zimmerchen, ſogleich im Marezoll das letzte Buchzeichen — es war nämlich ein Billet Franks — nachzuleſen. Da ſtand nichts von der projectirten Erniedrigung K. Sauls und ſomit gab auch Röschen noch nicht alle Hoffnungen zur Verſöhnung zwiſchen dem Vater und dem Geliebten auf.

Vor Bergwalds Hauſe ward gleich am folgenden Tage über der Hausthür ein Gerüſt aufgerichtet, auf welchem der beſtellte Maler Platz nehmen ſollte. Aber es war dem alten Herrn nicht blos darum zu thun, daß ſein Wille ausgeführt werde, ſondern es ſollte auch mit einer

gewiſſen Oeffentlichkeit und trotz ſeiner offenbaren Oppoſition, mit einer ſcheinbaren Unterwürfigkeit in die Anordnung der Policei geſchehen. Der alte Fuchs wußte das ſehr liſtig anzufangen. Ein Schloſſergeſell wäre hinreichend geweſen, des Mohrenmädchen's Kopf zu unterſuchen, und Falls er nicht gut organiſirt befunden worden wäre, ihr denſelben auf der Stelle, mittelſt einiger eiſernen Klammern zu recht zu ſetzen. Aber das war nicht Vater Bergwalds Abſicht. Er verſammelte zuvörderſt die vereideten Baugewerken, die er bei einem großen Frühſtück glänzend bewirthete. Dann legte er ihnen die gedruckte Verordnung vor, ergab ſich mit demuthsvollen Worten in den Befehl der Väter der Stadt, die allgemeine Sicherheit nicht durch ſträflichen Eigenſinn zu gefährden, erklärte ihnen ſeinen feſten Entſchluß, das Mohrenjungfräulein über ſeiner Thorfahrt nicht nur vom Maler neu kleiden, ſondern auch vom Schloſſer auf's dauerhafteſte befeſtigen zu laſſen, und bat nun die verehrten Mitglieder des Bauhandwerks, ſich mittelſt der angelegten Leiter auf das Gerüſte zu begeben und die Dame quaestionis in Hinſicht auf ihre Feſtigkeit und Ausdauer ſowohl im Avers als Revers auf das Genaueſte zu unterſuchen. Spätter unter den Nachbars behaupteten, Bergwalds Frühſtück habe ſo kräftig gewirkt, daß die Beſichtigung der reſpectiven

Herren Baugewerken selbst, in Hinsicht auf das beim Besteigen des Gerüstes nothwendig zu haltende Gleichgewicht, weit nöthiger als die des Mohrenmädchen's geworden. Andre wollten gar gesehen haben, daß die guten Leute, gleich schlechten Chirurgen, einer falschen Prognose folgend, mit ihren Untersuchungen grade die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hätten. Wir lassen das dahin gestellt seyn und erzählen nur treuherzig, daß der Bericht der sehr erleuchteten Gewerken folgendergestalt ausfiel: „das auf dem Bergwaldschen sub Nr. 530 in der Schreinergasse belegenen Hause, über der Thorfahrt seit 150 Jahren aufgestellte Mohrenmädchen, habe dem Einfluß der Zeit und Witterung mit einer Ausdauer, wie wenig Personen ihres Alters und Geschlechtes, widerstanden und sey daher von demselben, rücksichtlich der allgemeinen Sicherheit etwas nicht zu besorgen. Da sich aber der Herr Eigenthümer freiwillig erboten, auf seine Kosten nur gedachtem Mohrenmädchen einen eisernen, 4 Zoll starken und 3 Ellen langen Stab, unter den Schultern eintreiben und sodann am Gewölbbogen fest ankern zu lassen, so sey hierdurch jede Möglichkeit einer Beschädigung der Vorübergehenden entfernt. Solches ward nachrichtlich bemerkt u. s. w.“ — Ob das Original dieses bauverständigen Gutachten's bei der Policei ad acta gelegt worden,

wiſſen wir nicht. Dem alten Bergwald ward eine vidimirte Abſchrift zugeſtellt, die er wie ein Heiligthum aufhob. Sein Zweck war indeſſen vollſtändig erreicht; die ganze Stadt erfuhr die Verhandlung, und ſo lange als Maler und Schloſſer arbeiteten, ward die Straße von Neugierigen nicht leer, die alle ſehen wollten, wie der alte Bergwald ſein Mohrenmädchen neu zurichten laſſe. In der That ging die Geſtalt ſiebenmal ſchöner denn je aus den Händen ihrer Reſtauratoren hervor, die darin glücklicher als ihre Kunſtverwandten waren, daß die Mitwelt ihre Anſtrengungen dankbar erkannte, und ſie weder eigner, unſtatthafter Uebermalung, noch grüner und blauer fälſchlich angepinſelten Tinten, beſchuldigte. In der That war gegen die glänzende Schwärze ihres Teints, gegen den Purpur ihrer wulſtigen Lippen, ſo wie gegen das blendende Weiß ihrer Zähne, nichts einzuwenden. Der blaue Schurz in der Gürtelgegend feſſelte das Auge des Beſchauers ſchon am äußerſten Ende der Straße auf die reizende Geſtalt und wer nicht gar zu gründlich beobachtete, ward von dem eiſernen Streckapparat, mit dem man ihrer Taille zu Hülfe gekommen, wenig oder nichts gewahr.

Das Heer der Schauluſtigen verlor ſich nach und nach. Die Verordnung der Policei war pünktlich befolgt worden. Papa Bergwald ging ſatyriſch

lächelnd, mit ſiegreichen Blicken heiter in ſeinem Comtorſtübchen auf und nieder und alles ſchien ruhig. Nur Röschen nicht. Selbſt des Vaters beinahe freundliche Erwähnung Franks gegen einen Nachbar — denn der Alte war, wie alle Jähzornige, ſchnell wieder gut — konnte ſie nicht beruhigen. Sie nur wußte, daß das Feuer lebhaft unter der Aſche fortglimme und daß der Luftſtoß, der die verborgne Glut zur hellen Lohe anfachen werde, nicht ausbleiben könne. Ein Billet Franks hatte ihr entſetzliche Dinge gemeldet — in den nächſten Tagen mußte ſich das Ereigniß begeben. Ob ſie es dem Vater anzeigen und ſo vielleicht das Gewitter beſchwören, oder ob ſie es unheilſchwer heranrücken ſehen und ſich dann ſeinen Schlägen ohne Widerſtand blos ſtellen ſolle: darüber war Röschen noch in Zweifel. Allein auch darüber ſich zu bedenken, ließ ihr das grauſame Schickſal keine Zeit mehr.

Am nächſten Morgen ſaß Bergwald, ſein Morgenpfeifchen rauchend, behaglich beim Frühſtück im Lehnſtuhl, Röschen ihm gegenüber. Heiter und guter Dinge, wie er es jetzt war, fiel ihm der Tochter ernſte Miene, ihr niedergeſchlagener Blick, mißfällig auf, er befragte, neckte ſie deshalb und machte ihr das Herz durch ſeine Freundlichkeit ſo weich, daß ſie im Begriff ſtand, ihm um den Hals zu fallen und ihm Alles zu ent-

decken. In dem Augenblick trat Andreas, der einäugige Markthelfer, ein. Ihm lag ob den täglichen Rapport zu machen, was in der Handlung, auf der Waage und am Ausschiffungsplatze sich etwa Neues zugetragen habe. Es war ein alter ehemaliger Soldat, treu, ehrlich, aber derb und geradezu in seiner Rede. Bergwald wollte dem erprobten Manne wohl und so durfte er sich bisweilen herausnehmen, auch von Dingen zu sprechen, die ihn nicht angingen. Er hatte heut nichts Erhebliches zu berichten, aber als er vollendet und Röschen schon wieder anfing freier zu athmen, begann er auf's Neue in seiner schleppenden, phlegmatischen Weise, — „Na — der ist auch r'unter. — — Freilich, ein Bein hat er gebrochen — ih nun — einmal müssen wir alle r'unter. Erst sagten sie gar, er hätte alle beide Beine gebrochen —"

„— — Herr Gott, wer denn?" — rief Röschen, wer weiß was Schlimmes denkend — „war denn kein Chirurgus in der Nähe?"

„Ih Mamsell" — fuhr Andreas fort — „was denken Sie denn? Ja, Unsereins, wenn es ein Bein oder zwei bricht, braucht wohl 'nen Gregorius, aber so ein großer Herr nicht. Nun, er braucht auch kein Bein mehr, der liegt gut, — der kommt nicht wieder an's Tageslicht. — Nun, wie gesagt, einmal müssen wir alle r'unter.

Aber s'iſt Schade, ſo ein ſtattlicher Herr. Und ſtand, wie eine Mauer! Die Kerle hatten ihm das Seil um den Leib gelegt, aber ſie mußten hölliſch wuchten, eh' er r'unter kam!" —

Röschen ward bleich wie Kalk. Bergwald hatte den Grundſatz die Leute erſt ganz ausreden zu laſſen, eh' er antwortete oder fragte. Als aber Andreas nicht fortfuhr, ſo ſagte er ruhig — „von wem ſpricht Er denn eigentlich, Andreas?" —

„Ih nun, Herr Bergwald, von wem ſonſt, als vom König Saul!" —

„Donner und Wetter!" — fuhr Bergwald empor, auf den Tiſch ſchlagend, daß die Taſſen klirrten. Jetzt erſt überlegte er Andreaſſen's Rede. „Höll' und Teufel! Der König Saul? Drüben bei — —"

„Ja, ja" — nahm Andreas ſchwerfällig das Wort — „Franken's ihr König Saul! Wie ich ſage!" Die Leute ſprechen, der junge Herr Referendar hätte keine Ruh' gegeben, beim Papa. Nun, der junge Herr gilt jetzt viel, ſogar bei unſerm gnädigſten Herzog. Da muß denn ſo ein ſteinerner König freilich nachgeben. Bei Schenkwirth Meyrinken's, wo ſie das Haus neu renoviren und abputzen, da haben ſie den blauen Kegel auch r'unter gemacht, und die alte Madam Saahrig hat ihre goldne Brezel desgleichen überſtreichen laſſen, und da denk' ich immer,

unſre ſchwarze Mamſell wird wohl auch noch einmal dr'an glauben müſſen!"

„Teufel auch" — rief Bergwald aufſpringend — „ich will doch ſehen — —"

„Ja, was wollen Sie machen, Herr Bergwald? Sonſt hieß es wohl, wie die Alten ſungen, ſo zwitſcherten die Jungen. Aber jetzt ſingen die Jungen ganz andre Lieder, und wenn der Herr Referendar Frank wollen, ſie ſtehn anjetzo ſehr in Gnaden beim alten Herzog, ſo müſſen mein Herr Bergwald doch nachgeben —"

„Schweig, Kerl" — donnerte Bergwald, die thönerne Pfeife an den Boden ſchleudernd, daß die Stücken in alle vier Ecken flogen. „Ich frage den Henker nach dem Herrn Referendar und nach ſeinem Gut- oder Schlechtſtehn, und will den ſehen, der den Muth hat, mir mein Mohrenmädchen anzutaſten. Der Herzog ſelbſt, er iſt ein trefflicher Fürſt und will keine Eingriffe in fremdes Eigenthum, und ſomit kann er ſelbſt mich nicht zwingen, meine Mohrin herzugeben. Uebrigens habe ich ein Vögelchen, mein guter Andreas, deſſen Melodie der Herr Referendar Frank ſonſt recht gern hätten pfeifen lernen. Aber damit hat's jetzt gute Wege. Geht hinaus, Andreas." — Er näherte ſich der Tochter, die wie Eſpenlaub zitterte. — „Dir, Röſe, habe ich weiter nichts zu ſagen, als daß dieſe Geſchichte

dem Faſſe den Boden vollends aufgeſtoßen hat. Mit mir und dem alten Frank iſt, obgleich wir Gevatterleute ſind, der Verkehr gänzlich aufgehoben. Wollen mich die Freunde meiner Jugend verlaſſen, um auf die Seite der jungen Laffen hinüber zu treten, wohl, ich kann dabei nur gewinnen, ſie nur dabei verlieren. Auch iſt mir nicht bang, allein zu bleiben. Trotz ſeinen einundſechzig Jahren weiß ſich der alte Bergwald doch auch zu fügen, wo es nämlich der Mühe lohnt. Was ich aber einmal für recht und billig und vernünftig anerkannt habe, dabei bleibe ich feſt, bis an's Ende meines Lebens. Das aber wiederhole ich Dir, der verehrte Herr Referendar Frank, wird nicht eher mein Schwiegerſohn, als bis der ſteinerne König Saul, in der Hofequipage unſers gnädigſten Herzogs, in's fürſtliche Schloß geholt wird. Das heißt alſo, in dieſem Leben nicht. Darauf gebe ich Dir mein Wort. Mit einem Menſchen von des jungen Franks Anſichten und Geſinnungen, kann ich und ſoll nach meinem Willen mein Kind nicht zuſammen kommen. Willſt Du demohngeachtet und obgleich Du gewiß ſeyn darfſt, damit Deinem alten Vater das Herz zu brechen, dennoch Deiner Liebe folgen: wohl, ſo geh' hin. Meinen Fluch gebe ich Dir nicht, weil Du immer ein folgſames Kind warſt,

allein meinen Segen erwarte eben ſo wenig, als einen Pfennig von meinem Vermögen. Ich vermache Alles den alten frommen Stiftungen unſerer Stadt und will dafür ſorgen, daß auch dort nie einer, der erweislich von dem modernen Herrn Frank abſtammt, daſelbſt eine Aufnahme finde. Jetzt weißt Du meine Meinung, wähle nach Deinem Herzen oder nach Deiner Pflicht. Entſcheideſt Du für Frank, ſo verläſſeſt Du morgenden Tages das Haus, in dem Du geboren wardſt, „und wir ſehen uns nie wieder!“ — Damit warf er die Thür donnernd hinter ſich zu und verſchwand im Comtoir. Das arme Röschen ſank von Schmerz und Schreck überwältigt, von Thränen überſtrömt, auf ihrem kleinen Zimmer in's Sopha nieder. Es hätte der unerfüllbaren Bedingung, es hätte aller jener entſetzlichen Drohungen nicht bedurft, um ſie, zwar nicht von ihrer Liebe zu Frank, aber wohl von der Verbindung mit ihm loszumachen und ſie ſelbſt auf Koſten ihres zeitlichen Glückes an ihren Vater zu ketten. Und welche wohlgerathne Tochter, welches wahrhaft mit inniger Liebe an ſeinem Vater hängende Kind, würde nicht im gleichen Falle, zu gleichem Opfer entſchloſſen geweſen ſeyn? Ja, Röschen war ſo gut geartet, daß ſogar die Wahl, die ihr der Vater zwiſchen ihm und dem Geliebten frei gab, ihr ein neues Leid zufügte.

Das glaubte sie durch ihr ganzes Leben um den Vater verdient zu haben, daß er sie für unfähig hielt den Gedanken einer solchen Wahl auch nur zu denken. Sie war fest entschlossen, sich und ihre Liebe, dem Verlangen ihres Vater's aufzuopfern, obgleich sie fühlte, daß das Unternehmen ihr das Herz brechen würde. Hatte aber die Vorsehung einmal sie zu solch einem ungeheuern Opfer bestimmt, so wollte sie es auch rein und vollständig bringen und da sie nicht glückliche Gattin werden sollte, wenigstens eine musterhafte Tochter seyn. Und man glaube nur nicht, daß, was dem Leser hier blos als eine wunderliche Grille des alten Bergwalds ein Lächeln abnöthigt, von Röschen in demselben Lichte gesehen worden sey! Wie hätte sie denn vermocht, zu deren Befriedigung ihr eignes Glück zu zertrümmern? Nein, Röschen war so verständig als gut, sie liebte, verehrte ihren Vater und kannte ihn genau. Sein zärtliches Herz hatte, obschon unter rauher Außenseite schlagend, ihr doch nie einen vernünftigen Wunsch versagt. Gern hatte er sich in ihrer Erziehung der veränderten Ansichten in Nebensachen gefügt, ja selbst gegen die Wahl ihres Geliebten nicht das Geringste eingewendet, so lang dieser nicht dem Heiligsten, was Bergwald kannte, zu nah getreten war. Sobald dies geschah, war es aus mit des Alten Nachsicht.

Und der Greis konnte nicht anders. Von Jugend auf in unbegrenzter Verehrung alles Bestehenden, sobald es nur einigermaaßen gut und tüchtig war, aufgezogen, von inniger Liebe zu allem, was den von ihm vergöttternd geliebten Eltern angehört hatte und lieb gewesen war, durchdrungen, hatte ihm der Rechtsspruch, wonach die Ruhestätte dieser hochgefeierten Menschen und einer Menge hochachtbaren Vorfahren, ihrer äußern Zierde beraubt und der Erde gleich gemacht werden sollten, tief und schmerzlich verwundet. Nicht weniger kränkend war es ihm, zu erfahren, daß dieser Antrag von einem Manne ausgegangen oder doch hauptsächlich unterstützt worden war, der durch die Bewerbung um Röschen mit ihm in die engste Familienverbindung zu treten beabsichtigte. Konnte ein Mann, der so wenig Achtung für seine eignen Vorfahren, so wenig Theilnahme an der Geschichte der Vorzeit seines Vaterlandes, so wenig Wohlwollen und Schonung für die Lieblingsansicht seines künftigen Schwiegervaters bewies, — konnte dieser die Hoffnung erregen, daß er ein zärtlicher Gatte, ein sorgender, nachsichtiger Sohn, ein guter Vater seyn werde? Jedermann wußte, auch Frank mußte es wissen, daß Bergwald kein blinder Verächter der Gegenwart, kein einseitiger Lobredner seiner Zeit und der Vergangenheit war. Er hatte

dem Lieblingsplane des Fürsten nachgebend, ein kleines Sommerhaus, das seinem Vater gehört, und von diesem mit der größten Sorgfalt ausgestattet und unterhalten worden war, nicht, wie man ihm angeboten, gegen eine Entschädigungssumme verkauft, sondern weil es dem beabsichtigten Plane im Wege stand, wegreißen lassen. Er hatte sich dem Vorschlage den Kirchhof, auf welchem die Gebeine seiner Eltern und Vorfahren ruhten, zu einem Gras- oder Wäschplan umzuwandeln, so sehr es ihn kränkte, nicht widersetzt. Nur Röschen wußte, daß ihm allezeit die Thränen in die Augen traten, sobald er darauf zu sprechen kam. Sollte er nun auch noch das Haus, das seit zweihundert Jahren den Bergwalds gehörte, worin sein Großvater, sein Vater, er selbst und seine Tochter geboren war, eines Schmuckes berauben, an dem es von jeher als einer rechtlichen und wohlthätigen Familie angehörig, von allen Hülfsbedürftigen erkannt, an welchen sich Traditionen — mag seyn, bloße Mährchen — aus grauer Vorzeit knüpften und das von allen Besitzern so theuer als das Aug' im Kopfe gehalten worden — blos jener frevelnden Neuerungssucht wegen und einer in einer großen alten Stadt gar nicht einmal ausführbaren Idee von reinerem, architectonischen Geschmacke zu Gefallen? Nein, wer sich in Bergwalds Lage setzte,

seine Anſichten kannte, und wer vermochte das beſſer als Röschen, mußte ihm nicht nur Recht geben, ſondern überzeugt ſeyn, daß ihm das Herabnehmen des Königs Saul als ein hereinbrechendes Vorzeichen einer böſen Zeit, das innerſte Leben erſchüttert und die Verbindung ſeiner Tochter mit dem Manne, der aller dieſer Neuerungen verdächtig ſchien, zu einem Gegenſtande wahren Entſetzens gemacht haben mußte. Kraft dieſer innigen Ueberzeugung verſuchte auch Röschen gar nicht einmal einen Sturm auf das väterliche Herz, dem, wenigſtens von dem einzigen Kinde aus, kein Kummer nahen ſollte, ſondern ſie ſchrieb ſogleich dem Freunde den ganzen Verlauf der Sache, nahm ihres Vaters Anſicht mit kindlicher Wärme in Schutz und ſchloß mit der Erklärung, daß ſie entſchloſſen ſey, ihrer Pflicht ihre Neigung zu opfern. Wie heiße Thränen, wie ſchmerzliche Kämpfe dieſer Brief dem tugendhaften Mädchen gekoſtet haben mußte, wird der Himmel wiſſen. Wir können nur berichten, daß er abging und das Röschen den ungeheuer ſchweren Sieg über ihr Herz vollſtändig errang. So tief Frank's Antwort ſie erſchütterte, ſo erwähnte ſie doch keine Sylbe davon gegen ihren Vater, der wahrſcheinlich gar nichts von der Verhandlung zwiſchen den jungen Leuten erfahren haben würde, wenn nicht Frank ſelbſt, im Vollgefühl gekränkter Liebe und

verletzten Stolzes, vielleicht auch erlittnen Unrechts, dem alten Bergwald einen sehr scharfen, sehr bittern Brief geschrieben und den von Röschen erhaltenen Absagebrief beigeschlossen hätte. Nun erst sah Bergwald, welch ein edles, seltnes Herz im Busen seiner frommen Tochter schlug und vergalt es ihr mit der zärtlichsten Liebe; ja er ging so weit, ihr Frank's Brief mitzutheilen, worin ihm dieser mit offner Freimüthigkeit zugestand, — „daß er es allerdings sey, der auf die Schließung des Gertrudenkirchhofes und Beiseitschaffung der alten, verfallnen Epitaphien, die, deren Inschriften durch Wind und Wetter völlig verwischt, durchaus als genealogische Documente zu gar keinem Gebrauche mehr dienen könnten, angetragen. Uebrigens würden historische und genealogische Nachweisungen allenfalls wohl in Dom- und Ordenskapitel für adliche Candidaten, für Bürgerliche aber in keinem denkbaren Falle nützlich oder nöthig. Hinge übrigens jemand so sehr an der Kenntniß seiner Familie, so lasse sich erwarten, daß er sich dauerhaftere und interessantere Notizen, als ein Grabstein geben könne, zu verschaffen gewußt. In Betreff der Wegnahme von Wahrzeichen und Standbildern, sey er, wie aus dem angebogenen Briefe des Policeidirector's zu ersehen, völlig unschuldig, obgleich er nicht leugne, daß ihm viele dieser Zeichen sinn- und

geschmacklos erschienen wären. Der Mohrin auf dem Bergwald'schen Hause, habe er mit keiner Sylbe gedacht; wenn übrigens Herrn Bergwald die Erhaltung seines steinernen Mädchens über der Hausthür mehr am Herzen liege, als das Glück und die Erhaltung seiner leiblichen, lebendigen Tochter, so bedaure er eine Familie, in welcher die edelsten Empfindungen der Behauptung von Vorurtheilen nachstehn müsse und bedaure zumal Mamsell Rosalie, die wohl schwerlich auf ganze und gerechte Würdigung des gebrachten Opfers rechnen dürfe. Die Abnahme des K. Saul's endlich, vom Frank'schen Hause, sey auf Anrathen der Bauverständigen, ohne sein Darumwissen geschehen, indessen werde er, da es einmal geschehen sey, zuverlässig kein Wort um die Wiederaufrichtung dieses Ueberbleibsels von Geschmacklosigkeit der neuern Zeit — denn der K. Saul sey, aus Urkunden erweislich, nicht über achtzig Jahr alt — verlieren." — So schrieb Frank und es ließ sich nicht leugnen, daß die Antwort darauf, dem alten Bergwald schwer gefallen seyn würde. Er mochte auch einsehen, daß er zu weit gegangen und wir sind nicht abgeneigt zu glauben, daß er Röschen den Brief gezeigt, theils um ihr merken zu lassen, daß er seine Uebereilung einsehe, theils um es in ihre Hände zu legen, wie eine Aussicht zu möglicher Wiederanknüpfung des Verhältnisses

mit der Zeit möglich ſey. Wenigſtens ſagte er, als er der Tochter den Brief gab, dabei: „ſie werde begreifen, daß hiernach keine Ausſöhnung, ſelbſt wenn Frank zu viel geſchehn ſeyn ſollte, was noch zu beweiſen ſtände, denkbar wäre. Vor der Hand bleibe es alſo bei der ausgeſprochnen Bedingung!“ — Das war nun wenig, ja weniger als nichts geſagt und unſer armes Röschen hätte ſich, wozu ſie leider ſchon einen Anfang gemacht, die Augen die Nächte hindurch matt weinen können, ohne daß die Einladung an K. Saul an Hof des Herzogs zu kommen, erfolgt wäre. Das arme Mädchen fing an, blas und mager, Papa Bergwald immer verdrüßlicher und beſorgter zu werden, obgleich er die Sorge unter der Maske der übeln Laune zu verſtecken ſuchte. Aber was ſollte er thun? Er hatte ſich nicht nur daheim, ſondern auch gegen den alten Frank ſo heftig ausgeſprochen, daß ſelbſt dieſer, ſonſt ſehr ſoviale und gutmüthige Mann, in Harniſch gerathen war. „Der alte Bergwald, iſt ein grundehrlicher Kerl, aber ein Narr und ein toller Hitzkopf“ — ſo ſprach der Apotheker Frank, als ihm ſein Sohn Röschens Entſchluß mittheilte. „Daß meine Officin allein durch den K. Saul ſich erhoben habe, iſt übrigens grundfalſch; nein, mein Großvater und Vater waren tüchtige Pharmaceuten, ich verſtehe auch, was dazu gehört, und

ſo iſt, Gott ſey Dank, mein Geſchäft und meine Officin in Ruf gekommen. Mir iſt's ganz gleichgültig, ob über meiner Thür K. Saul oder Nebucadnezar, ein Engel oder ein Drache ſteht. Wenn's hier, im Kopfe des Beſitzers richtig iſt, ſo kommt auf die Figur über'm Thore nichts an. Indeß hätte der alte K. Saul meinetwegen hundert Jahr ſtehen bleiben können, wenn er ſich nicht augenſcheinlich und mehr als für einen Mann ſeines Anſehns und Gewichts ſchicklich iſt, auf eine Seite geneigt hätte. Ja, lieber Sohn" — hatte Frank's Vater fortgeſprochen — „es thut mir zwar um Dich und das holde Röschen, dem ich herzlich gut bin, unbeſchreiblich leid, allein ich kann Dich, meinen einzigen Sohn, der ſchon feſt auf ſeinen eignen Füßen ſteht, nicht dem alten Griesgrame nachwerfen. Will er die Hand zum Frieden bieten, ſo ſoll er die meinige bereit finden!" — Der Sohn Frank's war zu ſtolz, um das Letztere zu thun, und ſo ſchwieg er denn auch lieber ganz von Bergwalds Bedingung, weil er fürchtete, ſeinen alten Herrn, durch den Unſinn, der darin lag, wirklich gegen Röschens Vater zu erbittern. So verging eine Woche, ein Monat nach dem andern und es fing ſich an, eine feindſelige, bittere Stimmung in den Herzen der beiden jungen Leute feſtzuſetzen, die das Glück und die Heiterkeit ihres jugendlichen Lebens zu unter-

graben drohte. — In dieser Zeit kehrte der herzogliche Erbprinz, entschiedener Freund und Kenner der Künste, von einer Reise zurück, die er hauptsächlich in Beziehung auf seine Lieblingsneigung unternommen. Er hatte Italien, Frankreich und England durchreist, war ein paar Jahre abwesend geblieben und also mit großer Sehnsucht vom alten Herzog erwartet und mit lautem Jubel vom Volke wieder empfangen worden. Schön und beruhigend für alle Einheimische war es zu hören und aus Allem, was der junge geistreiche Fürst that, auch zu sehen, wie er zwar seinen Geist mit den herrlichen Ueberresten der klassischen Kunst genährt, aber dabei sein Herz für vaterländische Sitte und Weise nicht nur warm erhalten, sondern man möchte sagen, noch mehr erwärmt hatte. Mit kindlicher Freude ging er in seiner Vaterstadt umher, alle die zahlreichen Denkmäler der ihm so theuern Vorzeit musternd und mit Freundesblicken als alte liebe Bekannte grüßend. Es gehörte zu seinen ersten Schritten, seitdem der alte Herzog ihm einen Theil der Regierungsgeschäfte übertragen, die Arbeiten der sogenannten Verschönerungscommission einer strengen Prüfung zu unterwerfen und obgleich er ihre Anordnungen billigte, so erschien doch bald eine Bekanntmachung, worin nicht nur jedermann die Schonung und Achtung für bestehende Kunstwerke

alter Zeit, auf's Sorglichſte anempfohlen, ſondern auch jedes eigenmächtige Abtragen, Wegnehmen oder Verändern derſelben, ohne vorher der Behörde davon gemachte Anzeige, bei ernſtlicher Ahnung verboten ward. Der alte Bergwald vergötterte den Erbprinzen, trug ein Exemplar jenes Publikandums, wie ein Amulet auf der Bruſt und liebäugelte ordentlich mit ſeinem rehabilitirten Mohrenmädchen, ſeitdem der Prinz ihn öffentlich wegen deſſen Erhaltung gelobt hatte. Dagegen ſchüttelten Röschen und des jungen Frank's Freunde den Kopf und fürchteten für den Credit des letztern. Allein der Erbprinz war zu geiſtreich und vielſeitig, um nicht überall den verwandten Geiſt anzuerkennen, ſelbſt wenn er ſich hier und da in ihm fremde Formen verhüllt hätte. Ein paar Arbeiter des Referendar Frank machten den jungen Fürſten auf ihn aufmerkſam. Er zog ihn näher an ſich, ein paar ausführliche Unterredungen verſtändigten die beiden Männer und nach einigen Wochen ward Frank in das Conſeil verſetzt und in den Branchen, welchen der Erbprinz ſelbſt vorſtand, ihm als Referent beigegeben. Nun glaubten die Altgläubigen wieder mit den Köpfen ſchütteln und das Schlimmſte erwarten zu müſſen. Allein ſo wie früher die Einen ſich geirrt hatten, ſo ſahen jetzt die Andern keine ihrer Befürchtungen in Erfüllung gehen.

Die Hartnäckigen behaupteten, des Referendar's Neuerungssucht sey an der Characterfestigkeit des Prinzen gescheitert; die Billigen meinten, Frank sey einestheils klug genug, um Verhältnisse und Personen richtig zu beurtheilen, anderntheils aber doch wohl gar kein Enragé, als wofür man ihn ausgeben wolle. Da alles den gewohnten Gang fortging, der blaue Kegel und K. Saul zwar nicht wieder hergestellt, aber dagegen die Mohrenjungfrau nicht abgenommen, sondern im Gegentheil die Gans auf dem Martinsbrunnen wieder neu vergoldet, auch St. Bernhard wieder auf dem Fronton des Hospitales aufgestellt ward, so sahen sich beide Parteien befriedigt und in der Kälte des indeß eingebrochnen Winters, der die objecta litis unter seiner dichten Schneedecke begrub, erlosch das Feuer der Zanksucht gänzlich. So war das Weihnachtsfest heran gekommen. Sonst hatten es Bergwald's bei Frankens, wo mehrere Kinder waren, mit gefeiert. Dies Jahr gab es dazu keine Aussicht. Indeß hatte das schöne, bedeutende Fest, der herannahende Ablauf des Jahres, Röschens Vater, welcher als gewöhnlich gemacht, so daß er der Tochter am Morgen sagte, er gehe auf den Abend in die Concordia — eine Gesellschaft, der er seit vielen Jahren angehört, er werde auch Mittags daselbst speisen und ihr stehe frei, sich ebenfalls

bei guten Freunden für den Mittag oder Abend unterzubringen. „Ja“ — ſetzte er hinzu, mit merkbar weicherer Stimme — „ſelbſt wenn Franks Dich ſehen wollen, habe ich nichts dawider. Ich brauche ja aber nicht dabei zu ſeyn und möchte Dich nicht um die gewohnte Freude am heutigen heiligen Tage bringen. Uebrigens“ — ſeine Stimme ward hier wieder feſt — „kennſt Du meinen Willen und ich glaube, mich auf Dich verlaſſen zu dürfen!“ — Die ſcheinbare Inconſequenz in Bergwalds Character hierbei, erklärt ſich unſers Dafürhaltens, theils durch die oft beobachtete Weichheit gutartiger Greiſe bei feſtlichen Tagen, wenn dieſe zumal einen Jahresabſchnitt bezeichnen, denn durch des alten Herrn heimlichen Wunſch, nicht ſo weit gegangen zu ſeyn, um wieder anknüpfen zu können, endlich auch in dem naturgemäßen Verſchwinden des Gegendrucks, ſobald der Druck aufhört. Durch Widerſpruch in der Angelegenheit der Wahrzeichen, hätte man den alten Trotzkopf bis auf's Aeußerſte treiben können. Der Widerſpruch blieb aus und der Eiferer ſchämte ſich der unnütz angewendeten Kraft. So könnte man die allermeiſten Störungen im Großen, wie im Kleinen, durch Nichtbeachten und Nichtherausfordern in der Geburt erſticken. Zum Ueberfluß wußte auch Papa Bergwald noch, daß der Na-

ferendar Frank auf Commission abwesend sey, aber das hatte weder er noch Röschen erfahren, daß ihm der Erbprinz gestattet, das Fest und die darauf folgenden Feiertage in der Residenz zu bleiben. Da eigentlich von der Frank'schen Familie kein Mitglied gegen Röschen etwas hatte, die, wie Jedermann wußte, nur des Vaters Härte zu dem ihr so schweren Schritt gezwungen, so war auch der Verkehr unter den Töchtern nicht ganz abgebrochen worden. Röschen wußte aus früherer glücklicher Zeit, wenn der Geliebte im väterlichen Hause zu seyn pflegte, und vermied es, um diese Stunde daselbst zu erscheinen. Frank hatte von der Vergünstigung des Prinzen nichts geschrieben, um die Seinigen desto mehr zu überraschen und so fand kein Bedenken statt, Röschen bei Franks zu erwarten, im Gegentheil sah man dem holden, allgemein geliebten Mädchen mit Sehnsucht entgegen. Des Referendar's Vater war, wie schon gesagt, ein lebensfroher, sozialer Mann, der gern mit Jedermann in Frieden blieb und finstre, traurige Gesichter so wenig gern sah, daß er sein Möglichstes that, sie in heitre umzuwandeln. Als daher, eben als man zu Tisch gehn wollte, die Thür aufsprang und der junge Frank hereinstürzte, so trat sein Vater sogleich in's Mittel, betheuerte Röschen, daß man von des Referendar's Ankunft auch

nicht die leiseste Ahnung gehabt, erklärte dem Sohn mit ernsten, bestimmten Worten, wie es zugehe, daß er und Rösschen hier zusammenträfen und bat sie nun beiderseits inständigst, zu thun, als sey nichts vorgefallen, und das schöne Fest nicht durch trübe Augen und düstre Gesichter zu stören. Man versprach es, verschluckte die schon im Auge perlende Thräne, unterdrückte den schon aufschwellenden Seufzer und ging zur Tafel, wo sich ein ziemlich heitrer Geist einfand. Man war im guten Zuge, als ein Wagen vor dem Hause vorfuhr und still hielt. Bald darauf ward Papa Frank benachrichtigt, daß ihn jemand zu sprechen wünsche. Verdrüßlich, mitten in seiner Freude gestört zu werden, stand er auf und ging, nicht eben mit dem freundlichsten Gesichte, den lästigen Störenfried zu empfangen. Da Fremde nicht selten waren, die den berühmten Chemiker sprechen wollten, so fiel es keinem von der Tischgesellschaft ein, nach dem Namen zu fragen oder nach der Equipage zu sehen. Die Conferenz dauerte nicht lang. „Stellt Euch vor" — rief Papa Frank, als er jetzt mit vor Lachen thränenden Augen, in's Tafelzimmer zurück kam — „stellt Euch vor, was mir jetzt für eine Bitte vorgetragen worden ist. Nein" — er fing aufs Neue an zu lachen — „es klingt gar zu komisch!" — Alles drang in ihn, sich doch deut-

lich zu machen. „Nun alſo“ — nahm er das Wort — „ich gehe in's Vorzimmer, den Fremden zu empfangen, finde aber ſtatt deſſen einen Bedienten in der herzoglichen Livree, der mir ſagt, der Oberhofmeiſter des Prinzen Georg, jüngern Bruders unſers Erbprinzen, ſitze unten im Hofwagen und laſſe fragen, ob er ein paar Worte mit mir ſprechen könne. Ich laſſe der Excellenz verſichern, es werde mir eine große Ehre ſeyn, der Lakai fliegt hinunter und nach einigen Minuten keucht die dicke Excellenz — nun Ihr kennt ja alle den Grafen Rothenburg — die Treppe herauf in's Zimmer. Den Eingang ſeiner Rede hatte der alte Pfiffikus gut genug geſtellt, er brachte mich wirklich in Verlegenheit. Prinz Georg — hob er an — laſſe mich freundlichſt grüßen und ſich erkundigen, ob ich wohl geneigt ſeyn dürfte, ihm einen meiner Angehörigen zu überlaſſen? Ich tergiverſirte, denn die Frage klang wirklich ſonderbar. Indeß, nachdem er ſich einen Augenblick an meiner Verlegenheit geweidet, rückte der ſchlaue Unterhändler näher heran und ſo ergab ſich denn, daß der Erbprinz vor einigen Wochen im Kreiſe ſeiner Familie geäußert hatte, es ſey doch Schade, daß ich den König Saul vor meiner Officin abgenommen —“

„Vater“ — ſchrie der junge Frank aufſpringend und auf ihn loeſtürmend — „O Himmel“

— rief Röschen, von Thränen überſtrömt, ſich in des Alten Arme werfend — „iſt's denn möglich?“ —

Die ganze Familie gruppirte ſich um die drei her, denn niemand wußte, auch der alte Frank nicht, was die Theilnahme der jungen Leute ſo lebhaft bei der lächerlichen Geſchichte errege.

„Nun, was iſt's denn? Was habt Ihr denn?“ — frug der Vater verwundert.

„Um's Himmelswillen“ — riefen Röschen und der Referendar — „Vater, ſchnell den Schluß der Geſchichte — wenn unſer Glück Ihnen lieb iſt, keinen Augenblick Verzug.“

„Aber ſeyd doch klug! Was giebt's denn? Nun da, der Oberſthofmeiſter verlangte den K. Saul für den Erbprinzen.“ —

„Und iſt er fort? Der K. Saul? iſt er fort? nach Hof?“ trieben die Ungeduldigen.

„Nun, ja — Graf Rothenburg nahm ihn gleich mit ſich in den Wagen und fuhr dahin.“

„Nun, du gütiger Himmel“ — riefen Frank und Röschen mit freudetrunknen Blicken und gefaltenen Händen empor blickend — „dir ſey ewig, ewig Dank!“ — Sie fielen einander in die Arme. — „Nun dürfen wir uns angehören!“ —

Papa Frank ſchüttelte den Kopf. „Aber ſagt mir, ob Ihr alle beide verrückt ſeyd? Was in aller Welt, geht mein K. Saul Eure Verbin-

dung an? Er hat Euch doch keinen Einſpruch gethan?“ Eben hatte Röschen dem alten Herrn das Räthſel gelöſt, als man ungeſtüm an der Klingel reißen hörte. Furchtſam flog das Mädchen an die Bruſt des Greiſes. „Vater“ — flehte ſie ängſtlich — „der Oberſthofmeiſter iſt doch nicht etwa umgekehrt? Oder ſchickt den K. Saul wieder zurück, eh' er auf dem Schloſſe war?“

„Ei, Mädchen, was denkſt Du? Geht man ſo mit großen Herren um? Uebrigens mit dem Zurückſchicken hat es gute Wege. Se. Maj. ſind ein Mann von Gewicht. Allerhöchſt Sie wiegen an die neun Centner, die Hoflakai's und meine Stößer haben geſchleppt wie die Büffel, um den Herrn auf den Sitz neben den Oberhofmeiſter zu bringen. Denn Graf Rothenburg, als ein ächter Hofmann, ging nicht ab, Se. Maj. mußten eben an ſitzen, obgleich dabei Manches für Beibehaltung Höchſtdero Gleichgewichts zu beſorgen ſtand.“ —

Jetzt ging die Thür auf und raſch herein trat — Vater Bergwald. Er ließ Niemand Zeit, ſich zu verwundern, ſondern ging auf das junge Paar zu — „Kinder“ — ſagte er mit künſtlichem Lachen, dem aber Wehmuth zum Grunde zu liegen ſchien — „der K. Saul iſt heut bei Hof vorgeſtellt worden, demnach bin ich meines Wortes ledig und meine im Jähzorn ausgeſprochne

rolle Bedingung iſt erfüllt. Gebt Euch die Hände, ſeyd glücklich und — vergebt mir!" —

„Bravo" — rief der alte Frank — „das heiße ich vernünftig ſprechen. Komm her alter Freund und umarme auch mich, wenn Dich die jungen dankbaren Gemüther dort nicht ſchon erwürgt haben! — — So, aber nun ſage, wie das zuſammenhängt und woher Du Alles weißt?

„Ich kam von der Concordia zurück und begegnete dem Schwarm Neugieriger, die ſich um Dein Haus drängten. „Der alte Frank ſoll zum Herzog kommen — ſagten Einige. Nein — meinten Andre — der K. Saul werde, weil er eigentlich ganz von gediegenem Golde und vom alten Frank heimlich habe weggenommen werden ſollen, an die herzogliche Schatzkammer abgeliefert — und was dergleichen Albernheiten mehr waren. Ich blieb ſtehn und beſchloß die Sache abzuwarten, da trat Graf Rothenburg, mein alter Gönner, aus dem Hauſe. Ich gleich auf ihn zu, fragte und erfuhr nun den ganzen Zuſammenhang. Der Erbprinz hatte nämlich einmal vor ſeinen Geſchwiſtern die Partei des abgeſetzten K. Sauls mit großer Wärme genommen. Das hat den jungen Herrſchaften den originellen Einfall gegeben, ihm den K. Saul zu Weihnachten zu beſcheeren und ſo den geſtürzten Fürſten zu noch höhern Ehren als vorher zu brin-

gen. Den Auftrag erhielt der gute, drollige Rothenburg, der auch mit Frank gut bekannt iſt. Ich war nun ſelbſt Zeuge, wie K. Saul von zwei Hoflakaien und vier Stößern aus der Apotheke in den Hofwagen bugſiret ward und die Excellenz Rothenburg neben dem ſtummen Herrſcher Platz nahm. Als nun der Wagen die Straße nach dem Schloſſe hinabfuhr, da ſchlug mir das Gewiſſen, ich kehrte um, beſchloß ſogleich zu Gevatter Frank hinauf zu ſteigen und Euch jungen Leutchen auf der Stelle zuſammenzugeben. Ich hoffe, Herr Sohn" — er bot dem jungen Frank die Hand — „Sie hegen keinen Groll mehr?" — Der junge Mann warf ſich an ſeine Bruſt und ſchwur hoch und theuer, daß er ihm dies beweiſen wolle. Röschen war ganz Wonne, ganz Seligkeit und Vater Frank ſagte laut: „wahrhaftig, wäre mein König Saul nicht ſo ehrenvoll aufgehoben, ſo ließ ich ihn heut wieder an ſeine Stelle bringen, zum ewigen Denkmal dieſes Tages!"

„Ach ja, Vater" — rief der junge Frank mit Ungeſtüm — „das iſt ein herrlicher Gedanke. Ich beſtelle morgenden Tages einen neuen König Saul, genau ſo, wie der Alte war, wir weihen ihn zu Ihrem Geburtstage, der im Spätherbſte fällt, ein und heut ſchon trinken wir die Geſundheit der wiederbefeſtigten Thronen!"

„Gut ausgedacht, Söhnchen. Bestell' ihn gleich morgen" — erwiederte der alte Frank. — „Aber ich dächte, mit der Einweihung warteten wir, bis uns vielleicht Röschen etwas später ein noch schöneres Fest giebt!" — Alles jubelte und klatschte in die Hände, Röschen verbarg sich erröthend an des Geliebten Brust und Vater Bergwald reichte dem wackern Schwiegersohne mit rührungsfeuchtem Auge die Hand, die dieser voll Innigkeit an sein Herz drückte. —

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite	23	Zeile	3	l.	Jünglingsliebe.
"	33	"	20	"	Ihres.
"	46	"	26	"	Sidneys.
"	118	"	19	"	kolophonium.
"	119	"	21	"	näselte.
"	128	"	2	"	versammelte.
"	133	"	5	"	inländischen.
"	149	"	15	"	Es.
"	150	"	28	"	kommen.
"	152	"	22	"	schön.
"	151	"	21	"	Lust.
"	178	"	11	"	Gefallsucht.
"	180	"	1	"	keine.
"	182	"	6 u. 7		streich Paraden weg.
"	186	"	15	l.	ihm.
"	186	"	26		setze ein Ausrufungszeichen nach Jahren.
"	188	"	23	l.	weg von hier statt nach Paris.
"	197	"	24		schalte nach unfähig, etwas anzuordnen, ein.
"	212	"	28	l.	hohle.
"	222	"	10	"	seh'.
"	275	"	7		streich den Gedankenstrich weg.
"	279	"	13	l.	Röschens.
"	284	"	2	"	interpolirte.
"	302	"	19	"	Frank.
"	306	"	5	"	eben.
"	306	"	15	"	dann.

Gesammelte Erzählungen.

Gesammelte Erzählungen

von

Carl Borromäus von Miltitz.

Vierter Band.

Leipzig,
bei Carl Enobloch.
1828.

Inhalt.

	Seite
Der Miethling	1
Die griechiſchen Schönheiten.	57
Herr Bertalou und ſeine Freunde. . . .	86
Das Lotterieloos.	167
Das junge Herz.	208

Der Miethling.

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebten in einer norddeutschen Stadt drei adelige Jünglinge, Johannes, Adelbert und Nicolaus. Das Schicksal schien sie verbrüdert zu haben. Sie waren alle drei von gleichen Jahren, alle drei von schöner Gestalt, alle drei Waisen, alle drei zum Ritterstande bestimmt, und lebten alle drei im Hause Ritter Bodo's, der ihre Leitung übernommen. In der That befanden sie sich in den allerbesten Händen, und Jedermann war überzeugt, daß dies Kleeblatt sich dereinst zu einer wahren Blume der Ritterschaft ausbilden würde. Der alte, nun fast sechzigjährige Bodo, war sein ganzes ruhmvolles Leben hindurch bemüht gewesen, ein edler Ritter im echten Sinne des Worts zu seyn. Hart gegen sich selbst, gelind gegen Andre, streng im Dienst, fromm in der Kirche, zuverlässig mit Männern, keusch mit Frauen, war er wissentlich nie vom Pfade der Pflicht abgewichen.

Dafür lohnten ihm seine Zeitgenossen mit der allgemeinsten Hochachtung, und dem bezeichnenden Beinamen des Ehrbaren. Es war dem kampf- und wundenmüden Greise nicht mehr gemüthlich, das Schwert zu ziehen, oder in den Vorzimmern der Großen zu stehn; aber sein edler Geist rieb ihn an, deshalb nicht zu feiern, sondern durch Verbreitung seiner Lehre zum Vortheil der Nachwelt seine Ansichten von diesem Berufe zu hinterlassen. Diese Vorbereitung galt, so sanft- und selbengerecht auch Ritter Bodo war, weniger dem Körper als dem Geist seiner Zöglinge. Im tapfern Zuschlagen — er wiederholte dies oft — möge ein Ritter leicht von einem vierschrötigen Knechte übertroffen werden, ohne daß es ihm eine Schande sey, allein kein Mensch auf der Welt müsse es ihm an Feinheit der Sitten, an Großmuth gegen überwundene Feinde, an Achtung gegen Damen zuvorthun! Oftere Reisen in's gelobte Land und nach Italien hatten ihn in den Stand gesetzt, seine Pflegbefohlnen auf eine damals seltne Weise in den alten Sprachen und mancherlei Kenntnissen zu unterrichten. Mit den schönsten Hoffnungen übergaben daher die Vormünder ihre Mündel dem ehrwürdigen Bodo; mit der lebhaftesten Theilnahme blickte die Vaterstadt auf sie hin. Allein es zeigte sich bald, daß die sorglichste Erziehung, wenn sie nicht von der allerzartesten Ju-

gend an beginnt, das Vorhandene, von Gott Gegebene, wohl herrlich ausbilden, aber weder das Fehlende hervorbringen, noch schon durch Menschen Verdorbnes, oder wohl gar angebornes Uebles ausrotten könne. Im Zaum halten, durch Strenge zurückdrücken — ist allein, was sie im letztern Falle vermag. Der Kummer des alten Bodo hierüber ward nur durch Adelberts musterhaftes Betragen gemildert. Dieser, ein schlanker, goldlockiger Jüngling, von einer frommen Mutter auferzogen, durch seinen milden Ernst, seine sanften Züge, dereinst einen Rittersmann, dem heil. Georg ähnlich, verheißend, besaß die ganze Liebe seines Lehrers, so wie aller, die mit ihm in Beziehung kamen. Nur selten fand der alte Eifrer Bodo in Adelberts überwiegendem Hange zum Sinnen und Träumen Veranlassung, ihn bei den Waffenübungen durch einen kräftigen Zuruf anzuregen; und nie bedurfte er in seinem Wandel oder in seinen Studien der leisesten Zurechtweisung. Die geistige und körperliche Trägheit Nicolaßen's gab schon ungleich mehr zu thun. „Junker Niklas — hieß es alle Augenblicke auf der Reitschule oder auf dem Fechtplatz — Junker Niklas, sitzt nicht so krumm im Sattel, wie eine Höckerin hinter ihrem Eierkorbe! — Hurtig, braucht Euer Schwert — werft Euern Schild vor — fallt kräftiger aus!" — Nicht weniger oft mußte Nicolaus

im Kämmerlein angetrieben werden, wenn die Junker Wällisch und Lateinisch studirten. Eben so unthätig war er auch in moralischer Hinsicht. Zu träg, selbst Uebles zu thun, ließ er, was da wollte, in seiner Gegenwart geschehen, ohne darüber ein Wort zu verlieren. Er kam deshalb oft in Strafe wegen Vergehungen, an denen er, blos aus Faulheit Widerstand zu thun, Theil genommen. Bodo konnte sich über manches Gute in ihm nicht freuen, weil es blos Temperamentstugend war, die in den Augen des welterfahrnen Mannes gar keinen Werth hatte. Ganz anders verhielt es sich mit Johannes, und täglich fast gab sowohl sein Naturell, als seine vernachlässigte Erziehung, zu Strafen und Verweisen Anlaß. Groß und stark, breiter Brust, dunkeln Auges und Haares, glühender Wangen, eben so stark als gewandt, eben so kühn als verschlagen, saß er im Sattel wie angegossen, stand er wie eingewurzelt auf dem Fechtplatze. Schon längst wagte hier der greise Bodo nicht mehr, ihm gegenüber zu treten; der träge Nicolaus war bald entwaffnet, nur dem ernsten Adelbert gelang es, den Angriffen Johannes Widerstand zu leisten, ja bisweilen ihm das Schwert aus der Hand zu schleudern. Seinem reichbegabten Geiste würde auch in den Wissenschaften große Auszeichnung zu Theil geworden seyn, hätte er es nicht verschmäht, sich gründlich damit zu beschäfti-

gen. Dagegen war sein wilder Sinn auf Vergnügungen ausschließlich gerichtet, wobei sein verderbtes Herz, sein heißes Blut ihn keineswegs die unschuldigsten wählen ließ. Falschfreundlich, listig, wie sein Sinn, war auch sein Blick. Täglich liefen Klagen über ihn ein. Bald hatte er sittigen Jungfrauen, wenn sie unter seinem Fenster vorüber nach der Domkirche gingen, unanständige Worte zugerufen, bald ehrwürdigen Greisen und Matronen heimlich allerlei Dinge an die Kleider geheftet, wodurch sie zum Gelächter der Straßenbuben wurden, bald war er hier mit einem Bürschchen, der ihn bei seiner Liebsten nicht leiden mochte, in blutige Händel gerathen, bald dort auf Strickleitern des Nachts in einen Pachthof gestiegen, wo er dann vor Lachen bersten wollte, wenn die leichtgläubigen Dirnen mit rothgeweinten Augen und blassen Wangen eine nach der andern an Bodo's Thür klopften. Er konnte, wie es sein Zweck verlangte, bald zudringlich, bald schüchtern, bald schwermüthig, bald ausgelassen erscheinen; und weil er aufgeweckten Geistes, dabei ein trefflicher Tänzer war, den Frauen viel Schönes zu sagen, den Männern bei Spiel, Jagd und Gelagen wohl zu rathen wußte, so war er überall beliebt, und in bürgerlichen und adeligen Häusern gar wohl gelitten. Nur Bodo, der Ehrbare, kannte, durchschaute ihn klar, und weil er ihm oft die Heuch-

lerstarre abriß, so ward er von ihm bitter gehaßt, was freilich den Ritter nur insofern kümmerte, als es den verderbenen Jüngling immer unzugänglicher für Rath und Lehre machte. Um diese Zeit erkrankte der alte Waffenmeister plötzlich. Zwar wußten die herbeigerufenen Aerzte an dem kräftigen Greise weder äußerlich noch innerlich ein Gebrechen zu entdecken, eben so wenig aber vermochten sie der immer mehr um sich greifenden Abzehrung, in die der Kranke verfiel, Einhalt zu thun. Es ging damals unter Bodo's Knechten eine leise Rede, Junker Johannes habe dem Greise die Arzenei verwechselt, und ihm ein heimlich fressendes Gift beigebracht, zum Dank dafür, daß er ihn hart gezüchtigt und mit Gewalt aus den Schlingen einer wälschen Gräfin, Laura Santarini, gerissen, die wegen Theilnahme an einer Verschwörung aus ihrem Vaterlande entflohn. Nun hat zwar Bodo, als auch er dies Gerücht vernommen, so Arges von seinem Zögling nicht glauben mögen, auch Johannes, als ihn die Aerzte an des Ritters Krankenbett deshalb zur Rede gestellt, mit Thränen versichert, ja hoch und theuer geschworen, daß er nie solchen höllischen Vorsatz gefaßt; indeß hat er doch dem ihm gegenüber gestellten Dienstknaben, den er oft mißhandelt, nicht abläugnen können, daß er ihn gerade in jener Zeit zu der Gräfin geschickt, daselbst eine Phiole von rothem venedischen

Glase sich geben zu lassen. Als er nun die silberne Kapsel von dem Gläslein abgeschroben, sey solch ein scharfer Geruch daraus hervorgequollen, daß Johannes die Phiole von sich geschleudert, und sowohl als der Bursch, sich Mund und Nase mit beiden Händen zugehalten. Dieser Aussage setzte Johannes entgegen, es sey dies nur ein Schönheitsmittel gewesen, so die Haare gar lang wachsen mache, und er habe es nach dem Gebrauche in den Strom geworfen; weshalb man auch die Gräfin, wäre sie nicht abgereist, selbst befragen könnte. — Wie dem nun gewesen, es ließ sich nichts auf ihn bringen; seine Freunde und Verwandten behaupteten, die Aerzte hätten dies Gerücht aufgebracht, auch die Aussage des Dienstknaben erkauft, um ihre Ungeschicklichkeit zu bemänteln. Dies dünkte Jedermann viel wahrscheinlicher, als eine solche That von einem so jungen Manne; und so ward denn Junker Johannes von allem Verdacht frei gesprochen. —

Der wackere Bodo erholte sich indeß nicht wieder, und als im folgenden Herbst die Blätter zu fallen begannen, da fiel auch er. Als er aber sein letztes Stündlein herannahen merkte, da hieß er die drei Jünglinge an sein Sterbelager treten, führte ihnen mit beweglichen Worten die mancherlei Sorgen und Bekümmernisse zu Gemüthe, die er so manches Jahr für sie empfunden, wofür

er ſich zur Vergeltung erbat, daß ſie fortan ſeiner täglich in ihrem Gebete gedächten. „Zwar ſeyd Ihr alle drei — ſetzte er hinzu — nach dem Willen Eurer Eltern und Vormünder, von mir zum Ritterhandwerk erzogen worden, indeſſen will es mir, wenn ich es recht überlege, bedünken, als ob Ihr, jeder aus anderm Grunde, keiner dazu taugtet. Doch des Herrn Wille geſchehe! Nur ſo viel ſey Euch zur Warnung zugerufen. Wenn Ihr dereinſt Euch alle drei in demſelben Berufe zuſammenfinden ſolltet, ſo wandelt vor Gott. Du Adelbert, laß keine Gedanken der Rache in Dir aufkommen, Du Nicolaus hüte Dich, durch Schweigen den Sünder dreiſter zu machen, und Du, Johannes, ſiehe zu, daß Du nicht die ſchwere Schuld des Miethlings auf Dich ladeſt, und ändre Deinen Pfad, denn er führt zur Hölle!" — Nach dieſen Worten verſchied der Greis. Adelbert ſtürzte an dem Lager nieder, den Leichnam mit heißen Zähren überſtrömend. Nicolaus ſtand bleich und zitternd, nur Johannes blieb gleichgültig und unbewegt. Nachdem die Pflichten gegen den Verſtorbenen erfüllt waren, hob für die Jünglinge ein neues Leben an. Sie waren der Worte Bodo's nicht vergeſſen, allein jeder legte ſie anders aus. Nicolaus, von keinem Zwange mehr getrieben, entſagte ſogleich dem Ritterthum, und zog vor, die väterlichen Güter anzunehmen, und

ſich der Pflege ſeines immer wohlbeleibter werdenden Körpers zu widmen. Adelbert wollte zwar, dem Wunſch ſeiner Familie gemäß, erſt unter irgend einem tüchtigen Feldhauptmanne die Ritterwürde erlangen, ſodann aber nach Bologna reiſen, um dort auf der berühmten hohen Rechtsſchule einige Jahre zu ſtudieren, und hierauf nach dem Orient ziehen, um bei ſeiner einſtigen Rückkehr ganz den Wiſſenſchaften zu leben. Johannes war der einzige, der dem Schwerte für immer treu zu bleiben äußerte, Bodo's letzte Worte ſchlechthin für Träume eines Fieberkranken erklärend. So waren, wenig Tage nach des alten Waffenmeiſters Dahinſcheiden, die bisher Vereinigten getrennt. Nicolaus ſchied zuerſt aus ihrer Mitte, und es ließ ſich vorausſehen, daß zwei ſo widerſprechende Naturen, als Johannes und Adelbert, nicht lange neben einander aushalten würden, ſobald ſie an dem Ziele ſtänden, deſſen Erlangung ſie für den Augenblick noch verband. Es begab ſich nämlich gerade, daß der Markgraf von Mähren (nachmaliger Kaiſer Karl IV.) mit einem ausgeſuchten Gefolge von Edelleuten nach Frankreich dem König Philipp von Valois gegen die Engländer zu Hülfe zog. Eine erwünſchte Gelegenheit für unſre jungen Leute, ſich die goldnen Sporen zu verdienen. Sie eilten, ſich dem Markgrafen vorſtellen zu laſſen, dem ſie, auf eigne Koſten gerüſtet, ſehr willkommen waren.

Dieſem Fürſten, einem Freund und Kenner der Wiſſenſchaften, entging es nicht nach einigen Unterredungen, daß Adelbert bei weitem der Gebildetſte der jungen Edelleute in ſeinem Gefolge war. Er zog ihn deshalb näher an ſich und bewies ihm täglich größere Auszeichnung. So ſehr Adelbert ſich hierdurch geſchmeichelt fühlte, ſo blieb er doch ſo anſpruchslos und zuvorkommend gefällig, als vorher, wodurch er ſich alle ſeine Kameraden zu Freunden machte. Gewiß war es ſchwer, ſich nicht zu dem ſchönen Jüngling gezogen zu fühlen, deſſen ſanfte, reine Seele ſich in den edelſten Geſichtszügen ſpiegelte, über deſſen Lippen kein Fluch, keine Verläumdung, kein dreiſter Scherz ging, den die Sonne täglich zum Gebet weckte, und der Abend, wenn anders nicht Dienſtgeſchäfte es verhinderten, über alten Handſchriften ſtudierend antraf. Johannes nur, der Niemand lieben konnte, liebte auch Adelberten nicht, der ihn oft um ſeiner vermeßnen Reden willen Vorſtellungen that, ja er ſpottete ſogar ſeiner Frömmigkeit, ſo wie ſeines Wiſſens, und nannte ihn den Kapuzenritter, der wohl bei'm erſten Handgemenge mit dem Roſenkranze drein hauen werde. Allein als man bald darauf mit dem Feinde auf einem Streifzuge zuſammentraf, gab Adelbert ſo glänzende Proben einer beſonnenen und furchtloſen Tapferkeit, daß ihm der Markgraf, nach einſtimmigem Urtheil ſeiner Feldhauptleute, aus freiem

Antrieb die Ritterwürde ertheilte. Ein Vorzug, der in Johannes Gemüth den Haſſesfunken zur Flamme anblies. Die Scenen im Felde wurden täglich ernſter, und der Krieg ging immer lauter ſeinen alles verheerenden, Blutſpuren hinterlaſſenden Tritt. König Eduard III. von England hatte, durch ſeinen heldenmüthigen Uebergang über die Somme im Angeſicht der franzöſiſchen Armee, dem Feinde einen wichtigen Vortheil abgewonnen, und ihm die ſchon ſichre Beute wieder aus den Zähnen geriſſen. Allein er that noch mehr. Die Schwäche ſeiner Reiterei und die Ueberlegenheit der franzöſiſchen kennend, vermied er den langen Marſch durch die Ebnen der Picardie, und beſchloß, den Feind zur Schlacht in einer ſehr vortheilhaften Stellung nahe bei dem Oertchen Creſſy zu erwarten. Das Schickſal dieſes heißen Tages iſt bekannt. Man focht in glühender Sommerhitze von Mittag an bis zum Einbruch der Nacht mit heldenmäßiger Anſtrengung, bis ſich der Sieg für die Engländer entſchied, und das franzöſiſche Heer, nach entſetzlichem Verluſte, unter dem Schutz der Dunkelheit zurückwich.

Der Markgraf ſelbſt war verwundet. Mehr, als ſein eignes, bekümmerte ihn das Schickſal ſeines Günſtlings Adelberts, den er blutend aus dem Getümmel hatte tragen ſehn. Mit zärtlicher Beſorgniß frug er nach den nähern Umſtänden der

Begebenheit. Alle, vorzüglich aber ein alter Ritter, rühmten seine Tapferkeit auch am heutigen Tage, zumal bei Eroberung einer feindlichen Fahne, um die er ihn hatte kämpfen sehn. Während dieses Berichts sah man einen Reiter mit fliegendem Banner heran jagen. Alle jubelten, denn in der Dämmerung glaubte man Adelberten zu erkennen. Allein es war Johannes, der still hielt, absprang, und sich vor dem Markgrafen auf ein Knie niederließ. „Jetzt, gnädigster Herr," rief er aus, „werdet Ihr mir wohl die Ritterwürde nicht verweigern, da ich an dem für die Unsrigen so unglücklichen Tage Euch dennoch König Eduards Leibbanner zu Füßen legen kann, das ich mit heißem Blute erkämpft habe!" — In der That quoll an mehreren Stellen der zerhauenen Rüstung das Blut hervor. Der Fürst bezeigte seine Zufriedenheit, hieß seinen Getreuen einen Kreis schließen, und ertheilte dem vor ihm knieenden Johannes den Ritterschlag. Sodann gebot er, das Banner aufzurollen und es fliegend vor ihm herzutragen. „Halt!" rief der alte Ritter, und schwur, das sey gerade das Banner, um das er Adelbert habe kämpfen sehen, ohne sich durch das Getümmel bis zu ihm hindurch Bahn brechen zu können; er erkenne es an den drei blauen, goldgekrönten Leoparden. „Nicht als ob ich Herrn Johannes Tapferkeit verdächtig machen wollte," setzte er be-

theuernd hinzu, „im Gegentheil bezeuge ich, daß er immer tüchtig da drein hieb, wo es am schärfsten herging. Aber daß auch Adelbert dies Banner erfaßt hatte, kann ich beschwören!" — „Ihr habt vollkommen Recht, edler Ritter," versetzte Johannes, „nur vergeßt Ihr hinzuzusetzen, was Ihr eben nicht gesehen haben könnt, daß nämlich Adelbert, als er das Banner faßte, rückwärts von einem schottischen Reiter durchstochen vom Pferde sank. Ich bekenne, daß, als ich den Reiter mit dem Banner davon eilen sah, die Freundschaft dem Ehrgeize nachstehen mußte. Ich ließ Adelberten sich in seinem Blute wälzen, jagte dem Schotten nach, traf ihn unter einer Schaar seiner Landsleute, kämpfte und erfocht das Ehrenzeichen wieder, kann aber eben deshalb über Adelberts Schicksal keine weitere Auskunft geben!" — Der Markgraf schüttelte finstern Blicks das Haupt, und sagte sehr ernst: „Das Zeugniß, das jener greise Ehrenmann Eurer Tapferkeit ertheilt, beweist mir, daß ich den Ritterschlag keinem Unwürdigen ertheilte; auch habe ich nichts geringers von Euch erwartet. Verargen aber könnt Ihr mir es nicht, wenn ich weniger gut von Eurem Herzen, als von Eurer Faust denke!" — Damit wandte er sich von ihm, und ritt dem Lager zu. Kaum angekommen, eilte er zu Adelbert, den man in ein Bauerhaus gebracht hatte. Die Wundärzte erklärten die Ver-

letzung für nicht tödtlich, aber die Heilung für langwierig, und der Fürst, der zum König Philipp mußte, übergab den Kranken der Pflege Mariens, der Tochter des Hauses, einem reizenden Mädchen. Johannes hatte das schöne Geschöpf kaum erblickt, als er sie nach roher Kriegersitte zu behandeln versuchte. Sie wies ihn ernst zurück und entflammte ihn so noch mehr. Der zwischen den Heeren eingetretene Waffenstillstand erleichterte sein Vorhaben; und die Emsigkeit, mit der er täglich von Adelberts Befinden Nachrichten einzog, und sie dem Markgraf zutrug, mußte ihm in beider Augen Verdienst erwerben. Beim Fürsten gelang es ihm in der That, der schon bereute, dem wackern Kriegsmanne zu wenig Menschenliebe zugetraut zu haben. Indeß erholte sich Adelbert immer mehr, und Johannes mußte eilen, sich Mariens zu versichern. Einst überraschte er sie Abends in der Laube des kleinen Gärtchens. Er ward immer dreister, endlich unverschämt. Auf's Aeußerste getrieben, rief die Geängstete laut um Hülfe. Augenblicklich war Adelbert in der Laube, faßte den Frevler und warf ihn unsanft zu Boden. Johannes, beschämt und grimmig, stellte seinen Gegner mit Heftigkeit zur Rede, wer ihm erlaube, sich in diese Sache zu mischen. Statt aller Antwort befahl ihm Adelbert mit strengem Blick, den Ort augenblicklich zu verlassen, ja ihn nie wieder zu

betreten, ſolle anders nicht der Markgraf ſogleich Anzeige von der Begebenheit erhalten. „Ich kenne Euch," ſetzte er mit ſcharfem Blick hinzu, „und habe auch, trotz Dämmerung und Vermummung, den ſchottiſchen Reiter recht wohl erkannt, der mich in der Schlacht bei Creſſy meuchelmörderiſch durchbohrte!" — Johannes floh und ward nicht wieder im Lager geſehen. Adelbert, als er wieder bei'm Markgrafen erſchien, vernahm, daß der Ritter ſeine Entlaſſung genommen. Er ward nicht vermißt, denn Niemand wollte ihm wohl. Adelbert aber, über die Begebenheit mit dem Banner von ſeinem fürſtlichen Freunde befragt, mochte dem Abweſenden nicht ſchaden, und beſtätigte daher deſſen Erzählung vom Verlauf dieſer Sache.

Der Tod des Königs Philipp von Frankreich, während des Waffenſtillſtandes, und der Charakter ſeines Nachfolgers, ließen weitausſehende Unruhen erwarten. Adelbert, der ſeinen Zweck erreicht und den Wünſchen ſeiner Verwandten Genüge geleiſtet hatte, ſehnte ſich nun mit ganzer Seele nach der Ruhe der Wiſſenſchaften. Er eröffnete dies Verlangen ſeinem fürſtlichen Freunde, und Markgraf Karl war edel genug, ſeine perſönlichen Rückſichten zu unterdrücken, und den ihm ſo theuern Jüngling mit Geſchenken, Ehrenbezeugungen und Empfehlungsſchreiben überhäuft, ziehen zu laſſen. Er richtete ſeinen Weg nach Bologna. Hier legte er

ſich mit groſſem Eifer auf die Studien, und brachte es nach vier Jahren ſo weit, daß ihm die Doktorwürde in der Jurisprudenz zugeſtanden wurde. Es hatte nunmehr nur von ihm abgehangen, die Univerſität zu verlaſſen, und in ſeines Freundes, nunmehr Kaiſer Karls IV. Dienſte, als Kanzler zu treten; allein ſein Schickſal ſollte hier eine ihm ganz unerwartete Richtung bekommen. Sein gutes Ausſehn, ſeine Wohlhabenheit, verbunden mit ſeinen Empfehlungen und dem Rufe ſeiner Sittlichkeit und Gelehrſamkeit, hatten ihm die erſten und vornehmſten Häuſer in Bologna eröffnet. Er lernte in einem derſelben ein Fräulein kennen, deſſen Schönheit und Liebenswürdigkeit ſeine ſtille Seele mit unwiderſtehlicher Kraft ergriff. Den Aeltern des Mädchens konnte eine Verbindung ihrer Tochter mit einem Manne, wie Adelbert, nicht anders, als in jeder Beziehung wünſchenswerth erſcheinen, und ſie geſtatteten ihm daher den erbetenen Zutritt in ihr Haus gern. Deſto mehr wunderten ſich aber Adelberts Bekannte über ſeine Wahl. Darüber zwar gab es in Bologna nur eine Stimme, daß Gabriele Gariſendi das ſchönſte Mädchen der Stadt ſey, auch war an ihrem Rufe nichts auszuſetzen; allein ſie war heftig, eitel, putzſüchtig, leichtſinnig, kurz ſo ganz das Gegenbild des ſtillen, frommen Adelberts, daß man allgemein dieſer Verbindung kein Glück vorausſagen

konnte. Das Schlimmste war noch, daß der leidenschaftlichen, lebenslustigen Italienerin der ernste deutsche Jüngling, trotz seiner Schönheit, durchaus mißfiel. Als ein schönes Bild — pflegte sie oft zu sagen — könne sie ihn bisweilen mit Wohlgefallen betrachten, allein sobald er zärtlich werden wolle, sey er ihr unausstehlich, und als Liebhaber oder Gatten ihn sich je zu denken, falle ihr ganz unmöglich. Adelberten blieb diese Meinung nicht verborgen, aber statt ihm auf einmal seine Freiheit wieder zu geben, fesselte diese Grille, wie er es nannte, ihn nur noch fester. Und das eben ist das Grausame der Leidenschaft, daß sie so oft Herzen zusammenzwingt, die nicht zusammenstimmen! — Vergebens riethen die Freunde; der sonst so besonnene Adelbert war hier so verblendet, daß er durchaus die wahre Gestalt der Sache verkannte. Der Wärme und Tiefe seines Gefühls — so meinte er — müsse es gelingen, auch in dem kältesten Busen Erwiederung zu wecken. Je schwächer und unbeständiger das Geschlecht sey, je mehr müsse man ihm Zeit lassen, sich von der wahrhaften Existenz eines dauernden und ausschließlichen Gefühles zu durchdringen; und Gabrielens Leichtsinn und Flatterhaftigkeit endlich zu fesseln, sey ein so schöner Triumph, daß er mit den Bemühungen eines ganzen Lebens nicht zu theuer erkauft werde. Weil seine öfteren Besuche Gabrielen in ihrer ge-

wohnten Lebensweise ſtörten, ſo erſann ſie eine Liſt, und gab vor, eine Wahrſagerin, die ſie befragt, habe ihr entdeckt, dieſer Fremde werde ihr Unglück bringen, und ſie ſolle ſich hüten, mit ihm in irgend eine Verbindung zu gerathen. Vergebens bemühten die Aeltern ſich, ihr dies auszureden, vergebens deutete Adelbert ſogar auf das Sträfliche ſolcher Erforſchungen. Es war alles umſonſt, und nichts blieb übrig, als mit Geduld eine Veränderung ihrer Geſinnung zu hoffen. In dieſer Zeit verſammelte ſich die Bologneſiſche vornehme Jugend zu einem groſſen Feſte, das einer aus der Verwandtſchaft der Garisendi's alljährlich zu geben pflegte. Heller als ſeit langer Zeit funkelten Gabrielens Augen, wenn ſie auf jenes Feſt zu ſprechen kam; und um ſich auch einen der holden, freundlichen Blicke zu erwerben, ging Adelbert einige Tage zuvor bei den Juwelirern und kunſtreichen Goldſchmieden der Stadt umher, irgend ein zierliches Schmuckſtück auszuſuchen. Dem Liebenden, der für die Geliebte kauft, iſt ſelten etwas ſchön genug; Adelbert fand nichts, was ihn befriedigte, und er kehrte nach Gabrielens Wohnung mit dem Vorſatze, um der Mutter den Einkauf eines ſolchen Kleinods zu übertragen, die ja den Geſchmack der Tochter am beſten kennen müſſe. Er eilte durch ein ſchmales Gäßchen, um näher zu kommen, nach dem Pallaſte. Da vertrat ihm

eine alte Zigeunerin den Weg, ihm einen blitzenden Ring entgegenhaltend, und zum Verkauf anbietend. Adelbert, ein Kenner, sah auf den ersten Blick, daß ihm hier ein ausgesuchtes Juwel dargeboten werde. Es war ein in Form eines Herzens gefaßter Diamant vom schönsten Wasser, mit kleinern prächtig blutrothen Rubinen umgeben, das Ganze schwer in Gold gefaßt. Adelbert frug nach dem Preis — die Alte entgegnete, ihr Preis sey zwar hoch, allein der Diamant unschätzbar, indem er einer der seltnen sey, die dunkel würden, wenn dem, der sie trägt, ein Unglück bevorsteht. „Ihr lächelt ungläubig — sagte die Alte — mögt Ihr nie die Wahrheit meiner Rede erproben! Der Stein ist nicht mehr bei seinem ersten Besitzer!"

„Euer letzter Preis?" frug Adelbert, ohne auf das Geschwätz zu hören.

„Hundert Goldkronen! Nicht eine mehr oder minder!"

„Es gilt, ich zahle sie Euch. Folgt mir in meine Wohnung!"

Die Alte entgegnete, sie verlasse ihre Wohnung nicht, allein Adelbert könne das Geld ihrer Enkelin, die sie herbeirufte, anvertrauen. Der Handel ward geschlossen, die Summe von dem Mädchen in Empfang genommen, und Adelbert sah sich im Besitz eines prächtigen Kleinods, das er immer mehr bewundern mußte, je länger er es

anſah. Er konnte ſich nicht enthalten, es noch an demſelben Abende dem Fräulein darzureichen, daß von dem reichen Geſchenk angenehm überraſcht, ihm auf's freundlichſte dafür dankte, und den ſchönen Ring, der trefflich ſich dem zarten Finger anſchmiegte, nicht von ſich zu thun verhieß. Wer war ſeliger in Hoffnung, als Adelbert! Er verließ den Pallaſt ziemlich ſpät, und eilte, in wonnige Vorſtellungen verſunken, ſeiner Wohnung zu. Aber anſtatt der Fortſetzung ſo ſeeliger Phantaſieen ward er von beunruhigenden Träumen geplagt, die mit mannigfachen Verſchlingungen immer mit Gabrielens Tod endigten.

Ganz erſchöpft fand ihn das Tageslicht, und ſo wenig er auch auf Träume hielt, ſo fühlte er ſich doch heut gewaltig beängſtigt. Wie erſtaunte er, als nach einigen Stunden Frau Barbara, Gabrielens Amme und Vertraute, ſich bei ihm melden ließ. Sie bat um Erlaubniß, bevor ſie den Auftrag ihres Fräuleins ausrichtete, ein paar offenherzige Worte ſprechen zu dürfen, mit denen ſie ſowohl Gabrielens als Adelberts Wohl bezwecke. Dies Verlangen ward ihr geſtattet, und ſie ſprach ſo zu ihm: „Ihr ſeyd ein ſchöner, reicher, frommer und gelehrter Herr, dies Zeugniß geben Euch unſre Doctoren ſowohl, als Jeder, der Euch kennt. Der Kaiſer iſt Euer Freund, und auch hier hat Euer leutſeliges Betragen Euch viele Gunſt

erworben. Demnach muß ſich das Haus Garisſendi, dem Ihr Euch ſo nah zu verbinden wünſcht, dies Verlangen zur großen Ehre ſchätzen. Und gewiß dies thut es. Allein mit allen dieſen herrlichen Dingen läßt ſich Liebe — und die verlangt Ihr von Gabrielen — nicht erzwingen. Mein Fräulein ſieht ſo gut, als jeder Unbefangene, welch ein achtungswürdiger Mann Ihr ſeyd, allein ſie liebt Euch nicht — wird und kann Euch nicht lieben. Daher rathe ich Euch — „Haltet ein, Frau Barbara, und ſchont Euern Athem" — fiel Adelbert ihr etwas ſpöttiſch in's Wort — „Eures Fräuleins Auftrag — nicht Euern Rath wollte ich hören. „Ihr ſeyd ſehr unerfahren, Ritter," — entgegnete Barbara — „wenn Ihr dieſe beiden Dinge trennt. Doch, nach Euerm Gefallen! — Hier ſendet Euch Fräulein Gabriele Euern Ring zurück, indem ſie Euch für die Warnung dankt, die nunmehr, wie ſie hofft, überflüſſig wird!" Sie ſtellte das Kleinod auf einen Tiſch, und wollte ſich entfernen.

„Bleibt," rief Adelbert tief bewegt, „bleibt, ich beſchwöre Euch, und vergebt mir mein Ungeſtüm. O Gott — iſt's möglich! — wie? — Gabriele ſendet" — Er hielt die Hand vor die Augen, und trat in den Fenſterbogen. Nach einigen Augenblicken ſagte er gefaßt: „jetzt, liebe Barbara,

wiederholt mir Alles, auch Euern guten Rath, ich werde sein bedürfen!"

„Ihr dauert mich, edler, wackrer, junger Herr," entgegnete Barbara schluchzend, „doch — ich darf Euch nichts verhehlen. So wißt denn, daß Euer Ring, der dem Fräulein sehr wohl gefiel, kaum hattet Ihr das Zimmer verlassen, plötzlich seinen Glanz verlor, immer matter wurde, und endlich wie mit Rauch bedeckt blieb. Gabriele zeigte ihn mir, und sagte mit der größten Bestürzung, sie wisse, daß diese Erscheinung Unglück bedeute, und diese Warnung stehe in zu genauer Beziehung mit der, welche ihr früher die Wahrsagerin ertheilt, als daß sie dieselbe unbeachtet lassen dürfe. Um Euch nicht zu kränken, habe sie das Geschenk angenommen, sie versichere Euch ihrer innigsten Verehrung, aber sie beschwöre Euch, sie nicht mit einer Empfindung zu quälen, die sie nie erwiedern könne. Uebrigens — dies entdecke ich Euch im Vertrauen — ist Gabrielens Herz nicht mehr frei —"

„Ha! — auch das noch? — Und wer ist der Glückliche, der auf meinem Elend — „Wir kennen ihn nicht," entgegnete Barbara, „schon seit einigen Wochen erzählte mir das Fräulein, daß in der Kapelle der heil. Rosalia, täglich zur Frühmesse sich ein junger Mann ihr gegenüberstelle, dessen Blick mit unaussprechlichem Ausdruck auf

ihr ruhte. Sie ſprach jedesmal mit höherm Entzücken davon, und bewog mich endlich, mitzugehen, um den Fremden — denn dafür halte ich ihn nach ſeiner prächtigen, aber hier nicht gewöhnlichen Kleidung — zu ſehn. Das habe ich denn gethan, und kann nicht läugnen, daß mein Fräulein recht bemerkt hat. Ich habe es nicht verhindern können, daß ſich zwiſchen den beiden jungen Leuten eine Augenſprache entſpann, bei der Ihr, Herr Ritter, nicht gewonnen habt; indeß da der Fremde ſeinem Betragen und Aeußern nach gewiß meinem Fräulein ebenbürtig iſt, ſo zweifle ich nicht, daß Ihr nächſtens Euren Nebenbuhler im Pallaſt Gariſendi kennen lernen werdet.“ —

Adelbert hatte bis jetzt der Amme mit verhülltem Geſicht zugehört. Als ſie geendet, frug er: „und Eure Meinung von der Sache?“

„Lieber junger Herr,“ erwiederte die Alte, „ehrlich geſprochen, es iſt kein Segen für Euch dabei. Ueberhaupt ſcheint Ihr mir viel zu bedeutend, zu ernſt, als daß Ihr Euch viel um Frauenzimmer bekümmern ſolltet. Was nun mein Fräulein betrifft, ſo iſt Euch offenbar etwas entgegen, was über menſchliche Macht hinaus iſt. Daß Ihr den Ring kaufen mußtet, der ſich an ihrem Finger veränderte, war ſchon ein böſes Zeichen, denn — ohne daß Ihr mir es ſagt, weiß ich es, — Ihr habt den Ring bei der alten Zigeunerin im Quer-

gäßchen hier dicht an gekauft. Seht, dies war meine Vorgängerin, weil ſie aber ihre Wahrſagerkünſte nicht laſſen konnte, und herausgebracht hatte, das kleine Fräulein werde einſt keines natürlichen Todes ſterben, ſo mußte ſie das Haus verlaſſen. Nun hängt ſie aber immer noch mit mütterlicher Zärtlichkeit an Gabrielen. Gewiß hat ſie in den Sternen geleſen, daß Eure Nähe Gabrielen Unglück bringt, und da hat ſie ſich an Euch gedrängt, um Euch den Ring aufzuheften. —"

„Von dem ſie wußte, daß ich ihn ſuchte, und um ſo hohen Preis kaufen würde? O Frau Barbara, glaubt doch nicht an ſolche —"

„Lieber Herr, wir wollen darum nicht ſtreiten. Aber ſetzt Euch in Gabrielens Stelle. Nehmt Alles zuſammen, was gegen Euch ſpricht, ſetzt hinzu, daß ein Begünſtigterer in der Nähe iſt, und geſteht —"

„—Daß für mich keine Hoffnung iſt? Ihr habt Recht, o ich fühle es. Allein Gabrielen aufzugeben, vermag ich nicht. Alle jene Zufälligkeiten ſind abergläubiſche Hirngeſpinſte, auf die ich nichts gebe. Wer weiß, wer jener Fremde iſt, ob er Gabrielens würdig, und ich hätte dann auf einen bloßen Schein mein Glück, die Möglichkeit aufgegeben, durch treues Ausharren die Herrliche doch noch zu gewinnen? Nein, gute Barbara, ſagt, betheuert Euerm Fräulein, daß ich an dem Schreck,

den ihr meine gute Absicht verursacht hat, ganz unschuldig bin, und beschwört sie, daß sie mir nur vergönne, fernerhin in ihrer Nähe zu bleiben!" —

Seufzend und kopfschüttelnd ging die Amme ihres Weges, und Adelbert brachte den Tag theils mit Ueberlegungen zu, was er thun solle, um sich das Mädchen zu gewinnen, theils mit Rathen, wer sein Nebenbuhler seyn könne. Endlich gegen Abend, es war am Tage des Festes, kleidete er sich auf's sorgfältigste an, und ging zu Gabrielen, ihr seinen Arm anzubieten, da der Pallast jenes Verwandten dicht an den der Garisendi's stieß. Allein das Fräulein ließ sich entschuldigen, indem sich einige Freundinnen bei ihr einfinden sollten, mit denen sie über die Gänge des väterlichen Hauses zu dem Vetter hinübergehen würde.

Adelbert mußte zurückstehen. Er ging daher allein nach dem Hause. Als er in den großen Saal trat, strahlten Hunderte von Kerzen ihm entgegen. Prächtig blitzten die reichen Wehrgehänge der jungen Männer, prächtiger die funkelnden Geschmeide, am prächtigsten die dunkeln Augen der großen Anzahl schöner Frauen und Jungfrauen, die hier versammelt waren. Leicht hätte Adelbert in diesem herrlichen blühenden Rosengarten sich eine nicht minder holde Blume, als seine ihm abholde Gabriele, wählen können, und da sein unbelohntes Hoffen kundig war, so fehlte es auch

nicht an milden Blicken, die mit ermuthigendem Ausdruck auf ihm weilten. Allein er hatte nur für seine Spröde Sinn. Sie kam endlich. Er eilte auf sie zu, um sich wegen des Ringes zu entschuldigen. „Ich glaube Euch," erwiederte Gabriele zerstreut und im Kreise umherblickend, als ob sie Jemand suche, „ich glaube Euch, Herr Ritter, Eure Entschuldigung ist recht fein; noch feiner aber wäre es gewesen, die ganze Sache nicht wieder zu erwähnen!" Der Herr des Festes kam bei diesen Worten, sie zum Tanz aufzufordern, und so konnte er ihr nicht antworten. Da Gabriele sehr gern, Adelbert aber nicht tanzte, so mußte er sich begnügen, ihr mit seinen Blicken in den wirbelgleichen Verschlingungen des Tanzes zu folgen, der sie bald entfernter, bald näher an ihm vorüber führte, ohne ihr je einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Endlich hatte sie geendet, und kam nun mit hochwallendem Busen und glühenden Wangen sich auf einem der längs den Wänden des Saals hinabgestellten Sesseln auszuruhen. Adelbert nahm schnell an ihrer Seite Platz.

„Das ist doch wohl für heute Euer letzter Tanz, mein Fräulein?" sagte er mit besorgter Stimme, als er sie so erhitzt sah.

„Mein letzter?" frug Gabriele mit unwilligem Blicke, „nicht daß ich wüßte, noch hoffte! Oder verdrießt es Euch, mich vergnügt zu sehen?"

„Keineswegs," entgegnete der Ritter sanft, „allein es verdrießt mich, daß Ihr die kurze Freude eines so entsetzlich anstrengenden Tanzes vielleicht mit Eurer Gesundheit bezahlen sollt. Euer Blut ist in fürchterlicher Wallung!"

„Hm — wüßte ich doch nicht, daß Ihr zu meinem Arzte bestellt wäret. Aber freilich taugt Ihr zu einem Sittenprediger oder Carthäuser-Mönch noch besser!"

„Erlaubt mir wenigstens Euch in ein ander Zimmer zu führen, wo die Luft weniger erhitzt ist?"

Gabriele schlug es aus. „Warum soll denn aber ein so engelschönes Fräulein die unschuldige Freude des Tanzes nicht genießen?" so fragte eine Männerstimme dicht hinter ihnen. Beide blickten um, Gabriele erröthete unendlich höher — es war der Fremde! Adelbert erschrak über Gabrielens sichtbare Bewegung und über den Sprecher, denn es war Johannes im glänzendsten Schmucke.

„O erschrecken wollte ich Euch nicht, lieber Landsmann," nahm Johannes mit sehr milder Stimme das Wort, „habt lieber die Güte, mich diesem schönen Fräulein vorzustellen, in welchem wohl, dem Gerücht nach, ich Eure holde Braut bewundern darf?"

„Traut meiner Versicherung, Herr," nahm Gabriele schnell das Wort, „wenn ich Euch sage,

daß Euch das Gerücht falsch berichtet hat. Aber, Ritter Adelbert, stellt mir doch Euern Landsmann vor!"

„Ritter Johannes," stammelte Adelbert, „mein Jugendgefährte und ein wackrer Kriegsmann!"

„Dem aber," setzte Johannes rasch hinzu, „den wunderschönen Augen des Fräuleins gegenüber kein einziges Vertheidigungsmittel einfällt, und der sich überwunden vor seiner Siegerin beugt! —"

Huld erröthend lächelte Gabriele geschmeichelt dem Fremden Dank zu. Da begannen die Spielleute eine lustige Weise. Johannes bat um ihre Hand, und hin flog sie in des gefährlichen Mannes Umfassung!

Man kann denken, welche Gefühle in Adelberts Busen auf und niederwogten. Das war also sein Nebenbuhler? Johannes, sein Jugendgefährte, dann sein Feind, nun gar sein glücklicher Nebenbuhler. Denn hätten auch Gabrielens strahlende Blicke, die voll der holdesten Freundlichkeit auf dem Fremden ruhten, nicht so laut gesprochen, wie ließ sich denn bezweifeln, daß dem heitern, lebensfrohen Mädchen jener schöne unternehmende Mann, der eben so unterhaltender Gesellschafter als rascher Tänzer war, nicht unendlich besser gefallen solle, als der ernste, stille Adelbert? Das Spiel war so gut wie verloren. Adelbert

fühlte es. „Gib sie auf!“ — rief sein Stolz ihm zu. Aber ein Schmerz in tiefer Brust gab ihm kund, daß sein Herz nichts von diesem Rath wissen wollte. „Könnte sie nur einmal,“ seufzte er leise, „in diese Seele blicken, gewiß sie würde dort eine andere Empfindung kennen lernen, als ihr Johannes darzubieten fähig ist!“ — Er verließ seinen Sitz, um sich dem Gewühl der Tanzenden zu nahen, in dem Gabriele wie ein Lichtpunkt, bald hier, bald dort, auftauchte. Da trat ihm ein Edelknabe in den Weg: „Seyd Ihr Ritter Adelbert der Deutsche?“

„Der bin ich. Was soll's?“

„So ist dies Briefchen an Euch!“ Mit diesen Worten reichte er ihm ein zusammengefaltetes Blättchen, und verlor sich in der Menge. Der Ritter trat unter einen Kronleuchter im Nebenzimmer und las:

„Duldet nicht, wackrer Adelbert, daß Johan„nes Euch die schöne Gabriele raube. Er ist „ein Treuloser. Sagt ihm, dem oft verge„benen Gewarnten, daß, wenn er das Fräu„lein nicht verläßt, beide meine Rache empfin„den sollen!“ —

Adelbert bebte vor den Gedanken, Gabrielen in Gefahr zu wissen. Aber was sollte er thun? Mit welchem Rechte — da das Fräulein ihm kein einziges einräumte — sollte er Johannes verbieten,

ſich um ihre Gunſt zu bewerben? Und lebte noch ein Funken von Wohlwollen gegen Adelbert in Gabrielens Bruſt, war ein ſolcher Schritt nicht hinreichend, es in Haß zu verwandeln? — Endlich ließ ſich nicht vorausſehen, daß Beide dieſe Drohung für eine Erfindung eigner Eiferſucht halten, und ſie mit dem Erfinder zugleich verlachen würden? — Gleichwohl trieb ihn eine unausſprechliche Angſt, Gabrielen zu warnen — noch zauderte er — aber der Gedanke, die Geliebte in Gefahr, ihre Rettung in ſeinen Händen zu wiſſen, gab ihm Entſchluß und Thatkraft. Er ſuchte ſie auf, die vom Tanz abgetreten, in einer Fenſterbrüſtung angelegentlich mit Johannes ſprechend, ſaß. Aus Gabrielens Mienen konnte er abnehmen, wie unwillkommen jede Störung ſeyn würde. Aber es half nichts. „Verzeiht," redete er ſie freundlich an, „verzeiht, edles Fräulein, und Ihr, Ritter Johannes, wenn die Beſorgniß um Euer Leben mich überſehen läßt, daß ich Euch läſtig falle!" —

„Um unſer Leben?" lächelte Johannes ſpöttiſch.

„Was träumt Euch nun wieder?" frug Gabriele mit unwilligem Achſelzucken.

„Kein Traum, ſondern Wahrheit, Fräulein. Leſet dieſen Zettel, Ritter Johannes, den mir eine auf Euch eiferſüchtige Unbekannte in dieſem Augenblicke einhändigen ließ!" —

Gabrielens Stolz und Neugier wurden nicht

wenig durch die Erſcheinung einer Nebenbuhlerin erregt, und ſie hatte Mühe, nicht ſeitwärts in den Brief zu blicken. „Alberne Eiferſüchtelei," ſagte Ritter Johannes, den Zettel zuſammenſchlagend, „kann es mir indeß bei Euch, holdeſtes Fräulein, mehr Vertrauen erwecken, ſo ſey Euch Schrift und Schreiberei hiermit geopfert!" — Er reichte Gabrielen den Zettel, deren freundlicher Blick deutlich ausſprach, wie ſehr ihr ein ſolcher Sieg ſchmeichle. Eben ſchlich der Edelknabe an der Thür vorüber, ſein Erſcheinen mahnte Adelbert an die Gefahr: „Seht" rief er aus, „dort den violett und ſchwarz gekleideten Edelknaben, der iſt's, der mir —"

„Poſſen," unterbrach ihn Johannes.

„Aber bedenkt doch nur, daß Euch und dem Fräulein Rache gedroht wird!"

„Poſſen, ſag' ich, die mir nicht einen Augenblick meines Glückes rauben ſollen. Man bläſt zur Tafel, Fräulein. Habt die Gnade, mir Euern Arm zu geben, wenn anders nicht des Ritters Beſorgniſſe auch Euch angeſteckt haben." —

„An Eurer Seite kenne ich keine Furcht!" lächelte Gabriele, reichte den Arm und folgte ihm willig. —

Das war zu viel für Adelberts weiches Herz! Wie betäubt ſtand er noch lange im einſamen Saal, aus dem alle Gäſte verſchwanden. Daß Gabriele nicht ihn liebe, das hatte er wohl längſt geſehn,

aber mit tödtender Gewißheit überzeugte er ſich, daß ſie einen andern liebe. Und welchen andern? — Langſam ging er auf und nieder, ſein Leben durchdenkend, und manche bittre Thräne niederſchluckend. Das dünkte ihm am härteſten, daß die treueſte, innigſte Liebe, das innigſte, uneigennützigſte Gefühl nicht fähig ſeyn ſollte, nur eine Spur von etwas ähnlichem, wenigſtens eine freundſchaftliche Regung zu erwecken. War er denn ſo abſcheuerregend? — Und floh ihn Gabriele nicht wirklich, als ob ihr ſeine Nähe Unglück brächte? — Unglück? — Himmel! welcher Gedanke drängt ſich mir auf, welche entſetzliche Verbindung gewinnt Alles! Ja, Rache droht ihr, Rache von einer unverſöhnlichen, italieniſchen Nebenbuhlerin, und inſofern ich es bin, der von jener Unbekannten aufgefordert, mit ihr gemeine Sache zu haben ſcheint, bring' auch ich ihr Gefahr! — O entſetzlich, wenn jene Raſende es wagte, Hand an dies blühende Leben zu legen — heimlich — meuchelmörderiſch — nach wälliſcher Weiſe! — Da ſchmetterten Tropeten aus dem Speiſeſaal herüber, die zum erſten Trunk bließen. Haſtig fuhr Adelbert in die Höhe, bleich, zitternd, als hätte er einen Blick in nächtliche Zaubergräuel gethan. Klar lag das hölliſche Gewebe vor ihm. Johannes, in den Netzen der Gräfin Laura, kann nur Gabrielens Reize begehren. Laura, die für den alten Bodo

das Gift miſchte, wird es noch viel ſchneller in ihrer eignen Sache. — Mit Sturmesſchnelle rennt er in den Saal, wirft einen Blick über die Tafel, und mit Rieſenkraft Diener und Edelknaben mit Schüſſeln und Bechern theils nieder, theils zur Seite werfend, arbeitet er ſich bis zu Gabrielen hin, faßt athemlos ihre Hand, und ruft mit entſetzlicher Stimme: „ich beſchwöre Euch, Fräulein, — ſagt — habt Ihr getrunken? — aus dem Becher getrunken, den Euch ſo eben ein violett und ſchwarz gekleideter Edelknabe reichte? —

„Seyd Ihr unſinnig, mich ſo zu erſchrecken?“ entgegnete Gabriele, ihre Hand aus der ſeinen reißend.

„Bei Eurer Seele Heil — ſagt — habt Ihr? — Aus dieſem Kryſtall-Becher?“

„Nun ja,“ ſtammelte das erſchrockene Mädchen, bleich und bleicher ſich an Johannes ſchmiegend.

„Mächte des Himmels,“ ſchrie Adelbert außer ſich vor Schmerz, „dann ſeyd Ihr verloren! — Ihr habt Gift!“ —

„Gift?“ ertönte es von hundert Stimmen, und von allen Sitzen fuhr man empor, und ſtürmte auf Adelbert ein, der bewußtlos niedergeſunken war. Johannes trug die ohnmächtige Gabriele in ein Nebenzimmer, um die ſich Viele drängten, indeß Andere von Adelberten Aufſchluß erwarteten.

Aber bald rief ein entsetzliches Geschrei aus dem Nebenzimmer Adelberten in's Leben zurück. Er stürzte hinüber, die Menge ihm nach. Da warf sich Gabriele todtenbleich, mit schäumenden Munde unter wüthenden Schmerzen am Boden umher. „Sie ist vergiftet — von einer Nebenbuhlerin," — so rief er der Menge zu: „o helft, helft ihr doch!" — Er wollte sie umfassen, sie stieß ihn zurück. Vergebens breiteten die unglücklichen Aeltern die Arme aus, Gabriele kannte Niemand mehr. Herzzerreißender Anblick! Endlich kam der Arzt, den nach der Diener Aussage Ritter Johannes herbeigeholt. Er sieht Gabrielens gebrochene Augen, den kalten Schweiß auf ihrer Stirn, die blauen Lippen, — und kopfschüttelnd thut er den schrecklichen Ausspruch: „Die Kunst vermag hier nichts. Das Gift war zu stark!" — Er hatte Recht. Die Unglückliche kam nicht wieder zu sich.

Schreckensbleich verlassen die Frauen den Saal. Die Männer berathschlagen, wie die Untersuchung anzustellen sey. Adelbert erzählt Alles, und was ihm nur Vermuthung ist, das soll Ritter Johannes beweisen. Allein der ist so wenig zu finden, als jener Edelknabe, der Gabrielen den Becher gereicht. Die Gräfin Santarini hat Niemand je hier nennen hören. Den Zettel zwar hat Gabrielens Mutter aus dem Mieder der Tochter hervorgezogen, allein er ist nicht unterschrieben. — Kaum

man hier, wo alle Zeugen fehlen, es den Aeltern verdenken, wenn sie nach der Sitte ihres Landes, ihres Volks urtheilend, zu vermuthen geben, Adelbert sey selbst der Mörder der Tochter, aus Eifersucht und Rache gegen Johannes, aus Verzweiflung über verschmähte Liebe; der Vorgang mit dem Briefe nur erdichtet, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken? Anfangs ziscbeln sich einige dies zu, bald erwächst es, Glauben findend, zur Gewißheit. Man stellt den Ritter zur Rede. „Ich vergebe Euch diesen Verdacht," lächelt er bitter, „weil ihr Wälsche seyd. In Euerm Lande, unter Euerm Volke mag solche Schandthat möglich seyn, muß es seyn, da ihr sie gleich zur Erklärung bei der Hand habt. In eines Deutschen Seele findet sie keinen Eingang. Daß Ritter Johannes nicht zu finden ist, beschämt mich sehr. Indeß, Gott bedarf seiner nicht, um die Wahrheit an Tag zu bringen. Was verlangt ihr von mir zu Darlegung meiner Unschuld?"

„Ein Baarrecht!" tönte es aus aller Munde.

„Wohl, ich leiste es, und bleibe so lange in Barisendi's Pallast als Gefangener!" — Mit diesen Worten nahm er sein Schwert aus dem Wehrgehänge, reichte es Gabrielens Vater, und schritt, von einem starken Gefolge begleitet, mit ihm nach den innern Gemächern des Pallastes.

Nach einigen Tagen, da alles zur ernsten

Feier bereitet, und die Familie verſammelt war, klopfte ein Diener an Adelberts Gemach. Er trat heraus; ehrerbietig ſcheu wich die Menge zu beiden Seiten zurück. Er ſchien nicht mehr derſelbe, ein Ausdruck höherer Art, eine Miſchung von überirdiſcher Milde und Würde, gaben ihm das Anſehn eines Heiligen. Seine Wangen waren blaß, ein tiefer Schmerz lag in ſeinen Zügen, doch nicht mit dem Ausdruck der Verzweiflung, ſondern ſtiller Ergebung. Man ſah, er hatte ihn dem Himmel geopfert. „Führt mich!“ gebot er; da ordnete ſich der Zug. Voran traten zwei ſchwarz gekleidete Herolde mit langen ſilbernen Stäben, dann folgten zwölf Trompeter, die eine tieftlagende Weiſe in lang gedehnten Tönen poſaunten. Von ihren Trompeten und Zinken wehten Trauerflöre. Hierauf kamen zwölf Männer, in die Farben des Hauſes gekleidet, aber ſchwarz überflort, die trugen den prächtig verzierten Sarg, hinter welchem die Aeltern, zwiſchen ihnen der Ritter, dann die Verwandten gingen. Zuletzt Gabrielens Frauen, hinter denen eine Brüderſchaft mit ſchwarzen Paniéren, auf denen weiße Todtenköpfe gemalt waren, und noch zwölf ſchwarze Bläſer hertraten. Unzählige Diener mit Fackeln begleiteten den düſtern Zug. So ging es im langſamen Schritt durch Säle und Gemächer über Treppen und weitſchallende Säulengänge hinab nach der Familiengruft

der Carisendi's. Ein Herold klopfte drei langsame Schläge mit seinem Stabe an die hohe Bogenpforte. „Was begehrt Ihr?" frug eine dumpfe Stimme von Innen heraus. „Wir begehren Einlaß!" — „Für wen?" — „Für Fräulein Gabrielen aus dem Hause Carisendi!" — „Was sucht das Fräulein hier?" — „Die Ruh' bei den Gebeinen ihrer Ahnen!" — Nach einigen Augenblicken knarrten schwere Riegel, rostige Angeln seufzten, das Grabgewölbe erschloß seinen weiten traurigen Raum. Mit Crucifix und Weihwasser empfing der Geistliche den Zug. In der Mitte des Gewölbes ward der Sarg auf einige mit reichen Decken verzierten Stufen niedergelassen. Der Priester trat hervor, berichtete in kurzen Worten die Begebenheit, und ermahnte den Ritter, das Heil seiner Seele zu bedenken. Sodann winkte er, und man hob die Decke vom Sarge. Da lag das Fräulein im jungfräulich weißen Todtenkleide, grün wand der Myrtenkranz sich durch die dunkeln Locken. Ein unwillkührliches „Ach" fuhlich über alle Lippen, und manches leise Schluchzen wurde lauter. „Gerechter Gott," hob nun der Priester mit feierlicher Stimme an, „der du im Lichte wohnest und blickest in die geheimsten Falten des Menschenherzens, und ziehest an den Tag die verborgensten Dinge, sey auch heut, wie immer, ein Rächer der Unschuld und gestatte nicht, daß der Mörder heim-

lich lächelnd von hier gehe, sondern wenn der, den wir für schuldig halten, diese Leiche berührt, so müsse irgend ein Zeichen geschehn, daran wir den Schuldigen erkennen und richten mögen. Ritter Adelbert tretet näher und legt Eure rechte Hand auf das Herz der Todten!" — In allen Gesichtern lauschte die gespannteste Erwartung, und unwillkührlich fuhr manche Faust an den Schwertgriff. Adelbert that, wie ihm geheißen ward, und ließ seine Hand so lange liegen, als der Priester betete. Aber die Todte veränderte keine Miene, bewegte kein Glied. „Ihr seyd nicht schuldig!" sprach der Priester. „O," rief Adelbert vom Schmerz überwältigt, am Sarge niederstürzend, und die kalte Hand Gabrielens an seine Lippen pressend, „es bedurfte dieser entsetzlichen Probe nicht. Gott weiß, ob neben einer Liebe, wie die Meinige war, solche entsetzliche Gedanken des Mordes wohnen konnten!" Er vermochte nicht vor Thränen weiter zu sprechen. Siehe, da erhob die Todte ihre Hand, legte sie auf des noch knieenden Ritters Haupt, und sagte langsam und sehr vernehmlich: „unschuldig!" Da schrie Alles: „Gott hat gerichtet, der Deutsche ist unschuldig!" und drängte sich gerührt um ihn. Adelbert aber nahm sein Schwert aus dem Wehrgehänge, legte es neben die Leiche in den Sarge, und sprach: „Gott hat gerichtet, und hier sey ihm mein Leben gelobt.

Ich entſage von heut an der Welt und werde ein Mönch!" — Nun bedeckte man den Sarg, verſchloß das Grabgewölbe und zog in den Pallaſt zurück, wo ſich bald Alle beurlaubten. Gabrielens Aeltern, eben ſo überzeugt, als verſöhnt, baten Adelbert, die Trauerzeit in ihrem Hauſe zuzubringen, indem ſie und ihn ein gemeinſchaftliches Leid verbände; allein theils war er überzeugt, daß ſie ihn dennoch nicht ruhig anſehn könnten, theils war auch ſein Gemüth fortan zu ſehr auf das Himmliſche gerichtet, als daß er noch am Irdiſchen wahrhaften Antheil hätte nehmen können. Schon am folgenden Tage ſchloß er ſich einer Geſellſchaft frommer Pilger an, die nach dem gelobten Lande wallfahrteten.

Ritter Johannes hatte indeß Bologna noch während der allgemeinen Beſtürzung über Gabrielens Zufall verlaſſen. Als er von des Markgrafen Heer in Frankreich abzog, führte ihn Zerſtreuungsſucht aus einer Stadt in die andre. Eben als ſeine Mittel zu Ende gingen, und er wieder Dienſte hätte nehmen müſſen, traf er auf der italieniſchen Grenze mit der Gräfin Laura Santorini, die er vor einigen Jahren in ſeiner Vaterſtadt nur zu genau gekannt hatte, zuſammen. Er trug ſich ihr ohne Weitres zum Begleiter an. Der Jüngling war zum Manne gereift, was konnte daher der allmählich alternden Dame, deren Leidenſchaften

noch ſehr heftig waren, erwünſchter kommen? Sie durchzogen Frankreich, weil nach eingegangenen Nachrichten, Laura noch nicht nach Neapel zurück durfte, und lebten von ihrem Gelde herrlich und in Freuden, ohne ſich an das Aergerniß zu kehren, das ihr anſtößiger Lebenswandel überall, wo ſie länger ſich aufhielten, erregte. In Stunden trunkner Selbſtvergeſſenheit entdeckten ſie einander die Geheimniſſe ihres Lebens. Die Gräfin erfuhr, daß Johannes in der That mit dem von ihr damals erhaltenen Gifte, den alten Bodo aus dem Wege geräumt, ſo wie, daß er, um Adelbert das Banner zu entreißen, um das er ihn kämpfen ſah, und ſo mit eins den läſtigen Günſtling zu vernichten, und ſich die Ritterwürde zu erwerben — von der Dämmerung begünſtigt, den Mantel eines todten ſchottiſchen Reiters übergeworfen und Adelbert rückwärts durchſtochen hatte, wobei er freilich nicht geglaubt, daß er wieder zu ſich kommen würde. Laura dagegen entdeckte ihm, daß ſie es geweſen, die früher Gürtelmagd *) der Königin Johanna II. von Neapel, deren unglücklichen Gemahl in Averſa erwürgen half. Vor der ſchwarzen Fahne ſeines Bruders und Bluträchers, Königs Ludwigs von Ungarn, flohen die Verſchwornen in verſchiedenen

*) Gürtelmagd. In jenen Zeiten ſo viel als jetzt Hofdame. Ein Fräulein von adeligem Herkommen.

Richtungen. Die Gräfin wählte Deutschland. — So schlossen diese Beiden, durch gegenseitige Mittheilung ihrer Schandthaten, den Lasterbund immer fester, und wähnten die göttliche Gerechtigkeit so leicht als die menschliche hintergehen zu können. In Bologna, wo eine Unpäßlichkeit Laura's sie mehrere Wochen zu bleiben nöthigte, sah Johannes Gabrielen in der Kirche; von ihren Reizen entzückt, vergaß er seine Verbindlichkeit gegen die Gräfin, und wandte Alles an, sich der schönen Barisendi zu nähern. Er sah bald, daß auch er ihr wohlgefalle, und war nun entschlossen, die Sache auf's Aeußerste zu treiben, auch wohl nach Befinden Lauren zu verlassen. Nicht wenig war er verwundert, in dem ihm vom Gerücht bezeichneten Günstling Gabrielens seinen ehemaligen Gefährten Adelbert lwieder 'zu erkennen; allein die Gewißheit, ihn hier an seiner empfindlichsten Seite zu verletzen, hieß ihn seinen Plan um desto fester zu halten. Indessen hatte die eifersüchtige Laura durch eine Zofe sehr bald von Johannes Vorhaben Nachricht bekommen, und ihn deshalb einigemal gewarnt, er dagegen die ganze Beschuldigung geläugnet. An dem vorhabenden Feste — so erkundete die Dienerin — sollte es entschieden werden, daß Gabriele sich für Johannes bestimme. Hoch flammte Rachgier und Eifersucht im Busen der Italienerin auf. Die Zofe erhielt einen Brief an

Adelbert und zugleich Gift für die Nebenbuhlerin, wenn Johannes nicht sofort von seiner Bewerbung lassen würde. Das Unglück aber wollte, daß die Zofe, als Edelknabe verkleidet, den Ritter Adelbert nicht früher, als am Abend bei dem Feste antreffen konnte. Sie beobachtete Johannes genau, und als sie sah und hörte, wie ihre Gebieterin der neuen Liebe aufgeopfert ward, so erfüllte sie ihren entsetzlichen Auftrag pünktlich. Den Verlauf haben wir bereits gehört, so wie, daß Johannes zuerst nach einem Arzt gelaufen. Von dort aber stürmte er in Laura's Zimmer, überhäufte sie mit den ärgsten Schmähungen, und schwur, wenn sie die, durch Teufelskünste Gemordete, nicht wieder zum Leben bringe, er sie der Obrigkeit anzeigen werde. Laura antwortete ihm mit Verachtung und Spott, und ließ im Zorn die Warnung fallen, er möge sich in Acht nehmen, daß ihm nicht ein gleiches süßes Tränklein gereicht werde, wie seiner Buhlin. Blind vor Wuth riß Johannes den Dolch heraus und durchbohrte die Gräfin. Natürlich war nun in Bologna seines Bleibens nicht länger. Er floh in sein Vaterland. Weil er aber befürchtete, Adelbert möchte von dem Morde der Gräfin nach Deutschland schreiben und ihn in Händel verwickeln, so folgte er dem Rathe seiner Verwandten, legte das Schwert nieder, trat in den geistlichen Stand, und ward Domherr im Capitel seiner Vaterstadt.

Dem gleißnerischen Wesen, das er zur Schau trug, gelang es, Vielen, ihm sonst Ungünstigen, glauben zu machen, dieser Schritt geschehe aus Reue über frühere Verirrungen, und es sey auf diese Weise dem Himmel ein Sünder wieder gewonnen worden. Johannes merkte bald das Gelingen seiner List, und entschädigte sich heimlich für den Zwang, den er sich öffentlich auflegte. Vor allem aber suchte er seinen Anhang immer mehr zu befestigen, und nach allen Seiten hin zu erweitern. Hierzu bediente er sich mit Glück des Goldes, das er aus den Juwelen löste, die ihm Gräfin Laura unter freundlichern Verhältnissen früherhin verehrt hatte. Dieses, und was ihm sonst noch von eignen Mitteln zu Gebote stand, verwandte er theils an Gastmähler und Geschenke unter seinen Freunden und Verwandten, theils an Unterstützung armer Geistlicher und Studirender, durch welche kluge Freigebigkeit er gar bald die öffentliche Meinung für sich gewann.

Ein treuer Berather und Genoß war ihm hierbei der Abt eines nahen Klosters, Nicolaus, sein Jugendgefährte, der zu träg, sein durch Nachlässigkeit und Schlemmerei verschuldetes Vermögen durch Fleiß und gute Wirthschaft wieder frei zu machen, vorgezogen hatte, seine Habe einem Kloster zu verschreiben, und daselbst den Ordenshabit zu nehmen. Später war er daselbst zum Abt be-

fördert worden. Johannes hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich dieſes Mannes zu verſichern. Er war es, durch den er, was er für nöthig hielt, in's Publikum brachte. Zugleich auch war er die Seele der heimlichen Gelage, die auf Johannes Veranſtaltung bisweilen gefeiert wurden. So verſtrichen einige Jahre, in denen des alten Biſchofs Kränklichkeit dem gewandten und weltklugen Johannes Gelegenheit gab, dem ihm verwandten Greiſe in den Geſchäften zur Hand zu gehen und ſich zu unterrichten, theils wie weit er in ſeinen heimlichen Ausſchweifungen gehen könne, ohne deshalb öffentlich belangt werden zu können, theils wie er es anzufangen habe, um ſich der möglichſt vielen Stimmen, wenn der alte Biſchof einſt geſtorben ſeyn würde, zu verſichern. Natürlich war es ihm nichts weniger als angenehm, von ſeinem Freunde Nicolaus eines Tages mit der Nachricht überraſcht zu werden, Adelbert, der Jugendgenoß, ſey von ſeinen Reiſen im Mönchskleide wieder heimgekehrt, und habe eine Empfehlung vom Kaiſer an Biſchof und Capitel mit zurückgebracht, der ſich nicht anders als mit Ergebung nachkommen laſſe: ihn nämlich ſofort zum Domherrn anzunehmen. In der That ward Adelbert kurze Zeit darauf zur Freude aller Würdigen und Guten im Capitel aufgenommen. Und ſo geſchah es, daß die drei Jünglinge, die zu einem und demſel-

den Berufe erzogen, ihn sodann wieder verlassen hatten, sich nun als Männer wieder in einerlei Wirkungskreise zusammentreffen, und sonach des alten Ritters Bodo Prophezeihung in Erfüllung gehen mußte. Daß sie ihr jugendliches Verhältniß nicht erneuern, sondern Adelbert nicht wenig von dieser Schicksalsfügung überrascht, kalt und gleichgültig mit ihnen durchaus in keinen Verkehr treten, nur seinen Studien und Berufspflichten leben, auch sich keineswegs an die Mächtigen andrängen werde, war voraus zu sehen. Als daher nach Verlauf einiger Zeit der Bischof wirklich starb, überließ es Adelbert der öffentlichen Meinung, die sich über ihn gebildet haben mußte, ihn zu der erledigten Stelle zu berufen. Er selbst that keinen Schritt dafür.

Das Sprichwort sagt: wo kein Kläger, da ist auch kein Richter. Johannes hatte allerdings einige Neider seines Einflusses auf den vorigen Bischof gehabt, die es gern gesehen hätten, wenn mehrere Stimmen auf ihre Seite getreten wären. Allein öffentlich ließ sich gegen Johannes nichts aufbringen. Ueber das, was er heimlich thun solle, gab es nur Gerüchte, die eben so wohl Verläumdungen seyn konnten. Dagegen kamen Hunderte von Armen, die täglich von ihm gespeist worden, und halb so viel unbemittelte Geistliche, die er reichlich unterstützt hatte, und erbaten — von

Nicolaus angeführt — den Domherrn Johannes, den Vater der Nothleidenden, zum Bischof. Rechnet man noch des Mannes zahlreiche und vornehme Verwandtschaft, seine einnehmende Außenseite, seine Freundlichkeit gegen Jedermann, die Geschicklichkeit und Erfahrung in Geschäften, die er unter seinem Vorgänger erworben, so wird es begreiflich, daß er mehr als drei Viertel der Abstimmenden bei der Wahl für sich hatte. Wir müssen noch hinzusetzen, daß man von seinen Begebenheiten im Auslande nichts wußte, und Adelbert es verschmähte, sich durch Mittheilung derselben eine Partei zu werben.

Als sich Johannes vom Glück auf diese hohe Stufe so unverdient gehoben sah, so gab er einen neuen Beweis seiner Verschlagenheit, die gleichwohl hier ihre Wirkung verfehlte: er vermochte nämlich das Capitel, in seiner nächsten Sitzung den Domherrn Adelbert zum Dechanten zu ernennen. Durch diesen Kunstgriff glaubte er, sich einen gefährlichen Beobachter zum Freunde gemacht zu haben. Allein er irrte. Bisher hatte Adelbert geschwiegen, so lange alle Laster, die Johannes übte, nicht durch die Kraft des Beispiels zehnfach schädlicher zu wirken drohten. Allein er hatte sich auch geschworen, jetzt, da dieser Mann, als ein Vorbild im Wandel, als ein Hirt der geistigen Heerde auftrat, ihm unerschrocken zur Rede zu stellen, wenn

er ſich dieſes erhabenen Berufs unwürdig zeigen ſollte. Die Gelegenheit fand ſich bald. Der verſtorbene Biſchof hatte ein ſehr romantiſch gelegenes Schlöſschen in der Nähe der Stadt erkauft, und daſelbſt eine Anſtalt zu ſeiner und ſeiner gelehrten Mitbrüder Erholung einrichten laſſen. Es war daſelbſt ein ſchönes Gebäude, mit köſtlichen Gemälden aus der heiligen Geſchichte geſchmückt, und mit einer Sammlung trefflicher Handſchriften bereichert, ſodann ein reizendes Luſtwäldchen, von einem Strome durchſchnitten, an welchem ſich Bäder befanden. Dies Schloß war von Johannes zum Tummelplatz ſeiner ſchwelgeriſchen Gaſtereyen erkoren, wo er nebſt ſeiner Geſellſchaft „in allerhand Luſten," wie die Chronik ſagt, lebte, und wobei Abt Nicolaus einen täglichen Augenzeugen und Mitpraſſer abgab. Früher hatte Adelbert in dem ſtillen Schatten dieſer Bäume ſelige Stunden zugebracht. Oft hatte er an dem Strome gelegen, der bald unter einſamen Tannendunkel, bald unter überhängendem Gebüſch ſilberfarbiger Weiden vorüberglitt, bald zwiſchen ſtarren Felsblöcken ſchäumend hindurch ſchießt, bald ſtill zwiſchen beblümten Wieſen dahin ſchifft — und manche Thräne der Erinnerung, manche des Unmuths geweint, daß er, deſſen ganzes Leben reiner Tugend geweiht geweſen, einem Obern unterworfen ſeyn müſſe, auf deſſen Wandel ſo mancher dunkle Flecken

haſte. Doch ſtrafte er ſich ſelbſt, wenn es ihm wiederfuhr, ſolchen Gedanken Raum zu geben, und rief ſich des alten Bodo's Warnung zurück, feſt überzeugt, die höchſte Gerechtigkeit werde am beſten wiſſen, wenn es Zeit ſey, die hochaufgeſchoſſene Laſterſaat zu mähen. Eines Nachmittags, wo er, ſich gewohntermaßen in Träumen verlierend, nur dem Strome folgte, befand er ſich unverſehens in der Nähe des Badehauſes. Die Hitze des Tages, ſo wie die Stille des Orts und die Kühle der Flut, machten ihm Luſt, ſich in ihrem Schoße zu erfriſchen. Er öffnete daher die Thür des Gebäudes und erblickte eine Scene, welche darzuſtellen ſich unſer Griffel weigert. So viel ſah Adelbert noch, daß die Gewänder des Fliehenden nicht die Tracht eines Weltmanns waren. Mehr wollte er nicht ſehen. Jemehr er die Begebenheit überlegte, jemehr überzeugte er ſich, daß ſie ohne Johannes Vorwiſſen und Begünſtigung gar nicht Statt haben könne, und folglich das Gerücht, wenn es ſo böſe Dinge von den Vergnügungen erzähle, die ſich der Biſchof und ſeine Geſellſchaft daſelbſt erlaubten, wohl keine Unwahrheit verkünde. Er beſchloß daher aus dieſem Geſichtspunkte die Sache vorzuſtellen. Allein er fand kein Gehör. Johannes verſicherte ſehr kalt, ihm hätte Erfahrung zur Regel gemacht, ſich nie an Gerüchte zu kehren. Sehr wenig kümmere ihn daher, was

von ihm Haß oder Neid spreche. Jeder Mensch habe seine Feinde, auch er, Adelbert, habe deren, die ihn in ihren Bemerkungen nicht verschonten. Uebrigens habe er dem Hausmeister zu einer im Badehause anzubringenden Einrichtung die Schlüssel gegeben. Möglich, daß diese in unrechte Hände gekommen. Er bedaure, daß Adelbert ein Aergerniß gehabt, von denen kein Ort, ja selbst die Kirchen nicht immer frei blieben; im übrigen möge er nur die Frevler ihm anzeigen, man würde dann sehen u. s. w.

Adelbert merkte wohl aus der kaltsinnigen, fast spöttischen Art, mit der ihm Johannes aufgab, den Verbrecher zu entdecken, daß, falls er ihn auch wirklich gekannt hätte, es mit der Erweislichkeit des Vergehens sehr langsam, noch unendlich langsamer aber mit dessen Bestrafung gehen würde, und hieß seine Unzufriedenheit vor der Hand schweigen. Bald ereignete sich jedoch ein Vorfall, bei dem sein heiliger Zorn auf's Neue entbrannte, und sich nicht so schnell wieder dämpfen ließ. Einige junge Novizen aus dem, dem Abt Nicolaus untergebnen Kloster, hatten nämlich mit Hülfe eines bestochenen Pförtners drei, als Spielleute verkleidete, leichtfertige Dirnen in ihre Zellen gebracht, und sie einige Wochen lang darin beherbergt. Man kann denken, wie der fromme Adelbert sich durch diesen Vorfall empört fühlte.

Nachdem er ſich ſo genau als möglich unterrichtet, benutzte er die Gelegenheit eines zu haltenden Capitels, um die Sache der Verſammlung vorzutragen. Ein ſtrafender Ernſt lag in ſeinen Blicken, und gleich einem feurigen Strome floß ihm die Rede vom Munde. Mehrere wackere Geiſtliche ſchlugen ſich auf ſeine Seite, auch Johannes ſpielte den Hochempörten, und lobte mit ſpitzfindiger Doppelſinnigkeit den frommen Dechanten, der immer dazu kommen müſſe, wo gegen das ſechste Gebot geſündigt würde. Das war zu viel. Adelbert, von ſeiner Empfindung überwältigt, ließ ſich zu einigen ſo bittern Aeußerungen hinreißen, daß ihm der Biſchof Stillſchweigen gebot, und ihn an ſein Gelübde des Gehorſams unſanft erinnerte. Um indeſſen der Sache ſcheinbar ihr Recht wiederfahren zu laſſen, verordnete er eine Kommiſſion zu Unterſuchung der Sache, an deren Spitze der Abt Nicolaus ſelbſt und noch einige aus ſeinen ergebenſten Freunden ſtanden. Die Wahl dieſer Männer zeigte ſchon, wie viel von des Biſchofs Eifer zu erwarten ſey. Und in der That hatte man, nach Verfluß eines Monats, nach Abhörung vieler Zeugen in einer Sache, die ſo klar war als der Tag, noch nicht zur Erörterung des Thatbeſtandes kommen können, und Adelbert erhielt, ſo oft und ſo dringend er auch nachfragte, nur unbeſtimmte Antwort. Endlich nach drei Monaten, während

welcher Adelbert alle erdenkliche Kränkungen, theils durch offenbare Ungerechtigkeit, theils durch stillschweigendes Uebergehn und Nichtachten seiner Vorstellungen, von Johannes hatte erfahren müssen, kündigte die Kommission den Beschluß der Untersuchungssache an, und erbot sich, Bericht zu erstatten. Man kann denken, mit welcher Ungeduld Adelbert am anberaumten Tage im Capitelsaale sich einfand. Die Papiere wurden vorgelegt, und es fand sich, daß zuvörderst der eigentliche Verbrecher, der Pförtner, entsprungen war. Die Novizen betheuerten, es sey nur eine Mummerei gewesen, unter der sie einige Jugendfreunde in ihren Zellen hätten einbringen wollen, und der Novizenmeister bekräftigte auf sein Gewissen, daß die ihm vorgeführten Spielleute, von denen behauptet worden, daß sie Dirnen seyen, wirklich und wahrhaftig Knaben gewesen. Man sahe hieraus, wie das Gerücht alle Dinge zu entstellen bemüht sey. Um indessen die Verletzung der Klosterzucht gehörig zu rügen, seyen die schuldigen Novizen zu Carcer und harter Strafe verurtheilt worden. Demnach, schloß der Vortragende, sey die Sache als erledigt und abgethan zu betrachten, weshalb auch Se. bischöfliche Gnaden, eine weitere Erwähnung der Sache nicht für nöthig erachtet. Adelbert hatte während des Berichts kaum seinen Ohren getraut. Jetzt sprang er von seinem Sitze auf: „Schämt Ihr

Euch nicht," rief er dem Berichterſtatter zu, „uns eine That als ungeſchehen darſtellen zu wollen, die die Stimme des Volks mit tauſend Zungen als geſchehen bekräftigt, und die unſern Stand auf's entſetzlichſte ſchändet? Ihr habt die Stirn, zu behaupten, die Sache ſey, auf die Ausſage der Novizen und des Novizenmeiſters, alſo der Schuldigen ſelbſt, abgethan, und der Biſchof halte eine weitere Erwähnung für überflüſſig? Was ſoll man mehr bewundern, Eure eigne Dummheit, oder die Unverſchämtheit, mit der ihr des Biſchofs Namen mißbraucht, und uns für kurzſichtige Thoren haltet, die ſich mit Euerm gewiſſenloſen Berichte genügen laſſen? Ich verlange eine Reviſion der Sache, und daß der Biſchof dieſen unverſchämten Läſterer ſeines Namens Lügen ſtrafe!" —

Johannes entgegnete, der Bericht ſey nach Befund der Umſtände abgefaßt, und habe ſeine Bekräftigung erhalten. Die Uebertreter ſeyen geſtraft, und ſomit könne er weder an der Relation etwas zurücknehmen, noch den Referenten Lügen ſtrafen, der die Wahrheit geſprochen. Uebrigens ſey es eine unziemliche Anmaßung des Dechanten, theils die Sache beſſer wiſſen, theils nach ſeiner gallſüchtigen Weiſe betrachtet und beurtheilt wiſſen zu wollen. Er möge nicht vergeſſen, daß ſo viele fromme und gelehrte Männer an der Unterſuchung Theil genommen, die alle ſeine Väter ſeyn kön-

nen, und sich hinführo Bescheidenheit und Still-
schweigen empfohlen seyn lassen, indem ihm sonst
aus bischöflicher Kraft der Eintritt in die Ver-
sammlungen des Capitels versagt werden würde!

Alle sahen an des Bischofs funkensprühenden
Blicken, daß er auf's Höchste erzürnt sey, und
hielten für besser, jetzt nachzugeben, und lieber in
Gutem von ihm eine nochmalige Durchsicht der
Sache zu erbitten. Aber nicht so der unerschrockene
Adelbert. „Ich werde schweigen, Bischof," rief
er mit donnernder Stimme, „aber nicht ohne drei-
faches Weh' über Euch gerufen zu haben. Be-
sinnt Euch, wie der selige Bodo, dessen Ende Euch
noch heut mit Schauern der Erinnerung überkom-
men muß, Euch warnte vor einer schweren Schuld.
Jetzt trifft Euch seine Rede. Ihr weidet die Heerde
Gottes als ein Miethling! Was Ihr in mei-
nem Leben gethan habt, das werde hier nicht er-
wähnt, was Ihr aber an Euerm Stande und an
der Kirche frevelt, das sey Gott geklagt, der es
sieht und seine Schmach an Euch Miethling
rächen wird!" — Und nun hielt er ihm in dräuen-
den Worten seine Gelage, seine Verwandlung je-
nes Erholungsortes in einen Schlupfwinkel der
Wollust, seine gewissenlose Unterdrückung des Ver-
brechens jener Novizen, seine Verschwendung der
reichen bischöflichen Einkünfte vor, und verließ im
höchsten Unmuth den Saal, aus welchem ihn ein

großer Theil der tief erschütterten Versammlung folgte. Seine Freunde trieben ihn zu entscheidenden Schritten bei'm Kaiser gegen den Bischof, in die er aber nicht einwilligte, weil er, wie er sagte, dem Himmel nicht vorgreifen wolle. Die Anhänger des Bischofs dagegen verlangten von diesem einen Machtspruch gegen den frechen Dechanten, wodurch auf einmal ihm und seinen Anhängern der Trotz gebrochen würde. Allein Johannes mochte aus guten Gründen für besser halten, die Sache nicht auf's Aeußerste zu treiben. Um dem Gerücht etwas zu thun zu geben, verordnete er eine neue Untersuchung gegen die straffälligen Novizen, die im Anfang mit großem Ernst betrieben wurde. Durch seine Vertrauten erfuhr er sehr bald, daß dieser Schritt von guten Folgen gewesen, und ihm einen Theil der öffentlichen Meinung wieder gewonnen habe. Um so weniger glaubte er die Feier seines Namentages am nahen Johannisfeste, die er nach seiner Weise veranstaltet hatte, sich versagen zu müssen. Schon einige Wochen vor dem Feste kam er auf dem Schlosse an, und machte große Zubereitungen. Endlich, als der Tag erschienen war und sich an zweihundert Personen beiderlei Geschlechts eingefunden hatten, fing man schon von früh an in Essen und Trinken zu schwelgen. Sodann versammelte man sich Abends um 8 Uhr im großen Saal, um einen Tanz zu machen.

Johannes, seiner Sinne vom Trunk schon nicht mehr mächtig, faßt zwei Jungfrauen. Aber urplötzlich kracht ein Donnerschlag, als ob tausend Wetter sich auf einmal entladeten, eine Rauchwolke quillt aus dem Boden, und aus der Wolke tritt von blauen Flämmchen umlodert, eine weibliche, höchst üppig gekleidete Gestalt mit glühenden Wangen, die den zitternden Johannes packt, und mit entsetzlicher Stimme ruft: „Kennst du mich? Ich bin Laura Santorini, mit der du buhltest, und die unter deinem Dolche fiel. Meineidiger, Giftmischer, Mörder, dein Maß ist voll! hinab mit mir dahin, wo die Verachtung wohnet!" — Mit diesen Worten packte sie ihn, warf ihn zu Boden, würgte ihn mit kralligen Fäusten und verschwand! — Zitternd stoben die Gäste, gleich Federn vor dem Winde, auseinander. Am andern Tage versammelten sie sich wieder; man fand den Leichnam mit fünf blauen Flecken am Halse. „Er müsse Gift bekommen haben," ward nun ausgesprengt; allein bei der Oeffnung des Leichnams fand sich davon keine Spur. Das Capitel, Adelbert an der Spitze, widersetzte sich, daß er im Dom begraben würde, kein Kloster begehrte sein auch nicht, so ward er denn in der Nähe seines Lustschlosses begraben. Während dieser Zeit langten Legaten von Rom an, die sein Betragen untersuchen, und wenn er sich gegen die wider ihn

angebrachten Beschuldigungen nicht würde vertheidigen können, seiner Würde verlustig erklären sollten. Damit war es nun freilich zu spät, aber da das Bisthum nicht lange unbesetzt bleiben konnte, sich alle Stimmen für Adelbert mit den mächtigsten Empfehlungen vereinigten, so ward dieser bald darauf zum Bischof erwählt, welche Erhöhung er zum Heil der Kirche, und zum Segen seiner Untergebenen verwaltete. Abt Nicolaus verfiel am Tage nach des unglücklichen Johannes Tode in einen Tiefsinn, in welchem er bald darauf starb, nachdem er sich seine Schuld, an diesen Uebelthaten Theil genommen und des alten Bodo's Warnung so in den Wind geschlagen zu haben, unaufhörlich und mit bittern Bußzähren vorgeworfen! —

Die griechiſchen Schönheiten.

„Mündelchen," rief der alte Graf Güldenſchild, „wenn mein Neffe Dich nicht in ganz kurzer Zeit liebt, ſo drehe ich ihm den Hals um!" — „Beſter Vormund," ſeufzte die blühende Roſalinde, „glauben Sie nur, ich erkenne Ihre gute Abſicht. Allein wenn Graf Ernſt überredet, gezwungen werden muß, mich zu lieben" —

„Zwingen, überreden?" fiel der Vormund ein, „Roſalinde von Lichtenſee, aus der älteſten Familie der Monarchie, achtzehn Jahr alt, ſchön wie der junge Tag, wahrhaftig, da braucht's Ueberredung."

„Vergeſſen Sie nur nicht Väterchen, daß Graf Ernſt zum Künſtler beſtimmt, von Jugend auf mit ihnen lebend, dem Ideal der Schönheit der Antike innig vertraut, unlängſt aus Griechenland heimkehrend, ganz andere Begriffe haben muß, als wir. Die griechiſchen Schönheiten" —

„Donner und Wetter," polterte der Vor-

mund, „das iſt ja eben, was mich toll macht! Drei Monat iſt der Junge zurück, und hat Dir, ſeiner ehmaligen Spielgefährtin, noch nicht einmal ſeine Aufwartung gemacht, weil der verrückte Bildhauer, ſein Buſenfreund, ihn tagtäglich von einem ſolchen marmornen Affengeſicht zum andern ſchleppt! Ich habe den Türkenkrieg mitgemacht, und weiß alſo auch von Griechenland zu ſprechen. Bekamen wir 'nen Spion gefangen, ſo war's ſicher ein Grieche. Und die Beſtien, die Marketenderweiber, die uns gebrennt Zuckerwaſſer für Ratafia verkauften, waren das nicht auch Griechen? Griechiſche Schönheiten! Hoha, ich kenne die Dinger! Mein Vater, ſeliger, hatte in ſeinem Wohnzimmer ſo einen Ofen mit roth und ſchwarzen Figuren, oben Menſch unten Pferd, die hießen griechiſche. Und dann das bronzne Gefries in der Frau Mutter Garten, das einem das Waſſer in's Geſicht ſpeit, das war auch ſo 'ne griechiſche Schönheit! Geh' doch Mädchen, der Junge müßte ja keine Augen im Kopfe haben, wenn er Dich nicht auf den erſten Blick zehntauſendmal hübſcher fände!"

Vergebens bemühte ſich Roſalinde lächelnd, dem Vormund begreiflich zu machen, daß ſie die Rivalität ſolcher griechiſchen Schönheiten, als er im Sinne habe, eben nicht fürchte, er ließ ſie nicht zum Worte kommen. „Sieh nur," fuhr er eifrig fort, „was Du da ſchwatzeſt von Kunſt und der-

gleichen, das ist alles Larifari, und gilt nicht so viel. Mein sel'ger Bruder war ein Narr —

„Väterchen!" bat Rosalinde.

„Na schon gut, von Todten soll man das Beste sprechen. Also das mit der Kunst ist 'ne pure Farc. Mein guter Bruder war rein toll, muß es deßwegen sein Sohn auch werden? Will der Monarch Ernsten die Aufsicht über all' die Bücher, Bestien, Steinfiguren und bemalten Leinwanden geben, meinethalben. Aber deshalb braucht der Junge nicht wie ein Schneider den ganzen Tag krumm zu sitzen, mit den Händen in nassem Thon zu manschen und bald ein Bein, bald ein Ohr von so einer griechischen Mamsell abzuconterfeien. Unsre Mädchen haben auch Fleisch und Bein, und wenn er will —"

„Aber Väterchen," fiel das Fräulein hastig ihm in's Wort, „wenn nun doch wirklich die Kunst ihre Jünger zu treuern, innigern, reinern Menschen machte?"

Der Vormund suchte statt der Antwort, in seiner Westentasche. Er zog einen Brief hervor. „Was meldet mir denn mein Banquier," sagte er und las:

„Zwei hundert Stück Dukaten laut Anweisung Hrn. Grafen Ernst's von Güldenschild, an die Tänzerin Dorilla, 12. May hundert Duka-

ten, laut derselben Ordre an dieselbe, den 14. Juni.

„Wie war's doch Kindchen mit dem innigern, reinern Menschen? Hm? —"

Rosalinde sah beschämt auf ihre Arbeit nieder. Ein Seufzer schwellte die Brust und Thränen perlten in ihren dunkeln Augen. —

Graf Rudolph Güldenschild, Ernst's Vater, war ein geistvoller herrlicher Mensch, ein trefflicher Dichter gewesen. Er hoffte, einen Zweig der Kunst, wenn auch nicht eben den, welchen er so sorgsam pflegte, in dem einzigen Sohne wieder aufblühen zu sehen. Der Himmel erfüllte seinen Wunsch. Ernst, ein bildschöner Knabe, verrieth frühzeitig die entschiedenste Anlage zur bildenden Kunst. Wer war glücklicher als der Vater, der neben dieser schönen Gabe zugleich mit wehmüthigem Entzücken den weichen Charakter der zu früh verlornen Gattin sich in dem Kinde erschließen sah? Aber der Wunsch, diese gleichsam wieder aufleben zu lassen, war es, der ihn, Geschlecht und Beruf des Knaben übersehend, verleitete, die angeborne Weichheit desselben auf eine ausschließlich, und folglich einseitige Weise auszubilden. Als er sich zum Jünglinge zu entwickeln begann, lag schon ein gewisses, süßliches, weckenhaftes Wesen in ihm, das im Knaben kaum, im erwachsenen Alter ganz unerträglich zu werden drohte. Der Vater übersah

bei den herrlichen Anlagen des Sohnes die dem künftigen Manne so unanständige Sentimentalität und sandte ihn in Begleitung eines berühmten Künstlers auf Reisen, die ihn mehrere Jahre von der Heimath entfernt hielten. Er war aus Griechenland zurück, und schwelgte eben in Italien's Kunstschätzen, als ihn des Vaters plötzliches Hinscheiden zurück zu rufen schien. Schon waren die Anstalten hierzu getroffen, allein die väterliche letzte Disposition machte ihm zur Pflicht, erst seine künstlerischen Studien im Auslande zu beendigen. So ward er auf's Neue festgehalten, und kehrte erst nach ein paar Jahren, ein völlig entwickelter Jüngling, in sein Vaterland zurück. Kopf und Herz waren auf dem rechten Fleck, aber wenn ihn heißes Blut und Ungeduld bisweilen sich selbst entführten, so that ihm die schon gerügte Sentimentalität, und eine bis zur Karrikatur getriebene Verehrung der griechischen Kunstwelt, noch größern Schaden. Kaum ein paar Mal öffentlich erschienen, nannte man ihn, was er eigentlich nicht war, einen gräcisirten Geken. Da Reichthum und Bildung ihm die große Gesellschaft entbehrlich machten, so lebte er ausschließlich mit jungen Künstlern, denen er sich oft auf eine so unkluge Art hingab, daß er auf's Empörendste gemißbraucht wurde, ohne es zu ahnen. Sein Oheim war außer sich darüber. Ein Lieblingsplan

war die Verbindung des reichen Ernsts mit dem Fräulein von Lichtensee und er glaubte, mit der Eröffnung dieses Geheimnisses dem Jüngling einen ganzen Himmel voll Seligkeit zu erschließen. Allein wie ward ihm, als dieser alle Heirathsvorschläge ohne weiters von der Hand wies. Die Ehe, demonstrirte der Neffe, habe bei den Griechen in sehr geringem Ansehen gestanden, indem sie fast ausschließlich der zu prokreirenden Nachkommen halber geschlossen worden. Die geistvollsten Männer jener Zeit, Plato, Xenophon u. s. w. andre hätten den ungebundenen Verkehr mit Mädchen vorgezogen. Dieß sey auch sein Glaubensbekenntniß. Auf Fräulein Rosalinde besinne er sich kaum, und könne sich um so weniger für sie entscheiden, als ihm die gütigen Götter eben jetzt ein reizendes Kind zugeführt, in deren Wangengrübchen Aphrodite und Cypripor thronten, und deren süße Gunst er nicht einer hausbacknen Ehe aufzuopfern geneigt sey. — Der Oheim stand, während der ganzen grundgelehrten Demonstration, wie eine Bildsäule. Gern hätte er, wäre er nur nicht schon so groß gewesen, den griechischen Messen beim Kragen genommen, um ihn mit Gewalt in's Paradies der ehelichen Glückseligkeit zu introduziren. Doch bezwang er sich. Graf Ernst hielt des Oheims Stillschweigen für Ueberzeugung, und beurlaubte sich, froh mit einem Kampfe den vollständigsten

Sieg errungen zu haben. Kaum aber war er aus dem Zimmer, so platzte die Pombe und ein Passamalelki nach dem andern donnerte von des Oheims Lippen. „Aphrodite," wiederholte er den Boden stampfend und zornig auf und ablaufend, „Aphrodite, Cypripor? Lumpengesindel, Bettelvolk, Zigeuner, Landstreicher! Was für eine Gesellschaft für den Erben einer halben Million, für den Gemahl Rosalindens! Passama! Gewiß hat ihm das wieder ein verfluchter Steinmetz in den Kopf gesetzt. Ei ihr griechischen Bestien, so wollt' ich doch" —

„Kurios," sagte der alte Damian, Graf Ernsts Bedienter, als er das Packet öffnete, das ein Knabe nebst einem Billete von der Mamsell Umfalle, wie er sagte, gebracht hatte. „Kurios, wie sich die jungen Leute heut zu Tag ankleiden. Sonst zu meiner Zeit vor ein fünf und vierzig Jahren trug so ein junger Graf ein sauberes blausammtnes Kleid, eine goldstoffne Weste mit langen Schößen, recht weite schwarzsammtne kurze Beinkleider, mit goldenen Kniegürteln, Steinschnallen, einen silbernen Degen, das Haar hoch toupirt, einen Haarbeutel, und sah wahrhaftig zum Küssen hübsch aus? Aber itzt? Er zog die Stücke einzeln hervor, „ein Leibstück von fleischfarbnem Seidentricot, auf dem Rücken zuzuschnüren, hm, was das unbequem seyn muß. — Ein Paar fleischfarbne

Pantalons, ebenfalls von Seide gestrickt.— Pantalons? Nun wahrhaftig, da geht ja kaum mein Arm hinein; die müssen sitzen wie angegossen. Was der Tausend, was ist denn das? Ein Fell? Hohl mich der Geier ein rauhes Fell! Nun seh' mir eins die jungen Leut, mit Gewalt wollen's Bestien werden! Wie das Ding nur angelegt wird? Wollen's mal probiren." — Er schlug die prächtige Löwenhaut aus einander, die gewaltigen goldenen Klauen kopfschüttelnd betrachtend und allerhand Versuche damit anstellend. Vorn herunter, etwa wie ein Böttcherschurzfell, wollte es nicht passen, denn da kam ihm der lange Löwenschweif so zwischen die Füße, daß er keinen Schritt thun konnte, ohne darauf zu treten. Blos um den Leib gewickelt, wie eine Gärtnerschürze? Das ließ sich nicht denken. Wozu denn die prächtigen Klauen, die ordentlich in einander zu passen scheinen. „Halt," fiel ihm bei, „als Mantel übern Rücken, das wird gehen!" Gesagt, gethan. Er warf die nemäische Haut über die Schultern, die Tatzen unterm Kinn kreuzend, die wie ein Schloß zusammenschnappten. Die lederne Keule schwang er auf die Achsel, und schritt so, aus Leibeskräften über die heutige Mode lachend, vor dem großen Pfeilerspiegel auf und nieder.

„Damian!" rufte es im Vorsaale mit Gebietersstimme.

„Hochgräfliche Gnaden," entgegnete der Alte, Willens das Löwenfell von den Schultern zu schleudern. Allein die gewaltigen Tatzen ließen ihren Raub nicht fahren, und der Greis bemühte sich umsonst, die ihm völlig fremde Hülle wieder abzustreifen.

„Damian!" schallte es lauter und ein kräftiger Fluch dröhnte hinterdrein.

„Heil'ger Gott, der alte Graf!" ächzte Damian, den Angstschweiß vor dem strengen Herrn auf der Stirn fühlend. Verzweifelnd rasselte er an den Tatzen, sie wichen nicht. Er wollte die Haut über den Kopf streifen, weßhalb er schon die Drahtperrücke herabgerissen; vergebens. Die Noth stieg aufs Höchste. „All' ihr Heiligen steht mir bei!" flehte der Geängstete, nahm die Perrücke in die Hand, riß die Thür auf und galoppirte mit gesenktem Haupte wie ein erzürnter Stier, den langen Löwenschwanz nachschleifend, das angstbleiche Gesicht von der reichen Mähne wild umflogen, über den Saal nach des Grafen Zimmer, vom schallenden Gelächter der Dienerschaft verfolgt, die, weil es gerade Tafelzeit, sich zum Dienst versammelt hatte.

Man denke sich den alten Grafen. Einen lebhaften, aber dennoch würdevollen Mann von stattlichem Ansehen, der früher Husarenoberst gewesen, noch den militärischen Zuschnitt vom Jahre

ſchen beibehalten hatte. „Wo hat denn das Wetter den alten Tauſend...," ruft er, als leis die Thür des Kabinets aufgeht. Aber der Mund bleibt ihm vor Erſtaunen offen, die Runzeln der gewitterdrohenden Stirn ſchwinden vor dem Krampf des Lachens, der ſich ſeiner bemeiſtert, als der faſt ſiebenzigjährige Damian, der Hüter des jungen Grafen, der kleine, dicke, runde Mann mit blaurothem Geſicht, Schweißtropfen auf der Stirn, kahlhäuptig, die entpuderte Stutzperrücke in der Rechten, den unbequemen Löwenſchweif in der Linken, vorne in der hellblauen Livree des hochgräflichen Hauſes, hinten in der gelben des numidiſchen Thierkönigs, vor ihn tritt.

Der Oberſt lacht, daß ihm die Augen thränen; Damian weint vor Beſchämung und Aerger ſich dem Herrn und der Dienerſchaft als einen alten Poſſenreißer gezeigt zu haben. Endlich nimmt ein milderer Ernſt auf des Oberſten Stirn Platz.

„Damian," ſagte der Oberſt gelind, „alter Kerl, Du biſt ja ſonſt kein Narr. Was ſoll der raſende Aufputz?"

„Hochgräfliche Excellenz," ſchluchzte Damian, durch die unerwartete Milde zu Boden geſchmettert, ſich auf die Knie werfend, „ach die Hexe, die griechiſche Jungfer, die Umfalle, die hat's mir gethan, weil ich immer meinen jungen Grafen warnte. Heut ſchickt ſie das verdammte Lampel-

ſell, der Teufel muß mich blenden, ich verſuch es, und nun geht das infame Leder nicht wieder herunter, und ich muß wohl gar Zeitlebens zur Schande der Hochadelichen Livree —"

Der Oberſt ſtand auf, ſchloß langſam die Thür ab, „Du biſt ein dummes Vieh, Damian. Aber laß Dir Zeit, reiß den Fetzen ab und erzähl' mir den Handel. Ich rufte Dich, über den Saal gehend, um von meinem Neffen Nachricht zu haben, den ich in zwei Tagen nicht geſehen. Was iſt's mit der Umfallin? Wer iſt die Perſon?"

„Ach Eure Excellenz," ſeufzte Damian, dem es endlich gelungen, die verhaßte Hülle los zu werden, „wer iſt's anders, als doch wohl die verwünſchte Tänzerin, zu der ich zweimal die lieben, blanken Dukaten getragen. Das ſchöne Gold, es ſo dem Böſen in den Rachen zu werfen!" — Und nun begann Damian eine ausführliche Erzählung, in der ſeines Herrn tagelanges Kneten im weichen Thon, dann ſeine Zuſammenkünfte mit mehrern jungen Künſtlern bei der Dorilla vorkamen. „Hier iſt auch noch ein Billet," ſetzte er am Ende hinzu, „zwar thut mir's in der Seele weh, meinem jungen Herrn Verdruß zu machen, aber ich denke um ihn zu retten —"

„Sey ohne Sorgen," tröſtete ihn der Oberſt, „es ſoll Deinem Herrn kein Haar gekrümmt wer-

den. Iſt der Wiſch verſiegelt, ſo öffne ich ihn auch nicht!"

Damian zog den Zettel hervor. Er war unverſiegelt; nur in einen Knoten zuſammengeſchlagen, der während des Alten Verzweiflungskampf mit dem Löwen aufgegangen war, und enthielt folgende Zeilen:

„Ihren geliebten Herkules erwartet in dem bekannten Landhauſe, zum gemeinſchaftlichen Mahl im griechiſchen Koſtüme, um 10 Uhr Abends die ſehnſüchtige Omphale.

„Griechiſche Perſonage?" — murmelte der Oberſt, der in dieſer Unterſchrift die Jungfer Umfallin erkannte. Um keine Blößen zu geben, beſchloß er, erſt Roſalinden zu befragen, ehe er einen Entſchluß faßte. Er legte das Billet zuſammen. „Gib es Deinem Herrn, Damian; übrigens ſchweigſt Du, wie das Grab!"

„Küß' die Hand, Euer Hochgräflichen Excellenz," rief der Diener, froh, unbeſchädigt aus des Gebieters ſtrenger Hand hervor gegangen zu ſeyn. Die Löwenhaut unter'm Arm zuſammen gerollt, ſchritt er gravitätiſch über den Saal, durch die nicht weniger als das erſte Mal befremdete Lakaienſchaft, die ein hochnothpeinliches Halsgericht erwartet hatte.

Indeſſen ging der Oberſt, die Stirn reibend, im Kabinet auf und nieder. Seinen Plan aufzu-

geben, weil der Neffe keine Luſt hatte, dazu war er der Mann nicht. Inzwiſchen begriff er, daß mit offener Heftigkeit nichts gegen Ernſt auszurichten ſey, ferner, daß Roſalindens Zartgefühl unverletzt bleiben müſſe. „Ja," rief er aus, „eh ich die Offenſive ergreife, will ich doch noch einmal Unterhandlungen verſuchen, ſo fatal mir das verdammte Parlamentiren mein Leben lang geweſen iſt!" Mit dieſem Entſchluſſe ging er zu dem Fräulein, das ihn im Tafelzimmer erwartete. Alle Gewaltſtreiche gegen die Tänzerin, denn darin beſtand des Oberſten intendirte Offenſive, widerrieth Roſalinde gänzlich, und empfahl dringend, ein leiſes, vorſichtiges Fortſchreiten. Während des Geſprächs trat, höchſt unvermuthet, der Gegenſtand deſſelben, Graf Ernſt ein. Freundlich und ehrfurchtsvoll begrüßte er die Geſpielin ſeiner Jugend. Das Geſicht des Vormunds erheiterte ſich bei des Neffen Liebenswürdigkeit, und bei ein paar langen Blicken des Jünglings, die auf Roſalinden ruhten. Der alte Huſar eskortirte ſie von des Mädchens Fußſpitze bis zum Scheitel, als ob er ſie im Feldrechts-Rapport aufzuführen gedächte. Aber wie ſank ſein Muth, als dieſe Blicke ohne Nachfolger blieben, über Ernſt's Geſicht eine eiſige Gleichgültigkeit verſteinernd ſich ergoß, und er ſich in eine Abhandlung über die Race der kapitoliniſchen Pferde zu verlieren drohte. Roſalinde, in

des Alten Seele lesend, suchte ihn, um eine Scene zu vermeiden, für den Gegenstand zu interessiren. Es gelang, und da Graf Ernst, trotz seiner Brâcomanie doch seine Sitte und Anstand nicht verlernt hatte, so ging wenigstens die Tafelzeit glücklich vorüber.

Indeß hatte der Oberst voll heimlichen Grimmes, ein Glas Tokayer mehr, als gewöhnlich getrunken. Sein alter Kopf glühte. Der Lieblingsplan trat immer lebendiger vor seine Seele. Je reizender ihm seine Pupille erschien, desto unerträglicher war ihm des Neffen Phlegma. Alle früher gefaßten ruhigen Beschlüsse verschwanden; Präliminarien und Unterhandlungsplane nahmen mit des alten Herrn Kaltblütigkeit Reißaus, und die so lang mit Glück geübte Husarenlogik trat in ihre Rechte. „Den Feind aufs Aeußerste getrieben, so muß er sich entscheiden, und man weiß auf einmal, woran man ist!" Das mochte des Obersten Ideenfolge seyn, die er auszuführen Anstalt machte. Schmunzelnd strich er wiederholt den grauen Schnauzbart — eine Pantomime, die während seines rühmlichen Soldatenlebens stets einer kühnen That vorausgegangen war. Vergeblich signalisirte die ihm gegenüber sitzende Rosalinde mit dem telegraphischen Apparat ihrer schönen Augen einen nahen Sturm; — der alte Pilot, seiner nicht

mehr mächtig, ließ das Schifflein der Vernunft auf den Wogen der Leidenschaft dahin treiben.

„Gib mir mal," sagte er verfänglich lächelnd zu dem Neffen, „gib mir mal das große Buch dort herunter. Ich will Dir nur zeigen, wie wahre Pferde aussehen müssen, und daß Deine griechischen Bestien die häßlichsten Schindmähren sind, die die Erde trägt!"

Ernst langte, schon etwas verletzt, das Buch herab. Es war nichts weniger als ein Buch über die Reitkunst oder Pferdezucht, sondern ein archäologisches Prachtwerk, das der alte Herr, seitdem es in der Bibliothek stand, vielleicht kaum ein paar Mal angesehen hatte. Ein Basrelief mit Nymphen, die einen zweirädrigen Opferwagen leiteten, ward bald gefunden. „Nun seh' mir einer diese Beester," lachte der Oberst hämisch, „bald weiß ich nicht, was häßlicher ist, diese sogenannten Pferde mit ihren Kälberköpfen und Hahnenkämmen, oder die Mamsell's, die sie führen, mit ihren Ochsenaugen ohne Augäpfel und ihren Gesichtern, die von der Stirnwurzel bis zur Nasenspitze so gradaus gehen, wie ein Richtscheid, und die vor lauter Regelmäßigkeit so schafsmäßig aussehen, als wären sie vor die Köpfe geschlagen. Die häßlichen engbrüstigen, schmalbäuchigen Dinger! Nein! Ich lobe mir unsre deutschen Mädchen!"

„Herr Onkel," platzte Ernst feuerroth heraus,

„ich kann Ihnen die griechiſchen Pferde um ſo eher Preis geben, als ich kein Kenner zu ſeyn, eingeſtehe. Dagegen erlauben Sie mir zu behaupten, daß Ihnen der Begriff wahrer Schönheit noch nicht aufgegangen ſeyn muß, wenn Sie dieſen griechiſchen Huldgeſtalten, jenen ſlaviſchen Frauenſtamm vorziehn, den wir hier zu ſehen gewohnt ſind!“

„Aber ich ſehe nur gar nicht,“ warf der Oberſt ruhig ein, als ſey es ihm um Belehrung zu thun, „wo den magern Jungfrau'n die Schönheit ſitzt?“

„Ja freilich,“ entgegnete Ernſt, „wenn Sie niederländiſche Aufgeſchwemmtheit, wenn ſie Rubens'ſche Formen vorzugsweis ſchön nennen —. aber das wahre, unſern Weibern ganz ermangelnde Princip der Schönheit liegt —“ er trat hinter den Oheim, und demonſtrirte mit dem Finger auf der Kupfertafel. Roſalinde benutzte den Augenblick, um ſich einer Unterhaltung zu entziehen, die ihr aus vielen Gründen anzuhören unzweckmäßig ſchien. Der Neffe ſprach indeß ſo viel von griechiſchen Proſilen, Nacken, Buſen und Händen, zitirte ſo fleißig Winkelmann, der die weibliche Form ſchlechthin für häßlich erklärt, und nur den Mann ſchön genannt haben ſoll, daß der Oheim, um ſeinen Zweck nicht zu verfehlen, ihm die Frage quterfeld-

ein warf, „ſag mir doch, wie gefällt Dir Fräulein Roſalinde? Findeſt Du ſie nicht ſchön?

„Gar nicht," entgegnete Ernſt ruhig.

„Wie, was? Nicht ſchön?"

„So wenig, daß mir —" Ernſt blickte um ſich, das Fräulein war fort — „daß mir nie einfallen würde, nur einen Theil von ihr zum Modell zu nehmen!"

„Zum Modell?" rief der Alte. „Himmel und Hölle, zum Modell! Petz Türken! Modell, Modell! — Zum Modell einer Frau ſollſt Du ſie nehmen, denn Du wirſt ſie heirathen, Herr Neffe!"

„Ihr Scherz, lieber Onkel. Ich heirathe nie. Sie wiſſen wohl, die Griechen —"

„Neffe, um Gottes willen, bleib mir mit Deinen verdammten polniſchen Juden zu Haus. Du biſt ein Narr! Thu, was Du willſt, heirathe Deine angeklebſte, gefirnißte Mamſell Umfall mit den Spinnebeinen und der ellenlangen Naſe, aber ſprich, ſo lang Du in meinem Hauſe biſt, nicht mehr von den laufigen Griechenvolk, denn ich vergeſſe mich ſonſt, und packe Dich einmal recht griechiſch bei den Ohren!"

Nach dieſer kräftigen Herzenserleichterung ſtürmte der Alte aus dem Zimmer. Auch Ernſt blieb nicht lang; höchſt unzufrieden, ſich trotz des gefaßten Vorſatzes, doch zu ſolch einem Auftritt haben verleiten zu laſſen. Der Bruch mit dem Oheim

war unvermeidlich. Verdroſſen betrat er ſeine Wohnung, in der ihn Damian mit Packet und Billet erwartete. Das war Balſam auf ſeine Wunde. „Süße, liebe Kleine,“ rief er laut, „Hebe's Schweſter, Flora's jüngſtes Kind, meine reizende Omphale, Herkules eilt in Deine Arme! O Damian, könnteſt Du mir Phoibos Apollo's Sonnenwagen, ſeine Flammenroſſe verſchaffen, daß ich im ſauſenden Fluge dahin ſchwebte. Geſchwind mein Trener, geſchwind den Sonnenwagen!“ — Mit dieſen Worten ſchob er den dicken Damian, der kein Wort verſtanden, zur Thür hinaus. In wahrer Seelenangſt rannte der treue Diener in der ganzen Stadt nach dem Sonnenwagen herum. Endlich nach zwei Stunden kehrte er beſtäubt und athemlos zurück. „Verzeihen Eure Gnaden,“ rief er dem vor Ungeduld mit Zornesblicken auf ihn losſtürzenden Herrn zu, „die Fiacres haben mich wie einen Narren angeſchaut, als ich den Sonnenwagen begehrte. An die Flammenroſſe durft' ich gar nicht denken. Von einem ſchickten ſie mich zum andern. Endlich rieth mir ein guter Freund, im Theater nachzufragen, dort hätten ſie ſolche Dinger. Und zum Glück fand ich, freilich für ſchweres Geld, ſo einen vakanten Sonnenwirthſch. Aber Eure Gnaden werden ſchlecht mit dem Karren fahren. Er iſt hölliſch ſchwer, und zwei Pferd —“

„Esel, alter —“ unterbrach der Graf Damian's Beredsamkeit, und eine Ohrfeige brannte auf des Dieners Wange, indeß Ernst bei ihm vorbei, die Treppen hinab flog. „Ei so wollt' ich,“ rief der Alte entrüstet, „daß die Jungfer Hexe den Hals brächte. Muß ich ihretwegen noch solche Behandlung erfahren? Nun mag auch mit dem Karren da unten werden, was da will!“ Brummend wollte er nach seinem Stübchen, da fiel ihm das Packet in's Auge, das sein Herr in der Eile zurück gelassen. Augenblicklich ließ ihn der Diensteifer das erlittene Ungemach vergessen. „Potz Stern,“ rief er laut, „was wird sich mein junger Herr ärgern, wenn er sein saubers Fell nicht anlegen kann!“ — Er rannte an's Fenster; die ganze Straße hinab war kein Graf Ernst mehr zu sehen. „He,“ rief er schnell in den Hof hinunter, „Kutscher fahr' vor, ich komme!“ damit stülpte er seinen kleinen dreieckten Hut auf die Perrücke, nahm das Packet unter den Arm und eilte hinab. „Ein gut Trinkgeld, wenn Du wacker zufährst!“

„Na, na,“ meinte der Kutscher, „was möglich ist. Der Affenkasten hält keine Spur, da fährt sich's miserable!“

Die Pferde trabten fort. Aber kaum eine halbe Straße hinab, so zog ein Schwarm Straßenbuben hinter dem Sonnenwagen her, laut schreiend: „schaut auf, schaut auf, ein Armsünder-

mägel!" Dazu ſtieß das Fuhrwerk, das auf der Achſe aufſaß, ſo unbarmherzig, daß Damians alte Beine es weder ſtehend als Triumphator, noch kniend als Delinquent länger aushalten konnten. Die Angſt, zu ſpät zu kommen, der Zorn über den Muthwillen der Knaben beſtürmten und ermüdeten den armen Alten ſo ſehr, daß er ſich, den Rücken gegen den auf dem Sattelroß reitenden Kutſcher gekehrt, niederſetzte, das Packet aufriß, die Löwenhaut über ſich warf, und ſo, taub gegen Spott und Tadel, ſich ruhig fortrütteln ließ. Zwar trabten die Pferde ſcharf, dennoch dunkelte es ſchon, als man das ziemlich entfernte Landhaus erreichte. Vergebens fragte jetzt der Kutſcher, als man an Ort und Stelle war, den in feſten Schlaf verſunknen Damian, was aus dem Karren werden ſolle? Der ſchlief, als wolle er am jüngſten Tag erſt wieder erwachen. Nach einigen vergeblichen Verſuchen ihn aufzurütteln, ſpannte der Fiacre aus, ließ den Wagen hinter einer Buchenwand ſtehen, und ritt heim.

Es war völlig finſter, als der Schläfer erwachte. Der Regen rauſchte herab und Damian fühlte ſich unlieblich abgekühlt. Er ſtieg daher aus dem Siegerwagen, raffte ſein Gepäck zuſammen, und wollte nach dem Gartenhauſe. Plötzlich hörte er neben ſich Gelächter und Becherklirren. Um ſich greifend, erkannte er, daß er an der Thür eines

Pavillon's stehe, durch deren Spalten man in das Innere blicken konnte. Damian that es schnell, in der Meinung, seinen Herrn zu finden. Allein was sah, was hörte er. Die saubre Dorilla mit noch etlichen ihres Gelichters und eben so viel jungen Männern, alle griechisch gekleidet, lagen um eine lange Tafel her. Im Ecke standen, ebenfalls griechisch gekleidete Spielleute. Man schien getanzt zu haben und eben auszuruhen. In vertrauter Umarmung saß neben Dorilla der junge Bildhauer, Ernst's Busenfreund. „Wo nur der gräfliche Herkules bleibt?" — frug er das Mädchen.

„Laß den Narren," kam die Antwort, „hätte er nicht so schöne Dukaten, ich hätte ihn längst verabschiedet, denn er langweilt mich zum Tode mit seiner griechischen Narrheit!"

„Mich nicht weniger," lachte der Bildhauer, „ein wahrer Geck! Am Ende verschont er uns wohl gar mit seiner Person."

„Das wär mir gar nicht recht," meinte Dorilla, „denn wenn er mir nicht heut noch 50 Dukaten gibt, so bekomm' ich morgen Arrest. Aber sey unbesorgt, mein Liebling. Wenn er auch erscheint, Du sollst dabei nicht zu kurz kommen!"

„Mich wundert nur," hob jener wieder an, „daß der süßliche Laffe nicht schon da ist. Zwar hast Du ihn erst um 10 Uhr an die Statue der

Semele beſtellt, aber ſollte die verliebte Ungeduld ihn nicht früher hergetrieben haben?"

„Nun," lachte Dorilla, „ſo wird der Regen den griechiſchen Pinſel wohl abgekühlt haben?" — Sie ergriff ein Champagnerglas: „Dein Wohlſeyn, gebadeter Herkules!"

Alle jubelten laut anklingend: „der gebadete Herkules!" „Wart's ihr Hundsgeſichter," brüllte Damian den Kopf zur aufgeriſſnen Thür hereinſteckend — „Die Polizei ſoll Euch den Kitzel vertreiben!"

Alles rannte im Schreck durch einander. Allein die kluge Dorilla blies ſchnell die nächſten Kerzen aus. Man folgte ihrem Beiſpiel und in einem Augenblick war es ſo finſter, daß Damian Gott dankte, ohne eine tüchtige Baſtonade davon und an den Ausgang des Gartens gekommen zu ſeyn.

„Damian!" rufte es leiſe neben ihm.

„Wer da?" entgegnete dieſer ſo laut, als wolle er im Fall eines Angriffs, die Wachen herbei ſchreien.

„Still, ſtill. Ich bin's, Graf Ernſt Güldenſchild."

„Um Gottes willen," entgegnete Damian, ſeinen Herrn erkennend — „haben Euer Gnaden heut den Herrn Kuleſch vorgeſtellt?"

„Ja!"

„Der, was an der Statue von der Semmelfrau?"

„Ja doch, ja!"

„Ei du mein Gott! Ueber das Rabenvieh, die Umfalla und ihre Helfershelfer. Die haben was auf Eure Gnaden raſonirt!"

„Ich hab alles unten gehört," ſeufzte Graf Ernſt, „ich lauſchte unſern von Dir!"

„Einen Narren haben's Eure Gnaden geheißen" —

„Ich weiß wohl."

„Einen wahren Gecken" —

„Ja, ja."

„N'en ſüßlichen Laffen" —

„So ſchweig nur!"

„N'en griechiſchen Pinſel" —

„Halt's Maul Damian!"

„N'en gebadeten Herr Kules" —

„Schurke, ſchweig, oder" —

„Ja Eure Gnaden, 's die pure lautre Wahrheit. Und dem ungeſchlachten Volk hab' ich müſſen die ſchönen Dukaten hintragen? Ei, ei, wenn das der Papa ſeliger wüßte. Und das ſchöne Fräulein Roſa — pfui, pfui. Ja doch, wer Pech angreift, beſudelt ſich!"

Damian war nicht dumm, und wir haben ihn im Verdacht, daß er die Gelegenheit benutzte, einmal ſeinem Herrn recht derb die Wahrheit zu

ſagen. Und der mochte ſich wohl allzuſehr getroffen fühlen, denn er entgegnete kein Wort weiter, ſondern ſandte den Schwätzer nur, als er ausgeredet, nach der Vorſtadt, einen Fiacre zu holen. Als er nun ſo im Dunkel auf einem Straßenſteine ſitzend ſein heutiges Abentheuer überdachte, fühlte er ſich mit Schamröthe übergoſſen. Er war plötzlich geheilt. Noch hing er mit Leidenſchaft an ſeiner Kunſt, und daß dies Gefühl ihm nicht untreu geworden, bürgte ihm für deſſen Echtheit. Aber vor ſeiner Seele ſtand jetzt Roſalindens Bild im Zauberlichte jugendlicher Schönheit und verkannter Liebe. Er begriff nicht, wo er bisher die Augen gehabt. Mit Abſcheu dachte er an Dorilla, mit Stolz und Verachtung an ihre Geneſſen. Aber zum Onkel gehen, ſeine Palingeneſie ſelbſt dieſem verkünden; dagegen empörte ſich ſein Ehrgeiz. Vielmehr wollte er morgen Abend verreiſen, nach einem halben Jahre zurückkehren und dann ſehen, wie Oheim und Mündel ihn empfangen würden.

Während dieſer Begebenheiten hatte der Oberſt, weil Roſalinde hartnäckig alles verwarf, was wie Autoritätsakt ausſah, einen Plan zu Stande gebracht, der, wenn auch auf ſeines Neffen Sonderbarkeit gebaut, doch ſelbſt ſo romanhaft war, daß ihn das Fräulein zuerſt mit Lachen vernahm, und nur mit Mühe ſich zur Ausführung hingab.

Der Alte hatte nämlich für Roſalinden einen prächtigen Maskenanzug im Charakter der Omphale beſtellt. Für den dritten Tag war ein Maskenball bei ihm angeſagt, zu welchem die ziemlich zahlreiche Verwandtſchaft eingeladen wurde. Sonderbarkeiten war man von Seiten des Oberſten gewohnt. Seit der Rückkehr des gräziſirten Neffen's, war man nicht verwundert, daß der alte Güldenſchild ſeinen Geburtstag eben mit einem Maskenball im griechiſchen Koſtume feiern wollte. Nach des Oberſten Abſicht, ſollte die Maskenfreiheit, denn auch Geſichtsmasken waren vorgeſchrieben — Ernſt mit dem Fräulein unbekannter Weiſe näher zuſammen bringen. Der ſchönen Omphale — meinte er — könne es nicht fehlen, auf Ernſt Eindruck zu machen. Dieſen Moment wollte der Oberſt zur Erkennungsſcene und einer Entwicklung benutzen, die ernſthafter war, 'als ſich Roſalinde vielleicht träumen ließ. Der Plan war gewagt. Ließ ſich indeſſen Ernſt's antikes Ahnungsvermögen durch die Pſeudogriechin nicht täuſchen, ſo verbarg der Vorwand des Geburtstages, den die ironiſche Laune des Oheims mit einem griechiſchen Maskenaufzuge begehen ließ, die verfehlte Abſicht trefflich. Alles war eingeleitet, und die Gäſte hatten ſämmtlich zugeſagt. Roſalinde war in der knappen ſeidnen Hülle zum niederknien reizend und doch ſittig gekleidet. Der alte Huſar meinte

vor Freude und ärgerte sich nur, daß das pappne Gefries der Maske Rosalinden's himmlische Züge verhüllen solle. Aber wer schildert seinen Schreck, als ihm kurz vor Eröffnung des Festes Damian ein Billet folgenden Inhalts einhändigte:

Verehrtester Oheim!

„Erst in diesem Augenblick, wo ich im Begriff stehe, auf's Neue mein Vaterland zu verlassen, erhalte ich Ihre Einladung auf heut Abend. Vergeben Sie, wenn ich ungehorsam bin. Damian wird Ihnen Begebenheiten mittheilen, die mich entschuldigen. Leben Sie wohl. In Jahresfrist etwa sehen Sie mich, will's Gott, Ihrer und Ihrer väterlichen Absichten würdiger wieder!"

Ernst Güldenschild.

Man kann denken, wie dem Obersten zu Sinne ward, als in dem Augenblicke, wo er sich seinem Ziele zu nähern glaubte, dieß wieder, wie durch tückisches Zauberspiel, ihm in unbestimmte Fernen entrückt wurde. Sollte er die ihm im Grund der Seele so verhaßte Mummerei, ihm nur durch den Zweck geadelt, nur scheinbar blos zu seinem eignen Spaße veranstaltet haben? Er zog Rosalinden in's Nebenzimmer, zeigte ihr den Brief und beschwor sie unter Flüchen und Thränen der Ungeduld, in diesem kritischen Momente alle Bedenklichkeiten bei Seite zu stellen, mit ihm nach Ernst's Zimmer zu eilen, und dort gleich die

Probe der Wunderkraft ihrer griechiſchen Schönheit zu beginnen. Roſalinde bebte wohl anfangs zurück; aber des ſonſt ſo beſonnenen Greiſes Zuſtand war ſo exaltirt, daß ſie, von Theilnahme hingeriſſen, von innerer Liebe beſtürmt, vielleicht auch von dunkler Ahnung geleitet, unter der Bedingung einwilligte, ihre Maske vorbehalten zu dürfen. Auch der Oberſt nahm eine vor, und in lange Mäntel gehüllt, ſchlichen beide, innerlich vor dem Wagſtück bebend, nach dem Flügel, den Ernſt bewohnte. Sie traten ein. Der Graf ſaß, den Kopf auf die Hand geſtützt, im Sopha; Damian ſtand vor ihm. Das Poſthorn ertönte zum Aufbruch mahnend in der Straße. Roſalinde warf ihren Mantel ab, den der Oberſt, tief verhüllt und ſchweigend im Hintergrunde bleibend, an ſich nahm. In bittender Stellung näherte ſich Omphale. Aber wie ſcheu wich ſie zurück, als Ernſt aufſpringend, und ſie unſanft erfaſſend, in den bitterſten Ausdrücken ihr ihr ſchändliches Betragen vorwarf. Omphale zitterte, der Oberſt ſtand wie auf Kohlen, Damian, der kluge Damian allein witterte die Wahrheit. Scharf betrachtend ſchlich er um die ſchöne Sünderin herum. Eben als Ernſt ihr und ſeinem unwürdigen Freunde, für den er den verkappten Oberſten hielt, in den härteſten Worten verſicherte, daß, wenn ſie in der Abſicht hergekommen, ihn auf's Neue zu verle-

cken, ſie ihren Zweck gänzlich verfehlt, indem er ſie durchſchaue und verachte — in dieſem Moment zupfte Damian ſeinen Herrn — „Eure Gnaden, ſchimpfen Eure Gnaden nicht ſo ſehr!“ — Ernſt hörte nichts. Tief bewegt fuhr er fort: „nicht genug, daß euer ſchändliches, ehrvergeſſenes Komplott mich um Zeit, Gold und Vertrauen, zu den Menſchen brachte, nein — auch eines Engel's machte es mich unwürdig, zu dem ich jetzt mit tiefer Reue emporblicke. O Roſalinde, angebetene Roſalinde! —“

Rührung erſtickte ſeine Stimme. Das Fräulein weinte heiße Thränen hinter der kalten Maske. Der Oheim, ſeinen Ohren bei der unerwarteten Wendung kaum trauend, hatte in ſüßer Selbſtvergeſſenheit Mantel und Maske fallen laſſen und ſtand im blitzenden Dollmann als Huſarenoberſt da.

„Euer Gnaden“ — hob Damian triumphirend an — „betrachten Euer Gnaden nur die Figur, iſt 'a ganz ein anders Gewächs als die Jungfer vom Tanzboden. Und“ — er deutete mit gewendeter Hand, ſatyriſch lächelnd nach dem Oberſten — „ſchau'n Euer Gnaden einmal den dort!“

Aber Roſalinde wollte ſich den ſchönſten Augenblick ihres Lebens und die ſüße Frucht einer höllenbangen Viertelſtunde nicht nehmen laſſen. Ehe Ernſt das Tuch von den Augen nahm, hatte ſie

die Maske abgerissen und weggeschleudert. Mild unter Thränen lächelnd bot sie dem Jüngling die weiße Hand — „alles sey vergessen, lieber Graf!“ —

Ernst stürzte, wie vom Blitz getroffen, vor der hohen Gestalt aufs Knie. Aber kaum hatte er ihr in's Auge geblickt, so bedeckte er ihre Hand mit feurigen Küssen und rief im Tone des seligsten Entzückens: „Rosalinde, rettender Engel, ewig Dein!“

Der Oberst drängte sich in ihre Umarmung und die drei feierten einen heiligen Augenblick, den auch Damian mit unterthänigsten Thränen zu zelebriren wagte. Nun entdeckte der Oberst Ernsten den ganzen Plan, wobei Rosalindens Wagstück aus Liebe des Jünglings Empfindung zur Verehrung steigerten. Dann aber bestand der Alte darauf, Ernst solle als Herkules erscheinen, damit die Gesellschaft nicht allzu schnell das wonnige Geheimniß errathe. Es geschah nach seinem Willen. Als nun Damian dem durch das Glück edler Liebe doppelt schönen Halbgott die Löwenhaut umhing, sagte er schmunzelnd: „Schau, schau Lamperl, so kommst du halt dennoch zu Ehren!“

Herr Bertalou und ſeine Freunde.

Wenn man in der Fremde iſt — erzählte der Baron G. in einem kleinen Kreiſe von Freunden, die ihn um eine Begebenheit aus ſeinem Leben gebeten hatten — ſo intereſſirt uns Alles, was wir in der Heimath zurückließen, doppelt. Nicht nur unſerer Freunde und Lieben erinnern wir uns mit Sehnſucht, nein, auch ſolche Perſonen, die wir als ſonderbar in irgend einer Beziehung zu denken gewohnt ſind, nehmen unſre Theilnahme in Anſpruch. Ich rechne dahin die auffallenden Geſtalten, die es in jeder großen Hauptſtadt giebt und die man mit den Namen der „Originale" zu bezeichnen pflegt. Sie ſind meiſtentheils, entweder ein übertragener Reſt der alten Zeit, oder während unſrer Zeit entſtanden, und gehören alſo jedenfalls in die Geſchichte unſrer Jugenderinnerungen. Je ſonderbarer ſie ſind, jemehr freut uns die Liberalität unſrer Regierung, die jeden ſeyn ließ was und wie er wollte — ſo daß, je bizarrer der Menſch

iſt, je mehr wächſt die Liebe zu unſrer guten, freien Vaterſtadt, in der allerhand gedieh zu unſrer milden Regierung, die keinen pflegte zu unſern wackern Mitbürgern, die zwar wohl lächelten, wenn ſolch ein wunderlicher Kauz vorüber ging, aber ihn nie kränkten. Der Mann, von dem ich ſprechen will, war weder bucklich noch lahm, oder ſonſt mit einem körperlichen Gebrechen behaftet. Kein Wahnſinniger, der zum Geſpött der lieben Straßenjugend, in fantaſtiſchem Putz durch die Straßen rennt — kein reicher Geck, der alt oder jung, durch Carricatur der Mode in Kleidung, Equipage oder Livree, das Gelächter der Menge, das Lächeln und noch öfterer das Achſelzucken der Verſtändigen erregt. Nichts von alle dem. Herr Bertalon war, als ich, nach langer Abweſenheit in meine Heimath zurückkehrend, ihn wiederfand, ein Mann von reichlich einigen und ſechzig Jahren, mehr als mittelmäßig groß, kräftig, aber fein gewachſen. Sein Geſicht hatte nur unbedeutende, aber nicht unangenehme Züge. Er trug ſein ganz dünnes Haar ſtark gepudert, ſchlicht verſchnitten an den Seiten, über der Stirn à la vergette, wie man es ehedem nannte, mit mehr als zwanzig Haarnadeln feſtgeſteckt. Im Nacken hing ein ſtarker Haarbuſch, nicht in einen lächerlichen Haarbeutel geſchoben, nicht in einen militäriſch ſteifen Zopf gewunden, ſondern in einen loſe geſchlagenen Kno-

ten à la catogan geſchlungen, mit reich überfallender Fülle des greiſens Haares. Aus meiner Jugend beſinne ich mich noch, Herrn Bertalou Sonn- und Wochentags in weißſeidnen blaugewürfelten Mailänder Strümpfen, kurzen gelben Beinkleidern, gelb atlaſſener Weſte und einem Frack geſehen zu haben, deſſen damals ſehr beliebte Farbe man queue d'hirondelle (Schwalbenſchwanzblau) nannte. Dazu trug er einen dreieckigen Hut mit ſehr großer ſchwarzer Bandſchleife. Die neueſte Zeit und ihre Noth hatte ihm Ueberrock, runden Hut und weite dunkle Pantalons aufgedrungen. Aber nie hätte er die feſtlichen Schuhe gegen die ſchweren, unartigen Stiefeln — ſo nannte er ſie — vertauſchen mögen. Ein grauer leinener Regenſchirm, den er auch beim ſchönſten Wetter trug, „weil es regnen möchte," wie er ſagte, vollendete das Ganze. Sein Gang ſprach gleichſam aus: „ich könnte ſchweben, fliegen, ſäuſeln, allein ich bin beſcheiden — und gehe nur." Und ſo ſchritt er denn, blos mit dem Vorderfuß auftretend, höchſt auswärts mit ganz flach gedrehten Knieſchieben, beim beſten wie beim ſchlimmſten Wetter, höchſt anſtändig durch die Straßen. „Der Menſch war ein Tänzer, ſonſt nichts!" So rufen Sie, meine Freunde, von meiner gewaltig langen Beſchreibung gelangweilt und nichts von der verheißnen Originalität vorfindend. Sie haben Recht, Verehrteſte, Herr Bertalou war

ein Tänzer — nicht etwa nur ein Tänzer, wenn wir nicht mit dem übrigens höchst sanften Manne auf der Stelle Händel bekommen wollen — ja, er war Tänzer gewesen, war jetzt Tanzmeister, und wenn man ihn fragte, wie es ginge, so antwortete er freundlich lächelnd stets: „es geht nach dem lieben Brode!" Was nun die angekündigte Originalität des Mannes betrifft, so erbitte ich mir nur noch etwas Geduld von meinen Zuhörern und die Erlaubniß, ihnen meine Bekanntschaft mit Bertalon zu erzählen. Vielleicht glückt es mir dann, das Angekündigte durchzuführen. Er gehörte, wie gesagt, zu meinen frühsten Erinnerungen, und sonach hätte ich ein näheres Verhältniß leicht mit ihm anknüpfen können. Indessen, im Auslande erzogen, durch Kunst- und literarische Reisen lang in der Entfernung gehalten, war ich in meiner Vaterstadt als ein halber Fremder zu betrachten. Am wenigsten konnte ich glauben, von Personen, die mich nur als Kind gesehen, wie dies mit Bertalon der Fall war, wieder erkannt zu werden. Gleich in den ersten Wochen meiner Rückkehr war er mir aufgefallen. Man sieht Minister, Generäle, hohe Beamte, vornehme Geistliche, häufig mit einer gewichtigen Miene, steifer Haltung, auffallender Grandezza einherschreiten und sagt dann wohl — obgleich das wahre Verdienst diese Folie weder bedarf, noch sich aneignet — „der Mann

hat viel Stolz in seinem Wesen — er wirft sich gewaltig in die Brust!" — Indeß liegt doch, selbst im Falle einer Mißbilligung des Beobachters, für jene Personen eine Art von Entschuldigung in der hohen Stelle, die sie bekleiden, und dem Range, der ihnen deshalb zukommt. Sieht man aber einen alten Tanzmeister in ziemlich dürftigem Aufzuge mit steifem Nacken und einem Blick voll des überschwänglichsten Selbstgefühls umhergehen, und hört man, daß der wunderliche Mann übrigens ein stiller, sanfter Hausgenosse, ein friedlicher Bürger, mit einem Worte, ein rechtlicher, in seinen Handlungen höchst einfacher Mensch ist, so wächst unsre Neugier zu erfahren, wie mit dieser Gesinnung eine so ganz und gar contrastirende Außenseite sich habe verbinden können? Da ich am Marktplatz wohnte, so sah ich ihn bisweilen an den Wochenmarktstagen in den Reihen der Verkäufer von Lebensmitteln bedächtig auf und niedergehen. Er schien seine Provision für die ganze Woche einzukaufen. Hier feilschte er einen Kohlkopf, dort einen Fisch, dort Wurzelwerk, Obst, und belud sich damit auf eine eigne Weise. Den Fisch, wenn er einen acquirirt hatte, steckte er in ein kleines Netz und schob ihn dann in die Busentasche des Rockes, so daß der Schwanz des Fisches oben am Westenkragen heraus stand und durch lebhafte Bewegungen seinen Eigenthümer oft

viel zu schaffen machte. Gartengewächse befestigte er auf seinem Hute unter der Schnur so geschickt, daß man das Wurzelwerk gar nicht sah, sondern glauben konnte, er trage die grünen Blätter zum Vergnügen oder als ein sammelnder Botaniker nach Haus. Die übrigen Victualien packte er in ein großes blaues, reinliches Tuch zusammen und versteckte das Bündel unter dem Ueberrock. Wer ihn so, zierlichen Schrittes einher treten sah, bemerkte, wenn man ihm entgegen kam, nichts weiter, als daß er die rechte Hand in der rechten Rocktasche hatte. Kam man aber hinter ihm her, so sah man freilich, daß er durch einen Schlitz, der neben der Rocktasche angebracht war, durchgegriffen hatte und ein ungeheueres Bündel trug, das mit seinem Gewicht hin und her schwankend, ihm immer zwischen die Beine kam und ihm das Gehen — denn er wohnte, wie ich erfuhr, beinahe eine Viertelstunde außerhalb der Stadt — äußerst beschwerlich machen mußte. Bei dem Allen aber verließ ihn weder die stolze, gerade Haltung, noch der auswärts gerichtete Schritt, noch der Blick voll seliger Zufriedenheit, von herablassendem Selbstgefühl. Nicht ihm war es eine Demüthigung, daß er seine Bedürfnisse auf dem Markte selbst einkaufen und nach Haus tragen mußte, sondern dem Schicksal, das es dahin kommen lassen konnte, daß ein Solcher, Solches daheim

ſchleppen muſte. Ich hatte ſchon mancherlei Notizen einaeſammelt und hätte mit einem Schritt meine Wißbegierde befriedigen können, denn ich ſah ihn zwei- bis dreimal wöchentlich in das große, ſchöne Haus mir gegenüber hineingehen. Aber dieſer Umſtand war meinem Zwecke eben hinderlich. Jenes Haus nämlich ward von meiner Tante, als der Eigenthümerin, bewohnt. Die Tante war reich, Wittwe, und hatte eine Tochter. Ich war auch reich, war unabhängig, und ſo hatte die Tante, nach ächter Tantenmanier, beſchloſſen, das Vermögen der beiden Familienzweige zu vereinigen und mich mit ihrer Tochter Agathe, zu verheirathen. Das war aber gerade, was ich nicht wollte. Agathe war ein gebildetes, gutes und ſehr reizendes Mädchen von etwa zwanzig Jahren — dagegen ließ ſich nichts ſagen, ſo wie auch gegen die Tante nicht, die eine gute alte, brave Frau genannt werden konnte. Allein mir war mein Lebelang nichts in der Welt unangenehmer, als ſolche wohlmeinende, aber höchſt eigenmächtige Dispoſitionen über mein Herz und Freiheit, wie dies hier der Fall war. Sobald ich Abſicht wittere, bleibe ich augenblicklich weg. Ich habe immer den Eigenſinn gehabt, ſo viel wie möglich, durch eignes Verdienſt und nicht durch hohe oder verwandtſchaftliche Protection glücklich ſeyn und geliebt werden zu wollen. Agathe —

ſo ſagte ich mir — war viel zu ſehr Mädchen, um nicht längſt überlegt zu haben, daß der reiche Vetter und die reiche Couſine ein ſehr paſſendes Paar zuſammen ausmachten, ſo wie daß der Tante, als dem Oberhaupte der Familie, gewaltig daran liegen müſſe, „das ſchöne Geld" hübſch in der allernächſten Familie zu behalten. Sie war viel zu klug, um nicht der Tante Wunſch, dieſen höchſt vernünftigen Plan, ſobald als möglich, ins Werk zu richten, längſt abgemerkt zu haben, und noch Einmal viel zu ſehr Mädchen, um nicht dieſem „ſobald als möglich" ihre allerunbedingteſte Zuſtimmung zu geben. Die Mädchen heirathen ja alle und überall ſo unbeſchreiblich gern! Sie machte mich daher ſeit meiner Rückkehr nicht nur als ihren, ihr von der Vernunft und ihrem Herzen — durfte bei ihr wenigſtens ſo viel heißen als etwa „durch das Geſetz und die Propheten" — beſtimmten zukünftigen Gemal, ſondern auch meine Ungebundenheit aus demſelben Geſichtspunkte betrachten, aus dem die Katze die Willensfreiheit einer bereits gefangenen Maus anſieht, der ſie noch ein paar Schritte hin und her zu laufen geſtattet. „Ein leiſer Griff und Liebmäuschen ſind wieder mein!" Ganz anders aber dachte ich. Ich wollte nämlich gar noch nicht heirathen; erſtens, weil ich eben nicht wollte; zweitens, weil die Tante wollte; drittens,

weil Agathe wollte; viertens, weil ich gerade nicht wollte, was die Beiden wollten; fünftens — weil — weil ich nicht wollte; und sechstens und zwar hauptsächlich, weil ich mit der Tante von jeher in einer Art von Diskrepanz gewesen. Der Oheim war Oberlandsgerichtsrath gewesen und zuletzt als Präsident gestorben. Ich war Diplomatiker und Soldat gewesen — ihr schon nicht recht — und hatte nun, nachdem mir viel Ehre, ein Endchen bunt Band und ein zerschossener Arm zu Theil geworden, beschlossen, alle meine geistige Thätigkeit auf das Studium der Kunst, namentlich der Dichtkunst und Musik, für welche ich eine entschiedene Vorliebe und Anlage hatte, zu richten. Ein Entschluß, der die Tante gewaltig unzufrieden machte, weil sie unter einem Künstler doch immer nur eine so bedürftige Figur, als den ehrlichen Bertalon, im Auge hatte und sehr besorgt war, das schöne Vermögen in der Hand eines Künstlers wie Schaum zerrinnen zu sehen. Ganz genau wußte ich nicht, wie Agathe darüber dachte, indeß hatten einige Aeußerungen in ihrem Munde über Kunst und Künstler nicht getaugt, eine bessere Meinung von ihr über diesen Punkt in mir zu erzeugen, und ich war, nach einigen Höflichkeitsbesuchen, weggeblieben. Es hatte mich nicht wenig gewundert, daß Agathe einige Wochen später sich von mir Noverre's Programmen zu sei-

nen Ballets zum Leſen erbitten ließ. Ich hielt das mit Bertalou's Hineingehen in's Haus der Tante zuſammen und, ſo unwahrſcheinlich es mich dünkte, ſo ſchien er mir doch, als ob irgend ein Intereſſe an der Kunſt ſelbſt, zum Hintergrunde läge. Das erregte meine Neugier. Ich ging hinüber. Die Tante war ſehr freundlich, Agathe auch und bat mich ihr einige Stellen in Noverre's „Lettres sur la danse," die ich ebenfalls hatte ſchicken müſſen, zu erklären. Aus dieſer Erklärung ward, weil Agathe viel Intereſſe daran verrieth, eine Vorleſung. Ich kam öfterer, las öfterer und war nicht unzufrieden, obgleich mir über Agathen's eigentlichen Character immer noch einige Zweifel blieben. Die Zeit wird alles aufklären, und was geſchehn ſoll, geſchieht doch; ſo dachte ich und ließ es gehen wie es wollte. Einſt kam das Geſpräch auf den wunderlichen Bertalou und meinen Wunſch ſeine Bekanntſchaft zu machen. Nichts ſey leichter als dies, meinte Agathe, indem er ihr wöchentlich dreimal Lection gebe. „Wie" — rief ich verwundert, — „Sie nehmen noch Unterricht im Tanzen? Wozu denn?"

„Ih nun" — lächelte Agathe — „um das unter ihm auszuüben, was ich in Ihren Vorleſungen aus Noverre theoretiſch gelernt habe."

„Ach, Sie ſpaßen?"

„Nein, gewiß nicht."

„Also — Sie tanzen Ballets? — ein Pas de deux? — mit ihm?"

„Stellen Sie sich doch nicht wunderlich an! Er lehrt mir einige Schritte und Stellungen, die der Figur Grazie und Anstand geben, was mir, nach der Meinung meiner Mutter, noch sehr mangelt. Und" — setzte sie mit satyrischem Blick und Lächeln hinzu, — „da kann es denn nicht fehlen, der Künstler springt vor und die Kunstjüngerin springt nach!"

„O mein Gott!" rief ich ungeduldig und mit dem Fuße stampfend — „können Sie denn nicht von dem Besten, was Sie selbst leisten, anders als herabwürdigend sprechen?"

„Von dem Besten — he he he" — lachte sie überlaut — „nun ich hoffe doch noch Besseres zu vermögen.

„Besseres als die Kunst Ihnen giebt?" frug ich schon warm werdend.

„Ei, immer Kunst und Künstler!" — rief sie komisch zürnend — „ich will keine Künstlerin, sondern wohlgefällig und tauglich werden für's häusliche Leben, und wenn es Gott gefällt, einmal für einen braven Mann; der aber kein Künstler seyn darf!"

Einige gelinde Verwünschungen murmelnd, riß ich meinen Hut an mich, sprang auf und empfahl mich — da ging die Thür auf und

Herr Bertalou trat ein. Ich blieb überrascht stehen.

Agathe, ohne von meiner Verstimmung Notiz zu nehmen, vielleicht auch wirklich ohne sie bemerkt zu haben — denn die scharfsichtigsten Frauen sind nach Umständen manchmal unglaublich blind — Agathe also stellte mich sehr freundlich vor: „Mein Vetter, Baron G., Kunstfreund und selbst Künstler, hat schon lang gewünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen.“ Und an mich sich wendend — „Herr Bertalou, ein Schüler des unsterblichen Noverre, jetzt mein höchst geduldiger, nachsichtiger Lehrer!“ „O mein Fräulein“ — unterbrach sie Bertalou — „In der That, Herr Bertalou“ — nahm ich das Wort — „immer habe ich gewünscht, mit Ihnen bekannt zu werden. Es ist nichts anziehender, unterrichtender, als den Künstler selbst über seine Kunst sprechen zu hören, sollte es auch nur seyn — wie dies leider in Deutschland wirklich mit der höhern Tanzkunst der Fall ist — um sein inniges Bedauern über ihren Fall auszudrücken. Denn wahrhaftig, der Tanz im höhern Gesichtspunkt seiner Darstellungen genommen, ist eine schöne Kunst, ja eine der schönsten —“

„Mein Herr,“ — unterbrach mich Bertalou, rasch einfallend — „die Tanzkunst ist die erste, die älteste, die edelste, die heiligste Kunst der Welt. Die Israeliten tanzten, zwar um das goldne

Kalb, aber genug, sie tanzten. König David tanzte vor der Bundeslade. Ich sage, König David tanzte. Wenn Sie überlegen wer David war, was es heißen will, daß dieser Jünglinh König ward, und daß dieser David, dieser Heldenjüngling, dieser König tanzte, in der heiligsten Ceremonie, vor der Bundeslade, im Angesicht Gottes tanzte — wenn Sie dies bedenken, so brauche ich über die Erhabenheit der Tanzkunst selbst, nichts weiter zu erwähnen. Indem Sie mir versichern, daß Sie den Tanz lieben, haben Sie also eigentlich nicht viel mehr gesagt, als wenn Sie mir betheuern, daß Sie die Luft zum Athemholen, Speis' und Trank zur Ernährung brauchen und lieben. Das Thier tanzt, die Blumen tanzen im Westeshauche, die Sonnenstäubchen tanzen, die ewigen Sterne, ja das Universum tanzt, und der Mensch allein sollte nicht tanzen? Nein, das wäre „Mißlaut im Chore der Sphären" mit Salis zu reden, und darum tanzt der Mensch, muß tanzen, mag er nun Kind oder Mann, Nukahweinsulaner oder gesitteter Europäer seyn. Wer aber nur jene rohen Naturlaute des Tanzes, den Walzer, die Polonaise, den Montferino, die Cosaque und ähnliche Nationalsprungweisen liebt, der steht in seiner Ansicht zum Tanze nicht viel höher als das Cameel, der Bär oder irgend ein cadenzirte Klänge

liebendes Thier in ſeiner Neigung zur Muſik. Der Tanz aber iſt eine Kunſt, dieſe muß man kennen und lieben — wenn man ein Menſch, im harmoniſchen Sinne des Wortes ſeyn will. Leſen Sie jene herrliche Auseinanderſetzung großer Meiſter über die Compoſition des tragiſchen Ballets, leſen Sie — „Noverre" fiel ich ihm ins Wort — „wenn er in ſeinen trefflichen „Lettres sur la danse" ſagt: ein ſchönes Gemälde iſt nur eine lebloſe Schilderung der Natur; ein ſchönes Ballet iſt die lebendige Natur ſelbſt, durch alle Reize der Kunſt verſchönt. Wenn ſchon einfache Bilder mich täuſchen können" — — „St, ſt" — unterbrach mich Bertalon — „um's Himmelswillen ſtill. Lieber Freund" — er wendete ſich an einen langen, magern, rothnäſigen Geiger, den er mitgebracht und den ich noch gar nicht bemerkt hatte — „lieber Schmidt — ich bitte — die ſchöne Muſik aus Italien, zum Agamemnon — ha, he — lalela, lale. — Der drohende Schatten Klytemneſtra's erſcheint und zeigt dem Oreſt die blutende Wunde, die ſeine verbrecheriſche Hand in ihr Herz bohrte. Hierhin, Fräulein Agathe, als Schatten der Gemordeten. — Sie, mein Herr, ſtellen die Furien, Verbrechen, Reue, Verzweiflung vor. Schnell!" — Er ſchob Agathen rechts, mich links, flog in die Mitte des Saales, ſtellte ſich mittelſt einiger kleinen Schrittchen in Poſition und rief nochmals: „lieber Schmidt

— he — ich bitte! — Schmidt begann, im düſtern A moll, mezzoforte mit langem, kräftigen Bogen, ſo feſt den Ton packend, daß er gleichſam unter ſeinen Fingern bebte. Ich glaubte Viotti zu hören, ſo voll und weich, und doch ſo gewaltig tönend. Nie hätte ich in dem abgerißnen Rocke ſolch einen Spieler geſucht; aber wie ward mir erſt, als ich gleich in den erſten Tönen meine eigne in Italien für Renzi geſchriebene Muſik zu Neveve's Agamemnon erkannte! Ich bekenne, daß mich der großartige Styl dieſer Compoſition heut ſelbſt in Verwunderung und in eine hochpoetiſche Stimmung verſetzte. Schon oft hatte ich mit Agathen im Neverre geleſen, ſo daß, als ich ihr jetzt winkte, wir gleich auf Bertalon's Wunſch, ihn nur mit einigen angemeſſenen Stellungen zu unterſtützen, einachen konnten. Oreſt hatte ungefähr zehn Takte lang, in einer maleriſchen Stellung, wie ein tief in Gedanken Verſunkener, dageſtanden. Jetzt erwachte er, um ſich ſeiner gräßlichen That bewußt zu werden. Noch lag auf ſeinem Geſicht die Mattigkeit, die der Verzweiflungskampf gegen den grauſenhaften Beſuch der Furien zurückgelaſſen hatte. Ohnmächtig hatte er gegen jene getobt; eine kurze Ruhe ſchien einzutreten; aber für den Muttermörder giebt es keine Ruhe; ſobald ihn die Eumeniden verlaſſen, müſſen Schreckgeſtalten und Geſpenſter ihn anfragen. Er ſtarrt auf eine

Stelle, er zweifelt, er traut ſeinen Augen nicht, wankt zurück, will fliehen — umſonſt, ſein Fuß klebt, wie eingewurzelt am Boden — er will wegſehen — auch das nicht. Mit weit aufgerißnen Augen, mit verſteinerten Blicken ſtarrt er hin, auf das Gebilde der Nacht, was dort aus düſterm Grabe emporgeſtiegen. Es iſt Clytemneſtra, ſeine Mutter. Finſter ihr erloſchnes Auge, drohend ihre Stellung — die Hand deutet nach der fürchterlichen, weitklaffenden Wunde, die des Sohnes Dolch in ihren Buſen gegraben. Erinnerung, Dankbarkeit, Kindesliebe und Mitleid übermannen den Mörder bei dieſem Anblick. Er ſtürzt auf die Knie vor dem Schatten, beſchwört ihn mit den Geberden der zärtlichſten Liebe zu glauben, daß nur ſeine Hand das Verbrechen beging, ſein Herz unſchuldig daran blieb. Vergebens — — der Schatten verwirft mit bittrem Hohne ſeine Thränen, ſeine Bitte, wiederholt noch einmal die drohende Stellung — und verſchwindet. Jetzt treten wir, Agathe und ich, in neue Wirkſamkeit; Bertalou hatte uns zugerufen: „Pylades, — Electra, bedauern den Raſenden!“ — Verbrechensangſt im Blick, Verzweiflungskrampf in allen Muskeln, kann er das Leben nicht länger tragen, er reißt den Dolch hervor es zu enden — die Muſik tobte in den wildeſten Arpeggio's — da fallen ihm Electra und Pylades in die Arme. Sie ſehen den

dräuenden Schatten, die zürnenden Eumeniden nicht, nach denen Oreſt's Auge hinſtarrt, ſeine zitternde Hand hindeutet. Nur dem Schuldigen iſt das Dunkel mit Fantomen bevölkert. Endlich — die Violin ging weinend durch D moll, und F dur nach A moll zurück — endlich vom Uebermaaß des Schmerzes zerriſſen, brechen Oreſt's Knie ein, ohne Gefühl, ohne Beſinnung gleitet er aus den Armen ſeiner Freunde, an den Boden nieder. — Die Muſik ſchwieg ſchon einige Secunden lang, ohne daß wir den Muth hatten, unſre Stellung zu verlaſſen. Ich fühlte Agathen's Thränen warm auf meine Hand fallen, ich ſelbſt war tief erſchüttert. Bertalon-Oreſt lag noch immer zu unſern Füßen. Jetzt ſtand er auf, die Spannung löſte ſich, aber nun war es mir auch dringendes Bedürfniß, den trefflichen Künſtler in meine Arme zu ſchließen und ihm in den glühendſten Ausdrücken meine Bewunderung, meine Verehrung auszudrücken. Agathe ſprach kein Wort zu meinem Enthuſiasmus, das verletzte mich. War ſie kalt geblieben? Er fühlte es, daß meine Worte aus dem Herzen kamen. „Sehen Sie Freund" — ſagte er — „ich bin alt, es mangelte hier an Allem ſo mächtig wirkenden, ja die Wirkung verzehnfachenden Außenwerke, die eine Geige, wir drei Perſonen — und dennoch welchen Eindruck habe ich auf Sie gemacht! Und was bin ich gegen

Neverre: Leugnen Sie nun noch, daß ſich Gottes Kraft in ihrer ſchönſten Pracht zeigt, wenn ſie einen großen Tänzer werden läßt? Leugnen Sie, daß der treffliche Tänzer nicht nur der bewundernswürdigſte Künſtler, ja, ein Liebling der Götter ſey? Kann ein Solcher was Anders thun als — lachen über den Stolz andrer Menſchen auf ihren Rang, auf ihre Stellung, ihr Herkommen. Sie ſind, was ſie eben werden konnten und was oft mühſam genug erworben ward. Der Tänzer iſt Alles was er ſeyn will und was der Gegenſtand ihm zu ſeyn vorſchreibt, Fürſt, Feldherr, Held, Verbrecher, Engel, Teufel — Alles mit einem Worte, und Alles aus ſich und durch ſich allein. Nur er giebt den Leiſtungen der übrigen Künſte Ernſt, Leben, Wahrheit, Bedeutung; und indem er das Gewebe der Leidenſchaften, das ſie nur ſtatuariſch, in einem Moment feſtgehalten darſtellen, entwickelt, ausbreitet und abrollt, bringt er Ueberlegung, Beſonnenheit, Zuſammenhang hinein und ſchafft ſo dem menſchlichen Geiſte den erhabenſten Genuß, deſſen er auf Erden fähig iſt. Doch genug" — ſetzte er hinzu — „ich habe mit Freuden geſehen, Sie verdienen es, daß man Ihnen zeigt, was die Kunſt vermag. Auf ein andermal mehr. Ich vermag es heut nicht, einige gewöhnliche Schritte (ſo nannte er ſtets die Pas) zu thun, und Sie, mein Fräulein, entſchuldigen

mich wohl. Lieber Schmidt — ich bitte — meinen Mantel — ſo!" Er war hinaus eh' ich mir's verſah; nur in aller Eile konnte ich noch dem trefflichen Geiger einige Worte des Dankes, ſo wie der Bewunderung über ſein Spiel und die Art, wie er meine Compoſition vorgetragen, ausſprechen, aber es durchſchnitt mir die Seele, als der Mann mit Blick und Accent eines ganz gemeinen Bierfiedler's auf meine glühenden Worte mit dummen Lächeln erwiederte: „o ich bitte recht ſehr — ich habe es nun einmal ſo in der Art!" — Bertalon reiſ eben nach dem Tropf, er machte, daß er die Treppe hinunter kam und ich warf mich, wunderbar bewegt, auf's Sopha in Agathens Zimmer und ſuchte meiner Gedanken Herr zu werden, indeſſen ſie den Thee bereitete. Daß Bertalon's Apotheoſe ſeiner Kunſt übertrieben, ja lächerlich verſchroben war, ſtand weder zu leugnen, noch eigentlich zu tadeln; denn aufrichtig geſprochen, wer leiſtet denn wohl etwas Bedeutendes in den gewöhnlichen Berufsweiſen des Lebens, ſo wie in der Kunſt, wenn er nicht bis zur Verblendung für ſein Fach eingenommen iſt? Darüber wollte ich nicht mit ihm ſtreiten. Daß er aber noch jetzt ungemein viel, und in ſeiner Jugend Vortreffliches geleiſtet haben mußte, das lag vor Augen. Und dennoch ward er im Alter gezwungen, nachdem er ſeine ſchönſten Jahre und Kräfte im Dienſt des

Publikums zu deſſen Erheiterung verwendet hatte, von Haus zu Haus zu gehen und gleichſam vor den Thüren ſein karges Brod zu betteln. Dieſe Gleichgültigkeit der Menge, dieſe Indifferenz der Fürſten gegen den Künſtler, den ſie vergöttern ſo lang er ſie unterhält und verhungern laſſen, ſobald er im Dienſt ihrer Freude alt geworden, dies nicht mehr kann, zerriß mir das Herz. Giebt es etwas das mehr den innigſten Jammer erregt, als eine alt und häßlich gewordene, ehedem geprieſene Tänzerin, einen blinden Maler, einen vor Schwäche zitternden Muſiker, die mit froſtſtarrten Gliedern, mit kummerbleichen Wangen an unſere Thür klopfen und verſchämt unſer Mitleid in Anſpruch nehmen? Giebt es einen niederträchtigern Egoismus, eine unmenſchlichere Grauſamkeit, als achſelzuckend ſolche Bedürftige unbeſchenkt, mit der höhnenden Phraſe fortzuſchicken: „ein alter Künſtler, was fängt man mit einem alten Künſtler an?“ Schändliche Barbarei, empörende Lauigkeit, die den unglücklichen Künſtler tiefer ſtellt, als den Stier, der, wenn er den Pflug nicht mehr ziehen kann, wenigſtens reichlich genährt und der Ruhe pflegend, den raſchen Todesſtoß des Metzgers erwarten darf, der ihn aus dem Erdenleben in eine andere Region hinüber hilft. Kann man es daher den Künſtlern verdenken, wenn ſie, ſo lange ſie in der Gunſt der Zeitgenoſſen ſtehen, ihre Forderungen

hoch spannen, und sich auf diese Weise in den Stand setzen, einen Zehrpfennig für jene Zeit zurückzulegen, wo ihnen ihr Talent nichts mehr einträgt, entweder weil es, vielleicht nur durch einen vernachlässigten Schnupfen oder ein Vertreten des Fußes u. dgl. wirklich nicht mehr fleckenlos in seinen Leistungen, oder weil sie nicht mehr Mode sind, oder eine unerwartete, ihnen nachtheilige Concurrenz, sich eingefunden hat! Und glücklich noch die Künstler, die besonnen genug sind, dergleichen finanzielle Ueberlegungen anzustellen und auszuführen! Diese Betrachtungen, verbunden mit der noch oft gemachten Erfahrung, daß Künstler (hauptsächlich Schauspieler) als Personen eines verrufenen Gelichters betrachtet, und daß weder vom Staat noch von der Gesellschaft, durch Erschaffung eines Fonds und Gründung einer Anstalt lediglich für alte, erwerblose Künstler, noch durch Heraufziehen der Ausgezeichneten unter ihnen in die höhern Kreise, etwas geschieht, um dieser zahlreichen Classe ein sorgenfreies Alter zu verschaffen und das Streben nach gesellschaftlicher Bildung in ihr zu erregen, und hierdurch schon allein jenes grausame als grundlose und veraltete Vorurtheil auszurotten — diese Betrachtungen gewannen so viel Raum in mir, daß ich unwillkührlich in ein Selbstgespräch ausbrach und als ich Agathen mit ihrer Arbeit mir gegenüber sitzen sah, mich mit

meiner ganzen Exaltation an sie wendete. Ich weiß nicht wie lange ich gesprochen haben mag, ohne eine Sylbe von ihr zur Antwort zu bekommen, oder nur durch eine Miene ihre Theilnahme erregt zu sehen. Aber das weiß ich, daß ich mich tief verletzt fühlte, als sie, in einer glühenden Beschuldigung der Geringschätzung und Herabwürdigung der Kunst, die ich auf meine Zeitgenossen adressirte, mich unterbrach, um mir sehr ruhig bemerken zu machen, wenn ich noch lange so fortsprechen, so werde der Thee, den sie mir eingeschenkt, kalt werden. „O beim Styx" — fuhr ich auf — „Ihre Theilnahme an dem, was ich gesagt, muß verzweifelt lau gewesen seyn, wenn sie Ihnen Zeit zu dieser wichtigen Bemerkung ließ!"

„Aber lieber Vetter, wollen Sie kalten Thee trinken, so hätten Sie es mir freilich sagen müssen. Sonst konnten Sie ihn ja nicht heiß genug bekommen!"

„Aber, liebe Cousine, konnten Sie denn die Tasse nicht warm setzen, oder mir noch einmal einschenken? Wäre Ihnen denn das Schicksal der Künstler wirklich so wenig interessant, daß Sie es nicht der Mühe werth hielten, darüber sprechen zu hören —"

„Mein Gott, lieber Vetter" — unterbrach sie mich — „ich liebe die Kunst und ich achte

die Künſtler, aber darüber nachzudenken, was zur Emporbringung der erſten und zur Verpflegung der letztern gehört, das liegt doch wahrlich nicht in dem Berufskreiſe eines Mädchens. Wenn mich bedürftige Künſtler anſprechen, ſo gebe ich ihnen. Mehr kann ich nicht, und mit meinem Sprechen wäre auch ſo nichts gethan. Mir ſcheint für unſer Geſchlecht immer das, was am nächſten liegt, das Dringendſte. Und ſo verzeihen Sie mir, daß mich die Beſorgniß, Ihren Thee kalt werden zu ſehen, mehr beunruhigte, als das Loos der Kunſt, das ich nicht ändern werde, und das Schickſal aller bedürftigen Künſtler, denen ich ja doch nicht helfen kann. Uebrigens geſtehe ich Ihnen, daß es Gegenſtände und Menſchen giebt, die mich noch etwas näher angehen als Kunſt und Künſtler, von denen Sie mir heut den ganzen Abend vorgeredet haben."

„Aber ums Himmelswillen" — rief ich ziemlich ungeduldig aus — „wenn Sie ſo überaus klug über dieſe Gegenſtände denken, ſo ſagen Sie mir warum Sie in Ihrem zwanzigſten Jahre noch Unterricht bei Bertalon nehmen? Denn tanzen, wie man in Geſellſchaft tanzt, konnten Sie doch ſchon vor beinah zehn Jahren? Und wozu die „muſikaliſchen Kunſtwerke im ſtrengen Styl" auf Ihrem Piano? Wozu endlich unſer Zuſammenleſen von Noverre's Leben, ja das Stu-

kiren ſeiner Programme? Wozu das Alles, wozu endlich Ihre Thränen bei Bertalon's Darſtellung, ja noch vor wenig Minuten in Ihren Augen, wenn Sie ſo wenig Empfänglichkeit für Kunſt, ſo wenig Theilnahme am Schickſal des Künſtlers hegen? Wenn es Ihnen möglich iſt, die wärmſten Ergießungen eines Andern über dieſe Gegenſtände mit ſo ganz unbedeutenden, himmelweit abgelegenen Bemerkungen zu unterbrechen? Aber ich kenne die Frauen, und ſollte deßhalb gar nicht nach Gründen fragen. Sie laſſen ſich leicht auf die Spitze treiben, aber vermögen nicht, ſich darauf zu erhalten. Sie werden warm, heiß — o ja — einen Augenblick, ſinken aber gleich auf ganze 20° Reaumur, ohngefähr Bademärme, herab, wenn von Kunſt und überhaupt geiſtigem Leben die Rede iſt. Gilt es aber die neueſte Mode, gilt es long shawls und crep chinois und gaze und — —

„Still, Läſterer" — unterbrach mich Agathe, mir über den Tiſch herüber den Mund zuhaltend — „verfallen Sie nicht in jene trivialen Declamationen, die im Munde geiſtreicher Männer ſo ganz unerträglich ſind. Vernehmen Sie lieber meine Antworten auf Ihre Vorwürfe. Warum ich mit zwanzig Jahren noch Tanzſtunde nehme? Nun doch wohl, weil ich derſelben bedarf, und mich Bertalon's Sonderbarkeiten weniger langweilen als

die Narrheiten seiner andern Collegen. „Die musikalischen Kunstwerke im strengen Styl" studiren, das heißt, spiele oder stümpre ich in der That aus bloßer Neugier, weil ich die Musiker immer so geheimnißvoll von einer Fuge sprechen hörte, als ob es das verschleierte Bild von Sais gälte. Nun, in der That, ich bin auch noch keine Eingeweihte. Um das Vorlesen der Novarr'schen Programme bat ich Sie, weil ich Bertalon's Enthusiasmus, ja Fanatismus dafür, doch einigermaaßen begreifen lernen wollte. Sehen Sie, das habe ich Ihnen nun Alles ganz natürlich erklärt, ohne daß es dazu einer besondern Vorliebe für Kunst und Künstler bedürfte, die doch in der That einen so prosaischen Geschöpfe als ich bin, schlecht genug zu Gesicht stehen müßte."

„Nun aber, Ihre Thränen — die werden Sie doch in Ihrer Erklärung nicht vergessen wollen?"

„Meine Thränen?" frug sie erröthend und mit einem Blicke, der mir das Herz sonderbar bewegte — „ach, was gehen Sie meine Thränen an? Am Ende ist ein bischen häuslicher Verdruß die Ursache, der Rauch im Wohnzimmer, das neue Kleid was noch nicht fertig ward, während die elegante Engländerin gegenüber, schon im vollem Winterstaate einherrauscht. Auf jeden Fall hat weder Kunst noch Künstler damit was zu schaffen."

„Wie Sie wollen, Couſine," — erwiederte ich verſtimmt. „Lieber hätte ich geſehen, Sie wären recht bei der Sache geblieben und hätten mich einmal in Ihr Inneres blicken laſſen. Doch Sie wichen mir aus — und ich gehorche!" Der Bediente trat ein um zu melden, daß die Tante wieder heimgekehrt ſey und Agathen erwarte. Wir ſtanden beide vom Sopha auf. „Sehen wir Sie heute noch?" frug Agathe freundlich. Ich entſchuldigte mich. „Wie Sie wollen, lieber Vetter. Leben Sie wohl, bis aufs Wiederſehen!" — Sie ging links, ich rechts, ziemlich kurz, ab. Lachen Sie mich immer aus, meine Zuhörer, wenn ich Ihnen berichte, daß ich meiner Verſtimmung nicht Herr werden konnte. Sie werden noch mehr über mich lachen, ja wohl gar die Achſeln zucken, wenn Sie mein Raiſonnement bei dieſem kleinen Vorfall vernehmen. „Wie" — ſagte ich mir — „wie iſt es möglich, ſo unerträglich lau und gleichgültig zu ſeyn? ſo langſam, ſo kalt nachzuempfinden? Agathe iſt klug, liebenswürdig, reizend — alles wahr — aber doch ein Querkopf. Welcher verzweifelte Einfall, jemand in ſeiner wärmſten Herzensergießung, in einem höchſt intereſſanten Ideengange zu unterbrechen — um ihm zu ſagen, „der Thee werde kalt, wenn er länger ſpreche!" Und ſage nur Keiner, das ſey am Ende eine Kleinigkeit! Aus ſolchen Kleinigkeiten lernt man nicht

nur die Hauptanſichten kennen, ſondern ſolche unzuſammenhängende Kleinigkeiten, die aus nichts entſtehen, an nichts ſich anknüpfen, die bilden eben das Nichts des weiblichen Charakters. Sprechen, ſprechen und wieder ſprechen, das iſt das A und O, der Weiber. Eh' ein Weib Euch eine Phraſe, auch die gehaltloſeſte, erläßt, eh' ſie einen Einfall, auch den matteſten unterdrückt, eher ſetzt ſie das Glück ihres Lebens und die Ruhe ihres Herzens auf's Spiel. Und was will ſie denn mit ihren ewigen Ausfällen gegen Kunſt und Künſtler? Mir zeigen, daß Sie keine Künſtlerin iſt? Was das gute Kind für weitläuftige Vertheidigungsanſtalten macht, wo gar kein Angriff zu beſorgen ſteht. Sie ſoll ſich doch nicht bemühen. Aber mir graut, denk' ich mir, daß das kalte, theilnahmloſe Geſchöpf meine Gattin werden könnte! Sie, die Gattin eines Künſtlers, meine Gattin, der ich nur in und durch die Kunſt lebe, der ich — — o pfui, pfui, ſo verpfuſchen wollen wir doch dies friſche Leben nicht; dies warme Herz nicht ſo verſchleudern!! —

Ich war ſo mit meinem Raiſonnement zufrieden, daß ich es für unmöglich hielt, je wieder mit Agathen zuſammen zu kommen, und für ganz conſequent durch ein plötzliches Wegbleiben den Anfang zu machen. Zu dem Ende ſchrieb ich der Tante, ein guter Freund, den ich lang nicht ge-

ſehen, und der hier durchreiſe, habe mich dringend gebeten ihn ein Stück zu begleiten. Ich könne einem ſo freundſchaftlichen Anſinnen mich nicht entziehen und ſo werde ich auf einige Wochen mich entfernen. In der That beſtellte ich Poſtpferde, um auf einige Zeit nach dem volkreichen L... zu reiſen. Dort konnte ich mit Gewißheit hoffen, fremde Künſtler zu ſehen und zu hören, vielleicht intereſſante Bekanntſchaften zu machen, in jedem Falle aber ein paar Wochen recht angenehm hinzubringen. Wollte ich dann auch wieder zurückkehren, ſo war doch meine jetzige Entfernung, die mir ganz unerläßlich ſchien, motivirt und ein ſo kaltes Verhältniß, als ich es wünſchte, eingeleitet. Vorher aber wollte ich Bertalon noch ein mal beſuchen und mir ſeine Lebensgeſchichte erzählen laſſen. Tags darauf war Sonntag; ich konnte gewiß ſeyn, ihn unbeſchäftigt zu Haus zu treffen und ſo machte ich mich auf den Weg. Seine Wohnung war ziemlich abgelegen, am Ende der äuſerſten Vorſtadt, wo dieſe, ziemlich an den nahen Wald grenzend, in das Dorfartige überging. Er hatte täglich wenigſtens eine halbe Stunde bis in die Mitte der Stadt zu laufen, um ſeine Lectionen zu geben. „Welche ächt weibliche Unzartheit" — rief ich im Gehen — „damit man ein Bischen affectvoller coquettiren möge, muß der arme, alte, ſteife Mann dreimal die Woche herein in die Stadt laufen, um

ſo einem weiblichen Querkopf Unterricht zu ertheilen. Und dafür bekömmt er — wahrſcheinlich nicht viel, dann Fräulein Agathe iſt eine gute Wirthin. Ja — heißt's dann — was Künſtler, was alt — der Mann iſt Tanzmeiſter, ſucht und bedarf Lectionen um zu leben, und da ich nicht die Einzige bin, u. ſ. w. O Weiber, Weiber!" rief ich ergrimmt aus und ſchritt noch einmal ſo ſchnell zu. Das Haus war, der Beſchreibung nach, nicht zu fehlen. Das letzte große, von ſtädtiſchem Anſehen; dicht dabei eine ſehr hohe Birke. Alles traf zu. Ich ſtieg bis zum vierten Steck hinauf, ohne einer lebendigen Seele zu begegnen. Dagegen erblickte ich an zwei Gitterthüren große weiße Zettel mit Ueberſchriften. „François Bertalon, élève du fameux Noverre." So lautete der erſte, und mein Mann war ſonach aufgefunden, allein trotz wiederholtem Klingeln und Pochen blieb die Thür verſchloſſen. Der andre Zettel lautete: „garderobe et arsenal du ballet." Es war ein Verſchlag, halb mannshoch — da drinn konnte er doch nicht ſtecken. Mißvergnügt ging ich die Treppen hinab. — „Herr Bertalon wohnt doch hier?" frug ich einen Mann, der mir vor der Hausthür begegnete. „Ja wohl, allein er wird nicht zu Haus ſeyn." — „Wo er nur zu treffen ſeyn mag?" — „Ja, in der Woche giebt er Stunden und des Sonntags geht er, im Sommer, angeln, und im Winter Vogelſtellen.

Heut liegt er ſicher draußen im Walde. Gehen Sie nur noch ein paar hundert Schritte bis an das ſteinerne Kreuz, da ſtellt er ſeinen Feldſtrauch. Aber hüten Sie ſich ihm einen Vogel zu verjagen, oder ihm ins Netz zu treten. Denn da er ſich Alles ſelbſt macht und heraus und herein ſchleppt, ſo iſt er gewaltig eigenſinnig.“ „Warum aber hält er ſich Niemand? Er müßte, dächte ich, brav Geld verdienen?“ „Sonſt wohl,“ — erwiederte der Mann — „aber jetzt iſt's wenig mehr. Ein altes Pferd und einen alten Tanzmeiſter will niemand umſonſt haben. Zu ſeiner Zeit mag er viel gewonnen haben. Seit zehn Jahren wohnt er in jenem Hauſe, deſſen Eigenthümer ich bin, und daher kenne ich ihn genau. Er iſt ein wunderlicher Kauz, aber ein braver und kindguter Menſch — wenn man ſeinen Ehrgeiz ſchont und nicht über das Tanzen raiſonnirt, denn ſonſt hat man den Augenblick Händel mit ihm. Er hatte früher eine ſchöne Einnahme, und da er äußerſt wenig an ſich wendet, auch keine Leidenſchaft hat als ſein Bischen Angeln und Vogelſtellen, ſo könnte er Geld haben. Aber da las er ein Kind auf der Straße auf, deſſen Mutter eine berühmte Tänzerin geweſen ſeyn ſoll — eine Bettelbirne mit einem Wort. Die kleidete er, ließ ſie erziehen, ihr Unterricht geben, lehrte ſie tanzen, worin ſie unglaubliche Fortſchritte machte, denn das muß wahr ſeyn, geſchickt war ſie wie

ein Affe und ſchön wie ein Engel. Er hatte etwas Gutes mit ihr vor und wendete ſchweres Geld an ſie, daß er ſich am Munde abſparte. Allein die Tänzer ſind lockeres Volk. Das Mädchen war leichtſinnig, undankbar, ließ den Alten im Stiche und ging mit einem Statiſten vom hieſigen Theater durch. Man hörte lange Zeit nichts von ihr. Das griff den Alten ſehr an, er verfiel ſichtlich und ward endlich vor Gram ſchwer krank. Er wäre erlegen, wenn ihm nicht aus der Stadt, man weiß nicht von wem, Geld, Kleider, Holz, Arznei und Lebensmittel zugefloſſen wären. Und ſo erholte er ſich denn wieder. Freilich hat er nicht viel Verdienſt mehr, indeſſen ein paar Häuſer ſind ihm doch geblieben, und da er für ſich wenig braucht, ſo reicht es hin und wirft auch noch ein paar Pfennig zu Bier ab, für den immer durſtigen Geiger Schmidt, der ihn von langen Zeiten her kennt, ihn in ſeiner Krankheit gepflegt hat. Der kommt denn beinah täglich zu ihm heraus und geigt ihm was vor, und Bertalon zieht bisweilen eins von ſeinen alten Theaterkleidern an und ſpringt dann oben in ſeiner Bodenkammer herum, daß die Balken dröhnen. Sehen Sie, dort iſt die Hake, dahinter ſteht er. Wenn Sie ihm Freude machen wollen, ſo loben Sie nur ſeine Lockvögel recht, die eſſen alle mit ihm aus einer Schüſſel. Leben Sie wohl. Ich will mich nicht

vor ihm sehen lassen, denn er hat es nicht gern, wenn man ihm jemand Fremdes zuführt." — Der erhaltenen Weisung gemäß ging ich in einem großen Bogen nach der angewiesenen Stelle hin und sah schon von fern, Bertalon in einer Hütte von Fichtenzweigen, auf den Knieen lauernd. Vorsichtig verbarg ich mich hinter einem Strauch, um ihn nicht zu stören, da eben seine Lockvögel, die vermuthlich ihres Gleichen in der Luft ziehen sahen, hell zu schmettern anfingen. Gewiß, die Vögel thaten ihre Schuldigkeit. Hänfling und Drossel pfiffen, Meisen zwitscherten dazwischen, dann schlug ein Fink ganz herrlich, der bald darauf von einem gewaltig schmetternden Spresser abgelöst wurde. Nach einigen Minuten erhob sich Bertalon aus seinem grünen Versteck, sah sich überall um, entdeckte mich und rief mir mit freundlichem Gruß zu, es sey nun zu spät zum fangen, die Vögel ziehen nicht mehr. Ich begann sogleich seine Lockvögel nach Gebühr zu loben, worüber er wohlgefällig lächelte. „Lassen Sie mich einmal Ihren Apparat sehen und was Sie heut gefangen haben."

„Sehr gern," erwiederte er; ich trat in die Hütte, wo ich einen ziemlich großen Käfig voll Vögel aller Art erblickte. „Ihr heutiger Fang?" Er nickte freundlich schmunzelnd. „Aber" — fuhr ich fort — „wie können Sie so grausam seyn, diese harmlosen, heitern Geschöpfe ihrer Freiheit

zu berauben, da Sie ſie ja im Freien viel ſchöner ſingen hören?" Bertalon ſah mich mit einem Gemiſch von Verwunderung und Mitleid an. „Verehrteſter Baron, primo fange ich dieſe Vögel keineswegen ihres Geſanges halber ein, den ich beſſer kann als ſie ſelbſt. Pro secundo iſt meine Abſicht ſie zu braten, und ich denke ein hungriger Schüler des unſterblichen Noverre iſt wohl die paar Schock Finken, Meiſen, Quäker und Droſſeln werth, die ich jährlich conſumire. So beſcheiden ich auch von mir denke, glauben Sie nur, es kömmt nicht gleich ein Bertalon wieder — aber Gimpel, Finken und Quäker werden alle Jahre in großer Menge erzeugt. Pro tertio werden von dieſen harmloſen Geſchöpfen jährlich eine weit größere Anzahl, als ich armer Teufel genieße, von Eulen, Raubvögeln, Katzen, Füchſen verſpeiſt. Oder gönnen Sie dem harmloſen Geſchlecht der Tänzer, das gleich jenen gefiederten Geſchöpfen, ſein Leben hüpfend, ſpringend, ſchwebend, ja fliegend, im Dienſt der Kunſt und in der Zwingherrſchaft des Bedürfniſſes verfliegen ſieht, keinen Sonnenblick des Wohlbefindens, nicht die Freude eines guten Gerichts?"

„Mein Gott" — unterbrach ich ihn, verlegen über ſeinen bewegten Ton — „gewiß von Herzen —"

„O betheuern Sie nicht" — fiel er lebhaft

ein — „schwören Sie nicht. Ich kenne die Welt, sie ist lästerlich, undankbar und sentimentalisch grausam, beweint den Tod eines Canarienvogels und läßt ungerührt einen Menschen verhungern. Der Knabe, den die Vorsehung durch Ertheilung der seltensten Gaben zum großen Tänzer bestimmt, muß eine harte, qualvolle Schule durchmachen. Wie manchmal habe ich die Goldammer und Finken beneidet, die im kalten Winter, vom tiefen Schnee sich empor auf das Fenster eines mitleidigen Mädchens schwangen und dort ihr Futter fanden, während ich armer, hungriger Knabe mit leerem Magen in die Tanzschule lief, noch eh' es tagte, um nur keine Minute von den Lectionen zu verlieren. Und der alte treffliche Pigarelli, unser Balletmeister, war furchtbar in seinem Zorn und legte die Gerte den ganzen Vormittag nicht aus der Hand. Nun, Gott sey Dank, er sah wohl ein, daß ich arbeitete wie ein Pferd, und so schlug er mich nie, ja oft reichte er mir zum Lohn einen Wecken Semmel hin. Endlich wird der arme Teufel, Figurant — endlich Grottesktänzer. Der Plebs, der ihn in seidenen, goldgeflickten Schuhen, in prächtigen, goldberdirten Kleidern tanzen sieht, meint, er habe deß all' die Fülle. Aber sein Kunstsinn wird durch Flitterstaat, durch Seiltänzersprünge nicht befriedigt, seine dürstende Seele verlangt nach dem Erhabensten, was der

Mensch vermag, nach dem Serio *). Weß sein Gemüth, sein Herz voll ist, das will er zeigen. Achill's Schmerz um die geraubte Briseis, seine Trauer um den erschlagenen Hector, Otello's eifersüchtige Wuth — diese und ähnliche erhabenen Gegenstände will er darstellen. Aber nein! Ein windbeutliger Fremder, früher Figurant auf einem Winkeltheater, protegirt von der Frau eines reichen Actionair's wegen seiner Flachshaare und seiner Hopfenstangengestalt, wird ihm vorgezogen und er muß sich auf die zweite Stufe als komischer Tänzer stellen. O Gott, ich habe es erfahren, wie dies thut, wenn man sich zu Höherm berufen

---

*) Die italienische Tanzschule theilt die verschiedenen Gattungen des Tanzes ab, in 1) grottesco — Groteskt, hohe, kühne Sprünge und carrikirte Pantomimik darstellend. 2) comico — komisch. Hierher gehört Gewandtheit und glänzende, durch Zierlichkeit und Schnelligkeit in der Ausführung überraschende Pas. Das niedrigkomische, wohin auch licenziose Darstellungen gehören, wird nicht mehr zum Tanz gerechnet, sondern fällt der Pantomime zu. 3) caratteristo, Charaktertänze, Darstellungen aus dem täglichen Leben. 4) Serio und semi-serio. Ernst und halb-ernsthafte. Die erste Abtheilung, das Serio, umfaßt das Höchste, was die Tanzkunst als Kunst leisten kann, Darstellungen leidenschaftlicher Seelenzustände, psychologisch wahr aufgefaßt und künstlerisch geordnet. Hierher gehören Noverre's meisterhafte Erfindungen, die nur selten an französische Carricatur in der Darstellung streifen. Das mezzo- oder semiserio kann für ein erhöhetes caratteristico gelten.

fühlt! Endlich — es konnte ja nicht fehlen — ſiegt die gute Sache. Der blonde Lump wird ausgepocht. Der neue Solotänzer tritt auf, leiſtet mehr als er verſprach und wird mit Beifall überſchüttet. Göttlicher Moment, mit dem nichts die Vergleichung aushält, nicht der erſte Kuß von den Blütenlippen des geliebten Mädchens, nicht die Wonne des Wiederſehens lang getrennter Freunde, nicht Morgen- nicht Abendroth im Frühling, nichts, nichts irdiſches, ſelbſt nicht die freudige Ueberraſchung eines ſanften Todes nach langer Qual — dem nur Eins würdig gegenüber ſteht — nämlich Gott Vaters himmliſches Lächeln, mit dem er einſt ſagen wird: „ehrlicher Bertalon, geh' ein in die Wohnung des ewigen Friedens. Noverre und noch etliche große Balletmeiſter und Solotänzer ſind ſchon drüben!" Erhabener Moment, ich durchlebe Dich in Gedanken noch einmal. Es war in Noverre's großem tragiſchen Ballet, Hypermneſtra, worin ich die Rolle des Danaus hatte. Tiefe Stille lag auf der Verſammlung. Hier galt es keine Sprünge à la Jossat, keine Entrechats à six, à huit und ähnlichen Plunder. Hier verlangte man Natur, tiefe moraliſche Wahrheit in der Darſtellung der Leidenſchaft, ohne dabei die äſthetiſche Schönheit auch nur einen Augenblick zu vernachläſſigen. Das Publikum war zahlreich verſammelt. Es wußte, was es wollte, ſowie daß ich der Mann ſey, das Ver-

langte zu leiſten. Daher waren alle Augen auf mich mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit gerichtet, kein Zug meines Geſichts, keine Wendung meines Körpers, kein Schritt meiner Füße, ja keine Falte meines Gewandes blieb unbeachtet. Als, in der fürchterlichen Scene, wo Danaus bei Nacht nur von einem Fackelträger begleitet, ſich in's hochzeitliche Gemach ſchleicht, ich, Rachſucht, Blutdurſt im Blick, mit leis gehobenem Fuß hereinſchritt, da vernahm ich ſchon einzelne Accente des mühſam verhaltenen Beifalls. Als aber nun der Klageruf aus den Zimmern der Danaiden dem grauſamen Vater die Erfüllung des gräßlichen Befehles ankündigt, ſein Blick mit weit aufgerißnen Augen ſich an den blutigen Schauſpiel zu weiden ſtrebt, er dem Fackelträger winkt, die hohen dichten Vorhänge zu öffnen, die die bräutliche Kammer verſchließen — als er hier die bloßen Leichen, dort die noch zuckenden Körper ſeiner gewürgten Schwiegerſöhne erblickt, das teufliſche Lächeln geſättigter Rachſucht auf ſeine bleichen Lippen ſteigt, und er mit dämoniſcher Freundlichkeit den Jüngling, der ſich, die weitklaffende Wunde in der Bruſt, zu ihm ſchleppt, um ſein Leben von ihm zu erbetteln, an ſich drückt und ihm langſam den Dolch in den ſchon zerfleiſchten Buſen bohrt — da brach der Sturm los und ich unterſchied mit Mühe unter Klatſchen und Beifallsgebrüll die

Worte: „Gräßlich — abscheulich — herrlich — fürchterlich!“ Der Schluß war der höchste Lichtpunkt meiner Darstellung. Ich mußte hervor. Vergebens sendete der todte Danaus seine Diener aus, um sich diese letzte Ehre zu verbitten — ich mußte hervor. Kein Wort war anzubringen, ein donnerähnlicher Tumult verschloß mir den Mund — mir blieben nur stumme Danksagungen übrig. Nach einigen Tagen war mein Portrait in allen Buchhandlungen zu haben, und die Farbe meines Mantels ward allgemein unter dem Namen à la Bertalon die Mode- und Lieblingsfarbe der Elegants. Doch genug — — ich bin ein grauköpfiger Schwätzer und mag von Glück sagen, wenn Sie mich nicht für einen Narren halten. Aber wo wollten Sie eigentlich hin? Wie kamen Sie hierher?“

Ich erwiederte ich sey in der Absicht ausgegangen, ihn aufzusuchen, um mit ihm mehr über seine Kunst zu sprechen, als es bei meiner Tante möglich gewesen. Die Gegenwart meiner Cousine habe dies verhindert und ich müsse bekennen, ich traue den Damen allenfalls Enthusiasmus für die Person des Künstlers zu, wenn diese einnehmend ist, aber sehr wenig für die Kunst selbst.

„Sehr oft mögen Sie Recht haben“ — meinte Bertalon — „indessen Fräulein Agathe —“

„Grade diese. Sie ist so lau, so oberflächs-

lich, ſo untheilnehmend darin, als alle Andre. Noch an demſelben Abende gab ſie mir neulich den Beweis, wie wenig ſelbſt die wärmſte künſtleriſche Aufregung durch die dicke Schaale dringt, die das Alltagsleben, der enge Kreis ihrer Beſchäftigungen und die angeborne Dumpfheit des Geſchlechts um ſie gezogen haben. Glauben Sie mir Freund, Agathe iſt ein höchſt proſaiſches, höchſt gewöhnliches Geſchöpf!"

„Mein Herr" — erwiederte Bertalon mit großem Ernſt, ein paar Schritte zurücktretend — „ſagen Sie was Sie wollen, ich höre Ihnen geduldig zu, aber wenn Sie die Kunſt oder Fräulein Agathen ſchmähen, ſo iſt es aus mit uns und ich gehe keinen Schritt weiter mit Ihnen."

„Sonderbarer Mann, vergeſſen Sie nur nicht, daß ich Agathens Vetter bin und ſie alſo doch wohl genau kennen muß."

„Das ſollte man allerdings glauben, zu meiner Verwunderung ſehe ich, daß Sie das Fräulein gar nicht kennen und bei weitem nicht genug von dem Glück durchdrungen ſind, ihr anzugehören. Indeſſen Sie waren auf der Univerſität, Soldat, auf Reiſen, haben ſie mehrere Jahre hinter einander nicht geſehen, da ändert ſich manches. Ich dagegen habe das Fräulein als Kind unterrichtet und beobachtet. Als erwachſenes Mädchen — ſie hätte es nicht bedurft — hat ſie mich wieder ver-

langt, und da habe ich das vielversprechende Kind zum edelsten, trefflichsten Geschöpf heran gereift gefunden. Ich sage Ihnen es ist eine Perle!"

Ich hatte Lust' dem guten Eiferer das Lächerliche seines Eifers und die Gewöhnlichkeit meiner braven Cousine deutlich zu machen, indessen unterließ ich es, da es doch zu sonderbar in meinem Munde geklungen haben möchte. Um den Uebergang dazu dennoch vorzubereiten, bat ich mir während des Rückweges die Erfahrungen, die er in seinem Leben mit Frauen gemacht, mitzutheilen. Sie mußte interessant genug klingen, da sich nicht denken ließ, daß er ohne Liebe durchs Leben gegangen seyn werde. Ich wollte ihm behülflich seyn, seine Lockvögel und sonstigen Geräthschaften nach Haus zu bringen.

„Meine Lockvögel?" — frug er verwundert — „die trag' ich alle hier auf der Zunge."

„Nicht möglich?"

Er antwortete mir mit dem hellsten und schönsten Finkenschlag, den man hören kann, und als er meine Bewunderung sah, so ließ er eben so geschickt einen Gimpel und eine Drossel eintreten, die wieder von einem herrlich schmetternden Sprosser abgelöst wurden. Er bat mich, ihm zu vergeben, wenn er mich heut nicht in seiner Wohnung empfangen könne, denn da Schmidt, der Geiger, sein gewöhnlicher Nachmittagsgesell-

ſchafter zu kommen abgehalten ſey, ſo muſſe er noch einige Stunden im Walde bleiben und auf den Zug der Vögel Acht haben, um ſich einen andern Platz für ſeinen Heerd auszuſuchen. Indeſſen wolle er mich durch einen angenehmen Umweg auf die Straße bringen. Heut ſey kein Menſch im Walde und er könne daher das Netz ohne Gefahr liegen laſſen. Ich war den Vorſchlag gern zufrieden, er nahm meinen Arm und wir traten unſre Wanderung an. „Sie ſehen ſehr richtig voraus" — hob er an — daß ich geliebt habe. Auch verliebt war ich unzähligemal. Wäre es denn möglich, Künſtler zu ſeyn, ohne einmal dieſer herrlichſten aller Leidenſchaften ſeine Exiſtenz eine Zeitlang zum Opfer gebracht zu haben? Oder Menſch geweſen zu ſeyn, ohne jene Lichtblicke ſüßer, kleiner Verſtändniſſe mit reizenden Frauen gekannt zu haben? Nein, man muß mit Frauen vertraut geweſen ſeyn, um ſagen zu können, daß das Süßeſte uns zu Theil worden. Lieben muß der Künſtler, ob er aber heirathen ſolle, das möchte ich verneinen."

„Aha" — rief ich — „alter Freund, jetzt ſingen Sie meine Weiſe!"

„Keinesweges, Baron, da Sie nicht Tänzer ſind. Der Dichter, Tonkünſtler, Maler, haben zu ihrem Gegenſtande allerdings auch das Schöne, allein ihre Darſtellungsmittel ſind lebles, während

der Tanzdichter, der Balletmeister, zur Ausführung seiner Ideen das Lebendige, den Menschen selbst, und natürlich die schönen weiblichen Gestalten am häufigsten braucht. Auf Noten, Worte und gemalte Mädchen wird kein Weib eifersüchtig, wohl aber auf lebendige, lebenswarme. Sobald ein grosser Tänzer irgendwo aufgetreten ist, so wollen die besten Eleven und Elevinnen der Tanzschulen sich vor ihm produciren, seine Meinung, sein Urtheil über ihre Studien hören. Sobald er in den Uebungssaal tritt, so stürmt Alles, zumal die Mädchen, auf ihn ein. Da giebt es hier eine Nymphentaille zu umspannen, deren warme Busenbebungen einem die eigne Lebensluft rauben könnten, da ein holdes Gesichtchen in seinem Ausdruck einer Leidenschaft zu mustern, da ein rundes Knie zu untersuchen, da einen üppig vollen Schenkel zu fassen, und ihn bis zur Höhe des Hüftgelenkes heben zu lassen, da pralle, runde Waden fest zusammen zu drücken, damit sie beim Entrechat recht eng passiren. Herr, das treibt das Blut siedend unter einander, und wenn da die Geliebte oder gar die Frau dabei stehen und zusehen soll, so ist der Teufel sogleich gänzlich los. Mein eignes Beispiel statt tausend. Als ich in Wien in der Parte des Danaus auftrat, war die berühmte Gardetti die Hypermnestra! Gütige Götter, welch ein engelschönes Weib, in der Blüte der Jahre und ih-

rer Kunſt. Im Anfang war ſie kalt wie Eis, denn ich that in den Proben abſichtlich ſo wenig, daß ſelbſt der alte welke Balletmeiſter Tomei, dem ich höchlich empfohlen war, irre an mir wärd. Nun, ich habe Ihnen das übrige ſchon erzählt. Der Erfolg war meinem Talent angemeſſen. Die Gardetti war mir gewachſen; wir ſtanden in dieſer Saiſon wie die Dioskuren am Kunſthimmel. Nach dem Stück ging ich in ihr Ankleidekabinet. Sie reichte mir die Hand zum Kuſſe, mit den Worten! „Bertalen, ich habe verdient, daß Sie mir den Hof machen, und Sie ſind dieſer Ehre würdig!“ Das klang trotzig, aber wahrhaftig, ſie durfte ſo ſprechen. Um der Theaterintendenz zu zeigen, was ich vermöge, hatte ich verlangt, als Apelles in Alexander und Campaſpe von Noverre, aufzutreten. Natürlich war die Gardetti meine Campaſpe. Es giebt kein Ballet, das mehr geeignet wäre, die Sinne zu entflammen, und wenn Campaſpe von einer ſchönen Tänzerin ſchön dargeſtellt wird, ſo muß Apelles vor Liebeswuth raſen und dem Publikum vor den Augen ſchwindeln. Alexander — das iſt der ſummariſche Inhalt — kündigt dem Maler Apelles ſeinen Beſuch an und bringt Campaſpe, verſchleiert, mit ſich. Köſtlich iſt Apelles Werkſtatt aufgeſchmückt, die reizendſten Frauen, die ihm zum Modell gedient, ſtehen als Statuen von Liebesgöttern verklei-

det umher. Der Monarch wird so von des Künstlers herrlichen Schöpfungen entzückt, daß er beschließt, Campaspen durch Apelles malen zu lassen. Er entschleiert sie und erlaubt dem Maler, sie so zu stellen, wie er es für nöthig findet. Der erste Blick in Campaspen's Auge hatte Apelles Herz entzündet, aber als sie ihre Schleier fallen läßt und nur ein leichter rosenfarbner Flor ihre heimlichsten Reize noch verbirgt, da vergehen dem Künstler die Sinne, vergebens ermahnen ihn Alexander und Hephästion, seine Trunkenheit für Zaghaftigkeit haltend, muthig ans Werk zu gehen ꝛc. Ich übergehe den Verfolg des Ballets, da Sie ihn ja kennen. Genug, Campaspe und Apelles machten Furore, Kränze, Blumen, Börsen, Gedichte flogen. Kaum war die Cortine herab, so eilte ich in der Gardetti Ankleidezimmer. „Engel der Tanzkunst" — rief ich ihr zu — „himmlische Campaspe!" — „Göttlicher Apelles!" — erwiederte sie, mir ihre Arme öffnend. Von dieser Zeit an lebten wir unzertrennt, und ich kann Ihnen hoch und heilig betheuern, daß wenn mich ihre Liebe in den dritten Himmel der Seeligkeit erhob, ich eben so oft ihren feinen Tact für das Schickliche und für die Kunst darstellbare, ihren hellen Blick in Beurtheilung poetischer Stoffe, ihr scharfes und gründliches Urtheil über die Leistungen entschieden großer Künstler anerkennen und bewundern mußte.

Sie beſaß eine glühende Liebe zu ihrer Kunſt und eine entſchiedene Vorliebe zu Künſtlern. Eine Begebenheit, die nur durch ihre blinde Eiferſucht herbeigeführt werden konnte, trennte uns. Ich war untröſtlich, ſie in Verzweiflung, rang die Hände, rauſte ſich das Haar, behauptete ein Kind von mir unter dem Herzen zu tragen — und das konnte wahr ſeyn — allein ich blieb unerbittlich, obſchon mit zerrißnem Innern. Meine Künſtlerehre war angegriffen und der Künſtler hat nichts Höheres in der Welt als dieſe. Mit dem Bewußtſeyn ſeinen Ruf zu verdienen, ihn nicht erlogen, erſtohlen, erkauft, ſondern errungen, verdient, ſauer erworben zu haben, hungert ſichs mit Luſt und ſchläft man auf Kieſelſteinen wie auf Eiderdunen. Ich kann dem Eſelsgehirn eines Menſchen vergeben, das im Ochſengleiſe einer ſchmalen Praxis von früh bis Abends trampelnd, dem Künſtler Ehre und Gold mißgönnt oder wohl gar die Künſte aus der Welt und ſein praktiſches Lumpenſammlergeſchäft an die Stelle wünſcht, allein dem Mann, der meine Virtu als Künſtler verdächtig macht, oder mich eines ſchlechten Streiches bezüchtigt, renne ich den Degen durchs Herz, und iſt's ein Weib, ſo brandmarke ich ſie mit meiner Verachtung. Olympia Gardetti hatte beides gethan — ich konnte nicht mehr unter einem Dache mit ihr leben. Ich habe als Mann von Herz und

Ehre an ihr und ihrem Kinde gehandelt — — doch genug davon" — — Er bezwang eine gewaltige Rührung; nach einigen Augenblicken sagte er gelassener, obschon mit nassen Augen, indem er mir einen Fußsteg zeigte — „sehen Sie, hier dieser Pfad bringt Sie in wenig Minuten auf die Straße. Ich muß nun eilig zu meinen Netzen zurück." — Ich nahm herzlich von ihm Abschied und bat ihn um die Erlaubniß, wenn ich zurückgekehrt seyn würde, ihn wieder aufsuchen zu dürfen.

„Mit tausend Freuden werde ich Sie wiedersehen Baron, — wenn ich noch so lange lebe, denn ich werde sehr alt, sehr wandelbar. Indessen finden Sie auch mich nicht mehr, so finden Sie doch meinen Freund Schmidt und meinen Grabstein. Denn meine fromme, holde Beschützerin hat mir Sorge für beide zugesagt, und ihr Wort ist wahr und treu wie ihr Herz. Nun, reisen Sie glücklich!" — Er trat in den Wald zurück. Ich blieb, unbehaglich gestimmt, einige Augenblicke in Gedanken versunken stehen. Die Biographie des wackern Sonderlings hatte mich angezogen, die letzte Apostrophe an Agathe erschüttert — und verdrossen. Ich schwankte einen Augenblick, sollte ich reisen — sollte ich zu ihr — aber der Trotz, dieser kräftige Panzer der Männerbrust, wenn auch keins ihrer edelsten Waffenstücke, hielt die Rührung, die mich übermannen wollte, fern.

„Poſſen!“ — rief ich laut — „ich reiſe!“ Im ſchnellſten Schritt lief ich nach der Stadt zurück, ſoupirte mit einigen Bekannten beim Italiener und fuhr Tags darauf um 10 Uhr Vormittags vor Agathens Fenſter vorüber, die eben daran ſtand, ihre Blumen zu begießen. Sie war höchſt reizend anzuſehen und grüßte freudig erröthend mit freundlich winkender Hand, ohne zu bedenken, daß ich ſie verließ, daß ich das Herz voll Galle gegen ſie mit hinweg nahm, woran ſie freilich ganz ſchuldlos war. Indeſſen ich blieb conſequent, grüßte kalt höflich und ſah mich, ſo lang der Wagen ihre Straße hinabrollte, nicht ein Einzigesmal um! — Eine ächte Heldenthat! —

„Jetzt meine Freunde“ — fuhr der Baron in ſeiner Erzählung fort — „nach ſo viel ſeitdem verfloſſenen Jahren, darf ich Ihnen bekennen, daß mir, ſobald ich die Stadt aus dem Geſicht verloren, recht ſehr peinlich zu Muthe ward. Es ging mir, ehrlich geſagt, wie einem ungezogenen Kinde. Ich fühlte, daß ich aus Trotz eine Uebereilung begangen, ja, daß ich gegen die gute alte Tante und Agathen offenbar liebloſ — noch mehr — wahrſcheinlich, ungerecht geweſen. Allein ich hatte nicht die Kraft umzukehren und zurückzufahren, noch den Muth den beiden Frauen meinen Eigen-

ſinn einzugeſtehen. Ich fühlte, daß man mich vor dreißig Jahren, mit Recht, beſtraft haben würde, und ſo faßte ich den vernünftigen Entſchluß, mich ebenfalls zu einer Züchtigung zu verurtheilen und ſtatt der zwei Wochen, die ich angegeben, vier Wochen entfernt zu bleiben. Je mehr ich mein Betragen überlegte, je ſonderbarer, je unzuſammenhängender mußte ich es finden, und ich mochte von Glück ſagen, wenn Tante und Nichte mich nicht bei meiner Rückkehr fühlen ließen, wie ſehr albern ich mich gegen ſie genommen. Denn, bei Licht beſehen, ich wußte ja gar nicht, ob die Tante, ſeitdem jene früher erwähnte Verſtimmung eingetreten, überhaupt die Idee, mich zu ihrem Schwiegerſohne zu machen, noch feſthalte? Es wäre wenigſtens nicht zu verwundern geweſen, wenn ſie dieſelbe ganz aufgegeben, da ich ſo gar nichts für die Realiſirung derſelben, ja neuerdings ſogar durch meine plötzliche Entfernung, ſo wie durch meine wenige Aufmerkſamkeit für die alte Dame, eher dagegen gethan hatte. Daß ein ſchönes, gutes, reiches und junges Mädchen wie Agathe, auch ohne meine Intervention noch einen Mann finden würde, das konnte ich mir, bei aller Selbſtliebe, nicht verbergen. Nicht weniger mußte ich mich erinnern, daß die Tante bei aller ihrer Gutmüthigkeit eine Frau von Einſicht und Charakter war, die Agathens Werth ſehr richtig anſchlagend, un-

bedenklich eher die Lieblingsidee einer Familienverbindung, wäre sie auch noch so fest gewurzelt gewesen, aufgeben, als ihre Tochter einem Manne aufdringen würde, der sie nicht liebte — blos weil er einen und denselben Namen mit ihr trüge. Daß ich aber nichts für Agathen empfinde, ging schon aus der Vernachlässigung hervor, mit der ich Mutter und Tochter behandelt hatte. Endlich, Agathens Unrecht gegen mich, worin bestand es denn eigentlich? Darin, daß sie mich in einer Gedankenreihe, die mir interessant war, unterbrochen hatte, um mir zu sagen, daß mein Thee kalt geworden. Ich durfte mir kaum eingestehen, daß dies eigentlich ihr ganzes Unrecht sey. Freilich rief die Eigenliebe dazwischen, das sey es nicht, sondern ihr Unrecht liege darin, daß dies Unterbrechen einer Ideenfolge über Kunst und Künstlerschicksale, woran bekanntlich mein ganzes geistiges Leben geknüpft sey, um eine ganz unbedeutende Phrase einzuschieben, von der völligen Gleichgültigkeit zeuge, die sie über diese Gegenstände empfinde. Und deshalb sey sie mir mit Recht mißfällig worden, und ich trage mit Recht Bedenken, ein Mädchen zur Gattin zu wählen, das so wenig Achtung und Theilnahme an dem Mittelpunkt meiner ganzen Wirksamkeit, meines Glückes nehme. Das klang nun wohl wie etwas Vernünftiges, doch konnte ich mich nicht eigentlich dabei beruhigen.

Denn wäre es denn nicht weit kürzer und vernünftiger geweſen, ſelbſt nach dem kleinen Auftritt, wieder hinzugehen als ob nichts vorgefallen, und in einer günſtigen Stunde Agathen rund heraus meine Anſicht über dieſe Gegenſtände zu eröffnen, und die ihrige dagegen zu vernehmen? Es hätte dann nicht der Nothlüge einer Reiſe zu einem Freunde bedurft, und ich hätte alle Zeit gehabt von Bertalon, der Agathe weit beſſer als ich kannte, was ich wollte, heraus zu bekommen. Starb der alte Mann innerhalb der vier Wochen, und das war bei ſeinem Alter gar nicht unwahrſcheinlich, ſo hatte ich mir eine ſehr ergiebige, höchſt lautere Quelle, ſelbſt zugeworfen! Ich hätte mich prügeln mögen, als ich die lange Reihe dummer Streiche überſah, die ich höchſt kunſtvoll an den erſten gekettet hatte. Indeſſen, es blieb mir vor der Hand, ohne mich gar zu ſehr ſelbſt herabzuſetzen, nichts zu thun übrig, als den Termin meines willkührlichen Exil's gelaſſen abzuwarten. Aber ich kann ſchwören, daß mir dieſer Monat die Dauer eines halben Jahres zu haben ſchien. Eine Reparatur am Wagen, die mitten auf der Straße nothwendig ward, und mich zu einem Nachtlager mehr, obendrein in einem höchſt elenden Dorfe, nöthigte, trieb meine Geduld an ihre äußerſten Grenzen. Endlich war ich wieder flott, und ſo fuhr ich denn drei Tage nach Verfluß der vier

Wochen in meine Vaterſtadt wieder ein. Mein erſter Gang war — zu meiner Tante. Ich hatte mir vorgenommen „gut zu ſeyn und keinen Eigenſinn mehr zu haben" und ſo wollte ich denn gleich den erſten vernünftigen Schritt thun. Sobald ich mich etwas coſtumirt hatte, eilte ich hinüber. Allein der Himmel wollte die Dauer ſo ſchöner Vorſätze auf die Probe ſtellen. Ich fand niemand zu Haus, vor allen Thüren lagen große Vorlegeſchlöſſer und der Portier berichtete mir, meine Tante ſey kurz nach meiner Abreiſe, mit Fräulein Agathen aufs Land zu einer Freundin gefahren, wo die Hochzeit einer Verwandtin gefeiert werde. Anfangs der nächſten Woche würden ſie zurück erwartet, hätten aber gar nichts an mich verlaſſen.

„So?" — dachte ich bei mir ſelbſt — „an mich hat alſo niemand gedacht, weder die Tante noch Agathe? Nun freilich, verdient habe ich es nicht um ſie. Indeſſen ich will, was ich mir vorgenommen, ausführen." Ich nahm eine meiner Viſitenkarten aus dem Taſchenbuche und ſchrieb darauf, daß ich, der Vergeßlichkeit des alten Portiers übeles zutrauend, vorgezogen hätte, ſchriftlich aufzuzeichnen, daß ich dageweſen und mich ſehr freuen werde, die Damen bald, geſund und fröhlich wieder zu ſehen. Anfangs wollte ich noch eine piquirte Wendung hinein bringen, von beſſerer

Unterhaltung auf dem Lande als in der Residenz u. d. gl., aber mein guter Genius versagte sich dieser Idee und ich folgte ihm. Ich war so froh etwas Kluges gethan zu haben, daß ich im Herabgehen laut aufschrie vor Freude, und wer mich gesehen, hätte wohl muthmaaßen mögen — wäre ihm der Zusammenhang bekannt gewesen — dergleichen vergnügliche Erfahrung begegne mir nicht oft. Nicht ohne Bangigkeit hatte ich Nachricht von Bertalon eingezogen und mit Freuden erfahren, daß er noch lebe und mache wie bisher. Ich schrieb ihm sogleich ein Billet, worin ich ihm meine Rückkehr meldete und ihn bat mir einen Besuch auf den nächsten Nachmittag zu gestatten, mir aber zu erlauben bei ihm Caffee zu trinken, wozu ich ihn selbst und den Geiger Schmidt eingeladen haben wollte. Bertalon ließ mir sagen, er freue sich, daß ich den heutigen Tag gewählt, er würde den Geiger bestellen und ich solle ihm willkommen seyn. Ich schickte meinen Bedienten mit Caffee, Chocolade, Kuchen und einigen Flaschen Champagner hinaus, denn ich hatte, ich gestehe es, den Plan, beiden Leuten die Zunge zu lösen, und sie zuerst über sich selbst und dann über Agathen schwatzen zu machen. Als ich hinaus kam, fand ich alles in Bertalon's Bodenstübchen aufs Beste zum Empfang vorgerichtet; Caffee und Chocolade dampften mir entgegen, im Eck am Boden sah ich die Cham-

pagnerbatterie aufgefahren. Nur Bertalou war nicht zu ſehen. Dagegen hatte ſich Freund Schmidt bereits aufs bequemſte etablirt. Er ſaß, den dreieckigen Hut weit aus der Stirn gerückt, nachläſſig im Seſſel zurückgelegt, eine Weinflaſche neben ſich. Mußte ich ſchon in ſeinem Anzuge heut eine an ihm nie geſehene Pracht bewundern — er hatte nämlich zu ſeinem alten leberbraunen abgeſchabten Rock, ſehr ſchöne neue carmoiſinſammtne Beinkleider und dergleichen Weſte an — ſo ſetzte mich an dem für ſo ſchweigſam als ſtupid gehaltenem Manne ſeine Anrede in Erſtaunen. „Guten Tag Baron" — rief er mir entgegen, die Geige bei Seite legend, worauf er geſpielt hatte — „bene, daß Sie kommen, — meglio, daß Sie was mitbringen — ottimo, daß das Mitgebrachte vin' di ciampagna iſt, mit dem Sie uns traktiren wollen. Ja, heut iſt 'n'mal Künſtlerverein, und da Sie auch ein tüchtiger Künſtler ſind, ſo iſt's auch in der ordnungsmäßigſten Ordnung, daß Sie auch dabei ſind. Hören Sie, Freiherr, wir wollen uns heut die trocknen Gurgeln tüchtig auswaſchen. Und posito, es begegnete mir mich höllisch zu beſaufen, was würde das ſchaden? Antwort? Nichts, denn ich thue das alle Tage und bin alſo in der Uebung, und Ihre Neigung von mir iſt auf meine Violine, nicht aber auf meine Gurgel gegründet. Und ich frage, iſt denn der heutige Tag es nicht werth,

daß wir uns alle drei die Naſen begießen, chacun pour son compte?“

Ich konnte nicht umhin zu bemerken, daß des braven Mannes Kopf ſich nicht in derjenigen ordnungsmäßigen Ordnung befinde, von welcher er geſprochen, und daß er bei ſich bereits da angefangen habe, wo ich mit ihm aufzuhören gedachte. Indeß deſto aufrichtiger würde er ſprechen, das ließ ſich vorausſehen. Ich antwortete daher ſo unbefangen, als ob ich immer mit ihm auf demſelben Fuß geweſen ſey, und frug nun, wo Bertalon bleibe und was denn eigentlich heut für ein beſondrer Tag ſey?

„Was Bertalon betrifft, verehrter Freiherr“ — erwiederte Schmidt — „ſo laßt Euch das nicht kümmern. Soviel ſag' ich Euch, wir könnten ihm bei ſeinem Geſchäft wenig oder nichts helfen. Aber daß Ihr fragt, was heut für ein feſtlicher Tag ſey? Potz Quinten und Octaven, das wüßtet Ihr nicht? Reichsfreiherr, bedenkt Eure Seele! das nicht zu wiſſen! Aber das Hausthier, will ſagen der Domeſtik, hatte ja Wein gebracht. Schenken Sie einmal ein, Baron, damit ich, wie mein ſeliger Rector immer wortſpielend überſetzte, a potiori beim Trinken als dem Wichtigſten, anfangen könne. Alſo zuerſt, den Hut ab, Schmidt“ — er riß ihn vom Kopf — „es iſt heut Fräulein

Agathen's Geburtstag! und dabei rein ausgetrunken!"

„Agathen's Geburtstag? Unmöglich!" —

„Unmöglich? Was Sack.... Baron, ſagt Ihr da? Unmöglich? Seht her! Hab' ich carmoiſinſammtne Hoſen und Weſte an, oder nicht? He?"

„Allerdings ſeh' ich das, lieber Schmidt, aber nicht den Zuſammenhang —"

„Pſt — tace, mein lieber quaeso! Indem Ihr den Vorderſatz einräumt, habt Ihr zugleich den ganzen köſtlichen Sorites zugegeben, den ich jetzt vor Euch abwickeln werde. Alſo das ſteht feſt, ich habe rothe Sammethoſen an. Nun iſt's aber weltbekannt, daß ich armer Teufel kaum das liebe Brod, und nur dieſen einzigen lederfarbnen Rock nebſt ditto Beinkleid beſitze, welche ſich beiderſeits ihrem atomiſtiſchen Urſprunge täglich mehr nähern, aber keineswegs Geld zu Sammt und Seide. Wer dergleichen an mir erblickt, kann alſo nur vorausſetzen, daß ich ſie, a) entweder geſtohlen oder b) geſchenkt bekommen. Wer auf den Gedanken sub a) kömmt, dem ſchlage ich mit ſeiner Permiſſion ſämmtliches Gebein an ſeinem Leibe entzwei, ohne ſelbſt das os sacrum auszunehmen. Wer aber bei b) ſtehen bleibt, iſt auf dem rechten Wege und da begreife ich nicht, wie Ihr eignes Herz, wenn vom Wohlthun die Rede iſt,

Sie nicht an Fräulein Agathen erinnert? Denn von der habe ich das fragliche Beinkleid? ex munificentia muliebri! Erklärt das nun wie Ihr wollt, aus allgemeinen oder speciellen Wohlgefallen entweder an Sammt überhaupt, oder nur an rothem Sammt, oder wieder bloßen Sammthosen oder an rothen Sammthosen oder an rothen Sammthosen nur wenn ich sie anhabe. Ihr werdet nie auf die rechte Spur kommen! Seht vorm Jahre, als die Nachricht einlief, Ihr wäret glücklich über die italienische deutsche Grenze wieder zurück, und die lieblichen Cancillen da draußen in Neapel, hätten doch nicht die so sehr gewünschte Avantage gehabt, Euch für einige verbindliche, aber allzu offenherzige Redensarten, die ihr über sie in vielgelesenen öffentlichen Blättern abdrucken lassen, förderſamſt mit einem nur an der Spitze vergifteten Dolche abzuquicken — an diesem Tage traktirte Agathe vor Wonne und mit freudethränenden Augen, das ganze Haus. Bertalen bekam den trefflichen Anzug geschenkt, in dem er jetzt einherstolziert. Mich ließ das Engelsfräulein fragen, was ich wünsche? Vermuthlich mochte die Gute denken, ich werde antworten „Alles" und auch schon darauf gefaßt seyn. Aber nein, Schmidt ist kein gemeiner Lump. Ob ich ein ganzes oder ein zerrissenes Hemd anhabe, ist mir, seitdem ich nur ein einziges Durchlöchertes

habe, völlig einerlei. Auch beſinne ich mich, da ich nur die einzige ſchwarze Halsbinde beſitze, nie einen Augenblick, welche ich umbinden ſoll? Uebrigens war jener Tag, ein Tag hoher Freude, wo man nicht an's gemeine Bedürfniß denken mochte. Nun fehlten mir grade rothe Sammthoſen und Weſte, in der Schattirung der Sammtbeinkleider in meiner Garderobe. Sie erinnerten auch mich an eine ſchöne Zeit — ergo erbat ich mir dergleichen, erhielt ſie und in jeder Taſche einen goldnen Ludwig, den mir der Schneider wahrſcheinlich nicht proprio motu, wie es in den päpſtlichen Befehlen heißt, hineingeſchoben haben wird. Aber ſchenkt mir doch wieder ein, verehrter Freiherr!"

„Ich that es, mich vor Lachen über den närriſchen Kauz, vor Verwunderung über ſeine witzige Geſchwätzigkeit, vor Rührung über Agathen's Wohlthätigkeit und Theilnahme an mir, kaum beſinnen könnend. Schmidt fuhr fort: „pro secundo iſt heut meines hochverehrten Freundes, Herrn Franz Bertalon, ehemaligen Kaiſerl. Königl. Hof- und Solotänzer, Geburtstag, der aber ſeit ſiebenzig Jahren wiederkehrend, mit weit größerm Recht ein Komm- als Gebburtstag genannt werden ſollte. Endlich und pro tertio iſt heut meiner lieben, ſeligen Frau Jereſa Semitte, denn die Italienerin konnte weder das ſch ausſprechen,

noch ein einsylbiges Wort ohne Anhängsel lassen — gebornen Trussaldi, Todestag und unbezweifelte Höllenfahrt! — Bei diesen Worten warf er den ergriffenen Bissen weg, faßte eilig die Geige und spielte, die Accorde vierstimmig harpeggirend, den Choral: „Laßt uns den Leib begraben," wozu er, mir dünkt, im Momente selbst, folgende Reime dichtete, die halb aus einem alten Kinderstubenliede, halb aus einer bekannten Ballade entlehnt sind. Mir schienen sie, hauptsächlich um der tollen Zusammenstellung, dann aber auch wegen der Situation selbst, höchst komisch. Es sey mir erlaubt, sie hier zu wiederholen, wie ich sie behalten habe:

Laßt uns den Leib begraben,
Sonst fressen ihn die Raben.
Schnecke, Schnecke, schnüre,
So ein Weib gilt dem Teufel für Viere.
Sie gehörte zwar aufs Hochgericht,
Allein der Sch..... mocht sie nicht.
Des Leibes ist sie ledig,
Der Teufel sey ihr nicht zu gnädig.
Denn ist sein' Sach' nicht recht bestellt,
So wird er noch von ihr geprellt.
Obgleich er schon zwei Hörner hat,
So schafft sie doch zum dritten Rath.
Schnecke, Schnecke, schnüre,
So ein Weib gilt dem Teufel für Viere!

Die kleinen Unebenheiten im Sylbenmaaße, wußte er mit großer Gewandheit zu verkleiden,

und mit besondrer Geschicklichkeit unterschied er seine eignen poetischen Zusätze, von den dem Choral und der Ballade entlehnten Versen. Ich wollte noch einige nähere Umstände über die so freundlich parentirte Verstorbene erörtern, allein die Thür ging auf, und Freund Bertalon trat herein — im Costume des Apelles, vom Hals bis zu den Füßen in fleischfarbnem Tricot, goldgeschnürten Sandalen an den Füßen, eine kurze, weiße Tunica darüber, eine reichlockige Haartour über sein silbergraues Haupt gezogen. Es fiel in die Augen, der Mann war schön gewachsen gewesen, als noch die Fülle der Jugend den regelmäßigen, aber jetzt freilich sehr abgemagerten Gliederbau umkleidete. Mehrere böse Falten in den Waden und Schenkelgegend erinnerten verlaut an die Kluft, die zwischen jetzt und ehmals lag. Eben so stark deutete der Contrast zwischen dem dunkeln Gelock des Haares und dem greisen Bart auf die Vergangenheit. „Freunde" — begann er mit rührender Freimüthigkeit — es wäre lächerlich vorauszusetzen, ihr übersähet wie sehr die wahre Gestalt des Künstlers die übergeworfene Hülle Lügen straft. Auch bin ich weit entfernt, Euch täuschen zu wollen. Ja, ich war ein Andrer und ich darf es mit Stolz sagen, ich muß ein ganz Andrer gewesen seyn, um Campaspen, dieser göttlichen Schönheit gefallen haben zu können. Diese Tunica, die jetzt auf meiner Brust

einſinkt, war von Kraft gehoben, dieſes Beinkleid, das um meine Schenkel und Waden jetzt Falten ſchlägt, war von blutgeſchwellten Muskeln ausgedehnt. Gewichtig war mein Tritt, wenn ich Könige gab, blitzend mein Blick! — Aber auch Trümmer können noch ſchön ſeyn, und wenn ſie endlich ſo verfallen, daß ſie auch dies nicht mehr ſind — ſo —" er ſetzte es mit weicher, gerührter Stimme hinzu — „ſo ſind ſie wenigſtens noch tauglich Erinnerungen zu wecken, wenn niemand mehr uns kennt, kein Mund uns mehr nennt!" — Er verſank in trübem Nachdenken.

„Ei was Teufel" — fiel Schmidt ein — was ſieht Euch an, Freund Bertalen, mit Euern melancholiſchen Diſſonanzen da, in unſre reine Freudenharmonie hinein zu ſchreien? Freilich kann man nicht ſeyn und geweſen ſeyn? Freilich waren wir vor vierzig Jahren ganz andre Kerls. Ich habe *meinen* Stich in der Lunge und meine rothe Naſe auch nicht mit auf die Welt gebracht und der Freiherr da, wird ſeine weißen Zähne und ſeinen braunen Lockenkopf auch nicht mit ins Grab nehmen. Und aus der poetiſchen Idee vom Nachruhm, da mach' ich mir — nicht ſo *viel*! Bin ich etwa kein Schüler *Nardini's* geweſen? Habe ich etwa am Turiner Hofe bei der Vermählungsfeier nicht wie ein Donnerwetter das mordſchwere Concert vom Blatte herunter gehauen, was mir die

italieniſche Beſtie von Concertmeiſter, die mich ſtürzen wollte, anfliegen ließ? Grüßen mich die Muſiker im ganzen Königreich Savoyen nach dieſer Beachtenheit, nicht ſchon in einer Entfernung von zehntauſend Schritten? Bekam ich nicht überall, wo ich hinkam, Geld und Preſente? Stand ich nicht oft zwiſchen zwei Berufungen wie der Eſel zwiſchen zwei Heuhündeln? Aber verthat ich nicht alles, was ich erwarb, lehnte ich nicht alle Anſtellungen ab, blos um frei zu bleiben? Habe ich nicht Ehre, Mädchen und Wein, alles dreies vom Allerbeſten zum Ueberfluß zu meiner Zeit genoſſen? Was ſchiert mich die Nachwelt? Sie ſoll genial ſeyn und geigen wie ich, oder tanzen wie Bertalon, ſo wird's ihr auch glücken. Und nun, Freiherr, ſchenken Sie mir und Bertalon ein, und laſſen wir die Matadors leben! Zuerſt Fräulein Agathe — dann Freund Bertalon — dann den Baron — und nun den alten Geiger Lebrecht Schmidt ſemper durſtig!" — Wir ſtießen kräftig an und ließen uns hoch leben.

„Ginter Schmidt" — nahm Bertalon das Wort — „Sie mögen in allem Recht haben, aber nur mit Ihrer Gleichgültigkeit gegen den Ruhm, der uns überlebt, bin ich nicht mit Ihnen einverſtanden. Und dann mit ihrem unverſöhnlichen Haß gegen Ihre kleine Tereſina. Sehen Sie,

Sie wiſſen es, ich hatte manches zu leiden von der göttlichen Campaſpe, aber dennoch —"

„Ließ ich ſie ſitzen! — Ha hehe!" brüllte Schmidt.

„Ich leugne das nicht, lieber Freund! Aber ich trinke doch nicht auf ihre Höllenfahrt. Ich habe ihr vergeben —"

„Nichts da — pereat in aeternum! Dreimal tief! Sehen Sie, Herr Bertalou, der ganze Grund, warum ich meinem lieben Frau'chen ſo böſe Sachen nachſage und ſie ſo giftig haſſe, liegt ganz allein in dem pronomine, das ich dabei gebrauchen muß. Ich kann ihr nicht vergeben, weil ſie mich hat vergeben wollen, — mit Rattengift nämlich. Weiter nichts und Sie wiſſen ja den ganzen excellenten Spaß."

„Aber ich weiß nichts davon, lieber Schmidt" — fiel ich ihm in's Wort — „und ich will nun auch durchaus Ihre Geſchichte wiſſen, oder — beim Olymp ſey es geſchworen — ich ſchenke Ihnen keinen Tropfen mehr ein."

„Mann der Liebe," — ſchrie Schmidt in komiſchem Affekt — „Mann der Luſt und Schmerzen, welche gräßliche Drohung ſtoßen Sie da aus! Ferne ſey es von Ihnen ſolch' Gräßliches zu thun. Hier haben Sie meine Biographie in drei grammatiſchen Formen: ich war liederlich, ich bin liederlich, und ich werde ſeyn liederlich bis an

mein Ende. Das iſt die wahre trias harmonica in meinem Leben, nur daß ſie viel ſtärker durchklingt als die des Abt Vogler im Orgelſimplificationsſyſtem. Wollen Sie mehr wiſſen? Dahier, aber nur die Hauptzüge, das Detail langweilt mir, wie gebildete Deutſche ſagen. Ich ſollte ein Gelehrter werden, dafür graute mir, weil ich blos geigen wollte. Weil ich aber von meinem lieben Vater deshalb unmenſchliche Prügel bekam und von meiner lieben Mutter barbariſche Schläge — der einzige Punkt, worin beide in ihrem ehelichen Leben, ſowie in meinem Erziehungsplan übereinſtimmten — ſo lernte ich viel in der Schule und mußte, hol' mich der Teufel auf die Univerſität. Dort geigte ich, tanzte, ritt, lief den Mädeln nach und ſchlief in den Collegien. Zuletzt ward ich das Leben ſo gewohnt, daß ich in den Collegien nicht mehr ſchlief, ſondern blos gähnte. Und da muß doch durch den Mund Manches hinein gekommen ſeyn, denn als ich mich endlich auf Befehl meines Vaters examiniren laſſen mußte, erhielt ich ſtatt des gehofften Repulſes, der mich von aller Gelehrſamkeit auf immer befreien ſollte, die dritte Cenſur. Ich war untröſtlich — indeß der Himmel half. Nach einigen Wochen überraſchte mich die Nachricht, daß meine vortrefflichen Erzeuger kurz nach einander vom Tode weggerafft worden wären. Die Schuldner hatten mit gleicher Behendigkeit den

väterlichen Nachlaß an ſich gerafft und meine Beſorgniß wegen mühſamer Verwaltung eines großen Vermögens, war ganz und gar verſchwunden. Ich ſegnete des Himmels Führungen, verſilberte was ich beſaß, nahm meine Geige unter den Arm und wanderte getroſt in's Blaue hinein — nach Italien zu. Das war mein Ziel, denn dort wollte ich mein Inſtrument erſt recht ſtudiren. Natürlich ging es mir auf dieſer Wanderung abwechſelnd gut und ſchlecht. Bald fuhr ich mit der Deligence, bald ſchritt ich zu Fuß einher. Bald ſpielte ich vor den Thüren, bald gab ich Concert, bald mußte ich für ein Butterbrod einer Bauermagd zum Tanz aufſpielen, bald accompagnirte ich, die Stunde für einen Dukaten, einer Gräfin. Indeß ich war jung, ein hübſcher Burſch, hatte Talent, und ſo kam ich glücklich nach Florenz. Dort hörte ich Nardini. Wie toll und thöricht rannte ich zu ihm, legte mich vor ſeine Thür und ließ nicht nach bis er mir Unterricht zu geben verſprach. Sobald er mich gehört hatte, ließ er mich täglich zu ihm kommen, und ſo brachte ich zwei Jahre in Florenz zu, wo ich durch ſeine Empfehlung zum Vorſpieler in dem Theater della Pergola gewählt wurde. Allein eine feſte Anſtellung war meine Sache nicht, der ich die Welt ſehen und das Leben genießen wollte. Ich zog mehrere Jahre hindurch Italien auf und ab. Ueberall gereichte mir

der Name Nardini's Schüler, zur größten Empfehlung und ich befand mich trefflich dabei. Endlich trieb mich mein böses Geschick nach Turin, wo ich bei Hof spielte, sehr reichlich belohnt und in der Capelle als Vorspieler bei der ersten Geige angestellt ward. Der Concertmeister war eine Bestie und ärgerte mich wo er nur wußte und konnte. Ich ertränkte meinen Groll in gutem Wein und ward mit der Tochter eines Weinschenken Truffaldi, näher bekannt als mir lieb war. Der leidige Satan mußte mich böslich geblendet haben — indeß, es half nichts, ich mußte sie heirathen. Aber nach drei Tagen schon wußte ich, was freilich der ganzen Stadt bekannt war, daß ich Adramelechs Schwester, eine Galeere, eine Reckleiter geheirathet hatte. Ich trank was ich konnte, um meinen Grimm nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Meine Feinde benutzten diese Gelegenheit zu Verläumdungen, ich sollte trunken in's Orchester gekommen seyn, nur drei Saiten auf der Geige, eine Weinflasche im Geigenkasten gehabt haben — lauter noirceurs, lauter Schwärzlichkeiten, auf die ich mich gar nicht mehr besinnen kann. Genug, ich erhielt meinen Abschied. Das machte mich rappelköpfisch; hitzig war ich von Natur und als denn Theresina mich einmal recht toll machte, lief mir die Galle über, ich ergriff einen, zufällig sehr harten Stock, und be-

handelte ſie damit zwar ausdrucksvoll, aber auf eine geringſchätzige Weiſe. Die Verläumder behaupteten, ich habe ihr Arm' und Beine zerſchlagen. Das iſt nun wieder eine von jenen übelwollenden Entſtellungen einer ganz einfachen Begebenheit. Indeß will ich glauben, daß meine Dialectik ſie ſehr angegriffen haben mochte, denn während ſechs oder acht Wochen — die glücklichſte Zeit meiner Ehe — bekam ich ſie nicht zu Geſicht. Dagegen liefen Doctor und Barbier unaufhörlich bei ihr aus und ein. Endlich erſchien ſie wieder, ſo ſanftmüthig, ſo ſchweigſam, daß ich gutmüthiger Tropf auf eine völlige Umänderung ihres Weſens ſchloß und ſchon heimlich bereute, wenn meine hölzernen Argumente vielleicht doch gar zu hart aufgefallen wären. Ich Eſel, der ich zehn Jahr in Italien war und die Race von Weibern dort nicht beſſer hatte kennen lernen! Es vergingen acht, vierzehn Tage, drei, vier Wochen — keine Aenderung. Ich ſtimmte außer dem Hauſe Loblieder an und ärgerte mich wahrhaft, wenn die, denen ich ſie ſang, entweder hohnlächelnd den Kopf ſchüttelten oder wohl gar mir die bewußte italieniſche Pantomime machten, deren Sinn heißt: „der Teufel traue dem!" — Die klugen Leute hatten übrigens Recht und ich gutmüthiger Schafskopf mußte durch Schaden klug werden. Eines Morgens ſitze ich mit meinem Pudel beim Caffee

und frühstücke ganz ruhig. Auf einmal, ich mochte ein paar Tassen getrunken haben, bekomme ich mörderliche Schmerzen, als ob tausend glühende Messer in meinem Innern wütheten. Ich wand mich wie ein Wurm, wollte zur Thür hinaus — sie war von außen versperrt. Jetzt fielen mir die Schuppen von den Augen, ich wankte an's Fenster und brüllte hinaus: „Hilfe, hilfe — ich bin vergiftet!“ — In ein paar Augenblicken war das Haus voll Menschen, die Thür eingeschlagen und ein Arzt — zum Glück ein Freund — bei mir. Ich stammelte von Vergiftung. Schnell goß er dem Pudel den Rest des Caffees ein, während er mir ein starkes Emeticum gab. Richtig, in zehn Minuten war der Pudel todt. Mich rettete meine gute Constitution. Satan Theresina war nicht zu finden. Beinahe ein Jahr verging eh' ich mich ganz erholte und, stellt Euch die Qual vor, einen Tropfen Wein genießen konnte. Indeß behielt ich einen Schmerz in der Lunge, der mir auch noch einmal das Herz abdrückt. Der Arsenikbestand, der sich im Kaffeetopf vorfand, setzte die ganze Geschichte außer Zweifel. Die Justiz wollte meine vortreffliche Gattin, wenn man ihrer je habhaft würde, hängen, köpfen, rädern. Ich mochte das nicht abwarten, bezahlte die Kurkosten nebst meinen übrigen Schulden und zog, die Geige unterm Arm, so reich wie ich vor zehn Jahren in Italien

eingewandert war — nämlich einen harten Thaler in der Taſche — wieder heraus. Die Welt hatte ſich ſeitdem verändert; mir war von dem verfluchten Arſenik eine Maladie geblieben, die ſich in einem immerwährenden Durſt äußerte, ſo daß ich, wenn nicht die Flaſche mir vorm Auge ſteht, ganz verblüfft und geiſtesſchwach bin. Eine Anſtellung konnte ich unter dieſen Umſtänden nicht wohl annehmen, und ſo trieb ich mich nun ſo aufs Gerathewohl ſo ein zwanzig Jahre in der Welt herum. Auf meinen Touren hatte ich Bertalon kennen lernen — ich glaube es war in Wien — und mit ihm als Landsmann Bekanntſchaft und Freundſchaft gemacht. Das Schickſal warf uns auseinander. Er ging nach Paris, ich nach Turin. Hier mußte ich ihn wiederfinden, und da ich keinen andern Verdienſt habe, ſo laufe ich nun auch ſchon wieder ſeit einem halb Mandel Jahre mit ihm herum und geige zu ſeinen Lektionen. Er kann nicht viel geben, weil der Höllenbalg Hypermneſtra, ich meine ſeine Tochter von der Gardetti, ſobald ſie ein paar Groſchen bei ihm merkt, ihn wieder blank macht, ſoviel Mühe und Geld Fräulein Agathe es ſich auch ſchon hat koſten laſſen, das Weibsſtück auf vernünftige Gedanken zu bringen.

„Fräulein Agathe?“ frug ich geſpannt.

„Ja, ja. Fräulein Agathe. Das ſehen Sie

wohl ſo gut als ich ein, daß die keine Tanzſtunde mehr braucht, und daß das blos eine feine Art iſt, Bertalon, der lieber ſtärbe als einen Groſchen geſchenkt nähme, ein zwanzig Thaler monatlich in die Hände zu ſpielen. Für das Mädchen hat ſie noch außerdem, ohne daß der Alte es ahnet, alles Mögliche gethan. Aber an der iſt Hopfen und Malz verloren. Ich will dem alten Manne nicht das Herz abdrücken, allein ſie hat ſchon ein paarmal im Stockhauſe geſeſſen, denn ſie ſtiehlt wie ein Rabe. Wenn das der Vater wüßte, er überlebte das Wort nicht. Ja Baron, wenn Fräulein Agathe nicht wäre, Bertalon und ich wir hätten ſchon längſt ins Gras beißen müſſen. Nun, ſchenken Sie ein, ſie ſoll lang leben und den beſten Mann bekommen, und der beſte iſt immer noch zu ſchlecht für ſie. Aber — wo Teufel — wo ſteckt denn Meiſter Bertalon? Er wollte Ihnen ſeine Scene aus Apelles und Campaſpe vortanzen. Ihre Muſik dazu hat uns Fräulein Agathe ſchon längſt geſchenkt. Ich muß doch einmal nach ihm ſehen, gewiß ſucht er die Partitur!" —

„Thun Sie das, lieber Schmidt!" — Er ging hinaus und ich war froh einige Augenblicke allein zu ſeyn. Himmel, welche Empfindungen durchſtrömten meine Bruſt! Agathe, die ich für kalt, fühllos, untheilnehmend am Schickſal der Künſtler gehalten, ſtand auf einmal in der Glorie der rein-

ſten Menſchenliebe, der vernünftigſten Wohlthätigkeit, der wärmſten Theilnahme an der Kunſt und ihren Jüngern vor mir. Ihre Neigung zu mir, durfte ich, ohne Anmaaßung, wenigſtens vorausſetzen, und es konnte nur von meinen Betragen abhängen, ſie bis zu einer zärtlichern Neigung zu erhöhen! Aber warum nur ſtellte ſie ſich in meiner Gegenwart immer ſo kalt, ſo gleichgültig, ja warum ſprach ſie oft ſo ungünſtig von der Kunſt, die nun einmal Angelſtern meines Lebens geworden war? Doch darüber ſoll ſie mir ſelbſt Antwort geben. Gleich von hier aus eile ich zu ihr, und" — — Ein Poltern auf der Treppe unterbrach mein Selbſtgeſpräch. Ich trat vor die Thür, athemlos keuchte Schmidt, blau im Geſicht vor Eile und Zorn, auf mich zu. „Höll' und Teufel — Baron — geſchwind zu Hilfe! Bertalon hat den Polizeidiener erſtochen — die Hypermneſtra hat geſtohlen — alle in's Gefängniß — o geſchwind helfen Sie — ich habe keinen Athem mehr!" — Er wankte in's Zimmer und warf ſich auf einen Stuhl. Ich flog wie ein Pfeil die Treppe hinunter, der Volksmenge nach, die in's Haus des Polizeicommiſſair's drängte. Es glückte mir mich durchzuarbeiten und in's Verhörzimmer zu gelangen. Aber welcher Anblick. Bertalon, im Coſtume des Apelles, um die fleiſchfarbnen Tricots und goldgeſchnürten Sandalen gewaltig mit Koth

beſprizt. In der rechten Hand hielt er den bloßen Degen, in der linken die prächtige lockenreiche Haarteur, die ihm im Gedränge entfallen war. Ihm gegenüber ein Polizeidiener mit verbundener, ſtark blutender Hand. Ein paar Gendarmes hatten ein groſſes, ſchönes Mädchen, aber von ſehr verlebtem und verdächtigem Anſehen, in der Mitte. Ich trat vor. „Herr Polizeikommiſſar, ich bin der Baron G. und glaube die Ehre zu haben Ihnen bekannt zu ſeyn. Ich verbürge mich mit allem was verlangt wird, für Herrn Bertalon. Kann dies etwas helfen?“

„Allerdings Herr Baron“ — war des artigen und verſtändigen Mannes Antwort. Ich erfuhr nun, daß das Mädchen in der That Mademoiſelle Hypermneſtra ſey, von Bertalon als ſeine Tochter anerkannt, daß ſie auf einem bedeutenden Diebſtahl ertappt, entſprang und in die Wohnung ihres Vaters flüchtete, der im Wortwechſel den nachſetzenden Polizeidiener erſtechen wollte und ihn auch wirklich verwundete.

„Ich beſchuldige ihn niederträchtiger Verläumdung“ — fiel Bertalon ein — „die Tochter eines Tänzers kann extravagant, kann exaltirt, unbeſonnen ſeyn, aber nicht unredlich. Stehlen! — entſetzliches Wort — ſtehlen kann ſie nie.“

„Na“ — unterbrach ihn der Polizeibediente — „daß ſie es kann, hat ſie bewieſen, denn we-

gen kleiner Diebereien hat sie schon zweimal bei uns im Gefängniß gesessen. Und heute hat sie zum drittenmale recht grob gezeigt, wie sie trotz einer Katze mausen kann!" —

„Das lügst Du Spitzbube" — schrie Bertalon und wollte auf den Ankläger los. „Aber zum Teufel Herr" — rief der Polizeidiener — „hier steht ja der Mann, dem sie Uhr, Börse und Ring, mittelst falschen Schlüssels aus dem Zimmer gestohlen und der sie dabei ertappt hat. Was wollen Sie denn mehr?" — Bertalon ward bleich wie Kalk, als ein angesehener Mann vortrat, in dessen Hause Hypermnestra gedient, ihm den Schlüssel gestohlen, um ihn nachmachen zu lassen, und so eben in seiner verschlossenen Geschäftsstube von ihm, jene Pretiosen in der Hand, ertappt worden war. Zuletzt gestand das niedrige Geschöpf ihre That selbst ein.

„Was nun, Herr Bertalon?" frug der Commissar. „Die That ihrer Tochter ist so klar und strafbar als Ihr übereilter Zorn gegen den Polizeidiener in der Vollstreckung seiner Pflicht. Ich rathe Ihnen, überlassen Sie das Mädchen ihrem Schicksal und entschädigen Sie den Verwundeten. Für das Uebrige wird der Herr Baron hier sorgen." — „Welch Schicksal steht dem unwürdigen Geschöpfe bevor?" — frug Bertalon mit banger Erwartung im Blick.

„Nach dreimal verübtem Diebſtahl — das Zuchthaus, wenigſtens auf ein paar Jahre.“ Das — das Zuchthaus — o mein Gott — Baron — — ich kann's nicht ertragen — helfen Sie.“ Mit dieſen Worten ſank der Arme vor Schmerz und Beſchämung überwältigt in meine Arme. Der wackere Schmidt hatte ſich bis zu mir durchgearbeitet und ſo konnte ich ihm die Sorge, Bertalou in ſeine Wohnung zu ſchaffen, indeß ich hier das Nöthige beſorgte, recht füglich überlaſſen. Er mußte einen Wagen nehmen, denn der Schreck hatte den unglücklichen Mann völlig gelähmt. Mein Geſchäft war bald abgemacht und ich eilte zu dem Kranken, den ich aber ſo ſchlimm fand, daß ärztliche Hilfe dringend nöthig war. Er lag in heftigen Fieberphantaſieen, in welchen Segnungen Agathens, Verwünſchungen Hypermneſtra's und Erinnerungen an ſeine Blütenzeit, wunderlich mit einander abwechſelten. Der verlangte Arzt kam, fand aber die Kräfte des Leidenden ſo geſchwunden, daß er wenig Hoffnung gab. Er beſtellte einen Chirurg zum Wachen und verſprach mir die ſorgfältigſte Behandlung. Schmidt ward von mir mit Geld verſehen, um den Kranken nichts abgehen zu laſſen, was zu ſeiner Pflege und Erholung nöthig ſeyn dürfte. Er gelobte ſeines Freundes Lager nicht zu verlaſſen und man konnte ihm trauen. Nun eilte ich in die Stadt,

in Agathens Haus. Die Tante war zurück. Nachdem ich dieſe bewillkommt und ſehr freundlich empfangen worden war, ließ ich mich bei Agathen melden. Sie kam mir, lachend über meine Förmlichkeit, entgegen, aber als ich erklärte, daß ich blos hätte ſicher ſeyn wollen, ſie allein zu treffen, indem ich mancherlei mit ihr zu beſprechen hätte, ſo ward ſie ernſthaft. „Sie machen mich neugierig, Vetter" — ſagte ſie erröthend, den Tiſch vom Sopha abrückend und mich neben ſie zum Sitzen einladend. Die Schlaue hatte Ahnungen, das verriethen mir die unruhigen Bewegungen ihres Buſens. Ich war nicht weniger bewegt, allein mein Ziel feſt im Auge behaltend, überwand ich jede Beſorgniß. Zuerſt berichtete ich die ganze Begebenheit mit Bertalou, wobei ich nicht umhin konnte, alles, was ich von ihrer zarten Theilnahme, ihrer milden, menſchlichen Art zu helfen erfahren hatte, mit Emphaſe, aber ſo zu erwähnen, als ſey mir die holde Wohlthäterin unbekannt. Ich ſah ihre Augen ſich mit Thränen füllen, ihr ſchönes Geſicht immer höher erröthen, ihre volle Bruſt immer gewaltiger arbeiten. Endlich brach ich in die Worte aus: „denken Sie ſich nun, holde Agathe — nicht mein Erſtaunen — ſondern meine innige Freude, als ich vernahm, daß dieſe ſeit Jahren den beiden Künſtlern mit ſolcher Großmuth, mit ſolcher zarten Schonung ſo reichlich zugefloſſenen

Wohlthaten, aus Ihrer Hand gekommen, daß Sie der Schutzgeist dieſer, ohne Sie dem bitterſten Mangel preisgegebenen Menſchen waren. Denken Sie ſich mein Entzücken, ſo ſtille, reine Tugend in einer mir ſo unausſprechlich theuern Verwandten verehren zu müſſen. Denken Sie ſich aber auch meine Beſchämung, meine Reue, wenn ich dieſe Reſultate Ihrer Handlungsweiſe mit den kopfloſen, beleidigenden Anſchuldigungen zuſammenhalte, die ich Raſender, noch vor wenig Wochen den Muth hatte, Ihnen zu machen! Ja, theure Agathe, das Geſtändniß meiner Schuld, meines völligen Unrechts, ſo wie meines ganz albernen Trotzes, und der ſehnliche Wunſch Ihre Verzeihung zu erhalten, iſt eine der Urſachen, die mich zu Ihnen führt. Von der Art, wie Sie mir Ihre Vergebung ankündigen, ſoll es abhängen, ob ich Ihnen auch die andre geſtehen darf?"

„Mein Gott" — ſchluchzte das tiefbewegte, hart geängſtigte Mädchen — „liebſter Vetter — meiner Verzeihung, wenn Sie deren bedürfen, ſind Sie ganz gewiß —"

„Und Ihrer Freundſchaft, liebe Agathe?"

„Von ganzem, treuen Herzen."

„Nun denn" — rief ich, mit Innigkeit ihre beiden Hände faſſend — „ſo ſey es gewagt, Ihnen zu geſtehen, daß mir dies Alles nicht genügt, ſondern, daß ich einer weit glühendern Empfindung

bedarf. Ja, meine holde Agathe, Ihre Liebe iſt's, um die ich Sie beſchwöre, der Beſitz dieſer Hand, dieſes ſeltnen Herzens iſt es, der allein mich glücklich machen kann. O ſagen Sie mir, daß Sie mir wohlwollen, daß Sie mehr als den Vetter in mir lieben können, daß Sie einwilligen die Meine zu ſeyn. O ſagen Sie dies, geben Sie nur ein, wenn auch ſtummes Zeichen, aus dem ich Hoffnung ſchöpfen kann, und Sie ſehen den glücklichſten aller Menſchen vor ſich? Nun Agathe, — kein Zeichen?"

Ihre Thränen ſtanden, ſie ſah mich an, ein Himmel voll Seeligkeit lag in ihrem Blicke. „Nicht durch ſtumme Zeichen" — nahm ſie das Wort — „darf ich dem antworten, der mich ſchon einmal mißverſtanden hat —"

„Agathe!" — rief ich und ſprang bebend auf.

„Aber durch Worte" — fuhr ſie fort — „die ſich nicht mißverſtehen laſſen, erwiedere ich Ihnen lieber Vetter: Ja, ich willige gern ein, die Ihrige zu werden!" —

„Agathe? Engel des Lichts und der Liebe — himmliſches Mädchen" — ſo ſtammelte ich freudetrunken und riß die Holde ungeſtüm an mein Herz. — — Ach meine Freunde — unterbrach ſich hier der Baron — erlaſſen Sie mir, Ihnen die Scene

zu beſchreiben. Wer von Ihnen ſie je erlebt hat, dem würde meine Beſchreibung höchſt matt vorkommen, und wer ſie noch nicht erfahren, dem ſteht ein Himmel der Seeligkeit bevor, den man ihn empfinden laſſen aber nicht mit dürren Worten vormalen wollen muß. Sie wiſſen übrigens Alle, was ich an Agathen beſeſſen und nach zwanzigjähriger ungetrübt glücklicher Ehe an ihr verloren habe! —— Meine gute und vernünftige Tante hatte es kein Hehl, daß ſie dieſe Verbindung immer gewünſcht, aber den Gedanken daran aufgegeben hatte. Deſto glücklicher fühlte ſie ſich nun, ihren Lieblingsplan doch endlich erfüllt zu ſehen. Natürlich frug ich in den himmliſchen Stunden ſüßer Vertraulichkeit, die ich nun mit Agathen zubrachte, ſie auch einmal, warum ſie immer und hauptſächlich an jenem Abend ſo widerwärtig lau und gleichgültig gegen Kunſt und Künſtler gethan? „Mein theurer Freund" — erwiederte ſie mir — „eben ſo gut als Ihnen war auch mir der Plan bekannt, unſre Familien durch eine Verbindung zwiſchen uns, enger zu verknüpfen. Ich fand, warum ſollte ich es Ihnen verhehlen, den Plan recht vernünftig und dachte mit Freuden an die Möglichkeit ſeiner Ausführung. Aber, das wiſſen Sie ſelbſt, ich verſtehe zu wenig von der Kunſt, und meine Leiſtungen darin ſind doch bei weitem zu ſchwach, um ſie zu meiner

Hauptbeschäftigung zu machen. Ich hatte das nie gethan, sollte ich es jetzt, seitdem Sie zurückgekehrt und sich ganz der Kunst widmeten? Hätte das nicht im eigentlichsten Sinne des mir tief verhaßten Wortes, affichiren heißen, ich wolle Sie mit dem Köder der Kunst fangen? Und wenn ich nun wirklich elend genug gewesen wäre, mich zu solch einer Lüge zu erniedrigen, wer bürgte mir denn, daß ich Sie damit erobert hätte? Ihr Benehmen gegen meine Mutter und mich sah gar nicht so aus. Dazu machten Sie auch kein Geheimniß daraus, daß Sie keine besondre Neigung spürten, ihre Lage zu verändern. Auf diese Ungewißheit hin hätte ich also mich bei meinen Bekannten durch Affectation von Kunstliebe lächerlich machen und mich zu der unwürdigsten Coquetterie herabwürdigen sollen? Nein, mein Freund, je wünschenswerther mir Ihr Besitz war, je weniger mußte ich ihn erringen, am wenigsten durch solche Mittel erringen wollen. War ich je so glücklich Ihre Neigung zu erwerben, so war es auf keine Ihrer und meiner unwürdige Art, ich hatte keine Lüge zu verbergen und hoffte durch meinen Charakter, wie er sich gebildet hatte, Ihnen werth zu bleiben. Wählten Sie eine Andere als mich, so blieb mir wenigstens der Trost, Ihrer und jedes rechtlichen Mannes werth gewesen

zu ſeyn. Lieber wollte ich in der Aufrichtigkeit gegen Sie, über die Wahrheit hinaus gehen, als hinter derſelben zurück bleiben. Nur begreife ich nicht, wie Sie ſich das ſcheinbare Räthſel nicht ſelbſt löſen mochten, da die Auflöſung ſo nah' lag?" —

„Ich meine geliebte Agathe" — erwiederte ich, Sie zärtlich umarmend — „unter allen Blinden giebt es keine, die ſchwerer zu heilen ſind, als die vor Trotz und Selbſtgefälligkeit Verblendeten. Ihnen indeſſen iſt dieſe ſchwere Cur vollſtändig gelungen." — Die Hoffnung, Bertalon bei unſrer Verbindung zu ſehen, die nach drei Monaten gefeiert wurde, ging leider nicht in Erfüllung. Tief in ſeinem Innerſten, am Heiligſten was er beſaß, an ſeiner Künſtlerehre durch die eigne Tochter ſo ſchwer gekränkt, in einem Alter, wo jeder Tag ein unerwartetes Geſchenk iſt, vermochte er nicht, der Krankheit zu widerſtehen. Seine Gedanken verwirrten ſich immer mehr. Der Grund ſeines Grames verſchwand aus ſeiner Vorſtellung; dagegen dehnte ſich die Vorliebe für ſeinen Beruf auch über Hypermneſtra's Schuld aus. „Sie war leichtſinnig" — ſtöhnte er mit freundlichem Geſichte aus der ſchon ſehr beklommenen Bruſt hervor — „ja, ja, ich gebe es zu — aber Tänzer und Tänzerinnen ſtehen ja auf keinem feſten Bo-

den — ſie equilibriren ja nur durchs Leben — und am Ende — die Vögel und die Lilien auf dem Felde, ſie ſäen nicht und erndten nicht und unſer Herrgott kleidet ſie doch!" — So verſöhnte er ſich mit der, die ihm im Leben manchen Kummer gemacht. Auch für Freund Schmidt ließ er ſich meine und Agathens Sorge zuſagen. In den letzten Momenten überkam ihn die ganze Seeligkeit ſeines Kunſtgefühles. Er glaubte in der Aufführung eines großen Ballets die erſte Rolle gehabt zu haben und von dem berühmten Noverre deshalb Lobſprüche zu erhalten. „Nicht wahr mein hochverehrter Lehrer" — lächelte er mild — „der kleine Bertalou iſt zum Manne geworden und hat Ihnen Ehre gemacht? Ja, nun ſehen Sie — dieſe Gruppe — dieſes Pas de trois — lieber Schmidt — ich bitte — la — la!" — Es waren ſeine letzten Worte und trotz dem ſtarrgebliebenen Blicke lächelte doch ſein Mund noch freundlich. Ich drückte ihm die Augen zu und gelobte ihm in ſeine kalte Hand, für Schmidt zu ſorgen, den ich ſogleich in meine Wohnung zu mir nahm und ihm ein völlig ſorgenfreies Leben bereitete. Er genoß es mit Luſt und inniger Dankbarkeit, folgte aber ſchon wenig Wochen nach meiner Vermählung dem Vorangegangenen. Ich ließ ihm ſeine Ruheſtätte dicht neben Bertalou bereiten, und als ich

mit meiner jungen Gattin im nächſten Sommer den Kirchhof beſuchte, fanden wir, daß der um Bertalons Ruheſtätte gepflanzte Epheu auch Schmidts Grabſtein mit überzogen hatte. Ein rührendes Symbol der Freundſchaft jener beiden Entſchlafenen. —

Das Lotterieloos.

Der alte Verwalter Pflugbeil rückte verdrüßlich die Brille von der Naſe nach der Stirn herauf, ſpritzte die Feder aus und ſchob mißmuthig die Balancerechnung des Gutes Rauſchenberg, das er ſeit zwanzig Jahren verwaltete, von ſich. „Nichts, als Mühe" — murmelte er vor ſich hin — „und noch dazu ganz unnütze Mühe und Noth! Denn für wen plag' ich mich denn eigentlich? Der Gutsherr hat von der Regierung die Erlaubniß bekommen, das Gut in einer Lotterie auszuſpielen, er kann alſo nur dabei gewinnen, denn die Looſe waren in der erſten Woche untergebracht, aber ich? Gott weiß, was für eine Art von künftigen Herrn mir das Schickſal herſchleudert, der nichts verſteht, und doch Alles beſſer wiſſen will. Stiere von den Hottentotten, Schafe aus Peru, eine Säemaſchine von den Irokeſen, Dreſchflegel von den Caraiben kommen läßt, und die mühſelig eingerichtete Feldwirthſchaft ſo zuſammen driſcht und

ſäet und pflügt, daß mich die Bauern auslachen und ich nur geradezu mein Bündel ſchnüren, und davon gehen kann!" —

„Aber lieber Vater" — fiel ihm das reizende Suschen in's Wort — „das müſſen Sie doch auch geſtehen, daß mit dem bisherigen Beſitzer das trübſeligſte Leben von der Welt war. Krank, alt, griesgramig, voller Eigenſinn und doch ohne Einſicht in die Landwirthſchaft, kam der Baron nur nach Rauſchenberg heraus, um Sie zu tadeln, ihre ſorgfältigſten Anſtalten zu vereiteln, ihre ſchönſten Pläne zu durchkreuzen. Ich freue mich, meinerſeits, daß er die Erlaubniß zum Ausſpielen des Guts bekommen hat. Erſtlich zieht das Leute her, da bekommt man doch wieder Menſchen zu ſehen, und dann kann uns ja doch auch das Glück einen recht artigen freundlichen Mann, vielleicht gar einen hübſchen, jungen Herrn zuführen, der —"

„Der Dir die Cour macht" — fiel der Alte ein — „mir um den Bart geht, mich in Feld und Wald begleitet, und mir hinterm Rücken die Nichte verführt —"

„Väterchen! Warum denn immer das Schlimmſte?"

„Ein junger hübſcher Mann" — fuhr der Verwalter in ſeinem Selbſtgeſpräch fort — Gotts Bliß! — haben denn nicht die Offiziere vom nächſten Huſarenregimente — ja wahrhaftig — die

haben ja ein ganzes Bündel Loose behalten — nun, da steh' mir Gott bei! Wenn von denen einer Besitzer wird, da bekommen wir hier eine wahre Husarenwirthschaft zu sehen."

„Ich ärgerte mich weiter nicht darüber" — lachte Suschen" — „wenn's sonst ein artiger junger Mann wäre" —

„Daß Dich!" — fluchte der Verwalter. „Wenn ihr Mädchen einen Courmacher wittert, so seht ihr nicht, ob er eine Adlerskralle oder gar einen Pferdefuß mitbringt. Wenn er nur krummbuckelt, katzfußt und charmirt! Geh' in die Wirthschaft, Du hast mich mit Deinen Albernheiten ganz wirblig im Kopfe gemacht!"

„Aber Oheim" — bat Suschen —

„Geh' in die Wirthschaft, sage ich. Ich will allein seyn!" — Das Mädchen flog hinaus, und Pflugbeil rückte das Sammtkäppchen tiefer in die Augen, legte sich in den Lehnstuhl zurück, willens sich ein paar Minuten lang inwendig zu besehen, wie er es nannte, welche Contemplation aber jedesmal in ein Schläfchen von einer Viertel- oder Halbenstunde überging.

Verdrüßlich blieb es für den alten wackern Wirthschafter, der sich eine Reihe von Jahren her mit der Einrichtung auf dem Gute geplagt, end-

lich den Eigensinn des Gutsherrn, die Halsstarrigkeit der Bauern bezwungen und eine dem Boden und den Kräften des Gutes angemessene Bewirthschaftungsmethode eingeführt hatte, nun sich auf einmal mit allem Guten, was er begründet, dem Zufall in die Arme geworfen und von der Laune eines ganz fremden Menschen abhängig gemacht zu sehen. Er konnte zwar, im schlimmsten Falle, daß er sich nämlich gar nicht mit dem neuen Acquirenten vertrug — seine Papiere demselben vorlegen und seinen Abschied nehmen; allein er war so lang hier, daß er den Gedanken, sich wo anders erst wieder anzusiedeln, kaum fassen konnte. Eben so wenig ließ er sich beigehen, zu bedenken, daß der künftige neue Besitzer ihm das Prävenire spielen und ihm den Abschied geben könne. „Hat der Mensch nur ein Fünkchen Verstand" — meinte er — „so muß er ja froh seyn, einen alten bewährten Oekonomen zu finden, der die Ressourcen des Gutes aus dem Fundamente kennt; und daß ich ein Landwirth bin, wie er seyn muß, nun, das kann er auf zehn Meilen in der Runde hören. Der alte Pflugbeil" — schmunzelte er — „nun man weiß ja, was das heißt!" — Ueber dieser Betrachtung war er eingeschlafen, und Suschen, die ein paarmal hereingesehen, hütete sich, ihn zu wecken, denn was sie zu melden hatte, war nicht geeignet, ihm seine gute Laune wiederzugeben. Pe-

ter, der Bote, der vom Gute aus, ein paarmal wöchentlich in die Stadt ging, war nämlich so eben von dort zurückgekommen und hatte die Nachricht mitgebracht, das Gut sey ausgespielt und es habe es einer der Offiziere vom nahliegenden Husarenregimente gewonnen. Erfahren mußte es der Alte freilich heute noch, und Suschen überlegte eben, auf was für eine Art sie die Sache vorbringen wolle, als sie des Verwalters Klingel in's Zimmer rief. Er machte ihr den Eingang durch die Frage leicht, ob Peter aus der Stadt zurück sey und Zeitungen gebracht habe? was sie bejahen mußte.

„Sonst nichts Neues?" frug Pflugbeil weiter.

„O doch — die Lotterie — die wegen dem Gute —"

„Nun ja, was ist's? Ist sie gezogen? Wer hat Rauschenberg?"

„Gezogen ist sie freilich, und gewonnen hat das Gut —"

„Nun wer? beim Teufel" — rief der Alte ungeduldig die Mütze auf den Tisch schleudernd.

„Ein Offizier" — erwiederte Suschen ernsthaft — „von den grünen Husaren!"

„Hab ich's doch gedacht!" — brach der Alte los — „hab' ich's doch gedacht, daß dieser und jener sein Spiel haben wird. Das schöne, solide Gut an — so eine Bärmütze! Nun das wird

luſtig hergehen, bis kein Ziegel auf dem Dache mehr ihm gehören wird. — Gieb die Armeeliſte her, damit wir doch ſehen —"

„Ach Väterchen" — fiel Suschen ein — „wir wiſſen ja den Namen nicht. Es kann es ſo gut der jüngſte Lieutenant, als der alte griesgrämige Obriſt gewonnen haben!"

„Verdrüßlich warf Pflugbeil das Buch bei Seite; indeſſen ſollte ihn die Qual der Ungewißheit nicht lange plagen, denn nach ein paar Minuten trat der Bader, das Zeitungsblatt in der Hand, in's Zimmer. „Nun Herr Gevatter, was ſagen Sie zu der neuen Herrſchaft?"

„Hm" — entgegnete Pflugbeil kurzweg — „nichts ſage ich dazu. Kenne ja den Mann nicht einmal dem Namen nach."

„Hä, hä" — lachte der Bader — „'s iſt auch kein Mann!"

„Nun alſo die Frau!"

„Hä, hä, iſt auch keine Frau!"

„Noch beſſer" — lachte Pflugbeil bitter — „es hat alſo wohl ein Kind den Treffer gezogen?"

„Hä, hä, iſt auch kein Kind!"

„O Herr Gevatter, — beim Teufel, kein Mann, keine Frau, kein Kind?"

„Geduld" — replicirte der witzige Bader — „und nicht unnützerweiſe gegen den Gevatter invectivirt! Ich habe doch Recht. Es hat's kein

Mann, keine Frau, kein Kind, ſondern — Männer, mehrere Männer."

„Wie? — riefen Alle aus einem Munde — mehrere Männer? Wie iſt das möglich?"

„Nun, die zweite Escadron des 6ten löblich von Loudenbrog'ſchen grünen Huſarenregiments hat zuſammen ein Loos auf das Gut Rauſchenberg genommen, und auf dies Loos iſt der erſte Gewinn gefallen!"

„Die ganze Escadron?" — frug Pflugbeil, die Hände faltend.

„Die Leutnants alſo auch mit?" — liſpelte Suschen.

„Die ganzen Huſaren?" — ſtammelte der lahme Peter.

„Die Offizier's der zweiten Escadron" — docirte der Bader — „ſo ſteht's hier in der Zeitung."

„Du liebſter Heiland" — frug Pflugbeil leiſe — „wie viel Herren bekomme ich denn da auf einmal?" —

„Ih das läßt ſich gleich ausrechnen" — rief der Bader — „*ich habe ja auch* bei der Cavallerie ehedem geſtanden. Warten Sie einmal, bei jeder Compagnie ein Rittmeiſter, ein Prämier- und zwei Secondlieutnants macht vier, alſo doppelt, weil zwei Compagnien bei uns eine Escadron formiren, thut acht, nun noch den Herrn Obriſtlieutenant nebſt einem aggregirten Herrn Major ſind zehn

Herrn Offizier's, deren Gefolge, wenn ich eins in's andre rechne, immer ein dreißig Pferde und ein zehn bis funfzehn Reitknechte nebst einigen Ordonanzen ausmachen dürften. Und, Bagatell, was frißt so ein Husar, wenn er hungrig ist! Und auf die hübschen Mädchens, da sind sie nun ganz und gar des Leibhaftigen. Ja, Herr Gevatter, in der Campagne von 78, die ich als Feldchirurg mitmachte....

Der Vater schwadronirte noch lange fort, ohne das Pflugheil ein Wort erwidert hätte. Er war so erschüttert, daß Suschen, die des Oheim's Gesicht kannte, für seine Gesundheit fürchtete und daher Sorge trug, daß er heute zeitiger als gewöhnlich zur Ruhe ging. Der arme Alte war so niedergeschlagen, daß die Nichte Mühe hatte, ihm begreiflich zu machen, wie er als Oekonom am besten einsehen müsse, daß eine Wirthschaft unter zehn Herren ja eine offenbare Unmöglichkeit sey. Auf die Länge könne also nichts Anderes werden, als daß *einer* die Oberaufsicht führe, und so komme ja Alles wieder aufs Alte hinaus. Uebrigens müsse man doch erst mit ansehen, wie sich das Ding gestalte. Nun in Küche und Keller wolle sie sich auf einen ernstlichen Angriff gefaßt machen. Das kluge Mädchen hatte die ganze Sache aus dem rechten Gesichtspunkt angesehen. Den nächsten Morgen schon kamen im vollen Galopp

vier junge Männer in Husarenuniform, vier Reitknechte hinter ihnen, angesprengt, ritten gerade vor's Schloß und verlangten den Castellan, Pächter, Verwalter oder wer sonst die Aufsicht führe, zu sprechen. Pflugbeil trat ihnen, die Mütze in der Hand, entgegen. „Nun alter Herr," — rief der jüngste der Offiziere — „Sie wissen doch, daß wir Viere das Gut gewonnen haben und nunmehro die Herren hier auf eine ganz barbarische Art spielen werden?"

„Pflugbeils Miene erheiterte sich sichtlich bei diesen Worten. „Also nur Sie Vier, mein vielgeehrter Herr Lieutenant? Nun, Gott sey Dank. Man hatte uns gesagt, alle zehn Offizier's der hochlöblichen zweiten Escadron wären meine künftige Herrschaft! Nun also nur Vier, nun und wir wollen hoffen, es wird sich noch Einer oder der Andre verlieren, so daß ich es am Ende nur mit Einem zu thun habe."

Ein lautes Gelächter war die Antwort; indeß nahte sich ein schöner Mann, der älteste der vier Jünglinge, dem Verwalter und bestätigte ihm ihr Eigenthumsrecht über das Gut. Späterhin werde er sich legitimiren, daß ihm von seinen Cameraden die eigentliche Verwaltung des Gutes aufgetragen sey, indessen möge Pflugbeil, während man das Schloß und den Garten besähe, für Frühstück und späterhin Mittagessen Sorge tragen und sich um

ſein graues Haar nicht leid ſeyn laſſen. Der alte Mann athmete freier bei dieſen tröſtenden Worten, aber ein Blick auf das Gefolge jagte ihm neue Schrecken ein. Denn ſah er denn nicht zwei Strick ſpitznaſige, grauhärige Windhunde ſtehen, hinter ihnen einen großen breitbrüſtigen Hühnerhund? Sieben ſolche böſe Geiſter konnten ja die herrlichſte Aehrenflur in einem Vormittag zu Schanden machen. „Ja" — meinte der ſchöne freundliche Offizier — „etwas Noth werden Sie freilich erfahren, indeß das kann ſeine guten Folgen haben!" — Pflugbeil, deſſen Hoffnungsfluth ſchon wieder zur Ebbe herabzuſinken drohte, hatte indeß die Zimmer geöffnet, ging das Frühſtück zu ſenden, und als ein ächter Chriſt, auch ſeiner ſieben vierbeinigen Feinde nicht zu vergeſſen.

Suschen, bald in Küch' und Keller, bald in Garten und Stall fliegend, hatte das Nöthige ſchnell herbeiſchaffen laſſen. Nun noch einen Blick in den Spiegel, einen zweiten auf ihren Anzug, und dann in's Himmels Namen hinüber in den Saal. Niedergeſchlagenen Blicks und ſittigen Schrittes trat ſie in's Gemach, aus dem ihr Säbelgeklirr, lauter Geſang und das ächzende Geſchwirr eines alten Flügels entgegen hallte, der unter den chiroplaſtiſchen Anſtrengungen eines nicht nach Logiers Methode gebildeten Spieler's die letzten Töne ſeiner harmoniſchen Exiſtenz auszuhauchen

ſchien. — In der That arbeitete der jüngſte ihrer militairiſchen Gäſte, ein blonder Krauskopf, mit vergebener Anſtrengung, einen raſchen Walzer herauszubringen, den ihm die beiden andern Cameraden zugleich vortanzten und vorſangen, wobei der Höllenlärm ihrer nachſchleppenden, klirrenden Säbel wenigſtens die gute Wirkung hatte, daß dem aus A dur ſpielenden Muſikliebhaber freigeſtellt ward, ſich der kleinen Terz C, anſtatt der großen Cis zu bedienen, welche ſeit zwanzig Jahren ein unwillkührliches Stillſchweigen beobachtete. Eine poetiſche Licenz, welche der Virtuos mit derſelben Zuverſicht ergriff, als ein italieniſches Orcheſter in einem Roſſiniſchen Finale, wo außer der gewöhnlichen Beſetzung, eine Bande türkiſcher Muſik und ſechzehn Blasinſtrumente alle die Schulfuchſerei von großen und kleinen Terzen, von Kreuz und Be, in allgemeines Weh — für deutſche Kennerohren — auflöſen.

„Aber" — rief Rittmeiſter Germann — eben der, welchen wir als den Intendanten der künftigen Geſammtwirthſchaft erwähnten — hinter den Grund- und Nutzungsanſchlägen hervor, mit denen er ſich umbaut hatte — „aber um's Himmelswillen, lieber Freund, Du ſieheſt nun, daß der alte unharmoniſche Kaſten das Cis nicht hergeben will. So ſpiele aus einer andern Tonart und leiere nicht Dur mit der Rechten, während Du

Moll mit der Linken dazu trommelst. Das ist ja, um einen ehrlichen Rechner ganz und gar toll zu machen."

„Ei was" — lachte der Blonde aufſpringend, auf Suschen zueilend und ſie bei beiden Händen faſſend — „wer fragt beim Walzen nach Dur oder Moll, wenn man nur das Eins, Zwei, Drei, Eins, Zwei, Drei, nicht aus dem Ohr verliert, es wäre denn, daß ſo ein allerliebſtes, bildhübſches Mädchen ſich entſchieden für Eins von Beiden erklärte. „Nun liebes Mädchen" — frug er mit abſichtlich neckender Sinnverdrehung — „wen haben Sie lieber, den Ernſthaften oder den tollen Jubelnden, Moll oder Dur?"

Suschen kannte ihre Wirthſchaft und weiblichen Arbeiten unendlich beſſer, als den muſikaliſchen Donat, obgleich ſie recht artig ſang. In unſchuldiger Unwiſſenheit antwortete ſie erröthend — „mein Gott — lieber haben — ich kenne ja die beiden Herren noch ſo wenig — indeß" — ſetzte ſie nach dem Rittmeiſter ſeitwärts blickend hinzu — „würde ich doch zu dem Ernſthaften mehr Vertrauen haben" —

Der Blonde wollte erſticken vor Lachen — „wahrhaftig" — rief er — „ſie meint, einer von uns heiße Dur, und Germann, der ihr ſchon auf den erſten Blick in die Augen ſtach, Moll, und da hält ſie's denn mit dem Moll. Excellent, er-

cellent! Nun auf Ehre, Germann, Du biſt mit dem Glück im Bunde, das ſchöne Gut, das junge eben ſo ſchöne Mädchen dazu. . .

Der Rittmeiſter, deſſen Blicke mit innigem Wohlgefallen auf dem ſchönen, verlegenen Geſicht Suschens geruht hatten, bat den Blonden, die Kleine zu ſchonen, erklärte ihr den Scherz, und um ihr nicht Zeit zu neuer Verlegenheit zu laſſen, trieb er den blonden Kobold wieder an den Flügel, hieß ihn ſpielen, und walzte mit Suschen ein paarmal durch das weitläufige Zimmer. Das holde Geſchöpf fühlte ſich im kräftigen Arme ihres Beſchützers ſo behaglich, daß ſie ungern nachgab, als die andern Officiere verlangten, nun ſollte Germann ſpielen, damit auch an ſie die Reihe käme, mit Suschen zu tanzen. Das geſchah denn aber doch, und Suschen konnte ihren vier Herren, ſo wildluſtig ſie auch waren, doch nicht gram ſeyn, denn mit keinem Worte waren ſie dem Anſtand und der guten Sitte zu nah getreten. Aber freilich blieb ihr der ernſte und doch ſo männlich anmuthige Germann der liebſte. Kaum hatte ſie ſich vom raſchen Tanze erholt, ſo trat ihr Oheim mit Rechnungen unterm Arm ein. Sein Wink beſchied ſie hinaus, und ſie folgte um ſo williger, als ſie durchaus über des Blondkopfs unverſtändliche Phraſe von Germann's Glück wegen des Gutes und des jungen Mädchens ernſthafter nach-

denken mußte. Der Rittmeiſter erklärte, mit dem alten Pflugbeil rechnen und ſprechen zu müſſen, die andern drei Wildfänge verlangten ihre Pferde und tobten mit fröhlichem Jubel hinab auf den Hof. Der Verwalter legte nun ſeine Rechnungen vor, die Hermann in großer Ordnung fand und wegen der Klarheit und Genauigkeit, mit welcher ſie angelegt und geführt waren, durchaus loben mußte. Er entwickelte hierbei eine ſolche Menge ökonomiſcher Kenntniſſe, daß Pflugbeil einmal über das andre die Hände zuſammenſchlug und ausrief: „Ach wenn doch Sie allein mein Herr geworden wären!“ Hermann erklärte ihm auf ſeine Fragen, wo er dieſe Einſichten gewonnen, daß er, der Sohn eines reichen Güterbeſitzers, von Jugend auf auf dem Lande gelebt, auch ſogar ſeinem ältern Bruder, der die Wirthſchaft geführt, darin beigeſtanden, nachher aber, weil er doch nichts Eignes habe beſitzen können, Soldat geworden ſey und ſich zehn Jahr lang auf den Schlachtfeldern der großen Armeen herumgetrieben habe. Jetzt, da der Friede dem Soldaten nicht viel zu thun gebe und Fortunens Gunſt ihm und ſeinen drei Cameraden das Gut ſo gleichſam in die Arme geworfen habe, ſuche er nun die früher erworbenen Kenntniſſe wieder hervor, um ſich und der vierköpfigen Geſammtwirthſchaft den meiſt möglichſten Nutzen zu verſchaffen. Pflugbeil begann

ſeine Klagen aufs Neue, um ſo mehr, als er auf die bedeutenden Verbeſſerungen zu ſprechen kam, deren das Gut fähig ſey und die der Eigenſinn des vorigen Beſitzers nie zur Ausführung habe kommen laſſen. Germann wünſchte dieſe im Geiſte der rationellen Oekonomie vorgetragen und angeſchlagen zu hören. Allein da kam er bei dem alten Praktiker übel an, der von einer andern, als einer rein praktiſchen Landwirthſchaft durchaus nichts wiſſen wollte. Die Oekonomie beruhe ſeiner Meinung auf — Dünger, alſo auf Ochſen, Schafen, Schweinen u. ſ. w., ferner zur Beſtellung der nöthigen Arbeiten, auf Knechten, Mägden, Bauern — Summa alſo auf Vieh. Er frage, wo hier das Rationelle zu finden oder anzuwenden ſey? Er frage ferner, ob die Erfahrung nicht gelehrt, daß überall, wo man die Landwirthſchaft und das Geſinde rationell behandelt habe, die erſtere zurückgegangen, das zweite übermüthig geworden, Händel und Proceſſe angezettelt, ſein Geld zu Rabuliſten getragen und endlich verarmt ſey? Ihn habe eine vierzigjährige Erfahrung gelehrt, daß die Landwirthſchaft ſchlechterdings blos praktiſch betrieben werden müſſe, weil kein einziger, auch noch ſo oft bewährter Satz exiſtire, der nicht doch einmal ſich unpaſſend bewieſen habe, woran Clima, Localität und hundert andre Dinge Schuld hätten. Eben ſo unumſtößlich ſey er überzeugt, daß

man mit Zwanglöhnern, Hofbauern, ja ſelbſt mit dem um ſogenanntes Gutlohn dienenden Geſinde immer den bibliſchen Ausſpruch beobachten müſſe: „du ſollſt dem Ochſen, der da driſchet, nicht das Maul verbinden!“ Man müſſe beiden, dem Vieh, wie dem Geſinde, reichlichen Unterhalt reichen, das ſey alles, übrigens aber beide mit unnachſichtlicher Strenge zur Arbeit antreiben, ſonſt komme man in Schaden und werde oben ein, was das Geſinde betrifft, als ein Dummkopf ausgelacht, der ſeinen Vortheil nicht verſtehe. Germann verſuchte dagegen die rationelle Oekonomie in Schutz zu nehmen. Er bemühte ſich, dem alten Pflugbeil zu beweiſen, daß ſie ſich eben auf die Erfahrungen, welche die Empirie geſammelt, ſtützte, indem ſie eine Durchſchnittsrechnung aus jener den Sätzen, auf welche ſie ihr Syſtem erbaue, zum Grunde lege. Daß es ferner die größte Unbilligkeit ſey, zu behaupten, daß allenthalben und zu allen Zeiten eine verſtändige, gutmüthige, wohlwollende Behandlung des Geſindes fruchtlos geweſen, daß ferner jeder wahrheitsliebende, unpartheiiſche Gutsbeſitzer zugeben müßte, wie wenig Vortheile ihm aus der durch Zwangsgeſinde verrichteten Arbeit erwachſe, und daß es eine unbeſtreitbare Wohlthat ſeyn würde, wenn es möglich wäre, verjährte Rechte und verjährte Pflichten ſo auseinander zu ſetzen, daß keinem Theil Weh ge-

ſchähe, und ſo das läſtige Zwangs- und Frohnweſen ganz aufgehoben würde. Daß ferner — aber was würde es helfen, alle Vertheidigungsgründe anzuführen, mit denen Germann ganz vergebens gegen den alten Pflugbeil ſtritt, der keineswegs geſonnen war, ſeine tiefeingewurzelten Vorurtheile, die durch manche, freilich einſeitige, Erfahrungen unterſtützt wurden, gegen ein Syſtem aufzugeben, das den Einzelnen beſchränkte, indem es zum Erſatz auf die Vervollkommnung eines Ganzen verwies, daß — wie Pflugbeil behauptete — ihn nichts anginge. Der Rittmeiſter gab es auf, ſeinen Gegner durch Gründe zu bekehren, und er würde den alten Herrn auch nicht länger haben feſthalten können, denn an ſein thätiges Leben gewöhnt, betrachtete er ſchon die Zeit für verloren, die blos mit Sprechen zugebracht worden ſey, und wollte hinaus in's Feld, wo er Arbeiter hatte. In der Thür trat ihm ein Mann entgegen, ihm eine Botſchaft in's Ohr raunend, die eine hohe Zornsröthe in ſein Geſicht trieb. „Hölle und Teufel!" — rief er mit flammenden Augen — „Herr Rittmeiſter, Herr Obriſt, Herr General — ei, ſo ſoll doch das Wetter —"

„Was giebts denn?" — frug haſtig Germann, der aus der im höchſten Affect herausgeſtammelten Rangesſteigerung wohl abnahm, daß etwas geſchehen ſeyn müſſe, wobei es einer hohen Autori-

tät bedürfe, um die Ordnung wieder herzuſtellen.

Pflugbeil war indeß an's Fenſter gerennt und hatte mit einer Löwenſtimme hinausgebrüllt: „Michael, Chriſtian, Hansgörge — Feuer — Feuer!! Vergebens frug Germann, was denn geſchehen ſey, der Alte war nicht zu beruhigen, ſondern lief Himmel und Erde verwünſchend und ſich vor die Stirn ſchlagend im Zimmer herum. An pünktliches Gehorchen gewöhnt, hatten die Leute kaum des Herrn Ruf vernommen, ſo war auch in ein paar Augenblicken die große Spritze vor's Schloß gefahren, die Feuerleiter angelegt und der Schlauch angeſchroben. Indeß die Mägde Waſſer eingoſſen, pumpten die Knechte aus Leibeskräften. Wie eine Katze lief Hanns, das am Schlauch angeſchrobene Spritzenrohr unterm Arm, die Leiter hinauf und ſtieg ohne weiteres zum offenen Fenſter hinein. „Wo brennt's, wo brennt's, Herr Pflugbeil?" ſchrie der flinke Burſche. „In Deinem Kopf, Schurke!" — war Pflugbeil's Antwort, von einer tüchtigen Ohrfeige begleitet. Vor Schreck über den unverdienten Empfang, vergaß Hannsgörge, mit dem Daumen das Mundloch des Spritzenrohres zu verſchließen; da nun die Untenſtehenden aber durch das Geſchrei angetrieben, mit Rieſenkraft arbeiteten, ſo ſchoß ein gewaltiger Waſſerſtrahl aus dem Rohr, der den alten Pflugbeil in einem

Moment unter Waſſer ſetzte; der arme Hannsgörge ſchien das Zauberwort vergeſſen zu haben, das der Fluth Einhalt gebieten ſollte, ſo daß auch Germannen Gefahr zu erſaufen drohte. Zu gleicher Zeit ſtürzten mehrere Männer mit Handſpritzen, Seilen, Feuerhaken und Aexten in's Zimmer, um dem Unglück ſchnellere Abhülfe zu leiſten. Natürlich frug jeder, weil man weder Rauch, noch Flamme ſah, wo es brenne, und jede Frage ſchien den alten Pflugbeil noch wüthender zu machen. Endlich brachte er ſo viel heraus — „nirgends brennt's, nirgends brennt's, ihr dummen Teufel, als hier in meinem Kopfe, in meinem Herzen. Aber fort jetzt — meinen Degen — meine Piſtolen — die Hunde los — Sturm geläutet — fort, fort, ſag' ich!" — Alles ſtürmte die Treppe hinab, Pflugbeil ihnen nach, allein Germann packte ihn am Arme und rief ihm gebietriſch zu: „Alter Herr, verlieren Sie doch den Kopf nicht ganz und gar! Was auch geſchehen ſey, nichts in der Welt berechtigt Sie zu ſo tollen Maaßregeln. Vergeſſen Sie doch nicht, daß ich und meine Kameraden jetzt Ihre Herrſchaft ſind." Das wirkte, wie ein Donnerſchlag auf den alten Hitzkopf. Die Arme ſanken ihm kraftlos herab, das Wort verſtummte auf der Lippe, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, er hatte Mühe, ſich zu faſſen.

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr" — brachte

er endlich ſtammelnd hervor — „Verzeihen Sie einem alten Manne, deſſen Stolz es zwanzig Jahre hindurch war, ſeine Felder, Teiche und Wieſen, kurz das ganze Gut im beſten Stande zu haben, und der jetzt mit anſehen muß —"

„Werden Sie mir endlich ſagen, was geſchehen iſt?" — frug Germann, indeß der Alte ſich vergebens bemühte, die Thränen zurückzuhalten.

„Ih die Herren Huſaren" — erklärte einer der Umſtehenden, der früher die Nachricht gebracht hatte — „hetzen draußen Haaſen in den ſchönſten Kornſtücken, das geht durch Dick und Dünn, es iſt ein Jammer mit anzuſehn, wie das liebe Getreide darnieder getreten wird. Und der eine Herr wollte einen Fuchs fangen, der in eine hohle Buche gefahren iſt, die auf dem Damme ſteht. Sie fingen gleich an zu graben und mögen den Damm durchſtochen haben, denn das Waſſer lief zuſehends ab und nun werden die Fiſche wohl ſchon auf dem Trocknen liegen."

„Excellent" — jubelte Germann — „das geht ja ganz erwünſcht!" — Bei dieſem Ausruf des Rittmeiſters blickte der arme, gebeugte Pflugbeil mit einer Miene nach ihm, als wollte er ſagen: „Auch Du, Brutus?" — Erſchöpft ſank er auf einen Stuhl — „ich lege — meine Stelle — nieder — zu ſo einer — Huſ — — Huſarenwirthſchaft — taugt unſer eins nicht!"

„Mann, ermuthigen Sie sich doch! Sie begreifen, daß ich meinen Cameraden nicht verwehren kann, den Herrn zu spielen, so lang ihnen das Gut gehört. Uebrigens geb' ich Ihnen mein Wort, es hat noch Alles die besten Folgen, und Ihr eignes Ungestüm thut Ihnen den größten Schaden!" — Er hatte kaum ausgeredet, so bestätigte sich die Wahrheit seiner Vorhersagung. Die losgelassenen Hunde, die wie toll herum rennten, hatten eine Vermachung eingerissen, in welcher sich Vieh befand und dies angefallen. Natürlich suchte es sein Heil in der Flucht; die Hunde hinterher. So ging es in dem weitläufigen Wirthschaftshofe auf und nieder. Zugleich kamen auch die jungen Herren von der Jagd zurück und im vollen Galopp zum Thore herein. Augenblicklich begann ein neuer Kampf zwischen den Hofhunden und den Windhunden, den die Eigenthümer gar nicht mit gleichgültigen Augen ansahen, weil ihre Lieblinge den schweren, starken Kettenhunden ganz unbezweifelt unterliegen mußten. Im Nu waren Säbel und Pistolen blank, die Jagd begann von neuem — Schüsse fielen — und die Hatz endete mit den Tod von zwei Kettenhunden, die auf dem Platz blieben und einem Ochsen, der sich todt gefallen hatte. Die Jünglinge warfen sich von ihren Pferden und wollten nach dem Schloß, als Suschen mit einem Teller Früchte, querüber eilte.

Mochte ihnen nun wirklich, vom Wein und Jagen erhitzt, das Blut zu Kopfe geſtiegen, mochte es nur Jugendlaune ſeyn, genug ſie ſchloſſen einen Kreis um das Mädchen und riefen ihr zu, ſie würde nicht von der Stelle kommen, wenn ſie ſich nicht bei Jedem mit einem Kuſſe auslöſte, und da ſie dies natürlich nicht wollte, ſo erging Gewalt für Recht, und ſie mußte leiden, was ſie nicht freiwillig hatte thun wollen. Der Alte, der die ganze Zeit wie leblos neben dem Rittmeiſter auf dem Stuhl gelegen, reſignirten Blickes das Ende erwartend, ſtieß in dieſem Moment ihn unſanft an und frug, auf Suschen deutend, die verſtörten Blickes nach dem Fenſter heraufſah: „nun Herr Rittmeiſter, wird das auch noch gute Folgen haben?“ Germann hatte eben unwillig die Lippen zuſammengekniffen, allein er beſann ſich und erwiederte ruhig: „auch das noch, lieber Alter!“ —

Die Officiere traten in's Zimmer. „Das war eine famoſe Jagd!“ — rief der, welcher den Fuchs hatte graben laſſen — „wäre uns nicht das Waſſer zu Hülfe gekommen, ſo hätten wir den ſchlauen Patron nicht bekommen. So aber hatten wir den Damm durchſtochen, das Waſſer ſtürzte nach und Reinecke mußte erſaufen!“ —

„Allerliebſter Spaß“ — fiel Pflugbeil ein — „und meine Karpfen können indeß vertrocknen.“

„Ihre Karpfen?“ — frug der Officier lachend

— „Sie wollen ſagen, meine. Gehört denn der Teich Ihnen?“ — Pflugbeil ſchwieg mit Mühe, allein er ſchwieg.

„Nein“ — begannen die beiden Andern — „da war unſre Jagd doch unterhaltender. Aus einem Kornfeld forcirten wir Kampen in's andere. Hafer, Weizen, Korn, Klee, Kraut und Rüben, alles mußte herhalten. Wir haben doch vier Haſen mitgebracht. Wenn nur Greif nicht lahm bleibt von dem Biß des Kettenhundes. Aber die Beſtie beißt Keinen mehr, er bekam meine Kugel gerade in den Rachen!“ —

„Die gnädigen Herren“ — brach Pflugbeil mit kaum verhehlter Wuth los — „haben ſich da ein ganz herrliches Späßchen gemacht, wovon die Nachwelt noch in hundert Jahren ſprechen wird. Und wie wohlfeil! Die ganze Sache, wenn ich den todtgeſchoſſenen Kettenhund, den todtgeſtürzten Ochſen, das niedergetrampelte liebe Getreide, die abgeſtandnen Fiſche ganz mäßig anſchlage bei den jetzigen Preiſen — etwa ein dreihundert Thälerchen — mehr nicht — eine wahre Lumperei — für ſolche Herren Lieutenants, — die — die —“

„Die“ — fiel der Rittmeiſter ein — „die jetzt Beſitzer von dem ſchönen Gute Rauſchenberg ſind!“

„Ja das ſey Gott geklagt!“ murmelte der Alte. Die Jünglinge ſahen erſt jetzt des Mannes

Geſicht ganz verändert, bemerkten erſt jetzt den überſchwemmten Boden im Zimmer und verlangten von Germann Erklärung. Er gab ſie, und ſuchte ihnen begreiflich zu machen, wie ihre tolle Jagd durch Feld und Wieſe einen alten ſorgſamen Landwirth kränken müſſe, deſſen Ackerbeſtellung das Muſter der ganzen Gegend und der ſich eigentlich nur zu ihrem Nutzen es das ganze Jahr habe ſo ſauer werden laſſen. Ein gutes Wort findet eine gute Statt, ſagt das Sprüchwort. Die guten Jungen, in der Stadt aufgewachſen, hatten keinen Begriff davon, daß man einem Kornfelde zu Liebe einen Haaſen ungehetzt laſſen könne. Allein des Alten Gram ging ihnen nah. „Sehen Sie, alter Herr" — hob der Cornett von Kronenfeld an — „wir waren eigentlich blos ſpazieren geritten, die Windhunde gekoppelt hinter uns. Auf einmal ſpürte Bravo, mein Hühnerhund, eine Katze auf, die gerade das Blachfeld annahm; Hunde los! ſchrie Alles. Im Nu waren die los und nun gings hinter her, daß die Haare pfiffen, es war eine wahre Götterluſt. Wenn wir wieder eine hetzen, ſollen Sie dabei ſeyn, ich gebe Ihnen meinen arabiſchen Schimmel zu reiten, er fliegt, wie ein Pfeil. Nun alſo die Katze hatten wir, es ward ein Stückchen weiter geritten, da fuhr ein Haaſe heraus, Greiff und Preſto nach, wir desgleichen. Diesmal ging es nun freilich in's Korn. Die

Hunde hatten ihn mitten drinn, wir hörten ihn quäcken, und ich muß ſagen, mein Camerad dort, Herr von Brockenhoff, wollte, wir ſollten um weniger Schaden zu thun, abſitzen und die Pferde hinter drein führen. Allein ich meinte, wenn wir ſchon alle in das Korn hineingingen und die Pferde hinter drein führten, ſo könnten wir auch getroſt gleich hinein reiten —"

„Das macht Euerm Judicium alle Ehre" — lachte der Rittmeiſter.

„Zudem — pfänden durfte uns niemand, es war ja unſer Eigenthum; alſo raſch auf die Pferde und hinein. Und denk Dir, Germann, kaum waren wir mit dem fertig, ſo fuhr ein zweiter gleich daneben heraus. Natürlich ließen ſich die Hunde nicht halten, und da wir doch bei den Hunden bleiben mußten — —"

„So jagtet ihr auch nach?" frug Germann.

„Thaten wir's denn Brockenhoff? Beſinne mich kaum mehr."

„Ich denke ja, Kronendorf. Wir jagten durch das Feld und noch durch einige Stücke —" Germann meinte, zu geſchehenen Dingen müſſe man Gutes ſprechen, und ſo wollte man hier in Rauſchenberg von der Sache nichts weiter erwähnen, ſondern zum Mittagseſſen gehen und den Groll vertrinken, wobei ihnen Pflugbeil Geſellſchaft leiſten und Suschen credenzen ſollte. „Ach Suschen,

Schön Gustchen" — riefen die Jünglinge — „wo ist denn das holde Kind?" — Sie wollten fort, sie zu suchen, allein der Alte vertrat ihnen die Thür und bat, vor allen Dingen ihn anzuhören. Da sie — hob er an — nun einmal Besitzer des Gutes seyen, so wolle er über das Geschehene nichts weiter sagen. Wenn die liebe Jugend einmal zu Verstande kommen sollte, so würden sie vielleicht einsehen lernen, was es mit dergleichen Fuchsgräbereien, wobei zwanzig Schock Karpfensatz absterbe, und solchen Haasenhetzen, wobei funfzig vierspännige Fuder Heu und ein paar hundert Schock Korn verwüstet würden, auf sich habe. Indessen sey er, Pflugbeil, nicht gesinnt, diese, vielleicht erst später eintretende Epoche abzuwarten, und da glücklicherweise weder er, noch seine Nichte, mit verkauft und gekauft worden wären, so bitte er hiermit um seine Dimission und gedenke nicht eine Stunde länger zu bleiben. Die armen Jungen waren im ersten Augenblicke vom Gefühl ihres Unrechts ganz durchdrungen, wie verdutzt; allein nach und nach fing ihnen doch auch an Pflugbeils Uebereilung einzuleuchten. „Was mich betrifft" — nahm der Cornett von Kronenfeld das Wort, — „so thut mir's, wie gesagt, leid, den alten Hitzkopf gekränkt zu haben. Indeß finde ich es doch auch ungeschickt, daß er es ganz übersieht, daß wir seine Herren sind, und wenn wirklich

Schaden geſchehen iſt, ihn uns zugefügt haben, aber ihm keine Rechenſchaft davon ſchuldig ſind. Daher nehme ich ſein Dimiſſionsgeſuch nicht nur an, ſondern befehle ihm, binnen hier und drei Monaten abzuziehen, und Rechnung vorher abzulegen."

„Ich ſtimme vollkommen bei!" rief der Cornett von Brockenhoff.

„Auch ich thue daſſelbe," ſetzte der Rittmeiſter hinzu.

Der Alte warf einen zweifelhaften Blick auf Germann und ging. Nach einiger Zeit ward das Eſſen aufgetragen, wobei weder Pflugbeil, noch Suschen erſchien. Einige Stunden ſpäter wurden die Pferde vorgeführt. Die drei jüngern Officiere ſprengten mit ihren Hunden und Reitknechten davon. Germann ließ den Alten bitten, herunter zu kommen; er kam, von Suschen, die in Thränen zerfloß, begleitet. „Lieber Alter, Sie werden einſehen, daß Sie gegen meine Cameraden Unrecht gehabt haben. Ich durfte den jungen Männern, wo ſie Recht hatten, nichts vergeben und habe deshalb ihrer Entlaſſung beigeſtimmt. Halten Sie ſich alſo fertig, in einem Vierteljahr an den Geſchäftsmann, den wir Ihnen ſchicken werden, oder an mich ſelbſt, wenn ich Zeit dazu gewinne, das Gut zu übergeben. Indeſſen bleibe ich doch bei

meinem alten Ausſpruch, und ſage: „es wird noch alles gute Folgen haben!“ —

„Für wen aber?“ frug Suschen mit thränenerſtickter Stimme.

„Für Uns alle, für Suschen ſelbſt, wenn ſie mich bis dahin nicht ganz vergeſſen hat!“ Er nahm ihre Hand und drückte ſie herzlich. Suschen vergalt ihm den Druck. Germann ſchwang ſich auf den ungeduldig hauenden und ſcharrenden Hengſt und flog dahin, daß Staub und Sand emporwirbelten.

„Ein braver Mann!“ ſagte Pflugbeil nachdenkend, und trat in's Haus.

„Ein ſchöner Mann!“ — ſeufzte Suschen, indem ſie dem Oheim folgte.

Es war natürlich, daß die vier Beſitzer die mancherlei Begegniſſe des heutigen Tages nicht unbeſprochen ließen. Ja ſie geriethen ſo in Eifer, daß ſie oft alle Vier auf einmal redeten, ſo daß Germann ſie bitten mußte, wenn er entſcheiden ſolle, hübſch nach dem Datum ihrer Anſtellungspatente das Wort zu führen. Da er der älteſte von ihnen war, ſo verlangten ſie ſeine Meinung zuerſt, ſowohl über ihr eignes, als über des Alten Benehmen. Germann gab ihnen gern und aus Ueberzeugung zu, daß Pflugbeil von Aerger

und Kummer überspannt, sich vergessen habe, weshalb ihm die Strafe der Aufkündigung auch von ihrer Seite wohl zu gönnen sey. Dagegen sey das Gemüth eines wackern alten Landwirthes heut durch sie bis aufs äußerste gereizt worden. Sie dürften sich überzeugt halten, daß Kind und Kindeskinder, nach funfzig Jahren noch von den tollen Streichen, die sie hätten ausgehn lassen, sprechen würden. Nur solchen ganz der Landwirthschaft unkundigen Stadtkindern, die keinen Begriff von der mühsamen Bearbeitung des Feldes hätten, nur zu verzehren, aber nicht zu erwerben, noch zu erhalten verständen, sey es allenfalls zu verzeihen, daß sie auf ihrem Grund und Boden solche Tollheiten ausgeübt. Wäre es auf fremdem geschehen, so hätten sie in Gefahr gestanden, von den Bauern todtgeschlagen zu werden, in jedem Fall aber hätte das Gut die Jagdgerechtigkeit verloren und sie wären zu harten gesetzlichen Strafen gezogen worden. Der Schade, den sie heut angerichtet, sey von dem Alten mit dreihundert Thalern nicht viel zu hoch angeschlagen worden, und sie würden die Post im Jahresrechnungsabschluß schon wieder finden und sie sich, mit Schrecken angerechnet lesen. Uebrigens habe er bis jetzt immer nur von ihnen als Besitzern gesprochen, allein es sey nach den heutigen Vorfällen nun ganz an der Zeit, sich selbst auch in derselben Qualität in

Ansatz zu bringen. Und so müsse er denn als Kläger, Denunciant und Gläubiger gegen sie auftreten und sie zuvörderst als Störer der Ordnung und Ruhe, dann als Frevler gegen die das Eigenthumsrecht und speciell den Ackerbau und Baumzucht beschützenden Verordnungen bei der hohen Landesregierung anzeigen, sodann aber wegen des ihm an seinem Antheile des Gutes zugefügten Schadens noch besonders verklagen und Ersatz verlangen. Es sey auch damit nicht genug, sondern er sey gesonnen, weil von so jungen unerfahrnen Leuten doch keine ruhige und einsichtsvolle Verwaltung zu erwarten stehe, aus dem Geschäfte auszuscheiden, weshalb er auf gerichtliche Taration antrage, wodurch sich denn von selbst ergeben werde, mit wie viel sie ihm seinen Antheil an Capital und bisherigen Nutzungen herauszuzahlen hätten. Die jungen Herren spitzten gewaltig die Ohren, als sie ihren Cameraden, den sie als ihren Freund, als einen billigen, rechtlichen Mann, einen gründlichen Wirthschaftsverständigen sehr werth hielten, so sprechen hörten. Indeß wollten sie sich doch auch hier nicht gleich aus dem Sattel werfen lassen, sondern behielten sich, indem sie seine Ansprüche anerkannten, vor, mit einem Geschäftsmann über die Angelegenheit zu sprechen und ihm durch diesen ihren Entschluß mitzutheilen. Uebri-

gens hofften sie gute Freunde zu bleiben, wie bisher.

„Versteht sich ganz von selbst, ihr guten Jungen" — erwiederte Germann — „allein vergeßt nur nicht, daß wir nun täglich Anfragen wegen Ausbesserung des Schadens bekommen werden, und daß ihr Euch also auf vernünftige Resolution gefaßt halten müßt. Nächste Michaelis werden Euch die Kosten Eurer Jagdlust abgezogen, denn wenn ihr zu Ostern Geld einnehmen wollet, so muß der Damm sogleich wieder ausgebessert, der Teich zum Theil mit frischer Brut besetzt, die Felder umgerissen und neu besäet, Wiesen, Zäune und Hecken wieder hergestellt, der gefallene Ochse, sowie die todtgeschossenen Kettenhunde wieder angeschafft werden!" —

Die jungen Herren ritten kopfschüttelnd in ihre Quartiere und seufzten, daß ihnen eine unschuldige Lust so hoch angerechnet werden sollte. Indeß wurden sie doch unter einander einig, die Sache ordentlich gründlich zu besprechen und deshalb gleich nächster Tage mit einem tüchtigen Geschäftsmann sich zu berathen.

Es war im Spätherbst desselben Jahres, als Germann nach Rauschenberg hinausritt, um dort dem alten Pflugbeil in seinem und seiner drei

Committenten Namen, die bereits alle nach der Residenz zum Carnaval auf Urlaub gegangen waren, die Verwaltung und Rechnung abzunehmen. Er war mit den jungen Männern auf eine sehr gute Weise aus einander gekommen, da diese von Verständigen berathen, ihr Unrecht eingesehen, wieder gut gemacht und überhaupt Einrichtungen getroffen hatten, bei denen sie alle zufrieden seyn konnten. Germann behielt sich vor, den alten wackern Pflugbeil, der noch von nichts wußte, damit zu überraschen. Ja, er hatte noch ganz andere Dinge im Kopfe, da ihm durch den Tod einer alten Tante, die ihn besonders lieb gehabt, ein bedeutendes Capital als Vermächtniß zugefallen war. Er wollte einmal recht ungestört seinen Ideen nachhängen und schickte deshalb Jäger und Reitknecht mit Hunden und Pferden — denn er wollte ein paar Tage hier bleiben und jagen — voraus, den Fußpfad, der höchst anmuthig durch Wiesenthäler an einem Berghange hinan führte, gemächlich hinschlendernd. Schon sah er das freundliche Dörfchen hinter dem Hügel hervorgucken, schon den blauen Rauch seiner Schornsteine in graden, lustigen Säulen zum höher liegenden Fichtenwald hinanwirbeln. Bei dem Frieden, der auf der heitern Landschaft lag, kam aufs Neue die Sehnsucht, im Schooße solcher Stille zu leben, über ihn. „Glücklicher Mann" — sagte er zu sich

selbst, dankbar zum Himmel emporblickend — „kann ich es denn nicht jeden Augenblick ausführen, sobald ich nur will?" — Mit glühenden Farben mahlte er sich das schöne Bild, und Suschen, die reizende, unverdorbene Tochter der Natur, blieb dabei nicht vergessen. „Ja" — rief er heiter aus — „ich will das holde Mädchen erst näher kennen lernen, und finde ich sie, wie es mir mein Herz vorher sagt, so sey sie in kurzer Frist ganz mein!" — Eben scholl Glockenklang ernst und harmonisch zu ihm herunter. Es war nicht Sonntag, nicht Feiertag — „wahrscheinlich ein Müder, den sie zur Ruhe bringen! Friede mit dem Schläfer!" — „Ja wohl ein Müder" — sprach jemand hinter Germann, dessen unwillkührlich lautgewordene Aeußerung aufnehmend. Es war ein silberhaariger Greis, der Kleidung nach selbst ein Leidtragender. Der Rittmeister erkundigte sich nach den nähern Verhältnissen des Verstorbenen, seinem Lebenswandel, seinem Erwerb, seiner letzten Krankheit. „Ih nun" — meinte der Alte, „es war eigentlich ein wilder Kunde; mit den preußischen Husaren im siebenjährigen Kriege hier in's Land gekommen und wegen einer schweren Kopfwunde zurückgelassen, die ihm das Bewußtseyn angegriffen zu haben schien, hat man eigentlich nie recht erfahren können, wo er geboren. Der Mundart nach schien er ein Reichsländer. Wie alt er war,

wußte er selbst nicht, und der Pfarrer hat ausgerechnet, daß nach den Schlachten, denen er beigewohnt haben will, und von denen er in der That unglaublich genau unterrichtet war, er hoch in die Neunzig gekommen seyn müsse. Er war geschickt und verfertigte vor dreißig Jahren allerhand geschnitzte Holzwaaren, die ihn leidlich nährten. Seitdem aber seine Augen zu schwach wurden, um der Arbeit mehr vorzustehen, hat er sich, ordentlich wie aus Ueberdruß, aufs Trinken und Betteln gelegt. Dadurch war er denn ganz wild geworden, verkaufte Brod und Kleider, die man ihm schenkte, um Brantwein dafür zu trinken, schlief im Freien und zankte sich dabei mit Jung und Alt. Da niemand mit ihm aushalten konnte, so wäre er am Ende einmal im Freien hülflos liegen geblieben, aber Jungfer Suschen, des alten Pflugbeil's Tochter, an der alle Armen des Dorfes eine Pflegerin haben, ließ auch den alten Hanns nicht verderben. Wie oft hat sie ihn im Winter herein tragen und in der Schenke an den Ofen legen lassen, wie oft ihm Essen geschickt oder gar selbst gebracht und Winterkleider für ihn zugerichtet. Er dankte es ihr nicht, aber sie ließ nicht nach mit Wohlthun, und so hat sie denn auch an seinem sanften Tode und anständigen Begräbnisse den größten Antheil. Gegen das Ende kam er manchmal zur Vernunft, segnete seine Wohlthäterin und

wünſchte ſehnlichſt ſein letztes Ständlein.“ — Man kann denken, mit welchen Empfindungen Germann dies unverdächtige Zeugniß von Suſannens edlem Herzen vernahm.

„Aber wie konnte“ — frug er ungläubig ſcheinend — „ſo ein junges Ding unter der Vormundſchaft des Alten über Lebensmittel, Kleidungsſtücke und Geld diſponiren? Der alte Pflugbeil iſt nicht wohlhabend, ſo viel ich weiß, und ſieht eben auch nicht freigebig aus“ — der Greis erwiederte, Pflugbeil ſey nicht ſo ſchlimm, als er ausſähe und laſſe in ſolchen Dingen die Nichte gewähren. Vermögen hätten ſie nicht. Allein das ganze Dorf wiſſe, daß Suschens Putzſtücke von Werth, die ſie von ihrer Mutter geerbt, verkauft habe, um den Armen ihres Geburtsortes beizuſtehen. Denn ſie ſey hier geboren und dies Frühjahr zwanzig alt worden. Freilich ſey ihr jetzt das Herz gewaltig ſchwer, daß ſie, wie das Gerücht ſage, das geliebte Rauſchenberg verlaſſen und mit dem Oheim in die Fremde ziehen müſſe. „Indeſſen“ — ſetzte der Alte hinzu — „hier konnten ſie nicht bleiben. Vier Herren, und noch dazu vier Huſaren, das konnte ja niemand aushalten, geſchweige ein ſo eigenſinniger accurater Mann, als Pflugbeil!“ — Sie waren jetzt den Hügel hinangekommen und Germann folgte dem Alten nach dem Kirchhofe, wo die Gemeine verſammelt war. Er verbarg ſich ſorgfältig,

um von Suschen, die er gleich erblickte, nicht gesehen zu werden. Sie hatte geweint, noch standen ihr Thränen im Auge, und ein schmerzlicher Zug in ihrem Gesicht, um die schönen vollen Lippen herum verrieth ein tieferes Leid, als sie um den Tod eines abgelebten Greises empfinden konnte. Die Ceremonie war bald vorüber, die Menge verlor sich, und Suschen, nachdem sie noch hier und da ein paar freundliche Worte geflüstert oder wenigstens ein paar freundliche Blicke hingeworfen hatte, trat den Rückweg nach dem Schlosse allein an. Germann hatte Zeit gehabt, sie zu überholen, und schritt ihr plötzlich aus dem Gebüsch hervor entgegen. Sie erschrak, ihre erste Bewegung war Fliehen; aber kaum hatte sie den Fremden genauer angesehen, als sie Germannen erkannte, und ihn zwar freundlich, aber schwermüthig, willkommen hieß. „Warum so traurig, holdes Suschen?" — frug er theilnehmend — „unmöglich kann Sie der Tod eines neunzigjährigen Halbwilden, von dem ich mir im Heraufsteigen erzählen ließ — so tief betrüben!"

„Der alte Mann war nicht so schlimm. Er hatte mich in meiner Kindheit mit manchem Spielwerk erfreut, und ich bin ihm bis an's Ende dankbar geblieben. Uebrigens ist Ihre Frage grade höchst sonderbar in ihrem Munde. Wissen Sie

denn nicht, daß mein Oheim zu Ende des Monats Rechnung ablegt und dann wegzieht!"

„Allerdings weiß ich das, liebes Mädchen, indessen die Welt ist groß. Ihr Oheim ein tüchtiger Landwirth, Sie eben so verständig und unterrichtet in der Wirthschaft, als gut und reizend — wer sollte nicht mit tausend Freuden zugreifen, wenn solche Personen zu haben sind; ja, ihnen goldne Brücken bauen!"

„Und Sie meinen, daß ein reicher Lohn meinen Oheim und mich für die stillen Freuden entschädigen könnte, die wir hier zwanzig Jahre hindurch genossen haben? O mein Herr" — ihre Thränen flossen häufiger — „möglich, ja wahrscheinlich, daß Sie mich nicht begreifen — aber ich bin hier geboren und erzogen, kenne jeden Menschen im Dorfe, fast möchte ich sagen, jedes Veilchen auf unsern Wiesen, habe zwanzig Frühlinge hier gesehen, manchen schönen Tag hier verlebt, manches freundliche Wort gehört, manche liebevolle Behandlung empfangen — sehen Sie, ich bin sonst ein heitres Ding, und als wir die Nachricht bekamen, daß ein Officier das Gut gewonnen hätte, da freute ich mich, theils für meinen alten, oft mürrischen Oheim, theils für mich. Recht lustig und doch recht brav — so dachte ich — sollte es nun hergehen! — Aber so ein Ende hätte ich mir nicht träumen lassen, und als mir der

Oheim neulich ſagte, wie ſie alle zum Hofe hinaus waren: „nun Suſe, pack' unſre Sachen zuſammen! ich dachte in Rauſchenberg zu ſterben, aber der Himmel hat es anders vor" — ſehen Sie — das Herz wollte mir brechen und die Thränen erſtickten mich faſt!" — Schluchzen verhinderte ſie weiter zu ſprechen.

„Aber mein Gott, liebes Kind, es gäbe denn doch noch vielleicht Mittel, hier zu bleiben."

Suschen ſah ihn ſtumm und ſchmerzvoll an, als wollte ſie ſagen: „Weißt Du eins? Mir iſt keins bekannt!"

„Wenn z. B." — fuhr er mit künſtlicher Faſſung fort — „wenn z. B. irgend jemand das Gut den vier Beſitzern abpachtete oder wohl gar abkaufte, und dann dem alten Pflugbeil ſagte: „Herr, gebt mir Suschen zum Weibe, ich brauche eine Gehülfin. — Wie dann?"

„Suschen blickte den Rittmeiſter einen Augenblick ernſt und überlegend an — „irgend jemand" — wiederholte ſie langſam — „Herr Rittmeiſter" — ſetzte ſie bewegt hinzu — „der Spaß iſt hart und unzeitig!" — Sie wandte ihm den Rücken und ging.

„Beim ewigen Gott, kein Spaß, holdes, liebes Mädchen" — rief der Rittmeiſter mit einem Sprung ſie erhaſchend und umfaſſend. „Kein Spaß, ſo wahr ich ein Mann von Ehre bin. Ich

bin der Jemand, und wenn Suschen mir vertraut und mich lieben kann, so gehen wir im Augenblick zum Oheim!"

„Darf ich denn trauen?" frug das reizende Geschöpf vor Liebe und Ueberraschung erröthend und zögernd — „ach ich möchte es so gern!"

„Komm an mein Herz und dann zu ihm!" Sie flog in seine Arme und nun ging es, wie Kinder im fröhlichen Laufe, zum Oheim. Allein der stand jammernd und klagend vor seiner Hausthür, immer einmal über das andere die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. „Na" — rief er aus, als er den Rittmeister erblickte — „da kömmt auch einer von meinen Mördern! Verzeih' es Ihnen Gott, Herr Rittmeister, auf Sie hatte ich noch mein Vertrauen gesetzt."

„Suse," rief er mit unfreundlicher Stimme — „hierher, zu mir!"

„Mein Gott, was giebts denn schon wieder?" — frug Germann verdrüßlich — „was sehen Sie wieder für Gespenster?"

„Gespenster? Herr Rittmeister, Gespenster? Sehen Sie sich nur um, ich dächte, sie ständen ziemlich leibhaftig hinter Ihnen, und der liebe Mann, der die Gespenster herausgeführt hat, weiß nicht anders, als daß die Herren Cameraden mit dem ganzen wilden Heere nachkommen. Nun, in Gottes Namen!"

„Germann ſah um ſich und errieth das Räthſel ſobald er ſeinen Jäger mit den Hunden erblickte. „Geben Sie ſich zufrieden, alter Herr" — rief er lachend — „und kommen Sie nur jetzt auf Ihr Zimmer, ich habe Wichtiges mit Ihnen zu ſprechen."

„Meine Rechnungsabnahme — meinen Todesſtoß" — murmelte Pflugbeil — „nun, nun, ich bringe die Bücher ſogleich!" —

„Aber nein, alter Trotzkopf, davon iſt ja gar nicht die Rede. So kommen Sie nur."

Er kam mißtrauiſch, man trat in das kleine Zimmer, wo er zu arbeiten pflegte. Germann zog die Thür zu, faßte Pflugbeil mit einer, Suschen, die entzückt lächelte, mit der andern Hand — „alter Herr, meine Cameraden haben eingeſehen, daß die Vier-Herrenwirthſchaft nichts taugt, ſowie daß ſie nichts davon verſtehen. Ich habe ihnen daher den Vorſchlag gethan, mir das Gut zu verkaufen. Ihr Geſchäftsmann hat ihnen das Vortheilhafte meines Anerbietens begreiflich gemacht, der Handel iſt ſeit vierzehn Tagen ſchon abgeſchloſſen und Rauſchenberg gehört mein. Da ich nun auch noch von meiner jüngſt verſtorbenen Tante ein ſehr bedeutendes Capital geerbt habe, ſo habe ich zwei Drittheil der Summe gleich an die Verkäufer überwieſen und alſo ein ſehr gutes Geſchäft gemacht. Nun aber brauche ich eine

Frau, wollen Sie mir Susannen dort geben? Sie ist mir gut.“ —

Pflugbeil stand, wie betäubt. Bald griff er sich an die Stirn, bald befühlte er sich am Leibe, als wolle er sich überzeugen, daß er nicht träume. Aber Germann's und Suschen's Bitten und Liebkosungen brachten ihn bald zu sich und er war wie toll vor Freuden. Plötzlich warf er sein Käppchen auf den Tisch, fiel in der Mitte des Zimmers auf die Knie, und mit Inbrunst die Hände faltend, rief er in komischer Andacht: „Tausend Dank Dir, lieber Gott, daß Du Alles so geführt hast. Du weißt, ich hätte es nicht überlebt, hier wegzuziehen. Aber, das muß ich Dir lassen, kein Mensch hätte es besser machen können, als Du es mit mir altem Tollkopfe gemacht hast!“ —

Das junge Herz.

„Oheim Osmund" war von Jugend auf das Zauberwort, mit dem man den Freiherrn Adolph von B*** als Knabe sänftigen, als Jüngling anregen und für jedes Schöne begeistern konnte. Er war funfzehn Jahr alt geworden, ohne den Oheim gesehen zu haben; allein da dieser, wie alle sagten, die ihn kannten, als Mann eben so sanft, so liebenswürdig, so geistreich, ja selbst so schön seyn sollte, als des Barons Mutter, Osmunds Schwester, als Frau gewesen war, da selbst des Barons Vater, obschon mit hämischem Blick und Ton, vom Oheim Osmund nie anders als mit Scheu und Achtung sprach, so mußte es wohl ganz gewiß in der Wahrheit sich so verhalten. Adolph B***, der einzige Sohn des Präsidenten von B***, war, nur in Bezug auf sich selbst, ein glückliches Kind zu nennen, und man konnte nichts wahreres und besseres von ihm sagen, als daß

er ganz seiner, vor wenig Jahren verstorbenen, Mutter gleiche. Ein lebhafter Feuergeist, verbunden mit Tiefe des Gemüths und Wärme des Herzens, wohnte bei ihm in einem reizenden Aeussern. Aber alle diese Eigenschaften, verbunden mit einer wahrhaft rührenden Sanftmuth des Characters und Betragens, konnten ihm den rohen, gemeinen, bösartigen Sinn des Mannes, den er Vater nennen mußte, nicht geneigt machen. Julie, des Präsidenten Gattin, die Blüte ihres Geschlechts, war ein Opfer der herzlosesten Convenienz, die seinige geworden. Sie ertrug ihr entsetzliches Loos mit sanfter Ergebung, denn sie war ein Engel in menschlicher Gestalt, aber achten konnte sie den Mann nicht, der an ihrer Seite sich den empörendsten Ausbrüchen thierischer Leidenschaften hingab. Sie erlangte es durch den Einfluß ihres Bruders, Osmund, daß, nach mehrern der ärgerlichsten Auftritte, ihre Ehe, in Bezug auf engere Gemeinschaft, getrennt ward, seitdem ihr der Himmel in dem Knaben Adolph einen Ersatz gegeben. Bis zum funfzehnten Jahre — das hatte Osmund ausgewirkt — sollte Adolph bei der Mutter bleiben, und dann erst seinem Vater übergeben werden. Man kann denken wie dankbar der rohe Wüterich dem zartsinnigen Schwager für diese Vorkehrung sich verpflichtet glaubte. An

ihn wagte er ſich nicht, aber die unglückliche Julie ward der Gegenſtand ſeines giftigſten Haſſes, ſeiner rohesten Schmähungen. Mit Mühe ſchützte ſie die Scheidungsacte vor körperlichen Mishandlungen. Endlich ſollte das unglückliche Verhältniß ganz aufgelöſt werden, aber ſie ſtarb am Grame kurz verher, und Adolph ward, auf fürſtliche Verordnung, in einer Anſtalt, die ſich der unmittelbaren Gunſt und öftern Reviſion des Landesherrn zu erfreuen hatte, erzogen. Auch hier ward ihm der Name ſeines Oheims, als eines der eifrigſten Beförderer des Inſtituts, nie ohne Achtung genannt. Nun den geprieſenen Mann herbei ſchaffen, was der lebhafte Knabe oft mit Thränen von ſeinen Lehrern erflehte, ihm ſich gegenüber ſtellen, damit er ihm die Hand küſſen, an ſeinen Hals fliegen, ihm tauſendmal ſagen könne, wie er ihn, ungekannt, doch ſchon liebe, wie der Name Osmund in ſeinem Knabengeiſte ſich mit allem Schönen, Guten, Liebenswürdigen verbinde — das vermochte niemand — weil der Oheim nämlich gar nicht in Europa, ſondern in Surate lebte. Der vernünftige Lehrer hütete ſich wohl, des Knaben Neugier, durch Verſchweigen der Wahrheit, bis zur Ungebühr zu ſpannen, und ihn dadurch zur Erſchaffung von Fantaſiebildern zu veranlaſſen, gegen welche der

Oheim, wenn ihn der Neffe je erblickte, doch mit Verluſt zurückgetreten ſeyn würde. Er erzählte ihm alſo, ſoviel er ſelbſt wußte und dies ungeſchmückt. Oheim Osmund war mit dem Landesfürſten aufgewachſen, war ſein Spielgefährte geweſen, endlich als der Fürſt, ziemlich jung noch, die Regierung antreten müſſen, ſein Freund und Rathgeber worden. Daß er durch Herz und Kopf, beide gleich herrlich ausgeſtattet, dem Fürſten wie dem Lande, unermeßliche Dienſte geleiſtet, war anerkannt, ſo wie daß Osmund leidenſchaftlicher Verehrer der Natur und Kunſt, ſich nie den Feſſeln des eigentlichen Geſchäftslebens unterwerfen und deshalb auch nie eine der ihm ſo oft angetragnen hohen Stellen hatte übernehmen wollen. Als er Land und Leute in dem einſichtsvollen und menſchenfreundlichen Willen des Regenten geſichert ſah, folgte er ſeiner Sehnſucht, die ihn in Aſiens Palmenwälder zog, wo er der Botanik, ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, ganz nachhängen wollte. Der Abſchied vom Fürſten und deſſen Schweſter, der noch unvermählten jungen Fürſtin Emilie, Osmunds Herzen beide gleich theuer, fiel ihm unbeſchreiblich ſchwer. Indeß was er als Mann für zweckdienlich erkannt, oder ſich einmal vorgenommen, davon brachte ihn nicht leicht etwas

ab. Wenn Adolph erwachsen seyn würde, dann wolle er ins Vaterland heimkehren, das hatte er zum Abschied versprochen. So weit ging der Bericht des Lehrers und er enthielt hinreichende Nahrung für Herz und Nachdenken des Knaben, ohne sie zu fantastischer Glut anzufachen. Das Unbestimmte in der Verheißung, zurückzukommen, wenn Adolph erwachsen seyn würde, enthielt für den Unterrichteten den Sinn: „wenn der verächtliche, rohe Vater todt seyn würde!“ Freilich konnte das Osmunds Erscheinung in sehr ferne Zeiten hinausrücken, und um Adolphs Eifer sich des theuern Oheims würdig zu machen, nicht zu lähmen, verschwieg ihm der Lehrer den Schlüssel zu der Chiffer. Er war, wie im Eingang erwähnt, funfzehn Jahr worden, und mußte nun ins väterliche Haus zurückkehren. Wunsch und Fähigkeiten bestimmten ihn für eine wissenschaftliche Laufbahn, der rohe Eigensinn des Vaters, der nur zu schnell das Ebenbild der Mutter in dem Sohne erkannt hatte, zum Soldaten. Der Fürst hätte eingreifen können, indeß er that es nicht. Das Publicum meinte, in Uebereinstimmung mit Osmunds Ansichten, der mit dem Fürsten in immerwährendem, wenn auch durch die Entfernung oft unterbrochenem Verkehr stand, und wie man meinte, die militairische Richtung ein paar

Jahr hindurch als tüchtige Basis des künftigen Weltlebens, als strenge Schule der Gewöhnung unter fremden Willen, heilsam fand. Aber beim Garderegiment in der Stadt, wie es der Vater wollte, um ihn nach seiner ruchlosen Absicht, zu gleicher Verderbtheit, als seine eigne war, anzuführen, verbot der Fürst den Jüngling anzustellen. In einer der äußersten Provinzen, zwanzig Meilen von der Hauptstadt, bei einem Regimente, dessen Commandeur als strenger, trockner Soldat bekannt war, dorthin sollte Adolph kommen, und dorthin ging er nach einigen Wochen wirklich ab. Der Fürst ließ ihn vorher zu sich rufen, empfahl ihm, sich durch moralisches Wohlverhalten, wie bisher, der Achtung aller Guten, so wie der Liebe Osmunds würdig zu machen. Dabei gebot er die Studien nicht zu vernachlässigen und seinem Lehrer öfters Nachrichten zu geben. Adolph ward einst, nach des Vaters Tode reich, obgleich ihn dieser jetzt, da er nicht, wie er es wünschte, angestellt werden, karg zu halten entschlossen war. Allein der Fürst ließ ihn bedeuten, seinen Sohn standesmäßig zu halten, damit er nicht veranlaßt werde, des Vaters Stelle auch in dieser Hinsicht zu vertreten. Adolph kannte Welt und Verhältnisse blos aus dem Munde seines Lehrers, und das war, im besten Falle, doch nur eine oberflächliche Ansicht,

weil man, um ſeinen individuellen Wahrnehmungen nicht vorzugreifen, ihm Menſchen und Berufsweiſen, ohne irgend eine Zuneigung zu einer oder der andern, geſchildert hatte. Unſchätzbar ward ihm deshalb ein dickes Briefpaket des Genius Osmunds, das ihm der Fürſt, als ihm beſtimmt, am Tage ſeiner Abreiſe einhändigte. Man kann denken, was Welterfahrung, Fantaſie, ein edles Herz, ein hochgebildeter Geiſt, verbunden mit der zärtlichſten Liebe zu dem Schweſterſohne, in dieſen Papieren niedergelegt hatten. Und in der That bildeten ſie die ſchützende Egide des Jünglings, der ſie nie ohne zärtliche Verehrung anblicken konnte. Er brachte drei Jahre beim Regimente zu, die hinlänglich waren, ſeine Abneigung für dieſen Beruf zu gründen und durch eigenſinnigen Fleiß ſeine Liebe und ſeinen Beruf zu wiſſenſchaftlicher Thätigkeit darzulegen. Seinem Wunſche, das Militair zu verlaſſen, kam auch der Himmel nach, der ſeinen Vater, den Präſidenten, bei einer ſeiner gewöhnlichen Orgien, den Tod finden ließ, und er würde nun ſogleich nach einer Academie abgegangen ſeyn, wenn nicht die Reiſe des Fürſten, der die in ein benachbartes Land vermählte Schweſter, einmal wiederzuſehen wünſchte, ihm eine Gelegenheit gebeten hätte die ſchönſten Länder Europa's auf eine Weiſe

zu ſehen, wie ſie ſich ſelten findet. Der Fürſt ernannte ihn zum Kammerherrn und behielt ihn in ſeiner Nähe. Der Hof der Prinzeſſin Emilie war, ſo weit ein Hof dies ſeyn kann, ein poetiſcher. Das heißt, die Fürſtin, allem Schönen der Kunſt wie des Wiſſens vertraut, zauberte durch die freundlichſte Aufnahme aller bedeutenden Köpfe eine Heiterkeit und dabei Reichhaltigkeit der Unterhaltung herbei, die alle, die an den Hof kamen und für ſolche Reize empfänglich waren, daran feſt hielt. Fürſtin Emilie hatte weniger Mühe, die Freundſchaft, die ſie für den Oheim Osmund empfunden, auf ſeinen Neffen zu übertragen, als bei der auffallenden Aehnlichkeit der Geſichtszüge des Mannes und des Jünglings, nicht die Lebhaftigkeit des Gefühles zu verrathen, mit welchem ſie dem Erſtern zugethan geweſen. Adolph, dem Herz und Auge überging, wenn er jemand mit Theilnahme von dem theuern Manne ſprechen hörte, brachte, ſo oft es ſich, ohne Aufſehn zu veranlaſſen, thun ließ, die Fürſtin auf Osmunds Leben, Wirken, Eigenthümlichkeit, und hing dann mit verklärter Miene an ihren Lippen. In der Nähe einer liebenswürdigen Frau, wie Emilie es war, und an einem Hofe, deſſen ganze Richtung eine höchſt ausgezeichnete genannt werden konnte, machte der Jüngling eine

Schule der Erfahrung in Weltkenntniß aus den höhern Kreisen, die ihn vor dem Schulſtaub der Pedanterie, ſo wie vor der widrigen Rohheit des gemeinen Burſchenweſens auf immer ſicher ſtellen mußte. Der Fürſt geſtattete ihm, nach ſeiner Abreiſe, noch ein volles halbes Jahr zu bleiben, und von dort aus gleich nach der Academie abzugehen. Er durchlebte herrliche, genußreiche Tage, deren Frucht ein freundſchaftliches, ja faſt kindliches Verhältniß zu der Fürſtin Emilie war, die ihm verſprach, wenn er einſt daran denken dürfe ſich zu vermählen, eine Gattin für ihn auszuſuchen.

Es waren nicht geringe Erwartungen, mit denen er der neuen Laufbahn entgegen ging. Nie hatte ihn, weder bei den maſchinengleichen Uebungen des Militairs, noch bei der geiſttödtenden Pedanterie, mit welcher kleine Geiſter den ſogenannten kleinen Dienſt zu hoher Wichtigkeit erheben wollten, einen Augenblick den Wunſch verlaſſen, daß doch dieſe Prüfungszeit bald vorüber ſeyn möge, und er fand ſo wenig Reiz in der auf Tabacksdampf und ein nie abreißendes Geſpräch von Mädchen und Pferden gegründete Kameradſchaftlichkeit, die ihm ſeine ſchönſten Studierſtunden unterbrach, daß ihm durchaus nicht einleuchten wollte, wie zwei ſo geiſtreiche Männer, als der Fürſt und Oheim Osmund,

ihn hatten dieſem läſtigen Zwang unterwerfen mögen. Mit Heißhunger ergab er ſich den Wiſſenſchaften, die ihm zur Grundlage des künftigen Berufes dienen ſollten, und da er, was er ergriff, mit Geiſt, Ernſt und Ausdauer trieb, ſo konnte es nicht fehlen, daß er nach einigen wohlangewendeten Jahren, in denen er eben ſowohl ſein Leben genoſſen, als tüchtig ſtudirt hatte, auf eine ehrenvolle Weiſe in das Geſchäftsleben einzutreten, fähig befunden ward. Ihn, und wohl manchen gleich gearteten Jüngling, hatte das geiſtige Streben ſo vieler jungen Männer, Begriff, Weſen und Reiz des gemeinſchaftlichen Treibens und des ſogenannten Kameradſchaftlichen auf eine weit höhere und gediegnere Weiſe, als ihm im Militair möglich ſchien, entwickelt, und er hatte Freundſchaftsbündniſſe geſchloſſen, die ihn an höchſt achtungswerthe Männer knüpften, wenn er ſchon nicht umhin konnte, in Gedanken, den Oheim Osmund als unerreichbares Ideal dieſen Freunden gegenüber zu ſtellen. Immer fehlte jenen jungen Freunden etwas, wovon er wußte, daß es der Oheim beſaß. Bald war es Gewandheit im Umgange, bald ſeine Zartheit der Empfindung, bald Sinn für Kunſt, bald Achtung für Beſtehendes, bald Wärme und Glauben für und an edle Frauen. Er zankte oft mit ſich ſelbſt und ſchalt ſich thö-

rigt, unverſtändig, herzlos, wenn er ſich bisweilen eingeſtehen mußte, daß ihm doch keiner ſeiner Freunde ganz zuſage, ihm das Herz ausfülle. Ja er war ſo mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, daß er einſt einem ſeiner liebſten Bekannten ſein Herz darüber ganz ausſchüttete, und auch ehrlich genug war hinzuzuſetzen, daß er das, was er vereinigt in dem nie geſehenen Oheim, zu finden gewiß ſey, noch in keinem ſeiner jungen Freunde beiſammen getroffen habe. Und nun ergoß er ſich in eine Schilderung Osmunds, die dem Begleiter manches Lächeln ablockte. Seine Antwort, als ihn Adolph mit Haſt darum befragte, war freundlich, höchſt vernünftig, aber nicht eben beruhigend. „Dein Oheim, ich will es zugeben, mag der vortrefflichſten Menſchen Einer ſeyn, ja er mag alles, was Du bisher nur einzeln im Einzelnen angetroffen in ſich vereinigen, ſo haſt Du doch bei der Rechnung, die Du Dir von ihm machſt, einen Umſtand ausgelaſſen, der Dir theuer zu ſtehn kommen kann — ich meine ſein Alter. Du biſt jetzt zwanzig Jahr, Dein Oheim muß faſt funfzig ſeyn, nach Deiner eignen Angabe. Kannſt Du Dir denken, daß Eure Herzen in demſelben Ton zuſammenſtimmen, Eure Pulſe denſelben Tact ſchlagen, Euer Auge, wie Euer Gefühl denſelben Gegenſtand auf dieſelbe

Weiſe, im ſelben Farbenſchmelz erblicken werden? Ich habe Mühe es zu glauben, und beinahe möchte ich hinzuſetzen, ich will es nicht hoffen. Was dem zwanzigjährigen Jünglinge wohl anſteht, kleidet dem funfzigjährigen Manne nicht mehr, und wo der erſtere mit Recht die jüngſten Blüten fordert, da muß der letztere ſich mit der Erinnerung begnügen, denn die Gegenwart würde ſeine Forderung als unſtatthaft abweiſen." — Adolph blieb die Antwort auf des Freundes Raiſonnement, ſo folgerecht es ſchien, nicht ſchuldig. Er meinte, wenn jener Recht hätte, ſo wäre alles, was man von der ewigen Jugend des Geiſtes und Herzens ſagte, eitel Traum und Wahn. Aber zum Glück lehre es der Augenſchein und die tägliche Erfahrung anders. Es fehle nicht an zwanzigjährigen Greiſen, nicht an Männern von vierzig und funfzig Jahren, die im Dienſt der Sitte und Zucht gereift, es jenen frühreifen Veteranen bitter fühlen ließen, daß nicht die Natur, ſondern blos die Depravation der Geſellſchaft, den funfzigjährigen Mann aus den Reihen der Jugend ausſchlöſſe. Wo weiſe man den geiſtig und körperlich tüchtigen Funfziger zurück? Eben aus dem Geſchäftsleben, oder aus den Gliedern der Vaterlandsvertheidiger, vom Lehrſtuhl, von den ſonnenhellen Höhen der Kunſt, aus dem bunten Lärm der Ge-

ſellſchaft? Wahrhaftig, nirgends! Es bliebe noch der Kreis der Frauen, allerdings ein wichtiger Punkt, zu beſprechen übrig. Aber auch hier, gleiches vorausgeſetzt, zeige ſich gleiches Ergebniß. Das vernünftige, gebildete Mädchen werde immer und überall den reifen Mann von Gehalt dem windigen Laffen vorziehn, der mit zwanzig Jahren ein läppiſcher Bube, mit vierzig Jahren ein ekelhafter Geck iſt. Ihm wäre nur bange, daß der Funfziger die zwanzigjährige Schöne, ſelbſt der beſſern eine, noch zu fade für ſich fände. „Aber — fuhr er fort — laſſen wir doch die Liebe aus dem Spiel, oder ſetzen wir ihr wenigſtens, um gerecht zu ſeyn, die Freundſchaft gegenüber. Wenn Gediegenheit und Kenntniſſe, ein gefühlvolles Herz, gereift am Strahl einer milden Erfahrung, eine heitere, vertrauende, offne Gemüthsart, die wahren und unerſchütterlichen Grundpfeiler der Freundſchaft ſind, wird mein Funfziger nicht am meiſten darauf Anſpruch machen können? Bleibt nicht Herz und Geiſt, der Wahrheit nach, ewig jung? Kennſt Du etwas köſtlicheres als den abgelegenen, geläuterten Firnewein, der den halbſüßen, halbſauern Brauſemoſt unendlich weit hinter ſich läßt?“ — Der Freund lächelte: „Du weißt am Beſten, wo es Deinem Gleichniſſe fehlt. Du ſprichſt mit der Wärme, die uns der Ge-

danke an den geliebten Gegenſtand, deſſen Rechte wir vertheidigen, einflößt. Ich mit der Ruhe eines Unbeſtochnen und mit der Kälte, die mir vier oder fünf Jahre, die ich älter bin und ein erfahrungsreiches Leben vorausgeben. Ich habe die Regel für mich, allein ich leugne nicht die Ausnahme, und wünſche, daß ſie Dir gerade begegnet ſey. Auf jede Weiſe läufſt Du keine Gefahr, wenn Du meine Anſicht wenigſtens der Prüfung werth hältſt."

Die Freunde trennten ſich, Jeder, wie es zu gehen pflegt, von der Richtigkeit ſeiner Anſicht überzeugt. Unter Männern, das ſtand bei Adolph feſt, konnte der Oheim nur gewinnen, wenn er, in ſeltner Miſchung, das Feuer der Jugend mit der Erfahrung des reifern Alters verbände. Bei Frauen — Ja wußte man denn überhaupt, ob er ſich ſehr in praxi um Frauen bekümmerte, obgleich er ſie, in der Theorie, ſehr hoch ſtellte? Und wäre ſein Herz wirklich jünger geblieben, als es in dieſem Alter ſonſt der Fall iſt, ſo würde er, wollte er eine Gattin, ſicher, was er ſuchte gefunden haben. Die Würfel mochten fallen, wie es ihnen immer beliebte, Osmund kam nicht in Adolphs Berathung zu kurz. Aufmerkſamer als je las der Neffe des Oheims Briefe durch. Fantaſie, tiefes, inniges Gefühl, hohe Achtung für das Sitt-

lichschöne in beiden Geschlechtern, leuchtete aus jeder Zeile hervor, aber vergebens suchte er ein rein ausgesprochnes Bekenntniß über Frauen und die Liebe zu ihnen. — Die Vorbereitungen zur Abgangsprüfung nahmen in den nächsten Monaten Adolphs Muße so sehr in Anspruch, daß er zur Fortsetzung jener Unterhaltung keine Zeit mehr fand. Die Freude über das erworbene glänzende Zeugniß seiner Fähigkeiten, und die Aussicht die Heimath wieder zu sehen, mit frohem Bewußtseyn vor seinen fürstlichen Gönner treten zu können, ward ihm durch Briefe verbittert, die ihm den Tod seiner Gönnerin, der Fürstin Emilie, verkündigten. Ihre letzte Zuschrift an ihn, sollte ihm, sobald er in seiner Vaterstadt angelangt seyn würde, zugesendet werden. Daß er ohne Verzug dahin eilte, läßt sich denken, da außer jenem Vermächtniß, ihn auch noch Nachrichten von Osmund erwarteten, die allein einen Balsam für die ihm geschlagene Wunde geben konnten. Emiliens Tod hatte ihn tief erschüttert und er bedurfte der Stärkung, die ihm durch die vielverheißende Kunde ward, der Oheim werde kurz nach Abgang seiner letzten Briefe, Asien verlassen, um sich nach Europa zurückzubegeben. Der Fürst, der dem Jüngling sehr wohl wollte, stellte ihn sofort auf eine Weise an, die ihm Gelegenheit bot, die Kenntnisse, die er eingesam-

melt, mit dem practischen Geschäftsgang zu verbinden. Auch hier traf er den rechten Weg, und so würde sein jugendlicher Horizont fast ganz unbewölkt zu nennen gewesen seyn. Allein der Freude über das Gelingen, wie der stillen Thräne um Emiliens Verlust, fehlte der theilnehmende Freund, fehlte Osmund. Endlich liefen Briefe ein, die seine glückliche Ueberfahrt und Ankunft in einem nordeuropäischen Hafen ankündigten! Man denke, Jahre lang hatte der Jüngling gewartet, und nun sollte er den Erwarteten innerhalb einiger Wochen sehen, hören, umarmen! Adolph wußte wahrhaft nicht, wie ihm geschah, als er das Blatt hielt, worin ihm Osmund seine nahe Ankunft meldete. Unmöglich war es ihm, etwas vernünftiges, zusammenhängendes zu denken, was nicht auf jenen Bezug gehabt hätte. Jetzt also, in wenig Tagen sollte er den Mann sehen, der sich mit väterlicher Liebe seiner von früh auf angenommen, der den Trieb zu allem Guten in ihm geweckt und selbst bis jetzt immer das Ideal seiner Vorstellungen von edler Männlichkeit gewesen. Nun mußte es sich zeigen, ob jener skeptische Freund Recht gehabt und ob Osmund es vermöge Jugend des Geistes und Herzens mit den reifern Jahren des spätern Mannesalters zu verbinden. Und wie immer

die unpartheiiſche innere Stimme Adolphs ſich über den Oheim ausſprechen würde. Dieſer ſollte nun fortan, durch Recht der Geburt, wie durch die allgemeine Meinung berufen, die nächſte Stelle in ſeinem Herzen einnehmen, ſollte ihm Freund, Vater, Rathgeber und Richter ſeyn, ſollte ihm Eltern und Geſchwiſter erſetzen. Je mehr Adolph den Heißhunger ſeines eignen Herzens nach Erwiederung, und die Höhe der Forderungen kannte, die er an denjenigen machte, der der Vertraute ſeines innerſten Weſens werden ſollte, je banger ward ihm, daß er doch wohl Widerſprechendes erwarte, und dem reifen, vielleicht lebensmüden Manne den Heiligenſchein einer Verklärung aus poetiſch-jugendlicher Machtvollkommenheit um das ergrauende Haupt geworfen habe, den die Wirklichkeit ſchnell verſchwinden oder doch verblaſſen werde heißen. Was dann werden ſolle, wenn Osmund nicht derjenige, nicht ganz derjenige wäre — denn wenn eine Schattirung im Nimbus fehlte, mochte der ganze Kreis verſchwinden — der er ſeyn mußte — davon hatte Adolph keinen Begriff, und wenn er ihn faſſen wollte, ſo ging es ihm, wie dem Schwindelnden am Abgrunde, noch ſtehend glaubte er ſchon kopfüber ins Bodenloſe zu ſtürzen. Fieberfroſt und Fieberglut durchſchauerten ihn aufs peinlichſte. Endlich

langte Osmund im Vaterlande an, und Adolph der ihm bis zur nächsten Station vor der Residenz entgegengegangen und ihn dort erwartet hatte, warf sich auf den Ruf: „wo ist mein Neffe Adolph?“ in des Oheims Arme. Osmunds Persönlichkeit war bestechend, der erste äußere Eindruck daher siegreich für ihn. Aber auch Adolphs Aeußeres hatte den Oheim mit Wohlgefallen und durch seine Aehnlichkeit mit seiner Mutter, mit wehmüthiger Rührung erfüllt. Und man schätze den äußern Eindruck nur nicht zu gering! Er arbeitet dem innern kräftig vor und war er ungünstig, so gehört viel Zeit und ein eminentes Maaß geistiger Vorzüge dazu, um ihn zu verlöschen. Ja, bisweilen ist es unmöglich, denn mitten durch die Bewunderung und Verehrung arbeitet sich ein Seufzer empor, der dem verletzten Schönheitsgefühl gilt. — Jeder wünschte den andern lang und ausführlich sprechen zu hören, um ihn auch sprechen zu sehen. Der Oheim bemerkte dies lächelnd und schlug deshalb vor, daß jeder seine Lebensgeschichte in den letzten zwei Jahren und seine Ansichten und Pläne zur künftigen Thätigkeit berichten sollte. Er selbst wolle damit den Anfang machen. Was seine persönliche Erscheinung verheißen hatte, einen heitern, hellen und tiefen Geist, Wärme und Lebendigkeit des Ge-

fühls, das erfüllte seine Unterhaltung so vollkommen, daß Adolph stumm vor Entzücken, jedem seiner Worte lauschte. Osmund hatte noch nicht vom Orient Abschied genommen — war doch seine Absicht gewesen dort das Ende seines Lebens zu erwarten — allein der Wunsch seinen Neffen zu sehn und zu erfahren, was er und die Welt von demselben zu erwarten, so wie noch einmal seinem Jugendgenossen, dem Fürsten sich vorzustellen, ihm geboten, die weite Reise zu unternehmen. Sobald er europäischen Boden betreten, war ihm die Nachricht vom Tode der Fürstin Emilie zugekommen, und so konnte er auch noch am Grabe der Freundin eine heilige Pflicht der Pietät ausüben. — Die Reihe zu berichten war nun an Adolph und er erzählte mit so liebenswürdiger Bescheidenheit, was sein Streben bisher und dessen Erfolg gewesen, bekannte mit so rührender Offenheit, daß die Vereinigung mit dem Oheim Osmund, bis jetzt eigentlich der Hauptwunsch seines ganzen Lebens gewesen, daß ihn dieser mit zärtlicher Dankbarkeit in die Arme schloß und einmal über das andere ausrief: „Adolph, Adolph, wenn irgend jemand mich dem Oriente untreu machen könnte, so wärst Du es!“ — Die ersten Tage und Wochen, nachdem die Freunde in der Residenz angelangt waren, verstrichen ihnen weniger

angenehm und traulich als sie es wünschten, Höflichkeitspflichten, Hofdienst und gesellschaftliche Observanz, drei Dinge, die man für Leute von Geist mit dem Frohndienst recht füglich auf eine Stufe stellen kann, raubten ihnen unschätzbare Stunden und Tage, so daß Beide, als jene Marterwochen vorüber waren, sich innig nach den Honigmonden eines längern Alleinseyns sehnten. Der passendste Ort war bald gefunden. Ein Adolph gehöriges Gut, das in einer reizenden Gegend und von einer Hauptstraße weit genug entlegen war, um das lästige Ungeziefer der Besucher, die da blos kommen, um zu hören, zu sehen und wieder zu erzählen, was sie gehört und gesehen haben, abzuhalten. Adolph hatte es seit der Uebernahme seines bedeutenden Vermögens noch nicht besucht, eben weil es nahe genug war, um es täglich zu thun. Wenig früher beachtet, stieg es jetzt hoch im Werthe, da es den Beiden einen so angenehmen als verborgenen Schlupfwinkel bot. Der Fürst hatte, wohl begreifend, wie wesentlich es für beide Männer sey, sich jetzt ganz kennen zu lernen, Adolphen einen halbjährigen Urlaub aus dem Departement, in welchem er arbeitete zugestanden. So zogen den die beiden Glücklichen, von der guten Gesellschaft mitleidig belächelt, von Thoren bespöttelt, vom Fürsten

gebilligt, und von allen wahrhaft geiſtvollen Menſchen beneidet, am erſten Maitage eines herrlichen Lenzes, auf ihr ländliches Sorgenfrei hinaus. Ach, wer je im ſtaubigen, ſchweren Tretrade der Staatsmaſchine, im zerquetſchenden Schraubeſtock des Militairdienſtes oder gar im papiniſchen Topfe des Hoflebens geſteckt, das den ganzen Menſchen mit Leib und Seele, mit Knochen und Fleiſch, blos durch die warmen Dämpfe der geiſtloſeſten Vielgeſchäftigkeit und des allervornehmſten Müßiggangs zu weichem Brei zerkocht, der beim Donnerwetter, wie beim Frühlingsweben, ein widerwärtiger Gallert, nichts mehr vermag als gehorſamſt beifällig zu erzittern — ein ſolcher weiß wie dem zu Muthe iſt, der alle dieſem Elend entflohen, die Räder ſeines Wagens über die letzten Steine des Stadtſtraßenpflaſters raſſeln hört. Der Wagen läuft nun geräuſchlos auf der weichen Erde hin, Lerchengeſang, Blütenduft, blauer Himmel, grünes Land, ſilberner Strom, ſpielendes Sonnenlicht in Büſchen und Wäldern, alles drängt ſich wie liebkoſend und beglückend an den vornehmen Mann im goldnen Wagen, der in ſeiner Armuth nichts hat, als ein vor Wonne bebendes Ach, vor Wehmuth glänzende Augen und den tiefgefühlten hochſinnigen Wunſch, daß doch Alles hinter ihm liegende, bei der feinſten Geſellſchaft

anzufangen, höchſt möglich ſchnellſt als ſein wohlerworbnes, unbeſtrittnes Eigenthum der leibige Gott ſei bei uns, in Empfang nehmen wolle. Der Lotsgeſchmiedete kömmt an auf ſeinem Landſitz, ſteigt aus, nimmt Beſitz. Nach und nach gelangt er zur Beſinnung. Himmel, welche Wonne! Stille, du Labſal und Element der Geiſter, du liegſt rings umher. Geregelt gehn die vernünftigen Beſchäftigungen des Landmanns, die wohlthätigen Veränderungen der Tageszeit an ihm vorüber. Kein keuchender Canzleibote ſchmettert einen Stoß Acten von funfzig Nummern vor ihm nieder, kein reichbordirter Hoflakei unterbricht ihn im herrlichſten Gedankenflug auf die Reckleiter einer Couraſemblee abzurufen. Kein rauhes „G'wehr r'aus!“ kein näſelndes oder blöckendes: „hört ihr Herren,“ kein klirrender, klappernder, donnernder Eil- und (Lange-) Weilwagen der Poſt und der Eleganten ſtört ſeine Gedanken am Tage, ſeine Ruhe bei Nacht. Nur gleichſam um ihm das Glück der Gegenwart durch Erinnerung an die Qual von ehmals zu erhöhen, erinnert ihn das Gegacker, Geſchnatter im Hühnerhof und das Brummen und Ya-en des fernen Stalles, durch ſeinen Morgenſchlummer hintönend, mit der Ironie des Traumes an ähnliche Leute in der guten Geſellſchaft. Gott der Träume, denkt der

Halbwache, lächelt über die auffallende Aehnlichkeit ſo disparater Dinge, und wirft ſich zum Weiterſchlafen auf die andere Seite! — So auch, eben ſo glücklich fühlten ſich Adolph und Osmund, als ſie dem Kerker der Stadt entflohen, ſchon das freundliche Wohnhaus, deſſen wirthlich blaudampfende Schornſteine ihnen ſo lange von der waldbekränzten Höhe einladend entgegenblickt, nun nach ein paar Stunden ſie endlich in ſeinen Frieden aufgenommen hatte. „Ach Oheim, — rief Adolph, als er nach der erſten, ſtill verbrachten Nacht, ins Frühſtückzimmer trat, ein Blick durch die hohen offnen Glasthüren des Balcons ihm die reizende Gegend in der herrlichſten Morgenbeleuchtung zeigte, und ihm Duftwellen aus Garten, Wieſ' und Wald entgegentrieb — „Ach Oheim, wie herrlich iſts hier, und wie thöricht dieſe Stille, dieſe lebendigen Gemälde gegen alle die phyſiſchen und moraliſchen Lügen der großen Stadt zu verlaſſen!" — Osmund erwiederte lächelnd — „ſo ſehr Du Recht haſt, theurer Adolph, ſo haſt Du es doch nur in Bezug auf Dich und wirſt zugeben, daß man höchſt geiſtreich, höchſt gemüthvoll, ja von der reichſten Fantaſie ſeyn und doch eben kraft dieſer Eigenſchaften, den Aufenthalt in der Stadt auf dem Lande vorziehen kann!"

„Oheim, Du ſprichſt in Räthſeln, wo nicht in —“

„Widerſprüchen, meinſt Du? Wahrhaftig nicht lieber Junge, und ich begreife nicht, wie Deinem Scharfſinn nicht der Componiſt, der Schauſpieler, der dramatiſche Dichter einfallen kann, die ich gerade im Sinne habe. Daß alle dieſe, wenn ſie die rechten, im eigentlichſten Sinne, die Retter des vielfach gedrückten Menſchen, die Verſchönerer und geiſtigen Decorateurs des glücklichſten Lebens ſind, das wird kein Geiſtiger leugnen wollen noch können. Du meinſt, man könne ja herrlich auf dem Lande komponiren, Comödie ſpielen, dichten. Ja man kann es, das heißt die elegante Welt kann es und wir Beide. Die Eleganten, weil zu der Art, wie ſie die Kunſtleiſtungen lieben und liefern, jeder Ort taugt; wir Beide, weil wir blos im Reflectiren Genuß, im Nachempfinden des vom Künſtler geſchaffnen Werkes unſre Seligkeit finden. Aber der ſelbſtſchaffende Künſtler auch? Ich will nicht an die ſcherzhafte, obſchon tief greifende Wahrnehmung erinnern, daß die beſten Liebeslieder im Zuſtand völliger Gleichgültigkeit, die beſten Weinlieder beim Waſſerglaſe, die beſten Frühlingslieder im Winter, die beſten Kriegsgeſänge nach der Schlacht geſchaf-

ſen werden, aber ich behaupte geradezu, die Künſte gedeihen am beſten im Lärm der Städte, nicht in der Stille des ländlichen Lebens. Und überleg einmal, es kann auch nicht anders ſeyn. Von Liebe, von Wein, von Lenzesluſt, von Ruhmſucht durchglüht, iſt die Seele ſo überfüllt, daß ſie zur Schöpfung aus Selbſtbetrachtung — und das iſt der Zuſtand, in welchem der Künſtler ſchafft — durchaus nicht gelangen kann. Darum iſt eben überall die höchſte Luſt mit einem gewiſſen Schmerz, dem der Unerſättlichkeit, verbunden. Der Geiſt ſieht ſich im Beſitz des längſt erſehnten Glückes, aber die Wonne des Beſitzes überflutet ihn ſo, daß er, wie das höchſt wahre Wort ſagt, davor nicht zur Vernunft kommen kann. Er weiß nur, daß er beſitzt, aber wieviel, wie unbegrenzt, auf welche Art, das Alles wird ihm nicht klar. Wie das Waſſer in einem Gefäß, das bis an den äußerſten Rand gefüllt, wenn Du es anſtößeſt, zu oscilliren anfängt und nun kein reines Bild mehr in ſeinem Spiegel auffaſſen und wiedergeben kann, ſondern es zerriſſen jeder Schwingung mittheilt, bis nach vielfältiger Bebung wieder Ruhe eintritt und mit ihr die Abſpiegelung des Himmels aus der Tiefe wieder auf die ſtill gewordne Fläche herauf tritt, eben ſo iſt es mit dem Menſchen in Extaſe. Er ſey

noch so großer Kunstgenius; im Moment der Extase nicht, wohl aber in der darauf eintretenden desto ruhigern Selbstbeschauung, wird er seine Werke für die Nachwelt liefern. Nun ist aber das Landleben für den Künstler ein Zustand immerwährender Ueberspannung. Alles herrliche daselbst, selbst die köstliche Stille überreizt ihn. Es ist alles so schön außer ihm, daß er im Vollgenuß gar nicht seiner innern Schöpfungen bedarf. In der Stadt dagegen quält ihn Lärm um Nichts, im geistigen wie im physischen Treiben, ihm ekelt vor der vornehmen Dummheit und der gemeinen Niederträchtigkeit. Adelstolz, Geldstolz und Bürgerstolz, einerlei Art von Dummheit, nur mit andern Aufschlagefolben empören ihn. Nun sucht er Rettung, Schutz, Erquickung — und findet sie — in der Kunst. Aufgeregt von Erbärmlichkeiten ist seine Seele, aber der Genius der Kunst ist ruhig, er ist wie der Gerechte, „keine Qual rührt ihn an" nämlich von außen, und nun erschließt er dem Künstler seine Wunderwelt. Endlich braucht auch jeder, der dichtende, wie der blos leistende Künstler, Uebung. Der letztere auf seinem Instrument, der erstere in Auffassung der Charaktere und Situationen. Vielleicht ist kein Tag, wo nicht auf der Straße, oder im Schauspiel, oder in der Gesellschaft, sich etwas ereignet,

was der Künſtler brauchen kann. Leonardo da Vinci nahm ſeine reichſten Gruppen, ſeine kühnſten Phyſiognomien, aus den Riſſen des abgeſprungnen Kalkes alter Wände. Aehnliches bietet das tägliche Leben dem Künſtler — Frazzen oder ſinnloſe Sprünge für den geiſtig Blinden, für den Künſtler eine Fundgrube. Klänge die ſich, von Niemand beachtet und durch phyſiſche Zufälligkeiten hervorgebracht, hinter einander hören laſſen, bieten dem Tonkünſtler Motive von der frappanteſten Kühnheit und allen Reiz der Neuheit. Und ſoll ich Dir aufzählen, was der Mimiker, der dramatiſche Dichter in einer Stunde in einer Straße der großen Hauptſtadt ſieht? Du begreifſt mich und ich breche ab.“

„Aber ſoll denn“ — frug Adolph beinahe furchtſam — „ſoll denn der Künſtler die Wonne des Landlebens, die Seligkeit an der Mutterbruſt der Natur zu liegen, ganz entbehren?“

„Keineswegs mein junger Freund. Aber er ſoll ſie eben nur in einzelnen Zügen genießen. Er beſitzt ja ſo viel, eine ſolche herrliche innere Welt, daß er der äußern wohl, um zu leben, aber keineswegs, um geiſtig glücklich und produktiv zu ſeyn, bedarf. Bisweilen, und dafür ſind eigentlich die reichen Leute in der Welt, ſoll er zu irgend einem ächten Kunſtfreunde hin-

aus aufs Land, in die reizende Einsamkeit ziehn, und dort ein paar Monate in süßer Unthätigkeit zubringen. Dort wird sich sein Gemüth voll lieblicher Gedanken saugen, die dann später in der Stadt verarbeitet, die herrlichsten Werke darstellen werden." — Der Oheim hatte seine Gründe, warum er, ganz gegen seine Ueberzeugung, nicht unbedingt in das schwärmerische Lob des Landlebens einstimmte, davon Adolph so oft sich die Gelegenheit darbot überfloß. Er wollte sich nämlich erst recht überzeugen, daß diese Neigung des Jünglings keine vorübergehende, angenommene, sondern eine aus seiner Eigenthümlichkeit hervorgehende sey, geeignet und gründlich genug einen Lebensplan darauf zu gründen. Da die beiden Männer fast den ganzen Tag zusammen waren, zusammen sprachen, arbeiteten, spazieren gingen oder ritten, so konnte es nicht fehlen, daß, was immer für ein Gegenstand zur Sprache kam, derselbe gründlich, erschöpfend, von allen Seiten beleuchtet und abgehandelt wurde. Je mehr Osmund — bei Adolphs immer stärker ausgesprochenen Abneigung gegen das Geschäftsleben — opponirte, je mehr bemühte sich dieser seinen Lieblingssatz mit allen möglichen Gründen zu unterstützen. Was wenigstens eben so stark als seine Argumente sprach, war seine offenbare Geschicklichkeit in allem, was

zum Administrationsfache gehörte, und warum er von zwei schönen Eigenschaften seines Charakters, Ordnungsliebe und Klarheit, mächtig unterstützt ward. Es schien, als ob auch der Fürst in ihm vorzügliche Geschicklichkeit für dies Fach erkannt habe, da er ihn dabei zuerst angestellt, und alle Arbeiten Adolphs sobald er nur erst mit der Form des Geschäftsganges bekannt waren, seine, so wie die ausgezeichnete Billigung des Collegii erhalten hatten. Mit der ihm eigenthümlichen Bescheidenheit berief sich Adolph ganz zuletzt hierauf, überwand aber auch damit seinen hartnäckigen Opponenten vollständig, der ihm dies gerne zugab. „In der That mein Adolph" — beschloß Osmund ihren Streit — „ich pflichte Dir, gerade auf Dein letztes Argument hin, als das entscheidendste, bei. Wer so wie Du, nach fleißigem academischen Studium, in das Geschäftsleben eintritt, und den ihm angewiesenen Kreis schnell lieb gewinnt, seine Eigenthümlichkeit sich mit Leichtigkeit eigen macht, die ihm zugewiesenen Arbeiten mit entschiedenem Gelingen ausführt, der darf wohl sagen, daß er dazu angebornen Beruf habe. Fern sey es von mir Dich daraus verdrängen zu wollen, den weitläuftige Besitzungen und ein bedeutendes Vermögen zu dessen verständigen für das Wohl Deiner Unterthanen ersprießlichen Verwaltung

auffordern. Hunderte von Menschen blicken auf Dich, der ihnen als Herr angewiesen, Berather, Verpfleger, Schützer werden soll. Nein, mein junger Freund, verlaß die glänzende Residenz, die für Dich wenig Anziehendes haben kann. Besuche Deine Güter, durchirr' Deine Wälder und Fluren, lerne Menschen und Menschenelend kennen. Hilf mit Liebe und Einsicht, binde den schönsten Kranz, den des Bewußtseyns dauernd, auf eine vernünftige Weise glücklich gemacht zu haben, um Dein Haupt, aber vergiß nicht, daß der Mensch bestimmt ist, Freud' und Leid nicht für sich allein zu behalten. Du bist in den schönsten Jahren, wo Kraft und Biegsamkeit, so im Körper wie im Geiste sich vereinen. Du hast Weltkenntniß und Erfahrung genug, um Dich nicht vom Aeußern allein — Herz und Geist genug, um Dich nicht von irdischen Zufälligkeiten bestechen zu lassen. Reis' umher, sieh' Dich unter den Töchtern des Landes um, und wähle Dir eine Gefährtin. — Du lächelst? — Ueber den Comödienvater, der nun gern die Liebesleutchen zusammen giebt? — Oder — hast Du schon gewählt?"

„Ohne daß Du es wußtest theurer Oheim? Nein, wahrhaftig nicht. Aber ich möchte fragen, warum soll ich denn heirathen? Mir gnügt für Geist und Herz Dein Umgang und

wer bürgt mir dafür, daß ein Mädchen je nur daran reiche, geschweige es mir ersetze? Giebt es denn kein Glück außer der Ehe? Kann denn Freundschaft nicht Liebe entbehrlich machen? Antworte mir doch darauf!"

„Freund, Deine Fragen beweisen, daß Deine Stunde noch nicht gekommen ist, und da sey Gott vor, daß ich sie durch Ueberredung früher herbeiführen sollte. Ob es kein Glück giebt außer dem ehelichen? O ja gewiß, ein stilles, gleichförmiges Leben, ohne tiefe Aufregung, eine Stimmung in welcher die tiefsten, gewaltigsten Gefühle gar nicht zur Ansprache kommen — wenn dies ein Glück ist, so gewährt es das ehelose Leben, die Freundschaft zu einem Manne, selbst von Deinem Alter. Du wirst mit Deinem Freunde patriotisch, philosophisch, dichterisch, kosmopolitisch, aber nie zärtlich schwärmen können. Auch der geistreiche Freund wird Dir nie, weder im geselligen Leben, noch im langen vertrauten Umgang, den ganz eignen feinen geistigen Reiz bieten, den die Unterhaltung eines liebenswürdigen weiblichen Geschöpfes gewährt. Gerade das Originelle ihrer Ansichten, das innige Erfassen, wenn auch nicht eben Ergründen des Gegenstandes, die reizende Heiterkeit, mit der die gutorganisirten Frauen Leben und Verhältnisse betrachten, macht sie zu

wahren wohlthätigen Pari's für uns Männer, die ja oft vor den Gebilden unſrer eignen Fantaſie erſchrecken und melancholiſch werden. Denn das wende der Himmel von Dir, daß Du Dich in ſolch ein ſentimentales Klageweib verlieben ſollteſt, daß in der glücklichſten Lage und bei Mangel an eignem Kummer, fremden ſucht, um nur empfindſame Thränen weinen, gewaltig ſeufzen und mit matten Augen gegen Himmel blikken zu können. Pfui, der widrig empfindelnden Comödiantin! Aber eben ſo ſorgſam wehre Dich vor jenen unglücklichen weiblichen Organiſationen, die, mit ihrer übellaunigen Stimmung die heiterſten Verhältniſſe trüben. Gleich metalliſchen Säuern machen ſie im Nu die glänzendſte Fläche blind, und überziehen mit dem Leichenflor ihrer Melancholie die freundlichſten Blüten. Solch eine Trübſinnige kann den beſten Mann, die geſündeſten Kinder, die genügendſten Verhältniſſe haben, ſie wird nie in ihrem Hauſe anders als mit finſtrer Miene, mit verdrüßlichen, lebensſatten Geberden umhergehen, mit halblauter unfreundlicher Stimme ſprechen. Nicht etwa ſanftraurig, leiſeklagend wie die Empfindſamen, o nein, dieſe ſchönen Unglücklichen haben vielmehr eine Dragonermäßige Schwermuth. Daß ſie nicht fluchen, iſt alles, was ſie über ihre Heftigkeit vermögen. Ihre Reden ſind bitter und

verächtlich, verſtehſt Du nicht gleich das halb hervorgehauchte Wort, ſo ſchweigt ſo ein Engel gleich ganz und gar; findeſt Du nicht gleich das verlegte Buch, oder vermißten Schlüſſel, ſo kömmt er daher gefauſt, wie auf Flügeln des Sturmes, reißt Dir alles aus der Hand, wirft mit Thüren, Fenſtern, Schubladen, und richtet doch auch nichts aus. Solche holde Leidtragende ſind voll Heiterkeit außerm Hauſe, aber daheim ſitzt ihr Gram, nämlich der nachgiebige Mann, die geſunden Kinder. Sie werden Dir verſichern, daß man mit einem Manne, den man liebt, auf dem Lande, ja auf einer wüſten Inſel unbeſchreiblich glücklich ſeyn könne — und Reſpect vor ihrer Liebe zu dem Gatten! Aber nun frage einmal den armen Kreuzträger, wie es auf dem Lande ging? Eben ſo wie in der Stadt, wird der Arme ſeufzen. Eben weil der Mann einer ſolchen Frau von ihr unausſprechlich geliebt wird, hat er keine frohe Minute. Iſt er ernſt in ſich gekehrt, ſo klagt ſie über Kälte, iſt er zärtlich, ſo wird ihr zu warm. Für ſeine Heiterkeit hat ſie nur ein mitleidiges Lächeln, für ſeinen jovialen Humor zu viel Würde. Iſt er nachgiebig, ſo will ſie über ſeine Charakterloſigkeit verzweifeln, bietet er ihr die Spitze, ſo treibt ſie es gleich bis zur Scheidung. Ein Leben das nur Stunden voll Glückſelig-

keit, höchſtens Tage voll Zufriedenheit darbietet, iſt einer ſolchen vornehmen Unglücklichen viel zu ſchlecht. Aber jenſeits hofft ſie 'was Geſcheuteres und deswegen macht ſie das Diesſeits den lieben Ihrigen — aus lauter Liebe verſteht ſich — zur Hölle. Nein, der Himmel führe Dir eine von jenen geiſtig und körperlich geſunden Conſtitutionen zu, die der mütterlichen Ruthe nicht zu früh entlaufen und auf ihre eigne Hand mannbar geworden, ſondern in denen vernünftige Erziehung und glückliches Naturell ſich die Hand boten. Da wirſt Du Roſenwangen und roſenfarbne Anſichten finden. Heiterer, leicht vergnügter Sinn, viel Freude am Leben und an den einfachſten Freuden, Herzlichkeit mit Jedermann, ſüße Zärtlichkeit mit dem Gatten, kein Trotz, keine Heftigkeit, keine üble Laune. Thränen, wo es die Mühe lohnt, Lächeln, bei der geringſten Veranlaſſung, ſtille Heiterkeit immerwährend. Gebildeten ſchlichten Verſtand, nicht den Krampf hochgeiſtiger Bildung. So wünſche ich Dir die Gattin; findeſt Du eine ſolche, dann reiche ihr ſchnell die Hand zum ewigen Bunde, der Himmel hat Dir ein wohlgefälliges Zeichen in ihr gegeben und Dein Leben fließt munter und klar wie die Silberwelle des Baches unter Blumen dahin. Eine ſolche Gattin

giebt, was die alte Rede verheißt, den Himmel auf Erden."

„Aber Oheim, warum haſt Du ſelbſt, bei ſo genauer Kenntniß des Geſchlechts, Dir nicht eine ſolche Gattin gewählt?"

„Die Frage iſt ganz natürlich. Hier meine ſchlichte Antwort, die zugleich eine von Deinen andern Fragen beantworten kann. Zuerſt habe ich nicht geheirathet, weil das holde Geſchöpf, dem ich mein ganzes Herz geweiht, nach menſchlichen Begriffen mir unerreichbar hoch ſtand. Ich hätte nur müſſen eben ſo tief ſinken, und das freundſchaftlichſte Zutrauen, die hingebendſte Rückhaltloſigkeit, mit Undank und Verrath lohnen wollen — Gott ſey Dank, das vermochte ich nicht. Um dem vertrauenden Freunde nicht den Dolch ins Herz zu ſtoßen, durchbohrte ich lieber mein eignes, opferte meine Liebe der Pflicht auf und floh, um ſicher zu gehen, nach Indien. Seitdem habe ich viel Frauen geſehen, wie Du glauben kannſt, aber viele Jahre hindurch war die Wunde zu tief, um fremde Berührung zu verſtatten, und als ſie zu vernarben anfing, begegnete mir Keine, die mich zum neuen Bunde hätte reizen können. Dann kam auch eine Epoche von Männerſtolz, die lange anhielt. Wie, ſagte ich zu mir, kann denn ein Mann nicht leben ohne Frau und Verſtändniſſe mit

Frauen? Ich hatte immer die Natur geliebt, jetzt suchte ich meine Lieblingsdisciplin, die Pflanzenkunde vor, und behandelte sie als mir zu eigen zu machende Wissenschaft. Je ernster und tiefeindringender mein Studium ward, je mehr lernte ich Gesellschaft, zumal weiblichen Umgang entbehren. Ja der Ernst, die Gründlichkeit des Studiums machte mich eine Zeitlang ungerecht gegen das schöne, aber oberflächliche Geschlecht. Meine Instrumente, meine Cartons, meine Bücher, das war Alles, was ich brauchte, und was ich in jedem Augenblicke auf mein Cameel packen und heute hier, morgen funfzig Stunden vorwärts, übermorgen eben so viel rück- oder seitwärts meine Wohnung aufschlagen konnte. Die Erde war mein, kein Kindergeschrei, keine zärtlichen Thränen, keine Abschiedsscenen mit Verwandten oder Schwiegereltern, trieben mich von jenem längst erwünschten Orte weg, hielten mich von jenem mir so wichtigen Punkte zurück. Meine Gefährten bei botanischen Excursionen zitterten im Voraus, was daheim ihren Gattinnen und Kindern geschehen könnte, bebten, um der Zurückgelassenen willen, vor der Möglichkeit von einer Schlange gebissen zu werden. Hatten sie Briefe, so seufzten sie über Alles, was daheim geschehen konnte, indessen sie sich an den Schriftzügen ergötzten, hatten sie keinen, so

gingen ſie wie Verzweifelte umher. Auf den herrlichſten Punkten vermißten ſie die Ihrigen, jeder neue Fund entzückte ſie nur in der Idee, ihn daheim vorzuſtellen. Und ſo waren ſie überall halbe Menſchen, halbe Gelehrte, halbe Beobachter — eigentlich zu nichts gut, als ihren Frauen ſchön zu thun und Kinder zu wiegen. Ich verſichere Dir die Abhängigkeit vieler Menſchen von ihren Frauen grenzt oft ans Widerliche, Sclaviſche, und mancher brauchbare Mann iſt erſt Mann und brauchbar, wenn ſeine Frau neben ihm ſteht. Das — ich bekenne es — ſchien mir eine Entwürdigung und ich rief dann wohl empört aus: „Gott ſey Dank, daß ich weder Kinder zu wiegen, noch Frauen zu tröſten, noch Schwiegereltern zu berückſichtigen habe, daß ich ohne Frau, ein ganzer, tüchtiger Mann bin, dem Luft und Fels und Wald und Flur gehören, und den kein moraliſches Beineiſen am raſchen Lauf, am kühnen Sprung hindert! — Und gewiß in dieſer Stimmung lag viel Wahres, ſo lange ſie gegen die Caricaturen von Ehegatten gerichtet blieb. Aber gegen das Allgemeine konnten ſie ſich nicht richten, ohne ungerecht zu werden. Auch mahnte mich Erinnerung an das Weſen, was ich gekannt, verloren und noch immer nicht erſetzt gefunden hatte. Dabei ward ich funfzig Jahr, bin aber wahrlich

kein Hageſtolz geworden. Im Gegentheil, mein Herz ſchlägt noch ſo heiß und zärtlich als vor dreißig Jahren, und ich ſtehe gar nicht dafür —"

„Ach Oheim, wenn das möglich wäre! Sieh', dann lebte ich bei Dir als Dein adoptiver Sohn, und heirathete nie und pflegte Dein Alter." —

„Adolph, Du ſchwärmſt. Ueberſiehſt Du das Lächerliche, ja Widrige, was uns ein verliebter Greis empfinden läßt? Pfui, pfui, nichts mehr von mir hierüber, deſto mehr aber von Dir. Haſt Du vergeſſen, was Dir Emilie verſprochen hat. Doch davon heut Abend. Jetzt an unſer Tagwerk." —

Die beiden Männer hatten es an der Art, in einem Zimmer gemeinſchaftlich zu arbeiten und es gewährte jedem einen beſondern Genuß, jeden Gedanken, der ſich während dem Leſen oder Schreiben im Kopfe des Einen entſpann, ſogleich dem Andern, wie zur Prüfung vorzulegen. Dieſe Prüfung, das war unabweichliche Bedingung, von Anfang herein feſtgeſetzt, ward, gab ſie zur Debatte Anlaß, mit allen Waffen der Dialektik, ſelbſt Ironie nicht ausgeſchloſſen, ausgeübt. Es ſollte nichts zwiſchen ihnen beſtehen, was nicht Wahrheit enthielt. So in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo im eignen Gemüth.

Was probehaltig befunden, ward gemeiniglich in den beiderſeitigen Gedenkbüchern, die immer offen da lagen, notirt. Sie gewannen viel dadurch. Zuerſt, daß keiner an dem Ausbrüten einer Idee, die nichts taugte, ſeine geiſtige Wärme verſchwendete; zweitens, daß ſelbſt von einer guten Idee augenblicklich die Gegenſeite aufgeſucht und aufgeſtellt ward; drittens, daß was aus jenem kritiſchen Treibeheerde ſich in die Gedenkbücher gerettet hatte, reines Gold war, keiner nochmaligen Verflüchtigung unterworfen. Da beide Männer gern als Schriftſteller auftreten mochten, ſo war ihnen ein ſolch unerbittlich ſtreng richtendes Publicum, als ſie ſelbſt bildeten, eine unſchätzbare Anſtalt. Wie herrlichen Genuß gab es dann, wenn Beide über einen, eigenen oder fremden, reichhaltigen Gedanken, über eine klar und doch tief gedachte Abhandlung, über ein ächt poetiſches Gedicht, eine originell geiſtreiche, witzige Kritik, ſo recht in Entzückung auflohderten. „Ach!“ — rief dann Adolph wohl aus — „ſolchen Genuß entbehrt die glücklichſte Ehe, und bietet auch die geiſtreichſte Frau nicht.“

Den Freunden war in ihrer ſtillen patriarchaliſchen Lebensweiſe der ganze Frühling und

ein Theil des Sommers in vielfacher, bald geiſtiger, bald phyſiſcher Thätigkeit hingegangen. Adolph hatte ſich, je genauer er den Oheim kennen lernte, deſto inniger an ihn angeſchloſſen. Er mochte nun Rath, Belehrung, Urtheil oder Zurechtweiſung von ihm verlangen, er fand alles auf die gründlichſte, liebevollſte, geiſtreichſte Weiſe. Osmund war einer der ſeltenen Menſchen, die alle beglücken, die ſie in ihren Kreis ziehen. Was den Umgang mit Menſchen zur reinſten Seligkeit erheben kann — jene liebreiche, ſtill heitere Weiſe, die ohne Predigerton belehrt, ohne Bitterkeit, mit Witzesſchärfe erheitert, ohne Pedanterie doch überall auf Gründlichkeit dringt — alle dieſe verbanden ſich in dem ſeltenen Manne mit lebendiger Liebe zu Kunſt und Natur und einem kräftigen Naturell, das durch ſeinen geſunden, friſchen Säftenumlauf, keiner ſplenitiſchen melancholiſchen Anſicht oder Stimmung Raum gab. War es ein Wunder, wenn Adolph mit der Liebe eines Sohnes an ihm hing, und mit Entſetzen an den Augenblick der Trennung dachte? Die Nothwendigkeit einer ſolchen war zwar durchaus nicht vorhanden, allein die erſte Bitte, die Adolph an Osmund that, ſich auf immer bei ihm niederzulaſſen, hatte der Oheim verweigert, oder doch wenigſtens eine Entſcheidung abgelehnt. „Verlange das nicht, geliebter Adolph"

— war ſeine Antwort geweſen. „Ich habe keinen Grund Dir entgegenzuſetzen, allein ein Gefühl, das ich in meinem Leben nie ohne Nachtheil unbeachtet gelaſſen, ſagt mir, es ſey noch nicht Zeit mich an einer Stelle, wäre ſie auch ein Eden, feſtzuſetzen. Ich weiß nicht was, noch wenn es mich von Dir treiben wird, aber dieſe Kenntniß würde uns Beide betrüben und uns unzählige ſchöne Tage verderben. Glaube mir, der Dichter hat vollkommen Recht zu ſagen: quid sit eras fuge quaerere! *) Mit dankbarer Freude wollen wir das Glück, uns gefunden zu haben, uns achten und lieben zu können, erkennen und genießen, und dabei unſern Wünſchen ein Ziel ſtecken. Die Jahreszeit rückt fort, der hohe Sommer iſt uns auf den Ferſen. Was ſind Deine Pläne für die allernächſte Zeit, laß hören, wie ich ſie mit den meinigen in Uebereinſtimmung bringen kann, und" — er ſtrich, Adolph zärtlich umarmend, mit der flachen Hand über deſſen Stirn — „laß mich auf dieſem reinen Spiegel keine Wolken ſehen, die der Jugend nicht ziemen." — Adolph warf ſich ſtürmiſch an des Oheims Herz, und in den Augenblicken einer ſtillen Rührung beruhigte ſich ſeine wehmüthige Sehnſucht. — Sein Entſchluß, ſich der

*) Begehre nicht zu wiſſen was morgen geſchehen wird.

Verwaltung ſeiner Güter zu widmen und aus dem Geſchäftsleben herauszutreten, ſtand feſt. Er hatte deshalb ſchon an den Fürſten geſchrieben und ſah täglich der genehmigenden Antwort entgegen. Osmund war damit einverſtanden. „Aber" — ſetzte er hinzu — „vergiß nicht, daß das Vermächtniß unſrer theuern Fürſtin Emilie Dir zur Pflicht macht, ſobald Du einen entſcheidenden Schritt für Deine künftige Lebensweiſe gethan haben wirſt, ihre Freundin, die Gräfin Hallenſtein aufzuſuchen und durch ihre Vermittlung die Familie kennen zu lernen, aus welcher Du Deine zukünftige Gattin, nach Emiliens Wunſche, wählen möchteſt. Zwar hat die treffliche Frau allerdings hinzugeſetzt, daß alles Deinem Ermeſſen, Deiner Neigung überlaſſen bleibe, indeſſen kannſt und wirſt Du Dich nicht weigern wollen, einen Auftrag zu vollziehen, der Dich zu nichts verbindet, und Dir wenigſtens eine angenehme Bekanntſchaft verſpricht. Auch mich zieht es in jene Gegend, und ſo wären unſere Abſichten und Pläne auf das nächſte Vierteljahr durchaus gleichlaufend. Demnach treten wir, denke ich, unſre Entdeckungsreiſe gleich am nächſten Morgen an." — Noch vor dem Abgange der beiden Freunde traf die Genehmigung des Fürſten zu Adolph's Austritt aus ſeinem Departement ein, und ſo war denn der erſte

Schritt in ſeinem neuen, von ihm mit ſo gro-ſſer Vorliebe gewählten Beruf gethan.

Die Stadt, welche das Ziel der kleinen Reiſe war, hatten die Freunde erreicht. Da kein beſchränkter, nicht zu überſchreitender Urlaub, ihnen die Stunden zu zählen gebot, ſo nahmen ſie ſich vor, ſobald ſie erfuhren Gräfin von Hallenſtein ſey auf einige Tage abweſend, ihre Rückkehr zu erwarten. „Laß uns die Zeit für alle Zwecke nutzen, die in unſerm Bereiche liegen" — ſagte Osmund. „Ich habe Briefe an den fürſtlichen Kammerpräſidenten, der, ein tüchtiger Geſchäftsmann und Agronom, das wichtige Unternehmen einer Sumpfaustrocknung hier in der Gegend vorgeſchlagen und unternommen hat. Tauſende von Aeckern fruchtbaren Landes ſind dadurch der Wuth des Stromes abgewonnen, und hunderten von Menſchen die väterlichen Wohnſitze und ein ſorgenfreier Unterhalt geſichert worden. An ſich ſchon würdig iſt das Object Dir als Grundbeſitzer, mir als Naturforſcher höchſt wichtig." — Sie ließen ſich anſagen, wurden angenommen und fanden einen Mann, deſſen Eigenthümlichkeit ihnen ſo viel Intereſſe als ſeine Kenntniſſe Ehrfurcht einflößten. Die Beſichtigung des unternommenen Werkes erforderte einige Tage, und

da der Präſident eben ſo großes Wohlgefallen an den ihm Empfohlnen fand, als ſie an ihm, ſo willigten ſie gern ein, die Abende bei ihm zu zubringen, wenn ſie zuſammen von der Beſichtigung heimkehrten. Der Präſident hatte eine verſtändige, gute Frau und eine erwachſene Tochter, bei der ſich wieder mehrere junge Mädchen aus der Stadt des Abends einfanden. Der Präſident ſaß gern unter den heitern Mädchen am runden Tiſche, wo ſeine Frau den Thee machte, und Osmund ſowohl als Adolph ſchloſſen ſich gern an. Die Unterhaltung war völlig zwanglos, wie ſie ſich eben darbot, bald ernſt bald heiter, bald wiſſenſchaftlich bald allgemeinern Inhalts. Zwei Mädchen waren es vorzüglich, die Adolphs Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Marie, des Präſidenten Tochter, und Julie von Forſtenburg, eine Verwandte vom Hauſe. Beide waren friſche, reizende Geſtalten, in der ſchönſten Jugendblüte, beide geiſtreich, beide gut. Beide mußten anziehen, auch Adolph fühlte ſich ungemein glücklich in ihrer Nähe, nur wußte er nicht, welcher er den Vorzug geben ſollte. Mariens Geiſt war glänzender, dagegen Juliens Urtheil langſamer aber tiefer begründet. Die erſtere war lebhafter, bei der andern richtete ſich alles mehr nach Innen. Dennoch war zwiſchen beiden ſo

viel Aehnliches, daß Osmund oft mit einem muſicaliſchen, ſehr wahren Gleichniß ſagte, ſie kämen ihm vor wie ein ſchönes Thema in zwei verſchiedene Tonarten überſetzt. Osmund nicht minder als Adolph, nur auf eine mehr beobachtende als thätige Weiſe, beſchäftigten ſich ſehr mit beiden Mädchen, und es konnte nicht fehlen, daß ſie, bei der zwiſchen ihnen herkömmlichen Weiſe, ſich alles mitzutheilen, nicht auch hierüber ſich ihre Meinung mitgetheilt hätten. So unpartheiiſch ſie aber auch verfuhren, indem ſie die Eigenthümlichkeit der beiden Huldgeſtalten abzuwägen ſuchten, ſo bekamen ſie doch beide daſſelbe Reſultat — nämlich — Julie trug bei Beiden den Preis davon. Sobald ſie hierüber einig waren glich ihr ferneres Geſpräch, ſo oft ſie darauf zurückkamen, nur einem muſiriſchen Nachtragen von einzelnen Glanzlichtern in des Mädchens Characterſchilderung, die ſie immer noch vergeſſen zu haben glaubten, ſo daß der jüngere Adolph zuerſt ſich und den funfzigjährigen Oheim vor zu idealiſtiſchem Ausſchmücken ihrer Göttin warnen mußte. Aber ohne es zu wiſſen, bot Adolph ſowohl ſeinem Oheim als dem Präſidenten, der ihn ſehr liebgewonnen, in ſich ſelbſt eine höchſt intereſſante pſychologiſche Erſcheinung dar — die eines Jünglingsgemüthes, in welchem ſich eine tiefe Empfindung geſtaltet.

Er hatte ſich beiden Mädchen mit ſorgloſer Freundlichkeit genähert, war von beiden mit liebenswürdiger Natürlichkeit aufgenommen worden. Je länger, je lieber ward ihm ihre Unterhaltung, je länger, je zwangloſer zeigten ſie ihre Theilnahme an der ſeinigen. Frau von Hallenſteins verzögerte Rückkunft verlängerte Adolphs Aufenthalt und Gegenwart in des Präſidenten Hauſe. Daß die drei, Marie, Julie und Adolph gern beiſammen waren, verbargen ſie nicht, aber auch Osmund miſchte ſich gern unter das Dreiblatt und war immer willkommen. Nach acht oder zehen Abenden indeſſen fing Adolph nicht nur an ſich an Julien ausſchließlicher zu wenden, ſondern auch ſtiller, in ſich gekehrter zu werden, wenn er ſie nicht ſah. Er gab dem Oheim ohne Widerrede zu, daß Julie ihn ausnehmend anziehe, daß er aber über die Natur ſeiner Empfindung einestheils noch nicht im Reinen ſey, andrerſeits aber beunruhige ihn Emiliens Vermächtniß, und bis er deshalb nicht mit Frau von Hallenſtein geſprochen, getraue er ſich nicht dem Zuge ſeines Herzens zu folgen, über das zu disponiren er doch nicht völlige Freiheit habe. Obgleich ihn Emilie nicht an ihrem Schützling feſſeln wolle, ſo würde es ihm dennoch ſchmerzlich ſeyn, ihre Empfehlung ablehnen zu müſſen. Osmund konnte nichts gegen dieſe

Bedenklichkeiten einwenden, als daß Emilie mit großer Umsicht und Menschenkenntniß festgesetzt hatte, daß Adolph keine Stimme als die seines eignen Herzens hören möge. Frau von Hallensteins Rückkehr ward demnach von ihm mit großer Ungeduld erwartet.

Das Heben eines Gebäudes, worin der Aufseher, der die Austrocknungsarbeiten fernerhin zu leiten hatte, wohnen sollte, veranlaßte eine kleine Feierlichkeit, an welcher der Präsident, seine Familie und die beiden Freunde Theil nahmen. Es war ein Tag allgemeiner Freude, über das Gelingen eines so wichtigen Werkes, der durch den Gottesdienst, mit dem begonnen wurde, durch den Jubel so vieler Menschen, denen ihre Wohnungen erhalten und mit mancherlei Freiheiten vom Landesherrn begnadigt worden waren, eine hohe Rührung beigemischt wurde. Die freiwilligen sehr ansehnlichen Beiträge, zu denen Osmund und Adolph sich erboten, und die Art wie sie deren Ausführung bestimmten, gewannen ihnen alle Herzen und manchen lauten Seegenswunsch. Als man des Abends sich zur Rückkehr anschickte fühlten sich alle Gemüther hoch angeregt. Die Gegend im Untergang der Sonne war so reizend, daß man die Wagen auf der bergigen Straße allein fahren ließ und einen reizenden Fußpfad unfern derselben durch Thal

wieſen und Holzungen führend, einſchlug. Osmund ging mit dem Präſidenten und deſſen Gattin, Marie, Julie und Adolph ein Stück voraus. Nichts war natürlicher bei der heutigen Stimmung, als Betrachtungen über Menſchenwohl, über die Pflicht der Fürſten und großen Grundeigenthümer, ihre Unterthanen ſo glücklich als möglich zu machen. Zum erſtenmale kam die Rede auf den Einfluß, den auch die Frauen auf eine ſo wohlthätige als tief eingreifende Weiſe dabei auszuüben berufen wären, und wie in dieſer Hinſicht auf die Wahl der Gattin eines ſolchen Güterbeſitzers doch ſehr viel ankomme. Mehr ſeiner Stimmung als einer beſtimmten Abſicht folgend, mahlte Adolph die Lage und den Beruf einer ſolchen ächten Edelfrau höchſt lebendig und reizend aus, ſo daß Marie in ihrer hellen, unſchuldigen Freude ausrief, daß ſie nichts mehr wünſche, als daß ihr ein ſolcher Beruf beſtimmt ſeyn möge. „Und" — ſetzte ſie lachend zu Julien ſich wendend hinzu — „wenn Dein americaniſcher Bräutigam Dich daran hindern will, ſo mag er nur in meiner Gegenwart auf Sicherſtellung ſeiner Augen bedacht ſeyn!" — Julie mußte herzlich mitlachen, aber Adolphen fiel es wie glühende Erztropfen in die Seele. Jetzt war er ſich in einem Nu klar geworden. Jetzt, ſeit ei-

nem Augenblicke wußte er, daß er Julien auf das Zärtlichſte liebte, daß er höchſt unglücklich ſey, wenn ſie einem Andern zu Theil würde, und daß er unvermögend ſey, für eine andre das zu fühlen, was er für ſie empfände. Wie der Blitz eine dunkle Landſchaft, ſo hatte Mariens Aeußerung eine Gegend in ſeinem Innern erhellt, die ihm noch fremd geweſen. Er fühlte ſich wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, mächtig, durch und durch erſchüttert. Liebe, Wehmuth, Eiferſucht, Hoffnung, alle dieſe Regungen durchzuckten ihn mit krampfhafter Heftigkeit, und nur mit Mühe vermochte er in der gewohnten Unbefangenheit Julien halb ſcherzend zu fragen, was es denn mit dem überſeeiſchen Prätendenten für eine Bewandniß habe. „So gut als keine" — lächelte Julie. „Eine Freundin meiner Mutter ſoll einmal, als ich noch Kind war, geſagt haben, ſie habe mir, ich beſinne mich nicht mehr, ob in Aſien oder in Amerika, einen Bräutigam ausgeſucht, der mich, wenn ich erwachſen ſey, abholen werde. Allein ich habe nie davon ſprechen hören. Sie müſſen geſtehen, daß ich demnach einestheils wenig Hoffnungen auf ſeine einſtige Ankunft hegen kann, da dies die einzigen Data ſind, die ich über ihn habe. Andrerſeits müßte er jetzt doch in ſehr reifen Jahren ſich befinden und wenigſtens

mein Vater ſeyn können!" — „In der That' — fiel Marie ein, — „von dem präſumtiven Bewerber iſt ſo wenig zu befürchten, daß ich jeden andern auslachen würde, der ſich davon abſchrecken ließe." — „Vor dem Fremden," — ſagte Adolph lachend — „ſind wir alſo ſicher, aber" — er ſetzte es leiſe und glühend hinzu — „vor den Einheimiſchen?" „Ich wüßte Keinen" — erwiederte Julie unbefangen und freundlich ihn anblickend, doch hier begegnete ſie Adolphs dunkelleuchtendem Auge voll Liebe und Sehnſucht, erſchrocken und leiſe ſetzte ſie, den Blick ſenkend, hinzu — „der mir bekannt wäre!" — „Keinen, Julie?" — flüſterte Adolph, deſſen Herz hörbar ſchlug — „gar Keinen?" Er hatte ihre Hand gefaßt, weich und warm lag ſie in der ſeinigen, feurig drückte er ſie und — glaubte einen leiſen Gegendruck zu fühlen, obgleich ſich die Geängſtigte ſchnell losmachte, und ein paar Schritte vorausſprang. Sie ſtand ihm nicht wieder Rede, nur als, nachdem man im Garten Thee getrunken und die Freunde Abſchied nahmen, Adolph ſie im Silberglanze des Mondes ſanft und ſchön wie einen Engel vor ſich ſtehen ſah, ſeufzte er leiſe, von ſeinem Herzen überwältigt: „Julie vergeſſen Sie des heutigen Tages nicht!"

Kaum war Adolph mit Osmund allein,

als er dem Oheim mit Heftigkeit um den Hals fiel und ausrief: „Ach Oheim, Unaussprechliches hab' ich Dir zu verkünden, Beides, Freud' und Leid!" —

„Das erstre ahne ich theurer Adolph, aber das zweite lehren mich Deine Worte erst fürchten. Sprich, erzähle, was ist's, was ist Dir begegnet?"

„Ich liebe, theurer, väterlicher Freund, liebe Julien, mit einer Zärtlichkeit, mit einer Glut, von der dies Neulingsherz keine Vorstellung hatte." —

„Herrlich, herrlich mein Adolph, nur weiter. Julie war überrascht, verlegen, und nun fürchtest Du —"

„Julie" — erwiederte Adolph — „weiß noch nichts, ahnet blos meine Empfindung. Ach, durfte ich es denn wagen, ich doch halb durch Emiliens Vermächtniß Gebundener, mich Julien als einen freien Mann anzutragen? Aber noch schlimmer. In ihrer Familie ist das Gerücht, man habe ihr in Amerika oder Asien einen Bräutigam ausgesucht, der, wenn sie erwachsen, kommen und sie heimführen würde. Um alles beschwöre ich Dich nun Oheim, laß uns der Gräfin Hallenstein entgegen gehen, damit ich mich ihr entdecke, ihr bekenne, daß ich unfähig sey einem andern weiblichen Geschöpfe als Julien anzugehören. Möge meine hoch-

verehrte Wohlthäterin Emilie versöhnt auf mich herabblicken, wenn sie von jenseits herüber meine Wahl sieht und billigen muß! Es schmerzt mich unaussprechlich, mich unbesehens gegen der edeln Frau zarte Fürsorge und mütterliche Liebe erklären zu müssen, allein ich kann nicht anders. O warum mußte ich Julien sehen, kennen lernen — und dennoch, welche selige Empfindungen danke ich ihr! — Oheim, Oheim," — er lehnte das fieberndheiße Haupt an Osmunds Brust — „ach, wenn Du helfen kannst, so hilf mir, ich bin auf dem Wege grenzenlos undankbar oder eben so elend zu werden!" —

„Dem Himmel sey Dank" — tröstete Osmund — „ich kann helfen. Ich hoffe Du sollst Julien erwerben. Das hängt zwar nur von ihr ab. Allein auch die Wonne soll Deinem edeln Herzen widerfahren, ganz dankbar zu seyn und der hohen Fürstin Wunsch buchstäblich erfüllen zu können."

„Oheim" — rief Adolph emporspringend — „Du versprichst Unmöglichkeiten und machst mich elender als ich war!"

„Höre mich und Du fällst mir freudetrunken und überzeugt in die Arme. Julie Fürstenburg — — merkst Du noch nichts? — — ist eben das Mädchen, das Dir Emiliens Vermächtniß bestimmt!"

„Oheim — Freund — um Gotteswillen — ſag — ſprichſt Du Wahrheit? O ſchmettre mich nicht zu Boden mit wenn und aber — ſag Ja — oder Nein — — noch halte ich dem Schlage mein geduldiges Haupt hin!“

„Adolph, ich ſpreche Wahrheit, lauter Wahrheit, ſo wahr mir Gott helfe! Schlägt Julie Dich nicht aus, ſo iſt ſie nach Emiliens Willen Dein. Höre, was ich darüber vom Präſidenten, während ihr voraus ginget, erfahren habe. Juliens Mutter iſt die Schweſter der Gräfin Hallenſtein, die, wie Du weißt, Emiliens Freundin, den Hof nach ihrem Tode erſt verließ. Sie zog in die Provinz, wo ihre Schweſter, Wittwe des verſtorbenen Präſidenten von Forſtenburg mit einer einzigen Tochter lebte. Emilie, Jugendfreundin der beiden Schweſtern, liebte die kleine Julie, die jährlich einige Wochen in der Reſidenz zubrachte, mit mütterlicher Zärtlichkeit, und hatte ſie, nachdem ſie Dich kennen gelernt, Dir gleich beſtimmt. Der amerikaniſche oder aſiatiſche Freund, den nur das Gerücht zum Bräutigam geſtempelt hat, bin ich. Emilie hatte nämlich gewünſcht, daß Du durch mich, wenn ich in Europa, wie ich verſprochen, nach Deiner völligen Ausbildung, angelangt ſeyn würde, in Forſtenburgs Hauſe eingeführt und ſonach alle ihre Lieben wieder einmal vereinigt werden möch-

ten. Dieſem ſchönen Zeitpunkte ſtehen wir ganz nah, denn Frau von Hallenſtein iſt mit Juliens Mutter zurückgekehrt, und wir müſſen morgen zu ihr, um unſere Zwecke ganz zu erreichen." — Man kann denken, mit welchem ſtürmiſchen Entzücken Adolph den Oheim umarmte, mit welcher Sehnſucht er Frau von Hallenſteins Antwort auf Osmunds Schreiben erwartete. Endlich kam dieſe, und ſie wurden auf den folgenden Vormittag beſchieden. Die ernſte gerührte Stimmung, welche die Vorleſung von Emiliens Vermächtniß hervorbrachte, wich der heiter bewegten, als Adolph erklärte, daß er bereits Juliens Bekanntſchaft gemacht und ihren Beſitz für das größte Glück ſeines Lebens halten werde. Man begab ſich nun zu Frau von Forſtenburg, wo auch der Präſident und ſeine Familie ſich, von allem unterrichtet, eingefunden hatten. Frau von Forſtenburg wußte durch ihre Schweſter ſoviel von Adolph, daß ſie ihm mit Vergnügen die Hand ihrer Tochter verhieß, wenn er ihr Herz erworben haben würde. Wir wollen den Leſer nun nicht länger mit der Schürzung eines Knotens, die er vorausſieht, aufhalten, ſondern ihm ohne weiteres berichten, daß Julie entzückt war, in dem amerikaniſchen Bräutigam, Adolphen zu erkennen, der bei ihr einen ſehr tiefen Eindruck

gemacht hatte. Die Verlobung ward sofort vollzogen. Adolph und Osmund reisten zurück, um theils die Genehmigung des Fürsten einzuholen, der so viel für Adolph gethan, theils auch um den künftigen Wohnsitz Juliens, wozu eben jenes reizend gelegene Gut erwählt ward, einzurichten. Nach sechs Wochen eilte Adolph zu seiner Braut zurück, und sechs Wochen später führte er sie als Gattin in sein Vaterland und Eigenthum heim, wo Osmund ihrer wartete.

Auch um das Glück der Ehe recht zu genießen, gehört ein gewisses Verständniß dieses Verhältnisses und eine Kenntniß der weiblichen Eigenthümlichkeit dazu, die Adolph nicht haben konnte. Er würde beides, aber langsamer, vielleicht erst nach manchen kleinen Fehlgriffen gelernt haben. Osmund stand ihm auch hier wohlthätig zur Seite. Frauen gleichen Diamanten, die durch unverständige Fassung zwar nicht den Werth, aber doch den Glanz verlieren. Osmunds bewährter Blick hatte ihn Juliens herrliches Gemüth durchschauen lassen, er hielt diese Kenntniß mit der von Adolphs Charakter zusammen, und ließ es sich nun auf das sorgsamste angelegen seyn, ihr alle Gelegenheit zur

glänzendſten Entfaltung ihrer Liebenswürdigkeit zu geben. Julie lernte ihren Gatten durch Osmunds ſo genau, ſo vollſtändig kennen, daß ſie nur der ihr vorgezeichneten Bahn folgen durfte, um ihn glücklich zu machen. Dankbar für Osmunds Sorge, benutzte ſie ſeine Aufklärungen, aber zur zärtlichſten Freundſchaft, zur innigſten Erkenntlichkeit fühlte ſie ſich entflammt, als ſie mit jedem Tage klarer einſah, wie trefflich er ihr gerathen, wie ſie Adolphs Liebe und Achtung im höchſten Grade beſitze, und ſicher ſeyn könne ihn ganz glücklich zu machen. Die beiden jungen Gatten fanden Gelegenheit und Veranlaſſung genug ſich hierüber zu verſtändigen, und Julie hielt es für Pflicht ihrem Gatten zu bekennen, daß ſie Osmunds Entwickelungen von Adolphs Charakter wenigſtens eben ſo viel als ihrer Liebe, die ſchöne Gewißheit danke, ihn glücklich zu machen. Natürlich ſtieg der ſo treue, ſo innig wohlmeinende Freund in ihrer Achtung mit jedem Tage. Die wiederholten Beweiſe von kindlicher Liebe und der zärtlichſten Freundſchaft, die ihm Julie und Adolph täglich gaben, ſchienen nächſt der Gewißheit die Lieblinge ſeines Herzens ganz glücklich zu wiſſen, auch Osmunds völlige Zufriedenheit auszumachen, ſo daß nach Verlauf eines Jahres, als Julie ihr erſtes Kind, Os-

mund genannt, ihm entgegen tragen konnte, nichts natürlicher war, als ihr und Adolphs Antrag, er möge sich doch entschließen, forthin in ihrem Kreise zu leben, und den Gedanken an die Rückkehr nach dem Oriente aufgeben. Seitdem Briefe aus England angelangt waren, die ihm in Bezug auf dies Vorhaben mancherlei Vorschläge thaten, verdoppelten die jungen Gatten ihre Bemühungen. Man sah an der Sorge, die Osmunds edeln Manneszüge umwölkte, daß er mit ernsten Beschlüssen umging. Julie überraschte ihn einst in seinem Zimmer, wo er nachdenkend vor ihrem Bilde saß, das sie ihm gleich nach ihrer Vermählung geschenkt hatte. Sie glaubte den Augenblick günstig zu ihrem Zwecke und bestürmte ihn mit den zärtlichsten Bitten. Gewaltig bewegt hörte Osmund sie an, sah ihr lange scharf in die Augen, dann umfaßte er sie, küßte sie mit zärtlicher Heftigkeit, und trieb sie dann mit den Worten von sich: „geh' holdes Kind, morgen Früh sollst Du und Adolph meinen Entschluß vernehmen!" — Julie verließ ihn, nicht ohne trübe Ahnungen. Adolph war abwesend und konnte erst spät zurückerwartet werden. Osmund ließ Julien sagen, er gehe ihrem Gatten entgegen, und so ward sie ruhiger. Der Abend brach herein, Adolph kam zurück — allein. Seine

erſte Frage war nach dem Oheim. Julie berichtete, was ſie wußte, aber fügte ihre Beſorgniſſe über ſeine ſonderbar bewegte Stimmung hinzu. Adolph, der niemandem, am wenigſten Osmunden begegnet war, ging nur zu leicht in ſeiner Gattin Befürchtungen ein. Man eilte in ſein Zimmer, es war unverſchloſſen, alles in ſeiner gewöhnlichen Ordnung. Nur ſein Hut und ein gewiſſes Portefeuille, welches Adolph gut kannte, und welches werthvolle Papiere enthielt, war weg. Kein Brief, kein beſchriebenes Blättchen gab eine Auskunft oder bot Troſt. Schweigend und betroffen ſahen ſich die Gatten an. War der theure Freund ihnen entriſſen, ſo lag alles daran zu erfahren, warum, auf welche Art, ob auf immer? Zu Nachforſchungen war es zu ſpät am Abend, aber wohin ſollte man ſie am nächſten Morgen richten? Und wenn vielleicht ein den Freunden unbekanntes Geſchäft von hoher Wichtigkeit, ihn nur auf wenige Tage nach der Stadt abgerufen hätte, und er dann wiederkehrte, würde die Kunde von gehaltenen Nachforſchungen, als ob er verunglückt wäre, ihn nicht vielleicht verletzen? „Wie" — fiel Julie plötzlich ein — „wenn er nach der Stadt heimlich geeilt wäre, um dort bei dem Bankier, der ihm die letzten Briefe aus England zugeſandt, beſtimmt auszuſprechen, daß er ſeine

Tage bei ſeinen Freunden zu verleben entſchloſſen ſey, und käme nun und brächte uns dieſe Nachricht?" — Wie der Schiffbrüchige das ſchwächſte Brett, ſo ergriffen Adolph und Julie dieſe mögliche Erklärung und mochten gern vergeſſen, daß Osmund zu Julien geſagt hatte, ſie ſolle Tags darauf ſeinen Entſchluß vernehmen. Mit ſcheinbarer Ruhe erwarteten ſie den Tag, der Licht und Leben, nur keine Kunde von Osmund brachte. Gegen Mittag ließ ſich Adolph ein Pferd vorführen. Er wollte, denn die innere Bangigkeit ließ ihm keine Raſt, nach der Stadt und dort überall umfragen, um nur eine Spur von Nachricht zu bekommen. Eben ſetzte er den Fuß in den Bügel, als er den Poſtboten nach dem Schloſſe zueilen ſah. Adolphs Herz ſchlug ſo gewaltſam, daß er Mühe hatte den Brief zu entſiegeln. Es war Osmunds Schrift. Er überflog ihn, eilte in Juliens Zimmer, warf ſich auf's Sopha und konnte, ſein Geſicht verhüllend, nicht mehr als die Worte ſtammeln: „wir haben ihn verloren!" Entſetzt riß ihm Julie den Brief aus der Hand und las Folgendes:

„Theurer geliebter Adolph,

„Vergieb mir den Schreck und den Schmerz,
„den ich Dir durch meine Flucht einjage,

„ich kann nicht anders. Du weißt wie ich „Dich und Julien liebe; Eure Achtung zu „verdienen, Eurer Gegenliebe werth zu seyn, „war der schönste Stolz meines Lebens. Aber „um beides zu erhalten, um meine eigne Selbst„achtung nicht zu verlieren, mußte ich fort, mußte „ich — zur Beschämung für mein graues Haar „sey es gestanden — mußte ich Julien flie„hen. Bedaure mich mein Sohn, denn es „ist hart, mit funfzig Jahren und ergrauen„dem Haupte, noch nicht vor der Gewalt „der Leidenschaft einen Hafen gefunden zu „haben. Bedaure mich, aber höre nicht auf „mich zu achten, denn dies Gefühl verdiene „ich noch. Ich kehre in den Orient zurück „und sehe Euch — Wehmuth versagt mir, es „auszusprechen — in diesem Leben nicht „wieder. Lebt wohl. Der Himmel segne „Euch, mir erhalte er Euer Andenken. Leb' „wohl Adolph und laß die rührenden Worte „aus der Romanze, die uns Julie vorgestern „Abend sang, meine letzten an Dich seyn:

„Grau ward das Haupt,
„Jung blieb das Herz,
„Ward Lieb' und Jugend uns geraubt,
„So bleibt um Beid' uns doch der Schmerz.

Dein Osmund.

Der Kummer der beiden Gatten war unbeſchreiblich. Nach Jahren noch zuckte die nur halbvernarbte Stelle ſchmerzlich, bei der leiſeſten Berührung. Der Himmel erfüllte Osmunds Wünſche, und ſchmückte ihr Leben mit den ſchönſten Segnungen. Aber auch im Glück klang der Ton eines leiſen Schmerzes durch, und bei jeder frohen Begebenheit folgte dem dankbaren Blick zum Himmel, ſtets der ſtille Seufzer: „ach, hätten wir nur ihn nicht verloren.“ — Nach zehn Jahren erhielten ſie durch ein engliſches Handelshaus eine Kiſte mit ſeinen Papieren und Effecten. Er war ſanft und mit der Erinnerung an ſie geſtorben.

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite	67	Zeile	2	l. fatale.
»	75	»	24	» miserabel.
»	82	»	22	» nun.
»	87	»	2	setze nach gedieh ein Komma.
»	87	»	3	l. plagte statt pflegte.
»	94	»	5	» gestanden st. gewesen.
»	96	»	15	» ha ha ha.
»	98	»	22	» Rukahwa.
»	101	»	23	» Verbrechersangst.
»	110	»	3	» studire.
»	116	»	1	streich etwas weg.
»	119	»	2	» das Komma nach lästerlich.
»	125	»	12	l. mußten.
»	128	»	3	» wackre statt welke.
»	130	»	20	setze nach Welt ein Komma.
»	138	»	26	l. Meinung statt Neigung.
»	139	»	26	setze nach potiori ein Komma.
»	141	»	2	» ein Ausrufungszeichen nach Weinkleid.
»	141	»	6	schalte nach wieder an ein.
»	141	»	7	setze ein Komma nach Sammthosen.
»	141	»	12	l. Canaillen.
»	142	»	27	» Teresa.
»	146	»	2	» Grüßten.
»	146	»	17	» Matadors.
»	147	»	3	» haha.
»	148	»	3	» Voglers.
»	154	»	3	» stärbe.
»	156	»	24	» extravagant.
»	158	»	2	setze vor Das zwei Häkchen und einen Gedankenstrich.
»	170	»	19	l. Ressourcen.
»	174	»	24	» Nur.
»	189	»	6	» Lampen statt Kampen.
»	210	»	14	» Nur.
»	219	»	25	» Etwa statt Eben.

Seite 224 Zeile 2 ſetze ein Komma nach würde und ein kleines d bei Dieſer.
" 229 " 15 ſchalte nach Gedankenflug um ihn ein.
" 230 " 9 ſtreich ſie weg.
" 231 " 9 ſetze einen Gedankenſtrich nach Sinn.
" 232 " 25 u. 26 ſtreich eintritt u. wieder weg.
" 233 " 15 ſetze nach Aufſchlageſylben ein Komma.
" 236 " 1 l. worin ſtatt warum.
" 236 " 9 " war.
" 237 " 22 " nur.
" 237 " 25 " wüßteſt.
" 239 " 1 " Perl's.

Bei mir sind folgende Schriften erschienen:

Jacobs, Fr., die Schule der Frauen oder Schriften zur Belehrung und Bildung des weiblichen Geschlechts. 7 Thle. 10 thlr.

Auch unter den besondern Titeln:

— Rosaliens Nachlaß 2 Thle. 4te Auflage. 2 thlr. 6 gr.

— Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Meinau. 2 thlr.

— Odo und Amanda nebst einem Anhange zerstreuter Blätter von Odos Hand. 2 Thle. 3 thlr. 8 gr.

— Renate an ihre Tochter; Mitgabe und Wiegengeschenk. 2 thlr.

— Die beiden Marien. 2 thlr.

Miltitz, K. B. v., Orangenblüthen. 3 Thle. 4 thlr.

— gesammelte Erzählungen. 2 Thle. 3 thlr.

Mittheilungen, in Verbindung mit Böttiger d. j., Bührlen, v. Fouqué, v. Houwald, Jacobs, v. Miltitz, Raupach, Suabedissen und Wellentreter, herausgegeben von Fr. Rochlitz. 3 Thle. mit Kupfern. 3 thlr. 12 gr.

Raupach, D. E., die Erdennacht, ein drammat. Gedicht in 5 Abtheilungen. 1 thlr.

— Die Freunde, ein Trauerspiel in 5 Akten 1 thlr.

— Die Gefesselten, dramat. Dichtung in 5 Abtheilungen. 1 thlr.

— Erzählende Dichtungen. 1 thlr. 8 gr.

— Die Königinnen, ein dramat. Gedicht in 5 Akten. 8. 1 thlr.

— Der Liebe Zauberkreis, ein dramat. Gedicht in 5 Akten. 21 gr.

Raupach, M. E., die Leibeigenen oder Iſidor und Olga. Trauerſpiel in 5 Akten. 1 thlr.
— Hirſemenzels, eines deutſchen Schulmeiſters Briefe aus und über Italien. 1 thlr. 12 gr.

Wer die 8 Werke von Raupach auf einmal zuſammen nimmt, erhält ſie für 5 thlr. 16 gr. Bei einzelnen Stücken bleibt aber der bisherige Preis.

Rochlitz, Fr., für Freunde der Tonkunſt. 2 Thle. 4 thlr.

In kurzem wird bei mir fertig:

Rochlitz, Fr., für ruhige Stunden. 2 Thle.

Carl Cnobloch.